GLOBUS

Digitized by Google

Digitized by Google

GLOBUS.

Illustrierte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von

Richard Andree.

Sechszigster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1891.

Der **„Globus"** erscheint viermal im Monate in Nummern von je zwei Bogen, reich illustriert und mit Kartenskizzen, zum Subskriptionspreise von 12 Mark pro Band. Vierundzwanzig Nummern bilden einen Band.

Vollständige Exemplare von Band 4 — 24 können, soweit der Vorrat reicht, zum Preise von 9 Mark pro Band durch jede Buchhandlung bezogen werden, Band 25 — 60 zum Preise von 12 Mark pro Band. (Band 1 — 3 fehlen gänzlich.)

Friedrich Vieweg und Sohn.

Digitized by Google

Globus.

LX. Band.

Digitized by Google

Globus.

Illustrierte
Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von

Richard Andree.

Sechszigster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1891.

Digitized by Google

G1
G5
v.60

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis des LX. Bandes.

Europa.

Deutschland und Österreich-Ungarn. Victor E. Hunt. Ein Jubiläum der deutschen Kartographie 4. 174. Mit der ältesten Karte Deutschlands als Sonderbeilage zu Nr. 1. Volkszählung in Luxemburg 15. Rühr, Die deutschen Bundfandbringebiete 31. H. Schurtz, Die Pässe des Erzgebirges 32. Fr. Krauß, Alte römische und keltische Wegerste in Bayern 45. Ruhrt, Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa 46. Präsdehalt, Der Thüringerwald 47. A. Rothpletz, Das Karwendelgebirge 47. W. Meisel, Das Grabertuch von Reichertshaft in Bayern, Mit Abbild. 49. B. Stehle, Vom Dollenberg nach Naters im Unterelsaß. Mit Abbild. 51. F. Gruß, Das Klima Helgolands 77. Die freie und Hansastadt Lübeck 78. Witte, Zur Geschichte des Schlosses Lothringen 79. Fr. von Hellwald, Die Halbinsel Istrien 81. J. Hoops, Arabischer Bericht aus dem 10. Jahrh. über deutsche Städte 103. Volkszählung und Muttersprache in Ungarn 112. Schlattner, Die Anhedelungen am Bodensee 126. Sievers, Zur Kenntnis des Laumus 127. A. Stolbin, Aus Fürstentum Kaunian 215. 232. 246. Tr. Urbom, Slowenische Forschungen über Tirol 220. V. Hilberbrand, Die deutschen Sechsten 225. Bezler, Die Ortsnamen des Kreises Teltow 270. Franz Kraus, Zur Hydrographie des Kartes 295. A. Sauer, Ursachen der Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes. Mit Abbild. 297. Die Völker an der Elbe 300. Die Familiennamen der Hohenzollern 301. P. Stehle, Grausthal und Wichtenberg im Elsaß. Mit Abbild. 307. Clippenkirche Lippenmeier 334. Kontrollstation und Ausstellung in Berlin 351. Zur Kennzeichnung der Teutschen 352. Ertrag des Kartoffelbaues in Tirol 368. Ungleiche Vermehrung der Nationalitäten in Österreich 384.

Großbritannien, Niederlande, Belgien, Schweiz und Skandinavien. Johan Winkler, Friesland, Friesen und friesische Sprache in den Niederlanden. Mit einer Sprachkarte 17. 36. 53. 73. 84. Andree, Die deutsch-romanische Sprachgrenze im Schweizer Jura 125. Tr. Jensus Irlands 123. Bevölkerung der Kanal-Inseln 176. Göginger, Die romanischen Ortsnamen des Kantons St. Gallen 223. Die Westküste Irlands. Mit Abbild. 269. Die baltische Nordküste Irlands. Mit Abbild. 371. Sprachverschiebungen in der Schweiz 381.

Frankreich, Italien, Spanien und Portugal. Franz Kraus, Der Schlund von Podirac. Mit Abbild. 40. Joh. Höfer, Korsika. Mit Abbild. 113. 131. Die Einwohnerzahl Frankreichs 160. Der Tempel in Pisa. Mit Abbild. 186. Tevilla und Chorzabeb mit Karte 265. Moderne Herden im nördlichen Italien 285. Tr. Ermlina, Die Marbogen Sudsiziliens. Mit Abbild. 337. G. E. Fritzsche, Der unterseeische Pulsantrieb von Pantellaria 361. Die Höhe des Montblanc 352. Die Mündung der Gironde und ihre Änderungen 366.

Europäisches Rußland und die Balkanhalbinsel. Erösterung des Ebruß durch Pontushöhe 16. Sresnewskij, Die Schneeverwehungen auf den Ackerfeldern in Rußland 62. Erforschung der Halbinsel Kola 80. Die Juden in Russisch-Polen 15. Die Bland-Juden 179. Die Unterschiedlichkeit Rußlands 124. Die Bevölkerung Serbiens 176. A. Philippson, Der Peloponnes 190. W. Götz, Das landschaftliche Gemachtige. Mit Karte und Abbild. 241. Übergangsen in Rußland 288. Die Ewerschiedlichkeit der Kulturländer 335. Neue russische ascographische und hydrographische Literatur 356. Die Ölfelder des Kaukasus 351.

Asien.

Asiatische Türkei, Iran und Arabien. Von der Eisenbahn Jaffa-Jerusalem 10. C. Mischer, Bodenbildungen über der Insel Samos 326.

Asiatisches Rußland. Das Gebirgsland an Kleinau und Witim 170. Gold im Gebiete von Jenisseisk 222.

Britisch-Indien. Emil Schmidt, Ein Ausflug in die Khasimalai-Berge (Südindien). Mit Abbild. 1. 26. Hobsons Erforschungen in den Quellflüssen des Irawadi 15. Zunahme der Bolkszisten in Indien 16. Der Tschogos-Archipel 112. Die Sandelholzbäume in Indien 128. Katholische und evangelische Missionen in Indien 190. Der Schutzstaat Kolonialfläche 175. Verbreitung unter den indischen Mattenflechtern 175. Verd Lamington's Reise in den Schantoaten 205. Die indische Kautschukausfuhr 1889. 205. Die kupferreichen Ablagerungen in Indien. 207. Wetterschiedliche Felsenbilder in Südindien 228. G. Goetze, Die Pflanzenwelt von Britisch Beludschistan 248. Widdulph's Reise durch die Hertische Salzwüste. Mit Karte 364.

Hinterindien. H. Seidel, Der König von Annam. Mit Abbild. 167. H. Seidel, Handel und Wandel in Kambodja (Tongking). Mit Abbild. 355.

Indonesien und Philippinen. Ten Kates Reise auf Timor 112. Der Tabakbau in Deli 143. Jitermans Zug durch Sumatra 144. Die Sakit-Kanaes 154. Wölken über das Gebrecht auf Sumatra 157. Schumper, Die indonesische Steinsprache 222. Handel in Britisch Nordborneo 224. L. W. Wirth, Religiöses Anthanguen des Bolaki. Mit Abbild. 289. 349. Entwickelung Sarawaks 304. Die zweite Tuchausrüstung von Pleret 317. Aberglauben der Javanen 336. Archäologischer Karte von Java 336. F. Blumentritt, Die Moros der Philippinen 369.

Chinesisches Reich. Die Spielwut der Chinesen 14. Opium als Kleingeld 89. Tod Grab des Kaisers Yung-Lo 160. A. Wrantel, Die Ansichten der Antipoden in China 153. A. de Groot, Die Hochzeitsfeierlichkeiten einer Chinesin. Mit Tafel 181. Antliche Expedition nach den Quellgebieten der Mongolei 265. A. Grunzel, China als touristischer Transitlang 304. Die Engländer in China 271. Pumpelly's Reise im Innern von 1865. Chinesische Hygienevorschriften gegen die Pocken 384.

Japan und Korea. W. Kobelt, Neue Forschungen über Korea 105. Die Bulkanmassive der Insel Quelpart in Korea 224. Erdbeben von Gifu in Japan 383.

Afrika.

Allgemeines. Prof. W. Götz, Die Erholung des Gebirges in Afrika 33. Schweicher, Afrikanische Sprachvergleichung 78. A. Andree, Die Masken in Afrika mit Abbild. 212. Sievers, Landeskunde von Afrika. Mit Abbild. 300.

Nordafrika und die Sahara. La Martinière in Marokko 16. Die Insel Perregil (Marokko) 64. Neue Ortsnamen in Algerien 96. W. Kobelt, Ghardaia und die Mozabiten. Mit Abbild. 227. Eine „Zwergrasse" in Marokko? 240. Tr. A. Sauer, Das Tefla des Rif. Mit Karten 276.

Senegambien und Nigerlande. L. G. Bingers Reise vom Niger zur Oberguineaküste. Mit Abbild. 9. 21. Erforschung des Kebbi-Benuë. 192. H. Seidel, Ausbreitung der französischen Herrschaft im westlichen Sudan. 268. Expedition der englischen Nigergesellschaft nach Kuka 224. Grenzen der französischen und englischen Besitzungen in Westafrika 334.

Obergninea und Kamerun. Entdeckung des „Sodenice" in Kamerun 15. Plateau land 15. Französische Annektierung in Obergninea 16. H. Seidel, Die Völkerbewegung in Kamerun 139. Eine Gesundheitsstation im Kamerungebirge 158. Tobinsons Reise im Hinterlande des Nigerdelta 255.

Niederguinea, Kongostaat, Portugiesisch-Westafrika. A. Sharpes Reise nach

Digitized by Google

Katanga 14. Weitere Erforschung des Uelle 96. Der Kratersee Tschafa am Kilimandscharo 96. Zur Geschichte der Expedition Cramptels 140. Klima von Bangala am Kongo 267. H. Hartert, Ein Besuch bei den M'Pangwe am Muni 269. Fourneau Reise vom Ogowe zum Kongo 284. Thomson am Bangweolosee 303. Die Kupferwerke in französisch Kongo 368.

Südafrika. Die Goldgräber im Matebeleland 48. Dr. H. Schinz' Reisen in Deutsch-Südwestafrika. Mit Abbild. 109. Statistik der evangelischen Missionen in Südafrika 144. Die Ruinen von Simbabje 159. Kleinschmidt, Die Lage in Deutsch-Südwestafrika 191. P. H. Brincker, Südafrikanische Etymologien 206. Südafrikanische Eisenbahnen 208.

Ostafrika, Abessinien, Ostsudan. H. Seidel, Das englisch-portugiesische Grenzabkommen 44. Die englische Mission in Uganda 48. Emin Paschas 64. Retterhold, Suaheli-Trogsonan 126. Kulturfortschritte in der Kolonie Kamerun 128. Die russische Expedition nach Abessinien 143. 256. Einteilung der deutsch-afrikanische Küste 159. Kulturforschritte in Deutsch-Ostafrika 224. Deutsche Expedition zum Victoria Nyansa 240. Kapitän Lugard in Uganda 240. Dr. C. Baumann, Usambara und seine Nachbargebiete 270. Eisenbahn von Mombas nach dem Innern 271. Schynses Reise am Viktoria Nyansa 306. Expeditionen zum Viktoria Nyansa 303. H. Seidel, Land und Leute in Ukuhá 315. Oskar Baumanns Reise nach Ostafrika 319. Die Landschaft Ugaden im Somalilande 319. Ethnographie des afrikanischen Ostsporns 335.

Amerika.

Britisch-Nordamerika u. Alaska. Die portugiesischen Entdeckungen an der Nordwestküste Amerikas 16. Amerikanische Expedition nach Labrador 63. 255. Jenjus des Dominion of Canada 191. A. Jakobsen, Nordwestamerikanische Totempfeiler. Mit Abbild. 193. Tanquans Geologie von Neu-Schottland 302. Russells Ersteigung des Mount Ghoh 302. Die Nobbenjagd im Beringmeere 305.

Vereinigte Staaten. Kritik des amerikanischen Greistestebens 14. A. S. Gatschet, Cryganische Märchen 57. Die südliche Bevölkerung in den Vereinigten Staaten 96. Die Bewässerungsverhältnisse im südlichen Kalifornien 112. C. Steffens, Seebildung in der Coloradowüste. Mit Karte 137. 266. Die Einwanderung in den Ver. Staaten seit 1820. 141. C. Schmidt, Neue Forschungen über den paläolithischen Menschen in Nordamerika 156. Höhlen in Oregon 191. Verteilung der Unionsbevölkerung nach der Höhenlage 192. Geologische Geschichte des Chiosinsees 206. Kohtenreichtum des Staates Washington 208. Die Aumoolinsel (Alaska) 256. Meerschaumlager in Neu-Mexiko 304. Jahnender Sand in Kansas 319. Gliffweiler in den Mogollonbergen 335. Mounds ausgrabungen in Ohio 352. W. J. Hoffman, Ein Besuch bei den Chippewa 363. J. Höfer, Zurückweichen des angelsächsischen Elements in Nordamerika 382.

Mexiko u. Mittelamerika. Lumholtz' Reise zu den Cliffdwellers 15. M. Uhle, Costaricanische Schmuckgeräte aus Gold und Kupfer. Mit Abbild. 163. Die Amerikaninsulaner in Nicaragua 272. Der Bulkan Poas in Costarica 272. Altmexikanischer Federschild in Ambras 320.

Westindien. Die John Crow Berge auf Jamaica 256. Dr. E. Krause, Die westindische Insel Barbados 273.

Südamerika. Entscheidung des Grenzstreites zwischen Venezuela und Kolumbien 15. Die transandine Eisenbahn 63. Die Quellen des Rio Nicaragua 96. A. Seidel, Die heutigen Objete in Guayana. Mit Karte 66. H. Coudreaus Reisen in Guayana 96. Chr. Rufser-Aspurt, Padre Nemesius Reise in der botokudischen Provinz Gaupolican 97. Pechmann, Deutsche Einwanderer in Rio Grande do Sul 124. Die Indianerstämme Guayanas 175. H. v. Ihering, Geschichte der Ureinwohner von Rio Grande do Sul 177. 194. G. Schultz, Ein Besuch auf den Falklandinseln. Mit Abbild. 183. Die Juden in Surinam (Holländisch-Guayana 304. J. J. v. Tschudi, Kulturhistorische Beiträge zur Kenntnis des alten Peru 317. Tschudi-Klagna 319. Die Küsten von Guayana 320.

Australien und Ozeanien.

Das Festland. Greffrath, Die Gibersche Expedition im westlichen Zentralaustralien 31. 380. Geistesstrukturen unter den Australnegern 160. Oreffrath, Die austral. Eisenbahnen 176. Neu Nursia, die Kolonie der weltausstralischen Eingeborenen 192. Die ehemalige Verbindung zwischen Australien und Neuseeland 288. A. Andree, Die Australneger Queenslands. Mit Abbild. 325. Die Viehzeuchen in Queensland 335. Dr. A. Bollmer, Der weite Westen von Neusüdwales 577.

Die Inseln. Die Chathams-Inseln 64. Besiedelung des Mount Hule in Neu-Guinea 80. Dr. Th. Prieder, Die gegenwärtige Lage der Maori auf Neuseeland. Mit Abbild. 80. Negative Strandverschiebungen im westlichen Pacific 143. R. von Lendenfeld, Der Ausbruch auf Neuseeland. Mit Abbild. 154. Totemismus auf den Salomonen 160. Tobalbau in Deutsch-Neu-Guinea 207.

Polargebiete.

H. Martens, Die dänische Expedition nach Ostgrönland 13. 383. Trygattilis Forschungsreise nach Westgrönland 15. 288. Pearys arktische Expedition 63. 191. Das Zurückweichen der Nordgrenze der Gistmeer 111. Eine Frau als Nordpolentdeckerin. Mit Bildnis 128. Ursprung der Flora Grönlands 208. Nostilewo Überwinterung auf Nowaja Semlja 239.

Hydrographie. Ozeane.

Die größten Tiefen im Mittelmeere 48. 319. Das Sargassomeer 94. C. Steffens, Seebildung in der Koloradowüste. Mit Karte 137. Tsunami See 192. Sambo und Oparbahn. Mit Karte 265. Tiefseelotung im Indischen Ozean 288. Prof. O. Krümmel, Die Hauptlinien der natürlichen Seehäfen. Mit Karten 321. 342. Die Mündung der Gironde und ihre Änderungen 366.

Meteorologie und Mathematische Geographie.

Steinmetzki, Über Schneeverwehungen auf den Eisenbahnen in Rußland 62. Dr. Gruß, Das Klima Helgolands 77. G. Gruß, Einfluß des Waldes auf die periodischen Veränderungen der Lufttemperatur 126. Magnetische Anomalien 159. Verwertung der Photographie für Kartendarstellungen 204. Das Klima von Bangala am Kongo 267. Über tunnliche Regenerzeugung 287. Geschichte der Schwankungen der Abweichung 333. Sind die Winter im Norden wärmer geworden? 367. Die Grabwerfung des Erdstoffmes 368.

Geologie.

E. Küster, Die deutschen Bunsandsteingebiete 31. Franz Kraus, Der Schlund von Padirac. Mit Abbild. 40. H. Pröschold, Der Thüringerwald 47. A. Rothpletz, Das Alpenrandgebirge 47. Gold im Matebeleland 48. Geologisches aus Kela 89. Sieberts, Zur Kenntnis des Taunus 127. Sievert, Negativ Strandverschiebungen im westlichen Pacific 143. Cohen, Über die Alandsinseln 159. R. v. Lendenfeld, Der Ausbruch auf Neuseeland. Mit Abbild. 151. Intergletschzeit in Rußland 175. Das Gebirgsland an Ostlima und Batina 176. Philippson, Der Peloponnes 190. Geologische Geschichte des Chiosisees 206. Gold in Korea 224. Gletscher der amerikanischen Westgebirge 271. Gold in Semiretschensk 272. Der Vulkan Poas 272. Ehemalige Landverbindung zwischen Europa und Amerika 272. Die Westküste Irlands. Mit Abbild. 289. Dr. H. Sauer, Das Teite des Nil. Mit Karten 276. Ehemalige Verbindung zwischen Australien und Neuseeland 288. H. Sauer, Ursachen der Oberflächenformen des norddeutschen Flachlandes. Mit Abbild. 292. Dawsons Geologie von Neu-Schottland 302. Meerschaumlager in Neu-Mexiko 304. Tönender Sand in Kansas 319. G. E. Fritzsche, Der Vulkanbau von Panelleria 351. Die Gletscher des Kaukasus 351. Beziehungen zwischen der Höhe der Vulkane und ihrer Entstehung 367. Die Kupferwerke in französisch-Kongo 368. Die halotische Nordküste Irlands. Mit Abbild. 371. Das Erdbeben von Gifu in Japan 383. Böhmische Granaten 384.

Botanik und Zoologie.

Prof. W. Göh, Die Erhaltung des Eisenten Arktos 33. Wallace, Der Tarwinismus 94. Der Sargassotang 94. Ursprung der Flora Grönlands 208. Verbaltnis der Moosansiedlung von Sumpf zu der des Mittelmeeres 304. Die Biber an der Elbe 303. Die Nobbenjagd im Beringmeere 305. Pfeffer, Erbgeschichtliche Entwicklung der jetzigen Verbreitung unserer Pflanzen 332. Die Amerika-Fichte der Ballanhalbinsel 335. G. Gaeze, Die Pflanzenwelt von Britisch-Beludschistan 348. Ein botanischer Garten im Hochgebirge 368.

Anthropologie.

L. Wilser, Anthropologie und Geschichte 110. A. Neuhauß, Zur Kenntnis des

Digitized by Google

Zwergwuchses. Mit Abbild. 145. Farbenblindheit bei Indianern 301. G. Schultheiß, Rasse und Volk 327. Die Vererbung des Zwergwuchses 335.

Urgeschichte.

War der vorgeschichtliche Mensch linkshandig? 48. Dr. M. Wrigel, Das Grabfeld von Reichenhall. Mit Abbild. 49. R. Andree, Vorgeschichtliche Spielzeige. Mit Abbild. 76. Das archäologische Museum in Philadelphia 127. C. Schmidt, Neue Forschungen über den paläolithischen Menschen in Nordamerika 156. Heimat der Bronze 208. Vorgeschichtliche Felsenbilder in Südindien 248. Dr. W. Fischer, Der Weg des steinzeitlichen Bernsteinhandels 268. Dr. Gremling, Die Ausgrabungen Sardiniens. Mit Abbild. 337.

Ethnologie und Ethnographie.

Th. Achelis, Alb. Herm. Post 65. M. Winternitz, Zur Geschichte der Ehe 129. 148. 166. Willem, Das Gebrechen in Südsumatra 167. Totemismus auf den Salomonen 169. P. v. Stenin, Das Gewohnheitsrecht der Samojeden 170. 186. Der Geschmack außereuropäischer Völker 272. Die Juden in Russisch-Polen 15. Joh. Winkler, Friesland. Eigenart und friesische Sprache in den Niederlanden. Mit einer Sprachkarte 17 ff. Rabrer, Verbreitung der Deutschen in Europa 46. Dr. Th. Preiser, Der gegenwärtige Lage der Maori auf Neuseeland. Mit Abbild. 90. Das Zurückweichen der Nordgrenze der Eskimos 111. J. de Groot, Die Hochzeitslieder einer Chinesin. Mit Taf. 181. Die verlorenen zehn Stämme Israels 165. H. v. Ihering, Geschichte der Kreinwohner von Rio Grande do Sul 177. K. Andree, Die Moskos in Afrika. Mit Abbild. 212. A. Jacobsen, Nordwestamerikanische Totempfeife. Mit Abbild. 253. H. v. Wlislocki, Handarbeiten der ungarischen Zeltzigeuner. Mit Abbild. 278. C. W. Pleyte, Die religiösen Anschauungen der Batoks. Mit Abbild. 289. 310. Die Nasenflöte 334. F. v. Hellwald, Die Gleichheit der Menschen im Lichte der Wissenschaft 339. 360. Der Völkergedanke im Ornament 352. A. H. Post, Über einige Hochzeitsbräuche 354. Beer und Hopfen in der Völkerkunde 383.

Volkskunde (Folklore).

Boas, Über Verbreitung der Märchen unter den Eingeborenen Nordamerikas 48. Gastfrei, Oregonische Märchen 57. Kaarle Krohn, Mann und Fuchs, vergleichende Märchenstudien 70. Der Sternhimmel bei den Finnen 118. Der jüdische Festtanz 128. Dr. Satti-Kanoo im Indischen Archipel 154. Der Eidechsenglauben bei den Malayo-Polynesiern 157. Eine Maisländer Hexengeschichte 1894. 174. Altägyptische Schöpfungsgeschichte 256. Dr. Goldziher, Tagewählerei bei den Mohammedanern 257. B. W. Segel, Jüdische Volksmärchen 283. 296. 313. Moderne Heiden im nördlichen Atlas 286. Abregläuben in Rußland 288. Der Kuckuck im Volksglauben auf Madagaskar 334. Aberglauben der Javanen 336.

Sprachliches.

Joh. Winkler, Friesland, Friesen und friesische Sprache in den Niederlanden. Mit einer Sprachkarte 17 ff. Schricker, Afrikanische Portraitlisten (Afrikanische Sprachvergleichung) 78. Die Sanskritstudien in Indien 123. Andree, Die deutsch-französische Sprachgrenze im Schweizer Jura 125. Reitelstadt, Suahelidragoman 126. P. H. Brincker, Südafrikanische Etymologieen 206. Dr. Grabow, Slowenische Forschungen über Tirol 220. Die Bedeutung der tschechischen Sprache 303. Sprachverschiebungen 381.

Biographieen. Nekrologe.

Richard Schomburgk † 16. R. D. Alexich † 16. Josef Jingerle † 16. Französische Ehrung für Adolf Schlagintweit 44. Adolf Bastian 45. Denkmal für Gustav Nachtigal 63. R. H. Major † 64. Albert Hermann Post von Th. Achelis 65. Dr. Otto Tischler † 80. T. G. Brinton. Mit Bildnis 104. Frau Josephine Turbiski-Pearn. Mit Bildnis 128. Dr. R. Fritzsch † 144. Rajendralala Mitra † 144. Schaulen J. Mentorf 144. Mrs. French Sheldon, die Afrikareisende 191. J. D. E. Schmeltz, G. A. Wilken †. Mit Bildnis 193. R. Brunhuber, Zu Bischofs 70. Geburtstage. Mit Bildnis 235. M. Burdenfelot † 256. W. Ferrel † 256. Denkmal für General Faidherbe 256. J. E. Polak † 287. Dr. R. Reckmij † 288. Georg Rosen † 334.

Verkehrswesen.

Eisenbahn Jaffa-Jerusalem 16. Die transandine Eisenbahn 63. Die Eisenbahnen der Erde 1830—1889 140. Greifrath, Australische Eisenbahnen 176. Südafrikanische Eisenbahnen 207. Eisenbahnen in Japan 224. Eisenbahn von Mombas nach dem Innern Ostafrikas 271. Eisenbahn in Tonking 288. Dr. J. Hoops, Neue Straßen des Weltverkehrs 298.

Missionen.

Statistik der evangelischen Missionen 175. Zunahme der Katholiken in Indien 16. Englische Mission in Uganda 48. Mission Karema 128. Evangelische Missionen in Südafrika 144. Katholische und evangelische Missionen in Indien 159. Westaustralische Kolonie New Norsia 192.

Karten.

Nicolaus Cusanus, Germania. Die älteste Karte von Kurlschland 1491, Sonderbeilage zu Nr. 1. A. Supan, Die streitigen Gebiete in Guayana (1:10000000) 60. Joh. Winkler, Die Sprachverhältnisse in den nördl. niederl. Provinzen (1:1200000) 85. Der neue See in der Coloradowüste (1:1350000) 138. W. Götz, Gebirgsline zwischen Ems und östlicher Morava (Serbien) 242. Die Straße von Messina (1:300000) 266. Die Nilmündung von Rosette in vier Tartenblättern (1:200000) 277. Karte von Eberburg 322. Porto Grande (St. Vincent) 323. Sta Isabel (Fernando Poo) 323. Tofito Hafen der Colombetes 323. Hafen von Malta 325. Das heutige Alexandria 342. Das heutige Tyrus 343. Das heutige Sidon 343. Das Libyer Tief 344. Die Einmündung von dem 13. Jahrh. 345. Der Einmündung um 1500. 345. Die Einmündung um 1890. 346.

Abbildungen.

Europa. Eingang in den Schlund von Podrac (Frankreich) 40. Innres des Schlundes 41. Tropfsteinbarren im untreridischen Flußlauf desselben 42. 43. Die Heidenmauer am Odilienberg. Elsaß 68. Die Klosterkirche zu Maursmünster 70. Alter Haus Hahern 71. Calaccucia mit dem Monte Cinto (Korsika) 115. Der Monte d'oro (Korsika) 116. Die Catanchensstraße (Korsika) 117. Mann von Catasima (Korsika) 132. Bonifacio (Korsika) 133. Ghisoni (Korsika) 134. Weiße Rüben auf Korsika 135. Felmen von Kouria (Korsika) 136. Bronzeschür im Dom zu Pisa 198. Der Domplatz zu Pisa 200. Innres des Domes zu Pisa 201. Bronzelampe im Dom zu Pisa 202. 203. Der Jhordurchbruch am Westfuße des Kopaonik 244. Serbische Karauia 245. Ansichten von der Westküste Irlands 260 ff. Granitrandsäcker bei Kamen 293. Ortrölling von Neu-Kosow bei Stettin 293. Lichtenberg im Untererzgeb. 307. Graufthal im Unterelsaß 308. Trachten im Unterelsaß 309. Ausgang von Torralba (Sardinien) 338. Durchschnitt eines Kurhagen 339. Basaltbuhlagen an der Nordküste Irlands (4 Abbild.) 372 ff.

Asien. Die Bellingangri-Berge. Südindien 3. Die Anaimalai-Berge. Südindien 3. Kabertsau aus Salamadh 28. Walzer aus Serlarapang 28. Tongkhanh, König von Annam 168. Chinesisches Brautkostüm. Tafel zu Nr. 12. Religiöse Gegenstände und Amulete der Bataks 289. 312. Kalkspatkegel in Kelo (Tongking) 356. Ansicht von Ram-dinh 358. Drogenhandlung in Ram-dinh 359. Kohlenlänger in Ramdinh 360.

Afrika. Heim aus Katoa 9. Hochhirn in Umuloho 10. Eingeborne aus Lera 11. Bleicher in Lobogwire 21. Ansicht von Khong 21. Das Tort Garbuga 25. Hausdächer der Bobo-Fing 26. Quer- und Längenprofil durch Deutsch Südwestafrika 101. Tafelberg in Deutsch-Südwestafrika 102. Abfall des Tschirubgebirges in Groß-Namaland 102. Herrerotrauen in Felltracht 103. Ansiedlungsstraße 212. Umzug der Du 213. Der maskirte Häuptling der Ganguela 213. Der Mosso Weiß Nr. 214. Ein Mosobelle 227. Ansicht von Gbardoja 228. Friedhof bei Gbardoja 230. Fiehdrunnen bei Gbardoja 231. Kap Gardafui 301. Bemannung an der Guineaküste 301.

Amerika. Cosaricanische Schmuckgeräte aus Gold und Kupfer 164. Strumstrom auf den Fallandinseln 184. Tussedhaus auf den Fallandinseln 185. Totempfeiler der Klinsiten 253. 254. Eingang der Bai von Rio de Janeiro 343.

Australien und Ozeanien. Maoristrom mit tattowiertem Arm 90. Maorihaus 91. Maori aus dem Kings Country 92. Alte Maorihotzschnitzerei 93. Der Ballan Maorpha. Neuseeland 152. Mann und

Digitized by Google

Frau aus Queensland 326. Botenstöcke aus Queensland 327.

Geologisches. Abbildungen aus dem Schlunde von Padirac (Frankreich) 40 ff. Tafelberge im Trans-Südwestafrika 102. Steinstrom auf den Falklandinseln 181. Ansichten von der Westküste Irlands 290 ff. Granitrundhöcker bei Kamerun 293. Gerölltypen von Neu-Ruppin bei Stettin 293. Basaltbildungen vom Giants Causeway (Irland) 4 Abbild. 372 ff.

Urgeschichte, Anthropologie, Völkerkunde. Schnallen und Beschläge aus dem Gräberfelde von Reichenhall 50. Ketten, Fibel und Schmerl daher 52. Bemalte vorgeschichtliche Spektakel von Mas d'Azil 76. Dolmen von Caurin (Korsika) 136. Schädel des Zwerges Jakob Maier 146. Die Zwergin Sophie Petersen 147. Die Zwergin Anna Ulrich 147. Handarbeiten der ungarischen Zeltzigeuner (17 Figuren) 289. Manul Mamut (Sumatra) 290. „Kleid der Seele" (Sumatra) 291. Religiöse Gegenstände und Amulette der Balaks 312. Ruthogen von Terralba (Sardinien) 338. Durchschnitt eines Ruthogen 339.

Bildnisse. Dr. T. G. Brinton 101. Frau Josephine Diebitsch-Peary 128. G. A. Müller 193. Rudolf Virchow im Jahre 1849, 225.

Bücherschau.

Baumann, O., Usambara 270.

Bester, M., Ortsnamen des Kreises Fordoch 270.

Brose, Repertorium der deutschen Kolonialliteratur 333.

Chlingensperg, M. v., Gräberfeld von Reichenhall 49.

Culin, The Gambling Games of the Chinese in America 14.

Dawson, W., Geology of Nova Scotia 302.

Fisch, Tropische Krankheiten 127.

Friederichsen, L., Die deutschen Seehäfen 223.

Gore, G., Geodesy 287.

Göbinger, W., Die romanischen Ortsnamen in St. Gallen 223.

Günther, S., Physikalische Geographie 366.

Haarmann, G. H., Tabakbau in Deli 143.

Jannsen, J., Das Delta des Nil 277.

Krohn, R., Mann und Fuchs 79.

Küster, H., Die deutschen Buntsandsteingebirge 31.

Lehmann, R., Das Kartenzeichnen im Unterricht 32.

Lübeck, Die freie und Hansastadt 78.

Merkel, Fr., Jacob Henle 287.

Nobert, O., Karte der Verbreitung der Deutschen 46.

Nettelbladt, F. von, Suaheli-Dragoman 126.

Opin und Polakowsky, Maya de Chile 383.

Partsch, J., Philipp Clüver 142.

Pfeffer, G., Verbreitung der Tiermelt 232.

Philippson, A., Der Peloponnes 180.

Pröscholdt, O., Der Thüringerwald 47.

Ratzel, F., Anthropogeographie II. 142.

Richter, E., Schwankungen der Alpengletscher 333.

Rothpletz, A., Das Karwendelgebirge 47.

Schumper, A. F. W., Die indo-malaiische Steandsbora 222.

Schinz, H., Deutsch-Südwestafrika 100.

Schlatterer, A., Die Ansiedelungen am Bodensee 126.

Schleicher, A. W., Arktische Petrefakten 78.

Schurz, H., Die Pässe des Erzgebirges 32.

Sievers, W., Zur Kenntnis des Taunus 127.

Sievers, W., Afrika 300.

Strehl, Strandverschiebungen im Pacific 143.

Syed Ameer Ali, Life of Mohammed 332.

Tschudi, J. J. v., Zur Kenntnis des alten Peru 317.

Wahnschaffe, F., Norddeutsches Flachland 292.

Wallace, A. R., Der Darwinismus 94.

Wilken, G. A., Ehe- und Erbrecht in Sumatra 157.

Witte, H., Zur Geschichte des Deutschtums in Lothringen 79.

Zimmerli, F., Die deutsch-französische Sprachgrenze im Jura 125.

Mitarbeiter.

Achelis, Th. 65.

Andree, R. 47. 77. 79. 125. 212. 270. 319.

Blumentritt, F. 369.

Brincker, H. H. 296.

Bürchner, L. 186. 375.

Bürkli-Wyß, F. 175.

Carlsen, F. 79. 332.

Crumling 357.

Fischer, W. 268.

Fritzsche, O. E. 351.

Gaßchet, A. S. 57.

Goetz, E. 348.

Götz, W. 33. 241.

Goltzpfer, J. 257.

Grabow 220.

Grefstath, H. 31.

Groot, J. M. H. 181.

Grunzel, J. 153. 264.

Gruß, G. 78.

Günther, S. 287.

Hartert, O. 296.

Helmolt, F. v. 81. 339. 360.

Höler, J. 113. 131. 382.

Hoffman, W. J. 363.

Hoops, J. 113. 142. 223. 248.

Ihering, H. v. 177. 194.

Jacobsen, A. 253.

Kiesing, C. 137.

Kinkelin, F. 127.

Kleinschmidt 161.

Kobelt, W. 105. 227. 333.

Kraus, F. 40. 285.

Krause, E. 273.

Krauß, F. S. 45.

Krämmel, O. 321. 342.

Martens, H. 13.

Müller, Friedrich 78. 126.

Neuhauß, R. 145. 225.

Nußer-Asport, Chr. 97. 119.

Pechmann 134.

Petzold, P. 32.

Pleyte, C. W. 289. 310.

Potolowsky, H. 143.

Post, A. H. 353.

Procher, Ch. 90.

Regel, F. 47.

Röll, J. 224.

Ruge, S. 4. 174.

Sauer, A. 32. 47. 276. 292. 334. 367.

Schlagintweit, E. 44.

Schmelz, J. D. E. 194.

Schmidt, Emil 1. 26. 157.

Schultheiß, O. 32. 142. 158. 327.

Schulz, O. 183.

Seidel, A. 60. 205. 223. 383.

Segel, W. 29. 283. 296. 313.

Seidel, H. 9. 21. 139. 167. 203. 248. 284. 317.

Sievers, W. 143.

Steffens, C. 137.

Stehle, B. 68. 271. 307.

Stenin, P. von 170. 186.

Uhle, M. 163.

Vollmer, A. 377.

Weigel, M. 49.

Wilser, L. 110.

Winkler, J. 17. 36. 53. 73. 84.

Winternitz, M. 124. 148. 166.

Wittbeck, H. v. 278.

Zechlin, 215. 232. 246.

Druckfehler im LX. Bande.

Seite	107,	Spalte	2,	Zeile	38	lies	Japaner	statt Chinesen.
„	150,	„	1,	„	31	„	ist vor	jus primae noctis „dieses" einzufügen.
„	166,	„	1,	„	50	„	„alte"	statt ale.
„	32,	„	2,	„	8	von	unten	ist Fergamna zu streichen.
Seite	142,	Spalte	1,	Zeile	36	lies	Nun	statt Nur.
„	158,	„	1,	„	63	„	capitis	statt capitio.
„	158,	„	1,	„	66	„	ayak	statt onak.
„	295,	„	1,	„	18	„	40 m	statt 400 m.

Digitized by Google

Bd. LX. **Globus.** Nr. 1.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Ein Ausflug in die Anaimalai-Berge (Südindien).

Von Emil Schmidt. Leipzig.

I.

Das Berggerüst des Dekhan bildet ein dreiseitiges Hochplateau, das an seinem West- und Südostrand, den Ghats, steil abfällt, und dem westlich nur ein schmaler Saum, östlich eine weithin gedehnte Fläche ebenen Landes vorgelagert ist. Der Abbruch dieser zentralen Tafellandscholle ist in den West-Ghats im ganzen regelmäßiger, steiler, an dem weniger jähen Ostabfall dagegen unregelmäßiger gebrochen, zerklüfteter, auch tauchen auf dieser Seite aus der vorliegenden Ebene größere und kleinere steil aufragende Horste in großer Anzahl auf, stehen gebliebene Reste eines in geologischen Botzeiten gleichmäßig hohen Landes.

Da, wo unter 11° nördl. Br. die Ost- und Westränder des zentralen Hochlandes zusammentreffen, erhebt sich wie ein Eckpfeiler das Plateau der Nilgiri-Berge, das südwärts wenige geographische Meilen weit einige tektonisch stark zerrissene Ausläufer bis zur Breite der gleichnamigen Hauptstadt des Distriktes Coimbatore aussendet.

Verfolgt man die Oberflächengestalt Südindiens von hier noch weiter südlich, so begegnet man sofort einem merkwürdigen, von Ost nach West verlaufenden Einbuchtthal, der 32 km breiten Pforte von Palghat, die den Zusammenhang des südindischen Gebirgssystems schroff unterbricht. Es ist ein breiter, bequemer Verbindungsweg zwischen Ost und West, an seinem höchsten Punkt kaum 300 m über dem Meere erhöht, offen für den Verkehr, der, wie mehrfache Münzenfunde aus Augustus- und Tiberius' Zeit zeigen, schon im Altertum dieser wichtigsten Handelsstraße folgte, und den heute die südliche Verbindungseisenbahn zwischen beiden Meeren benutzt, offen auch für die herrschenden Winde des SW- und des NO-Monsuns, von welchen der erstere im Hochsommer feuchte Luft durch diesen Riß im Gebirgs-Regenschatten Indiens hindurchbläst auf die trockne Ebene, während sich im Spätherbst und in den Wintermonaten die Wucht des NO-Monsuns den westlich von Palghat vorüberfahrenden Schiffen weit hinaus auf das Meer stürmisch bemerklich macht. Südlich aber von dieser Gebirgslücke erheben sich wieder die tektonisch stark zerklüfteten Schollen des Hochlandes, zunächst die breit gelagerten Anaimalai- und Puluey- (Palni-) Berge, dann sich verengend, ihre südliche Fortsetzung, ein schmaler, bis zur Südspitze Indiens fortlaufender Gebirgszug, der aber auch nicht ein Auffaltungsgebirge, sondern, wie sämtliche Höhen Südindiens, eine stehen gebliebene Tafellandscholle aus Syenit und Gneis darstellt. Dieser südliche Teil des Gebirges, der das britische Gebiet von den unter einheimischen Fürsten stehenden Travancore scheidet, wird von mehreren fahrbaren Straßen durchzogen, seine Forsten stehen, namentlich auf der englischen Seite, unter geordnetem Betrieb, er ist im Ganzen gut bekannt. Weit weniger ist es der nördliche Teil dieses Gebirgszuges, besonders die Anaimalai-Berge, ein Hochplateau, das im Anamudi-Peak mit 2697 m die höchste Erhebung Indiens südlich vom Himalaya erreicht. Noch vor wenigen Jahren waren an der Stelle der Hauptmasse dieser Berge auf den offiziellen Spezialkarten nur große weiße Flecken zu sehen. Die wenigen Jäger, die bis auf die Höhen vorgedrungen waren, konnten nicht Worte genug finden, die Schönheit des Gebirges, die Üppigkeit der Wälder, den Reichtum an Wild, die Frische und Reinheit der Luft auf den Hochflächen zu schildern. Die Höhen selbst waren und sind noch vollständig unbewohnt; nur in den Vorbergen und in den von Malaria verpesteten Saum von Gebirgsschutt, der die letzteren umgürtet, hausen dürftige Stämme dunkelhäutiger Ureinwohner, der Pulinars, Kadars, Malsers, die unberührt von der Hindu-Kultur, auf primitivste Weise ihr kümmerliches Dasein fristen. Erst in den letzten Jahren dringt hier europäisches Leben Schritt für Schritt vor: die üppigen Wälder, die noch vor wenigen Jahrzehnten den Fuß des Gebirges umgaben, sind abgeholzt, die halbwilden Bewohner in den Dienst europäischer Kultur gestellt, ja bis in die Berge hinein, mitten in die an Nutzhölzern überreichen Wälder hat sich seit wenig mehr als einem Jahre der Schienenweg und zwar eine Elefanten-Trambahn, wohl die einzige in ihrer Art, vorgeschoben.

Digitized by Google

Als ich Anfang Januar 1890 einige Tage unter dem gastlichen Dache des damaligen Kollektors von Coimbatore, Herrn Thomson, zubrachte, lernte ich den ersten Forstbeamten des Distriktes, Herrn Porter, kennen. Mit Freuden nahm ich seine liebenswürdige Einladung an, an einer Besichtigung der neuerbauten Elefanten-Erfindahn teil zu nehmen, auf welcher in den letzten Tagen mehrere schwere Regengüsse des NO-Monsuns einige Brücken und Dämme beschädigt hatten. Der Ausflug erschien vielversprechend: der Weg bis zu den Anaimalaibergen zeigte mir ein Stück der großen östlichen Ebene, das durch die besonderen Verhältnisse des Palghat, dieser dem SW-Monsun offenen Wind- und Regenthüre, unter günstigeren, klimatischen und agrikulturellen Verhältnissen steht, als der größte Teil des östlichen Südindiens und dann lockten die Berge selbst, ihre reiche Vegetation, die eigenartige Bahn, die dunkelhäutigen, lockenhaarigen Ureinwohner, von welchen ich mit Hilfe der Beamtenautorität mehr zu sehen und zu erfahren hoffen durfte, als es mir sonst möglich gewesen wäre.

Überall, wo die Engländer in Indien Besitz von Land ergriffen, haben sie es sich angelegen sein lassen, durch gute Straßen Handel und Verkehr zu heben. Und so sind auch die Wege, welche von Coimbatore nach den Anaimalai fähren, zum größten Teil sehr gut. Das gewöhnliche Beförderungsmittel in Südindien ist der bullock cart, ein von zwei Ochsen gezogener, auf zwei 5 bis $5^1/_2$ Fuß hohen Rädern laufender, mit Mattenwerk halb zylindrisch überdeckter Karren ohne Federn. Zwischen größeren Orten, auf belebteren Straßen ist oft auch noch ein andres Beförderungsmittel eingerichtet, das „Transit", der von kleinen raschen Pferdchen gezogene Schnellwagen. Unsre Verabredung war es, daß ich gegen Abend nach Pollachi (Pollatschi), dem Hauptort des gleichnamigen Kreises (Taluk) kommen, und am folgenden Tage gegen Mittag in dem am Fuße der Berge gelegenen Forsthause, dem Sotumally bungalow, mit Herrn Porter zusammentreffen sollte, wohin um diese Zeit eine Anzahl der Schwarzen für anthropologische Beobachtungen bestellt waren.

Der um 3 Uhr nachmittags bestellte Wagen kommt mit gewohnter indischer Unzuverlässigkeit erst um $5^1/_2$ Uhr an; es ist ein kurzer überdeckter, auf vier Rädern laufender Kasten mit zwei Längsbänkchen, der mich und mein weniges Gepäck aufnimmt, während mein indischer Diener und Dolmetscher den schmalen Bocksitz mit dem Kutscher teilt. Der Weg führt aus dem östlich gelegenen europäischen Viertel Coimbatores, dessen Bungalos auf Anhöhen, von Kattushecken umzäunten Feldern weitläufig zerstreut sind, zunächst durch einen Teil des buntbelebten, farbenreichen Bazars der Eingeborenen-Stadt, biegt aber dann südwärts ab. Sobald man die Stadt verläßt, wölben sich über der durchweg breit angelegten und vortrefflich gehaltenen Landstraße oben tunnelartig dicht zusammenschließend uralte indische Feigenbäume (Ficus indica), von der tiefschattigen Laubdecke hängen stalaktitenartig Luftwurzeln in selten gesehener Massenhaftigkeit herab. Die ersten paar Meilen hinter Coimbatore fallen noch ganz in das Bewässerungsgebiet des von den westlich gelegenen Nellimagiri-Bergen herabkommenden Nonil, dessen Wasser, durch Kanäle auf die Felder geleitet, und in großen Teichen aufgefammelt, einen wunderbar üppigen Pflanzenwuchs hervorzaubern: weithin wogt smaragdgrüner Reis auf wasserdurchtränkten Feldern, eingefaßt von Kokospalmen mit träumerisch im Wind sich wiegenden Federkronen, auf etwas höherem Terrain wird Mohrenhirse, Sorghum, Weizen, Hanf, Ricinus, Tabak, indische Baumwolle gezogen, alles sorgfältig bestellt, strotzend von gesunder Saftfülle. Welcher Gegensatz, sobald man das Bewässerungsgebiet verläßt und sich auf die leichten Bodenschwellen erhebt, die keine Wasserzufuhr aus dem Fluß gestatten! Viel Land ist hier gänzlich unbebaut; auf den ärmlichen angepflanzt gewesenen Feldern ist die Ernte bereits eingebracht; alle Felder sind — eine Eigentümlichkeit des Distriktes Coimbatore, — ringsum eingefaßt mit dichten Hecken des Balsambaumes, Balsamodendron Berryi, stacheliger Opuntien, baumartiger Euphorbien (Euphorbia antiquorum), auch mit amerikanischen Agaven, deren dicke, häufig gewundene Blütenschäfte zum Teil noch die geschlossene Knospe zeigen, zum Teil armleuchterähnlich entfaltet sind. Dürr, verbrannt, verbrannt liegt das Land zwischen den fastarmen Hecken: es ist das Bild der ganzen großen Ebene des südöstlichen Indiens, die, von regnerischen SW-Monsun durch die zwischenliegenden Ghats abgeschnitten, in ihrer Wasserversorgung fast allein auf die spärlicheren Regen des NO-Monsuns, auf das Stauwasser der Flüsse und Teiche, und auf die künstliche Bewässerung durch in das Grundwasser hinabgetriebene Brunnen angewiesen ist. Überall stoßen die Gegensätze hart aneinander: soweit, und in dem Maße, als Bewässerung ausführbar ist, reiche Fruchtbarkeit — vollständiges wüstes Brachliegen oder kärgalicher Anbau in dem der Bewässerung nicht zugänglichen Gebiete, das während eines großen Teils des Jahres graudem als rotbraune, dürre Wüste daliegt. Bleiben hier die Regen des NO-Monsuns ganz aus, so treten Hungersnöte ein, die oft die Bevölkerung millionenweise dahinraffen.

In zackigen, schroff schönen Linien hebt sich im Westen vom warmen Himmel das duftig schimmernde Gebirge der Nellingangiri-Berge ab, die rechts mit der steil abfallenden Spitze des Vambton Peak abschließen (Fig. 1). Tiefer sinkt die Sonne, orange, rot, purpuren wird der Abendhimmel, blauer die Bergsilhouette: jetzt ist die Sonne für den Horizont untergegangen, aber noch nicht für die Berge, die wie ein Schirm ihre letzten Strahlen auffangen und ihre langen bläulichschatten Schatten wie mächtige Rahden auf dem goldig-purpurnen Hintergrunde des weitlichen Himmels bis über den Zenith hinauswerfen, nicht eine rosenfingerige Morgen-, sondern eine schattenfingerige Abendröte. Aber sehr rasch verblaßt das Farbenspiel. Wir sind inzwischen schnell südwärts vorgerückt, in breiter Einsattelung liegt jetzt im Westen die stach eingesenkte, rechts und links von steilen Bergen begrenzte Profillinie des Palghat-Einschnittes vor uns, über ihr der frei dunkelpurpurne Abendhimmel. Rasch kommen die Sterne heraus und mit ihnen das Zodiakallicht, genau im Westen, ein schmaler, hoher, bis zum Zenith hinaufreichender Lichtkegel, weit heller als die Milchstraße, aber auch spater, so daß alle Sterne in seinem Bereich den Glanz verloren zu haben scheinen, während sie in der Milchstraße glitzernd funkeln. Dunkler wird die Luft, strahlender die Sterne, dann aber verblaßt Alles schnell, und Milchstraße, wie Zodiakallicht treten fast ganz zurück in der Dämmerung des rasch heraufziehenden Mondes, welcher — seit drei Tagen ist der Vollmond überschritten — von unten her, nicht wie bei uns, von der Seite her, seine Rundung verloren hat.

In der Mitte des Weges, 20 km entfernt von Coimbatore, bei dem Dörfchen Kanamthaladavu, werden die Pferde gewechselt. Unter ein paar alten Feigenbäumen neben der Straße steht zum Wechseln fertig ein halbes Dutzend kleiner, struppiger Pferdchen, rasch ist unsern dampfenden Tieren das einfache Geschirr abgenommen, den frischen übergeworfen, und nach kaum einer Minute geht es weiter im Galopp, in die Nacht hinein.

Die Straße hebt sich und senkt sich, und damit wiederholt sich der Wechsel der Vegetation: an den Bächen reicher Anbau, schattige Bannalleen an der Straße, auf den höheren Stellen magere Kaktus- und Wolfsmilchhecken und weiter Ausblick über die im Mondlicht dämmerig schimmernde

Digitized by Google

Landschaft. Zahlreiche Karren und Gruppen von Männern und Weibern kommen uns entgegen und an den dunklen Stellen, im tiefen Schatten der Baumgewölbe erfordert es große Vorsicht, um einen Zusammenstoß zu vermeiden: sie alle kehren vom Donnerstag-Wochenmarkt aus Pollachi zurück, wo sie den Ertrag ihrer Felder, Baumwolle, Tabak, spanischen Pfeffer, Hülsenfrüchte, Getreide verkauft und dafür aus Malabar eingeführte gewebte Stoffe, Messinggerät, Pfeffer ꝛc. eingehandelt haben.

Erst nach 9 Uhr erreichen wir den Hauptort des Kreises, Pollachi. Nachdem noch der Mann am Schlagbaum seinen Zoll erhoben, führt mich der Kutscher, obgleich ich ihm mit Hilfe meines Dolmetschers begreiflich zu machen versuchte, daß ich im Rasthaus dieses Dorfes bleiben wollte, doch ohne weiteres zum Bungalow des Assistent-Kollektors, Herrn Harding, der schon von Coimbatore über mein Kommen benachrichtigt war und der mich mit der, alle dortigen englischen Beamten auszeichnenden Liebenswürdigkeit gastfreundlich bei sich aufnahm.

Am folgenden Morgen wurde die Reise — ein Transit giebt es weiter ins Gebirge hinein nicht mehr — mit dem Ochsenkarren fortgesetzt; leider war die Aussicht, die man, im Tunnel seines Matendaches sitzend, nur noch vorn und hinten haben kann, sehr eingeengt. Die Gegend

Fig. 1. Die Velliyangiri-Berge, westlich von Coimbatore. Nach einer Aquarelle von Prof. E. Schmidt.

hat im wesentlichen noch denselben Charakter, wie die am gestrigen Abend durchfahrene, aber der gestern noch weit entfernte Hintergrund der Anaimalai-Berge ist nahe gerückt. Vor und links von uns türmen sie sich mächtig auf, eine Reihe schön gezeichneter Spitzen, trotziger Felsklötze, schroffer Zacken (Fig. 2). Besonders schön ist der Blick von dem am Flusse Aliyar gelegenen Dorfe Anaimalai aus, das wir nach zwei Stunden erreichen: im Vordergrund an dem Flusse,

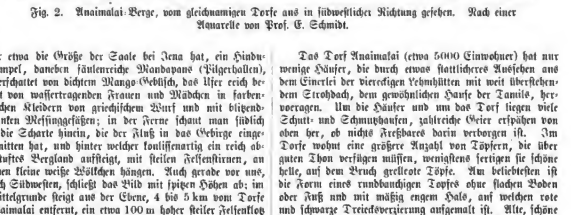


Fig. 2. Anaimalai-Berge, vom gleichnamigen Dorfe aus in südwestlicher Richtung gesehen. Nach einer Aquarelle von Prof. E. Schmidt.

der etwa die Größe der Saale bei Jena hat, ein Hindu-Tempel, daneben säulenreiche Mandapams (Pilgerhallen), überschattet von dichtem Mango-Gebüsch, das üfer reich belebt von wassertragenden Frauen und Mädchen in farbenreichen Kleidern von griechischem Wurf und mit blitzendblanken Messinggefäßen; in der Ferne schaut man südlich in die Scharte hinein, die der Fluß in das Gebirge eingeschnitten hat, und hinter welcher konlissenartig ein reich abgestuftes Bergland aufsteigt, mit steilen Felsenkirnen, an denen kleine weiße Wölkchen hängen. Auch gerade vor uns, nach Südwesten, schließt das Bild mit spitzen Höhen ab; im Mittelgrunde steigt aus der Ebene, 4 bis 5 km vom Dorfe Anaimalai entfernt, ein etwa 100 m hoher steiler Felsenklotz unvermittelt aus der Ebene auf.

Das Dorf Anaimalai (etwa 5000 Einwohner) hat nur wenige Häuser, die durch etwas stattlicheres Aussehen aus dem Einerlei der viereckigen Lehmhütten mit weit überstehendem Strohdach, dem gewöhnlichen Hause der Tamils, hervorragen. Um die Häuser und um das Dorf liegen viele Schutt- und Schmutzhaufen, zahlreiche Geier erspähen von oben her, ob nichts Freßbares darin verborgen ist. Im Dorfe wohnt eine größere Anzahl von Töpfern, die über guten Thon verfügen müssen, wenigstens fertigen sie schöne helle, auf dem Bruch grellrote Töpfe. Am beliebtesten ist die Form eines rundbauchigen Topfes ohne flachen Boden oder Fuß und mit mäßig engem Hals, auf welchen rote und schwarze Dreiecksverzierung aufgemalt ist. Alte, schöne indische Tempel sind am Ende des vorigen Jahrhunderts

Digitized by Google

mohammedanischem Fanatismus zum Opfer gefallen; als hervorragendstes Gebäude erhebt sich jetzt eine weißgetünchte Moschee mit vier dünnen, schmucklosen Minarets. Es leben verhältnismäßig viele Mohammedaner hier (723); ihre Frauen sind gar nicht besonders scheu vor Fremden, sie kamen sogleich aus ihren Häusern heraus, als ich ein paar Kindern einige kleine Kupfermünzen geschenkt hatte und sprachen ganz ungenirt vermittelst meines Hindudolmetschers mit mir, dem Christen und Fremden. Sie und die Kinder hatten den Saum der Ohren mit einer Menge kleiner Löcher durchbohrt, in welchen ringförmig gebogene Drahtstückchen von Messing, Silber oder Gold eingefügt waren; bei mehreren Kindern und größeren Mädchen zählte ich je 12 Ohrlammlöcher.

Um Anaimalai herum ist reich entwickelter Feldbau. Das Wasser des Aliyar und seiner beiden, nahe am Dorfe einmündenden Nebenflüsse, des Uppâr und des Palâr, sind durch gemanerte Wehre in Kanäle und Teiche geleitet, so daß ergiebige Flußbewässerung möglich ist. Dann aber ist hier auch das System der sogenannten Garten-Irrigation, d. h. der Bewässerung mit Grundwasser, das aus Brunnen herausgezogen wird, in ausgedehnter Anwendung. Über dem Brunnen steht ein einfaches Gerüst mit einer Rolle, daran stößt für die Zugochsen eine abschüssige Bahn, die an ihrem Brunnenende über den Boden erhöht, am andern Ende in die Erde eingegraben ist. Die Tiere gehen an der einen Seite der Bahn hinab, auf der andern hinauf; sind sie oben angekommen, so wird der Strick, der über die Rolle läuft und der an seinem Brunnenende einen sehr großen Lederkübel trägt, an das Nackenholz befestigt, und die Ochsen ziehen, die Bahn hinabschreitend, den Kübel voll Wasser hinauf, das dann ein am Brunnen stehender Kuli in den Hauptkanal des Gartens ausgießt. Unten angekommen, löst der Ochsentreiber den Strick, der durch den in den Brunnen hinabsinkenden Kübel wieder zurückgeschleift wird, während das Gespann wieder auf der andern Seite der Bahn zum Brunnen hinaufsteigt, um das Spiel von neuem zu beginnen.

Das System der Garten-Bewässerung giebt sehr reiche Erträgnisse. Aber auch das nicht bewässerte Land ist hier ergiebiger als sonst, denn die Nähe der Berge und das offne Thor des Palghat bringen doch etwas westlichen Regen. Dazu kommt, daß der Boden, der noch vor einem halben Jahrhundert bis zum Dorf Anaimalai heran mit dichtem Wald bestanden war, jetzt aber bis an den Fuß der Berge abgeholzt ist, sehr reichen Humus besitzt und dadurch die Feuchtigkeit länger zurückhält. Diese, dem Landbau gewonnenen Felder sind daher einstweilen noch sehr ertragreich, freilich aber auch noch recht fieberergiebig und Vielen der aus Begegnenden ist in ihrem fahlen Aussehen, den tiefliegenden Augen der Stempel der Malaria deutlich aufgedrückt.

Wenn so diese Stricke vor dem Gebirge auch etwas günstiger mit Feuchtigkeit ausgestattet sind, so erinnern uns doch die Agavenhecken, die Opuntien, die Kokospalmen daran, daß es im Grunde doch immer nur Trockengebiet ist. Hier und da steht auf und an den Feldern eine einzelne Mimose mit schirmartig ausgebreiteten Ästwerk, das einem auf einem Pfahle stehenden riesigen Storchnest gleicht: es sind die Wachplätze für die Feldhüter, die sich hier in den Baum hinein eine Art flachen Boden gebaut haben, um von hier aus mit Lärm, Steinwürfen, unter Umständen auch mit Feuerbränden die den Ackerfrüchten schädlichen Tiere fortzuscheuchen. Ein Bambusstab, dessen Zweige nicht weit vom Stamme abgeschnitten sind, führt als Leiter hinauf zu der erhöhten Wachtstube.

Ein Jubiläum der deutschen Kartographie.

Von Prof. Dr. S. Ruge.

(Mit einer Karte als Sonderbeilage.)

Vor vierhundert Jahren, im Sommer 1491, erschien die erste gedruckte Karte von Deutschland. Diese merkwürdige Karte, die der Ausgangspunkt für die kartographische Darstellung unseres Landes bildet, hat sich nur in einem Exemplare im britischen Museum erhalten, wo sie durch Nordenskiöld wieder entdeckt worden ist. Der Güte dieses berühmten Forschers verdanke ich eine photographische Nachbildung, wonach auch die hier diesen Bemerkungen beigegebene Kopie angefertigt ist. Der Titel besteht aus zwölf Hexametern:

Quod picta est parva Germania tota tabella
Et latus Italie gelidas quod prospicit alpes
Sauromatumque truces populi gentesque profundo
Vicne adriaco Pelopis regnumque vetusti
Pannonios et tendit agros qua frigidus Hister
Aque Licasnios terrarum quicquid in axes
Vergit et equoreas Rhodanus qua verberat undas
Et multe punctis urbes villeque notate.
Gracia sit Cuse Nicolao munere quondam
Qui tyrio contectus erat splendor quo senatus
Ingens Romani nulli explorata priorum
Et loca qui modico celari iussit in ere.

Eystat anno salutis 1491. XII. Kalendis Augusti perfectum.

Der Inhalt läßt sich etwa dahin zusammenfassen: Daß ganz Deutschland und ein Teil von Italien auf dem kleinen Blatte gemalt ist, daß man die eisigen Alpen vor sich sieht u. s. w., das verdanken wir dem Nikolaus Cusa, der einst mit dem tyrischen Purpur bekleidet war (Kardinal). Er hat diese Karte stechen lassen, aber sie ist erst am 21. August 1491 fertig geworden.

Nikolaus Cusa oder Cusanus gehört zu den hervorragendsten Gelehrten und Kirchenfürsten des 15. Jahrhunderts. Er war zu Kues an der Mosel 1401 geboren, sein Familienname war Chrypffs (d. h. Krebs). Mit Unterstützung des Grafen Manderscheid hatte er zu Deventer eine gelehrte Bildung erhalten, machte dann 1424 eine Studienreise nach Italien und gewann in Padua den Grad eines Doktors der Rechte. Ein verlorener Prozeß verleidete ihm aber die Rechtswissenschaft und so wandte er sich der Theologie zu und wurde 1430 in Deutschland zum Priester geweiht. Für sein ganzes Leben ward ihm aber seine Bekanntschaft mit dem Kardinallegaten Giuliano Cesarini von bestimmendem Einfluß. Schon im Jahre 1432 wurde er Mitglied des Konzils zu Pisa, dessen Verhandlungen von Cesarini geleitet wurden. Cusa beschäftigte sich indes nicht bloß mit geistlichen Dingen; geistig bedeutende Männer umfaßten damals so ziemlich alle Wissenschaften und befaßten sich mit allen möglichen wissenschaftlichen Fragen. Seine Bekanntschaft mit dem berühmten Florentiner Paul Toscanelli führte ihn

Digitized by Google

den Naturwissenschaften und namentlich der Mathematik zu. Mit Toscanelli und später auch mit Peurbach, den er 1458 in Rom kennen lernte, blieb er in lebhaftem Verkehr. „Dem sehr wenten und sehr gelehrten Paulus, der Naturwissenschaften Kundigen zu Florenz (Toscanelli)“, widmete Cusa nicht allein seine Schrift de geometricis transmutationibus, sondern auch seine zweite de arithmetricis complementis und führte in dem Dialog de quadratura circuli sich mit seinem Freunde Paulus im Gespräch ein. Schon 1448 war er Kardinal geworden, bereits 1451 einen großen Teil von Deutschland und ging dann wieder nach Italien, wo er am 11. August 1464 zu Todi bei Spoleto starb.

Wenn auch in seinen Schriften nichts darüber zu finden ist, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß Toscanelli ihn auch auf das damals neuerwachende Studium der Geographie hingelenkt hat. Es mag hier nur erwähnt werden, daß von Toscanelli der Gedanke herrührt, ein Gemälde nicht der bekannten Welt, sondern ein Bild der Grenzen der unbekannten Räume des Erdballs zu entwerfen und daß dieses Bild der ozeanischen Seite des Globus, auf dem die Westgrenze Europa-Asiens und das Ostgestade Asiens zu sehen war, ihn auf den Plan führen mußte, den Kolumbus später ausführen sollte, nämlich auf dem Westwege von Europa aus die reichen Länder des Orients, China und Indien, zu erreichen. Toscanelli hat diesen Plan nebst Karte schon 1474 dem portugiesischen Hofe vorlegen lassen und Kolumbus hat sich von Toscanelli später eine Kopie dieser Karte erbeten und sie auch erhalten. Mit ihr und noch ihr hat er seine erste Reise ausgeführt, und man darf mit großer Sicherheit annehmen, daß und der Globus Behaims das Bild, wie es Toscanelli entworfen hat, noch heute bewahrt. Toscanelli stand mitten in diesen großen Problemen des neuen Studiums der Erdkunde aber der Renaissance der Geographie und die deutsche Karte Cusas ist ein Abglanz jener Freundschaft zwischen Toscanelli und Cusa.

Den wesentlichsten Anstoß zur raschen Entwickelung der Kartographie gab das Wiederbekanntwerden des Ptolemäus, dessen Werk dem lateinischen Abendlande fremd geworden war. Erst als Jakob Angelus 1410 die lateinische Übersetzung jener griechischen Kosmographie vollendet hatte, wurde Ptolemäus rediviwus der Lehrmeister des gesamten Abendlandes. Zunächst wurde er nur handschriftlich verbreitet; allein auch das war schon eine kostspielige Arbeit, da die Exemplare mit einer bedeutenden Zahl von Karten versehen werden mußten. Um das Abschriftenwesen machte sich ein deutscher Mönch, ein Benediktiner aus Reichenbach, namens Nikolaus Germanus, verdient. Er besorgte nicht nur gute Abschriften des Textes, sondern versah sie auch mit schön gemalten Karten nach einer verbesserten Projektion, nach der sogenannten Kegelprojektion, die Ptolemäus nur für seine Weltkarte in Anwendung gebracht hatte. Dieser Nikolaus Germanus, der wohl gelegentlich mit Nikolaus Cusanus verwechselt worden ist, hat auch lange unter entstellten Namen seinen Nachruhm suchen müssen. Da das Wort Dominus, Domnus, als Titel und Begleiter seines Namens Nikolaus mehrfach in Donis verstümmelt wurde, so kennt die Geschichte diesen verdienstvollen Geistlichen bis in die neueste Zeit nur als Nikolaus Donis und spricht auch von einer Donisprojektion. Nun hat er seinen Ptolemäus zwar dem Papste Paul II. (1464 bis 1471) gewidmet, und wenn Cusa bereits 1464 gestorben ist, so müßte man annehmen, daß seine Karte von Deutschland nicht von der Donisprojektion beeinflußt sein könnte, und doch sehen wir sie in ausgezeichneter Kegelprojektion ausgeführt. Die Sache wird sich wohl dahin erklären lassen, daß Nikolaus Germanus, allerdings erst frühestens 1464, seine Arbeit zum Abschluß gebracht hat, daß er aber Jahre lange Vorstudien hat machen müssen und daß Nikolaus Cusa von diesen Arbeiten, da sie in Italien ausgeführt wurden, Kenntnis gehabt, wohl auch den Reichenbacher Mönch persönlich gekannt hat. Unmöglich bleibt es freilich nicht, daß Cusa die von Ptolemäus schon erklärte Kegelproduktion selbständig und unabhängig angewandt hat; dann wäre sein Verdienst um so höher zu schätzen. Nikolaus Germanus starb 1471, und ein Jahr darauf erschien der lateinische Ptolemäus zum ersten Mal in Druck, freilich noch ohne Karten. Daß die Angabe des Jahres 1462 in dieser Ausgabe auf einem Druckfehler beruht, ist aus dem Lebenslaufe des Herausgebers erwiesen. Die erste Ptolemäusausgabe mit Karten verdanken wir wieder einem Deutschen, Arnold Buckinck, der 1478 seine prachtvolle Arbeit mit vorzüglichen Kupferstichkarten in Rom erscheinen ließ. Österreich der Alpen herrschte durch die ganze erste Hälfte des 16. Jahrhunderts der Holzschnitt bei Herstellung der Karten vor, jenseits der Alpen der feinere Kupferstich. Nur die 1491 gestochene Karte Cusas macht eine Ausnahme. Die Kartensprache des Ptolemäus von 1478 ist maßgebend geworden für die graphische Darstellungsweise aller Kulturvölker des Abendlandes. Die Buchinckschen Karten sind, mit Ausnahme einer Weltkarte von etwa 1450 und einer rohen Karte vom heiligen Lande in Rudimentum novitiorum (Lübeck 1475), die ersten gedruckten modernen Karten. Dann folgt die Ulmer Ptolemäusausgabe von 1482. Im selben Jahre erschien in der venetianischen Ausgabe des Pomp. Mela eine kleine Weltkarte und ein gleiches Kärtchen im Macrobius (Brescia 1483). Das sind, wenn man von den im ziemlich rohen kleinen Karten der Inseln des griechischen Archipels absieht, die im Isolario 1477 erschienen, die einzigen Vorläufer Cusas, wenn das Jahr der Vollendung seiner Karte im Stich heisnt wird; handschriftlich war Cusas Karte eher fertig. Neue Karten von größern Ländereien waren bis dahin noch nicht im Druck erschienen, Deutschland und Cusa beginnen den Reigen. Cusas Arbeit ist also die erste gedruckte Originalkarte, die uns Mitteleuropa nicht nach Vorstellung der alten Griechen, sondern nach der lebensvollen Auffassung eines modernen Beobachters, der das Land auf vielfachen Reisen kennen gelernt hat, vor Augen führt.

Warum die Karte so spät, fast 30 Jahre nach Cusas Tode erschient, warum sie in der Bischofstadt an der Rotmühl gestochen ist, darüber fehlt uns jede Nachricht. Ein Glück, daß sie überhaupt wieder aufgefunden! Als Vordenkfaldi an seinem Foesimile-Atlas arbeitete, kannte er das Blatt noch nicht (vergl. Fol. 25, 40a, 116b, 119b), aber er vermutete schon mit Recht, daß in der Ptolemäusausgabe von 1508 (Rom) eine Kopie dieser gesuchten Karte gegeben sei. Ebenso weiß auch L. Gallois (Les geographes allemands de la renaissance. Paris 1890, p. 221) noch nicht, daß die Karte wiedergefunden ist.

Unser bekannter Kosmograph des 16. Jahrhunderts, Sebastian Münster, veröffentlichte 1530 eine Beschreibung Germaniens zur Erläuterung der Karte Cusas (pro tabula Nicolai Cusae intelligenda). Tief jedenfalls damals noch gestochene und seltene Karte war von Kaspar Pentinger angekauft, und der thätige gelehrte Buchdrucker Andreas Cratander oder Cartander zu Basel hatte beschlossen, eine neue Ausgabe der Karte zu besorgen. Ob es geschehen ist, weiß ich nicht; jedenfalls ist kein Blatt davon erhalten oder bekannt geworden. Daß aber Sebastian Münster in seiner Germania nur unsere Karte beschreibt und keine andre vor sich gehabt haben kann, geht aus seinen bestimmten Angaben über den Entwurf der Karte, in dem Kapitel „Canon tabulae“, und die Erörterung nach Längen- und Breitengraden schon deutlich hervor, wird aber dadurch noch sicherer, daß

Digitized by Google

er auf einzelne geographische Irrtümer und Fehler in den Ortsnamen aufmerksam macht [1]).

So lasse Cusa irrtümlich den Neckar bei Rottenburg entspringen, er verlege Bamberg an den Fuß des Böhmerwaldes; statt Eifflia (Eifel) sei Ebolia, statt Hegovia (Hegau) sei Bogavia, statt Massilia Mastilio geschrieben. Alle diese Anstellungen finden sich auf der Karte bestätigt. To die Karte viele Jahre nach Cusas Tode erst vollendet wurde, war eine genaue Prüfung der Platte von Seite des Verfassers in bezug auf Richtigstellung der Namen ausgeschlossen.

Prüfen wir nun die Karte selbst, so fällt auf den ersten Blick die trapezförmige Gestalt des Blattes ins Auge als klarer Ausdruck der Kegelprojektion. Im Rahmen an den Seiten, oben und unten sind nicht bloß die Gradabteilungen scharf hervorgehoben, sondern jeder Grad ist wieder in zwölf zerlegt, die nach Münster (S. 498) je fünf italienischen Meilen entsprechen, von denen 60 auf einen Breitengrad gerechnet wurden. Diese Einteilung, die also nicht nach deutschem Maße 15 Meilen, sondern 60 italienische Meilen ansetzt, weist entschieden auf italienischen Einfluß hin, unter dem Cusa die Karte entworfen hat. In der äußern Erscheinung erinnert die Karte außerordentlich an die Karten der Ptolemäusausgabe von 1478, 1490 u. s. w. Sich und Gestalt der Buchstaben, ja sogar die Seitenlegenden selbst gleichen sich, z. B.:

Cusa

DECIMVSOCTAVVS. PARALELLVS.
DIFFERT. AB. AEQVINOCTIALI. HORIS 8½. HABENS
MAXIMVM. DIEM. HORARVM 17½.

Ptolemäus

OCTAVVDECIMVS. PARALELLVS.
DIFFERT. AB. EQVINOCTIALI. HORIS 8½. HABENS
MAXIMVM. DIEM. HORARVM 17½.

Die Größe der Buchstaben, die Punkte in der Mitte zwischen den Worten, der Text sprechen für das gleiche Vorbild, höchst wahrscheinlich Nikolaus Germanus. Die Küstenumrisse an der Ostsee, der gerade östliche Verlauf der Standlinien, die Gestalt der Propontis und der Halbinsel Asien lehnen sich entschieden an das griechische Vorbild, auch der Lauf des untern Donaustromes erinnert noch daran; sonst aber ist der ganze Inhalt der Karte modern und vom Ptolemäus nichts mehr zu spüren. Zwar ist das ganze Kartenbild mit einem vollständigen Netze von Gradlinien überspannt, doch möchte ich nicht annehmen, daß Cusa bereits zahlreiche astronomische Beobachtungen zu seiner Verfügung gehabt habe.

Nur im Südosten Deutschlands, in Franken, Schwaben und am Rhein, liegen die Städte in annähernd richtiger geographischer Breite; je weiter man nach Nordosten kommt, um so unsicherer wird die Darstellung. Die Abflüsse sind zwar auch eingezeichnet, aber für sich allein ist nicht ein einziges an seiner Gestalt zu erkennen, selbst der Rhein oder Main nicht. Am Ende des 15. Jahrhunderts wurden in den sogenannten ulfonsinischen Tafeln die ersten Listen neuer Breitenbestimmungen gedruckt, die wohl, soweit sie Deutschland angehen, von Peurbach und Regiomontan herrühren mögen. Diese Bestimmungen harmonieren aber nur in wenigen Fällen mit den Positionen Cusas. Ich werde in den folgenden Tabellen Cusas Annahmen mit den späteren astronomischen Bestimmungen zusammenstellen und diese Listen bis auf Schöner und Apian ausdehnen, weil das einen beachtenswerten Fingerzeig auch für die folgenden früheren Karten von Deutschland abgeben wird, die noch besprochen werden sollen. In bezug auf die Ordnung der Städte muß ich bemerken, daß in dem ganzen hier in Frage kommenden Zeitraum die Orte nicht nach der Breite, sondern nach der Längenlage, nach Meridianstreifen geordnet sind. In der letzten Kolumne sind noch einige Ortsnamen aus Ptolemäus angeführt, die man glaubte mit neuern bekannten Städten identifizieren zu können, man gewann dadurch anscheinend einige willkommene astronomische Stützpunkte für die Karte.

Cusa.	Münst. Kal. 1543.	Stöffler 1. Gedruck. 1518.	Schöner 1533.	Apian.	Ptolemäus.
Prugia (Beibuge)	55°	52°	52°	—	51° 32′	—
Vienna Provincine	45°	44°	—	—	—	—
Massilia	43°	43° 54′	—	—	—	—
Ganolavum (Geni)	53° 30′	52°	52°	—	51° 30′	—
Machlinia	53°	51°	51°	—	51° 15′	—
Colonia	52° 40′	51°	51°	—	51°	—
Agrip. Magontia	50° 30′	50°	50°	—	50° 8′	Lugodinum 53° 20′
Traiectum	53°	53°	53°	52° 20′	52° 16′	Ganoduron 46° 30′
Constantia	46° 30′	46°	48°	—	47° 28′	
Argentina	48° 30′	47°	49°	—	48° 44′	
Ulerbipolis	50°	50°	50°	49° 50′	49° 57′	Artaunum 50°
Pronsuiga	53° 30′	53°	53°	52° 40′	52° 34′	
Nuremberga	49°	49°	49°	49° 30′	49° 24′	
Ulma	47° 30′	47°	48°	48° 30′	48° 26′	Bicergium
Erfordia	51°	51°	51°	—	51° 10′	51° 15′
Ratisbona	47° 30′	49°	49°	49°	48° 52′	Artobriga
Lipa	50° 40′	51°	51°	—	51° 24′	47° 10′
Augusta Vind.	47°	46°	48°	48° 5′	48° 26′	
Brixina	46°	45°	46°	—	—	Mesovium
Madeburgum	52°	54°	52°	—	52° 20′	53° 50′
Lubeca	56°	56°	55°	54° 50′	54° 48′	Casurgis 56° 10′
Praga	49°	50°	50°	50° 20′	50° 10′	
Vratislavia	50°	51°	51° 5′	51° 10′	51° 10′	Ludergis
Cracovia	50°	50°	—	—	—	50° 30′

Unter den mit Städten im Ptolemäus identifizierten Orten sind nur zwei, Konstanz und Würzburg, in gleicher Breite angenommen worden. Aus älterer Zeit stammt die Breitenbestimmung für Massilia, die erste Beobachtung machte Pythras im vierten Jahrhundert v. Chr. Außerdem stimmen Cusa und die alfonsinischen Tafeln nur für Würzburg und Erfurt, sowie merkwürdiger Weise für Lübeck und Krakau überein. Aber man wird das allgemeine Ergebnis aus der Vergleichung gewinnen können, daß Cusa wenig astronomische Stützpunkte für seine Darstellung verwerten konnte, und daß noch lange Zeit die Bestimmungen der Astronomen nicht untereinander sich einander abweichen. Jedenfalls wird man aber dem Kardinal seine Anerkennung nicht versagen können, daß er nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen seine Karte aufzubauen unternahm.

Werfen wir nun einen Blick auf die Karten, die in dem Jahrhundert von 1491 bis 1585 über Deutschland erschienen. Es ist das Zeitalter der Blüte deutscher Kartographie, von Cusa bis auf Mercator. Die nächsten Karten stehen in

[1]) L. Gallois hat in seinem erwähnten Werke (appendix IX, p. 258) nach dem Exemplar der Züricher Kantonalbibliothek das wichtige Kapitel, in dem Münster die Karte Cusas kritisch beleuchtet (Civitatum quarundam et locorum, quae continet tabula, ocularis demonstratio) zum Abdruck gebracht; indes ist die ganze Arbeit Münsters auch in dem zu Basel 1574 erschienenen Sammelwerke Historicum opus (tom. I, p. 467 bis 500) enthalten.

Digitized by Google

bezug auf Technik weit hinter der ersten zurück, und auch in bezug auf die Projektion werden wir im Dunkeln gelassen.

„Es sind rohe Holzschnitte mit derber Schrift, die gegen den Kupferstich ungemein abstechen. Um den Fortschritt in der richtigen Darstellung bemessen zu können, muß man vor allem auf das Flußnetz achten. Weiterhin kommt auch die Form der Schrift und der Ortsnamen in Frage. Das erste dieser Blätter erschien 1493 zu Nürnberg in Hartmann Schedels Chronik. Es sei nebenbei daran erinnert, daß in das Jahr zwischen den Erscheinen der beiden ersten Karten von Deutschland, daß in das Jahr 1492 die Herstellung des ersten modernen Globus durch Martin Behaim in Nürnberg fällt. Auf Hartmann Schedels Karte fehlen Angaben über Länge und Breite, sowie über den Maßstab. Während Cusa die Lage der Städte durch dunkle Kreise markiert, giebt Schedel nur die Namen der Städte, ohne eine Andeutung, wo wir die Orte zu suchen haben. Das Flußnetz gleicht der Darstellung Cusas. Alles in allem macht Schedels Blatt den Einfluß einer lateinischen Kopie.

Einen entschiedenen Fortschritt bekundet, wenn wir von der römischen Kopie Cusas (im Ptolemäus 1508) absehen, die Karte Waldseemüllers im Straßburger Ptolemäus 1513. Waldseemüller, der Erfinder des Namens Amerika (1507), hat sich durch die neuen Karten in der genannten Ptolemäusausgabe ein ehrenvolles Denkmal seines Könnens gesetzt. Auch bei dieser Darstellung des deutschen Landes muß im allgemeinen gesagt werden: weil unsre ersten Geographen sämtlich aus dem Westen oder Südwesten des Reiches stammen, so sind die heimatlichen Gebiete und deren weitere Umgebung am besten gelungen. Waldseemüller stammt aus dem Breisgau und lebte in Lothringen und im Elsaß. Der Südwesten Deutschlands zeichnet sich bei ihm durch Reichhaltigkeit und annähernd richtige Darstellung aus. Der Rhein von Chur bis Mainz ist wohl kenntlich, ebenso von Koblenz bis zur Mündung. Wir sehen hier auch zuerst den Main „schlangenwandelnd". Ebenso mag der Lauf der Donau von den Quellen bis Wien befriedigen. Dagegen sind Ems und Weser kaum wieder zu erkennen. Der obere Lauf der Elbe und der Saale ist, abgesehen von den fehlenden Elbquellen, recht gut, dagegen bietet der untere Lauf von Magdeburg bis zur Mündung keine Ähnlichkeit. Die Spree läuft ziemlich gerade von Süden nach Norden, von der Quelle oberhalb Bautzen nach Berührung von Berlin bis Straslund direkt in die Ostsee. Rühmlich hervorzuheben ist die ziemlich richtige Gruppierung der Gebirge, namhaft gemacht sind Nigrasilva, Vosagus mons, Eifel, Westerwald, Ostwald, Steigerwald, Thuringerwn silva, Piceraia silva. Der böhmische Gebirgsring ist unbenannt. Weiter muß noch erwähnt werden, daß die Breitengrade von 41 bis 56 angegeben sind und daß unten am Rande auch ein Maßstab für deutsche Meilen nicht fehlt. Noch eins verdient bemerkt zu werden, daß Waldseemüller zuerst anfängt, wenigstens stellenweise, die Namen der Flüsse in ihrer deutschen Form zu geben. Daneben kommen allerdings auch lateinische vor, namentlich wo sie schon im Altertum bekannt waren. So schreibt er Nab, Eger, Isar, Ens, Salsa, Lait, und giebt wohl auch gelegentlich den lateinischen und den deutschen Namen nebeneinander, z. B. Weser fl. alias Visurgis. Amosnis siue Ems fl.

Auf Waldseemüller folgt Sebastian Münster, der in seiner Kosmographeny 1544 ein kleines Blatt darbietet unter dem Titel „Teutschland mit seinem gantzem begriff und eingeschlossenen landtschafft". Das Blatt fußt auf seinem Vorgänger, ist aber ärmer an Einzelheiten, zeigt nirgend einen Fortschritt in der Verbesserung der Flußläufe, läßt die Spree als selbständigen Fluß auftreten, giebt einige wenige neue Flußnamen in deutscher Form, z. B. Mosel, Wal, Lipp und führt nur sehr wenige Berg- oder Gebirgsnamen an, wie z. B. Brenner, Harzwald, Duringerwaldt, Vogesus, Eyfel, vielleicht auch den unkenntlich gewordenen Odenwaldt. Es kommen von dieser Karte auch roh kolorierte Exemplare vor, auf denen die Landschaften ziemlich willkürlich bunt angestrichen, die Flüsse und Seen aber breit und kräftig im schönsten Blau prangen.

Eine Kopie der Münsterschen Karte findet sich in Jo. Stumpfs Schweizer Chronik (Zürich 1548), aber sie ist künstlerisch besser gestochen und durch zahlreiche kolorierte Wappen der Staaten und Herrschaften bereichert, die über das ganze Blatt verstreut sind. Es ist der Anfang des dekorativen Schmucks, den namentlich das 17. Jahrhundert ausbildete. Daß durch die Wappen etwas neues eingeführt wird, bekundet die kleinere Inschrift rechts unten auf der Karte. „Wir haben auch zu mehr lieeht vnnd besserem verstandt, vnsers vermögens, den namhafftigsten Fürstenthumen jhre Wappen zugesetzt, in Hoffnung, es sol dem Leser nit wenig annutig geperen".

Die Namen der Landschaften, die bei Münster stets in lateinischer Form angebracht waren, sind bis auf wenige (Croatia, Rhetia) verdeutscht, z. B. Preüssen, Meichsen, Beiern (brawe!), Düringen, Franken, Brunschwig u. s. w., überhaupt geht ein großdeutscher Zug durch die ganze Behandlung und Darstellung. Man fühlt dies besonders aus der Inschrift heraus, die mit einer schönen Randverzierung umgeben, rechts seitwärts angebracht, folgendermaßen lautet: „In dieser Tafel Germanie haben wir mit gesolget der Beschreibung der Alten, die Germanian allein zwischen den Rhyn und Donaw einschlossen, sonder wil mehr geschehen auff unserer Zeyt sitten, art und manch sprach, darbey wir Teütsche Nation befindend, weit über die Donaw hinaus, biß in die öbersten Alpspitzen, desgleychen vber den Rhyn, biß an die Schelde sich erstrecken". Dies deutsche Bewußtsein giebt sich auch noch in der durchweg deutschen Form der Länder- und Städtenamen und der ausschließlichen Verwendung deutscher Buchstaben kund, während die früheren Kartenzeichner sich in dieser Beziehung schwankend und unsicher zeigen. Schedel giebt die lateinischen Ländernamen mit großen lateinischen Buchstaben, die Städtenamen bald deutsch, bald lateinisch; neben Mentz und Trier stehen Basilea und Ulma. Waldseemüller macht es ganz ähnlich. Münster giebt in den Ländernamen bereits etwas mehr nach: da steht Westphalia neben Holand, aber die Städte sind in humanistischem Sinne latinisiert. Stumpf wirft, wie wir gesehen haben, das fremde Kleid ganz beiseite. Seine Karte von Deutschland ist auch äußerlich teutonisch. Auf Münster fußt endlich noch eine merkwürdige Karte Stellas: „Die gemeine Landtafel des deutschen Landes, Etwan durch Herren Sebastianum Münstermm geordnet, nun aber vermehrt und gebessert, durch Tilemannum Stellam von Sigen". Diese aus zwei Bogen zusammengesetzte Karte ist dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg dedieiert und vom Jahre 1560 datiert; sie ist kreisförmig, im innersten Ringe sind die Breitengrade 45° bis 55° 40' angegeben in Abteilungen von 10 zu 10 Minuten. Um den innern Ring folgen die 12 Zeichen des Tierkreises. Die vier Winkel des Kartenblattes sind durch kleinere Kreise ausgefüllt, in denen oben das Diurnal und Nocturnal, unten der „Circkel der Jarzal und gleichen Stund", sowie der „Circkel des Horoscopi und Planetenstund" dargestellt sind. Die Karte ist reich an Einzelheiten; es sind nur lateinische Buchstaben verwendet, aber die Namensformen sind sämtlich deutsch. Die Hydrographie im deutschen Osten ist richtiger, die Spree erscheint als Nebenfluß der Elbe, die Oder mit ihren linken Nebenflüssen tritt in erkennbarer Form ein. Ortelius nennt in seinem Kartenkatalog diese Arbeit Stellas nicht, wohl aber

Digitized by Google

erwähnt er, daß Stella eine verbesserte Ausgabe der Münsterschen Karte 1567 bei Peter Zetz in Wittenberg habe erscheinen lassen.

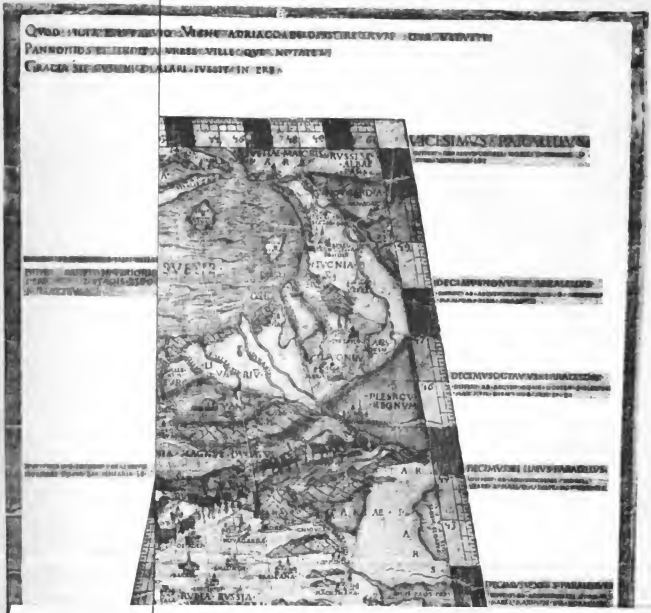
Ortelius nennt noch einige Karten Germaniens, die vor 1570 vollendet gewesen sein müssen, über deren Verbleib sich bis jetzt kein Nachweis hat geben lassen. Auch Nordenskiöld weiß in seinem „Fosciculo-Atlas“ keine weiteren Belege zu bringen. Indes ist nicht ausgeschlossen, daß sie noch in irgend einer alten Sammlung wieder zum Vorschein kommen. Es sind folgende Blätter: Carolus Heydanus, Germaniae typus (Antwerpen bei Hieronymus Cock); Christianus Schrot von Sondeck hat auch eine Karte von ganz Deutschland geliefert, die von demselben Cock herausgegeben ist. Christophorus Pyramine endlich gab eine tabula Germaniae zu Brüssel heraus.

Ehe ich mich aber zum Abschluß des ersten Jahrhunderts der deutschen Kartographie, zu Ortelius und Mercator, wende, muß ich noch einer besonderen kleinen Gruppe von Darstellungen gedenken, die wesentlich praktischen Zwecken dienen sollte. Es sind Reisekarten aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, und wie alle damals in Deutschland erschienenen Blätter in Holzschnitt ausgeführt. Die älteste Karte dieser Art kennt ich nur dem Titel nach, sie ist 1501 von G. Glogkendon in Nürnberg veröffentlicht und führt den Titel: „Das sein dy lantstraßen durch das Römisch reych von einem Königreich zu dem andern dy an Teutsche land fassen, von meylen zu meylen mit puncten verzeichnet“. Exemplare dieser Karte finden sich im germanischen Museum zu Nürnberg und in der Sammlung der Fürsten von Liechtenstein zu Wien. Ein jedenfalls ähnliches Blatt, wie schon aus dem Titel zu ersehen ist, trägt am oberen Blattrande in einer Zeile die Aufschrift: „Das ist der Rom-Weg von meylen zu meylen mit punkten verzeichnet von eyner stat zu der andern durch deutsche lantt“. Unten befindet sich die sechzeilige, in der Mitte durch eine Kompaßzeichnung geteilte Legende: „Wer wissen wyl, wye fer von eyner Stat zu der andern ist, do zwischen leyn punct ist, der messe mit eynem zirkel von dem punct der stat zu dem punkt der andern stat und setz den zirkel hie unten auf die punct, der vetlicher tut eyn gemeyn deutsche meyl und ein strich zehen meyl. So aber dye meyl in landen nit gleich seyn, nunt man gewonlich solcher meyl hye verzeychnet fir fur fünf in landen Swaben, Hessen, westfalin, Saxen, Marl, powern, behem und in Swevyz zwo fur eyne“. Sodann ist noch Anleitung gegeben, wie man nach dem „Kompaß“ wandern kann. Die Karte reicht vom 41. bis 58. Grade n. Br. Das Flußnetz ist dem bei Waldseemüller gleich; Schrift und Namensformen sind deutsch. Die Reisewege führen von den nördlichsten Endpunkten, von Danzig und Stettin, Rostod, „Nyp“ in Jütland, Bremen, Utrecht, Ryeport bei Brügge, und von Krakau nach Süden und erreichen auf drei Alpenwegen über den Poutafelpaß, Brenner und Spilgen, Italien und endlich Rom. L. Gallois hat in seinen „Geographes allemands de la renaissance“ (Paris 1890) eine verkleinerte Phototypie nach dem Exemplare in der Nationalbibliothek zu Paris veröffentlicht; ein andres Exemplar, das vor mir liegt, gehört der königl. Bibliothek zu Dresden.

Mit Abraham Ortelius, dessen epochemachendes „Theatrum“ 1570 erschien, treten wir in den letzten Abschnitt unserer kartographischen Betrachtung ein. Der Holzschnitt wird wieder durch den Kupferstich verdrängt. Und wenn Ortelius auch kein schöpferischer Kartograph, sondern im Grunde nur ein fleißiger Kopist war, so hat er doch das große Verdienst, alle bis dahin erschienenen Einzelblätter nach Möglichkeit gesammelt und verarbeitet zu haben. Außerdem empfahlen ihn seiner Zeit der klare Stich der Platten und die höchst saubere mit der Hand ausgeführte Kolorierung, die bei den Prachtexemplaren so weit getrieben wurde, daß man die kleinen Kreise in den Städtezeichnungen durch glänzende Goldpunkte ersetzte. Der Titel der Karte lautet „Germania“, dementsprechend sind auch alle Ländernamen lateinisch gegeben, wie auch von nun an von den berufenen Kartographen nur lateinische Schrift verwendet wird; die Ortsnamen sind deutsch. Die Küsten der Nordsee vom Rhein bis zur Weser sind ziemlich richtig, nur zwischen Weser und Elbe läuft das Land zu spitz nach Norden aus. Das Flußnetz ist im ganzen Nordosten bis zur Weichsel richtiger geworden; nur hat sich von den Haveiquellen gegen Westen nach Tönnig und Rostod zu eine wunderliche Verfurkation erhalten. Im Osten und Westen sind die Breitengrade mit weiteren Abteilungen bis zu 10 Minuten angegeben. Eine Einteilung nach den Längengraden ist nicht versucht. Dieses Kartenbild ist für die folgenden Auflagen des „Theatrum“ noch über den Tod des Ortelius hinaus bis in das erste Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts beibehalten, obgleich schon 1585 die erste kritische Karte von Deutschland durch Mercator veröffentlicht war. Sie erschien in Duisburg und zeigt schon darin einen wesentlichen Fortschritt gegen Ortelius, daß hier sein Cusas Entwurf zuerst wieder ein bestimmtes Netz von Längen- und Breitenlinien angelegt ist. Fehler kommen natürlich auch beiden Richtungen vor; aber es konnte doch nun durch jede neugewonnene astronomische Bestimmung ein neuer fester Punkt gewonnen werden. Leider sank ja sehr bald die Kartographie zu einem bloßen Handwerk herab und daher verginzen nach Mercators That über 150 Jahre, ehe Tobias Mayer 1750 wieder mit kritischem Maßstabe das vorhandene Material für eine Karte von Deutschland prüfte. Doch sehen wir bei Mercator auch noch nach andern Richtungen einen Fortschritt. Während bei Ortelius alle Landschaftsnamen im Deutschen Reiche noch die lateinische Form trugen, lesen wir auf Mercators Karte die Namen Meissen, Turingen, Hessen u. s. w. Ist das nicht ein Zeichen deutscher Sinnesart, die Mercator mehr bekundet als Ortelius? Das Flußnetz ist schärfer nach den charakteristischen Formen der Wasserläufe ausgebildet. Was noch bei Ortelius fehlte, z. B. der obere Lauf der Aller und der Werra, hier sind sie eingetragen. Leider sind die fragwürdigen Flußgabelungen in Mecklenburg und Pommern noch stehen geblieben. Immerhin wieder ein Zeichen, daß die genauere Kenntnis des deutschen Landes von Westen nach Osten langsam vorwärts schreitet.

Mercator ist ebenso wie Cusa von der Überzeugung durchdrungen, daß für jede Darstellung eines Teils der Erdoberfläche die strengste mathematisch-astronomische Methode die notwendige Voraussetzung ist. Zwischen diesen beiden Säulen der deutschen Kartographie hat keiner der andern genannten Kartenzeichner die zwingende Notwendigkeit gefühlt. Mercator gilt allgemein mit Recht als der Reformator der Kartographie. Wenn wir nun schon mehr als 100 Jahre früher bei Cusa dieselben wissenschaftlichen Grundsätze finden, dann wächst unsre Hochachtung vor dem Kardinal um so mehr, und wir können mit Stolz auf den Mann hinweisen, der vor 400 Jahren das erste Bild des deutschen Landes zu entwerfen wagte.

Digitized by Google


VICESIMA SECVNDA EVROPAE TABVLA
DVCNIA
DECIMA NONA EVROPAE TABVLA
DECIMA OCTAVA EVROPAE TABVLA
DECIMA SEPTIMA EVROPAE TABVLA
DECIMA SEXTA EVROPAE TABVLA

Digitized by Google

L. G. Bingers Reise vom Niger zur Oberguinea-Küste.

Von H. Seidel.

Die französische Regierung hat in neuerer Zeit unendlich viel zur Erforschung ihrer überseeischen Gebiete gethan, namentlich in Afrika, wo sie den ausgesprochenen Zweck verfolgt, die jetzt noch zerstreuten Erwerbungen zu einem großen afrikanischen Kolonialreich zusammenzufassen.

Aus bescheidenen Anfängen ist in Senegambien allmälig ein großes Besitztum erwachsen, das sich mit breiter Basis an den obern Niger lehnt; und jenseits dieses Stromes sitzen im Schatten der Trikolore zahlreiche eingeborne Herrscher und walten unter französischem Schutze ihres Amtes. Andre, gleichfalls französische Länder, deren Binnenerstreckung kein mißgünstiger Nachbar beengt, ziehen sich an der Küste von Oberguinea hin und fordern wie von selbst zur Angliederung an die nördlichen Gebiete auf. Daß solches nicht schon früher geschah, verboten die noch wenig oder gar nicht erforschten Räume im großen Nigerbogen, Räume, deren Leere wir bisher nach unsicheren Berichten mit hypothetischen Flüssen und Gebirgen und kaum gehörten Volksnamen notdürftig erfüllten.

Eine wesentliche Beschränkung erfuhr diese terra incognita jüngst durch die Reise des französischen Hauptmanns der Marineinfanterie, Ludwig Gustav Binger, aus Straßburg im Elsaß gebürtig, der in glücklichem Zuge die Reiche eines Samory und Tieba kreuzte, die vielgerühmte Handelsstadt Kong besuchte, die noch nie ein Weißer gesehen, dann nördlich gewandt das Netz des obern Volta enthüllte, Wagbodugu und Gurunsi passierte und über Jendi und Salaga nach Kong und von dort nach Grand Bassam in Oberguinea zurückkehrte.

Helm aus Katon.

Als Ausgangspunkt seiner Expedition wählte Binger[1]) die Senegal-Niger-Route, wo er weit in das Innere hinein bekannte Räume und Sprachen traf, wo er überall geschickte und zuverlässige Begleiter finden konnte, und wo ihn der Weg auch jenseits des Grenzstromes beträchtliche Strecken durch ein Reich führte, dessen Herrscher Samory mit der Republik in Frieden und Freundschaft lebte.

Im März 1887 ging Binger[2]) von St. Louis den Senegal hinauf bis Bafulabe und folgte dann der sogenannten Provianturengstraße über Badumbe und Kita nach Baumako, dem letzten französischen Posten am Niger. Trüben führte ihn sein Pfad stracks südöstlich über das höher gelegene Laterit-Plateau an niedergebrannten, armseligen Dörfern vorbei gen Bolofobugu, das er am 5. Juli erreichte. Der Ortsvorsteher ersuchte ihn, so lange zu warten, bis von Samory die Erlaubnis zur Weiterreise eingetroffen sei. Allein die Erlaubnis blieb aus, und ein neugewonnener Freund, der den wahren Sachverhalt kannte, gab Binger den Rat, daß es besser sei, vorläufig nach Bammako zurückzugehen.

In den ersten Tagen des September brach Binger von neuem auf und zog unangefochten durch die monotone, mit hohem Grase und zwerghaften Bäumen bestandene Ebene immer südöstlich bis Tenetu fort. Dann bog der Weg jäh nach Osten ab und brachte Binger an den Baule und einige seiner Zuflüsse, sowie später an den Bagoe oder Badie, der sich mit dem vorigen im Sultanat Segu zu einem ansehnlichen Nebenflusse des mittleren Niger vereinigt.

Rings in den Dörfern und Weilern wütete arge Hungersnot, eine Folge der ewigen Kriege, die der „Alexander des Sudan", wie man Samory in Frankreich sehr zu Unrecht nennt, über das unglückliche Land heraufbeschworen hat. Gegen Osten, zwischen Natinian und Sikasso, hob sich das Land etwas mehr, da hier der eigentliche Fürst des Plateaus und ein wichtiges Quellzentrum liegt. Dicht vor Sikasso stieß Binger auf das Lager Samorys, und bald trabte eine Reiterschar heran, der „Prinz" Karamokho an der Spitze, der bereits in Paris gewesen war und die Herrlichkeiten der französischen Zivilisation an der Quelle gekostet hatte. Er geleitete Binger zum Könige, der dem Freunde die Hand schüttelte und ihn mit den Worten: „Français, bonjour" willkommen hieß.

Samory befand sich zur Zeit im Kriege mit seinem östlichen Nachbar Tieba, und da der Ausgang noch zweifelhaft war, wollte der schlaue Despot durchaus französische „Kanonen und Soldaten" zur Hilfe haben. Binger konnte nichts dergleichen versprechen und nahm deshalb, um jeden unnützen Aufenthalt zu vermeiden, bald wieder Abschied von dem begehrlichen Könige.

Auf dem Wege, den er gekommen, zog er bis Tiola zurück und wandte sich nun südwärts nach Benokhobugu, das bereits oberhalb des Zusammenflusses des Bagoe mit dem Bafing gerade unter 11° n. Br. liegt.

In dem ganzen Bereich aber scheint eine größere Erhebung zu fehlen. Die Vegetation wechselt mit der Bodenform und zeigt sich in den Lateritstrecken dürftig und krüppelhaft; man baut hier Sorghum, Hirse und nur in den Niederungen Mais und Reis. Dafür begegnet uns desto öfter der Schibutterbaum. Am 11. Breitengrade gesellt sich zur Kultur der Zerealien die der Knollengewächse, als Jams, Taro und Bataten. Auch kommen schon vereinzelte Bananen und Orangen vor, bis mit 8½ Grad die Ölpalme auftritt und ein dichter Hochwald die frühere Zwergvegetation ablöst. Die Körnerfrüchte müssen ganz den Knollengewächsen weichen, sowie die Schibutter jetzt durch das Fett der Kolanuß ersetzt wird.

[1]) Biographische Nachrichten über Binger findet der Leser in Petermanns geogr. Mitteilungen 1890, S. 26 und 27 und in der deutschen Rundschau für Geographie und Statistik, Bd. XIII, Heft 2, S. 86 bis 94.

[2]) Seine Reise erschien im „Tour du Monde", Bd. 61, S. 1 ff. (1891) mit zahlreichen Abbildungen. Danach unser Bericht und unsre Abbildungen.

Digitized by Google

Am 25. Oktober machte sich Binger ohne die erforderliche Genehmigung Samorys und ohne Führer nach Süden auf den Marsch. Bis Barakana, dem Sirakana Caillés, kam er durch Gaue, die erst von Tiéba, dann von Samory verwüstet waren. Der Besuch Tengerelas, das seit Caillé kein Weißer betreten, wurde ihm nicht gestattet; er mußte ein gutes Stück Weges wieder zurück, um dann mehr östlich, nach Überschreitung des obern Bagoé, in die Staaten Tiébas vorzudringen. Bei Kadiolini überschritt er die Grenze, die hier etwa im 8. Meridian von Paris verläuft, und mit jedem Schritt nach Osten atmete er leichter, da er sich endlich der einer Gefangenschaft ähnlichen Überwachung in Samorys Staaten entzogen fühlte.

In Katon, kurz vor Tiumamenè, wurde die Karawane mit lautem Schießen und Jubeln empfangen. Bingers Leute gerieten in Entzücken; denn der Lärm bedeutete — ein Begräbnis. „Tod ist ein günstiges Zeichen", riefen sie, „alle Schwarzen halten es für das beste, wenn man auf der Reise in einem Dorfe lagert, wo ein Toter ist." Begräbnisse geben hier im Lande zu wahren Freudenfesten Anlaß. Stirbt jemand, so ziehen die Verwandten ihre besten Kleider an und laufen von Haus zu Haus, um ihren Freunden die Nachricht zu bringen. Diese ergreifen flugs ihre Gewehre und vereinigen sich beim Trauerhause und schießen, so lange das Pulver reicht. Auf Flöten, Tamtams und Saiteninstrumenten wird die nötige Musik gemacht, oft

Hochöfen und Schmiede in Umalotho.

drei bis fünf Tage ohne Unterlaß, und inzwischen kocht in Riesentöpfen das Nationalgericht „To", und Hiebsöbre oder Dolo wird herbeigeschafft, und man ißt und trinkt nach Herzenslust, den Leichnam natürlich in der Mitte, dem man der Sitte gemäß von allen Speisen und Getränken zuerst anbietet. Im Hofe oder auf einem Platze des Dorfes wird getanzt; das junge Volk beider Geschlechter beteiligt sich daran mit unglaublicher Ausdauer, und man ruht nur, um sich an Dolo zu stärken oder einer älteren Person, die etwa ein Solo tanzen will, Platz zu machen. Das Oberhaupt der trauernden Familie verschenkt unterdes an seine Besucher allerlei Eßwaren, auch Kauris, und fühlt sich sehr geschmeichelt, wenn die Feier recht lange dauert; denn das zeugt von der Achtung, die der Entschlafene bei seinen lieben Mitbürgern genoß. Nachts werden Feuer entzündet, und Fest und Tanz dauern fort, bis sich der Leichenzug ordnet.

Unter Schießen, Pfeifen und Trommeln geht's zum Thore hinaus; zwei starke Männer tragen den in Matten gewickelten Körper, den singende Frauen, die Kuhschwänze in den Händen halten, voranschreiten. Totengräber und Verwandte machen den Schluß.

Arme und Freunde werden ohne jede Zeremonie verscharrt, ebenso junge Mädchen und kinderlos verstorbene Frauen.

In dem Leichengefolge sah Binger einen jungen Mann, welcher sich durch eine höchst merkwürdige Kopfbedeckung auszeichnete. Er trug nämlich einen hölzernen Helm, der aus einem einzigen, im Feuer geschwärzten Stück gefertigt war und von vorn in einer Vertiefung das Reliefbild eines Menschen mit gespreizten Armen und Beinen zeigte. Auf beiden Seiten der Nische erhob sich je ein großes, schwarzes Horn, das durch weiß übermalte Felder schachbrettartig

Digitized by Google

Eingeborene aus Yea.

Digitized by Google

geteilt war. Die Helmknappe endlich trug noch eine Schnitzfigur, einen Reiter zu Pferde darstellend. Das ganze war grob und wenig symmetrisch ausgearbeitet. Vergl. S. 9.

Nach Durchfurtung eines kleinen Quellflusses des Banbama befand sich Binger im eigentlichen Machtbereich des Königs Tiéba, der seine Herrschaft zwischen den Staaten Samorys und dem Lande Kong ausgebreitet hat. Tiéba stammt, wie sein feindlicher Nachbar, aus bescheidenen Verhältnissen. Sein Vater hieß Tanla und war ursprünglich Ortsvorsteher in Danlabugu, nördlich von Sikasso. Einige glückliche Sklavenraziens gegen wehrlose Dörfer hatten ihm zu Macht und Ansehen verholfen, und so vernichtete er bald größere Gebiete wie Mengeza, Kollana und ganz Kenedugu mit seinen Horden. Als er 1877, stark hinterließ er fünf Söhne und eine Tochter; der bedeutendste war eben Tiéba, welcher sich bald als würdiger Nachfolger seines Vaters erwies; denn er schlug in häufigen Feldzügen alle Gegner ringsumher und dehnte zuletzt, in den Jahren 1884 bis 1886, seine Einfälle bis auf das linke Ufer des Bagoé, also in das Reich Samorys aus, wodurch jener schon mehrfach erwähnte Krieg zwischen beiden Gewalthabern entstand.

Die Besitzungen Tiébas zerfallen in solche, welche völlig unterworfen sind und direkt vom König verwaltet werden, und in solche, welche nur seinem Protektorate unterstehen und als Schutzstaaten gelten. Im Kern des Ganzen, also im Distrikt von Sikasso, haben wir auch Binger die wichtige Anschwellung im westlichen Abschnitt des Nigerbogens zu suchen, nämlich die Massenerhebung zwischen Natinian und Sikasso, die sich jedoch weniger als ein eigentliches Gebirge, sondern vielmehr als ein aus Plateaus und Rundkuppen zusammengedrängtes Hochland darstellt. Den Kulminationspunkt bildet der Pik von Faramisiri, der bei 780 m Gesamthöhe die benachbarte Ebene etwa um 380 m überragt. Die Hügel sind von ungleicher Form; sie bestehen aus Sandstein und einem sandigen, eisenreichen Lehm. Dem Nordabfall des Massivs rinnen die Wasser in den Fluß von Kauro oder Kobadiéla zusammen, der aber nach unseren Karten in den Bakhoy mündet und nicht, wie Binger behauptet, sich direkt in den Niger ergießt. Auf dem Südabfall entspringen die Quellen des westlichen Voltaarmes oder des schwarzen Volta, den wir uns so lange viel kürzer dachten. Gelegentlich der Rundreise von Kong nach Woghabugu und Salaga stieß Binger mehrmals auf diesen Fluß, zuerst bei Bossala in $11^1/_2$ Grad n. Br., wo sich eben die beiden kleineren Adern Bá-ule und Baniſing zureinander gesellt haben. Das vereinigte Gestieß schwingt sich im stattlichen Bogen über den 12. Parallel hinauf und dann jäh hinab von Norden nach Süden, wo ihm später der von Tken kommende mittlere oder rote Volta zugeht. Durch diese Feststellung verringert sich das südliche Nigerregime ungemein gegen die bisherige Annahme; denn der weitaus größere Teil dieser Landschaften führt seine Wasser dem Komoé und namentlich dem Volta zu. — Auf dem Südabfall endlich ist der Ursprung des Komoé oder des Flusses von Grand Bassam zu suchen, vorausgesetzt, daß wir die Ausdehnung des Bingerschen Massivs „Natinian-Sikasso“ nicht streng auf die höchstens 25 km Entfernung, die zwischen jenen beiden Orten liegt, beschränken. Gegen Süden flacht sich das Plateau allmählich ab, und hier entspringen die in die Lagune von Grand Bassam ausgehenden Küstenflüsse Dabu und Lahu. Es wiederholt sich also für diesen Bereich die in Afrika häufige Erscheinung, daß die Wasserscheide zwischen mächtigen Stromgebieten durch kaum bemerkbare Höhendifferenzen gekennzeichnet wird. Das „traditionelle Konggebirge“ [1]), dessen intellektueller Urheber kein geringerer als Mungo Park gewesen ist, muß von den Karten verschwinden.

Die Länder Tiébas zeigten fast dieselbe Entvölkerung, wie die seines Nachbars Samory, etliche Strecken abgerechnet, z. B. die Bezirke zwischen Timmantenó und Niélé, in welchen immerhin über 40 Menschen auf den Quadratkilometer entfallen. Der Gesamtdurchschnitt dagegen dürfte wohl nicht über 12 bis 15 Personen für den Quadratkilometer hinausgehen, und selbst dieser geringe Satz übertrifft die mittlere Bevölkerungsdichtigkeit in Samorys Reich noch um das Doppelte. — Wie dort, ziehen auch hier die Salz- und Kolastraßen von Segu und Djenne in nordsüdlicher Richtung auf Worodugu hin durch das Land, und Tiébas Hauptstadt Sikasso, schon begünstigt durch ihre Lage im orographischen Zentrum dieser ausgedehnten Räume, erscheint sonach wohl geeignet, ein in jeder Weise bedeutender Stützpunkt für militärische und wissenschaftliche Unternehmungen zu werden. —

Mittlerweile entfernte sich Binger aus dem Stromgebiet des Niger und lernte einige Quelladern des Lerafusses kennen, der sich später mit dem Komoé verbindet. Etwa 6 km vor Niéle erkrankte der Reisende auf einem Togodo, d. i. einer Art befestigter Ackerbau-Kolonie, wie sie der Landesfürst Pege vielfach angelegt und mit Gefangenen bevölkert hat. Diese erhalten für den Beginn mehrere Stück Schlachtvieh, einige Haustiere und die nötigen Sämereien, und darauf gehen sie an die Urbarmachung des Bodens. Die Erträgnisse der Farmen zieht nachher Pege zur Proviantierung seiner Truppen ein. Man baut verschiedene Arten „Ku“ oder Yamswurzeln, geringwertigen Mais, Erdnüsse und sehr gute Bataten, außerdem eine bestimmte Hirseart, den „Sanio“ und den roten „Bimbiri“, also eine Sorghum-Pflanze. In den meisten Dörfern giebt es weit mehr Kornspeicher als Wohnungen. Neben dem Schibutterbaume gedeiht eine den Schwarzen in mannigfacher Beziehung nützliche Bassia biglobosa. Die Gefangenen fielen sämtlich durch Häßlichkeit und Mangel an Kleidung auf. Die Weiber schlingen um die Lenden etwa 20 Fetischschnüre, deren jeder wieder aus drei blattbreiten Riemen geflochten ist, und an diese Schnüre werden dann allerlei kupferne Amulette gehängt, Schildkröten, Eidechsen oder auch Perlen dargestellend, die nach dem Volksglauben reichen Kindersegen bewirken sollen. Die Gefangenen sind vortrefflich disciplinirt; die Männer nehmen den Hut ab und verbeugen sich, wenn sie angeredet werden; die Weiber knieen gar nieder, allerdings mit dem Gesicht nach hinten, so daß sie dem Betreffenden den Rücken zukehren. Leider fehlt sonst in vielen Dingen die rechte Ordnung, so daß bei den Schwarzen hier wie allerorts die Verschwendung über die Sparsamkeit triumphiert. —

Der Besuch von Niéle, der Residenz Peges, wurde Binger trotz seiner Bitten nicht gestattet, und so finden wir den Reisenden bald wieder unterwegs und kehren mit ihm in Umalokho ein, wo der Hauptling seine Schmiede und Eisenarbeiter angesiedelt hat. Vor dem Dorfe stehen 15 Hochöfen von wirklich hübscher Bauart und gut geregeltem Zuge, indem jeder Ofen mit einem Dutzend Zugröhren versehen ist, die anfangs sämtlich in Thätigkeit sind, später jedoch nach Maßgabe des Brandes zurückgezogen werden. Die zahlreichen Schmiede hatten unausgesetzt vor den Öfen zu schaffen, und sie warteten auch allem Anschein nach mit Eifer ihres Amtes. Vergl. S. 10.

Am 5. Februar 1888 gewahrte Binger in der Ferne den Waldgürtel eines größeren Flusses, nämlich des Lera, der aus der Landschaft Kenedugu kommt und hier in 50 m Hochwasserbreite zum Komoé strömt. Der Ort Lera oder Tera selbst liegt zwei Wegstunden vom Ufer entfernt; die

[1]) Petermanns Mitteilungen 1890. S. 27.

Digitized by Google

überzahl seiner Bewohner machen die Guings oder Mbuings aus, ein wildes, niedrigstehendes Volk, das sich in Typus und Sprache vollständig von den Mandingo unterscheidet. Beide Geschlechter haben dieselbe erdigschwarze Färbung, und beide rasieren sich gleicher Weise das Haupthaar. Der Mann trägt außer der Bila ein Kauribalsband und an jedem Unterschenkel je eine Schenkelbinde, auch mit Kauris besetzt, und den Kopf verhüllt ein Strohhut, der in seiner Form den Spitzlappen unserer Clowns nicht unähnlich ist. Zur Bewaffnung dienen Bogen und leichte Pfeile, wie sie in Gonadugu und von den Bambarra und Siéna-reh in Kollana gebraucht werden. Gegen den Widerschlag der Sehne ist die linke Hand durch ein ledernes Armband geschützt. Die Tättowierung beschränkt sich auf ein bis drei kleine Einschnitte um die Mundwinkel; durchbohrte Unterlippen gewahrt man nur bei den Männern, die es hierin den Frauen aus der Umgegend Tengrelas nachzuthun scheinen und hölzerne oder eiserne Spitzen oder auch einen Federkiel in das Loch hineinstecken. Vergl. S. 11.

Die Tracht der Frauen ist fast noch einfacher, da sie die Bila oder Schambinde durch einen kupfernen Leibgürtel ersetzen, in den hinten und vorn ein Büschel belaubter Zweige gesteckt wird. Die Mütter tragen ihre Kinder in einer kleinen Matte, die mit je einem Riemen unten an dem Leibgurt und oben über den Brüsten festgebunden ist. Ein Strohhut, ähnlich den papiernen Dreimastern der Straßenjungend, schützt abwechselnd Mutter und Kind.

Nach Bingers Versicherung leben die Guings häufig von Raub und Mord, und ein Fremder, der sich führerlos in das Land begiebt, setzt sich unfehlbar den größten Gefahren für Eigentum und Leben aus. Der Menschenfresserei scheint das Volk aber nicht zu fröhnen; die Toten z. B. werden gewaschen, mit Fett eingerieben und dann sofort bestattet, aber ohne jede Leichenfeier. An Früchten bauen die Guings nur Hirse, Sorghum und Pfeffer (Capsicum indicum); sowie der Acker einigermaßen erschöpft ist, wird er verlassen und ein frisches Feld gebrochen, nach dessen Lage die Wilden schnell ihre Dörfer und Hütten umsetzen.

(Schluß folgt.)

Die dänische Expedition nach Ostgrönland.

Von Heinrich Martens.

Am 7. Juni d. J. hat die vom dänischen Staate ausgerüstete Grönlandsexpedition auf dem norwegischen Robbenfangschiffe „Hekla“, Kapitän Knudsen, Kopenhagen verlassen. Leiter der Expedition ist der dänische Premierleutnant zur See C. Ryder, der schon wiederholt in Grönland war. Die übrigen Teilnehmer sind: Premierleutnant zur See Vebel, der Cand. mag. Bay als Naturkundiger; ein Dolmetscher Johann Petersen, der sich an der Expedition des Kapitäns Holm, 1883 bis 1885, nach der Ostküste Grönlands beteiligte; ferner zwei dänische Seeleute, zwei norwegische und ein grönländischer Walfischfänger. Außerdem nehmen zwei dänische Studenten, Hartz (Botaniker), und Deichmann (Entomologe) an der Reise der „Hekla“ teil, mit welcher sie jedoch im Herbste zurückkehren. Das Schiff, welches als Segler wie als Dampfer benutzt werden kann, hat eine Tragfähigkeit von etwa 350 Tons und eine Maschine von 48 Pferdekraft. Der Führer des Schiffes, Kapitän N. Knudsen, ist auf den Fang von Walfischen und Robben eingerichtet. Die Besatzung des Schiffes besteht aus 20 Mann, welche nach der Überführung der Ryderschen Expedition dem Fange nachgehen und im Herbst in die Heimat zurückkehren werden.

Der von Ryder ausgearbeitete und von der „dänischen Komission für geologische und geographische Untersuchungen Grönlands“, sowie der dänischen Regierung gutgeheißene Expeditionsplan geht auf die Untersuchung der Ostküste Grönlands vom 66. bis 73. Grad nördl. Br. hinaus. Es wird in demselben im wesentlichen folgendes ausgeführt:

Während die Untersuchungen auf der Westküste Grönlands bis zu 74½° nördl. Br. hinaufreichen, erstrecken sich die systematischen Untersuchungen auf der Ostküste nur bis zu 66° nördl. Br., bis zu der Stelle, welche Kapt. Holm 1884 erreichte. Vom 66. bis ungefähr 70. Grade ist die Küste dagegen vollständig unbekannt und noch von keinem Europäer betreten. Vom 70. bis 73. Grade, der Mündung des Kaiser Franz-Josephs-Fjord, ist die Küste, jedoch meist nur aus Außenland, im Jahre 1822 von William Scoresby besucht worden, der eine Karte über dieselbe herausgegeben hat. Da Scoresby indes als Führer eines auf Walfischfang ausgesandten Schiffes diese Untersuchungen nur sehr nebenschlichst betreiben konnte, kann die in Rede stehende Strecke nicht als näher untersucht bezeichnet werden. Dagegen ist die Küste vom 73. Grade nordwärts bis ungefähr 77. Grade nördl. Br. in der Hauptsache von der zweiten deutschen Nordpolarexpedition in den Jahren 1869/70 zur Karte gebracht, und dieser Teil der Küste kann als verhältnismäßig gründlich bekannt betrachtet werden. Vielversprechend, und da befürchtet wurde, daß andere Nationen der zunächst berufenen dänischen Nation zuvorkommen würden, falls diese nicht sofort die Sache in Angriff nehme, ist mit der Ausführung des Planes zur Untersuchung der grönländischen Ostküste vom 66. bis zum 73. Grade nördl. Br. nunmehr begonnen worden.

Die Expedition wird auf ungefähr 70° nördl. Br. gelandet werden und wird dort auch überwintern. Zu diesem Zwecke, sowie zu den erforderlichen Schlittenfahrten und Bootreisen führt die Expedition ein recht bedeutendes Material mit sich. Es gehört dahin ein hölzernes Wohnhaus, welches 13 Ellen lang und 6 Ellen breit ist und zum Bewohnen zwei, etwa 3½ Ellen hohe, durch einen Korridor getrennte Wohnzimmer hat. Dach und Außenwände sind mit Dachpappe bekleidet. Um das Haus, welches doppelte Wände hat, wird eine grönländische Mauer, aus Erde und Steinen, gezogen. Inwendig sind Fußboden und Wände mit Linoleum bekleidet. In der Nähe des Wohnhauses werden zwei kleinere Holzhäuser zu astronomischen Beobachtungen errichtet. Sodann kommen drei Böte mit Masten und Segel hinzu. Die in Arendal (Norwegen) aus Eichenholz erbauten Böte haben eine Länge von 23 Fuß und eine Breite von 6 Fuß und können ein Gewicht von 4000 Pfund tragen. Die aus Eichenholz erbauten Schlitten sind von demselben Manne (Tischlermeister Christiansen in Tetemarken) angefertigt, welcher die vorzüglich bewährten Schlitten herstellte, die Dr. Nansen über das grönländische Binnenlandeis benutzte. Und endlich ist die Expedition vorzüglich mit Instrumenten zu Vermessungen, astronomischen, hydrographischen und magnetischen Beobachtungen versehen.

Sobald die Holzhäuser an Land gebracht und aufgestellt, sowie die Vorräte in Sicherheit gebracht sind, verläßt der Dampfer die Expedition, um diese 1893 wieder heimzuführen. Im Laufe dieses Sommers gedenkt die Expedition die Gewässer vom 70. Grade nordwärts so weit wie möglich zu untersuchen; alsdann geht sie ins Winterquartier, von welchem aus sie, wenn die Eisverhältnisse es erlauben, Schlittenreisen unternehmen wird. Sobald das Eis im Frühjahr oder Sommer 1892 so weit geschwunden ist, daß die Gewässer fahrbar sind, verläßt die Expedition ihr Winterquartier und geht mit ihren Booten und so vielem Proviant wie möglich südwärts. Alsdann wird sie an geeigneter Stelle ein Depot, bestehend aus den eingebrachten wissenschaftlichen Sammlungen, errichten, welches Depot der Dampfer „Hekla“ verladen wird,

Digitized by Google

wenn er die Expedition heimführt. Dieses soll möglicherweise von Angmagsalik aus geschehen, welches die Expedition im Herbst 1892 zu erreichen hofft. Da der Leiter der Expedition, sowie auch mehrere Mitglieder derselben mit den zu einem guten Erfolge und glücklichen Ausgange des Unternehmens notwendigen Kenntnissen und Erfahrungen ausgerüstet sind, wird es diesem hoffentlich weder an dem einen noch dem andern fehlen.

Alfred Sharpes Reise nach Katanga.

Eine in gegenwärtiger Beziehung ergebnisreiche Reise nach dem zentralafrikanischen Katongo hat Alfred Sharpe ausgeführt, derselbe, welcher bereits 1889 durch seinen Vorstoß in die Landschaften zwischen dem Südende des Niassees und dem Longwesufluß sich bekannt machte (Proceed. 1890, p. 150). Der Metallreichtum des Landes („Globus" LIX, 239) hat auch die britische Südafrikagesellschaft angelockt, in deren Auftrage Bijeklawski Sharpe reiste, so gut wie die Belgier, die eine Expedition dorthin gesendet haben. Der vorläufige Bericht (Times 10. Juni) lautet:

Sharpe verließ den Niassisee im Herbst des vorigen Jahres, kreuzte das Plateau zwischen diesem und dem Südende des Tanganjika und zog dann westlich und südwestlich, wobei er einen neuen Salzsee entdeckte, der in der Regenzeit stark angeschwollen war. Er traf alsdann auf das Ostufer des Moorosees, an dem er hinzog, um nach Kalemba Stadt zu gelangen, die er im Anfange Oktober erreichte. Der Monarch empfing den englischen Reisenden sehr ungnädig, zumal als er erfuhr, daß dieser zum Fürsten Msiri von Katango ziehen wolle, zu dem Koſembe in einem abhängigen Verhältnisse steht. Sharpe versuchte es, nach Süden vorzudringen und dann den Luapula zu überschreiten, um sich weiter westlich zu wenden. Allein er war genötigt, bis zum Tanganjika umzukehren, da er und seine Leute fast verhungerten. Nachdem er sich mit frischen Mitteln versehen, marschierte er on das Nordende des Moóro, überschritt den dort heraustretenden 200 Yards breiten Luapula und erstieg den östlichen Abfall des hohen Tafellandes, das sich hier zum Moóro herabsenkt. In west-südwestlicher Richtung vordringend, überschritt Sharpe die Quellflüsse des Lufua und kam am 8. November 1890 in der Hauptstadt Msiriè an. Er blieb dort acht Tage, scheint aber keine „Verträge" abgeschlossen zu haben. Der Gold- und Kupferreichtum Katangas wird vollauf von Sharpe bestätigt.

Seine Rückkehr erfolgte so ziemlich auf demselben Wege. Den von ihm entdeckten Salzsee fand Sharpe, so inzwischen die Regenzeit eingetreten war, bedeutend angeschwollen. Auf der Hochebene erreichte er eine Höhe von 1650 m, von wo er eine prächtige Aussicht über den westlichen und südwestlichen Teil des Sees hatte, in dem die Insel Kiwwa liegt. Über die Bewohner der Insel herrscht Simba, der in steten Streite mit Msiri liegt. Der Luapula, der selbst sehr inselreich ist, fließt in das Südende des Sees. Vom Nordende des neuen Sees begab sich Sharpe wieder nach dem Tanganjika, an dessen Südende die Seengesellschaft die Station Abercorn errichtet hat. Ende Januar war Sharpe wieder zum Niassee.

Aus allen Erdteilen.

— Eine Kritik des amerikanischen Geisteslebens, die sehr scharf ausfällt, hat Thomas Davidson in der Mainummer der angesehenen amerikanischen Monatsschrift „The Forum" veröffentlicht. Er sagt darin u. a.: „Es ist eine bedauerliche Thatsache, daß der freie Geist unserer Unabhängigkeits-Erklärung noch nicht in hohem Grade als bildendes Prinzip in unser Volksleben eingedrungen ist. Während wir anerkanntermaßen eine neue Epoche in der Geschichte der menschlichen Freiheit und Civilisation repräsentieren, begnügen wir uns immer noch, in unserm Geistesleben den halbbarbarischen Epochen der Vergangenheit slawisch nachzuahmen. Auf keinem Gebiete unserer Geistesthätigkeit — in der Politik, Religion, Erziehungswesen, Kunst und Litteratur — hat sich bis jetzt der Geist amerikanischer Freiheit geltend gemacht. Obgleich wir prahlen, daß wir uns von der europäischen Tyrannei frei gemacht haben, so sind wir bis auf den Namen immer noch Europäer Sklaven. Horaz sagt, daß das unterjochte Griechenland seine rohen Besieger unterjochte; so herrscht das besiegte Europa immer noch über seinen Bezwinger Amerika, und mit gutem Grunde verachtet es uns dafür."

Auf keinem Gebiete tritt die Abhängigkeit von Europa deutlicher zu Tage, als auf dem der Litteratur. Der Büchermarkt wird vom Auslande beherrscht, und die amerikanischen Schriftsteller ahmen das Ausland sklavisch nach.

Davidson geißelt dann die Nachäffung des englischen „High life" und zeigt nun, wie lächerlich sich die vornehmthuenden Amerikaner machen, welche den Aristokraten herausbeißen wollen. Er weist nach, wie viele der Verbrecherkarrikaturen amerikanischer Erfindung an englische Lords, brutale Barone und italienische Grafen auf Rechnung der amerikanischen Litteratur zu setzen sind. „Die Weiber", sagt er, „welche durch das Lesen dieser sogenannten „Society Novels" demoralisiert werden, sind unfähig zu amerikanischen Hausfrauen und Müttern. Ihr Hauptbestreben geht dahin, ihr Leben nach englischem Muster zu gestalten; sind sie arm, so schweifwedeln sie vor den Reichen, sind sie reich, so spielen sie die anmaßende Herzogin nach deſsen Kräften. Die meisten machen sich lächerlich vor Gott und den Menschen, indem sie sich ihren Weg in die europäische Aristokratie bahnen und einen Stolz darin suchen, fürstliche Hofdamen, d. h. Kammerzofen zu werden. Wenn alle die Opfer, welche entartete amerikanische Väter und Mütter gebracht haben, um ihren Töchtern adelige Männer zu kaufen, bekannt würden, so könnte dies eine Enthüllung geben, so schmachvoll, daß künftig kein patriotischer Amerikaner einem Ausländer ins Gesicht sehen könnte."

Übersehen hat Davidson, daß die amerikanische Presse sich von der europäischen ganz unabhängig gemacht hat und eigene, originale Wege wandelt.

— Die Spielwut der Chinesen ist bei den Einwanderern in den Vereinigten Staaten die nämliche wie in der Heimat, worüber Culins Abhandlung „The Gambling Games of the chinese in America" (Philadelphia 1891) uns aufklärt. Er beschreibt zwei der am meisten in den Spielhöllen gespielten Hazardspiele, Fan Tan und Pak Kop pin mit allen Einzelheiten. Die Besitzer der Spielhäuser bilden eine förmliche Gilde in New York zur Versicherung gegen Beraubung von Seiten ihrer eigenen Landsleute; ebenso in Philadelphia und andern Städten. Ein großer Teil des Verdienstes der chinesischen Arbeiter bleibt in den Händen der Bankhalter, die mit ihrem Gewinn sich nach China zurückziehen. Wie die meisten Spieler sind auch die Chinesen abergläubig. Alles im Spielhause muß von weißer Farbe sein, weil sonst der Bankhalter zu verlieren glaubt. Die

Digitized by Google

Spieler legen Orangeschalen auf den Spieltisch, denn das bringt ihnen Glück; an den Eßtischen im Spielhause sitzt man nur allein und spricht nicht, weil sonst für die Betreffenden Verluste eintreten. Begegnet der zum Spielhause gehende Chinese in der Straße einem Wagen, so kehrt er um. Bücher dürfen im Spielhause nicht geduldet werden, denn das chinesische Wort shû bedeutet, je nach der Betonung, „Buch“ oder „verlieren“. Der Spieler richtet sich nach den glücklichen und unglücklichen Tagen des Kalenders; da aber der Kalender L'ung shû heißt und das ominöse Wort shû darin vorkommt, so wird er von Spielern nur Kut sing, glückliche Sterne, genannt. Vor dem Spiele wird der Altar des Kriegsgottes, Kwan Ti, besucht und diesem geopfert.

— K. Lumholtz' Reise zu den Cliffdwellers. Im „Globus“, Bd. 59, S. 96 ist die Entdeckung von noch lebenden Bewohnern der Klippenhöhlen in Mexiko durch den verstorbenen Reisenden J. Schwatka erwähnt worden. Der Norweger K. Lumholtz, der zur weiteren Erforschung derselben im verflossenen Jahre aufbrach, hat jetzt an Dr. E. Hamy in Paris über seine Reise berichtet (Compte rendu soc. géogr. 15. Mai 1891). Im Dezember und Januar hat er drei Ketten der Sierra Madre unter großen Schwierigkeiten überschritten und ist bis zu einer Höhe von 3000 m gelangt. Lebende Cliffdwellers hat er nicht gefunden, wohl aber Höhlen mit ziemlich jungen Resten derselben, darunter gut erhaltene Mumien mit vollständigen Haaren. „Es war ein kleines Volk, ganz ähnlich den heute noch lebenden Maquis“ (in Arizona), also keineswegs ein sehr großes mit schwarzroter Haut, wie Schwatka angab. Die Schilderung von Lumholtz paßt zu den heutigen Stämmen in Neu-Mexiko und Nachbarschaft. Am Westabhange der Sierra Madre hat Lumholtz zahlreiche Mounds ausgegraben, die eine reiche Ausbeute an Steingeräten und schöner Töpferware lieferten. Lumholtz, der abermals in die Sierra Madre aufgebrochen ist, hofft doch noch lebende Cliffdwellers zu finden.

— Hobdays Expedition zu den Quellflüssen des Irawadi. Major J. R. Hobday verließ am 22. Dezember 1890 Bhama am oberen Irawadi in Birma und drang nördlich bis Sneba mit dem Dampfer vor, von wo aus er auf dem rechten Ufer des Stromes bis zu dem Punkte marschierte, wo dessen beide Hauptquellflüsse, der Malikha und der Mêtha, sich vereinigen. Er folgte nun dem rechten Ufer des westlichen Armes, des Mali, aufwärts bis 26° 15′, wo er am 15. Januar 1891 anlangte und wo er verhindert wurde, weiter nördlich vorzudringen. Zwei Tage später kehrte die Expedition um und kreuzte den Winkel, der vom Mali und Mê gebildet wird, gelangte an den letzteren und überschritt ihn 32 km vor seinem Zusammenflusse mit dem Mali. Am 1. Februar war Hobday in Maingna am linken Irawadiufer gegenüber von Myitkina. Ein zweiter nördlicher Zug im Mêthale verlief auch bezüglich des Vordringens ergebnislos. „Wir haben“, schreibt Hobday, „nicht viel zur Lösung der Frage nach den Quellen des Irawadi beitragen können. Wir maßen das Volum des westlichen Zuflusses des Malikha und des östlichen oder Mêtha, am Zusammenflusse beider und fanden, daß die Wassermenge des letzteren bedeutender und kälter. Da, wo wir 32 km vor dem Zusammenflusse den Mê kreuzten, und wo er Erweiterungen (pools) bildet, fanden wir ihn 28 m tief. Die Area des Beckens des Mali habe ich erforscht und nach dem Unterschiede im Volumen der beiden Flüsse bin ich geneigt anzunehmen, daß der östliche seinen längeren Lauf als der westliche hat, so daß der Lufkang Tibets sich, wie ich glaube, als identisch mit dem Salwin herausstellen wird. Über den Lufkang konnte aber nichts sicheres erkundigt werden, da wir am Mêtha zu den Marus und Naw-Yins kamen, wilden Stämmen, über die wir nur wenig wissen.“ (Proceed. Geogr. Soc., Juni 1891.)

— Kamerun. Der schwedische Händler G. Baldau entdeckte im Juli 1890 nördlich vom Flusse Memeh einen neuen See, der dem Barombi oder Elefantensee wenig an Größe nachsteht. Er liegt 700 m hoch, mißt 2 km im Durchschnitt und ist vulkanischen Ursprungs. Baldau benannte ihn nach dem Gouverneur von Kamerun „Sodenjee“ (Petermanns geogr. Mitteil.).

— Die deutsche Forschungsreise nach Westgrönland unter Dr. Erich von Drygalski (Globus LIX, 112), welche bereits im laufenden Jahre stattfinden sollte, ist auf das Jahr 1892 verschoben worden. 1891 macht Dr. v. Drygalski nur eine vorbereitende Fahrt, zu der derselbe am 2. Mai, begleitet von Herrn Byschin, von Kopenhagen aus aufgebrochen ist. Jakobshavn, Waigat und Umenak werden zunächst besucht und die Station für das nächste Jahr bestimmt.

— Der zweite internationale Kongreß für Volkskunde (Folklore) findet zu London vom 1. bis 7. Oktober 1891 statt. Vorsitzender ist Joseph Jacobs, Schriftführer Alfred Nutt (270 Strand). Der Beitrag beträgt 21 Mark, wofür die Verhandlungen geliefert werden. Es werden drei Sektionen gebildet: 1) für Volkserzählungen und Lieder, 2) für Mythen, 3) Sitten und Gebräuche. In der letzteren Sektion sollen die Heirats- und Begräbnisgebräuche, die Erntebräuche in Großbritannien, die Ergebnisse der Volkskunde für den europäischen oder asiatischen Ursprung der Arier, die Verbreitung der Spiele u. s. w. beprochen werden.

— Im Großherzogtum Luxemburg zeigt die Volkszählung vom 1. Dezember 1890 eine Abnahme der Bevölkerung um 2195 Seelen in den letzten fünf Jahren. Am 1. Dezember 1890 zählte man 211 088 Einwohner, während am 1. Dezember 1885 213 283 ermittelt worden waren. Der Konfession nach sind nach der neuesten Zählung 208 921 Katholiken, 1058 Reformierte und Protestanten, 1009 Israeliten, der Rest gehört verschiedenen Sekten und den Konfessionslosen an.

— Der Grenzstreit zwischen Venezuela und Kolumbien ist von der Königin von Spanien, als Schiedsrichterin, zu Gunsten des letzteren Staates entschieden worden. Die ganze Goajiro-Halbinsel, die Territorien von San Faustino und Arauca sind jetzt Kolumbien zugesprochen worden. Die Grenze verläuft jetzt entlang dem Rio Arauca bis zum Einfluß in den Orinoka, diesen aufwärts bis zur Mündung des Atabapa in denselben, am Atabapo hin und den Rio Negro abwärts.

— Nyassaland ist der Name, welcher durch eine Proklamation der Königin Viktoria dem durch Verträge jetzt abgegrenzten Lande im Innern Südafrikas verliehen wurde, welches im Süden von Britisch-Betschuanaland und Transvaal, im Westen von Deutsch-Südwestafrika und den portugiesischen Besitzungen, im Norden vom Kongostaat und Deutsch-Ostafrika, im Osten von den portugiesischen Besitzungen begrenzt wird.

— Die Juden in Russisch-Polen. Der englische Generalkonsul Grant in Warschau giebt in seinem amtlichen Berichte an die britische Regierung die Zahl der Juden in

Digitized by Google

Russisch-Polen jetzt auf 1 380 000 an, unter einer Bevölkerung von 8 250 000 Seelen. In Warschau machen die Juden 40 Prozent aus, in vielen anderen Städten 50 Prozent. Handel und Industrie in Warschau sind fast ganz in jüdischen Händen. In den höheren Handelszweigen kommen auf 16 Juden 3 Christen, in den niedrigern auf 19 Juden nur 2 Christen; Agenten und Makler sind fast nur Juden (auf 43 Juden ein Christ). Von den größern Fabriken sind 63 Prozent in jüdischen Händen. In den niedrigen Erwerbsschichten, bei der Handarbeit u. s. w. ändert sich das Verhältniß sofort. Hier sind nur 11 000 Juden oder 8 Prozent der gesamten jüdischen Bevölkerung beschäftigt gegenüber 43 000 Christen, aber 20 Prozent der ganzen christlichen Bevölkerung.

— **Ersteigung des Elbrus.** Der Topograph Pachtussow hat im Juli 1890 den Elbrus erstiegen, worüber er im April dieses Jahres der geographischen Gesellschaft in Tiflis berichtete. Am 24. Juli brach er mit acht Kosaken und einem tmuetischen Führer aus dem Lager am Fuße des Ushba auf. Am 31. Juli war der westliche Gipfel nach vielen Schwierigkeiten erklommen. Pachtussow schreibt darüber: „Um 9 Uhr 20 Minuten betrat ich von der nordöstlichen Seite den höchsten Punkt des Berges und befand mich 18 470 Fuß über dem Meere; 10 Minuten später waren auch meine Kosaken oben. Das Thermometer, welches ich zwei Archin über dem Schnee gegen die Sonne aufgehängt hatte, zeigte von 9 Uhr 20 Min. bis 11 Uhr — 8,1° C.; von 11 bis 1 Uhr Mittags — 7,5° C. Die ganze Zeit wehte starker Westwind. Zu gleicher Zeit war die Temperatur in Pjatigorsk + 29,9° C., in Tiflis + 33,7° C., in Batum + 34° C. Da die Temperatur im ganzen Kaukasus Ende Juli die größte Höhe erreicht, so kann man wohl mit Recht den Schluß ziehen, daß die Temperatur auf dem Elbrus nie höher steigt als bis auf Null; hier kann also der Schnee niemals tauen; selbst in der Nähe des Felsens sind keine Spuren von Rutschen zu sehen. Deshalb kann der Schnee sich hier auch nicht anhäufen, da er im trockenen Zustande leicht vom Winde weggefegt wird. Wirklich ist auch der Gipfel fast ganz schneefrei, besonders am westlichen und südlichen Abhang beider Gipfel, wo er nicht einmal die kleinen Steine bedeckt. Das deutet auch darauf hin, daß hier oben West- und Südwinde vorherrschen. Auf den Nordabhängen dagegen liegen große Schneemassen. Beide Gipfel haben Trichterform; die Ränder sind auf den dem Sattel entgegengesetzten Seiten ausgebrochen. An den Rändern beider Trichter sind je drei kleine Gipfel, am östlichen Trichter ist der höchste Punkt 18 347 Fuß hoch, ein nackter Felsen, am westlichen bildet der höchste Gipfel ein Dreieck, ist mit Schnee bedeckt und 18 470 Fuß hoch. Die Trichterform der Gipfel weist auf erloschene Vulkane hin."

— **Bau der Eisenbahn Jaffa-Jerusalem,** der lange besprochenen und ersehnten, ist am 24. Mai das erste kleine Stück bis Ramleh eröffnet worden.

— **Die Zunahme der Katholiken in Indien** ist nach den Annales de la propagation de la foi eine sehr beträchtliche. Man schätzte die Zahl derselben im Jahre 1800 auf 475 000, wovon über die Hälfte in dem portugiesischen Goa lebte. 1890 war die Zahl der indischen Katholiken auf 1 701 337 gestiegen, von denen 470 000 in Goa und über eine halbe Million in dem französischen Pondichéry leben. In Malabar rechnet man 335 000, in Ceylan 220 000. Die Bevölkerung Indiens zu 257 Millionen angenommen, kommt erst auf 151 Einwohner ein Katholik. Es giebt jetzt 26 katholische Bischöfe und 645 katholische Missionare in Indien. Die römische Kirche unterhält über 2200 Schulen, in denen 100 000 Schüler unterrichtet werden.

— **Dr. Richard Schomburgk,** geboren zu Freiburg an der Unstrut, seit 1866 Direktor des botanischen Gartens zu Adelaide in Südaustralien, starb daselbst im April. Er begleitete 1840 seinen berühmten ältern Bruder Robert nach Britisch-Guayana, um die Grenzregulierungen auszuführen. Er brachte die wichtigen Resultate seiner Forschungen in dem dreibändigen Werke „Reisen in Britisch-Guayana" (Leipzig, J. J. Weber, 1847). Seine spätere Thätigkeit in Australien gehörte ganz der Botanik.

— **Die portugiesischen Entdeckungen an der Nordostküste Amerikas** behandelt in den Transactions of the Roy. Soc. of Canada Rev. G. Patterson unter dem Titel: The Portuguese on the Northeast Coast of America, a lost chapter in American History. Der Verfasser will zeigen, daß die Portugiesen die ersten waren, welche im 16. Jahrhundert die Küste von Labrador, Neufundland und Neuschottland befuhren, daß sie die Fundy-Bai entdeckten und die Küste Neu-Englands bekannt machten. Nach war Cartier seien sie den St. Lorenzstrom bis Montreal hinaufgefahren. In einem Anhange giebt Patterson ein Verzeichnis der noch in jenen Gegenden haftenden portugiesischen Namen. Die 1521 von Vianna in Portugal nach jenen Gestaden ausgesendete Kolonie sand Patterson in alten Erdwerken bei St. Peters (Kap Breton) wieder.

— **Admiral Robert Dawes Aldrich** starb, 83 Jahre alt, am 2. Juni 1891 zu Croydon. Er war 1824 in die englische Marine eingetreten und machte sich um die Erdkunde verdient durch seine Schiffsreisen in dem arktischen Archipel Amerikas während der Expedition zur Aufsuchung Sir John Franklins unter Austin und Penny 1850 bis 1852, welcher er als Leutnant angehörte.

— **Oberguinea.** Im Mai des laufenden Jahres hat im Auftrage des französischen Gouverneurs von Kanakry (Sierra Leona-Küste) durch zwei französische Kriegsschiffe die Annexion des im Osten von Liberia gelegenen Küstenstriches in der Ausdehnung von 300 km stattgefunden. Derselbe reicht vom Cavallyflusse (bei Kap Palmas) bis St. Andreas, wo er mit dem bereits früher von Frankreich besetzten Gebiete an der Zahnküste zusammenstößt, zu dem auch Bassam gehört. Ein Teil dieses Gebietes, zu Maryland gehörig, steht eigentlich unter der Oberhoheit der Negerrepublik Liberia, welche einfach bei dieser Annexion unbeachtet blieb.

— **Professor Josef Zingerle,** geboren 25. Januar 1831 zu Meran, starb am 14. April zu Brixen. Wie sein älterer, nach lebender Bruder Ignaz Vinzenz Zingerle, hat er sich um die Volkskunde Tirols hoch verdient gemacht. Mit diesem gemeinsam sammelte er die Märchen und Sagen Tirols, die seit 1852 erschienen. Viele belangreiche Beiträge von ihm stehen in Wolfs und Mannhardts „Zeitschrift für deutsche Mythologie".

— **Maralla.** Der französische Gelehrte La Martinière, welcher mit der archäologischen Erforschung von Tingitana beauftragt ist und Ausgrabungen in den antiken Städten Lixus und Volubilis macht, hat im Januar 1891 den südwestlichen Atlas überstiegen und ist bis Tarudant und ins Wadi Sus vorgedrungen. Die Aufnahme seiner Route in 1 : 1 500 000 ist der Pariser geographischen Gesellschaft übergeben worden.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 37.

Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LX. Nr. 2.

Globus.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Friesland, Friesen und friesische Sprache in den Niederlanden.

Von Johan Winkler. Haarlem.

I.

Clarum inter Germanos Frisiae nomen. Tac.
Den Friesen ist eigen, daß sie mit großer Tüchtigkeit und dichter Geschlossenheit ihre Sitte, Art und Weise gegen fremden Eindrang zu verteidigen suchen.
E. M. Arndt.

Dem aufmerksamen wissenschaftlichen Beobachter bieten die Niederlande [1]) im allgemeinen, was Land und Volk betrifft, gleichviel auf welchem wissenschaftlichen Gebiete er sich auch bewegen möge, sehr viel belangreiches und merkwürdiges dar. Namentlich ist dieses der Fall in bezug auf das eigentliche Volk und Volksleben, wie dieses sich in zahlreichen Besonderheiten und Eigentümlichkeiten äußert, sowohl in der niederländischen Sprache im allgemeinen als auch in den mannigfachen, untereinander sehr abweichenden Mundarten. Ferner in Volkssitten und Gebräuchen, in allerlei Folklore, in den sehr merkwürdigen, auf ein hohes Alter deutenden Volkstrachten, namentlich in dem Kopfschmuck der Frauen; dann in der Lebensweise, der Bauart und Einrichtung von Haus und Hof, Stall und Scheuer beim Bauernstande; in Handel und Wandel, Betrieb und Arbeit von Bauer und Bürger, Landmann und Seemann, Ackerbauer und Viehzüchter, Fischer und Schiffer. Endlich auch in bezug auf die Unterhaltung und Befestigung des Landes durch Deiche, Dämme und Schleusen, Wasserlösungen und Wasserwehre, Durchgrabungen und Austrockungen — kurzum in fast allen Dingen des täglichen Lebens. In alledem ist in den Niederlanden noch sehr viel aus alter, ja uralter Zeit übrig geblieben. Vieles, was man bei andern germanischen Völkern umsonst sucht, was bei andern Germanen vielleicht niemals bestand oder in ganz andrer Form sich äußerte oder bereits außer Gebrauch gekommen, untergegangen, seit langem verschwunden und vergessen ist.

Alle diese besonderen Volkseigenheiten zeigen sich in den Niederlanden am stärksten bei den Friesen, bei jenem Teile des niederländischen Volkes, der rein friesischen Ursprungs ist; im geringeren Grade dagegen bei denjenigen Friesen, welche mit zwei andern altgermanischen Völkern, mit Sachsen und Franken, zu einem Mischvolke verschmolzen sind, zu Friso-Sachsen auf der einen, zu Friso-Franken auf der andern Seite. In der That, der größte Teil aller Besonderheiten, alles Altertümlichen, welches das niederländische Volk noch heute von seinen germanischen Stammesverwandten in Deutschland und England unterscheidet, ist friesischen Ursprungs, besteht aus friesischen Eigenartigkeiten.

Von älterer her und noch heute haben die Friesen unter allen germanischen Völkern stets ihren eigenen und gewiß

[1]) Het Koninkrijk der Nederlanden, das Königreich der Niederlande, das ist der amtliche Name des Landes, welches die Deutschen, und auch andre gewöhnlich Holland nennen. Doch diese letztere Bezeichnung ist falsch, gerade so falsch, als wenn man ganz Deutschland Preußen nennen wollte. Der Name Holland kommt nur zwei von den elf Provinzen zu, welche die Niederlande bilden, nämlich Süd- und Nordholland. Allerdings sind diese beiden von altersher und noch heute stets die vornehmsten Provinzen gewesen, in denen die Hauptsitze des Reiches, Amsterdam, und 's Gravenhage, die Residenz des Königs und der Sitz der Regierung, liegen; aber an und für sich haben Nord- und Südholland, gewöhnlich Holland genannt, keinerlei Vorzug vor den andern Provinzen wie Friesland, Geldersland, Jeeland, Nordbrabant 2c. Auch die Bezeichnung „holländische Sprache", die vielfach statt „niederländische Sprache" gebraucht wird, ist falsch. Die amtliche Sprache der niederländischen Regierung, die überall in den Niederlanden Geltung hat, die allgemeine Schrift- und Buchsprache, ist die niederländische, die eine Unterabteilung der niederdeutschen ausmacht, ebenso, wie alle provinziellen Mundarten in den Niederlanden Unterabteilungen des Niederdeutschen ausmachen. Außerdem lebt noch in der Provinz Friesland, als Umgangs- und Schriftsprache (doch dieks letztere nicht im amtlichen Sinne) die friesische Sprache. Eigentlich kommt der Name „holländische Sprache" nur jener Mundart zu, die in den beiden Provinzen Holland als Volkssprache herrscht; und dieses Holländische ist nicht mehr als das Geldersche, das Fränkische oder Seeländische, das Brabantische und als hundert kleine Unterabteilungen der verschiedenen Mundarten, die in den Niederlanden bestehen. Friesen, Geldersche, Brabanter und andre nicht holländische Niederländer lassen sich daher die Benennung „Holländer" für sich, und holländische Sprache für ihre allgemeine niederländische Sprache auch nicht gern gefallen.

Digitized by Google

sehr besonderen Platz eingenommen. Sie hatten wohl im Volke der Sachsen ihre nächsten Stammverwandten, und diese Sachsen machten auch von ihrem ersten Erscheinen auf der Weltbühne an, und durch ihre ältesten Volkseigenschaften stets das Verbindungsglied aus, welches die Friesen mit den andern Germanen vereinigte. Und namentlich auch mit dem germanischen Mischvolke, das sich in Britannien entwickelte, mit den Angelsachsen, die in der That auch teilweise friesisches Blut aufweisen, hatten von alters her die Friesen Volkseigenheiten gemeinsam, wie denn die heutigen Friesen noch jetzt in ihrer Sprache mit dem heutigen englischen viel übereinstimmendes haben. Trotzdem aber zeichneten sich die Friesen in alter Zeit durch die Jahrhunderte hindurch in ihrer Eigenart, in ihrem Volksleben, und ihrer Sprache seit dem Bestehen ihres Stammes unter den Germanen besonders aus. Und diese Sonderheit zeigen sie noch heute! Aber abgesehen von dieser Eigenheit sind und waren die Friesen echte, typische Germanen[1]). Ja, manche allgemein germanische Volkseigenheit, sowohl an Leib als an Leben, war vorzugsweise den Friesen in stark ausgeprägter Form eigen. Unter den Friesen fand das germanische Urbild seinen vollkommensten, seinen edelsten Ausdruck. Mit Recht rühmt daher auch der römische Geschichtsschreiber, dem wir die Kenntnis so vieler Volkseigenschaften unserer Vorväter zu danken haben, die Friesen als „berühmt unter den Germanen".

Unter all den friesischen Volksstämmen, die noch heute im volkstümlichen Sinne, im größeren oder geringeren Maße abgesondert, in den verschiedenen Teilen ihres alten Volksgebietes bestehen, in Ost, West und Nord, teilt die Eigenart doch niegends stärker hervor, als bei den niederländischen Friesen, die den besonderen Gegenstand dieser Abhandlung ausmachen.

Ein einiges, völlig zusammenhängendes Volk im politischen Sinne, unter einem Haupte, unter eine einzige Regierung vereinigt, fand die Friesen niemals gewesen. Sie standen da, Mann für Mann, Geschlecht für Geschlecht, Stamm für Stamm, Volksgruppe für Volksgruppe, auf sich selbst angewiesen, frei und unabhängig; sie hatten keinen andern Zusammenhang, als den ihre Volkseinheit, im ethnographischen Sinne, mit sich brachte. Von alters her waren sie ein Volk von freien Männern und nur zeitweilig und in besondern Verhältnissen gehorchten sie nach eigenem Willen selbstgewählten Männern aus ihrem eigenen Volke. Diese Freiheit galt ihnen als das höchste. Die Bezeichnung frisa, freier Friese, galt ihnen aus höchster Ruhm, und mit diesem Ehrennamen schmückten sie sich gelegentlich noch heute gern, zumal in den Niederlanden. Auch ihr alter Wahlspruch hjeavor dead as slaef, lieber tot als Sklave, ist noch heute im Munde des Friesenvolkes im Westen (in den Niederlanden) wie im Osten und Norden und lässt noch manchem Standfriesen das Herz lebhafter schlagen[1]). Darum singt auch der Friese — wenn ihm auch das alte Frisia non cantat die Sangesfertigkeit abspricht — gern, im Norden:

Hje wiarn de Mans aw Sie, Die Helden auf den Wogen,
Hje wiarn de Mans awal Lönd; Die Helden auf dem Land,
Dat Rught moat Niman bie, Sie haben nie gebogen
Her aw a hilte Ströud. Das Recht im ganzen Strand.
So was de üle Wisse, So war die alte Weise,
De we nag delling prisse: De ich noch heute preise:
To hope hüllen hje so braw, Zusammen hielten sie so treu,
Hje wiarn liwer düd as Sie waren lieber tot als
Slaw[2]). Sklave.

Und im Osten:

Deine Freiheit lasse Frei bis in den Tod,
Dir das höchste sein, Lasse dich nicht knechten
Reden ihr verbasst Sieber gleich Sklav Dich
Ruhrer ihrer Schein. Rufe, wie's auch trat:
Glaube — Steh zum Rechte Leiwer dood as Slaef[3]).

Und im Westen:

Wierne de älde Friesen fry, Waren die alten Friesen frei,
Friske soannen binne wy. Friesische Söhne sind wir.
De älde moed is net forrin, Der alte Mut ist nicht verronnen,
Dêr wy steanre for da grûnd! Da wir stehen für unser Land.

De älde Friesen wierne fry, Die alten Friesen waren frei,
For de freydom foechte wy. Für die Freiheit fechten wir.
End en echte, fryo Fries Und ein echter, freier Friese
Hath fen freámde thwang Hat vor fremdem Zwang ein
en grin[4]). Grauen.

[1]) Als im Jahre 1555 dem König Philipp von Spanien in Brüssel als Herrn der Niederlande gehuldigt wurde, teilseten die Abgeordneten der verschiedenen nord- und südniederländischen Landschaften, die nun unter einem Haupte vereinigt waren, knieend zur seinem Throne den Eid der Treue. Nur die friesischen Abgeordneten — niemals sie bereit waren, den Eid abzutegen — weigerten sich in ihrem rechtmäßigen Volkstrotz als freie friesische Männer unter ihrem Fürsten, dem Gedmann Gemme Burmania, gegen die Maxime dieser Unterwürfigkeit gegenüber einem Menschen. Sie weigerten sich zu knien. Und als die Huldigung, die nun den Abgeordneten Thron standen und auch die Abgeordneten der andern Landschaften den Friesen zumuteten, sich nicht zu widersetzen, sondern wenig vor dem Throne zu knien, da trat Gemme Burmania kühn mitten in die Versammlung und rief laut in seiner Muttersprache: Wy Friesen knibbelje alinne for God! Wir Friesen knien nur vor Gott! Darauf legten sie stehend ihren Eid ab, wie es sich freien Männern ziemt, aber daran von König Philipp aber einem andern versichert zu werden. Nach andrer besonders, stehend verrichteten Eidesleistung erhielt Gemme Burmania von seinen Zeitgenossen den ehrenvollen Beinamen des Standfriesen, ein Name, der später einem jeden Friesen gegeben wurde, der sich durch Standhaftigkeit in der Bewahrung seiner Volkseigentümlichkeiten auszeichnete; ein Name, der auch noch heute als Ehrennamen für jeden tüchtigen Friesen gebraucht wird, welcher der Vorväter Tugenden und eigentümlichen im besondern friesischen Sinne, namentlich was Sprache und Sitte betrifft, übt.

[2]) M. Nissen, „Lönd an Fólk" in seiner Gedichtsammlung: De fresise Spjunstin, der friesische Spiegel, Altona 1868.

[3]) Bernhard Brans jr., Die Wahlsprüche der Friesen. Die Worte Leiwer dood as Slaef! sind nicht in der eigentlichen friesischen Sprache abgefaßt, die in Ostfriesland bereits ausgestorben ist, sondern in friso-sächsischer Mundart, die das heutige ostfriesische Niederdeutsch (Platt) ausmacht.

[4]) Dr. G. H. Halbertsma, De Friske Tjirsen, die friesischen Kerle, in seinem Werke: De Lapoeken fen Gabe Skroar, Twenter 1822 (Gabe Schneiders Lappenkorb).

[1]) Die Deutschen rechnen die Friesen unbedingt zum niederdeutschen Volksstamm. Aber die Friesen haben über diese Sache eine eigene abweichende Ansicht. Die Friesen halten sich nun altera her westlich von der Ems nicht für Holländer und östlich von der Ems nicht für Deutsche. Sie hielten sich, mit Recht, für ein besonderes Volk, wohl für germanisch, aber nicht für deutsch oder holländisch. Und in den friesischen Gauen, wo das friesische Volksbewußtsein noch lebendig und stark in seiner Überzeugung ist, da gilt noch heute diese Ansicht voll und ganz. Natürlich — denn die niederländischen Friesen haben unmittelbar mit den Deutschen nichts zu thun; aber auch gegenüber den Holländern und andern niederländischen Volksstämmen, selbst von ihren nächsten Verwandten, den friso-sächsischen Groningerländern und den friso-fränkischen Nordholländern (Westfriesen), halten sie sich für verschieden. Und in Nordfriesland ist es ebenso. Selbstverständlich zumeist auf den nordfriesischen Inseln und in den Gauen des Festlandes, wo man noch die friesische Sprache redet. Aber selbst in den Gauen, wo eine Vermengung mit Sachsen stattfand und die friesische Sprache bereits seit zwei oder drei Jahrhunderten ausgerottet ist, hat sich diese Volksmeinung noch erhalten. So berichtet Otto Mensel (Zeugnisse für die frühere Verbreitung der nordfries. Sprache im Jahrb. d. Ver. für niederdeutsche Sprachforschung, XV, 103) von den Eidesstettern, einem altfriesischen, obgleich jetzt friso-sächsisch redenden Bauernstamme in Nordstrandland (Schleswig-Holstein): „Noch heute (1869) nennen die Eiderstedter „nach Deutschland"." Und noch 1828 gab dieser in Ostfriesland noch lebendigen Ansicht ein Dichter in Emden, J. L. Lange, in den Versen Ausdruck:

De düütsche Land is wall wat finer,
Doch Düütschers sünd wi neet.

Digitized by Google

Wenn auch im täglichen Leben nicht mehr gebräuchlich, kennen die Friesen noch den alten friesischen Gruß ihrer Vorväter: Eala, frin Fresa! (Hola, freier Friese!) und erheben daran ihre Herzen. Noch im Jahre 1877 sah ich diesen Gruß als passende Inschrift auf dem Schilde des Wirtshauses in dem ostfriesischen Dorfe Loga bei Leer angebracht[1]).

Bereits die altfriesischen Gesetze, die uns noch in altfriesischer Sprache aus dem Mittelalter erhalten geblieben sind, verkündigen und befestigen nachdrücklich in dichterischer Sprache die Freiheit der Friesen, daß da Fresen ymmermeer wolden wessa fryheren, di berna ende di onberna, also langh soe di wynd fan da wolkenen wayd ende dyoe wrald stoede. Oder, an einer andern Stelle: alsoe langhe soe di wynd fan dae vkenum wayth, ende ghera groyt ende baem bloyt, ende dio sonne optyocht ende dio wrald steed, dat i dat ne lete vn mannis rede, vm frouwen sponste, ner vm seluis tochta, ner vm nene seckum ther ioe framin ief scadia moghe; thet ioe God alsoe helpe u. s. w.[2]).

Ihre alte Volksfreiheit wurde den Friesen durch Karl den Großen, der die Sachsen und Friesen zum Christenthume bekehrte, anerkannt und befestigt. Darauf bezügliche alte Volksüberlieferungen finden sich noch bei den Friesen im Umlauf. Gegenüber spätern deutschen Kaisern beriefen sie sich auf die von Kaiser Karl verbürgte Freiheit, ebenso gegen andre kleinere Fürsten, welche sie bezwingen und überwältigen wollten, ehe sie zu dem rühmreichen, erlosenden Schwerte griffen. In verschiedenen, zumeist sehr kleinen Bundesgenossenschaften vereinigt, hatten alle diese kleinen Republiken wenig Zusammenhang. Sie umfaßten in der Regel ein sehr begrenztes Gebiet, unter selbst gewählten Edelleuten, welche sie Haedlingen, Hovetlingen, Hoofdlingen (Häuptlinge) nannten, oder auch bei drohender oder vorhandener Kriegsgefahr unter tapferen Truppenanführern, echten Volksherzogen, die in niederländisch Friesland mit dem Namen Potestaten bezeichnet wurden. Nur einmal jährlich versammelten sich diese Häuptlinge und Truppenführer, um über allgemeine Landes- und Volksangelegenheiten zu berathschlagen. Diejenigen aus den niederländisch friesischen Gauen (westlich der Ems) und aus Ostfriesland tagten zur Pfingstzeit bei dem Upstalsboom, einem alten Gerichtsplatze, und gewiß einem alten Heiligthum in der Nähe von Aurich in Ostfriesland. Die weiter östlich an der Weser und Elbe wohnenden Friesenstämme kamen zusammen bei der Stätte (Gerichtsstelle) von Hagen, Osterstade (am Ufer der Weser, Hannover).

[1]) Eigentlich stand dort und steht vielleicht noch heute Eala fria Fresena. Dieses ist aber vom sprachlichen Standpunkte eine falsche Form, die aber auch von den niederländischen Friesen nicht gebraucht wird. Dieser Fehler rührt aus dem Jahre 1617 her, als der friesische Schriftsteller Sibrand Siccama den Gruß in jener Weise falsch schrieb.

[2]) Die Friesen wollen immerdar Freiherren sein wollen, die Geborenen und die Ungeborenen, also lange der Wind aus den Wolken weht und die Welt steht. — Also lange als der Wind von den Wolken weht und Gras wächst und Baum blüht und die Sonne aufsteht und die Welt steht, daß sie das nicht lassen um Mannes Rede, um Frauen Verführung, noch um Selbsthandeln (eigene Gedanken), noch um keine Sache, die ihnen frommen oder schaden mögen: daß ihnen Gott also helfe u. s. w. In der heutigen niederländisch friesische Sprache übersetzt lautet obigen: Dy Friesen jimmer fryheren wese woeden, dy berne end dy unberne, alsa lang as de wind fenne wolken waeit, end de wrald stieth. — Alsa lang as de wind fenne wolken waeit, end gers groit, end baem bloit, end de sinne optioeht, end de wrald stieth, det Y det net litte meie om mans rede, om froue forliedinge, noch om seils thoehte (ût egin huthkwael), noch om nin saken, dy Jo fourdiechlich eft skeadlik wêse meie; det Jo God alsa helpe.

Dieser Zusammenwirken war aber stets von sehr geringer Bedeutung. Häufige Zwiste, die oft wegen nichtiger Ursache oder kleinlicher Eifersüchteleien der Häuptlinge entstanden, und die in niederländisch Friesland in den Parteien der Skieringers und Vetkoopers ihren Gipfelpunkt erreichten, verwüsteten den Bruderbund, das Einverständniß, und brachten Land und Volk in Schimpf und Schande. Durch diesen Mangel an gemeinsamem Gefühl und Zusammenhang, die aus den heillosen Zwisten hervorging, wurden hier und da die Seewerken, die doch zur Erhaltung des niedrigen Landes so dringend nöthig waren, vernachlässigt. Durch gewaltige Sturmfluten und Überschwemmungen, mandrenken genannt — weil darin viele Männer ertranken — wurden große Strecken des fruchtbarsten Landes von der wilden Nordsee verschlungen, gingen mit Städten, Dörfern, Äckern, Menschen und Vieh in den ungestümen Wogen der See zu Grunde. Ja, gerade durch ihre übertriebene Vorliebe für persönliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit, durch diesen ihren entarteten Freiheitssinn haben die Friesen (zum Teil wenigstens) ihre Volkseinheit, ihre Selbständigkeit eingebüßt. Am Ende des Mittelalters war ihre Volkskraft großenteils gebrochen und vom Streit, Bruderzwist, Mutwegießen, Morden und Brennen müde, fielen sie, gutwillig oder böswillig, in die Hände der benachbarten Fürsten: Schleswig-Holstein (Dänemark), Hannover, Oldenburg. Ostfriesland, obwohl es einen Teil des Deutschen Reiches ausmachte, blieb noch unter den einheimischen Fürstengeschlecht der Cirksena's ein gewisses Maß von Selbständigkeit erhalten; dieses dauerte bis in das vorige Jahrhundert, als diese Landschaft noch dem Aussterben des heimischen Fürstenhauses an Preußen fiel. Was die friesischen Gauen westlich der Emsmündung betrifft, so vereinigten sie sich freiwillig zur Bundesgenossenschaft mit Holland und den andern niederländischen Provinzen, deren Schicksal sie nun seit dreihundert Jahren geteilt haben.

Seit dem Jahre 1500 giebt es daher noch viel weniger eine friesische Volkseinheit im politischen Sinne, als, so gering sie auch war, vorher im Mittelalter. Im Beginn des 19. Jahrhunderts, als die Friesenlande zu vier Reichsbünden gehörten, war die politische Zersplitterung auf den Gipfel gestiegen. Nordfriesland gehörte zu Dänemark, Helgoland noch bis 1890 zu England, die friesischen Gaue an der Weser und Jade, sowie Ostfriesland zu Deutschland, außerdem noch verteilt unter Hannover und Oldenburg, später Preußen und Oldenburg. Das übrige Friesland westlich der Emsmündung machte, wie heute noch, einen Teil der Niederlande aus. Ja, will man die südwestlichsten friesischen Stämme noch hinzurechnen — wiewohl sie schon sehr mit Franken und Sachsen vermischt sind — dann besitzt auch Belgien (im Küstenland an der Nordsee, Westflandern) und Frankreich (an der Küste um Dünkirchen) jedes noch einen Teil des alten Frieselands in seinem allergrößten Umfange und seinem allerausgedehntesten Sinne.

Diese politische Verteilung war den Friesen keineswegs förderlich, im Gegenteil schädlich für den Zusammenhang ihrer ethnographischen Einheit; und ebenso thaten die natürlichen Verhältnisse des von ihnen bewohnten Landes daran Abbruch. Wie heute noch, bewohnten die Friesen die Südküste der Nordsee von der Bidau im Nordosten, ja noch darüber hinaus, von der Königsau an der jütischen Grenze bis zur Mündung der Scheldе im Südwesten und noch weiter hin. Es ist ein langer, ausgedehnter Küstenstrich von niedrigen Landschaften, die reichlich von breiten Flußmündungen (Eide, Weser, Ems, Lauers, Issel (Yssel), Rhein, Maas, Schelde) durchschnitten ist, mit einer langen Reihe von Inseln davor, von Texel bis Sylt, der friesische Archipel. Dieser Küstenstrich, das uralte Erbteil des friesischen Volkes,

Digitized by Google

war an vielen Stellen, namentlich zwischen Weser, Elbe, Eider und Widau, nur sehr schmal. Nirgends war ein geeigneter Mittelpunkt vorhanden, der nicht von den andern Orten weit entfernt gewesen wäre. War auch dieser Küstenstrich anderwärts breiter und erstreckte er sich auch tiefer landeinwärts (im Gebiete der Friesen an der Weser, in Ostfriesland und Groningerland, zwischen Weser, Ems und Lauers, und namentlich im eigentlichen Friesland zwischen Flie und Lauers), so war doch diese letztere Landschaft, von alters her der Hauptsitz der Friesen, von den Wohnsitzen der Weser-, Elb- und Nordfriesen zu weit abgelegen, um einen dauernden Einfluß auf das Volksleben dieser östlich und nördlich wohnenden Stammesgenossen ausüben zu können. Auch der Umstand, daß viele Friesen auf ihren Inseln und Halligen zerstreut saßen, und daß der Geist dieser friesischen Inselbewohner, all ihr Sinnen und Trachten nach außen, seewärts hinging, nicht landeinwärts zu ihren Volksgenossen auf dem festen Lande, trug viel dazu bei, die Isolierung zu begünstigen. Dadurch auch entwickelten sich viele örtliche Besonderheiten im Volksleben, namentlich in der Sprache und Tracht, auf der einen Insel so, auf der andern so, auf dem benachbarten Festlande wieder anders. Die friesischen Gaue an den Flußmündungen, namentlich am Flie, Tollart, der Jade, die durch Sturmfluten, Deichbrüche und Überschwemmungen zu Grunde gegangen waren, mit den Inseln, die vor den Mündungen im Meere lagen, waren ebenso viele verlorene Glieder in einer Kette, die ursprünglich die verschiedenen Glieder des friesischen Landes und Volkes zu einem zusammenhängenden Ganzen verbunden hatte. Und so ging auch hierdurch, gerade so wie durch die politische Trennung, die Kette, der unmittelbare Zusammenhang, zum großen Schaden der Volkseinheit zu Grunde.

Das alles waren höchst ungünstige Zustände für die Erhaltung eines einheitlichen Frieslande. Der Zuiderstoß war denn auch der, daß Altfriesland zu einer Reihe von unzusammenhängenden, verbröckelten, kleinern und größern Gauen und kleinen Volksstämmen aufgelöst ist, als welche es heute daſteht. Wahrlich, man braucht sich nicht darüber zu wundern, daß die besonderen Eigenschaften der Friesen, die sich bis auf unsere Tage in den verschiedenen Gauen, in Ost und West und Nord noch erhalten haben, so viele bedeutende Abweichungen, so sehr viele große Verschiedenheiten aufweisen. Im Gegenteil! Man muß sich noch wundern, daß unter all den höchst ungünstigen Einflüssen, denen Altfriesland Jahrhunderte lang zur Beute fiel, und die den friesischen Geschichtsschreiber Clement ein volles Recht gaben, von einer Leidensgeschichte der Friesen zu sprechen [1]), dennoch so viel wesentliches auf ethnographischem Gebiete bei den Friesen sich bis zum heutigen Tage erhalten hat. Mehr, viel mehr als bei einem andern germanischen Volke. So viel, daß man in der That noch im ethnographischen Sinne von einem einigen Volke der Friesen sprechen kann und muß, von einem einigen Volke friesischer Brüder, obgleich sie im politischen Sinne als Deutsche und Niederländer, ja bis vor wenigen Jahren noch als Täuen und Engländer voneinander geschieden waren.

Und dieses zeugt ehrenvoll für den gesunden, erhaltenden eigentlichen Sinne des ganzen friesischen Volkes. Zugleich ein Beweis für den tüchtigen Kern, der diesem urgermanischen Volke der „freien Friesen“ innewohnt; von den kräftigen eigenen Lebensgrundsätzen, die sich bei ihnen offenbaren und welche machen, daß sie ihre Volksehre, ihre Volkseigenschaften mit Recht so hoch halten.

Von dem heute zum Deutschen Reiche gehörigen Teil Altfrieslands, von den östlich der Ems gelegenen friesischen Gauen, soll hier nicht die Rede sein. Diese sind den deutschen Lesern dieser Zeitschrift gewiß genügend bekannt durch belangreiche, wissenschaftliche wie volkstümliche deutsche Bücher und Schriften, von verschiedenen Gesichtspunkten genommen, und durch deutsche Gelehrte geschrieben.

Die ganze niederländische Küste der Nordsee mit dem darangrenzenden mehr oder minder tief landeinwärts reichenden Landstriche von alters her von Friesen bewohnt. Ihre Nachkommen, sowohl reine als vermischte Friesen, sind noch heute dort ansässig. Der Mittelpunkt dieses niederländischfriesischen, ja des altfriesischen Gebiets, der Hauptsitz des Friesenvolkes in seiner größten Ausdehnung, war von alten Zeiten an und ist es noch heute das Land zwischen Flie [2]) und Lauers [3]), die heutige niederländische Provinz Friesland [3]).

[1]) R. J. Clement, Die Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen, Kiel 1845, ein sehr merkwürdiges und in vieler Beziehung belangreiches Werk, geschrieben von einem Stammfriesen von der Insel Amrum, in tiefer Wehmut über sein dem Untergange zueigenendes Volk.

[2]) Das Flie ist eigentlich die Mündung des Flusses Yssel in die Nordsee. Als das Land zwischen dem heutigen friesischen Gestade und jenem Westfrieslands (dem nördlichen Nordholland) noch bestand, noch nicht überschwemmt und entrunnen und in seinem Meer verwandelt war, strömten die Gewässer der Flüsse Yssel und Vechte (Zwarte Water) durch die niedrigen Lande, durch den altfriesischen Ysselgau, zwischen Schokland und der Lemmer, zwischen Gothuizen und Staveren nordwärts ab, entlang Hindeloopen, Harlingen und das Gestade, um durch die Meerstraße zwischen den Inseln Friesland und Ter Schelling (auch durch das Marsdiep zwischen Texel und dem Helder) in die Nordsee zu gelangen. Da damals schon der Abfluß von Yssel und Vechte den Namen Flie trug, ist nicht klar. Jetzt aber führt, im ausgedehntesten Sinne genommen, die ganze weite Mündung der Zuiderzee — nämlich die ganze See, die sich nördlich von einer angenommenen Linie zwischen Enkhuizen und Staveren ausdehnt — im allgemeinen den Namen Flie. (Die eigentlichen Holländer, aber nicht die Friesen, schreiben auch wohl fälschlich Vlie und Vlieland.) Doch immer mehr kommt dieser Name für den südlichen Teil jener Meerbuchten, zwischen Hindeloopen, Workum und Makkum einerseits, und zwischen Gothuizen, Medemblik, Wieringen und Helder andererseits in Abnahme. Heute gilt er hauptsächlich nur für die See, im Strom zwischen der Stadt Harlingen und den Inseln Friesland und Ter Schelling, während außerdem noch ganz besonders die Straße zwischen diesen beiden Inseln Flie genannt wird. Den Namen Zuiderzee, Süderlee, trägt dieses Binnenmeer nicht im Gegensatz zur Nordsee. Keineswegs, denn der Name Süderlee ist friesischen Ursprungs, wurde von Friesen jener See beigelegt, die sich südlich von ihrem Lande zwischen Staveren und dem Rhein ausbreitet. Also ergibt sich auch schon aus diesem Namen, daß er nicht auf die See sich beziehen kann, die westlich von Friesland liegt, westlich von Staveren bis Harlingen, mit andern Worten, daß er nicht für das Eis gelten kann.

[3]) Die Lauers, die in den hohen Bergländern bei dem Dorfe Surhuisterveen entspringt und nach Norden zu in die Nordsee fließt; vor alters war sie eine friesische Gaugrenze, wie sie noch heute die Grenze zwischen den Provinzen Friesland und Groningerland bildet. Ursprünglich floß die Lauers bei der Insel Schiermannikoog in die Nordsee. Aber seit dem 9. bis 13. Jahrhundert hat ihr Unterlauf südlich von Schiermannikoog sich zu einem Meerbusen erweitert, in dem die Stadt Groningen unterging. Der Name Lauers, wofür von den Holländern Lauwers geschrieben, kommt in allen Urkunden lateinischer als Landachus und Laudacus vor, in der Landschaftsprache Laberl, und später, im 13. Jahrhundert, als Lauica, Lauela, Lauka. Im heutigen Hochdeutsch müßte dieser Name Laubach oder Lobach heißen, im heutigen Niederländischen Loobeek, d. i. Eichenwaldbach. Man muß den Namen des Baches der Lauers als Lauerzee und nicht Lauwerzee schreiben, wiewohl dieses aus Mißverständnis vielfach geschieht. Friesisch ea, niederdeutsch, sächsisch wie sprachlich a aber na, altnordschwedisch aha, also bedeutet Wasser. Wir finden das altfriesische ea u. A. auch in den Namen Wichlerea, Aceumer, ostfriesischen Meeresbuchten.

[3]) Niederländisch-Friesland wird von Deutschen und Ostfriesen — und nicht mit Unrecht von ihrem Standpunkte aus — Westfriesland genannt, im Gegensatz zum deutschen Ostfriesland. Aber die niederländischen Friesen und alle Niederländer beschränken diesen Namen Westfriesland — und auch sie von

Digitized by Google

ihrem Standpunkte aus mit vollem Recht — auf den westlichsten friesischen Gau, auf Friesland westlich vom Ems, aber mit andern Worten auf das nördliche Nordholland. Selbst umgekehrt nannten die alten Holländer im Mittelalter das eigentliche Friesland, das friesische Stammland zwischen Ems und Lauwers, wohl Ostfriesland, im Gegensatze zu Westfriesland, ohne dabei an das eigentliche Ostfriesland an der Ems zu denken. Um Verwirrung zu vermeiden, gebe ich in der Folge in dieser Arbeit ausschließlich den Namen Friesland dem altfriesischen Stammlande zwischen Ems und Lauwers, der heutigen niederländischen Provinz Friesland. Der Name Westfriesland bleibt dann auf das nördliche Nordholland beschränkt.

L. G. Bingers Reise vom Niger zur Oberguinea-Küste.

Von H. Seidel.

Mit dem Ostufer des Komoë, den Binger am 12. Februar überschritt, begann ein granitischer Plateau, überhöht von einzelnen Gipfeln, die in der Routenkarte mit 800 bis 1400 m verzeichnet sind. Von jetzt ab mehrte sich auch die Zahl der Mohammedaner sehr rasch; fast jede Ortschaft hatte ihre Moschee, und der landesübliche Typus dieser Gotteshäuser trat dem Reisenden zuerst in Lokhognile in seiner ganzen Eigentümlichkeit vor Augen. Die dortige Moschee ist ein viereckiges Gebäude von 10 m Seitenlänge und 5 m Höhe, über dessen Dach zwei Pyramiden Türme aufragen, die außen mit etlichen Reihen langer Holzpflöcke besteckt sind. Auf dieser primitiven Leiter klimmt der Marabut an den Haupt-

Moschee in Lokhognile.

festtagen bis zur Spitze empor und versammelt mit lauter Stimme seine Gläubigen zur vorgeschriebenen Feier. Auf einem der Türme prangt ein Straußenei, das von Djenne hergebracht ist. Die innere Einrichtung der Moschee bietet wenig Bemerkenswertes; zwei niedrige Mauern zerlegen das Schiff in drei Abteilungen, deren jede ihren besonderen rituellen Zwecken dient.

Von Lokhognile marschierte Binger in südlicher Richtung nach der Handelsstadt Kong. Am 16. Februar erreichte er den mit dem Lera vereinigten Komoë, jetzt ein stattlicher Fluß von 100 m Breite und 1 m Tiefe bei Niedrigwasser.

Aber weder hier, noch später auf der Rundreise im Osten von Kong, wo Binger den Komoë mehrmals zu Gesicht bekam, konnte er bei den Eingeborenen irgend welche Ausnutzung dieser Wasserstraße entdecken. Die Ufer-Dörfer besitzen höchstens ein paar mittelmäßige Kanoe, um den Fährverkehr zu bewirken. Schiffbar nach unsern Begriffen wird der Komoë erst im Unterlaufe von Attakro an, und selbst auf diesem beschränkten Teile sind noch viele „Schwierigkeiten, welche teils durch Stromschnellen, teils durch die Handelseifersucht der kleinen Gesellschaften hervorgerufen werden, zu besiegen".

Digitized by Google

Vier Tage nach der Passage des Komoë tauchte über der trostlosen Ebene ein Streich hoher Bäume empor, und bald ließen sich die Minarets der Moscheen und mehrere flache Dörfer erkennen — es war das lang ersehnte Kong.

Genau ein Jahr nach seiner Abfahrt von Bordeaux traf Binger auf einem Rittlisel wohlbehalten durch die Thore von Kong, wo ihn eine zahlreiche, neugierige Bevölkerung freundlich empfing und ihn in Scharen zum Könige geleitete. Im Schatten zweier großen Bäume saß der König Karamotho-ulé, d. h. der „Rote", und ihm zur Linken der Stadtkommandant von Kong, Tiaraworo Wattara, beide umgeben von ihren Würdenträgern und Beamten, die in ihrer sauberen orientalischen Tracht und in ihren grauen oder weißen Bärten einer stattlichen Versammlung ehrenwerter Patriarchen glichen und die Feier des Empfanges wesentlich erhöhten. Nach den üblichen langen Begrüßungsreden erhielt Binger seine Quartiere angewiesen und fand nun Zeit, sich eingehend mit der merkwürdigen Stadt zu beschäftigen, über die so viele widersprechende Nachrichten früher laut geworden.

Der Ort ist umbefestigt und bedeckt mit seinem Häuserfelde ein von Ost nach West gestrecktes Rechteck. Das Ganze zerfällt in sieben Quartiere oder Dschalla, um welche sich jenseits der Gärten einige Vorstädte gruppieren. Die Straßen sind eng und schmutzig und erfüllt von Hammeln, Ziegen- und Federvieh; auf den Bombax-, Feigen- und Dattelbäumen, welche hier und da ein freies Plätzchen beschatten, nisten unsre altbekannten Störche. Gewisse leere Stellen geben Zeugnis, daß dort die Erde zum Häuserbau ausgehoben ist; denn bei dem Mangel an künstlichen wie natürlichen Steinen kennt die Bevölkerung kein andres Material. In einigen Quartieren begegnen uns Indigo pflanzungen, und zwischen der Stadt und den Vororten liegen die Hirse-, Mais- und Tabak-Kulturen. Kong besitzt fünf Moscheen, deren eine, die Missirida oder „große Moschee" auf dem Markte ihren Platz hat und die übrigen durch ihren Umfang gerade um das Doppelte übertrifft. Sonst gleicht auch sie in Anlage und Einrichtung völlig dem vorher beschriebenen Gotteshause von Lohbogaille.

Binger schätzt die Einwohnerzahl auf 15 000 Köpfe, sämtlich Mohammedaner, die sich in drei Klassen teilen lassen, nämlich erstens die gebildeten Muselmänner des intelligenten und tonangebenden Standes, zweitens die ungebildeten Muselmänner, welche aber streng nach den Vorschriften des Korans leben, und drittens die Muselmänner laxer Moral, die noch Dolo, d. h. Bier trinken. In Kong befindet sich eine vollständige Dolobrauerei, und zwar im Quartier Sumalhana, nicht weit von einer Moschee. Meist sind es Frauen, die der Dolo-Erzeugung obliegen, und die es auch verkaufen, allerdings nur im Bereich ihrer Häuser, da das Bier nicht auf den Markt kommen darf. Wer also trinken will, muß zu den Brauhäusern gehen, nach Dolo-sa, d. h. dem „Birdorfe", wie jener Teil von Sumalhana genannt wird. Das Liter kostet an der Quelle 20 bis 25 Centimes, ein ganz ansehnlicher Preis, wenn man die Leichtigkeit der Herstellung und den bedeutenden Verbrauch in Rechnung zieht, aber — und nun kommt die Lösung — das Dolobrauen ist Monopol einer Gruppe gewinnsüchtiger Muselmänner, und diese frommen Herren verstehen es meisterlich, aus dem Durste ihrer Mitbürger Kapital zu schlagen. Überhaupt werden die religiösen Vorschriften auch in bezug auf den Dologenuß im ganzen westlichen Nigerbogen recht milde gehandhabt. Keiner der drei Herrscher, weder Samory, noch Tieba, noch Karamokho-ulé, ist Fanatiker von Schlage eines El Hadschi Omar[1]), dieses wahnwitzigen Heiligen, der vor 30 Jahren mit Schwert und Koran in der Faust den Sudan unter die strengsten Satzungen des Islam beugte. Solche Motive sind den heutigen Gewalthabern fremd. Samory und der König von Kong sind vor allem Geschäftsleute, hauptsächlich der erstere, den wir am besten als den „Großsklavenhändler des Sudan" bezeichnen. Um Glaubensfachen kümmert er sich wenig und verlangt auch von seinen Unterthanen keine besondere Frömmigkeit. Das Dolotrinken hat er zwar verboten, aber wohl nehr zum Schein; denn Binger traf unterden westlichen Bambarra leidenschaftliche Verehrer des Hirsebiers. In eines Tages veranstaltete solch ein Schwarzer, zusammen mit andern Freunden, in der Hütte des Reisenden ein förmliches Dologelage, das er mit den Worten beschlossen: „Unser Herr hat uns zwar das Biertrinken verboten, aber dies Verbot kann sich unmöglich auf den Weißen erstrecken, der aus einem Lande kommt, wo so viel Bier getrunken wird."

Die Toleranz in Kong geht so weit, daß ein Mohammedaner ohne empörende Bedenken gern einen Kochtopf oder eine Kitchiefflasche an einen Andersgläubigen verleihen würde.

Die Leute wissen sehr wohl, daß es drei Hauptreligionen giebt, die sie Musa Sila, Jasa-Sila und Mohammada Sila nennen, d. h. wörtlich: „Weg des Moses", „Weg Jesu" und „Weg des Mahomet". Ist sprachen sie mit Binger über die Unterschiede dieser drei Lehren, ohne dabei den Islam in stirrer Verrauntheit als die beste zu bezeichnen; ja einige waren der Ansicht, daß die drei Religionen im Grunde auf dasselbe hinauslefen, auf das Bekenntnis: „Wir glauben all' an einen Gott."

Kong ist Handelsstadt im höchsten Sinne des Wortes. Jeder hat ein Geschäft, jeder sucht zu verdienen. Kleine Mädchen von 6 bis 7 Jahren laufen durch die Straßen und bieten Kolas, Honig, Süßigkeiten, Reisbrot oder Erdnüsse, Bananen, Melonen und Baobadorate feil; letztere sind Gerstenbrötchen, die aus Hirse, Honig und Capsicum hergestellt werden. Die Armen sammeln Holz und verkaufen es auf dem Markte; die Krämerfrauen, deren Männer einen großen Teil des Jahres in der Fremde zubringen, handeln mit allerlei Früchten. In den Schlächterläden kann man jederzeit frisches Fleisch zu mäßigen Preisen erhalten. Auf den Straßen, an den Kreuzwegen rasieren umherziehende Barbiere für 10 oder 20 Kauris ihre Kunden und salben ihnen nach glücklich überstandener Marter noch gratis Kopf und Wangen mit einem Gemisch von Palmöl und Wasser. Alle gebildete Muselmänner praktizieren als Ärzte und brennen und verlehen die Wunden, die der Medinawurm seinen Opfern beigebracht hat. Abends ziehen singende Schüler von Hof zu Hof, um einige Kauris zusammenzubetteln, die sie nachher ihrem Lehrer abliefern und ihn dergestalt für seine Ausgaben an Papier und Tinte und für seine Mühe einigermaßen bezahlt machen.

Kong ist Handelsstadt; das empfindet der Europäer nirgend stärker als im Orte selbst, wo das ganze Geschäft in den Häusern der Eingeborenen liegt, die seinen Fremden neben sich dulden. Man ist in all und jeder Sache durchaus auf die Kong-Leute angewiesen; man hört und erfährt nichts ohne sie, und muß jede Information aus ihrer Münze beziehen. Natürlich stellen sie die Dinge nur so dar, wie es ihnen gerade beliebt, und man hat niemand, der dies subjektive und oft absichtlich gefälschte Urteil berichtigen könnte. Die Kong-Leute reisen sehr viel; allerwärts im Nigerbogen sind sie zu treffen, und hat jemand unterwegs zufällig Unglück gehabt, so läßt er sich im nächsten besten Dorfe nieder und sucht hier zu verdienen; denn keiner geht aus der Heimat fort, der nicht ein ambulantes Handwerk gelernt hat. Die meisten z. B. können weben und üben diese Kunst auf längeren Stationen fleißig aus. Ein Hauptwunsch in

[1]) Vergl. Globus, Bd. LV, S. 146.

Digitized by Google

Kong zielt auf die Eröffnung eines guten und sicheren Weges zu einem europäischen Handelskomptoir, das jedoch näher liegen müßte als Salaga im Hinterlande von Togo. Binger schlägt vor, solche Warenlager in Bondukn, wo schon jetzt ein lebhafter Zwischenhandel mit europäischen Produkten betrieben wird, oder in Grumania zu errichten, nun dadurch, wie er hofft, den Verkehr von Salaga abzulenken. Unbedingt dürften es nur französische Erzeugnisse sein, sagt Binger, die hier an den Markt zu liefern wären, weil diese bei den Eingeborenen den Vorzug hätten vor den deutschen und englischen Waren — sagt Binger. Dagegen werbet die Statistik, daß Frankreichs Export nach dem schwarzen Erdteil wahrlich nicht so hoch bezissert ist, um daraus zu beweisen, daß die französischen Fabrikate diejenigen sind, welche allen Wünschen und Bedürfnissen der Schwarzen so vollauf Rechnung tragen [1]).

Die Nationaltracht der Kong-Männer besteht in einem weiten, faltenlosen Beinkleide aus blau-weiß oder blau-weißrot gestreiftem Baumwolle mit ein wenig bunter Borde am unteren Teil. Der Dorsö oder Überwurf ist lang und wird gleichfalls aus Halbleinwoschnitt und an der Tasche mit verschiedenfarbiger Baumwolle oder Seide hübsch bordiert. Ein Burnus aus „Kossa", wie der in Djenne gefertigte Wollenstoff heißt, oder aus starkem, einheimischen Baumwollenzeuge vervollständigt das Kostüm. Begüterte Leute tragen dazu einr Sammetkappe; am meisten sieht man jedoch die neapolitanische Mütze aus roter, selbstgezogter Baumwolle, die den in Pomporo und Follana üblichen, zweispitzigen Hut „Bammada", d. h. Krokodilrachen, ersetzt. An Festtagen zeigt sich die männliche Bevölkerung von Kong in blauen oder weißen Turbans.

Das allverbreitete Schuhwerk, seien es nun die gelben Halbstiefel, die Pantoffeln oder die Sandalen, wird im Lande selbst fabriziert. Die Frauen bedienen sich zur Bethüllung des Unterkörpers der westafrikanischen Pamnos oder Hüftentücher, welche in der Länge von 1,20 m bis 1,40 m vom Leibe bis zu den Füßen herabfallen. Um die Schultern schlagen sie ein Stück weißes oder indigblaues Baumwollengezug. Den Kopf bedeckt in der Regel ein flacher Aufsatz, vor welchem gerade auf der Stirn ein kugelförmiger Haarknäuel liegt, der mit einer „Fottara" oder einem schmalen Bande umwickelt ist. Junge Mädchen haben eine weiße, verheiratete Frauen eine schwarze Fattara, die, wenn sie aus Seide oder auch nur zur Hälfte aus Seide gemacht ist, den Gipfel der Eleganz bedeutet.

Als Rimessen für Salz und wollene Burnusse gehen von Kong nach Djenne rote und weiße Baumwollengewebe, verschiedene Sorten Pfeffer (Capsicum) und endlich Goldstaub, der von Lobi nach Kong gegen Kupferbarren und Sklaven eingetauscht wird. — Aus Liebao Ländern kommen allerlei Eisenwaren, Spaten, Äxte, Prunklanzen und gehämmerte Kochtöpfe, da es im Reiche Kong weder Eisen noch Schmiede giebt. Europäische Erzeugnisse gelangen, wie schon mitgeteilt, auf dem Umwege über Salaga nach Kong. Die besuchteste Verkehrsstraße führt eben von Salaga über Bondnkn, Kong und Bobodinlao nach Djenne am Niger. Wir haben damit einen neuen Beleg für die große Bedeutung Salagas und können uns des Hinweises nicht enthalten, daß diese Bedeutung kurz vor Binger auch von unserm deutschen Landsmann Kurt von François auf seiner Reise im Hinterlande von Togo sofort in vollem Umfange erkannt worden ist. Hauptmann von François nennt uns unter den vier Karawanenstraßen [1]), die aus dem weiten Nigerbecken und von der westsudanischen Hochebene strahlenförmig in Salaga zusammentreffen, als erste die Route über Bondukn nach Kong — oder Pong — nebst deren westlicher Fortsetzung nach Tengrera, dem Tengrela Bingers. Letzterer Ort gehört in ein zweites, für die Kong-Leute sehr wichtiges Absatzgebiet, das wir in den kriegerischen Reichen des Westens, also bei Pege und Tiebo zu suchen haben, wohin von Kong aus Pferde, Gewehre, Pulver, Eisensteine 2c. exportiert werden.

Binger hat nicht gesäumt, mit dem Herrscher von Kong einen Schutzvertrag abzuschließen.

Um die Mitte des März brach der französische Forscher zu einer größeren Rundreise nach Osten auf. Am vierten Tage entdeckte er in der Ferne eine stattliche Höhenkette, deren Kulminationspunkt etwa 1800 m aufragt und mit seinen Nachbarn in der Gegend als Komono-Konkili oder Gebirge von Konkili bekannt ist. Alterwärts tritt Granit in Masse auf; selbst die Ackerede ist besät mit Glimmerblättchen von 25 bis 30 qcm Oberfläche, die im Sonnenlichte lebhaft glänzen. Anfang April wurde der Ort Dofhoßö erreicht, wo sich in der Art des Häuserbaues manche interessanten Neuheiten bemerken ließen, die auf unserm Bilde des Dorfes Gandubugu leicht zu ersehen sind. Der Ort zerfällt in einen älteren und in einen neueren Teil; im ersteren hat man die Wohnräume in die Erde gegraben, und in diesen niedrigen, dunklen Höhlen bewegen sich Rinder, Hühner, Ziegen und alte Frauen, die das Essen bereiten, in wilder Unordnung durcheinander. Über dem Kellerloche erhebt sich, wie ein Hochparterre, ein oberer Raum, der aber wegen seines Schmutzes und seines Ungeziefers für einen Europäer auch nicht benutzbar ist. Die Bewohner suchen zwar die Wanzen öfter durch ein Strohfeuer auszuräuchern, aber immer retten sich einige vor dem wohlverdienten Tode, und diese werden dann die Erzeuger eines neuen, nicht minder blutdürstigen Geschlechts. Die Wanzenplage ist übrigens ein allverbreitetes Übel; in Kong werden jeden Abend auf dem Markte große Büschel eines besonderen Strohes verkauft, das den Namen „Samakurubing" oder „Wanzenstroh" trägt.

In dem neueren Teile des Ortes waren die Hütten viereckige mit Stroh gedeckte Erdbauten. Die Thür beschattet eine Veranda, und zum Verschluß des Einganges dient ein Bambusgeflecht. Binger hatte ähnliche Behauptungen schon früher in den westlichen Ländern getroffen, nur daß die Neger dort das Innere der Hütten durch Erdstufen oder Bandstufe zur Aufstellung von Geräten und durch eine kleine, den Bettschirm vertretende Mauer noch wohnlicher und bequemer auszustatten wußten.

Mitten im Dorfe wölbten sich mehrere sonderbare flachkonische Hügel, auch aus Erde zusammengeschafft und mit Federn geschmückt, die den Ort vor bösen Geistern bewahren sollten. Die Hirsespeicher ferner bestanden aus einem cylindrischen Unterbau, auf dem ein halbkugelförmiges Dach ruhte, das wieder zum Schutze gegen Stürme durch eine große Steinplatte beschwert war. — Bei den Tiefos, deren Sitze der Reisende gleich nachher besuchte, boten sich im Haus- und Speicherbau ganz andre und abweichende Muster; ja es schien, als habe in diesem Umkreise jeder Gau bei der Konstruktion seiner Bauliebsten irgend einen bestimmten

[1]) Vergl. auch Globus, Bd. LVII, S. 248, wo gezeigt ist, wie sich Frankreich nicht einmal in Tonging, also im eigenen Hause, der deutschen und englischen Konkurrenz erwehren kann, wie viel weniger wird das auf einem afrikanischen Freihandelsgebiete geschehen können.

[1]) Vergl. Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten, Bd. I, 1888, Heft 4, S. 157, 158, 160, 161 und Mitteilungen, Bd. 2, 1889, Heft 11, S. 33 ff. mit Bericht über die zweite Reise nach Salaga, und Mitteilungen, Bd. III, 1890, Heft 3 mit dem Bericht über die Reise des Hauptmanns Kling nach Salaga.

Digitized by Google

Muschi von Kong.

Zweck vorzugsweise im Auge gehabt, und sei dem zu Liebe von den Formen der Nachbarschaft abgegangen. —

Ein schwieriger, fast senkrechter Aufstieg von 80 m Höhe leitete Binger über den jähen Plateaurand zu den nördlichen Ländern am oberen schwarzen Volta hinauf. Östlich dieses Flusses zieht sich eine ausgedehnte Hochplatte von 1000 m Erhebung bis zum Massiv von Nauri hin, das sich fast rein südlich von Boghodougu zu 1800 m auftürmt. „Von dieser höchsten Bergmasse, welche Binger überhaupt angetroffen hat, ist das Gebirge von Gambaga durch das Thal des östlichen oder weißen Volta getrennt", der sich aus dem Lande Buffang entwickelt.

Im Norden des schwarzen Volta fanden sich bereits Gäste aus dem mittleren Sudan, nämlich Fulbe, angesiedelt, deren Einfluß auf die bodenständige Bevölkerung in vieler Hinsicht wahrnehmbar ist. Die Bobo-Fing und Bobo-Dinla z. B. verraten sich durch ihre wechselnde Hautfarbe und Gesichtsform schon als ein Mischvolk: „on voit aussi tous les profils depuis le nez épaté jusqu'au nez fin, caractéristique du Peul (Foulbé)". — Überhaupt wohnen in den von Binger durchzogenen Ländern, um an dieser Stelle die ethnographischen Resultate der Expedition kurz darzulegen, folgende größere Völkergruppen. In Kong und in dem Reiche Samorye sitzen die Mandingo oder, wie Binger schreibt: Mandé-Dinla; dieselben haben außerdem Streifen von Worodougu, Kurudougu, Gbodja und andern Distrikten eingenommen. Die Siénereh oder Siénufo hausen in Tiebas und Peges Staaten und breiten sich auch über Folliana und Worodougu aus. Im Osten, also im Gebiete des mittleren Volta, wo die Gaue Buffang und Gurunsi auf Bingers Karte stehen, begegnen uns die Gurunga-Stämme. Die Mo aus dem Lande Mossi oder Mnschi kennen wir bereits durch L. von Français, und ebenso wissen wir, daß sich

Das Innere des Dorfes Gandugu in Tiebosso. (Vergl. S. 23.)

weiter an die Mo die Hanussa und Aschanti reihen. Von den tief nach Westen vorgeschobenen Kolonieen der Fulbe ist oben schon gesprochen.

Bei den Bobo-Fing entdeckte Binger in Tracht und Schmuck, besonders der Weiber, Ähnlichkeiten mit den Gaings oder Mbuings. Die Häuser dieses Volkes waren dagegen nach den verschiedensten Mustern erbaut. In Bobodinlasu z. B. besaßen die Wohnungen zunächst ein umfangreiches Erdgeschoß, welches nur zum Teil von dem ersten Stock bedeckt wurde, so daß ringsherum eine Art Laufstraße freiblieb. Da immer mehrere Häuser dicht zusammen stehen, kann man bequem auf diesem luftigen Wege ganze Quartiere umschreiten. Etwas anders schauen die Hütten des Dorfes Koroma aus, indem hier das Dach durch einen kleinen Vorschlag von 2,50 m Länge und 1,50 m Breite überhöht wird, dessen Thür sich immer nach Osten öffnet, falls man den Kasten nicht unverschlossen läßt und darin allerlei Mittel zur Abwendung böser Geister unterbringt. Noch andre Formen weist Kotodugu auf, wo der tieferliegende Teil der Wohnung eigentlich nur eine Höhle ist, dem oft sogar die Pforte mangelt. Das Dach besteigt man mittelst einer primitiven Leiter, bestehend aus einem längeren Stück Holz mit einer oder zwei Seitensprossen. Vom Dache führt ein Loch von 50 cm Durchmesser in das untere Gemach hinein, wo in ewigem Halbdunkel Kinder und Frauen sich drängen, wo der Herd seinen Qualm verbreitet, Ratten pfeifen, Skorpione drohen und die Vorräte ihre zweifelhaften Düfte ausströmen. (Abbild. S. 26.) —

* * *

Indes es wird Zeit, daß wir an das Ende unsrer Reiseschilderung denken. Binger hat außer einem vorläufigen Bericht vor der Geographischen Gesellschaft zu Paris am 3. Dezember 1888 jetzt in „Le Tour du Monde" (Januar und Februar 1891) eine hier benutzte ausführliche Bearbeitung seiner Tagebücher begonnen. Diese Publikation reicht aber nur bis zum Juni 1888; der Schluß steht also noch aus, und wir müssen uns daher in den Angaben über die letzten Erlebnisse und Resultate sehr kurz fassen. — Die Landschaft Gurunsi fand Binger in völliger Anarchie, von plündernden Haussahaufen durchzogen, die Verwüstung und Schrecken mit sich her breiteten. Im Juli traf er nach mancherlei Gefahren in Boghodugu, der Hauptstadt von Mossi, ein, wurde aber bald von dort ausgewiesen, da der Sultan, der um die Expedition des Hauptmanns v. Fran-

Digitized by Google

çois nach Salaga wußte, den neuen Fremdling mit Argwohn betrachtete. So ging dieser ohne den erhofften Anschluß an Barthe Route in Libtako bewirken zu können, über Gurma und Bussang weiter nach Walu-Walu, lag hier 1½ Monat krank und konnte erst im Oktober den Handelsplatz Salaga erreichen. Am Volta hörte er, daß ein Franzose, Treich-Laplène, von der Elfenbeinküste unterwegs sei, der ihm Hilfsmittel zuführen solle. Jenseits Bonduku, schon im Januar 1889, vereinigte sich Binger endlich mit seinem Landsmann und zog mit ihm vor der Hand nach Kong, wo der bereits erwähnte Schutzvertrag abgeschlossen wurde. Dann setzten sich beide in Marsch zur Küste, und zwar auf dem kürzesten Wege längs des Komoë, so daß sie am 20. März, gerade 2 Jahre nach Bingers Aufbruch vom

Auf den Hausdächern der Bobo-Fing in Kotodugu.

Senegal, in der kleinen französischen Kolonie Grand-Bassam eintrafen [1]). —

Abgesehen von den zahlreichen wissenschaftlichen Ergebnissen, die Binger von seiner Expedition heimgebracht hat, ist durch ihn die französische Herrschaft in Westafrika in ungeahnter Weise ausgedehnt und befestigt worden. Eine Reihe von Verträgen mit Kong, Bonduku und den kleineren Staaten bis zum Meere bindet diese Länder jetzt an die dritte Republik, und der Traum von der Schaffung eines großen französischen Kolonialreiches, welches ganz Westafrika von Tunis bis Ober-Guinea umfassen soll, sieht sich der Wirklichkeit um vieles näher gerückt.

[1]) Treich-Laplène, weniger glücklich als Binger, ist bald nach seiner Rückkehr in das Innere in Bonduku verstorben. Vergl. Comte rendu des Séances de la Société de Géographie de Paris, 1890, Nr. 6, pag. 145, 146.

Ein Ausflug in die Anaimalai-Berge (Südindien).

Von Emil Schmidt. Leipzig.

II.

Als ich gegen ein Uhr am Forsthaus des Satumally Bungalow, am Rande des niedrigen Dschungels, das den Fuß der Berge umgiebt, angekommen war, lagerten um dasselbe herum in respektvoller Entfernung eine Anzahl dunkler, wüstlockiger Gestalten, die bestellten Malser (Malasar, Mulcers ꝛc.); von Kaders waren nur drei Frauen erschienen; ihre Männer seien schon vor ein paar Tagen in die Wälder ausgezogen, um dort Cardamomen und Wachs zu suchen. Die Weiber, eine ältere und zwei jüngere, waren klein, zwischen 145 und 150 cm hoch, von mittelbunkelbrauner Hautfarbe und ebensolcher Iris; das schwarze, wollig-lockige, mäßig reichliche Haar war auf dem Hinterkopf in einen

Digitized by Google

Schopf zusammengebunden, in welchem eine der jüngeren Frauen einen breiten, nach Art der Schildpattenstecklämme geformten, mit geometrischem Ornament verzierten Kamm aus Bambus eingesteckt hatte. Einer der jüngeren Weiber hatte ihr großes Kleid-Tuch nach Art der Tamilweiber togaähnlich über die Schultern geschlagen, die beiden andern hatten es nur bis hinauf unter die Achselhöhlen um den Rumpf gewickelt, so daß Schultern und die Arme frei blieben. Die Fußknöchel und Oberarme waren mit Messingringen, der Hals mit mehrfachen Perlschnüren, Finger und Zehen mit diesen Ringen von Weißmetall geschmückt; das auffallendste Ornament aber bildeten zwei Zentimeter breite, sechs Zentimeter Durchmesser haltende Rollen von trockenen aufgewickelten Palmblättern; sie waren in die durchbohrten Ohrläppchen eingezwängt, so daß der Ohrläppchensaum wie ein prall gespannter Rautschreifen um sie herum lag; kleinerer Schmuck in Form von silbernen Herzchen rc. war an kleinen Kettchen im Ohrkamm, auch im rechten Nasenflügel der einen Frau aufgehängt. Die Gesichter dieser Frauen waren übrigens durchaus nicht häßlich; die braunen Augen schauten freundlich unter der schmalen und nicht hohen Stirn hervor, das Stumpfnäschen war nicht so breit, die Lippen ganz und gar nicht so wulstig, die Kiefer bei weitem nicht so sehr nach vorn vorgerückt, als bei afrikanischen oder australischen Schwarzen (Fig. 3).

Die zahlreich erschienenen Malser waren durchschnittlich klein, zwischen 150 und 160 cm hoch, von schlankem Wüchsbau und geringer Kettenwickelung. Die Farbe ihrer Haut war mittel- bis dunkelbraun, die der Iris mittelbraun, die schwarzen Haare von Natur welllig-lockig, aber durch Vernachlässigung zotteltig verfilzt, mäßig lang, bei mehreren jüngeren Leuten hinten mit einer Schnur umbunden, so daß der Rest wie ein chignonartiger Bausch auf dem Nacken auflag. Der Gehirnschädel länglich-oval, die Stirn schmal, niedrig, nicht überhängend, die Nasenwurzel nur mäßig eingefurchet, Nase eher klein als groß, stumpf, etwas breit, aber bei weitem nicht so platt und breit als beim Neger; die Lippen mäßig dick, nicht wulstig, Kieferstellung nicht prognath (Fig. 4).

Ich gehe hier wieder, was ich über die Sitten der Malser von den Forstbeamten, die in beständiger Berührung mit ihnen sind, und was ich mit der Letzteren Bedeutsamkeit direkt von den Malsern selbst erfragen konnte.

Sie gelten von allen Stämmen des Gebirges als der niedrigste, verachtetste. Kein Pulayar oder Kader würde einen Malser berühren können, ohne sich moralisch zu verunreinigen. Aber auch die Europäer stellen ihnen kein gutes Zeugnis aus: sie sind in hohem Grade unzuverlässig, geneigt, von einer übernommenen Arbeit durchzubrennen, dabei leicht gewalttätig, Freund von räuberischen Anfällen. Leute des flachen Landes durchziehen die Gegend, wo Malser wohnen, aus Furcht vor diesen nur in größerer Gesellschaft. Im Dienst der britischen Regierung haben sie sich doch brauchbar erwiesen: sie sind gute Waldarbeiter, auch gute Träger. Dabei nehmen sie die Lasten auf den Kopf, nicht, wie die Kaders und Pulayars, die übrigens vor Trogen überhaupt große Scheu haben, auf den Rücken.

Herr Porter erzählte mir die folgende Geschichte, die erst vor wenigen Jahren sich abspielte: Einige Parias besaßen Felder auf etwas erhöhtem Terrain, und da sie sich in den Irrigationsgebieten von den Vortheilen reichlicher Bewässerung überzeugen konnten, beschlossen sie, Wasser aus dem nächsten Bach auf ihre Felder hinaufzuleiten. Natürlich lief das Wasser in dem gegrabenen Kanal nicht hinauf, es wurden daher zuerst den Göttern, rot angestrichenen Steinen, Opfer dargebracht, erst Reis, Bananen und andre Früchte, dann blutige Opfer, Hühner und Ziegen — alles vergebens! Die Götter waren sehr anspruchsvoll, sie erwarteten augenscheinlich größere Opfer. Kurz entschlossen fingen sie drei Mallermädchen ein, schnitten ihnen die Köpfe ab und begruben dieselben im Boden des frisch gegrabenen Kanals. Groß war ihr Erstaunen, als selbst nach solchem Opfer das Wasser noch immer nicht den Berg hinauf laufen wollte, und sie werden wohl noch ihrer Gewohnheit ihren Gott für diese Ungehörigkeit gezüchtigt, gefesselt, der gar ins Wasser geworfen haben. Die Sache wurde ruchbar, man fand die drei Leichen, später auch ihre Köpfe, einige Parias wurden eingesperrt, da man aber keinem einzelnen nachweisen konnte, daß gerade er den Mord begangen habe, verlief der Fall ohne weitere gerichtliche Folgen.

Das äußere Leben der Malser ist ein außerordentlich dürftiges; in geringer Anzahl — bei der letzten Volkszählung 1881 wurden im Distrikte Coimbatore 174 Köpfe gezählt, vielleicht zu wenig, da sich manche, bei ihrem Argwohn gegen die Weißen, solchen Zählungen entzogen haben mögen — bewohnen sie eine Anzahl kleiner Dörfer, die aus wenigen armseligen Reisighütten bestehen; bei ihrer Arbeit im Walde begnügen sie sich auch wohl mit einem Windschutzdach aus Blättern und Zweigen. In früheren Zeiten waren sie, wie auch der Waldbezirk, der zu ihren Dörfern gehörte (Puddy), Besitz verschiedener Herren in den Nachbardörfern. Von diesen wurden sie gegen eine kleine Entschädigung (das größte Puddy brachte zu Buchanans Zeit, also am Ende des vorigen Jahrhunderts, seinem Herrn nur vier Rupien jährlich ein) an Unternehmer abgegeben, die sie zum Sammeln von Gewürz und Kräutern, von Honig und Wachs ausschicken und dafür ihnen eine nahebenannte Gegenleistung von Salz, Reis, Baumwollenstoff rc. gewähren. Sie wurden so von ihren Unternehmern aufs äußerste ausgebeutet. Jetzt sind sie im britischen Gebiet ganz frei; man hat ihnen feste Wohnplätze am Rande des Gebirges und bestimmte Feldmarken für ihren Ackerbau angewiesen. Sie ziehen Ragi (Eleusine coracana), Cholam (Sorgum vulgare), Avary (Dolichos Lablab), Tonda (Ricinus), verschiedene Kleidsse, aber keinen Reis, der eine sorgfältigere Behandlung erfordern würde, auch keine Bataten. Fleisch, welches ein echter Hindu aufs äußerste verabscheuen würde, wird gern gegessen und zwar sind sie gar nicht wählerisch damit: was Tiger und Panther im Walde übrig lassen, was ihnen ihre Hunde fangen, was von Vieh in ihren und in den Nachbardörfern krepiert, ist ihnen eine leckere Speise. Ziegen- und Ochsenfleisch, Hirsch (Sambar) und Reh, Affen und Rieseneidechsen, Fische und weiße Ameisen prangen, je nachdem ihnen das Glück günstig ist, auf ihrer Speisekarte. Aber bei alledem sind sie doch kein Jägervolk, Bogen und Pfeil sind ihnen unbekannt, ebenso Tierfallen, Schlingen nicht im Gebrauch, Jagdgewehre nicht in ihrem Besitz. Fische werden angeblich nur mit der Hand, nicht in Netzen, Reusen oder mit Angeln gefangen, auch wird das Fischvergiften nicht, wie bei andern Gebirgsstämmen des südlichen Indiens, vergiftet.

Die Malser sind dem Trunke sehr ergeben, bereiten sich aber nicht selbst berauschende Getränke, sondern verschaffen sich dieselben durch Kauf oder Tausch. Tabak wird sowohl geraucht, als auch gekaucht, in Form einer gerollten, mit einem Stück welken Bananenblattes umwickelten Cigarette; auch Betel wird gern gekaut, Opium dagegen soll bei den Malsern nicht im Gebrauch sein.

Das Feuer, das sie jetzt immer durch Streichhölzer entzünden, wurde früher immer ängstlich bewacht. Tag es früher durch Stahl und Stein, oder durch Reiben von Hölzern entzündet worden sei, wollten sich auch die ältern Malser, die ich danach fragte, nicht entsinnen. Der Feuerplatz ist vor der Hütte, in der Regenzeit unter einem, auf Pfählen erhöhten Blätterschutzdach; hier werden die Speisen

Digitized by Google

für die zwei bis drei täglichen Mahlzeiten von den Weibern in irdenen Töpfen gekocht, die aber nicht selbst von den Malsern gemacht, sondern in den nächsten Dörfern eingehandelt werden. Angeblich sollen Weiber und Männer zusammen essen, ich möchte aber diese Angabe bezweifeln; bei allen andern Bergstämmen essen, wie überhaupt in Indien, die Weiber erst das, was ihnen ihre Herren und Gebieter übrig gelassen haben.

Die Malser bilden nur eine einzige Kaste, jeder von ihnen kann mit jedem andern Malser zusammen essen, jedoch sollen sie nicht außerhalb des Dorfes heiraten. Die Ehen werden von den beiderseitigen Eltern vereinbart, wenn die zu Verheiratenden noch Kinder sind. Buchanan erzählt, daß ein Mädchen, das bis zur Pubertät noch keinen Mann gefunden hat, für unrein gilt und alle Aussicht verliert, sich noch später zu verheiraten. Stirbt der Verlobte noch vor der Hochzeit, so darf sich die Braut nicht wieder verheiraten, Witwen dagegen soll es unverwehrt sein, eine zweite Ehe einzugehen. Die Ehen sollen streng monogamisch sein und nach Buchanan nur bei nachgewiesener Untreue der Frau gelöst werden können; in diesem Falle würde die Ungetreue

Fig. 3. Kaderfrau aus Sommally. Originalaufnahme von Prof. E. Schmidt.

Unreinheit nur so lange als diese, zwei bis vier Tage); nach dem siebenten Tage kehrt die Mutter mit ihrem Kinde wieder zur übrigen Gesellschaft und zu ihrer gewohnten Arbeit zurück.

Bei Erkrankungen werden zuerst gewisse Kräuter und Wurzeln angewandt; helfen sie nicht, so schickt man nach Teufelsbeschwörern. Die Malser selbst haben keine Teufelstänzer, man läßt solche im Nothfall aus andern (Tamil-) Kasten kommen. Der böse Geist der Krankheit wird durch lärmende Musik und Tanz von den phantastisch aufgeputzten Beschwörern angetrieben, die ihre geräuschvolle Arbeit gewöhnlich die ganze Nacht hindurch fortsetzen.

In der Weise der Todtenbestattung scheint sich in den letzten 100 Jahren eine Aenderung vollzogen zu haben; noch zu Buchanans Zeit wurden die Todten verbrannt, jetzt geschieht das nur noch mit den alten Leuten, die Jüngeren werden auf dem hoch auf einem Berge gelegenen Begräbnißplatz des Dorfes begraben, den Kopf nach Süden gewendet. Die Leichen werden aus der Thür hinausgetragen; die Leichenträger waschen sich nach der Beerdigung, werden dann aber nicht länger für unrein gehalten. Die Hütte des Verstorbenen wird einfach mit Kuhdünger bestrichen, um die durch den

vor versammeltem Volk gleichzeitig und zu ihren Eltern zurückgeschickt; der Gatte nähme sie nie zurück, jeder andere aber soll sie heiraten können, wenn er Lust dazu habe.

Die Zeremonie der Eheschließung findet bei eintretender Reife statt; es wird ein Schmaus gegeben und der Vater des Bräutigams giebt dem Brautvater elf Rupien, vier Annas [vor 90 Jahren (Buchanan) nur zwei Fanams, sowie ein Fanam der Braut für ein Kleid, d. h. einen kleinen Baumwollappen], dann folgt das Mädchen dem Bräutigam in die Hütte der Schwiegereltern, wo es aber zunächst seinen zukünftigen noch nicht ansehen darf. Die Ehe gilt erst als wirklich geschlossen, wenn der Braut das Paß oder Mani (das dem Tali der Malabarküste entspricht), d. h. eine Perlenkette von der Schwester des Bräutigams umgebunden wird. Es folgt wieder ein Schmaus mit Musik; die jungen Eheleute bleiben noch drei Wochen im Hause der Eltern des Ehemannes, dann baut sich letzterer selbst eine Hütte.

Während einer Schwangerschaft sollen keine besonderen Gebräuche beobachtet werden; bei der Geburt hilft irgend ein beliebiges anderes Weib; die Wöchnerin gilt sieben Tage als unrein (bei einer gewöhnlichen Menstruation dauert die

Fig. 4. Malser aus Sertarpuddy. Originalaufnahme von Prof. E. Schmidt.

Tod eines Bewohners eingetretene Unreinheit aufzuheben, wird aber dann ohne Bedenken weiter bewohnt. Was aus der Seele nach dem Tode wird, darüber behaupten sie keine Vorstellung zu haben.

Ein gemeinsames Oberhaupt über alle Malser soll nicht existieren, dagegen soll jedes Dorf seinen besonderen Vorsteher, den Munan, haben, dessen Amt sich vom Vater auf Sohn vererbt. Auch das Familieneigenthum, Hütte, Gerät, vererbt sich in männlicher Linie.

In der Rangstufe der Kasten nehmen die Malser eine der untersten Stellen ein. Das Herkommen gebietet, daß sie einem Brahmanen auf etwa zehn Meter ausweichen, den mittleren Kasten nur auf einige Schritte. Gegrüßt wird von den Malsern, indem die rechte Hand vor das Gesicht erhoben und der rechte Ellenbogen mit der Spitze des linken Mittelfingers berührt wird; manchmal grüßen sie auch durch Erheben beider Hände vor das Gesicht.

Als Gottheit, Hypostasirung, werden Steine verehrt, die mit roter Farbe bestrichen werden (nach Buchanan verehrten die Malser ihren Steingott unter dem Namen Mallung). Den Göttern werden als Opfer Kokosnüsse, Bananen, Reis, Ragi, auch Hühner und Ziegen dargebracht. Das Fleisch der

Digitized by Google

letzteren, die vor dem Stein geschlachtet werden, wird nach dem Opfer mitgenommen und zu Hause verzehrt, der Gott muß sich mit dem Blute des Thieres begnügen. Regelmäßig wird einmal im Jahre, im April, dem Gott ein größeres Opfer dargebracht, auch im Januar wird ein größeres religiöses Fest, Tai nomßi, für das Gedeihen des Großviehes gefeiert. Jeder opfert dem Gott für sich; Priester (Pudscharis), oder geistliche Berater (Gurus), wie bei den Hindus, giebt es bei den Maßern nicht.

Der folgende Tag war für den Besuch der mit Elefanten betriebenen schmalspurigen Trambahn bestimmt. Der Weg zu derselben führt vom Forsthaus von Satumally zunächst durch angebautes Land, dessen reicher Pflanzenwuchs (Ricinus, Sorghum) noch von dem Humus zehrt, den der Urwald seit Jahrtausenden hier angesammelt hat. Dann führt die für schwere Karren gut fahrbare Straße noch zwei englische Meilen weit durch niedriges Strauch-Dschungel. Um den ganzen Fuß der Berge herum ist der hohe Wald erst seit wenigen Jahren abgeholzt; tötliche Fieber herrschten früher in seinem Bereich, und auch jetzt ist die Gegend noch sehr ungesund. Besonders in der trocknen Zeit ist die Malaria noch sehr gefährlich, wenn nach den Monsunregen die Wälder ausdörren und der Boden austrocknet, am meisten im Februar, März und April. In diesen Monaten ruht hier alle Feld- und Waldarbeit; erst wenn im Mai die Regen des SW-Monsuns wieder einsetzen, wird der Wald wieder fast ueberfreien und die Forstarbeit nimmt wieder ihren Anfang. Eine sehr lästige Plage sind dann aber die kleinen durstigen Blutegel, die zu Millionen überall, auf Stämmen, Blättern, Steinen auf Beute lauern.

Am Fuße der Höhen, die hier eine etwa 240 m hohe, am vordern Rand steil abfallende Einsattelung zwischen andern höher aufragenden Bergen bilden, erwarten uns einige eingeborene Forsteute, Tamils, und mit ihnen der Elefant, ein junges, etwa 2 m hohes Weibchen von besonders friedfertigem und sanftem Temperament. Sein Führer, der Mahout (spr. Mahaut), ist mit einem gewöhnlichen Gehstock, sowie mit einem kurzen, flößerhaukähnlich armierten Stab bewaffnet, macht aber von letzterem, der im Notfall einfach in die Haut des Kopfes eingehauen wird, keinen Gebrauch, sondern kommt mit guten Worten aus. Es ist wunderbar, wie der Elefant jedes Wort des hinter ihm gehenden Führers, den er gar nicht einmal sehen kann, versteht. Der Rücken des Thieres ist mit einem breiten, strohsackähnlichen Kissen vom Schulterblatt bis zum Schwanz bedeckt; es besteht aus zwei seitlichen Hälften, die in der Mitte nur durch eine einfache, nicht gefütterte Stoffslage miteinander verbunden sind. Dieser dünnere Teil kommt auf die lantige, wie ein Kiel vortretende Mittellinie der Dornfortsätze der Wirbelsäule zu liegen[1]). Will man aufsteigen, so legt sich der Elefant auf Geheiß des Führers einfach auf den Bauch, indem er Vorder- und Hinterfüße nach vorn und hinten ausstreckt. Man setzt sich quer auf; der Vorderplatz, quer über beide Schultern, ist viel bequemer als der breite Hinterplatz, der nur ein Sitzen auf der einen Seite gestattet, wodurch das Kissen trotz seiner engen Befestigung mit Kokosstricken doch eine Neigung zum Abrutschen nach der betreffenden Seite erhält. Beim Erheben und Niederknieen des Elefanten, sowie beim Überschreiten steiler Böschungen muß man sich fest an die Stricke anhalten. Das kommt oft genug vor, da der unerwartet starke Regen vor wenigen Tagen die meisten Bridlen weggeschwemmt hat. Aber der Elefant geht die Steilen, selbst für Menschen unbehaglich zu passierenden Abhänge mit einer Vorsicht hinab, die daß das Gefühl vollständiger Sicherheit erwecken. Die Bewegung beim Gehen ist bei dem jungen, kleinen Tier durchaus nicht unangenehm, ein sanftes breites Wiegen oder Schaukeln. Ganz anders ist das Gefühl beim Reiten auf alten großen Elefanten, ein höchst unangenehmes Stoßen und Werfen nach vorn und von einer Seite zur andern. Der Rajah von Jeypur hat die Liebenswürdigkeit, alten Europäern, die seine Hauptstadt besuchen und die ihn darum bitten, einen Elefanten zur Verfügung zu stellen, um sie nach der wundervoll malerischen verlassenen Stadt und Residenz Ambir zu tragen. Die Tiere imponieren durch ihre gewaltige Größe, aber auf ihnen zu reiten „mag eine Ehre sein, ein Vergnügen ist es nicht".

Die Schnelligkeit der Bewegung ist nur eine mäßige, kaum drei Kilometer die Stunde. Wird der Elefant warm, so fondenfiert sich der Respirationsdampf in seinem Rüssel und er pustet dann von Zeit zu Zeit einen gewaltigen Sprühnebel heraus.

Der Weg, nun angelegt für das Herabfarren der gewaltigen Nutzholzstämme über den letzten steilen Abhang, führt in mäßiger Steigung bergaufwärts, indem er den schroffen Felsabsturz durch große Biegungen überwindet. Der Wald wirft in dieser Höhe, zwischen 450 und 900 m, zum größten Teil in der trockenen Zeit die Blätter ab (deciduous forest); nur da, wo Quellen hervortreten, oder wo der Boden durch seine Beschaffenheit oder besonders schattige Lage die Feuchtigkeit länger hält, ist immergrüner Wald, meist mit scharfgezogener Grenzlinie gegen den blätterabwerfenden Wald abgelegt. Das eigentliche Gebiet des immergrünen Laubes aber sind die größern Höhen, auf welchen einerseits durch reichlichere Niederschläge, anderseits durch die, bei der verminderten Wärme geringere Verdunstung seine Gefahr für das Austrocknen und Absterben der Bäume vorhanden ist. Gegen diese Gefahr, daß bei geringer Feuchtigkeitszufuhr die Blätter zu viel Feuchtigkeit verdampfen, schützt sich der deciduous forest durch Abwerfen der Blätter in den trockenen Monaten, vom Januar bis April.

Die wichtigsten Nutzhölzer gehören dem blätterabwerfenden Walde an. Vor allem der Teakbaum, Tectonia grandis, mit seinen großen fahlgrünen Blättern. Durch früheren Raubbetrieb ist im Bestand dieser wertvollen Bäume stark aufgeräumt worden, doch ist seit der Reorganisation des südindischen Forstwesens auch hier Wandel geschaffen und so sieht man neben Strecken mit großen, alten, schlogreifen Stämmen auch halbwüchsigen Wald, oder ganz offene Schläge mit frischgepflanzten Bäumchen. Weitere Nutzholzbäume dieses Striches sind die mit noch größern Blättern ausgestattete Dillenia pentagyna, Anogeissus latifolius mit weißer Rinde und bereits sehr dünnem Laub, Sterculia urens mit gleichfalls weißem, an die Platanen erinnerndem Stamm und mit ihren verbreiteten, dicken, zeit schon ganz blätterlosen Ästen weit hinaus greifend, eine kleine Sterculia (villosa), deren Bast zur Herstellung einer feinen Leinwand verwendet wird, die mächtige Terminalia tormentosa, die in ihrem Gerüst an die knorrigen Formen unserer Eichen erinnert, denen sie auch mit ihrer korkreichen Rinde gleicht, von welchen sie aber das weichere, sanfter gezeichnete Laub unterscheidet, endlich die einzelnen, hoch über das Niedergebüsch herausragenden Bombax-Bäume, Bombax malabaricum, deren leuchtend rote Blütenkrone die Stelle der abgeworfenen Blätter ersetzt und die später ihre Samen in ein dichtes Wollbett einhüllen (Wollbäume). Dazwischen im Niederholz ein Strauch, Helicteris Isora, mit Blättern, die fast vollständig denen unserer Haselnuß gleichen.

[1]) Das beschriebene Kissen ist nur ein Packsattel für schwere Lasten; der Reitelefant wird mit einer kleinen hölzernen Plattform gesattelt.

Digitized by Google

An einzelnen Bäumen des Waldes, besonders an hoch hervorragenden Wollbäumen, lehnen lange, einfache Leitern aus hochstämmigem Bambusrohr, die Seitensprossen 10 bis 15 cm weit vom Stamme abgeschnitten, letzterer am Baumstamm durch eingetriebene Holzpflöcke befestigt. Es sind die Steigleitern, auf denen die Kadern zu dem Honig gelangen. Auch über einer steilen, fast überhängenden Felswand hängt, an langgliedrigen Ketten aus Schlingpflanzentauen, die oben an einem starken Baum befestigt sind, eine ähnliche Leiter herab: auch hier handelt es sich darum, den in Felsspalten abgelegten Honig zu gewinnen, keine leichte Arbeit. Die Biene, welche hier ihre Waben baut, ist groß und ihr Stich außerordentlich schmerzhaft, so daß es vorkommt, daß die Erschrockenen vor Schmerz den Halt an der Leiter verlieren und in der Tiefe zerschellen. Die Nester sind verhältnismäßig groß, der Honig gut und deshalb wird diese gefährliche Art des Honigsammelns doch immer noch betrieben. Bei Tage würde eine Annäherung an den Bienenstock gar nicht möglich sein; nur in dunklen Nächten, in der Neumondzeit, gelingt die Beraubung des Honignestes, wenn die Bienen schlaftrunken sind, und der Räuber durch die Dunkelheit geschützt ist. Nachdem der Kader schon ein paar Tage vorher die Schlingpflanzenleiter hie in das Nest herabgelassen hat, steigt er in der Nacht leise herunter, sammelt mit raschen Griffen den Honig in einen mitgebrachten Bambusgefäße und zieht sich dann schleunigst wieder aus dem gefährlichen Bereiche der unheimlich summenden Bienen zurück.

Weniger gefährlich und schwierig ist die Gewinnung des Baumhonigs. Es sind drei Bienenarten, die hier ihren Honig absetzen; die eine, ziemlich große Art baut ihre Waben zylindrisch um Zweige herum: die Wabe ist zwar klein, der Honig aber vorzüglich und von sehr aromatischem Geschmack, die Biene läßt sich leicht durch Räuchern mit einem blätterreichen Zweig verscheuchen. Zwei andere kleinere Bienenarten setzen ihren Bachs und Honig in hohlen Bäumen ab. Der Kader beobachtet den Flug der Bienen und hat, wenn er das Flugloch ausfindig gemacht hat, nur dieses zu erweitern, um zu seiner Beute zu gelangen.

Auf dem durch den Regen plastisch erweichten, zähthonigen Boden sinkt der Elefantenfuß tief ein und hinterläßt scharfe Abdrücke; andere ganz frische Spuren zeigen, daß große Hirsche (Sambers) und Tiger den Weg passiert haben; kleinere Abdrücke von Füßen des Panthers oder junger Tiger sind ziemlich häufig; auch die Anwesenheit des Bären erkennt man aus den Eindrücken seiner platten, langen Sohle, sowie aus der reichlich vorhandenen Losung.

Höher oben kommen wir in den Bereich des immergrünen Waldes, in dessen Schatten wir, zunächst eine Lichtung mit niedrigem Strauch- und Baumwerk passierend, einen Abstecher machen. Der Elefant findet an armdicken Bambusen und Holzstämmchen gar kein Hinderniß, sie biegen sich an ihm einfach zur Seite oder werden umgeknickt. Mehr belästigt ist der Reiter, der immer auf der Hut sein muß, entgegenstehende Zweige abzubiegen oder ihnen auszuweichen. Sobald man in den immergrünen Wald eintritt, wird der Weg bequemer. Unter dem dichten, tiefschattigen, kühlen Laubdach wächst nur spärliches, blumbolzjages, blätterarmes Unterholz; der Boden ist nur mit Laub bedeckt, fast ganz gräsfrei; an den Stämmen und Ästen der großeren Bäume hinauf ranken und verschlingen sich streifähnliche Schlingpflanzen, während in der Rinde, in hohlen Stellen, in Astachseln zahlreiche Epiphyten, Orchideen, Farne und Moose Wurzel gefaßt haben.

Die Bahn, welche ihren Anfang erst ziemlich hoch oben, nahe dem obern Rand des Steilabsturzes nimmt, erhebt sich zunächst mit einer Steigung von 1 : 12 bis zur Höhe, um dann, bald etwas sich senkend, bald mit geringer Neigung aufsteigend, im Ganzen etwa Kilometer weit in die Wälder hineinzuführen. Sie ist schmalspurig und hat stellenweise Kurven mit sehr kurzem Radius; sie ist bestimmt, das Holz aus einem ziemlich unzugänglichen Waldbezirk bis an den Rand des letzten Gebirgsabsturzes herabzuführen. Von hier aus wird es dann auf einer steilen Rutschbahn weiter befördert, die überall ein paar Fuß tief in den Boden eingesenkt, auf ihrer Sohle mit runden Querschwellen besetzt ist. Sie bringt die Blöcke vom Ablageplatz am untern Ende des Schienenweges herab bis zum Anfang des neu hergestellten Karrenweges, von wo sie dann auf der Achse bis nach dem Stapelplatz in Anaimalai, rund 10 km bis zum Kilometer Pothanur verfrachtet werden. Auf der Bahn selbst genügt ein Elefant zum Ziehen mehrerer großen Stämme, die auf einer Anzahl kleiner Wagen ruhen.

Wir folgten, fast immer auf dem Bahnkörper reitend, dem Schienenweg bis zu dem auf freier sanfter Anhöhe gelegenen Forsthaus Mount Stuart Bungalow. Kurz vorher begegnete uns noch ein älterer, sehr dunkelhäutiger, kleingewachsener Kader mit graumelierten, sehr zottigen Haaren; er schleppte von der Bahn zu seiner höher gelegenen Hütte Wasser hinauf in einem einfachen, aber zweckmäßigen Gefäß, einer zwei Meter langen, stark schenkeldicken Bambusröhre, deren Zwischenscheidewände bis auf die unterste durchgebrochen sind.

Mount Stuart ragt aus einem weiten, flachen, ringe von höheren gerundeten Bergen umgebenen Kessel als mäßige Anhöhe auf, die eine freie Rundsicht gestattet; doch ist der ganze Zug von Bergen, von hier aus gesehen, etwas einförmig, die Begrenzungslinien wenig unterbrochen, nur wenige felsige Spitzen treten schärfer heraus. So weit man sehen kann, ist überall dichter Wald, dem von dem dürren Rothbraun der östlichen Ebene ermüdeten Auge ein erfrischender Anblick. Im Walde aber kann man an den verschiedenen Entwicklungsstufen des Nachwuchses noch deutlich erkennen, wie die Brettstämme mit ihrer waldverwüstenden Bodenkultur (Kaffeeri oder Pomükkel) zu verschiedenen Zeiten hier gehaust haben. Neben dem Wohnhaus steht die Elefantenküche, in welcher in gewaltigen kupfernen Kesseln der Reis für die Tiere gekocht wird; daneben eiserne Ketten zum Anfesseln der Elefanten am Abend.

Am Nachmittag folgen wir wieder auf dem Rückwege der Bahn bis zu ihrem Anfange, der am Rande des steilen Abfalls gelegenen Endstation. Eine stattliche Menge starker, viereckig behauener Stämme ist hier abgelagert, die meisten mit einem Loch versehen, das entweder schräg unter einer Kante hindurchgeht oder das einen besonders, beim Zimmern ausgesparten Henkel durchbohrt. Um die an den Ablageplatz anschließende Rutschbahn zu probieren, soll ein schwerer Stamm auf ihr herabgelassen werden. Mit wunderbarem Verständnis stößt und schiebt der Elefant mit Rasenwurzel und Vorderfuß den Block von seiner Lagerstätte weiter bis auf die Rutschbahn und hier versetzt er ihm dann noch einen kräftigen Fußtritt, der ihn weiter abwärts schieben läßt. Aber der Regen hat den Boden aufgeweicht, die Schwellen mit Schmutz überzogen, und die Reibung dadurch so vermehrt, daß der Block mehrmals zur Ruhe kommt. Auch hier kommt der Elefant zu Hilfe, immer den Umständen nach geschickt eingreifend. Bei stärkerem Hindernis drückt er mit der Nasenwurzel, in leichteren Fällen hebt er auf Gheiß des Führers, nicht ohne eine gewisse Eleganz, den schweren Vorderfuß und löst so den Block, der zuletzt mit zunehmender Geschwindigkeit durch den herrlichen Wald von Laubbäumen und im Winde knarrenden Bambusen hinabsaust, um erst wieder auf dem untern flachen Ladeplatze zur Ruhe zu kommen.

Digitized by Google

Wir wählten zum Abstieg nicht den bequemeren, aber weiteren Karrenweg, sondern kletterten auf der alten steilen Rutschbahn über geradlegte, von herabbeförderten Stämmen an vielen Stellen ganz glattgeriebene Quarzfelsflächen hinunter. Wegen der starken Beschädigung, die hier alle Stämme erlitten haben, ist diese Rutschbahn für Blöcke jetzt ganz außer Gebrauch. Spät am Abend kehrten wir nach Sammally Bungalow zurück, um am andern Tage unsern Rückweg über Anaimalai und Pollachi nach Coimbatore anzutreten.

Eine neue Expedition im westlichen Zentralaustralien.

Von H. Greffrath.

Der reiche Großlandmann und Squatter Sir Thomas Elder in Adelaide, Kolonie Südaustralien, ist in geographischen Kreisen allbekannt. Keiner hat sich um die Erforschung des zentralen westlichen Australiens verdienter gemacht als er. Er war es, welcher zuerst im Jahre 1863 Kamele aus Ostindien einführte, mit denen ein tieferes Eindringen in das wüste Innere des Kontinents ermöglicht ward. Die beiden großen Expeditionen unter Warburton 1873 und 1874 und unter Giles 1875, welche das westliche Australien zum erstenmal durchwarteten, worden auf seine Kosten unternommen, und wo immer es sich um eine Forschungsreise handelte, steuerte er nicht nur in der liberalsten Weise bei, sondern lieferte auch die Kamele kostenfrei. Letztere haben sich auf seinen großen Ländereien jetzt zu Hunderten vermehrt.

Wie ein Blick auf die Karte zeigt, zieht sich im westlichen Zentralaustralien noch immer ein nicht unbedeutender und unbekannter Landgürtel hin. Um auch diesen endlich für die geographische Kenntnis zu erschließen, erbot sich Sir Thomas Elder im August vorigen Jahres, als er in London verweilte, den Royal Geographical Societies of Australia gegenüber, auf seine Kosten eine Expedition dahin auszusenden. Die Gesellschaften sollten einen Reiseplan entwerfen und ihm zur Genehmigung vorlegen. Dies geschah, alles ward, namentlich durch den regen Eifer des Baron von Müller, Vorsitzenden der Royal Geographical Society in Melbourne, geordnet und die Expedition konnte am Ende April 1891 von der Eisenbahn- und Überlandtelegraphenstation the Peake in 28° 4′ südl. Br. und 135° 52′ östlich von Gr. aus die Reise antreten. Der angenommene Plan ist folgender. Die auf die Dauer von zwölf Monaten berechnete Reise soll von the Peake zunächst in westlicher Richtung verlaufen, und zwar zwischen den früheren Reiserouten von Forrest 1874 und Giles 1875 entlang bis zu den Quellen des Murchison River[1]) in ungefähr 25° 35′ südl. Br. und 117° östlich von Gr. in der Kolonie Westaustralien — ein Areal von rund 1300 Miles (2092 km) Länge und 200 Miles (322 km) Breite. Dann wird eine nordöstliche Richtung eingeschlagen werden, um das zwischen den Reiserouten von Giles und Warburton gelegene Areal, etwa 900 Miles (1448 km) lang und 200 Miles (322 km) breit, zu erforschen, und zuletzt eine östliche ins Northern Territory über die zwischen dem Viktoria R. und dem Sturt Creek im Westen und den Überlandtelegraphen im Osten sich hinziehende 400 Miles (644 km) lange und 300 Miles (483 km) breite Gebiet, wo der Baron v. Müller Spuren von Leichardt vermutet.

Die Leitung der Expedition sollte dem bekannten australischen Erforscher Charles Winnicke, dem Sohne eines vor Jahren in Südaustralien eingewanderten Deutschen, übertragen werden, allein dieser wurde durch den plötzlichen Tod seines Vaters an der Annahme verhindert. Die Wahl fiel dann auf Mr. David Lindsay, einen nicht minder bewährten Forschungsreisenden.

David Lindsay, Sohn des verstorbenen Kapitän John Lindsay, wurde im Juni 1857 in den Südlichen Goolwa am Murray R. geboren. Nach Beendigung seiner Schuljahre trat er in das öffentliche Vermessungsamt in Adelaide ein und war dann bis zum Jahre 1882 als Regierungsschmesser im Northern Territory, um dessen Erforschung er sich während dieser Zeit sehr verdient machte, thätig. Im Jahre 1883 leitete er mit großem Erfolge eine von der südaustralischen Regierung ausgerüstete Expedition in Arnhemland, und 1885 wieder eine Expedition zur Erforschung des Gebietes zwischen den Dalhousie Springs in 26° 26′ südl. Br. und 135° 45′ östlich von Gr. und dem Herbert R., wo er dann Vermessungen ausführte. Auf dieser Reise entdeckte er in den Macdonnell-Ranger Rubinen, Gold und Mica (Katzensilber). Auch wies er nach, daß der Finke R. nicht den Lake Eyre erreicht, sondern sich in Sandhügeln ostnordöstlich von Dalhousie verliert, bei hohen Regenfluten aber seine Wasser an den Macumba R. abgiebt.

Mr. F. W. Leech, Begleiter des Mr. Lindsay auf seinen früheren Reisen, ist der Expedition als Zweiter im Kommando zugewiesen.

Dr. Elliott, seit längerer Zeit in Queensland als Arzt thätig, begleitet die Expedition als Naturforscher, Mr. R. Helms, Angestellter am Sydney-Museum, als Sammler und Herr Viktor Streich aus Freiburg in Sachsen als Geologe und Mineralogo. Dazu kommen mehrere Leute zur Führung der Kamele und für allgemeine Dienste.

[1]) Der Murchison R. mündet an der Westküste der Kolonie Westaustralien in 27° 35′ südl. Br. und 114° 4′ östlich von Greenwich.

Bücherschau.

Dr. Emil Küster, Die deutschen Buntsandsteingebiete, ihre Oberflächengestaltung und anthropogeographischen Verhältnisse. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. 4, Heft 4, 1891.)

Der gesamte Flächeninhalt, welchen die Buntsandsteinareale in Deutschland einnehmen, läßt sich, allerdings vorläufig nur annäherungsweise, zu etwa 27100 qkm angeben, das ist das Doppelte der Oberfläche des Königreichs Sachsen und 7,7 Proz. jener des Deutschen Reiches. Diese beträchtliche Ausdehnung der Buntsandsteingebirge, ihre mannigfachen, oft sehr scharf ausgeprägten charakteristischen Eigentümlichkeiten nach geologischer Zusammensetzung, topographischer Gestaltung, den Vegetations- und Besiedelungsverhältnissen, ließen es als eine dankenswerte Aufgabe erscheinen, dieselben als Ganzes monographisch zu behandeln. Mit dieser Untersuchung wollte der Verf. einen Beitrag zur Lehre vom Einfluß des inneren Bodenbaues auf das

Digitized by Google

Leben der Menschen, etwa im Sinne der schon von B. v. Cotta in „Deutschlands Boden“ angebahnten Lehre, liefern. Man darf wohl sagen, daß ihm dieser Versuch, soweit es überhaupt möglich ist, jetzt schon in dieser Hinsicht etwas zu leisten, geglückt ist. Mit großem Fleiß und Geschick hat der Verf. die überaus unter langreiche, aber auch recht weit zerstreute Litteratur benutzt und sich mit allen einschlägigen geologischen, forstwirtschaftlichen, botanischen und dazwischenliegenden Schriften bekannt gemacht. Auch der geologische Stoffaufbau wird hier zusammenfassende Darstellungen über das Buntsandsteingebirge Deutschlands gern lesen. Die Verteilung des Stoffes ist folgende: Verbreitungsgebiet des Buntsandsteins in Deutschland; petrographische Zusammensetzung; geologische Gliederung; die stehenden Wasser des Buntsandsteins; die Quellen; die fließenden Wasser des Buntsandsteins; Oberflächenformung; Oberflächengestaltung im großen; Thalbildung; Bodenschätze; Waldungen; Acker- und Wiesenbau; Gewerbefleiß und Handel; Besiedelung.

A. Sauer.

Dr. phil. Heinrich Schurtz, Die Pässe des Erzgebirges. Leipzig 1891 (161 Seiten und eine Karte).

„Wege und Straßen sind älter als die Menschheit“, so lautet der erste Satz; gemeint sind damit die Pfade, wie sie die größeren Säugetiere sich bahnen, denen dann später auch der Mensch folgt. Andererseits giebt es Straßen und Wege, die von der Natur vorgezeichnet sind, die Pässe, wenn dieses Wort gleich Gebirgsübergang gesetzt wird. Von diesen beiden Sätzen aus kommt der Verfasser nach einer allgemeinen Betrachtung des Erzgebirges zu der vorläufigen Aufstellung des Erzgebirgspasses seiner Umrichtung. „Die Pässe des Erzgebirges sind in ihrer allgemeinen Lage und Richtung nicht von der Natur vorgezeichnete Wege, sondern ihre Entstehung ist ein Problem der Anthropogeographie, aber die Züge als Kulturzonen haben mit der Zeit bewirkt, daß sich aus der Fülle möglicher Straßen bestimmte Gruppen herausgend entwickeln.“ Es handelt sich demnach um Verkehrslinien, die das Erzgebirge überschreiten. Dieses ist nach Schurtz als eine von Nord nach Süd aufsteigende Hochebene mit seitlichem Abfall nach Böhmen zu betrachten.

Der Verf. unterscheidet nun vier Straßenzüge, zu deren Verständnis als Ausgangspunkte Dresden, Freiberg, Chemnitz und Zwickau gewählt sind, wenn auch die beiden ersteren erst spät eigentliche Beobachtungsmittelpunkte geworden sind, Zwickau aber seinen nennenswerten Verkehr nach Böhmen gehabt hat. Treten Bedürfnis nach Salz und Vieh habe den Handelsverkehr im allgemeinen bedingt. Der Schwerpunkt der Ausführung liegt — unabhängig von den Bezeichnungen der Skizzen — in der Art, wie deren Richtung durch historische Thatsachen und durch die Etymologie der Ortsnamen ermittelt wird. Es ist ohne Zweifel eine wuchtsame und dankenswerte Zusammenstellung versucht, besonders in lokalen Publikationen, verstreuten Materials, eine Art Kritik zu üben und S. 61 gegenüber der Berechnung durch glänzende geographische Entdeckungen — höchstens für einen Teil von Interessenten verantwortet. Auch die Heranziehung der Ortsnamen ist ein fruchtbarer Gedanke; sicher ist manchmanches, doch zwischen den einzelnen Aufstellungen auch Wege von so bejahenden haben müssen. Dem gegenüber scheint es weniger von Gewicht zu sollen, ob die einzelnen Deutungen aus dem Slawischen nimmer Stich halten können; der Verf. sagt gern eine Beziehung auf eine größere Handelsstraße darin; so Berlin wog von borkja, Steuerneuhmer; oder Mückenberg und ähnliche Bildungen von mokre, Priester, also eine Kultusstätte. Es könnte damit in Zusammenhang gebracht werden, daß die sogenannten Hammelbuven bei Bayreut in Obertranken durch das Nachahmen des Summens einer Hummel sich ärgern lassen müssen. Der Grund dürfte wohl etwas anders sein als das bekannte Schildbürgerstück. Nur ist die Deutung von Ortsnamen ein schlüpfriges Gebiet, wenn nicht die urkundlichen Formen leiten. Wer sucht hinter Berlepsch die Grundform Berahtleibeshusun? (vergl. Arnold, Ansiedelungen und Wanderungen). Irrtümer in Verbindungen leisten bekanntlich gerade absolute Karten, aus Mißachtung der Mundart!

Auch aus dem alten Namen für das Erzgebirge: Forgunna im Chronicon Moissiacense ad 805 und Vergunna Miraculi bei Thietmar, VI, 1a läßt sich kaum der Schluß (auf S. 6) einer „gewissen Wichtigkeit“ ziehen; beides sind Appellative. Daß ersteres vom gaulischen hercunni = Bergwald abzuleiten, da es in einer analogischen Aufzeichnung vorkommt, nahe wahrscheinlichen Sitzen, liegt bei der Hand. Virgunna oder Virgunda hieß auch der Höhenzug zwischen Elmangen und Ansbach (Söstlemann, Ortsnamen II, 555), wenn es das gleiche Wort ist. Mirowitsch, „finsterer Wald“, galt auch an der Morwe (Thietmar IX, 24). Die „gutbegrenzte Gebirgseinheit“ S. 5 hat also mit diesem Namen wenig zu thun; wohl aber könnte er, ganz entsprechend dem noch vor kurzem bestehenden Urwaldrest im Bayrischen Wald, die Verbreitung des „Urwalds der deutschen Gebirge“ lebendig machen, besser als die Entlehnung aus den Tropen (S. 11), die mit Recht abgewiesen wird.

Die Einzelangaben über die Straßenzüge brauchen wohl nicht besprochen zu werden; an ihrem Ende ist aus dem „Problem der Anthropogeographie“ eine „Frage der Heimatskunde“ geworden. Name ist Schall und Rauch. Aber das „Karte Betonen des historisch Gewordenen“ bedarf seiner Berichtung, auch in einer Abhandlung geographischen Inhalts (S. 131); eher noch der mehrmals auftretende Ausdruck Saxa. Es ist eben bewiesen, daß der Gegenstand selbst seine Begrenzung und Methode fordert, nicht die „zweigwissenschaft der Gedunde, die Anthropogeographie“ (S. 4). Die gewaltthätige Vorbildung einer Menschengeographie, die noch nicht analog der Tier- oder Pflanzengeographie sein soll, darüber wird der Anfang an Zweifel erwecken. Die nachträgliche Rechtfertigung des gewodenen durch allgemeine geographische Begriffe, wie der Sieg des Meißener Markgrafen als des Vertreters des nordbeutschen Volkslebens (S. 7), kann wohl kaum mehr als eine scheinbare Vertiefung durch inhaltsleere Abstraktionen gewähren. Da das Historische doch die Hauptsache der vorliegenden Schrift ist, so dürfte man sie als einen recht anregenden Beitrag zur lokalen Kulturgeschichte begrüßen aber, wenn man darauf Gewicht legt, sie einer Kulturgeographie einreihen.

München. G. Schultheiß.

R. Lehmann, Das Kartenzeichnen im geographischen Unterricht. Halle a. S. 1891. 201 S.

Der Umstand, daß in letzter Zeit von verschiedenen Seiten her Stimmen gegen das Kartenzeichnen im geographischen Unterrichte laut geworden sind, hat den Verfasser veranlaßt, die ganze Frage des Kartenzeichnens einer gründlichen Prüfung zu unterziehen. Die Ergebnisse dieser Prüfung sehen wir in dem oben angeführten Werke vor uns.

Der Verf. spricht zunächst eingehend über den Zweck des geographischen Zeichnens und giebt, nachdem er dessen Wert für die schärfere Auffassung der verschiedenen Kartenobjekte hervorgehoben, zu den Methoden über, welche hierbei angewandt werden; es sind dies: 1. Das Skizzieren in gegebene Grundlagen; 11. Das völlig freihändige Kartenzeichnen und zwar 1) in Grundnetzen, 2) in Quadratnetzen, 3) auf Grund einzelner aufgezogener Grundlinien, 4) auf Grund konzentrischer Distanzkreise, 5) mit Hilfe von Koordinaten und 6) auf Grund freier geometrischer Hilfskonstruktionen. — Bei allen diesen giebt Lehmann zunächst das Wesen einer jeden Methode klar und übersichtlich an, wägt ihre Vorzüge und Nachteile gegen einander ab gegen die anderer Methoden ab und kommt zu dem Schlusse, daß dem Zwecke, den das Kartenzeichnen in den Schulen haben soll, das Kirchhoffsche Verfahren (Zeichnen im Grundnetz) weitaus am besten entspreche. — Den Schluß bilden allgemeine Bemerkungen zu der unterrichtlichen Handhabung des Kartenzeichnens.

Alles dies behandelt Lehmann mit der Gründlichkeit, welche uns auch sonst in seinen Schriften entgegentritt. Aber diese Gründlichkeit ist es auch allein, welche den Wert dieser Arbeit ausmacht, weshalb ihr Unparteilichkeit, mit welcher er die Vorzüge und Nachteile eines jeden Verfahrens prüft und danach seine Entscheidung trifft. Recht deutlich tritt diese letztere Eigenschaft hervor am Ende des Abschnittes über die Zeichenmethoden (S. 122 bis 126), wo er die Schlüsse aus den bisherigen Darlegungen zieht. Hier entscheidet er sich zwar ohne Rückhalt für die Kirchhoffsche Methode des Zeichnens im Gradnetz, aber keineswegs verzagt er seine Anerkennung den Vorzügen, welche andere Methoden gewähren und giebt an, wo und in welcher Weise dieselben nutzbar angewandt werden können.

Gerade auf diesem Gebiete kommt Lehmann seine in langjähriger Schulpraxis gesammelte Erfahrung vorzüglich zu statten; jede Seite seines Buches bringt uns den Eindruck, daß wir hier nicht der Arbeit eines einseitigen Theoretikers vor uns haben, sondern das Urteil eines Mannes, der Theorie und Praxis in gleicher Weise beherrscht. Das Studium desselben wird daher jedem Schulmanne, der geographischen Unterricht erteilt, von hohem Interesse und Wert sein, und kann ihm daher auf das wärmste empfohlen werden.

Braunschweig. Dr. W. Petzold.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage von Th. Chr. Fr. Enslin (Richard Schoen) in Berlin.

Digitized by Google

Bd. LX. Nr. 3.

Globus.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Die Erhaltung des Elefanten Afrikas.

Von Prof. W. Göß. München.

Die Frage der Zukunft des afrikanischen Elefanten ist besonders durch zwei weitgreifende Thatsachen zum Aufwurf gelangt. Am meisten wohl infolge der Bekämpfung jener Arabergreuel der Sklavenjagden, welche jeden Nerv der christlich gesitteten Welt aufregen; denn die Sklavenjagden wären nicht entfernt zu solcher satanischen Bösartigkeit ausgeartet, wenn man nicht Träger und Menschenware als Zahlungsmittel für den Erwerb und Vertrieb der Elefantenzähne unter Mord und Brand zu rauben sich gewöhnt hätte. Andrerseits aber heißt das Bedürfnis nach einem billigeren und einfacheren Transportmittel, als es die menschliche Schulter ist, namentlich in der Nähe von Flüssen und Wässer stellen, nach dem Flüssten und Bächten aller Tiere der Tropenwelt Ausschau halten, zumal ja der Elefant auch überaus rasch ist, den besten Pferden im Laufen gleichkommt und besonders in bergigen Gegenden die hervorragendsten Dienste leisten kann.

Zahlreich und immer häufiger werden Klagen laut über die massenhafte Vernichtung dieses in Asien so nützlichen Tieres, welches in jeglichem Alter so mannigfach und meist höchst grausam von den zu Habgier aufgestachelten Wilden in Afrika lediglich seiner beiden Zähne wegen getötet wird. Man klagt, daß schon in zwei Menschenaltern der afrikanische Elefant eine Seltenheit in den dichtesten Wäldern sein werde, wenn der Ausrottungseifer sich so fort entwickelt wie in den letzten 20 Jahren und jährlich 80 000 getötet würden. Andere freilich preisen jenen Tag als ein Freudenfest der Zukunft, an welchem der letzte Zahn des letzten Elefanten an die Küste gelangt, wodurch dann die Blutbeute der arabischen Händler aufhöre, unter Jammer und Thränen des Elfenbeins wegen die einst glücklichen oder immerhin harmlosen Negerkrale zu verschütten. Man wird aber die Frage bejahen, ob nicht, abgesehen von Elefantenjagden, doch der stete Arm deutscher und englischer Hoheit zwischen Nil und Taubesh dem Leid der Sklavenjagden in zehn Jahren ein Ende gemacht haben wird, und andererseits darauf hinarbeiten, daß die europäischen Kultivatoren dem großen afrikanischen Dickhäuter einen weit größeren Wert abzugewinnen suchen werden, als sie ihn durch das Abbrechen der zwei Zähne unter Vernichtung des Tieres erlangen können.

Wenn letztere Bestrebung nicht zur Geltung kommt, dann wird ja freilich in immer schwungbafter betriebener Massentötung auf Grund der rasch zunehmenden Ortskenntnisse über das Innere in etlichen Jahrzehnten das erwähnte Ende für den Elefanten eintreten. Und doch sollte schon die noch immer vorhandene gewaltige Menge von Elefanten, welche Afrika trotz ausgiebiger Einschränkung ihres Verbreitungsgebietes beherbergt, dazu mahnen, dieses enorme Kapital von tierischer Kraft und Intelligenz nicht nach Art leichtsinniger Verschwender um einer nutzvorgeworfenen Annehmlichkeit willen zu verpuffen, sondern es zu dauerndem Fürsorttag zu führen. Sehen wir also zunächst nach seiner derzeitigen Verbreitung.

Bekanntlich ist die Grenze des häufigeren Vorkommens des Elefanten nicht nur im Norden und Süden und von allen Küsten landeinwärts zurückgedrängt worden, sondern man hat auch beträchtlich tief in das Binnenland hinein da und dort Lücken in die Verbreitung gerissen. Man hatte noch in der Mitte dieses Jahrhunderts Elefanten allerorten westlich und östlich der Ufer des Blauen und Weißen Nil, soweit nicht Stein- und Sandwüste oder baumlose Savanne sich ausbreitete; denn die Tiere erlesen sich trotz jahrtausendlanger Gewinnung des Elfenbeins, welches man durch Jagd von der Küste des Roten Meeres aus gewann, immer wieder von ihren üppigen Nahrungsgebieten südlich des 10. Breitegrades her. Auch noch zur Zeit Baker Paschas, anfangs der siebenziger Jahre, war das Land Makaraka zwischen 4. und 5. Grad n. Br. durch reiche Elfenlieferung ein wertvolles Elfenbeingebiet. Denn es jagten ja die einheimischen Stämme den Elefanten nur des Fleisches und Fettes wegen, bevor die Händler aus Chartum eindrangen [1]) und den Ausfuhrhandel für die Zähne organisierten, auch Sklavenraub und Wegnahme von Herden und Nahrungsmitteln zu einem

[1]) Junker, Reisen I, S. 373.

Digitized by Google

regelmäßigen Gesichts der Bewohner machten. Aber die immer zahlreicheren Stationen, in welchen berufsmäßige Elfantenjäger, geführt von ortskundigen Negern, unterhalten wurden — sie mußten es bald dahin bringen, daß diese Tiere, in Gruppen und mit der Lanze von einzelnen kühnen Jägern allerorts erlegt, aus den nördlicheren Gebieten verschwanden. Zur Zeit sind es noch die Njam-Njam oder Sandebeghete zwischen dem 5. und 3. Breitegrad, besonders jenseit der Wasserscheide der Congozuflüsse (Mobangigebiet), in welchen der Elefant noch zahlreich überall zu finden ist. Casati traf ihn vielfach im Bereich der dortigen Flüsse Kibali und Bomokandi. Allerdings geschah dies auch schon vor neun Jahren; aber infolge der Wirren der Madhibewegung darf man immerhin annehmen, daß infolge von Elfenbeinnachfrage in diesen Gegenden wenig Elefantenjagd stattgefunden. So wird auch nördlicher, im Bahr el Ghasalgebiet, sich gleichfalls der Stand der Dinge seit acht Jahren bezüglich des Tieres wenig verändert haben. In Abessinien, zumächst im nördlicheren Teile, im Athoragebiete, fand sich im vergangenen Jahrzehnt auch in bergigen Strichen nach den Beobachtungen von Menges der Elefant keineswegs selten, wie er auch im Süden dieses Landes im Bereich des Blauen Nil im Sobatgebiete haust. Elfenbeinausfuhr findet deshalb immerzu auch nach Zeila an der Tadschurrabai statt. Dagegen ist ziemlich gewiß, daß die Galla in den südlichen Hinterländern von Harar, vielfach wirklich strenge Wüste und ohne Savannenwald und Wasser, auf Elefantenjagd verzichten müssen. Auch nach dem Kenia hin und von da zum Kilimandscharo fehlt das Elfenbein, während nördlich des Baringosees und am Tana in geringer Anzahl Elefanten sich erhielten (Peters, Teleki). Am Kilimandscharo trifft man ihn häufiger; er treibt sich auf diesem Bergmassiv bis zu 3600 m Seehöhe umher. Während aber Abessinien für ihn sozusagen eine nordöstliche Ausbuchtung seiner Grenzen bietet, schränkte die Natur und die Jagdart der letzten 40 Jahre sein Gebiet nach dem Tanganjika und Nyassa hin ein. An diesem und zahlreicher beobachtet sind die Schire, wie auch am Sambesi, wird er als Standwild gejagt. Im Betschuanenland und oberen Limpopogebiet hausen noch kleinere Herden; mehr vereinzelt hält sich das Tier in Strichen von Transvaal, Sululand und Oranje. Hier im Südosten ist jedenfalls zur Zeit auch ein weiteres Herantreten an die Küstenländer gegeben als im Südwesten. Freilich war es vor kurzem auch in letztgenannter Richtung anders als heute. Wie Livingstone am Ngamisee noch stattliche Herden sah, so gab es auch in den wasserarmen Landschaften westlich davon Elefanten: heute ist letzteres ausgeschlossen, und am Ngami betrachtet man das Tier nur als Strich-, nicht als Standwild. Daher lesen wir ganz verschwindende Zahlen, wenn die Durchfuhr von Zähnen aus der Kapstadt oder Port Elisabeth berichtet wird, obwohl ja die Elfenbahn so billig vom Oranjefluß her zu fördern würde. Wohl hat die englische Kolonialverwaltung für einzelne östlichere Waldgebiete reservierte Gebege bestimmt, in welchen nur gegen ganz besondere Erlaubnis Elefanten getötet werden dürfen. Aber man erlegt sie eben ohne solche, so daß in Kürze Schutzmaßregeln gegenstandslos sein werden [1]).

In Westafrika wird man innerhalb des bisherigen portugiesischen Gebietes freilich den Elefanten als nahezu ausgerottet betrachten müssen (nach Wißmanns „Im Innern Afrikas“). Wenn auch nach den Hafenplätzen wechselnde Mengen von Elfenbein gebracht werden, so ist gerade der Umstand, daß in Malanje ein beträchtlicher Handel mit Zähnen stattfindet, ein Hinweis darauf, daß dieser Platz ein Zielpunkt der weiter binnenwärts stattfindenden Elefantenjagd und ihrer Ausfuhr sei. Erst mit dem Kassaigebiet beginnt das riesige Revier des großen Elefantenreichtums, welchen das Congosystem besitzt, worauf übrigens schon die Savannenwaldstriche am Kuango langsam vorbereiten.

Beiderseits des untern Congo haust das Tier noch in kleineren Herden bis zum Stanleypool und im Innern des Ogowelandes. Überhaupt scheint etwa 400 km von der Übergangsküste seine Außengrenze bis zur geographischen Breite des Kamerungipf zu verlaufen. Kuénahmswein trifft man den rasch wandernden Dickhäuter natürlich auch näher an den Seeorten. Am oberen Benue ist er noch in beträchtlicher Zahl zu finden, selten am untern. In den Hausaländern erhielt er sich, soweit unbewohnte Gegenden in Betracht kommen. Aber nach Westen hin ist erst das obere Senegalgebiet wieder reicher an Elefanten, wie er natürlich am Gambia und Rio Grande ebenso ausgerottet ist, als nahezu am mittleren Niger.

Im innern Sudan tritt er in den sumpfigen Gegenden von Sokoto häufiger auf (Standinger, „Im Herzen der Haussaländer“, S. 691). Da ist Kano ein starker Handelsplatz für Elfenbeinzähne, sowohl aus den Überschreden des Schadse als ganz besonders aus dem südlichen und östlichen Adamaua und den noch dem Nile hin sich erstreckenden Zwischenländern.

Innerhalb dieser Randgebiete endlich ist natürlich wiederum alles baumlose Savannenland in Abzug zu bringen, wenn es sich um Feststellung des Areals handelt, in welchem der Elefant als Standwild gejagt werden kann. Allein es sind freilich noch weite Regionen, in welchen er, wenig von Verfolgung gestört, sich vermehren kann. Traf doch die Expedition v. Frangois' am obern Tschuapa, etwa 6° 30' südl. Br. und zwischen 22 und 23 Grad östl. Länge, eine Bevölkerung, welche das Elfenbein nur wegen seiner Härte und Dauerhaftigkeit zu Keulen und Wurfersteinspeln verwendete und für einen Blechteller einen Zahn von 20 kg Schwere eingetauschen ihn siebenfach hat.

Die Zahl der Tiere mit einer einigermaßen berechtigten Ziffernangabe zu schätzen, würde allerdings zur Zeit noch zu gewagt sein. Aber man darf trotz aller gewinnsüchtigen Ausrottungsarbeit während der letzten 15 Jahre immerhin behaupten, daß noch mehrere hunderttausende zur Zeit die Frage bejahen lassen, ob sich erhaltende Maßnahmen erfolgreich dem derzeitigen Vernichtungseifer entgegenstellen können, so daß man diesen enorme Kapital tierischer Arbeitskraft zu einer für Afrikas Kultur segensreichen Verwendung auch jetzt noch zu bringen vermöchte.

Es bedarf hier keiner Auseinandersetzung, welche Unsumme von Arbeit, die Jagd auf Raubtiere eingeschlossen, durch den afrikanischen Elefanten für die Kultivation und Verwaltung aller nicht wasserarmen Gebiete billiger und rascher als durch irgend welche andern Mittel geleistet würde, wenn eben die Frage gelöst wäre, wie man dieses Tier dort zum Arbeiten bringen könne. Wiederholt sind nicht nur berufene Stimmen dafür eingetreten (z. B. Schweinfurth, Wauters), sondern es wurden auch schon einzelne Anläufe zu dem großen Werke gemacht, den afrikanischen Elefanten auf die vorteilhafte Stufe seines indischen Vetters zu bringen, welcher namentlich der Regierung so trefflich dient.

Würde es zweifellos feststehen, daß der jetzige afrikanische Elefant ganz die gleiche Art sei wie jener, welcher bis in Diokletians Zeit (Anfang des vierten Jahrhunderts) in Nord-

[1]) So ist es nach dieser Richtung immerhin noch nicht so schlimm geworden, wie nach einer Bemerkung in Wißmanns neuestem Werke (S. 224) anzunehmen wäre. Er sagt, daß im Bereich des Schirehochlandes südlich des achten Breitegrades der Elefant nur an wenig Punkten noch häufig sich aufhalte. Wenn wir auch die Berichte eines Farini („Durch die Kalahariwüste“) als afrikanisches Jägerlatein aufnehmen, so geben doch Holub und englische Notizen Zeugnis genug, daß das zusammenhängende Elefantengebiet nicht im südlichen Longalande aufhöre.

Digitized by Google

afrika hauste, ſo wäre ohnedies von vornherein zu betonen, daß es lediglich heute an der nötigen Umſicht mangle, das gewünſchte Ziel ſofort zu erreichen. Denn darüber kann keine Meinungsverſchiedenheit beſtehen, daß der Kriegselefant der Karthager im eignen Gebiete gefangen und gezähmt wurde, nachdem doch z. B. im Staatsauftrag Hasdrubal, der Sohn Gisconé, im Jahre 205 ins Land geſendet wurde, um für den Krieg Elefanten zu jagen (Appian, bell. pun.), wie ja auch Hanno bei ſeiner Fahrt an die Sierra Leonekülte (450 v. Chr.) am Wadi Draa Elefanten ſich tummeln ſah und Mauretaniens Kriegselefanten wiederholt erwähnt werden. Auch die Verwendung afrikaniſcher Elefanten in den römiſchen Circuſſen ſteht durch Abbildungen feſt. Nur iſt damit nicht auch ſchon bewieſen, daß gerade ſie die abgerichteten geweſen ſein mußten, denn die erzählten Kunſtſtücke konnten auch von indiſchen produziert worden ſein [1]).

Aber wenn man auch kritiſch unnachſichtig die Identität dieſes nördlichen Elefanten mit den heutigen Afrikas verneinen will, ſo ſprechen doch zwei Thatſachen für die Zähmbarkeit des letztern. Das eine iſt, daß in zoologiſchen Gärten und Menagerien Europas ſchon viele gezähmte afrikaniſche Elefanten ſich gezeigt haben [2]), und das andere, daß auch ſchon Afrikaner einen ſolchen Erfolg erlangten. Wenn wir nämlich von minder ſicheren Mitteilungen abſehen, ſo war es wenigſtens Mteſa von Uganda, welcher 1871 an Sultan Said Bargaſch einen völlig gezähmten jungen Elefanten ſendete, welchen dann J. Kirk erhielt und wiedermal als Geſchenk nach Bombay überführen ließ.

Allerdings ſind alle ſolche Exemplare zweifelsohne nur als junge Tiere unter die Hand ihrer Abrichter gelangt, aber manche erſt drei bis vier Jahre alt. Dies beweiſt jedenfalls, daß es in der Natur des afrikaniſchen Tieres nicht liegt, unbändig einem unwertilgbaren Triebe der Wildheit verfallen zu ſein und lebend unnütz bleiben zu müſſen. Man ſehe doch die genaueren Beſchreibungen über die lange anhaltende Wildheit und den Grimm der indiſchen Elefanten, die zum Zweck der Zähmung in die Kraals getrieben worden ſind! Mehr Widerſtand kann ſchwerlich das freiheitsdurſtigſte und fürſte afrikaniſche Tier beweiſen.

Es iſt aber noch kein ernſtlicher Verſuch an erwachſenen Elefanten in der Weiſe der indiſchen Zähmung auf afrikaniſchem Boden angeſtellt worden, nachdem die von König Leopold im Jahre 1879 veranlaßte Unternehmung teils infolge unaufgeklärter mißlicher Zufälle nicht in Gang gebracht werden konnte. Bekanntlich wurden damals vier kräftige indiſche Elefanten unweit Dar es Soloom ans Land gebracht, um im Innern, zunächſt von Karema am Tanganjika aus, wie in ihrem Heimatlande ihresgleichen zähmen zu helfen. Aber für bereits andere klimatiſche Verhältniſſe durch ihre Natur angelegt, erlagen von der Weſtgrenze von Ugogo zwei Tiere, und nur eines erreichte Karema, ohne daß man jedoch das Klima zweifellos als verderblich zu erachten hätte. Es kamen ja z. B. die indiſchen Elefanten, welche Gordon von Khartum nach Duſilé führen ließ, trotz Nahrungsmangel auf mühſamem Wege alle wohlbehalten an. So bleibt es eine der nächſtliegenden Aufgaben, einen Anfang mit dem Nachdenken des afrikaniſchen Elefanten erſt noch zu machen.

Dieſer verſpricht ja in mehrfacher Hinſicht noch mehr Vorteile als der indiſche. Vor allem iſt er etwas größer [3]) und daher zweifellos auch zu noch höheren Kraftleiſtungen geeignet. Er hat längere Beine und vermag ſich naturgemäß dann auch noch ſchneller zu bewegen, wie er ja ungemein raſch wondert (100 km im Tage). Er iſt vorzüglich im Erſteigen ſteiler Berghalden ſowohl im Kilimandſcharo- wie im öſtlichen Rilgebiet und Abeſſinien. „Bodenhinderniſſe ſcheinen für ihn nicht zu exiſtiren.“ Nomentlich aber mochen ihn die Vegetations- und Waſſerverhältniſſe Afrikas auch ouſprnchsloſer hinſichtlich ſeiner Ernährung.

Gerade die Ernährungsfrage wird man nicht durch unveränderte Übertragung der Anſprüche des indiſchen Elefanten auf den afrikaniſchen erledigen dürfen. Dann aber fällt viel von einem öfter gehörten Einwand hinweg. Dies iſt um ſo belangreicher, als das afrikaniſche Tier ſich auch damit begnügt, je om zweiten Tage Waſſer aufzuſuchen. Wird dann die Raſchheit ſeiner Fortbewegung auf den nur dann und wann von dichtem Urwald unterbrochenen Verkehrslinien Afrikas ausgenützt, ſo verliert auch dies ſpärliche Auftreten von Waſſer in vielen flachen und in gebirgigen Gegenden für den Waarentransport und für Perſonenverkehr weſentlich an Widrigkeit. Mit den Fortſchritten der Kultivation iſt übrigens der Anbau von Getreide und Anpflanzung von Bäumen an ſich ſchon gegeben, und erſt wo dieſe Thätigkeit ſtattfindet, ſchießt ſich das Bedürfnis eines das Jahr hindurch ſtetig zu benutzenden Transportmittels an, wie dies eben die Kraft des Elefanten iſt. So iſt dann in der Regel für deſſen Ernährung vor allem mit Getreide, anſtatt etwa mangelnden Graſes und Laubes ſchon vorgeſorgt, wenn man nach ihm verlangt.

Wenn alſo auch das in Afrika hier in Betracht kommende Gebiet meiſt eine geringere Rente abwirft als die bezüglichen von Indien, ſo daß man in erſterem nur geringeren Kultivationsaufwand rechtfertigen möchte, ſo wird ſo daſſelbſt auch die Verwendung der einheimiſchen Elefanten minder anſpruchsvoll.

Aber ſie iſt vor allem für die Kulturarbeit in Afrika notwendiger als in Indien. Denn die vielfache Unterbrechung der bewohnten und baumbeſtandenen Gebiete durch Savanne und Ödland und die Bedürfniſſe des Wegbaues in den ſtark erodierten Flußfurchen, die in der Regenzeit ſo maſſenhaft überſtrömen, verlangen dringend eine raſch und wirkungsvoll transportierende Kraft. Klimatiſche Hinderniſſe (die Regenzeit gegenüber Kamelen) und Inſekten ſtehen auf weiten Gebieten der Benutzung von Kamelen, Maultieren und Rindern entgegen, und die menſchliche Arbeitskraft wäre auch dann zu koſtſpielig, wenn der Neger ſich an wochenlang anhaltende ſchwere Tagesarbeit gewöhnen möchte. Gerade das völlige Abſterben des Laubes und des Graſes in der Trockenzeit und das Anſchwellen ungeheurer Waſſerſtellen erheiſcht um ſo mehr während der beſſern Jahreszeiten eine Beſchleunigung von all den eingreifenden Arbeiten, die in Europa durch Hand- und Spannkraft zu ſtande kommen. Do iſt es immer nur die Leiſtung des gezähmten Elefanten, welche den betreffenden Anforderungen ſofort genügen kann.

Es gilt alſo, der verbleibenden Zerſtörung dieſes unvergleichlichen und unerſetzlichen Arbeitsgebilden Einhalt zu thun. Dies vermag nur die Macht der zivoliſierten europäiſchen Mächte, welchen die betreffenden Teile Afrikas unterſtellt ſind.

Mittelbar werden ſie wohl ſchon an und für ſich bald dazu übergehen müſſen. Afrika iſt nämlich im ganzen ein waldarmer Erdteil. Man wird deshalb vor allem zur Schonung des Gruppen- oder Savannenwaldes und der ſchmalen Galeriewälder ernſtlich anhalten. Dies wird zugleich ein Schutzmittel für den Elefanten bilden. Aber es wäre allzu langſam wirkend: die Habſucht könnte daneben zu lange ihr Ausrottungsgeſchäft fortſetzen. Daher ſind unmittelbare Maßregeln unerläßlich, deren wir der Unterſtützung von ſeiten

[1]) Menges (Petterm. Mitt. 1888) nimmt allerdings an, daß der abeſſiniſche Elefant von den Ptolemäern und dann von den Römern abgerichtet, alſo gezähmt worden ſei. Uns iſt bis jetzt keine unbeſtreitbare Notiz hierüber bekannt; es würde ſonſt freilich die Zähmbarkeit der Maſſe dieſer afrikaniſchen Art außer Frage geſtellt ſein.

[2]) Menges giebt deren Zahl auf nicht weniger als 200 an.

[3]) Alle Jagdberichte geben uns merklich größere Zahlen für Höhe und Länge an, als ſie für die indiſchen Exemplare ſich finden.

Digitized by Google

der öffentlichen Meinung und der kolonialen Kreise mehrere empfehlen.

1. Der Ausfuhrhandel mit Elfenbein wäre zum Monopol der politischen Obergewalt zu erklären. Die Negerstämme waren vielfach schon daran, gegenüber ihren Häuptlingen, gewöhnt. Die Überwachung der Ausfuhr ist durch den größten Teil der afrikanischen Küste sehr erleichtert, da die Landungs- oder Verladungsstellen nur auf kurze Strecken und wenig Buchten beschränkt sind. Der Ausgang nach dem mittleren Nil ist durch die Zustände des Mahdigebietes und durch die englische Aufsicht in Ägypten kommerziell verschlossen oder überwacht. Alle Küsten, außer der von Monrovia, stehen unter europäischer Gewalt. (Der Norden kommt abgesehen von Tripolis obendies nicht in Betracht.)

2. Es wären Prämien von Belang auf die erfolgreiche Durchführung von Zähmungsversuchen an afrikanischen Elefanten zu setzen. Geldprämien für volkswirtschaftliche Fortschritte werden in allerlei Form und Zusammenhang heute wie seit Jahrhunderten in Europa angewendet.

3. Die Kolonialverwaltung sollte sowohl selbst mit so gezähmten Elefanten arbeiten, als auch jenen, welche mit ihnen größere Leistungen erzielen, z. B. für Bauten oder Transporte, Bevorzugungen gewähren.

4. Die Jagd auf Elefanten behufs deren Zähmung sollte durch die öffentliche Gewalt als ein gemeinnütziges Werk auf jede Weise gefördert werden.

Derjenige Staat, welcher zuerst für die ungeheure Tragweite einer solchen Behandlung dieser Kulturfrage Verständnis mit der That bekundet, wird sogar positiver auf die Umgestaltung Afrikas zu einem großen Kulturfeld einwirken, als dies durch die Beseitigung der Sklavenjagden geschieht. Denn diese höchste Arbeit, welche die zivilisierte Menschheit bis jetzt in Afrika unternommen, ist doch nur abwehrender Art und bringt an sich noch keinen positiven Fortschritt im Innern Afrikas zuwege. Der reichste Elefantenbesitzer nun wäre der Congostaat und damit Belgien. Nächst ihm ist England sowohl durch seine neueren Besitzergreifungen, besonders im Südosten und durch sein vieles Küstengebiet und die Niger-Benuesse, zum Vorgehen berufen.

Aber auch Deutschland hat durch Kamerun und Ostafrika noch hinreichend viel Land unter sich, in welchem die Ausharmachung der vorhandenen Elefanten großen Wirten könnte, genug für das moralische Recht, zu einem solchen Kulturfortschritt als erster Staat voranzugehen. Würde bei uns in allen berufenen Kreisen auf Grund ernster Studien allmählich mehr erfaßt, daß der Nährboden für die Weltstellung und Zukunft des deutschen Volkes in der vermehrten Nutzung auswärtiger Gebiete liegt, so würde man eine Angelegenheit, wie die hier besprochene, nicht wie eine Art von neutraler Tagesneuigkeit behandeln, sondern als eine Aufgabe, die unter allen Umständen und bald zu ihrem Ziele hindurchzuführen ist.

Friesland, Friesen und friesische Sprache in den Niederlanden.

Von Johan Winkler. Haarlem.

II.

Zwischen Ems und Lauers erstreckt sich das alte Gebiet der Friesen am tiefsten landeinwärts, bis ans hohe Veen und die Heideflächen von Drente und Overijssel, die von Sachsen und, als Verbindungsgebiet, von Fries-Sachsen bewohnt werden. Östlich und westlich von diesem friesischen Hauptlande und zum Teil unmittelbar daran grenzend, dehnen sich einige andre, ursprünglich ebenso rein friesische Gaue aus, wo jedoch die Bevölkerung ihr Friesentum nicht unverletzt bewahren konnte, infolge dessen die kennzeichnenden friesischen Eigenschaften jetzt weniger stark bemerkbar als im Hauptlande sind. Es sind dieses, östlich, zwischen Lauers und Ems, der ganze Hunsingo (Hunsingau), Fivelgoo (Fivelinggau), Humsterland, Middachten, Fredewold, Langewold, Boorecht (bereits frühe stark sächsisch), das Diambt und Westerwolde, die sämtlich heute die Provinz Groningerland bilden. Westlich vom Hauptland, über dem Ems, liegt der westlichste Teil vom ehemaligen Altfriesland, insoweit dieses als echtes, reines, zweifellos Friesland galt und noch gilt. Dieses westlichste Friesland, das von je Friesland zwischen Ems und Nekker (ein alter jetzt verschwundener Fluß bei Alkmaar) genannt wurde, oder auch Friesland zwischen Ems und Kinhem (das heutige Kennemerland, das Land um und zwischen den Städten Alkmaar und Haarlem entlang dem Dünensaum), bildet heute den nördlichsten Teil der Provinz Nordholland, also alles Land, das von einer angenommenen Linie zwischen Alkmaar und Hoorn nördlich liegt. Dieser alte Friesenboden, in seiner Gesamtheit Westfriesland genannt, wird in zwei Teile geschieden: in Drechterland, den östlichen Teil zwischen den Städten Hoorn, Medemblik und Enkhuizen und das eigentliche Westfriesland im allereigsten Sinne, aus dem übrigen nördlichsten Teil von Nordholland bestehend, mit dem alten, ansehnlichen Marktflecken Schagen als Mittelpunkt.

Auch der übrige Teil Nordhollands, südlich von der Linie Alkmaar — Hoorn, ist wohl noch alter Friesenboden in bezug auf Volksart und allerlei Eigentümlichkeiten seiner Bewohner, aber der Name Friesland ist hier nicht bewahrt geblieben. Es sind dies die Gauen Waterland (um die Städte Monnikendam und Edam herum), die Zaanlant (östlich und westlich vom Flüßchen Zaan mit Zaandam), das Kennemerland (oben bereits erwähnt) und Amstelland (östlich und westlich vom Flusse Amstel mit Amsterdam). Im Gooiland dagegen, dem südlichsten Gau von Nordholland, in der Umgegend von Naarden und Hilversum (Hilwarthoheim), befindet sich das friesische Element schon sehr in der Minderheit und wird, ethnographisch genommen, vom sächsischen überwogen.

Der nordhollandische Gau Kennemerland und alles, was in der Provinz Südholland friesischen Ursprungs ist, so die Gaue Mijnland (nördlich und südlich von Leiden Rijn, von Woerden und Leiden bis Katwijk), Westland (südwestlich von 's Gravenhage mit dem Dorfe Naaldwijk als Mittelpunkt) und Delfland (bei der Stadt Delft), stellt die friesische Volksart und Eigenschaft nicht nur in einer sehr gemischten, sich verlierenden und durch sächsische Einmischung entarteten, sondern auch in einer ursprünglich einigermaßen veränderten Form dar. Je weiter südlicher und östlicher in Südholland, desto mehr tritt der fränkische Volksbestandteil in den Vordergrund und verdrängt das Friesische. Auch in der Provinz Seeland ist dies in starker Weise der Fall. Hat man es hier in Südholland und Seeland mit einem friesischen Volksstamm zu thun, der schon von Anfang an mehr oder minder vom friesischen Urbilde abweicht, wie letzteres durch den friesischen Hauptstamm zwischen Ems und Lauers dargestellt wird? Oder haben sich die Friesen bei ihrem südlichen Zuge entlang der

Digitized by Google

Nordseeküste nach den Mündungen des Rhein, der Maas und Schelde mit den alten Landdiffen, die hier im Beginn unserer Zeitrechnung wohnten, mit Caninefaten und Batavern verschmolzen? Es ist wohl nicht gut möglich, darauf heute noch Antwort zu geben.

In einiger Hinsicht und etwas stärker und deutlicher treten die Spuren friesischen Ursprungs und friesischer Eigenart wieder bei dem alten Land- und Seevolk hervor, das südlich vom eigentlichen Seeland wohnt, südlich von den seeländischen Inseln, südlich der Hont oder Westerschelde im sogenannten seeländischen oder Staatsflandern, jenem schmalen Landstriche, der sich entlang dem Südufer der Hont hinzieht und noch zu den Niederlanden, zu der Provinz Seeland im politischen Sinne gehört; dieses ist eigentlich vlamisches, kein seeländisches Land. Ebenso in den nördlichen Teilen der belgischen Provinz Ostflandern, nördlich von Gent, in den Gauen Waasland und Mertzeland, der Umgebung der Städte St. Nicolaas und Eekloo. Namentlich aber auch an der Küste Westflandern, rundum, jedoch meist nördlich von Brügge, welcher Gau Het Vrije van Brugge heißt. Dann rund um die Städte Ostende, Nieuwport, Dixmude und Beurne, in dem sogenannten Hooge (Höhe) von Flandern, nämlich dem von Wald entblößten, baumlosen, nur mit Weiden und Wiesen bedeckten Lande, ein vlamisches Friesland. Schließlich noch im nördlichsten Zipfel des heutigen Frankreichs, in der nächsten Umgegend der Stadt Dünkirchen (vlamisch Duinkerke, friesisch Dúnsjerke), in französischer oder Seeflandern, in einem Gau, der den Namen de Wateringen (etwa „Wasserungen") führt, ein ursprünglich niederdeutscher Name, den die Franzosen zu Quatringues verhunzten. Aber die Spuren des Friesentums sind doch bei der Bevölkerung in diesem Far West des niederdeutschen Sprachgebietes nur noch sehr wenig bemerkbar. Am allgemeinen kann man sagen, je weiter man sich westlich von dem friesischen Stammlande zwischen Lauers und Flie wendet, desto mehr tritt das Friesentum in den Hintergrund, es entartet, verbastert und geht allmählich im Fränkischen auf; und je schmaler wird auch der Küstenstrich, an dem es sich zusammenzieht. Endlich auf den schmalen Küstenstrich bei Dünkirchen beschränkt, verschmilzt der geringe Rest friesischer Volksart westlich von Dünkirchen zusammen mit dem gleichfalls schwachen sächsischen Volksbestandteil, der dort, am alten Vitus saxonicum, noch in der Umgegend der Städte Kales und Boonen [1]), ja selbst über Dieppe hinaus, bis Bayeux angesessen ist.

Auch mit diesen altfriesischen Gauen im Südwesten, mit allem, was südlich und westlich von der alten Gaugrenze bei Altmaar liegt, wollen wir uns hier nicht weiter beschäftigen [2]); ebensowenig mit der Bevölkerung, die südlich vom Hauptzipfe des friesischen Volkes, längs der Ostufer der Zuiderzee in Overyssel [3]), in Gelderland und auch in Drente wohnt. Auch diese Bevölkerung, die im ganzen nördlichen Teile der Provinz Overyssel wohnt, im altfriesischen Myslega, bis an die Thore der Stadt Zwolle und in der Umgegend der Stadt Meppel (de Kninder, Steenwijk, Blotzijl, Zwartsluis, Mastenbroek und Umgegend umfassend), und ferner noch die Bevölkerung des Nordzipfels der Provinz Gelderland an der Meeresküste im Gau Over-Betuwe, die Umgegend der Stadt Elburg bis nach Harderwyk, ist friesischen Ursprunge. Unzweifelhaft war dieses auch der Fall mit dem Volke, welches das untergegangene Land in diesen Gauen bewohnte, zwischen Bollenhove, Urk und der Lemmer, von den noch die Insel Schokland der letzte Rest ist. Doch sind diese Overyssel'schen und Gelder'schen Friesen, diese Yffelfriesen, nicht von dem gleich reinen Friesenstamme, der am friesischen Hauptlande sitzt. Sie zeigen einigermaßen veränderte Kennzeichen und namentlich haben sie sich vielfach mit ihren nächsten Nachbarn vermengt, mit der sächsischen Bevölkerung in den höher gelegenen Teilen von Overyssel und Gelderland und mit den Nachkommen der alten salischen Franken, die noch im Salland an der Yssel zwischen Kampen und Deventer wohnen. Aus dem Namen des uralten Torfes Oldemarkt im nördlichsten Zipfel Overyssels, an Frieslands Grenze gelegen, läßt sich erkennen, daß diese Yffelfriesen in der That rein Stamm sind, der mit den echten, reinen Friesen des friesischen Stammlandes eines Ursprunge ist. Dieser Name bezeichnet nämlich alte Grenze, alte Volksgrenze [1]).

Dieses alles gilt auch von der friesischen oder friesenartigen Bevölkerung, die in der Provinz Drente wohnt, in der Umgegend der Stadt Meppel östlich bis Hoogeweer; ferner längs der deutsch friesischen Grenze zwischen Meppel und Assen und nordwestlich von Assen in dem an Friesland und Groningerland grenzenden Strich.

Alle die hier aufgeführten Friesen und Friesengenossen kann man daher nicht zu den reinen, unvermischten Friesen rechnen. Unzweifelhaft reine Friesen aber, so gut wie im Stammlande zwischen Flie und Lauers, waren jene in den Gauen zwischen Reiere und Flie (Westfriesland) und die zwischen Lauers und Ems (Groningerland), wie oben S. 21 bereits näher auseinandergesetzt wurde. Eine kleine, aber wichtige Ausnahme in Bezug auf das Friesentum der Bevölkerung macht hier die Hauptstadt Groningen. Die alte Bürgerschaft dieser Stadt stammte aus sächsischem, westfälischem Blute, abgesehen von den altfriesischen adligen Geschlechtern, die von platten Lande aus, von ihren „Sinsen" (befestigten Türme) und „Burchten" in der blühenden Hauptstadt sich niedergelassen hatten. Die sächsischen Einwohner Groningens bildeten ins friesischen Gebiete einen Vorposten des sächsischen Volkes, der sich auf einen Ausläufer des hohen Drentischen Sandrückens, der Geest, in die friesische Marsch hinein niederließ; es ist dieses ein langgestreckter, steiniger, hoher, von Drente aus nordwärts ziehender Sandrücken, der sogenannte Hondsrug, auf dem die Stadt Groningen erbaut ist.

Vieles aus alter und neuer Zeit, was sich auf die Eigenartigkeit im Volksleben und Sprache der Friesen in Westfriesland und Groningerland als Beweis ihres friesischen Ursprunge bezieht, muß ich hier übergehen. Sie brauchen auch nicht besonders hervorgehoben zu werden; sie liegen klar zu Tage vor dem Geschichtsschreiber, dem Altertumskundigen, dem Volkskundigen und Sprachgelehrten.

[1]) Kales und Boonen sind die altvlamischen, also niederdeutschen, germanischen Namen der Städte, welche die Franzosen Calais und Boulogne sur Mer nennen. Diese alten, bei den heutigen Blamingen noch gebrauchten Namen sollten daher auch im Hochdeutschen bevorzugt werden.

[2]) Wer sich näher darüber unterrichten will, den verweise ich auf die Abhandlungen Friesland over die grenzen, Land, Volk en taal in West-Vlaanderen und Nederland in Frankrijk en Duitschland in meinem Sammelwerke Oud Nederland. 's Gravenhage (Haag) 1888.

[3]) Von Deutschen wird der Name dieser niederländischen, an Deutschland grenzenden Provinz wohl Oberyssel geschrieben, als wäre es ein Seitenstück zu Oberrhein oder Obermeyer. Das ist falsch. Overyssel bedeutet Überyssel, das Land über (jenseit) der Yssel, eigentlich vollständig: das Sitst über der Yssel, nämlich jener Teil des alten Stiftes (Bistums) Utrecht, der jenseit der Yssel lag, im Gegensatze zum Hauptteil des Bistums, der sich rund um die Stadt erstreckte und der Hauptsache nach die heutige Provinz Utrecht bildet. Overyssel liegt gerade an der Unteryssel; die obere Yssel heißt in Gelderland und Deutschland (bei Yfelburg). Ein deutsches Oberyssel müßte niederländisch Bovenyssel und nicht Overyssel heißen.

[1]) Auf vielen deutschen und niederländischen Karten findet man den Namen fälschlich „Oldemarkt" geschrieben, als sollte er „Alter Marktplatz" bezeichnen.

Digitized by Google

Wir wollen jetzt auf das eigentliche Friesland zwischen Flie und Lauwers näher eingehen. Dazu möge uns ein Deutscher, Dr. Karl Freiherr von Richthofen, der die friesischen Rechtsquellen (Berlin 1840) veröffentlichte, ermutigen. Er sagt: „Die Römerzeit kennt als Hauptland der fernsten die heutige niederländische Provinz Friesland. Schon unterscheidet Sprache, Recht und Sinnesart den Friesen von seinen Nachbarn; ein Jahrtausend hat nicht vermocht, seine eigentümlich starre Kraft zu brechen; noch heute ist sie dem Nachkommen der alten Friesen geblieben. In der jetzt niederländischen Provinz Friesland, deren Mittelpunkt Leeuwarden bildet, kennen wir keinen Volksstamm, der vor den Friesen dort gesessen hat; und wenn wir auch annehmen müssen, daß vor ihnen dort andre Menschen gewohnt haben, so hat doch keine deutsche Bevölkerung irgend einer andern Gegend größere Ansprüche für Ureinwohner zu gelten, als die jenes merkwürdigen Küstenstriches zwischen dem Flie und dem alten Landzug (Lauers), der im Osten die Provinz Friesland von der Provinz Groningen scheidet. Mir Fug und Recht nennen wir diesen Land für den Forscher ältester deutscher Volksart einen heiligen Boden."

Ja, gewiß, es ist ein heiliger Boden, dieses alte Stammland der Friesen, nicht allein für die Friesen, sondern für alle Germanen!

Ein Land voller geschichtlicher Erinnerungen an das eigentümlichste, das edelste Volk der Germanen — ein Land voller alter Überreste, was die Bodenbeschaffenheit betrifft (Terpen), was alte Bauten (romanische Dorfkirchen des elften und zwölften Jahrhunderts in Jelsum, Oudega in Smallingerland und viele mehr) und andre Kunstwerke angeht, die heute noch dastehen oder gelegentlich dem Boden entrissen werden.

Ein Land, dessen Bewohner dort seit ihrem ersten Auftreten in der Geschichte auf dem Erbteil der Väter saßen — ein Volk, das seinen Adel findet und beweist in der großen Liebe, mit der es an seiner Volkseigenart hängt, in dem zähen Beharren an derselben gegenüber fremden Einflüssen — ein Volk, das an seiner alten Sprache trotz so vieler schädlicher äußerlicher Einwirkungen festhält, nicht nur als Umgangs- sondern auch als Schriftsprache, und das, im litterarischen Sinne, diese Sprache noch mit Vorliebe gebraucht.

Ein Land endlich, reich gesegnet, schön und fruchtbar, voller Abwechslung und lieblicher Naturschönheiten, mit Weiden und Äckern, mit Seen und Strömen, mit Wald und Heide, als freies Eigentum von einem kräftigen, frischen, tüchtigen und ehrbaren Menschenschlag, der in elf größtenteils blühenden Städten und hunderten von wohlhabenden Dörfern oder in vielen hundert schönen, gut unterhaltenen Landsitzen wohnt.

So liegt das Stammland der „freien Friesen", der edlen „Standfriesen" da zwischen seinen uralten Gaugrenzen Flie und Lauers, zwischen den unfruchtbaren hohen Beeren und dürren Heideflecken, die nach Süden zu der Sachsen Erbteil ausmachen, und der endlos schimmernden Wasserfläche der ruhelosen Nordsee und der stillen träumerischen Zuiderzee; an der Meeresküste aufsaumt von einem starken Gürtel kostbarer, hoher Seedeiche, von tüchtigen, kunstvollen Wehren gegen den kräftigen Wogenschlag der Nordsee, die ihre erste Kraft in blinder Wut schon zum Teil am flachen Strande und den weißen Dünen der lieblichen Nordseeinsel eingebüßt hat.

Mit Recht rühmt jauchzend daher auch der Friese — und der Schreiber dieser Abhandlung, ein Vollblutfriese aus altfriesischem Geschlechte in Friesland geboren, stimmt von Herzen dabei ein:

Det âld skier land, fol skiente end greatheid,
Det foar elts eack as pronkbild bleat leit,
Is Friesland, is ús Heiteland! [1])

Mein Land in der Welt hat seit seinem geschichtlichen Bestehen so viel Bodenveränderungen durchgemacht als Friesland im allgemeinen. Ganz besonders ist dies im südlichen Maße bei Friesland zwischen Flie und Lauers der Fall, sowohl an der Küste als im Binnenlande. Sturmfluten, Deichbrüche, Überschwemmungen, durch die ausgedehnte Landschaften untergingen, Durchgrabungen und Trockenlegungen haben von grauer Vorzeit durch das Mittelalter bis auf unsre Tage die Gestalt des Landes wesentlich umgestaltet und verändert.

Wenn aber auch das salzige wie das süße Wasser dem Friesenland ein mächtiger und gefährlicher Feind war, gegen den unaufhörlich sich die Bevölkerung zu wehren hatte, so war dasselbe Wasser doch wieder ein Freund, der reiche Gaben brachte. Wenn auch die See das Land an der einen Küste zernagte und unterspülte, zum Verderben, ja ganz zum Untergange führte, so häufte doch dieselbe See an andern Ufern wiederum breite und dicke Lagen von fruchtbarem Schlick und Schlamm an. So bildete sie breite Untiefen, große Flächen, die beim Wechsel von Ebbe und Flut halb über halb unter dem Wasser liegen. Durch andauernde Zufuhr von Seekieschlamm heben sich diese Kleibänke höher und höher über den Wasserspiegel der Ebbe, bis sie von der gewöhnlichen Flut nicht mehr überspült wurden — also trocken gelegt und eingedeichet werden konnten. So ist im Westen Frieslands im Flie viel Land verloren gegangen mit den Städten Grinb (jetzt nur ein unbewohntes Inselchen zwischen Harlingen und Ter Schelling, aber 1222 noch mit Wällen und Gräben versehen, mit theologischer Schule und ansehnlicher Kirche), Westwoerkum, de Grebbe und den Dörfern Westerbierum, Dykhuis, Oosteind, Lammoer u. s. w. Auch östlich im Lauerse (Esyslad) und südlich in der Zuiderzee (Bantega, Lemstrahorn) ging viel Land verloren. Dagegen ist ein breiter und mächtiger Seearm, der tief von Norden her in Friesland eindrang, ganz zu Land geworden. Er begann mit breiter Mündung zwischen Minnertsga und Hallum und verlief fernerhin zwischen Berlikum und Stiens, Marsum und Leeuwarden, Weidum und Wirdum, Oosterwierum und Nauwerd bis in die Nähe der Städte Sneek und Bolsward. Dieser Arm hieß die Middelzee oder nach dem in ihn mündenden flüßchen Boorn, das Boorndiep oder Boordiep; er schied den Ester- und Westergoa (Ee. Eastergoa und Westergoa) voneinander. Diese zwei Gauen faumte einem dritten im Süden, Siebenwälder (friesisch Sawnwälden, altniederdeutsch Sevenwolden) genannt, bildeten zusammen von altersher Friesland zwischen Flie und Lauers. Im späten Mittelalter wurde die Middelzee, die nach und nach durch eingeschwemmte Seeschlick aus der Nordsee ausgefüllt wurde, nach und nach eingedeicht und trocken gelegt, ein Werk, das, abgesehen von der Mündung zwischen Berlikum und Stiens, im Jahre 1300 vollendet war. Hierdurch wurde ein breiter, fruchtbarer Landstrich gewonnen, der noch heute unter dem Namen Nyland bekannt ist, ein Name, der auch noch an dem Torfe Nyland haftet, das zwischen Boksward und Sneek auf dem alten Boden der Middelzee erbaut ist. Die breite Mündung der Middelzee, an welcher das seitdem untergegangene Städtchen Utgong lag, wurde erst zwei Jahrhunderte später eingedeicht und in die heutige Landgemeinde (Grietenij) het Bildt verwandelt.

Die in unsern Tagen mehr und mehr vervollkommneten

[1]) Jenes altersgraue Land voll Schönheit und Größe, das für jedes Auge als Prunkbild offen liegt, ist Friesland, ist unser Vaterland. J. G. van Blom, Friesland.

Digitized by Google

Teiche und Seewehren haben dem vernichtenden Einflusse der wilden Meeresgewässer Kiel und Grenze gesetzt; die Anschwemmung von neuem Lande dauert stetig fort, namentlich in den Watten, den Seemündern, die sich zwischen den friesischen Festlande und den Nordseeinseln ausdehnen. Daraus kann man mit gutem Grunde, ja mit Sicherheit schließen, daß die Inseln, namentlich Ameland, in nicht allzuferner Zeit durch fruchtbare Polder mit dem Festlande verbunden werden.

Auch das Binnenwasser hat in Friesland große Veränderungen verursacht. Große inmitten des Landes gelegene Bodenflächen, die in alter Zeit, um das Jahr 1000, noch mit Wald bedeckt waren, wurden durch langsam eintretende Erhöhung des Wasserstandes, durch Verwennung des Bodens in Moren (Binnenseen), Sümpfe, Teiche und Moräste umgewandelt. Noch ist der alte Waldreichthum dieser jetzt so wasserreichen Gegenden Mittelfrieslands aus den vielen mächtigen Stämmen erkennlich, die man gelegentlich aus dem weichen Moorboden, aus den Seen und Sümpfen herausbaggert. Auch erkenntlich aus den hier befindlichen Ortsnamen: Snowonde (woud, wonde niederl. für Wald; friesisch wâld, gesprochen woa'd), Ernewonde (fr. Earnewâlde, gespr. ungefähr Jennewoa'd), Hunswonde, Jmmewonde, Lippenwonde, Wonbjend (fr. Wâldsein), Oostwonde, Koldenwolde, mit den Gnunamen De lege Wälden und de Igewälden. Auch die Gewinnung des als Brennstoff in Friesland und dem eigentlichen Holland sehr geschätzten Torfes im großen Moßstabe, wodurch viele zum Teil unter dem gewöhnlichen Wasserspiegel liegende ausgedehnte Bezirke tief ausgegraben wurden, verursachte die Entstehung vieler Binnenseen und Sümpfe, die heute durch die raschlos an der Veränderung und Verbesserung ihres Landes arbeitenden Friesen wieder trockengelegt und eingepoldert werden.

Die den Boden Frieslands bildenden Grundarten sind schwere und leichtere Klei im Norden und Westen, hohe und niedrige Sandgründe und hohe und niedrige Beernen (fr. Heeg und Leeg Fean) im Osten und Süden. Der Friese unterscheidet diese beiden Bodenarten als Klaei und Wälden, was völlig mit dem übereinstimmt, was die Friesen und Friso-Sachsen Deutschlands Marsch und Geest nennen. Während aber in den deutsch-friesischen Gauen Marsch und Geest gewöhnlich dicht aneinandergrenzen, sind Klaei und Wälden durch einen breiten Strich von Moorgründen geschieden, durch ausgedehnte, meistens schon ausgegrabene Beernen, die mit großen Binnengewässern und hunderten von Teichen und Sümpfen abwechseln, die ihrerseits durch kleinere und größere Flußläufe in Verbindung stehen. Nur im Nordosten, bei Dokkum und Kollum, grenzen auch hier Marsch und Geest, Klaei und Wälden unmittelbar aneinander.

Dieser Strich niedrigen Moorbodens, den die Friesen das Wetterland (gespr. Wettirloan), Wasserland, nennen und der in der Umgegend des Dorfes Ernewonde, weiter zwischen Grou und Dibeboorn (fr. Aldeboarn, gewöhnlich einfach Boarn genannt, gespr. Boorn), zwischen Sneek und de Joure, rundum Heeg und Wondbend seine größte Ausdehnung hat, erstreckt sich quer durch Friesland von Stroobos an der Grenze von Groningerland im Nordosten bis nach Staveren im Südwesten. Es umfaßt alle die großen Binnenseen: Bergumermeer, Sneekermeer, Tjeukemeer, Slotermeer, Fluessen (fr. Birgumermar, Snitsermar, Thiuukemar, Skeatemermar, Flyásen), und die vielen Teiche und Sümpfe, die diesem Teile Frieslands ein so tennzeichnendes Gepräge verleihen.

Das friesische Wetterland zeichnet sich durch fettige Wiesentriften und Heufelder aus, die mit den ausgezeichneten Weiden und Wiesen auf dem leichteren Kleiboden südlich von Harlingen, Franeker und Leeuwarden in der Richtung auf Sneek, rundum um Bolsward und auf Workum hin (die sogenannte Greidhoek) für die berühmte Viehzucht und die Molkerei der Friesen den geeignesten Boden liefern. Der schwere Kleiboden nördlich von Harlingen, Franeker, Leeuwarden und Dokkum, die sogenannte Bouhoek, dient besonders zum Anbau des Getreides, der Flachs, Kartoffeln und Cicherie, und bei Berklum zur Obstzucht. Die im Osten und Süden gelegenen Sand- und Beergründe dagegen werden namentlich zum Anbau des Roggens und Buchweizens benutzt, auch zu etwas Waldwirthschaft. Viehzucht, Milch- und Käsewirthschaft breitet sich jetzt aber auch mehr und mehr aus, auch über den schweren Kleiboden im Norden und über den Sand- und Beerboden im Südosten.

Der Moorfrieh inmitten des Landes ist ein Paradies für den Fischer und Wasserwildjäger, aber nicht minder durch seine eigenartige Schönheit ein Paradies für den Freund einfach lieblicher, stiller, fast träumerischer Naturschönheit. Einzig schön, zumal bei Sonnenaufs und Untergang ist die fast unbegrenzte Fernsicht über die hellgrünen Weiden mit ihrem in ungeströrter Ruhe grasenden Vieh, über die endlosen einsamen Wiesen, über den blinkenden Wasserspiegel der zahllosen Binnenseen und Teiche mit ihrem breiten, wogenden, goldbraungefiederten Rohrsaume.

Das friesische Wasserland steht einerseits in reizvollem Wechsel mit dem hohen Sandboden im Süden, wo stattliche Wälder, lieblich duftende Buchweizenfelder und wogende Roggenäcker das Auge entzücken und andererseits mit dem schweren Kleiboden des Nordens, der, obschon fast ganz baumlos, doch durch die verschiedenen dort gedeihenden Feldfrüchte Abwechselung bietet — alles überwölbt von dem schönen, formreichen in verschiedenem Farben und Lichtern strahlenden Wolkenhimmel, mit dem nebelig verschwimmen den Horizont, welcher der niederländischen Landschaft einen so anziehenden Anedruck verleiht. Und endlich die Seeküste und die Nordseeinsel mit all ihren herrlichen Schönheiten, welche die gewaltige Nordsee, die stille Zuiderzee bieten!

Wahrlich! Friesland ist ein schönes Land, lieblich und anziehend für jeden, der ein offenes Auge, ein empfängliches Gemüt für stille, einfache Naturschönheiten hat, welche durch ihre Farbenverteilung bei wechselnder Beleuchtung, eine dichterische, fast wehmütige Stimmung erwecken. Keineswegs verdient Friesland die Schmach ein plattprosaisches, eintöniges, langweiliges Land genannt zu werden — eine Schmach, die nur von nüchternen, gefühllosen Seelen diesem abwechselungsreichen Boden angethan werden kann. Dahin gehören Seelen wie Voltaire, der ganz Holland bespöttelte als un pays de canaux, canards et canaille — war das französischer esprit? oder nur die gewöhnliche, liebenswürdige französische Ueberhebung? — oder der lateinische Dichter Curicius Cordus (16. Jahrh.) der von Friesland reimt:

Qui laudatu aliis, placent mihi Frisia, queris?
Non adeo male, si bos vel anas fuerim.

Was denkt von Friesland Ihr und wie
Gefällt es Euch? — Recht gut! Wär' Ent' ich oder Vieh.

Digitized by Google

Der Schlund von Padirac.

Von Franz Kraus.

Schon einmal [1]) waren wir in der Lage, über die interessanten Forſchungen in den Cevennen zu berichten, welche eine ganz neue Welt erſchloſſen haben. Damals war jedoch der neuentdeckte unterirdiſche Flußlauf, welcher ſich am Grunde des Schlundes von Padirac befindet, noch nicht bis zu ſeinem Ende verfolgt worden. Dies geſchah erſt am 9. September 1890 durch den Entdecker Herrn E. A. Martel und ſeine Begleiter bei vielen andern derartigen wagehalſigen Expeditionen. Herr Martel hat über ſeine Erfolge in franzöſiſchen Zeitſchriften mehrfach berichtet und der glückliche Umſtand, daß einer ſeiner Begleiter, Herr M. G. Gaupillat, eine große Geſchicklichkeit im Photographieren von Höhlenräumen beſitzt, geſtattet ihm, ſeine Aufſätze mit höchſt lehrreichen Abbildungen auszuſtatten, von denen wir heute einige vorzuführen in der Lage ſind [2]).

Der Schlund von Padirac liegt in dem „Causse de Gramat“ genannten Teile der Cevennen im Departement

Fig. 1. Eingang in den Schlund von Padirac.

„Lot“, unweit vom Wallfahrtsorte Rocamadour, und iſt unter dieſem Namen auch in der franzöſiſchen Generalſtabskarte eingezeichnet. Wie Abbild. 1 zeigt, öffnet ſich dieſer Schlund ganz unvermittelt im freien Felde, und gehört unzweifelhaft zu den durch Einſturz entſtandenen Schlünden, wofür nicht nur der bedeutende Durchmeſſer von 65 m am Grunde ſpricht, ſondern auch die aus den Abbildungen erſichtlichen ſcharfen Brüche, und wohl am deutlichſten der mächtige Schuttkegel, welcher nach unberührt am Grunde des Schlundes liegt (Abbild. 2). Herr Martel, der ſonſt die Bildung der Schlünde gern andern Urſachen zuzuſchreiben liebt, erkennt ſelbſt an, daß hier keine andre Erklärungsart zuläſſig iſt. Die Tiefe des ſenkrechten Abfalles bis zum höchſten Punkte des Schuttkegels beträgt vom Tage aus gemeſſen 54 m. Rund um den Gipfel des Kegels ſind die Tiefen bedeutender (62 bis 75 m). Im Süden und im Norden öffnet ſich je ein großes Portal. Das ſüdliche hat nicht weniger als 25 m Höhe auf 10 m Breite. Rechnet man dazu die Mächtigkeit der Auffüllung durch den Schuttkegel mit mehr als 40 m, ſo kann man beurteilen, welch gewaltiger Hohlraum hier einſt beſtanden haben mag. Dem ſchon früher veröffentlichten Plane des Schlundes nach, dürften hier einſt ſich zwei Arme einer Höhle vereinigt haben, von denen der Seitenarm gänzlich verſchüttet wurde, während die Firſte des geräumigen Hauptganges nach beiden Richtungen frei blieben. Solche Vereinigungspunkte neigen ſtets ſehr zu Einſtürzen, wie man

[1]) Globus, Bd. LVIII, S. 12.

[2]) Vergl. Tour du Monde, Bd. LX, S. 401 (1890).

Digitized by Google

dies am Korste wiederholt festgestellt hat. Der Flußlauf am Grunde der Höhle kommt aus dem Südaste, wo er aber nur 160 m weit verfolgbar ist, denn die Decke taucht am Ursprunge unter das Wasser. Ob genügendes Gefälle vorhanden ist, um das Niveau des Tümpels an jener Stelle so weit zu erniedrigen, daß die Decke frei werde, erwähnt keine der Beschreibungen, theoretisch gesprochen, kann aber hier nicht das Ende des Oberlaufes sein.

Der hier entspringende Fluß bohrt sich durch den Schuttkegel bei niedrigem Wasserstande; bei Hochwasser übersteigt er denselben zeitweise, wenn die engen Zwischenräume zwischen den Blöcken für den Wasserdurchgang nicht mehr genügen, und stürzt sich über denselben hinweg in den nördlichen Hauptgang. Es muß dies selten der Fall sein, denn Herr Martel erwähnt ausdrücklich, daß er nach 14 Monaten die Fußspuren im Höhlenlehm, welche von der ersten Expedition herrührten, noch deutlich erkennen konnte, ungeachtet sie kaum 1 m über dem Niederwasserstande sich befanden. Der nördliche Hauptgang füllt im Anfange schlauchförmig ab. In einer Tiefe von 103 m (vom obersten Schlundrande aus gemessen) erscheint der Fluß wieder, dessen Erforschung am Tage der Entdeckung (9. Juli 1889) längs der Ufer versucht wurde, was nur insoweit gelang, als festgestellt werden konnte, daß die Höhle sich noch weiterhin fortsetze, aber nur mit Hilfe eines Bootes verfolgbar sei. Am nächsten Tage wurde daher das mitgebrachte zerlegbare Osgoodboot (Crocodile genannt) in die Höhle geschafft, und auf diesem gelang unter unbeschreiblicher Mühe und Gefahr ein Vorstoß bis auf 2000 m vom Eingange. Diese Fahrt wurde nur von den Herren Martel u. Gaupillat unternommen. Im Anfange floß das Wasser so sanft, daß die Entdecker diesem Teile des Flusses den Namen rivière plane gaben. Nach 425 m kam die erste Stromschnelle, die aber unbedeutend war, dann folgten prachtvolle, mit Tropfstein ausgekleidete Räume, in denen der Fluß sich zu kleinen seeartigen Becken erweitern konnte. Schwieriger gestaltete sich die weitere Fahrt, denn es zeigten sich viele Stromschnellen, welche durch Barren aus Tropfstein hervorgerufen wurden, die sich quer über den Flußlauf legten, wie es Abbild. 3 auf der folgenden Seite zeigt.

Fig. 2. Inneres des Schlundes mit dem Schuttkegel.

Diese aus kristallisiertem Calcit bestehenden Dämme von verschiedener Höhe (von wenigen Centimetern bis zu mehreren Metern) bilden sich nur dort, wo mit Kalk gesättigtes Wasser sich befindet. Bei der Verdunstung wird der überschüssige Kalk ausgeschieden und zur Kristallisation gezwungen. In Wasserhöhlen mit ununterbrochenem Wasserlauf sind diese Bildungen freilich schwer erklärbar, allein bei periodischer Wasserzirkulation sind sie nicht sehr selten. Schöne, leicht erreichbare Beispiele trifft man auch in den Karstgrotten, insbesondere in der Adelsberger Grotte und in der Grotte bei Castun. Es muß auch in der Höhle von Padirac Zeiten geben, in denen nur übersättigtes Wasser sich in diesen Tümpeln befindet, welches den Überschuß in Kristallform absetzt. In dem im Monat April 1891 entdeckten neuen Gange der Adelsberger Grotte kann man die Bildung dieser rundum mit prachtvollen Calcitkristallen ausgekleideten Wassertümpel gut studieren. Die Wände, der Boden und alle in die Tümpel gefallenen Fels- oder Tropfsteinstücke sind mit Kristallen überkleidet und gleich einem Korallenriffe wächst diese Masse empor zu einem kompakten Aggregate, welches auch einem starken Wasserschwalle Widerstand zu leisten vermag. Wie es durch die Entstehungsweise dieser Dämme bedingt ist, sind ihre Ränder eben. Sie wachsen durch Überrieselung, während die ausgebildeten Kristalle an der Innenseite anschießen. Herr Martel nennt die Bassins zwischen diesen Barren, „gours", was der in den Alpen vorkommenden Bezeichnung „Tumpf" entspricht. Das Befahren eines solchen mit mehr als 30 solcher Hindernisse bespickten Flusses ist keine leichte Sache, wenn derselbe noch überdies Engen enthält, durch welche das Boot kaum durchzuzwingen ist und niedrige Durchgänge, wie jener, den Abbild. 4 zeigt. Bei der ersten Fahrt fiel Herr Martel vom Kamme einer Colcitbarre in das Wasser und verdarb seinen Zündholzvorrat, dies war auch teilweise die Ursache, daß die beiden Forscher nur bis zur 34. Stromschnelle gelangten. Die vollständige Entdeckung des befahrbaren Teiles des Flusses erfolgte erst später in größerer Gesellschaft und mit vollständigerer Ausrüstung, worunter besonders drei Boote anstatt eines einzigen.

Unter denselben Mühen wie bei der ersten Fahrt gelangte

Digitized by Google

Fig. 3. Tropfsteinbarren im unterirdischen Flußlaufe.

Digitized by Google

die Expedition bei der zweiten bis zur 36. Stromschnelle, von der aus es keine Hindernisse mehr gab. Diese 36. Stromschnelle wurde für Herrn Martel insofern verhängnisvoll, als er von ihr aus in das Wasser fiel, welches sehr kalt war. Bald darauf verlor sich der Fluß in einer engen Spalte. Eine trockene Höhle führte nach 200 m wieder zum Flusse. Als ein Boot herbeigeschafft worden war, bestieg Herr Martel mit einem Arbeiter trotz der Überredung dasselbe, um den 11. größeren See zu übersetzen, auf den eine kleine Verengung, und darauf der 12. See folgte, der 60 m lang war und in eine Sandbank auslief. Außer einem kurzen, aufwärtssteigenden Höhlenstumpfe zeigte sich keinerlei Fortsetzung. Herr Martel nimmt an, daß hier das Ende der Höhle sei, was aber nicht denkbar ist, denn die gewaltigen Naturkräfte, welche die großartigen Räume ausgehöhlt haben, können nicht an dieser Stelle so plötzlich ihre Kraft eingebüßt haben. Es ist vielmehr anzunehmen, daß irgend ein Hindernis den weiteren Verlauf der Höhle verlegt habe. Ob dasselbe in einem Einbruche der Decke, oder in der Verlegung einer Enge durch Einschwemmung bestehe, müßte erst eine genaue Untersuchung erweisen. Nachdem ein Plan der ganzen Höhle vorliegt, so wäre es möglich, die Stelle oberirdisch aufzufinden, an welcher die Höhle aufhört. Vielleicht befindet sich dort ein eben solcher Schlund wie jener von Padirac, dessen Schuttkegel die Fortsetzung der Höhle so gründlich abgesperrt hat, daß nur das Wasser durch die Klüfte zu sickern vermag, ohne daß für Menschen passierbare Gänge offen geblieben sind. Auch können ähnliche Seitengänge gefunden werden, wie jener vor dem 11. See, die wieder zum Wasser führen.

Die Fahrt einschließlich der Rückfahrt bis zur Stelle, wo der Fluß aus dem Schuttkegel des Schlundes tritt, erforderte 16 Stunden, während welcher weder gerastet, noch Speise

Fig. 4. Niedriger Tunnel mit Barren des unterirdischen Flußlaufes.

und Trank genommen werden konnte, denn die Zeit war zu kostbar. Daß unter solchen Umständen die Erforschung sich nur auf den Hauptgang beschränken durfte ist klar, die Einzeluntersuchung wird aber noch viel Wichtiges zutage bringen, wenn einmal die beabsichtigte Gangbarmachung des Schlundes durchgeführt sein wird, welche Herr Martel beabsichtigt, zu welchem Zwecke er auch das Eigentumsrecht des Schlundes erworben hat. Nachdem Herr Martel und seine Begleiter die Bahn gebrochen haben, werden seine Nachfolger nach dem Hinweglassen des schwierigen Abstieges leichtes Spiel haben. Eine so bedeutende Höhle wie jene von Padirac, kann nicht auf einer einzigen Fahrt erforscht werden. Die Adelsberger Grotte ist wohl der beste Beweis dafür, daß selbst in vielfach besuchten Höhlen Schlupfe bestehen können, die zu neuen Entdeckungen führen, und auch Padirac dürfte seine Seitengänge haben, deren Entdeckung einer späteren Zeit vorbehalten ist.

Daß Herrn Martel die Verfolgung seines einzigen unterirdischen Wasserlaufes bis zu seinem Austritte gelungen ist, mit Ausnahme des „Bonheur", darf ihn nicht entmutigen, denn es ist, wie die Erfahrung gelehrt hat, nur in den seltensten Fällen eine Verfolgung stromabwärts durchführbar. Viel leichter ist dies in der entgegengesetzten Richtung, und es ist auch weit ungefährlicher. Die unmittelbaren Mündungen der verfolgten Wasserläufe liegen noch mehrere Kilometer weit ab. Viele Quellen sind zumeist, gleichwie am Karste, künstlich gefaßt und ein Vordringen von ihnen aus wäre nur nach Beseitigung der Mühlenwehren möglich. Zur Forcierung der Gurkquelle wurde die Mühle an der Grotte von Obergurk vom Landesausschusse von Krain für die Dauer der Arbeiten gepachtet, und hofft man durch Tieferlegung des Quellenspiegels das Hindernis überwinden zu können, welches in einem Syphon besteht, der allem Anscheine nach nicht sehr tief ist. Auf ähnliche Weise könnte auch in den Cevennen vorgegangen werden. Sehr erwünscht wäre auch eine hydrographische Karte, in welche die neuentdeckten unterirdischen Wasserläufe eingezeichnet sind. Erst diese würde es gestatten,

Digitized by Google

zu beurteilen, welche Quellen mit den unterirdischen Wasserläufen in Verbindung stehen können.

Es giebt außer den von Herrn Martel entdeckten unterirdischen Flußläufen, deren Ursprung und Mündung unbekannt ist, in den Cevennen auch Schlundlöcher, die einen mitunter mehrere Kilometer langen oberirdischen Lauf haben und welche in Höhlen verschwinden, die bis 1890 noch unerforscht waren. Selbstverständlich lockte dies den unerschrockenen Forscher, und er machte sich daran, die noch von niemand betretenen Räume zu untersuchen; weiter als 400 m vorzudringen, gelang ihm nirgends, und dies führte ihn zur Ansicht, daß diese Höhlen nur blasenförmige Quellenreservoire seien, welche durch enge Klüfte das Wasser allmählich an die entfernten tiefer liegenden Quellen in den Thalfurchen abgeben, und bestärkte ihn in der Ansicht, daß auch die Höhle von Padirac nur ein solches Reservoir sei, und deshalb keine Fortsetzung zu haben brauche. Dieser Irrtum ist insofern gesegnet, als er leicht Herrn Martel auf eine falsche Fährte lenken kann, wodurch er die weitere Verfolgung der Grotte von Padirac als hoffnungslos betrachten könnte, was durchaus nicht der Fall ist. Hat man ja doch 70 Jahre nach der Entdeckung des neuen Teiles der Adelsberger Grotte und 35 Jahre nach den Untersuchungen von Schmidt den Zusammenhang der Adelsberger und der Ottokar Grotte, sowie mehrere bedeutende Nebenhallen und Gänge gefunden. Die großen Erfolge traten erst ein, als man durch Kartographierung der Höhlenzüge und der unterirdischen Flußläufe ein einheitliches Bild gewonnen hatte. Dazu bedarf es aber jahrelanger Forschung. Jene in den Cevennen ist noch zu jung, um die Frage der unterirdischen Wasserläufe als abgeschlossen betrachten zu dürfen, und es steht noch ein weites Feld offen für neue Entdeckungen von weittragender Bedeutung.

Französische Ehrung für Adolf Schlagintweit.

Herr Eduard Blanc hatte die Pariser Geogr. Gesellschaft bei der Ausstellung in Taschkend vertreten und dann einen Abstecher nach Kaschgar gemacht an den Fuß des dort auf Betreiben des Konsuls Petrowski leitend bei russischen Geogr. Gesellschaft für unsern Bruder Adolf errichteten Denkmals. In der Sitzung vom 3. April berichtete Herr Blanc über seine Reise und stellte sodann den Antrag, es wolle seitens der Gesellschaft dem Monumente eine Inschrift, ähnlich in Form und Inhalt wie die von der Petersburger Schwester-Gesellschaft gewidmete Platte eingefügt und das unvollkommene Kreuz auf seiner Spitze durch ein schön gearbeitetes eisernes Kreuz ersetzt werden. „Von weniger einschlechtvollen Zuhörern möchte ein Einwand von der Nationalität von Schlagintweit als Bayer zu erwarten sein; auch könnte Anstoß erregen, daß der Reisende bereits 1857 ermordet wurde und daß er Katholik sei. Die deutsche Regierung hatte vollständig recht, den Ruhm und das Denkmal für den Bayern Schlagintweit für das ganze Reich zu Anspruch zu nehmen im Namen der deutschen Einheit; wir befinden uns in unserm besondern Fache als Geographen, wenn wir die Verdienste des Verblichenen in Anspruch nehmen für ganz Europa, ja für die ganze Welt im Namen der Wissenschaft. Noch ehe der Tod dem Reisenden ein neues Anrecht auf unsere Bewunderung gegeben hatte, wurde sein Name und der seiner Brüder auf einer der Gedenktafeln in der Eingangshalle zu unsern Sälen eingegraben, welche den hervorragendsten Reisenden gewidmet ist.

„Auf dem Schlachtfelde der Wissenschaft giebt es nicht Gegner, sondern nur Mitarbeiter. Die Kritiken der Deutschen über die Unsrigen sind durchweg streng und selbst ungerecht; wir wollen ihnen bei diesem Anlasse erwidern, wie es sich für einen Franzosen ziemt, wie es Männern der Wissenschaft ansteht und wie man es von uns als Leuten von Geschmack gewohnt ist: wir wollen einen ihrer ausgezeichnetsten Angehörigen, dessen hervorragende Arbeiten, unermüdliche Hinneigung zur Wissenschaft, große Kenntnisse und herrliche Entdeckungen der gelamnten Menschheit zur Ehre gereichen und der seine Arbeiten sogar mit seinem Tode krönen mußte, die verdiente Huldigung und Bewunderung angedeihen lassen, auch ehe die Deutschen selbst zur Niederlegung einer Gedenktafel schritten."

Die Einsetzung eines Kreuzes wird damit gerechtfertigt, daß die Eingeborenen ein solches nicht zu schmieden verstehen und „daß Frankreich seit Jahrhunderten, getren der Überlieferung, im Orient die glorreiche Aufgabe erfüllte, die erste und am wenigsten selbstsüchtige Beschützerin der Zivilisation und des Christentums zu sein."

Vorsitzender in dieser Sitzung war Vizeadmiral Bignes; derselbe dankte dem Berichterstatter dafür, „die Erinnerung an die berühmten Reisen der Brüder Schlagintweit wachgerufen zu haben" und erklärte, „es soll alles geschehen, was möglich ist, um die Anträge wie gestellt zur Ausführung zu bringen".

Der Pariser Verein ist die älteste aller geographischen Gesellschaften; die Verhandlungen gereichen dem Antragsteller wie der Versammlung zu hoher Ehre und hielt ich es für meine Pflicht, der Anregung des geehrten Herrn Herausgebers dieser Zeitschrift nachzukommen und diese überaus taktvoll geführten Verhandlungen im Auszug hier bekannt zu geben.

Emil Schlagintweit.

Das englisch-portugiesische Grenzabkommen.

Von H. Seidel.

Der englisch-portugiesische Grenzstreit in Afrika ist endlich als erledigt anzusehen, seit die Volksvertretung in Lissabon jüngst den Abmachungen beider Kabinette zugestimmt hat. Damit ist eine neue Verteilung des Machtbesitzes, wie der Interessensphären in Süd- und Mittelafrika zur Thatsache erhoben, und das verpflichtet und, diese Änderung in ihren Hauptpunkten klarzulegen.

Portugal suchte von seinem früheren Eigentum naturgemäß soviel wie nur möglich zu retten, zuerst das Manuise-Manekundo-Reich im großen Sambesibogen, dann weiter südlich die Distrikte in der Umgegend von Sumbe und dann, als diese Wünsche kein Gehör fanden, ein Stück des von den Briten usurpierten Landes südöstlich von Nyassa und östlich von Schire. Vergebens. England ließ nur den Beweis gelten, daß Portugal „nördlich von Tete begründete Ansprüche auf größere Territorien habe, als ihm in der Note vom 20. August vorigen Jahres zugestanden seien." Sonach erhielt es jetzt statt jenes schmalen Dreiecks, das zwischen dem Schire und Zambesi eingekeilt lag und durch eine Linie von der Nunomündung in den Schire) nach Tete abgeschnitten wurde, „a large concession covering some 50000 square miles". Die neue Grenze läuft von Schiwanga am Schire in gewundener Linie bis zum Schnittpunkte des 14. Parallels mit dem Meridian 33° 30′ östl. v. Gr. Darauf hingt sie nach Südwesten um und eilt der Stelle zu, wo der 15. Breitenkreis den Loanga (oder Loangwa) kreuzt und dann diesen Fluß in der Mitte des Fahrwassers hinab nach Sumbe. Im Süden des Zambesi folgt die Grenze meist der August-Linie, d. h. sie läßt hier den 10-Meilen-Streifen südlich von Sumbe für Portugal frei und zieht sich auch ferner noch etwa gen Osten fort, worauf sie plötzlich scharf nach Südosten umspringt und den Maloe oder Mazu-Fluß in 32½° östl. Länge erreicht. Von dort wendet sich die Grenze zwischen 32½° und 33° östl. Länge strackS südlich zum Parallel 18½° südl. Breite und begleitet diesen westlich eine kurze Strecke lang bis an

Digitized by Google

den Sabi. Alle Länder östlich vom 33. Meridian fallen zu Portugal gehören, wohingegen westlich von 32° 30′ die britische Herrschaft beginnt. Der Spielraum von einem halben Grade ist mit Rücksicht auf die noch mangelhaften Ortsbestimmungen gewöhlt und belanders auch deshalb, weil Masii-Kesse [1]) an Portugal, Matassa aber an England fallen soll. Vom Sabi streicht die Grenze schließlich auf den Limpopo zu, war dem sie noch eine kleine westliche Ausbuchtung beschreibt.

Durch diese Abmachung wird das englische Südwambesia fast ganz von Nordzambesia und dem Nyassalande abgeschnitten. Außerdem mußte der Limpopo im Unter- und Mittellaufe den Portugiesen belassen werden, ebenso ein bedeutendes Stück von König Gungunhamas Reich, welches die South Africa Company mit Zustimmung der schwarzen Majestät bereits als ihr wohlerworbenes Eigentum angesehen hatte. Die Gesellschaft begehrt darüberhin zwar noch nicht das gesamte Königreich; sie würde sich mit dem Strich zwischen dem Sabi und Limpopo (bis zur Küste?) zufrieden geben, abschon „Gungunhamas Besitz sich thatsächlich bis an den Paß erstreckt". Darin, fürchten wir, wird die Chartered South African Company Grund zu neuen Verwicklungen finden, was schon in einem Satz der Times über diese Frage ziemlich unverblümt durchschimmert. „It is to be feared that if under the new treaty the Portuguese should attempt to bring any pressure to bear on the King mischief would result."

Über die Grenzen zwischen der englischen und der portugiesischen Interessensphäre in Zentralafrika hat die amtliche „London Gazette" bei der Protektorats-Erklärung über Nyassa-Land vom 14. Mai dieses Jahres nachstehende Angaben veröffentlicht. Die Nyassa-Distrikte umfassen alle Gebiete, welche im Osten und Süden durch die portugiesischen Besitzungen begrenzt werden, im Westen durch eine Linie, die südlich von dem Punkte beginnt, wo die portugiesische Grenze durch die im Artikel I der Berliner Kongo-Akte festgesetzte Linie der Freihandelszone geschnitten wird. Letzterer folgend, zieht sich die Grenze nördlich zu dem im selben Artikel näher bezeichneten geographischen Südrand des Kongo-Beckens fort, den sie bis zur Scheide der deutsch-englischen Interessensphäre, wie solche nach dem Abkommen vom 1. Juli 1890 niedergelegt ist, begleitet. Genauer ausgedrückt, soll die Grenze von den Katimafällen des Zambesi ihren Anfang nehmen; sie streicht dann, immer in der Mitte der Stromrinne, nördlich um das Marutse-Mambunda-Reich und trifft zuletzt auf einer durch eine beiderseitige Grenzkommission endgültig zu fixierenden Linie den südlichen Kongostaat.

Adolf Bastians neueste Reisen.

Adolf Bastian, von seiner achtzehnjährigen, im Interesse des Berliner Museums für Völkerkunde unternommenen Reise zurückgekehrt, erstattete darüber in der Sitzung der dortigen Gesellschaft für Erdkunde Bericht. Über den Kaukasus und das Kaspische Meer gelangte er auf der transkaspischen Bahn nach Samarkand in Innerasien.

An den Bau dieser Bahn, in dem unser Forscher ein Unternehmen von außerordentlicher Tragweite sieht, knüpfte er folgende Betrachtung: In dem Vordringen der Kultur des Westens nach dem uns verschlossenen Osten vollzieht sich ein interessanter völkerpolitischer Prozeß. Einst standen hier zwei Welten streng abgegrenzt einander gegenüber, einmal die sich auf ägyptisch-assyrischer Grundlage aufbauende westliche Welt, die sich jetzt auf das Übergewicht des arisch-germanischen Stammes stützt, sodann die Kultur der mongolisch-chinesischen Welt, der turanischen Rasse. So oft im Osten die Wogen hoch gingen, sind in Kämpfen die Franken niedergeworfen worden, so in den Hunnenzügen Attilas. Gegenwärtig ist aber der Schwerpunkt nach Westen gefallen; der Widerstand des Ostens ist gelähmt, er sieht das Unvermeidliche herannahen. Durch diese Aufgabe im Osten gestellte Aufgabe werden alle seine Kräfte in Anspruch genommen sein; sein Hineinwachsen in Asien wird sich dauernd vollziehen. Der russische Kolossalstaat erblickt hier seine Heimat, und der schwiegsame slawische Charakter bietet für die russischen Bestrebungen die günstige Vermittelung. Der erste entscheidende Schlag in dieser Sache fiel 1865 mit der Eroberung von Taschkend; für die damit eingeleitete Umwälzung war der Bau der transkaspischen Bahn von großer Bedeutung. Bisher ging der Weg sicher über den Norden; durch die Bahn ist plötzlich Turkestan in unmittelbare Berührung mit Europa getommen. Dieser Bahnbau war kein wohlüberlegter Plan, man könnte ihn beinahe einen Zufall nennen, denn er wurde durch eine bestere Verproviantierung der Truppen veranlaßt.

Nachdem Bastian Taschkend, Kokan und Merw besucht, kehrte er über Barbarossien und Konstantinopel zurück, um dann über Suez sich nach Indien zu begeben. Indien, sa führte unser Forscher aus, befindet sich gegenwärtig, wie die meisten Länder Süd- und Ostasiens, in einem tritischen Übergangsstadium infolge der europäischen Einflüsse. Durch den Sueskanal und den Bau von Bahnen und Telegraphen ist in diese Länder eine Menge fremdartiger Gährungsstoffe hineingetragen, und zwar so rasch und unvermittelt, daß ein allmählicher Gang von Reformen dadurch behindert wurde. Zu der Zerspaltung der Bevölkerung in nationale Parteien tritt die in religiöse und Kastenscheidungen hinzu. Dessenungeachtet sind die Inder geschichtlich nie selbständiger gewesen als heutzutage, und haben es nie besser gehabt als unter englischer Herrschaft. Durch die Klassenscheidungen sind sie vor der sozialistischen Bewegung bewahrt geblieben. Jeder Inder ist stolz auf diejenige Kaste, der er angehört, sogar der Paria; seine Weltanschauung und sein religiöser Glaube geben ihm die sichere Aussicht auf die einstige Ausgleichung alles ihm im Leben geschehenden Unrechts.

In Indien hat Bastian, überall ethnographisch forschend, Bombay, Madras, Madura, Tandschur, Trawankor, Kotschin, Mangalur, die Nadschputana, Abschmir, Surat, Karatschi und Quetta in Afghanistan besucht. Letzteren erreichte er mit der Eisenbahn. Während früher auf solche Fahrten Monate hingingen, werden sie jetzt durch das ausgedehnte Eisenbahnnetz wesentlich abgekürzt. Auf die Kastenscheidung wirken die Eisenbahnen ausgleichend. Zwar hat die englische Regierung im Bahnbetrieb auf die religiösen Scheidungen Rücksicht genommen und besondere Wagen für Mohammedaner und Hindus, Brahminen und Parias eingerichtet, indessen der starke Verkehr macht die strenge Durchführung solcher Maßregeln oft unmöglich, und so kommt es vor, daß neben einem Paria ein Brahmine zu sitzen kommt, obwohl die religiöse Satzung letzterem vorschreibt, daß er sich von ersterem 69 Schritte entfernt halten muß.

Bastian hat noch das Singalesengebirge und Ceylon besucht und ist dann nach Australien gegangen, das er auch infolge des europäischen Einflusses in völliger Umwälzung begriffen fand. Über Algerien und Südfrankreich kehrte er zurück.

Alte römische und sächsische Bergwerke in Bosnien.

Von Friedr. S. Krauß.

Nach der Besitznahme Bosniens und des Herzogtschen durch Österreich-Ungarn bildete sich in Wien eine Aktiengesellschaft zur Ausbeutung der alten und Schaffung neuer Berg-

[1]) „At Massi Kessé, a small patch is left to Portugal in the plateau where her officials can take refuge from the unhealthy plains." — Wie human!

Digitized by Google

werke im Okkupationsgebiet. Seit vier oder fünf Jahren hat das Finanzministerium das Geschäft von der Gesellschaft übernommen. Die Hoffnungen auf Funde neuer Adern von Edelmetall sind bisher nur in bescheidenem Maße in Erfüllung gegangen. Einen Gewinn hat man jedenfalls zu verzeichnen, daß nämlich endlich Klarheit über die Art des Gewerkbetriebes in älteren Zeiten gewonnen wurde. Einer der verdienstlichsten und tüchtigsten, und wie ich aus eigener Erfahrung hinzufügen darf, liebenswürdigsten bosnischen Bergwerksbeamten ist Herr Ludwig Pogatschnigg in Srebrnica, der nun seit etwa acht Jahren in einer schwer zugänglichen Wildnis hoher düsterer Berge die Grabungen leitet.

Seinen Mitteilungen im Glasnik zem. muzeja, Sarajevo II, S. 125 ff. entnehmen wir folgende Angaben. Bei Srebrnica (am linken Drinoufer) neben dem Flüßchen Križevica und dem Bache Čičevac giebt es eine ganze Reihe alter Schlackenhaufen. Auf dem Wege von Ljubovija nach Srebrnica befindet sich beim Dorf Stolobrica ein riesiger Schlackenhaufen und ein zweiter bei der serbischen Kirche. An diesen Orten waren offenbar in alter Zeit Schmelshütten, zu welchen man das Gestein aus den Gruben der südwestlichen Seite des Kvarac-Gebirges oder Mitlović herholte. Bei Čičevac hat Pogatschnigg im Jahre 1885 die Fundamente der alten Schmelshütte bloßgelegt. Dort stand das römische Municipium Domavia und späterhin arbeiteten hier sächsische Bergleute im venezianischen Solde.

In den römischen Bergwerken, welche die Erzadern des nordöstlichen Abhanges des Kvarac durchsiehen, sind die Eingänge so groß, daß Wagen einfahren und die Erze herausfahren konnten. Ein solcher Stollen ist die Kovaciva, der 3 m hoch und 2,5 m breit ist und in seinem Bau eine große Regelmäßigkeit und Sorgfalt zeigt. Alle diese Erzgruben waren mit Straßen verbunden, die zur Schmelshütte nach Čičevac führten. Über die breiten Tiefen waren Brücken gebaut, deren Pfeiler noch zu sehen sind. Es stehen noch zum Teil ganz unversehrte Mauern da. Nach den wertvollen Funden in den Ruinen ist man berechtigt zu schließen, daß zur Römerzeit dort ein bedeutender Wohlstand geherrscht haben müsse.

Der mittelalterliche Bergwerksbetrieb weist insofern einen Fortschritt auf, als die Stollen nur niedrig sind, so daß man nur in gebückter Haltung schreiten und stellenweise sich kaum durchwinden kann. Die Schmelshütten waren von einfachster Art. Ziegel und behauene Steine scheinen gar nicht angewendet worden zu sein. Die Nachgrabungen auf der Schlackenstelle in Čičevac ergaben bloß einige irdene Scherben, einige Holznägel und einen hölzernen Rechen. Darin liegt ein Beweis für große Armut der damaligen sächsischen Bergwerksleute, die um ihr Fortkommen schwer kämpften. Die Ragusaer Kaufleute gaben ihnen für die Erze bloß Nahrungsmittel. Es scheint, daß es im Mittelalter keine eigentliche Hauptschmelshütte dort gab, sondern daß man vielmehr die herausgeförderten Erze gerade schmolz, wo sich ein geeigneter Platz fand. Nichts berechtigt uns aber zur Annahme, daß in dieser Gegend vor der römischen Herrschaft Bergbau betrieben worden sei. Auch scheint es, daß der Ort Srebrnica (Silberstadt) erst im Mittelalter entstanden sei.

Bücherschau.

Prof. Dr. H. Robert, Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa. Nach österreichischen, russischen, preußischen, sächsischen, schweizerischen und belgischen amtlichen Quellen, Reiseberichten des Dr. Ing. a. D. sowie nach eigenen Untersuchungen in den Jahren 1884 bis 1887 im Auftrage des deutschen Schulvereins und unter Mitwirkung von R. Böck. Maßstab 1:925000. Glogau, C. Flemming (1891). In 8 Sektionen à M 3.

Amtlich gab es in Frankreich nur Franzosen, und die nichtfranzösischen Sprachen des Landes hatten keine amtliche Geltung; daher wurde weder vom Königreiche, noch dem Kaiserreiche, noch der Republik die nichtfranzösische Bevölkerung des Landes gezählt und festgestellt. Vor einem halben Jahrhundert wußte man wohl, daß in Elsaß und Lothringen noch Deutsch geredet wurde, wie weit sich dasselbe aber erstreckte, wie die Sprachgrenze verlief, darüber hatte man keine genaue Kunde. Da unternahmen es der Braunschweiger H. Robert, diesem Mangel abzuhelfen und es begann einen großen Teil der Sprachgrenze. Seine fleißige und mühevolle Arbeit, die H. Berghaus in seinem physikalischen Atlas 1852 veröffentlicht, blieb die Grundlage aller späteren Darstellungen der deutsch-französischen Sprachgrenze, bis die Wiedergewinnung der deutschen Reichslande 1871 amtliche Aufnahmen behufs Feststellung der Sprachverhältnisse der einzelnen Gemeinden ermöglichte. Unermüdlich hat Prof. Robert, der im Mai 1890 starb, seitdem auf dem heimatlichen Gebiete weiter gearbeitet, wenn er auch wenig an die Öffentlichkeit trat. Aber die Frucht seiner rastlosen Arbeit hat er uns in der hier angezeigten Karte hinterlassen, deren erste Sektion vorliegt.

Diese Arbeit erscheint gleichsam wie eine Übertragung von R. Böcks ausgezeichnetem Werke „Der Deutschen Volkstand und Sprachgebiet in den europäischen Staaten“ (Wien 1869) auf das Kartenbild, fortgeführt und ergänzt bis auf die Gegenwart und mit den neuesten Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung bereichert. Sie reicht vom Atlantischen Meere im Osten bis zur Straße von Dover im Westen, von Jütland im Norden bis Oberitalien im Süden. Sie ist deutlich und sauber in Lithographie nach Art der Wandkarten ausgeführt und in 20 Farbentönen gedruckt, welche die Deutschen (in drei Tönen: Hochdeutsche, Niederdeutsche und Niederdeutsche mit eigener Schriftsprache) nebst ihren Nachbarn zur Anschauung bringen. Somit erhalten wir eine Gesamtübersicht über die Wohnsitze der Deutschen in Europa, über das zusammenhängende Sprachgebiet und über die Ausbreitung der deutschen Sprachinseln nach Osten und Südosten hin; es ist ein Bild, aus dem sich ein gutes Stück deutscher Kulturgeschichte ablesen läßt, das uns aber auch die Verluste zeigt, welche die deutschen Ansiedlungen durch Entfremdung von ihrem Volkstum erlitten haben.

Die vorliegende Sektion 2 bringt den Nordosten Deutschlands bis Memel und einen Teil Polens sowie Böhmens. Die gewählten Farben treten gut und kräftig hervor und Geld, für die Deutschen, springt, nomentlich in den Sprachinseln, herrlichend hervor, somit dem Zwecke der Karte gut dienend. Für Rußland sind die Juden, die dort noch eine völlig abgeschlossene Nationalität bilden mit einer besonderen Farbe ausgezeichnet. Diese Darstellung scheint der großen Mittelschen ethnographischen Karte von Rußland entnommen zu sein, mit welcher Robert ganz übereinstimmt. Die Abgrenzung der Polen und Deutschen in Preußen stimmt im wesentlichen überein mit der Böckschen „Sprachkarte vom Preußischen Staate“ (1861), die schon deshalb als Grundlage dienen mußte, weil seit 1864 in Preußen keine Aufnahmen der Nationalitäten stattfanden und zur Berechnung derselben man sich an die Sprache der Schulkinder halten mußte, die mehrmals erfolgte. Weit über Ausssichten hin erstrecken sich deutsche Kolonisten, oft in breiten Sprachkeilen. Doch glaube ich, daß hier des guten oft zu viel gethan ist; denn wenn auch diese zum Teil alten Ansiedelungen der Deutschen in Polen nicht zu unterschätzen sind, so sind dieselben doch sehr häufig mit Polen gemischt, was bei der Darstellungsweise nicht zum Ausdruck gelangt. Überhaupt will sich die Sprachgrenze im Osten nicht überall so reinlich dar, wie die Robertsche Karte sie uns zeigt. Es sind da vielfache Mischungen vorhanden, die nicht berücksichtigt wurden. Indessen will ich gern zugestehen, daß solche Einzelheiten dem Charakter der Karte, die mehr als Wandkarte gedacht ist, dicks vermieden werden mußte, um die Klarheit des Bildes zu erhalten. Es ist da der Grundsatz maßgebend gewesen, daß die Mehrheit einer Nationalität in der Farbe zum Ausdruck gelangte. Auf die Besprechung des in diese Sektion fallenden Teiles von Böhmen will ich zurückkommen, wenn die übrigen Teile Österreich-Ungarns vorliegen.

Die Sektion giebt uns auch die Südgrenze der niederdeutschen Sprache gegenüber der oberdeutschen in ihrem östlichen Teile vom Harze bis zur polnischen Sprachgrenze und hier sind einige kritische Bemerkungen am Platze. Richerstleben liegt nicht

Digitized by Google

mehr im niederdeutschen, sondern jetzt im mitteldeutschen Sprachgebiete (Haushalter); an der Mündung der Saale in die Elbe greift das Niederdeutsche noch mit einigen Dörfern auf das rechte Saaleufer über (Kirchhöfe), läuft alsо nicht entlang dem Flusse. Bedenklich erscheint aber die Abgrenzung in der Mittelmark und Niederlausitz, wo sicher dem Niederdeutschen ein zu großer Raum zugewiesen ist. Wenn auch, wohl mit Recht, die Arbeit von Haushalter über die niederdeutsche Sprachgrenze östlich der Elbe (Salbe 1886), was die Umgebung von Berlin betrifft, nicht als sichhaltig anzusehen ist, so steht doch fest, daß da, wo in den letzten Jahrhunderten bei der Reformation die Wenden germanisiert wurden, diese nicht die niederdeutsche, sondern die hochdeutsche Sprache annahmen. Diese germanisierten Wenden wohnen bis über Beeskow-Storkow nördlich, und bis Teupitz westlich, wo überall noch das falsch aufgefaßte ch erklingt, (Hund statt und, ‚ammel statt Hammel) und niederdeutsche Kolonisten nur in spärlicher Anzahl vorhanden sind. Das Land Sternberg zwischen Woeltze und Oder dürfte schon im 15. Jahrhundert die niederdeutsche Sprache ein; der Kreis Lebus war überhaupt zweisellaft niederdeutsch und so auch Frankfurt a. O. Keinenfalls sind sie es heute, und danach wäre bei Nadel die Sprachgrenze des Niederdeutschen gegen das Hochdeutsche zu berichtigen. Eine Linie Tadme, Baruth, Jossen, Köpenik, Müncheberg, Küstrin dürfte annähernd richtig sein. Doch liegen hier leider keine eingehenden Aufnahmen vor und Haushalters Erkundigungen genügen nicht.

Richard Andree.

Dr. H. Brückschdt, Der Thüringerwald und seine nächste Umgebung (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. V, Heft 6). 51 S. Stuttgart, J. Engelhorn, 1891.

Es ist mit Dank zu begrüßen, daß einer von den Geologen, welche den Thüringerwald und seine Umgebung seit einer Reihe von Jahren aufnehmen, auch für weitere Kreise die geologischen Verhältnisse und die Entstehungsgeschichte dieses schönen Gebirges dargestellt hat, die naturgemäß die bisherige litteratur, besonders in den von der Geologischen Landesanstalt herausgegebenen Schriften, die Jahrbücher, Abhandlungen und Erläuterungen zu den einzelnen geologischen Blättern, auf einen bestimmten Leserkreis berechnet niederlegen.

Der Verfasser hat es verstanden, ein klares, anschauliches Bild von dem Bau und der Entstehung des Thüringerwaldes zu entwerfen, indem er die eigenen Beobachtungen wie das massenhaft angehäufte Material zahlreicher anderer Beobachter in knappen Zügen zusammengefaßt [1]).

Ein kurzes einleitendes Kapitel ist der Begrenzung und der Orometrie gewidmet. Bei der folgenden Übersicht der geologischen Formationen ist naturgemäß das südöstliche Schiefergebirge mit Schichten vom Kambrium bis Karbon ausführlich behandelt; es folgt der mittlere und nordwestliche Teil des Gebirges, welche sich, abgesehen von einigen untergeordneten archäischen Gebieten, hauptsächlich aus den Schichten des Rotliegenden und den zahlreichen gleichzeitigen Eruptivgesteinen (besonders Porphyren) aufbaut; hier untergeordneter tritt das jüngere Karbon auf. Der dritte Abschnitt behandelt die Hauptphasen der Entwickelung. Das südöstliche war ein Teil der palaeozoischen „mitteldeutschen Alpen", welcher sich in der Karbonzeit und zwar in der Richtung von Südwest nach Nordost emporwölbte, dann aber der Abtragung anheimfiel und vom Zechsteinmeer zu einer schräg aufsteigenden Abrasionsfläche abgehobelt wurde; auf letzterer lagerten sich dann in langen Zeiträumen die Schichten des Zechsteins, der Trias, des Jura, nördlicher auch der Kreide ab und bedeckten die Reste des paläozoischen Faltengebirges in einer Mächtigkeit von weit über 1000 m.

In der Kreidezeit wurde Thüringen Festland, on welchem das Wasser abermals seine nivellierende Thätigkeit ausübte. In der Tertiärzeit lagerte sich über Thüringen eine oligocäne Braunkohlenbildung ab. Nunmehr traten gewaltige Dislokationen in Thätigkeit und führten zu zahlreichen Spalten, an welchen sich die Schichten vertikal verschoben. Dieselben traten hauptsächlich in der Richtung von Nordwest nach Südost (in „herzynischer Richtung") auf. Der Thüringerwald blieb nunmehr als Horst stehen und ist thatsächlich bis allenthalben durch Schichtenbiegungen von seinen Vorlanden getrennt. Durch das Absinken seiner Vorlande trat im Thüringerwald ein Stück der ehemaligen mitteldeutschen Alpen zu Tage, zunächst aber noch überlagert von einer mächtigen Decke der Zechstein- und Triasschichten, welche seitdem bis auf verschwindende, durch besondere Umstände geschützte Reste weggeführt wurden. Die gewaltigen Beträge der Erosion im Gebirge wie in dessen Vorlanden werden nun eingehender dargelegt, ebenso die Vorgänge des jüngsten geologischen Zeitalters und das Fortwirken der gebirgsbildenden Kräfte bis zur Gegenwart beispielen.

Den Einwirkungen dieser Kräfte auf die einzelnen Gebirgsschichten ist der vierte Abschnitt gewidmet und hier auch die sachgemäße Ausgestaltung der heutigen Reliefformen erörtert. Besonders geht dann ein Schlußkapitel noch auf die Entwickelung der hydrogeographischen Verhältnisse des Thüringerwaldes näher ein und kommt dabei auch auf die Entstehung der gröbern Ströme im Vorland, speziell der Saale und Werra, zu sprechen. Manche seiner Ausführungen, namentlich hinsichtlich der Werra, dürften auf Widerspruch stoßen, da Verf. den von Pend, Philippson, Zöllsch ausgesprochenen Ansichten entgegentritt; mit der Zeit dürften aber auch diese schwierigen Fragen mit der weiter vorangeschrittenen Detailforschung mehr und mehr sich klären. Dazu werden die hier niedergelegten Gesichtspunkte ebenfalls beitragen. Sie sind ganz dazu angethan, das Interesse für unsre heimischen Gebirge zu beleben und zu weiteren Forschungen anzuregen.

Der Titel dieser Schrift dürfte enger gefaßt werden, da ja in derselben nur der Gebirgsbau behandelt wurde, während klimatische, biologische und anthropogeographische Verhältnisse nicht berücksichtigt sind.

Jena. Fr. Regel.

A. Rothpletz, Das Karwendelgebirge (Zeitschr. d. Deutschen und Österr. Alpenvereins. Geolog. Karte 1:50000; Erläuterungen 75 S., mit 9 Tafeln und 29 Figuren im Text. München 1888 u. 1889).

Das Karwendelgebirge, das eigentliche Quellgebiet der Isar, im Westen und Norden von Achenthal begrenzt, im Osten vom Achenpaß, im Süden vom Inntal begrenzt, ein Stück der östlich im österreichisch-bayerischen Grenzgebiete liegenden Kalkalpen bildend, wurde auf Veranlassung und mit Unterstützung des deutschen und österreichischen Alpenvereins geologisch vom Verf. aufgenommen. Demzufolge leitteten Beihefte: Cloef, Fraas, Lwege, Jäkel, Reis und Schäfer. Eingehende topographische Reossionen, besonders Eintragung von Höhenlinien auf bewegter Seite, wurden den Blättern beigegeben. Das Gebiet zieht sich aus vier langen ostweststreichenden Bergketten, der hinteren Karwendelkette, der Gleiersschiene, der vorderen Karwendelkette und dem Karwendelgebirge zusammen. In der ersteren, der bei weitem größten, ist eine auch sonst im übrigen Gebiete mehrfach wiederkehrende topographische Eigentümlichkeit besonders schaf ausgeprägt, nämlich die Ausbildung von Seitenkämmen rechts und links von der Kammlinie, welche durch tiefe zirkusartige, auswärts in schmale Klammen sich öffnende Täre getrennt sind. Diese Längsthäler trennen die vier Hauptketten, doch dringen sie merkwürdigerweise in ihren oberen Enden mehrfach in Querthäler um. Wiesbacher und Hirschelar lösen dem Gebiete, daher sind die anstagenden Gesteinsmassen meist wasserarm, um so ergiebiger ihr mit Schuttmassen bedeckter Fuß; in den mit thonigen Zwischenschichten versehenen Raibler, Kössener und Reotomschichten stellen sich auch Schichtquellen ein, von denen 19 in Höhen von 1150 bis 1750 m gemessen 2,5 bis 6°C. Wärme ergaben. Das Gebiet zeigt sich aus Trias (Wettersteinschichten), Muschelkalk, Partnachschichten, Wettersteinkalk, Raiblerschichten, Hauptdolomit, Plattenkalk, Kössenerschichten (Dachsteinkalk), Jura (Lias, Malm), Kreide (Neokom) und Diluvium zusammen. Die Tektonik erwies sich bei weitem mannigfaltiger, als man bisher anzunehmen geneigt war, und zwar deswegen, weil sie nicht allein durch die am Schluß der Tertiärzeit allgemein sich vollziehende Auffaltung des Alpengebirges bedingt war, sondern auch durch westliche ältere Faltenbrüche der noch nicht aufgefalteten Gebirgsmasse. Denn man sich hierzu noch in dem penninen dislozierten Gebiete energische Erosionswirkungen, so wird es klar, daß bei nachfolgender Auffaltung nicht die aus andern alpinen Gebieten bekannten tektonischen einfachen Sättel- und Muldenleitungen entstehen konnten. — In wissenschaftlicher und technischer Hinsicht ist vorliegende Publikation eine überaus beachtenswerte Leistung. Diese verdanken zu haben, ist für den deutschen und österreichischen Alpenverein um so verdienstlicher, als es geologische Spezialkarten im Maßstabe von 1:50000 in den östlichen Alpen bisher nur sehr wenige giebt.

A. Sauer.

[1]) Da eine Spezialkarte nicht beigefügt ist, so wird vielen Lesern die einzige, auf modernem Standpunkt stehende geologische Übersichtskarte des Gebirges in Meyers Konversationslexikon, 4. Aufl., Bd. XV (von Beyschlag), gute Dienste leisten.

Digitized by Google

Aus allen Erdteilen.

— Über die Verbreitung von Märchen und Erzählungen unter den Eingebornen Nordamerikas hat Franz Boas eine belangreiche Abhandlung veröffentlicht. Dieses fand in Amerika ganz ähnlich statt wie in der Alten Welt, z. B. von Indien nach Europa. Freilich auf Grund litterarischer Quellen, wie bei uns, ist die Verbreitung dort nicht nachweisbar und wir kennen nur die Volksmärchen der heutigen Stämme. Daraus ergiebt sich, daß nur der Vergleich des gegenwärtig vorhandenen Stoffes uns zu Schlüssen über die Verbreitung führen kann. Doch hier taucht wieder die Schwierigkeit auf, daß solche Märchen auch, wie wir wissen, unabhängig voneinander entstanden sein können. So ist z. B. sicher die Geschichte vom Manne, der den Fisch verschlingt, trotz dieses charakteristischen Zuges eine unabhängig bei verschiedenen Völkern entstandene, schon deshalb, weil die Sache eine ganz einfache, natürliche ist. Jonas wird vom Walfisch verschlungen, unser Däumling von der Kuh, der Menobozhn der Rothäute vom Fisch, ein indischer Prinz vom Fisch u. s. w. Findet sich aber eine Kombination verschiedener Elemente in verschiedenen Gegenden, so darf man auf Entlehnung schließen. Wie hier nun die Kritik zu verfahren hat, zeigt uns Professor Boas an verschiedenen Beispielen. Namentlich haben die Eskimos mit den Indianern an der Küste des Stillen Weltmeeres viele gemeinsame Erzählungen und es bestehen auch solche Übereinstimmungen zwischen den Algonquinstämmen (im Osten) mit denen der Indianer an der Westküste, die, wie ihre Elemente beweisen, nur aus einer Quelle stammen können.

Noch weiter greift Boas aus, durch Vergleich mancher Erzählungen der Alten mit jenen der Neuen Welt. Die identische Geschichte vom Menschenfresser, welcher Kinder verfolgte und die Ciastren bei den Samojeden fand, ist mit übereinstimmenden Einzelheiten nach Boas an der nordpazifischen Küste Amerikas bekannt. Desgleichen finden sich hier Erzählungen der Ainos (Nordjapan) und von den Polynisiern wieder. Für Folklaristen ist die Abhandlung des Prof. Boas von Wichtigkeit. A.

— Die englische Mission in Uganda. Bischof Tucker von der Church Missionary Society hat eine Inspektionsreise nach dem vielbesprochenen Uganda unternommen, wo er am 27. Dezember 1890 eintraf. Die Reise über den Victorisee von Usambiro aus hatte 23 Tage gedauert. Schon am Tage nach seiner Ankunft predigte er vor 1000 evangelischen Christen, von denen aber viele, aus Furcht vor einem Überfall durch die katholische Partei, mit Flinten bewaffnet waren. Unter den Zuhörern befand sich der Katikiro, der höchste Würdenträger des Staates. Der König, bei dem Tucker seinen Besuch abstattete, machte auf ihn keinen günstigen Eindruck, auch war er unzufrieden, weil Tuckers Geschenke durch ein Versehen in Usambiro zurückgeblieben waren. Hauptsächlich ließ es sich Tucker angelegen sein, die Streitigkeiten zwischen den beiden christlichen Parteien beizulegen. Französisch und katholisch, englisch und protestantisch gelten als gleich und der erbitterte Streit hat politischen Beigeschmack. To aber Uganda jetzt zur englischen Interessensphäre gehört, so hofft Tucker auf Beilegung durch den englischen Kommissar (damals Kapitän Lugard). Sein Hauptaugenmerk richtete er auf die Erziehung eingeborner Lehrer (Predigers), von denen er eine Anzahl weihte. „Die Waganda sind als Lehrer sehr geschickt.“ Bischof Tucker sieht alles im günstigsten Lichte und betont die Opferwilligkeit der Eingeborenen, welche unentgeltlich Häuser für die Missionare bauten. Mit dem Vorstande der katholischen Mission, Père Brard, hatte Tucker eine Zusammenkunft, in welcher die Grundlagen für einen Ausgleich zwischen beiden Parteien angenommen wurden. Die englische Mission wird auch jetzt auf das durch Peters bekannt gewordene Nachbarland Usoga ausgedehnt. Am 22. Januar 1891 verließ Tucker Uganda wieder. (Nach dem „Church. Miss. Intell.“, Mai 1891.)

— Die Goldgräber in Matebeleland. Die große englische Expedition von 700 Menschen, welche im verflossenen Jahre nach dem Matebelelande im Norden von Transvaal zog, hofft dort gute Ergebnisse zu erlangen. Der Geistliche, welcher dieselbe begleitete, F. H. Surridge, hielt darüber kürzlich einen Vortrag im Royal-Colonial-Institute. Danach wird die Umgebung der Hartley-Berge (vergl. die Karte in den Proc. Geogr. Soc., Februar 1891) als besonders goldreich geschildert. Die besten Quarzgoldriffe liegen an der Vereinigung des Umfuli und Simbo, wo bereits 2000 „Claims“ angesteckt sind. Etwa 160 km nordöstlich davon befinden sich die Mazoe-Goldfelder, welche auch gute Ergebnisse versprechen. Überall trifft man auf alte Goldbergwerke. Das Waschen der Gothes in den Strömen ist bisher nicht sehr lohnend gewesen. Die Maschona, von Natur ein fleißiges Volk, erwiesen sich als sehr nützlich bei den Arbeiten. Surridge hofft, daß bald ein großer christlicher Staat in Matebele- und Maschonoland sich bilden werde.

— Die größten Tiefen im Mittelmeere sind nach einer von einer Karte begleiteten Mitteilung G. Coras im Kosmos 1891 vom italienischen Dampfer Washington im Jonischen Meere gelotet worden. Zwischen 35° 39′ und 36° 56′ nördl. Breite unter 18° 18′ bis 18° 38′ östl. Länge findet sich hier eine Tiefenzone von durchschnittlich 4000 m Tiefe. Der tiefste Punkt befindet sich unter 35° 52′ 25″ nördl. Breite und 18° 18′ 30″ östl. Länge mit 4067 m. Der Boden ist äußerst schlammig. Cora schlägt für dieses Gebiet nach dem Leiter der Sondierungen, dem Kontreadmiral Magnaghi, den Namen „Abisso Magnaghi“ vor. Eine Erforschung dieser Einsenkung mit dem Schleppnetz wäre von der allergrößten Wichtigkeit, da sie durch die flacheren Teile des Mittelmeeres und die Schnelle von Gibraltar von dem Tiefwasser des Ozeans getrennt, somit also eine ganz eigentümliche Fauna hat und vielleicht noch manche Relikten aus der Tertiärzeit beherbergt.

— War der vorgeschichtliche Mensch linkshandig? Diese Frage hat Gabriel de Mortillet in der Pariser anthropologischen Gesellschaft am 3. Juni zu beantworten gesucht. Er stützt sich dabei auf die vorgeschichtlichen Schober und Geräte in den Sammlungen, die er unter dem erwähnten Fragepunkte untersuchte und an denen er unter 354 untersuchten Stücken nachzuweisen sucht, daß 197 für den Gebrauch der linken und nur 105 für den Gebrauch der rechten Hand eingerichtet waren, während bei 52 sich eine Entscheidung über die Frage nicht treffen ließ. Danach schließt er, daß in vorgeschichtlicher Zeit mehr die linke als die rechte Hand benutzende Menschen lebten. Übrigens warnt Mortillet selbst vor zu hoffiger Verallgemeinerung seiner Beantwortung der Frage und sorbert zu weiterer Prüfung auf. Würde sich seine Lösung bestätigen, so wäre bonn weiter zu forschen, wie aus den linkshandigen rechtshandige Menschen wurden.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LX. **Globus.** Nr. 4.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Das Gräberfeld von Reichenhall in Bayern.

Von Dr. M. Weigel, Assistent am Museum für Völkerkunde. Berlin.

Das Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin ist vor kurzem durch eine großartige Sammlung bereichert worden, welche in archäologischer und kulturhistorischer Beziehung von ganz hervorragendem Werte ist.

Herr M. v. Chlingensperg-Berg in Reichenhall hatte im Jahre 1884, gelegentlich eines Ausfluges in der Nähe der Stadt, ganz zufällig an dem Abhange des Kirchberges, an einem durch Abbau entstandenen Bergeinschnitt eine Anzahl von muldenartigen Vertiefungen und die Reste menschlicher Gebeine entdeckt und war infolgedessen auf die Vermutung gekommen, daß sich hier eine Nekropole aus alter Zeit befände.

Der Besitzer des Grundstücks versicherte zwar, daß hier die im Anfange dieses Jahrhunderts, gelegentlich der blutigen Kämpfe zwischen den Bayern und Tirolern, erschlagenen Krieger bestattet seien, aber Herr v. Chlingensperg schenkte dieser Tradition keinen Glauben, da der schlechte Erhaltungszustand und das Aussehen der Knochen, sowie das Vorkommen von Metallbeigaben, von dem ihm erzählt wurde, auf ein bei weitem größeres Alter hinwiesen. Er nahm eine genaue Untersuchung der Lokalität vor und seine Vermutung wurde in glänzender Weise bestätigt. Im Laufe von fünf Jahren, von 1884 bis 1888, gelang es ihm, ein großes, umfangreiches Gräberfeld aufzudecken, dessen Schätze zu den großartigsten gehören, welche bisher aus dieser Periode unserer deutschen Vorzeit erhalten sind. Und die außerordentlich sorgfältige Art der Ausgrabung, die peinliche Akkuratesse, mit der jedes Grab und jeder Fund gesondert und aufgezeichnet ist, verleiht dieser Sammlung ihren einzig dastehenden Wert in wissenschaftlicher Beziehung.

Die Funde sind von dem Entdecker selbst in einem sehr splendiden und mit vorzüglichen Photographieen ausgestatteten Werk publiziert [1]), und wurden dann durch Vermittelung von Herrn Prof. A. v. Heyden und Herrn Direktor Dr. A. Voß von Sr. M. Kaiser Wilhelm II. angekauft, um jetzt als kaiserliches Geschenk in der Reichshauptstadt in der prähistorischen Abteilung des Königlichen Museums für Völkerkunde eine würdige Aufstellung zu finden.

Die ganze Umgegend von Reichenhall, dessen außerordentlich reiche Salzquellen schon Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung von den Kelten, dann später von Germanen und Römern ausgebeutet wurden, ist reich an Altertümern der verschiedensten Kulturperioden. Auch die älteren Funde, die nicht speziell zu dem großen Gräberfelde und der Kaisersammlung gehören, aber in der Umgegend der Stadt gefunden wurden, sind in dem erwähnten Werk publiziert worden. Die Armspirale (Tafel I, Fig. 4), die Schaftlappen-Zelte (Tafel I und II), sowie das Bronzeschwert von echt ungarischem Typus weisen auf die ältesten Perioden der Metallzeit hin und dürften wohl noch älter sein, als das nicht allzuweit entfernte berühmte Hallstätter Gräberfeld. Die beiden Ringe (Tafel III) zeigen La Tène-Charakter, und die römischen Stukturen und Inschriftsteine gehören der Kaiserzeit an. Das große Gräberfeld selbst wird von Herrn v. Chlingensperg vom Anfang des 6. Jahrhunderts bis zum Ende des 7. bezw. Anfang des 8. Jahrhunderts gesetzt. Wir werden uns jedoch am Schlusse noch eingehender mit der Chronologie in dieser Lokalität zu befassen haben.

Es herrscht, mit einer Ausnahme, wo der Entdecker partiellen Leichenbrand annimmt — ob mit Recht oder nicht, mag ich nicht zu entscheiden —, durchweg Leichenbestattung, die nach der Zeit der Völkerwanderungen bei allen germanischen Stämmen, mit Ausnahme der Sachsen und Thüringer, Regel war. Die Fundstelle fällt somit in die Kategorie der sogenannten Reihengräberfelder, obgleich hier die Gräber nicht in regelmäßigen Reihen aneinander gereiht, sondern oft recht unregelmäßig nach verschiedenen Richtungen orientiert sind. Die Zahl der sämtlichen von Herrn v. Chlingensperg untersuchten Gräber beträgt 525, 184 Männer, 204 Frauen- und 132 Kindergräber. Durch frühere Grabungen und Verwüstungen schien aber bereits ein sehr

[1]) Max v. Chlingensperg-Berg, Das Gräberfeld von Reichenhall in Oberbayern. Geöffnet, untersucht und beschrieben. Reichenhall 1890. Bühler. 4°. V. 164 S. Mit einer Karte und 49 Farbentafeln in unverdünnlichen Lichtkupferdrucken auf Cravonpapier. 40 Mk.

Digitized by Google

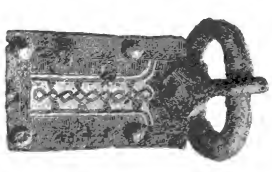
größere Teil, vielleicht sogar der größere des ganzen Feldes zerstört worden zu sein, so daß möglicherweise früher vielleicht die doppelte Zahl von Gräbern vorhanden gewesen ist. Es kommen Einzelgräber vor, gemeinsame Bestattungen von zwei, drei und vier Personen, dann Erbbegräbnisse mit einer größeren Zahl von Familienmitgliedern verschiedenen Alters und Geschlechts und schließlich Nachbestattungen, d. h. zufällige Anlegung von spätern Gräbern auf der Stelle von alten Grabanlagen, so daß diese letzteren oft mehr oder weniger zerstört sind. Dadurch läßt es sich auch am leichtesten erklären, daß die halb zerstörten Gebeine verschiedener Skelette so oft ohne Ordnung wüst durcheinander lagen und daß sehr häufig die ältern Gräber bei Anlegung der neuen alles kostbaren Inventars beraubt wurden, was Herr v. Ehlingsperg oft ganz sicher zu erkennen glaubte.

Die Situation der Skelette war in der Regel eine gestreckte Rückenlage, wie es in dieser spätgermanischen Zeit üblich ist, im Gegensatze zu der Bestattungsweise in der neolithischen Zeit, wo die Toten meist auf der Seite und fast immer mit zusammengezogenen Beinen bestattet sind. Einige zufällige Ausnahmen auf dem Reichenhaller Felde, wo z. B. ein Skelett wie in roher Weise einfach in die Gruft hineingeworfen erscheint, sind nicht von Belang.

Von den bei weitem größten Interesse bei diesen aufgedeckten Gräbern sind natürlich die zahlreichen Beigaben, mit denen die meisten Skelette mehr oder minder ausgestattet waren, denn sie entrollen vor uns ein klares Bild von der Kultur, von den Sitten und Gebräuchen der damaligen Zeit und geben uns, so weit es möglich ist, einen Anhalt für eine genaue chronologische Bestimmung.

In vollständiger Bewandung, wie sich aus den zahlreichen Abdrücken von Geweben im Rost der Eisensachen konstatieren läßt, auf einer weißen Kiesunterlage und dann mit Holzbrettern bedeckt, wurden die Toten teilweise ziemlich dicht nebeneinander zur Erde bestattet. Dem vornehmen Krieger lag das lange zweischneidige Schwert, die Spata, an der linken, das kurze einschneidige, der Skramasax, an der rechten Seite, daneben gelegentlich eine eiserne Lanzenspitze oder ein Messer; eine eiserne Schere und ein Kamm von Knochen, als Zeichen des freien Mannes, der mit lang herunterwallendem Haar daher stolzierte, lagen unter dem Kopf, und Schnalle und kostbare Riemenbeschläge auf Leib oder Brust, wo sie am Gürtel oder an sonstigen Riemen befestigt waren. Viele Gräber enthalten natürlich auch bedeutend weniger, zwei oder drei Gegenstände, etwa ein Schwert, ein Messer, eine Schnalle, einen Feuerstahl mit dazugehörigem Feuerstein, irgend einen Riemenbeschlag oder dergl. Manche Gräber, vielleicht die der Armeren, zeigen auch gar keine Beigaben.

Schnalle. (Von Tafel XXVI.)



Große Schnalle, 1/2 natürl. Größe. (Von Tafel XXVII.)

Riemenbeschlag. (Von Tafel XXXI.)

Beschlag. (Von Tafel XXXV.)

Die Frauengräber zeigen hauptsächlich Schmuckgegenstände und unter diesen spielen vor allem die Halsketten von bunten Glasperlen eine Hauptrolle, die in keinem besser ausgestatteten Frauengrabe fehlen, hier und da Bernsteinperlen, dann silberne Ohrringe, einige darunter mit feiner filigran-Arbeit, Knochen-Kämme, Schnallen, gelegentlich auch von Geräten ein Messer, eine Nadel oder Schere.

Sehr interessant ist, daß man einigen Leichen nach der Sitte der Griechen und Römer eine Münze mit ins Grab gelegt hatte, die als Viatikum für die große Reise ins Jenseits oder als Fährgeld für Charon dienen sollte. So hatte das Skelett einer Frau einen goldenen Bracteaten im Munde und mehrere Krieger eine römische Kupfermünze ebenfalls im Munde oder in der Hand. Bei sehr vielen Gräbern glaubte Herr v. Ehlingsperg die Spuren eines Opfer- oder Totenmahls erkennen zu können, das nach altheidnischer Sitte wahrscheinlich am offenen Grabe zu Ehren des Verstorbenen gefeiert wurde. Daher rührten die häufigen Tierknochen, von Schwein, Ziege, Rind rc. her, ferner Kohlen- und Aschenreste und schließlich die Thonscherben von Opfer-, die man dabei gebraucht und dann, wie es auch bei den Römern üblich war, zerbrochen hatte, um sie den Manen der Verstorbenen zu weihen und jeden fernern profanen Gebrauch unmöglich zu machen.

Betrachten wir nun die in den Gräbern gefundenen Stücke selbst, so fällt unter ihnen besonders die große Zahl der meist mit Silber, zum Teil auch mit Gold tauschierten Eisensachen auf. Besonders Schnallen, Riemen- und Gürtelbeschläge von der verschiedensten Form und Größe zeigen

Digitized by Google

die mannigfaltigsten Muster dieser eigenartigen Technik und Ornamentik, die wahrscheinlich schon sehr früh aus dem Orient nach Byzanz kam und von hier aus zu den germanischen Völkern gelangte, wo sie die ausgebreitetste Verwendung fand und, nach ihrem häufigen Vorkommen zu schließen, außerordentlich beliebt war.

Die Technik — worauf mich Herr Prof. v. Hayden einmal gelegentlich einer genaueren Besichtigung der Sammlung aufmerksam machte — ist bei diesen Reichenhaller Funden insofern eine ganz eigentümliche, als nicht nur die feinen Streifen, sondern auch die breiten Streifen und selbst die größeren Flächen in den Furchen und vertieften Feldern der Eisensachen nicht durch aufgelegte dünne Silberplatten, sondern auch feine dicht nebeneinander gelegte und dann breit gehämmerte Silberdrähte gebildet sind, wie an vielen Stücken noch ganz deutlich zu erkennen ist. Die Ornamentik bei den tauschierten Stücken, wie auch bei den übrigen, ist eine außerordentlich mannigfaltige, so daß auch nicht zwei gleiche Stücke in verschiedenen Funden vorkommen. Besonders handförmige arabeskenartige Verschlingungen, Spiralen, Zickzack- und Gittermuster kommen in den verschiedensten Anordnungen und Detaillierungen vor, an den Bronzen sehr oft auch phantastische Tierbildungen mit Schlangen und Vogelköpfen. Alle Details sind durchschnittlich mit großer Sauberkeit und Akkuratesse durchgeführt, während z. B. die fränkischen Fundstücke ähnlicher Art recht oft ziemlich unregelmäßig und nachlässig gearbeitet sind.

Die gegenüberstehenden Schnallen von Taf. XXVI und XXVII, sowie die Nietenbeschläge von Taf. XXXI und XXXV geben ein anschauliches Bild dieses eigentümlichen, für die altgermanische einheimische Kunstindustrie so außerordentlich charakteristischen Stils.

Die sehr zahlreichen Knochenkämme, die leider meist infolge der festen lehmigen Beschaffenheit des Bodens nicht so sehr gut erhalten sind oder so mürbe waren, daß sie wohl nur mit der größten Mühe im defekten Zustande herausgebracht werden konnten, sind meist reich mit Linear-, Kreis- und Punkt-Ornamenten bedeckt. Mehrere darunter sind nach Art unserer Taschenmesser zum Zusammenklappen eingerichtet und mit Griff und Schalen versehen, andre sind Doppelkämme auf einer Seite mit feineren, auf der andern mit gröberen Zähnen. Die verschiedenen Platten werden gewöhnlich durch bronzene oder eiserne kleine Niete zusammengehalten.

Die in den Männergräbern gefundenen Waffen, die bereits erwähnten langen zweischneidigen und kürzeren einschneidigen Schwerter, zum Teil noch mit den Resten von hölzernen oder ledernen Scheiden, sowie die Lanzenspitzen haben genau dieselben Formen, wie diejenigen bei den übrigen germanischen Stämmen während dieser Zeit. Sie haben alle etwas Klobiges und Massiges an sich, scheinen aber sehr gut geschmiedet gewesen zu sein, wie überhaupt die Eisenschmiedekunst bei den germanischen Stämmen Süddeutschlands, vielleicht infolge der Nachbarschaft von Noricum, bereits ziemlich früh außerordentlich entwickelt und zu hoher Blüte gelangt war.

Die umstehende Abbildung zeigt einen Skramasax (Taf. VIII, Fig. 1921), der mit seiner ledernen, mit Knöpfchen, kleinen Nieten und einem Beschlage von Bronze verzierten Scheide außerordentlich gut erhalten ist. Der lange Griff war früher, wie aus den Resten zu ersehen ist, mit Holz umkleidet. Das Stück muß im Altertum mit seinen goldglänzenden Bronzeverzierungen auf dem schwarzen Leder einen ungemein prächtigen Eindruck gemacht haben und gehört zu den schönsten Exemplaren, die bisher in diesem Genre gefunden sind.

Die Messer und Scheren, die letztern in der gewöhnlichen Form unsrer heutigen Schafscheren, sind, wie alle Waffen und Werkzeuge, von Eisen — Bronze kommt nur hier und da für Schmucksachen und zur Dekorierung eiserner Geräte zur Verwendung — und zeigen meist die auch sonst allgemein gebräuchlichen Typen. Merkwürdig sind nur die ziemlich häufigen Messer, ziemlich große, mit eisernen Schalen versehene Exemplare von der Konstruktion unsrer Taschenmesser, die in fränkischen und allemannischen Gräbern außerordentlich selten sind.

Unter den eisernen Pfeilspitzen sind einige, zusammen in einem Grabe gefundene, dreikantige, mit stark hervortretenden Fillgeln zu erwähnen, die bisher meines Wissens noch Unika sein dürften. Die in den Frauengräbern gefundenen Ketten von Glasperlen sind zwar in außerordentlich großer Anzahl vertreten und zeigen einen großen Farbenreichtum, rote, blaue, gelbe, violette, grüne und verschiedenfarbige, mit Blumen und Augen versehene, kommen bunt durcheinander vor, aber nirgends eigentlich ganz besonders hervorragende Exemplare. Die Form ist fugelartig, bald zylindrisch oder doppelkonisch, sehr oft aber auch recht unregelmäßig und roh gearbeitet. Sie sind durchweg aber ziemlich klein und machen im Ganzen doch einen primitiveren Eindruck als die prachtvollen Perlen, die wir, wenn auch nicht annähernd in so großer Zahl, aus manchen römischen und fränkischen Gräberfeldern besitzen. Tafel XXV zeigt zwei solcher Perlketten, die an dem Halse von weiblichen Skeletten gefunden sind; die drei großen Mittelstücke der kleineren Kette sind Bernstein, das Mittelstück der größeren Achat. (Abbildung umstehend.)

Auf derselben Tafel ist eine prachtvolle, große, silberne, zum Teil vergoldete Fibel abgebildet, das einzige Exemplar ihrer Art auf dem ganzen Gräberfelde, welche in Form und Ornamentik, besonders mit dem schlangentopfartigen Ende über dem Nadelhalter, lebhaft an die fränkischen Typen erinnert.

Die in einzelnen Gräbern oder wenigstens im Terrain des Gräberfeldes gefundenen Thonscherben — ganze Gefäße sind nicht gefunden worden — sind, soweit sie einheimischen, d. h. germanischen Ursprungs sind, alle von grauer Farbe und sehr hart gebrannt. Meist zeigen sie den Gebrauch der Töpferscheibe, aber doch eine ziemlich rohe Technik und wenige oder gar keine Ornamente. Die mehrfach vorkommenden horizontalen Furchen erinnern schon an die Gefäße des eigentlichen Mittelalters, wie ich überhaupt einen Teil der zur Sammlung gehörigen Thonscherben als nicht eigentlich der Kultur des Gräberfelds, sondern einer etwas spätern Zeit angehörig ansprechen möchte.

Mehrere Scherben aus terra sigillata sind Produkte römischer Industrie. Ob sie aber von römischen Fabrikanten, die noch unter germanischer Herrschaft in dieser Gegend sitzen blieben, verfertigt wurden, oder ob sie durch den Handel oder als Beutestücke aus Italien oder irgend einer kultivierten römischen Provinz in diese Gegend gekommen sind und dann gewiß lange aufbewahrt und in Ehren gehalten wurden, möchte ich dahin gestellt sein lassen. Mir scheint das erstere, was Herr von Cohausen neuerdings anzunehmen scheint, eigentlich das unwahrscheinlichere zu sein.

Sonst zeigen außer den Münzen nur eine kleine Bronzefibel in Grab Nr. 356 und das Bruchstück einer bronzenen Kette aus Grab Nr. 165 echt römische Arbeit. Das letztere Stück spricht Herr von Cohausen gewiß als Rest eines Gürtels an, wozu es möglicherweise ja auch gedient haben kann; ursprünglich ist es aber das Fragment eines aus römischer Fabrik stammenden Zaumzeuges, wie ähnliche Stücke in verschiedenen Gegenden Deutschlands aus der römischen Zeit mehrfach gefunden sind. Die große Masse der übrigen Fundstücke dürfen wir ohne Zweifel als echt germanisch, als einheimische nationale Kultur betrachten, die sich allerdings ursprünglich zum großen Teil auf römischer Basis aufbaute, aber sich

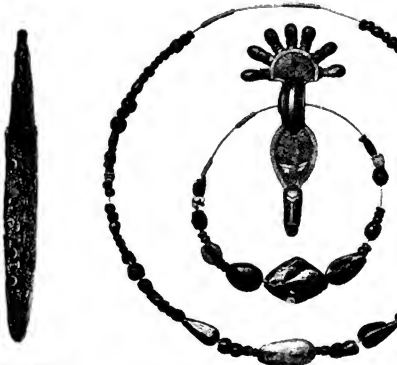
Digitized by Google

sehr bald, mit Hinzuziehung mancher aus alter Zeit übrig gebliebener nationaler Elemente so eigenartig entwickelte, daß bald kaum mehr noch etwas von römischen Einflüssen zu erkennen ist.

Auch von der Kultur der Franken und Allemannen, die, obwohl sie nur einen verhältnismäßig kleinen Teil im Westen unsres heutigen Vaterlandes innehatten, doch bisher immer als Haupt-, wenn nicht als einzige Repräsentanten dieser Kulturperiode nach den Völkerwanderungen angesehen wurden, unterscheiden sich diese Reichenhaller Funde in mehrfacher Beziehung, wenn auch zum Teil nur in negativer Weise.

Charakteristisch für Reichenhall ist das Überwiegen des Eisens, das häufige Vorkommen sorgfältig gearbeiteter Silber- und Goldtauschierungen, der zahlreichen kleinen bunten Glasperlen und der Klappmesser. Die kleinen einfachen Schnallen ohne daranhängende Riemenbeschläge sind meist bedeutend feiner und zierlicher als die fast immer sehr massiven bei den Franken und erinnern mehr an römische Formen.

Die einheimische Reichenhaller Keramik ist eine gänzlich andre und vielleicht wohl etwas primitivere als diejenige am Rhein; kein einziger Scherben zeigt die merkwürdigen eingestempelten Ornamente der fränkischen Gefäße; das Material ist weniger fein geschlemmt und zum Teil sogar recht reichlich mit Kies untermischt, wie die alten Töpfe aus der vorrömischen Zeit, was bei den fränkischen, fein profilierten Gefäßen kaum vorkommen dürfte. Auffallend ist dann die außerordentlich geringe Zahl von Fibeln; die drei Exemplare, eine römische Bügelfibel, eine mit bunten Glasstiftchen und Goldplättchen belegte runde Scheibenfibel und die bereits besprochene Fibel vom fränkischen Typus kommen bei einer Anzahl von 525 Gräbern gar nicht in Betracht. Auch die Scheibenfibel ist wohl ein allemannisches, fränkisches oder



Schwert, stark verkleinert.
(Von Tafel VIII.)

Ketten und Fibel, 1/3 natürl. Größe. (Von Tafel XXV.)

longobardisches Importstück, so daß bei den alten Bajuwaren die Schnalle zum Zusammenhalten des Mantels gewöhnlich vollständig die Fibel ersetzt zu haben scheint. Beachtenswert ist ferner unter so vielen zum Teil so reich ausgestatteten Kriegergräbern die geringe Zahl der Schildbuckel, nur ein einziger mit einem kleinen flachen Knopf auf der Mitte ist im gut erhaltenen Zustande, ein andrer vollständig verrostet und zerbrochen gefunden worden.

Vollständig fehlen in Reichenhall, ebenso wie ganz erhaltene Thongefäße, Glasgefäße, die am Rhein in den Gräberfeldern dieser Zeit keineswegs zu den Seltenheiten gehören, und, was für ein kriegerisches Volk wie die Bajuwaren eigentlich am merkwürdigsten ist, eiserne Äxte, die, sowohl als Kriegswaffe und als auch zum praktischen Hausgebrauch verwandt, so sehr häufig in den verschiedensten Formen in den fränkischen und allemannischen Gräbern gefunden werden. Die eigentümliche Form der Franziska scheint doch sonst nicht bloß auf die Franken beschränkt zu sein, sondern auch bei Allemannen und Thüringern vorzukommen, und die flacheren breiteren Äxte mit gewöhnlich geraubeter Schneide haben eine außerordentlich weite Verbreitung, wir finden sie sowohl am Rhein wie in den Gräbern der Wikinger, in den Burgwällen der Slawen wie in den Gräbern der Preußen und Littauer.

Was schließlich die Zeitstellung dieses Gräberfeldes anbetrifft, so setzt Herr von Uslingen[sic]perg dasselbe, wie bereits mitgeteilt, in das sechste und siebente Jahrhundert nach Christi, vielleicht sogar noch bis in den Anfang des achten, und glaubt in der letzten Periode des Gräberfeldes bereits Spuren des Christentums erkennen zu können. Das letztere scheint mir etwas gewagt zu sein; es sind nirgends Kreuze gefunden, wie z. B. die bekannten longobardischen Goldkreuze, oder wie sie von Bronze in den altlivischen Gräbern der ersten christlichen Zeit vorkommen, und dann dürfte es immerhin unwahrscheinlich sein, daß die zum Christentum Bekehrten ihre Toten auf demselben Felde begraben haben

Digitized by Google

sollten, wo es die Heiden gethan hatten. — Ich möchte das Gräberfeld von Reichenhall in seiner ganzen ursprünglichen Ausdehnung, d. h. mit dem bereits früher zerstörten älteren Teile schon im fünften Jahrhundert beginnen lassen und möchte kaum annehmen, daß es das siebente Jahrhundert überdauert hat.

Von den römischen Münzen, ein Antonius Pius oder Markus Aurelius (138 bis 161, 161 bis 180), ein Konstantin (306 bis 337) und zwei Valens (364 bis 378) ist noch nicht einmal eine aus dem fünften Jahrhundert. Die römische Bügelfibel würde ich, wenn es ein Einzelfund wäre, in das dritte oder vierte, kaum noch in das fünfte Jahrhundert setzen. Aber freilich sind, wenn unter Hunderten von Stücken zwei oder drei chronologisch nicht genau mit den übrigen übereinstimmen, diese nicht als maßgebend oder ausschlaggebend zu betrachten. Die Fibel kann, ebenso wie die Münzen und die Terra sigillata-Gefäße, lange Zeit, vielleicht von mehreren Generationen in einer Familie als Wertobjekt aufgehoben worden sein. Immerhin besteht die Thatsache, daß sämtliche datierbaren römischen Stücke auf eine ältere Zeit als das sechste Jahrhundert hinweisen.

Bereits im fünften Jahrhundert haben wir in den großen fränkischen und allemannischen Gräberfeldern zur Zeit Childerichs und Chlodwichs eine annähernd ähnliche Kultur, wie hier in Reichenhall. Wie sehen in diesem wilden Jahrhundert Attilas einen großen Völkerschwarm nach dem andern durch diese Gaue Süddeutschlands in wüstem Durcheinander bald in südlicher, bald in westlicher oder östlicher Richtung daherziehen, manche mögen sich länger aufgehalten, manche sich zeitweise, andre für immer häuslich niedergelassen haben, zumal an einem Ort, der wegen seiner Solquellen gewiß überall bekannt und in nationalökonomischer Beziehung eine wichtige Station gewesen sein mußte.

Im Laufe des fünften Jahrhunderts siedeln sich in Bayern die verschiedensten germanischen Stämme, Burier, Skyren, Juthungen, Markomannen, Heruler, Rugier, Turcilinger ꝛc. an und bilden, ähnlich wie die Allemannen, mit der Zeit einen großen Völkerbund, den der Bajuwaren, unter denen man aber neben den verschiedenen germanischen Elementen wohl sicher noch einen gewissen Prozentsatz keltischen und romanischen Blutes annehmen darf. Darauf weisen auch die verschiedenen Formen der in Reichenhall gefundenen Schädel hin, es kommen brachycephale, mesocephale und dolichocephale nebeneinander vor, so daß von einer einheitlichen Abstammung aller Bestatteten keine Rede sein kann.

Die Kultur, die uns entgegentritt, ist aber eine echt germanische und ich denke, wir haben in dem Gräberfeld die ganze Zeit verteten, während der sich germanische heidnische Stämme, wenigstens seit dem Ende des fünften Jahrhunderts, in dieser Gegend aufgehalten haben, die Zeit Garibalds, Grimoalds, Tassilo I. ꝛc. bis seit dem Ende des siebenten Jahrhunderts zur Zeit der beiden Thyodos die ganz allmähliche Bekehrung der bayerischen Volksstämme durch Emmeram, Rupertus und ihre Nachfolger vor sich ging.

Friesland, Friesen und friesische Sprache in den Niederlanden.

Von Johan Winkler. Haarlem.

III.

Friesland hat nach einer amtlichen Volkszählung vom 31. Dezember 1889 335 558 Einwohner, die auf einer Fläche von 327 480 ha, in elf Städten, in etwa 350 Dörfern mit vielen Weilern (so viel Dörfer als Tage im Jahre sagt das Sprichwort), und in vielen hundert zerstreut liegenden Bauernhöfen, die unter dem Namen „Staten“ und „Saten“ bekannt sind, wohnen. Wiewohl als Bauernhöfe (friesisch boerepleatsen) jetzt nicht mehr von einander unterschieden, ist eine State von jeher ein Edelsitz, eine Sate dagegen ein Bauernsitz. Staten und Saten sind meist uralte Heimstätten der vielen, heute größtenteils ausgestorbenen friesischen altadeligen Geschlechter und der noch häufig bestehenden Geschlechter von „eigenerfden“, der auf bäuerlichem Erbteil als freiem Eigentum angesessenen Bauern. Diese Eigenerfden oder Enterden, — was dasselbe wie Erfgesen der Westerfriesen ist, der adeligen freien Bauern unter den Westerfriesen ist, der adeligen freien Bauern unter den Westerfriesen — sind ihrem alten Ursprunge nach nicht von den friesischen Adeligen unterschieden und bilden noch heute den ehrenfesten Urkern des friesischen Volkes, die Standfriesen im besten Sinne des Wortes. Die Staten und Saten tragen noch heute die Namen der alten Friesengeschlechter, in deren Besitz sie sich ursprünglich befanden: Cammingha-State, Burmania-State, Dekama-State, Andringa-Sate, Botma-Sate, Feddema-Sate u. s. w.

Diese Bauernhöfe sind weit und breit über das Land zerstreut, denn der friesische Bauer wohnt nicht Haus an Haus dicht an einander gedrängt in enggebauten Dörfern. Er wohnt, wie schon Tacitus (De sita et moribus Germanorum) von seinen Vorvätern und andern Germanen berichtet, abgesondert, jeder mit seinem Gesinde für sich allein, auf seinem „Pleats“ inmitten seiner Ländereien, seiner Äcker und Weiden.

Die friesischen Dörfer sind im allgemeinen klein, viele sehr klein. Nicht wenige, zumal im Norden, Westen und der Mitte des Landes, bestehen nur — abgesehen von den weitumherliegenden Bauernhöfen — aus Kirche und Schule, den Häusern des Geistlichen und Lehrers und einigen kleinen Arbeiterwohnungen. Bei andern kommen dazu noch das Wirtshaus, die Häuser von einigen Krämern und Handwerkern, Bäcker, Schneider, Schuster, Zimmermann, Schmied u. s. w. Dagegen sind die großen Dörfer, namentlich im Bouhoek und einige im Wasserland (Warga, Grou, Oldeboorn, Heeg, Wondsend), sehr volkreich und dem Äußern nach kleinen netten Städtchen gleichend. Im allgemeinen, besonders im Norden, Westen und der Mitte des Landes, liegen die Dörfer dicht beieinander, oft nur eine halbe oder viertel Stunde voneinander entfernt.

Molkerei und Viehzucht sind die Hauptverwerbsquellen der Friesen. Als Beweis von der Höhe, bis zu welcher die Milchwirtschaft gediehen ist, die jetzt sich auf Kosten der weniger lohnenden Landwirtschaft immer mehr ausbreitet, kann die Thatsache dienen, daß der Viehstapel im Sommer 1890 nur beim Rindvieh die Zahl von 250 000 Stück bereits erreicht hatte. An zweiter Stelle stehen der Landbau, namentlich von Getreide und Öllaat, und die Torfgräberei. Es folgen Handel und Schiffahrt, namentlich die binnenländische; auch Ausfuhr zur See, namentlich Vieh, Butter und Käse und Harlingen nach England; Fischerei, von Pesaens (Moddergat) und Wieringen aus an der Nordseeküste betrieben, doch mehr auf den Binnengewässern, die einen sehr belangreichen Handel von Heeg, Gaastmeer und Workum mit Aalen nach London ergeagt. Dazu ein wenig Waldbau; und etwas mehr Jagd, Entenfang in Vogelkojen u. s. w. Industrie wird von den Friesen in geringem Maße betrieben.

Digitized by Google

Große Fabriken findet man überhaupt nicht; jedoch sind in den letzten fünf Jahren viele kleine Butterfabriken oder Dampfmeiereien errichtet worden.

Die meisten Friesen sind Protestanten und zwar Reformierte, in drei kirchlichen Abteilungen. Unter den Katholiken, deren Zahl durch Einwanderung, namentlich aus Westfalen zunimmt, befinden sich nur wenige aus altfriesischem Blute. Die es aber sind, gehören gerade zu den ältesten friesischen Geschlechtern, namentlich im Bauern- und Bauernarbeiterstand. Die Zahl der Mennoniten, Anhänger des friesischen Reformators Menno Simons, früher sehr zahlreich, nimmt fortwährend ab.

Der Hauptort Leeuwarden (fr. Liowerd, gespr. Ljou't, mit 30 433 Einwohnern) ist eine schöne blühende Stadt mit viel Binnenhandel und starkem Verkehr, zumal an Markttagen, wenn das Landvolk aus ganz Friesland hier zusammenströmt. Mitten im Lande gelegen, vereint sie in jeder Hinsicht die Stelle einer kleinen Hauptstadt, den Mittelpunkt des Verkehrs auf verschiedenen Gebieten. Sneek (Snits, 11 469 Einwohner) zeigt das Bild der Hauptstadt im verkleinerten Maße. Sie ist, wie Bolsward (Boalswert, gespr. Boalse't, 6015 Einwohner), eine hübsche Stadt, die an Reinlichkeit und freundlichem Aussehen noch alle andern friesischen und niederländischen Städte im allgemeinen übertrifft. Bolsward und Franeker (Frjeantsjer, 7198 Einwohner) sind von altersher ansehnliche Städte. Bolsward, durch seine ehemalige Lage an der Middelzee begünstigt, trieb im Mittelalter ansehnlichen Handel und war Mitglied der Hansa; Franeker hatte von 1584 bis 1811 eine berühmte Hochschule. In beiden Städten sind noch einige schöne alte Gebäude vorhanden, unter denen sich die Hauptkirchen und Rathäuser auszeichnen. Die Hauptkirchen, beide St. Martinus geweiht, im gotischen Stile erbaut, stammen aus dem späten Mittelalter. Die wunderbar zierlichen Rathäuser sind im Renaissancestil erbaut; das Franekersche von 1591, das Bolswardsche von 1614. Außer diesen beiden schönen Rathäusern befindet sich auch noch zu Leeuwarden ein herrliches Renaissancegebäude aus dem Jahre 1571 mit dem Bilde Kaiser Karls V. auf dem hohen Giebel, dem einzigen in den nördlichen Niederlanden; es ist dieses die sogenannte Cancelary, ursprünglich ein Gerichtsgebäude. An allen Kunstwerken, Architektur und Holzschnitzerei weisen die zwei alten Bolswarder Kirchen, die Parochialkirche St. Martin und die nicht mehr benutzte Klosterkirche (Brüderkirche, fr. Broarotsjerke), viel schönes auf. Im späten Mittelalter standen überhaupt in Bolsward die schönen Künste in hoher Blüte; sie fanden dort Pflege und Verständnis. Auch Dokkum (4053 Einwohner), jetzt ein freundliches Landstädtchen, ist ein sehr alter Ort; dort werden Reliquien, von St. Bonifacius, d. i. Winfred dem Friesenapostel, aufbewahrt, der in der Nähe Dokkums bei Burmerwoude (fr. Mearmerwâld, Mörderwald) im Jahre 755 von den heidnischen Friesen ermordet wurde. Harlingen (fr. Harns, 10 195 Einwohner), der wichtigste friesische Hafen, besitzt Handel und Ausfuhr nach England. Stavoren [1]) (fr. Starum, Stearum, 820 Einwohner), die uralte friesische Hauptstadt, vor dem Aufkommen Amsterdams im Mittelalter eine blühende Handelsstadt, berühmt als Sitz der friesischen Herzöge und Könige in sagenreicher Vorzeit, ist jetzt ein kleiner, ganz unbedeutender Ort. Auch das benachbarte Hindeloopen (fr. Hylippen, 1030 Einwohner), dessen Einwohner das Friesische in einer besonderen Mundart reden, und die bis in unser Jahrhundert eine eigene, merkwürdige Tracht besaßen, ist von seiner ehemaligen Größe und Wohlfahrt, die in Handel und Schiffahrt wurzelte, ganz herabgesunken. Workum (Woarkum, Warkom, 1245 Einwohner) treibt Handel und ist nicht ohne Bedeutung; Jßst (Drilst, 1529 Einwohner) und Sloten (Sleat, 771 Einwohner) sind unbedeutende Landstädtchen.

Die friesischen Dörfer erstrecken sich über 30, rechnet man die Inseln hinzu, über 32 Landgemeinden. Letztere, dem Umfange nach größer und volkreicher als diejenigen der übrigen niederländischen Provinzen, führen — und führen in der Volkssprache noch jetzt — den altfriesischen Namen der Grietenyen, ebenso wie der vorgesetzte Regierungsbeamte Grietman hieß, jetzt niederländisch Burgemeester. Im Jahre 1848 oder kurz darauf mußten auch diese altfriesischen Benennungen der Centralisationswut der Holländer, der Egalité der Umstürzler zum Opfer fallen. Doch die alte Einteilung ist geblieben, ebenso der altfriesische, jetzt taliter qualiter verholländerte Name der Grietenyen Leeuwarderadeel (fr. Liowerteradiel), Menaldumadeel, Tietjerksteradeel, Wymbritseradeel, Donuwaarstal, Hemelumer-Oldsert u. s. w. Sind die friesischen Städte im allgemeinen klein, einige sogar sehr klein und meist volkreich, so sind im Gegensatze die Grietenyen meist größer und bevölkerter. Opsterland hat 14 570 Einwohner in 14 Dörfern; Schoterland 14 094 Einwohner in 19 Dörfern; Tietjerksteradeel 13 949 Einwohner in 14 Dörfern; West-Stellingwerf 15 492 Einwohner in 20 Dörfern; Wonseradeel 12 844 Einwohner in 29 Dörfern; Wymbritseradeel 12 321 Einwohner in 28 Dörfern.

Außer den elf Städten machen acht belangreiche und blühende Flecken, die ebenso vielen kleinen netten Städten gleichen, einen Schmuck des Friesenlandes aus. Es sind dieses Kollum, Drachten, Gorredijk, Heerenveen, de Joure, Balk, de Lemmer und Makkum. Außer den beiden letzten an der See, an der Süd- und Westküste des Landes gelegenen, liegen die sechs übrigen Marktflecken alle in den schönsten, waldreichsten Gegenden Friesenlands, in der unmittelbaren Nähe von Brenklooster, Bertsterzwaag und Oosterend, des Oranjewond, Gaasterland (de Joure auch noch am Wasserland grenzend), wo Natur und Kunst die lieblichsten Landschaften hervorbrachten. Diese Lage der friesischen Marktflecken steht im völligen Gegensatze zu jener der friesischen Städte, die alle auf baumlosem Klei- und Moorboden stehen, inmitten endloser Weiden. Und da nun die Fremden meist die Städte aufsuchen, weil mehr als Flecken und Dörfer, so ist dieses auch mit die Ursache gewesen, Friesland in den ganz unbegründeten Ruf eines unschönen, prosaischen Landes zu bringen. Große und schöne Dörfer, abgesehen von den bereits oben genannten sind noch Bergum (fr. Birgum), Stiens, Hallum, Berlikum (fr. Beltsum), Dronrijp, Arum, Witmarsum, Wolwega, Kondum, Grou, Akkrum u. a.

Das friesische Volk zeichnet sich durch viele Eigentümlichkeiten aus. Wo fände ich ein Ende, wenn ich alle diese Eigenheiten, wenn auch noch so oberflächlich, meinen Lesern mitteilen wollte? Ich will mich daher auf eine Eigentümlichkeit beschränken, auf die vornehmste und merkwürdigste, auf die friesische Sprache. Doch kann ich dazu nicht übergehen, ohne noch vorher flüchtig den uralten, aus der Vorväterzeit stammenden Kopfschmuck der Friesinnen, die sogenannten Threifen (fr. eariser, gesprochen jerisd'r, niederl. ooryzer) zu erwähnen. Es ist dieses ein metallener Bügel

[1]) Die amtliche niederländische Schreibart dieses Ortsnamens, der man auch gewöhnlich in Deutschland folgt, ist Stavoren; wobei jedoch der Ton nicht auf vo, sondern auf Sta liegt. Diese Schreibart ist falsch. Sie beruht nur auf der haltlosen Meinung der Studengelehrten in der Perücdenzeit, die einen altfriesischen Gögen Stavo annahm, der in dieser altfriesischen Hauptstadt besonders verehrt worden sein und ihr den Namen gegeben haben soll.

Digitized by Google

(ursprünglich ein vollständiger, später durchschnittener Ring), welchen die Frauen, das Hinterhaupt umschließend, tragen. Er besitzt verzierte Enden, die zu beiden Seiten des Gesichtes der Frau zwischen Ohr und Auge sitzen. Diese Ohrringe — man findet sie noch in allgermanischen Gräbern, nur die Deutung der Altertumsforscher als Hals- und Beinringe ist unrichtig — waren, wie der Name schon andeutet, ursprünglich von Eisen, später von Kupfer, heute wohl auch aus vergoldetem Kupfer, meistens aber aus Silber und Gold. Sie sind in sehr verschiedener Form, die von Gau zu Gau, hier und da von Dorf zu Dorf wechselt, ein besonderes Kennzeichen des friesischen Volkes, und daher nicht nur bei den reinen Friesen zwischen Rekere und Ffle, zwischen Flie und Lauers, zwischen Lauers und Ems im Gebrauch, sondern auch von altres her bis in die Hälfte unsers Jahrhunderts — heute allerdings noch sehr selten! — in Ostfriesland und Saterland (Oldenburg); sowie heute noch allgemein bei allen andern gemischten Friesen, den friesisächsischen und friso-fränkischen Volksstämmen in ganz Niederland, namentlich beim Landvolk in den beiden Provinzen Holland und in Seeland bis nach Westflandern hin.

Vielleicht finde ich später noch einmal Gelegenheit, in dieser Zeitschrift auf diesen merkwürdigen, uralt germanischen Kopfschmuck zurückzukommen, der oft mit den schönsten Diamanten besetzt an der Stirn und vorn auf dem Kopfe der Frau, zusammen mit den prachtvollen Spitzenhauben mit in den Nacken herabhängendem, fächerförmig ausgebreitetem Spitzenschleier, noch massenhaft von tausenden und aber tausenden Frauen und Mädchen in den niederländischen Provinzen als herrliche Zierde getragen wird. Vorderhand sei es mir gestattet, den sich dafür interessierenden Altertumsforscher und Volkskundigen auf meine eigene, die Sache ausführlich behandelnde Arbeit zu verweisen, die unter dem Titel Haarringen, hoofdbeugels en oorvyzers in meinem Sammelwerk Oud Nederland, Haag 1888 erschienen ist.

Alle Friesen ohne Ausnahme haben früher und ursprünglich die friesische Sprache gesprochen. Alle Friesen haben ihre eigene Sprache, als die wichtigste Äußerung ihres besonderen Volkslebens, sowohl körperlich- als geistig-natürlich gesprochen. Ebenso körperlich-natürlich wie friesisches Blut durch ihre friesischen Adern rollt, ebenso geistig-natürlich wie friesische Gedanken in ihrem friesischen Gehirne geboren werden. Ja, alle Friesen, gleichviel ob sie im Haupt- und Stammlande ihres Volkes, zwischen Flie und Lauers wohnten, oder in den angrenzenden Gauen nach Ost und West, ob sie weiter nach Nordost oder Südwest saßen, bis zu den äußersten Marken ihres Gebietes.

Durch den starken und anhaltenden Einfluß von Fremden, wiewohl stammverwandten und benachbarten Völkern, zumal Franken und Sachsen — im äußersten Norden auch Jüten und Dänen — ist Frieslands Volk und Sprache zum großen Teil verbastert (entartet) worden. Nicht im Stammlande — es sei denn in ganz unbedeutendem Verhältnisse. Aber — um die friesischen Gaue Deutschlands außer Betracht zu lassen — westlich und östlich vom Stammlande, westlich des Flie, östlich des Lauers. Im Westen erfolgte diese Verbasterung durch die Franken, so daß dort die reine friesische Sprache zu einer friso-fränkischen Mischsprache wurde, wie noch heute die Volkskundart in den beiden Provinzen Holland, in Seeland und Westflandern, also in dem ganzen Landstriche, der sich entlang der Nordseeküste von Texel und de Helder im nördlichen Nordholland bis Dünkirchen am Eingange des englischen Kanals in Frankreich hinzieht. Aus den friso-fränkischen Mundarten in diesen Gauen — die das Volk noch heute und sehr verschieden von der Schriftsprache redet — hat sich noch weiterer Vermischung mit dem reinen Fränkisch, das in Ostflandern und den brabantischen Provinzen (Brüssel, Löwen, Antwerpen) die Volkssprache bildet, in den südlichen Niederlanden (Belgien) die vlamische Schriftsprache herausgebildet. Und in den nördlichen Niederlanden, mit einer geringen Beimengung von sächsischen Bestandteilen, aus den rein sächsischen Gauen der Provinzen Gelderland (Alisen) und Overijssel (Trente) der nordniederländische dialectus communis des Niederdeutschen, woraus dann wieder und nunmehr aus der besonderen holländischen Form derselben, die heutige amtliche niederländische Schriftsprache entstand. Das Vlamische und das Holländische, oder besser das süd- und nordniederländische Niederdeutsch, die von Haus aus im Ganzen nur wenig voneinander abweichen, nähern in der jüngsten Zeit sich immer mehr und mehr, so daß jetzt nur noch von einer einzigen allgemeinen niederländischen Schriftsprache die Rede sein kann, die für ganz Nordniederland und die germanischen (nicht wallonischen) Provinzen von Südniederland (Belgien) gemeinschaftlich gilt.

Schon früh im Mittelalter, um die Jahre 800 bis 1000, muß das Aussterben der friesischen Sprache in ihrer reinen Form, muß das Emporkommen der friso-fränkischen Mischsprache als Vlamisch und Holländisch bei den westlich und südwestlich wohnenden Friesen Platz gegriffen haben. Dazu trug die Einführung und der Sieg des Christentums, der in diesen Gauen meist durch fränkischen Einfluß, unter fränkischem Schutze erfolgte, gewiß in großem Maßstabe das seinige bei. Länger aber hat sich die rein friesische Sprache in dem Gau zwischen Rekere und Flie, unmittelbar an der Grenze des Stammlandes, erhalten, wiewohl die dort auf dem platten Lande sitzende Bevölkerung heute auch ihre friesische Sprache mit der friso-fränkischen Mischsprache der eigentlichen Holländer vermischt hat, trotzdem sie in körperlicher Beziehung wenig oder gar kein fränkisches Blut in sich aufgenommen hat. Sie herrschte dort sicher noch im 14. Jahrhundert, ja noch viel später, sei es auch nur als Volksmundart. Zu jener Zeit schon hatten die Friesen westlich vom Flie, die sich früher tapfer gegen den Einfluß und die Herrschaft der Grafen von Holland widersetzt und gewehrt hatten in manchem blutigen Streite, sich in Sprach- und Volksleben langsam assimiliert mit dem Volke in den südlichen Gauen Nordhollands (Kennemerland und Amstelland) und Südhollands, das unter der Herrschaft der spätern Grafen von Holland stand, die selbst ursprünglich friesische Gaugrafen unter fränkischer Oberhoheit gewesen waren. Keine Urkunden, Gesetze, Sprachproben noch andere Stücke in friesischer Sprache in diesem Friesland westlich des Flies geschrieben und verfaßt, sind uns erhalten oder überliefert worden, aus denen wir erkennen könnten, sowohl die Zeit, wann die friesische Sprache in reiner Form dort noch lebte, als auch die besondre Form, in der sie dort bestand. Wenn wir aber bedenken, wiewiel friesisch noch im heutigen friso-fränkischen Dialekt — je nördlicher im Lande desto mehr und rund um Schagen am meisten — übrig geblieben ist, dann können wir daraus sicher schließen, daß im nördlichen Nordholland noch bis zu den Jahren 1550 und 1600 die friesische Sprache in einigermaßen reiner Form gesprochen wurde. Seit jener Zeit unter dem Einflusse der Reformation, die nicht mit der friesischen Sprache rechnete und durch den engern, ja bald vollständigen Anschluß dieses Westfrieslandes an die südlicher gelegenen Gauen von Nordholland (Kennemerland und Amstelland) und an Südholland, wo die Hauptmacht der Vereinigten Niederlande ihren Sitz hatte, seit jener Zeit hat sich die friesische Sprache dort verwandelt in die heute noch stark friesisch-gefärbte Mischsprache, die dort heute als Volksmundart herrscht. Auf einigen Inseln und an einigen abgelegenen Orten westlich vom Flie (Texel, Wieringen, Marken, Kolhorn) hat sich

Digitized by Google

denn auch noch länger und später ein Überrest der altfriesischen Sprache erhalten, wenn auch je länger, desto unreiner in der Form. So wird erwähnt, daß noch 1660 das Friesische im nordholländischen Vaterland gesprochen wurde, also in der Strecke in dem Winkel vom Y und Zuiderzee, zwischen Amsterdam und Monnikendam.

Auf der andern Seite des friesischen Stammlandes, nach Osten zu, in den Gauen zwischen Lauers und Ems, wovon oben schon die Rede war, blieb die friesische Sprache als Landessprache im allgemeinen länger und namentlich kräftiger, als westlich vom Flie. Sie war dort auch im Mittelalter als Schriftsprache völlig im Gebrauche. Es sind uns namentlich einige Urkunden, hauptsächlich aus alten Gesetzen, Willküren und Verordnungen bestehend, erhalten geblieben und überliefert worden, die in jenen Gauen verfaßt, und in der damaligen friesischen Sprache geschrieben sind. Diese Urkunden stammen aus dem 13. und 14. Jahrhundert (soviel ich weiß, die jüngste von 1385); sie geben uns eine völlig deutliche Anschauung von der Sprachart jener Zeit und in jenen Gauen. Sie war damals noch rein friesisch, hatte die ursprünglichen alten, vollen Formen und Ausgänge bewahrt und wich einigermaßen von jener friesischen Sprache ab, wie sie damals im angrenzenden Stammlande herrschte.

Dieses Altfriesische der Gaue zwischen Lauers und Ems, dies groningerländische Altfriesisch hat mit dem ostfriesischen Friesisch ganz dasselbe Los geteilt. Seit dem Jahre 1400 ist es langsam immer mehr und mehr mit dem niedersächsischen vermengt worden, und ist damit endlich ganz verschmolzen in derselben Form der fries-sächsischen Mundart, die noch heute sowohl im niederländischen Groningerland als im deutschen Ostfriesland herrscht. Zum großen Teile ging diese Verschmelzung vom Friesischen zwischen Lauers und Ems aus, von der ansehnlichen und mächtigen Stadt Groningen (fries. Grinu) — nicht mit Gewalt, sondern auf sehr friedlichem Wege. Die Stadt Groningen hatte schon von altersher eine sächsische Bevölkerung: sie war stets eine unummauerte Feste und in einer solchen wohnten die „freien Friesen“ nicht gern. Sie blieben nach alter Volkssitte lieber auf dem platten Lande, jeder Hausvater als Patriarch umringt von Kindern, Kindeskindern und ledigen Verwandten auf seiner State oder Sate, hier gewöhnlich Borg oder Burcht und Heerd[1]) genannt. Doch war der Einfluß, den Groningen — vom friesischen Landvolke zwischen Lauers und Ems noch heute nur schlechthin „de Stad“ genannt — in allerlei Hinsicht auf das umliegende Land ausübte, stets sehr groß. Kultur und Entwickelung, Lehre und Lehre kam den „Ommelanders“ — nämlich der Friesenbevölkerung rund um „de Stad“ — stets von Groningen zu. Und seit Groningen am Ende des 16. Jahrhunderts sich endgültig den Vereinigten Niederlanden anschloß, auch Herrschaft und Regierung. Der friesische Geschichtsschreiber Ubbo Emmius meldet, daß zu seiner Zeit, am Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts „nur noch wenige in Groningen die friesische Sprache verstanden, weil die Einwohner aus Drente, oder Westfälinger waren“, also Sachsen. Und an einer andern Stelle schreibt Ubbo: „Die friesische Sprache ist eine beschränkte, beinahe allen Städtern unbekannt.“ Hier spricht er von den Dumwlander Friesen und der Bürgerschaft der Stadt Groningen.

Eine andre Ursache, die den Verlust der ursprünglichen Reinheit der friesischen Sprache zwischen Lauers und Ems zur Folge hatte, und deren Untergang in der heutigen sächsisch-friesischen Mundart verursachte, lag darin, daß die Bauern in diesen Gegenden im 15. bis 17. Jahrhundert ihre Gesitte mehr und mehr mit hohen Deichen umgaben, einpoderten und vor den verwüstenden Sturmfluten der wilden Gewässer, sowohl der Nordsee als der Ems und der kleinen Binnenflüsse, sicherten. Dadurch wurden ihre Ländereien ansehnlich vergrößert und wertvoller. Die Bauern konnten nun weit mehr Land mit dem Pfluge bestellen; dadurch aber hatten sie zur Bearbeitung ihrer Äcker weit mehr Arbeitskräfte nötig, als sie aus ihrem eigenen Volke entnehmen konnten, und diese Kräfte fanden sie bei ihren Nachbarn, der sächsischen Bevölkerung des nördlichen Westfalen. Diese Arbeiter mußten sich in großer Zahl unter den groningerländischen Friesen niedergelassen, wohl auch durch Heiraten mit ihnen vermischt haben, wodurch dann die Reinheit des Blutes und der Sprache bei den Friesen stark geschädigt wurde. Noch jetzt dauert der stetige Zufluß von Arbeitern aus Nordwestfalen (dem südlichen Oldenburg und der Umgegend von Osnabrück und Lingen) nach den reich gesegneten friesischen Ämtern fort. Noch heute ziehen alljährlich zur Erntezeit, also namentlich zur Heuernte, Hunderte und aber Hunderte von Arbeitern, die sogenannten Hannekemaiers (friesisch Hantejemieren), in Deutschland als Hollandgänger bekannt, in hellen Haufen nach den friesischen Provinzen an Ems, Lauers und Flie. Jetzt allerdings ziehen diese Arbeiter, nach Beendigung der Ernte, wieder in ihre Heimat zurück, haben also keinerlei Einfluß mehr auf die Eingeborenen. Aber in alter Zeit mußten diese Arbeiter sich auch dauernd in den friesischen Gauen zwischen Lauers und Ems niedergelassen haben, jedoch nicht zwischen Flie und Lauers, wo man, wie es scheint, stets genug eigene Volkskräfte zur Arbeit hatte. Heute noch ist sie den Aufmerksamen und Sachkundigen der Unterschied zwischen den erbesessenen Bauern und dem Bauernarbeiter in der Provinz Groningerland gut zu erkennen, da der erstere den friesischen Typus darstellt, auch in seinem Geschlechtsnamen, und der letztere den sächsischen.

Als Schriftsprache ist das Friesische im Groningerlande seit dem Ende des 14. Jahrhunderts außer Gebrauch gekommen und seit dem 15. Jahrhundert ganz verschwunden, doch blieb es als tägliche Volkssprache noch anderthalb Jahrhunderte lebendig. Die heutige fries-sächsische Mundart, im wesentlichen die gleiche wie die auch in Ostfriesland gebräuchte, wechselt in den verschiedenen Gauen ein wenig; hier ist sie mehr sächsisch, dort mehr friesisch. Letzteres zumal und natürlich meist in den westlichen Strichen, die an das friesische Stammland grenzen. Dort, vor allem in den Dörfern Marum, Dosum, Groote- und Lütje-Gast, Sibaldaburen u. s. w., wo die Mundart noch heute reichlich mit rein altfriesischen Wörtern und Ausdrücken vermengt ist, blieb ein mehr oder minder reines Friesisch, gestützt und gekräftigt durch die standfesten Friesen westlich der Lauers, noch bis ins 17., ja bei einigen noch bis tief ins vorige Jahrhundert erhalten.

Wir wollen jetzt all die friesischen Gaue, wo die friesische Sprache in ihrer reinen Form und als besondere Sprache untergegangen ist, verlassen und uns zum friesischen Stammlande wenden, der heutigen niederländischen Provinz Friesland, wo die Sprache noch heute wie in den ältesten

[1]) Viele dieser Heerde bestehen noch heute unter ihrem alten Namen, so auf wie die oben angeführten States und Saten im nachbarlichen Stammlande. Z. B. Cloverings-heerd, zwischen den Dörfern Usquert und Uithuizen. Das uralte Geschlecht von erbesessenen freien friesischen Bauern, die diesen Heerd als Stammsitz bewohnten, die Cloverings — ursprünglich wohl Kleshardings, ein Patronymikum in friesischer Form vom altgermanischen Mannesnamen Kleshard, verlaufen in Heerd, wie Eberhard in Everd — besteht heute noch im Groningerland, auch als Klovervings, Clevering und Klovering und als Clavering in England, wahrscheinlich schon seit der Übersiedelung der Friesen unter Hengist und Horsa (mit Sachsen, Jüten, Angeln u. s. w.) nach Britannien im Jahre 449 dorthin gelangt.

Digitized by Google

Zeiten frei und froh lebt und webt, sowohl im Munde des Volkes, wie in der Feder des Schriftstellers.

Die friesische Sprache im friesischen Hauptgau, zwischen Ems und Lauers, herrschte natürlich vor alters dort völlig unbeschränkt als einzige und ausschließliche Sprech- und Schriftsprache des Volkes. Dieses blieb so bis zum Ende des Mittelalters, bis zum Jahre 1500. Bereits aber zeigen sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts einige Spuren, die auf einen späteren Verfall des Friesischen als Schriftsprache hindeuten. Denn es sind einige Urkunden (Testamente und derartige Schriften) aus jener Zeit bekannt, die in Friesland verfaßt und niedergeschrieben, nicht in rein friesischer Sprache, sondern in einer teils friesischen, teils niedersächsisch-plattdeutschen, teils holländischen Mischsprache verfaßt sind. Hierzu kann nur der Umstand ursächlichen Anlaß gegeben haben, daß einige Leute, auf welche diese Schriften Bezug haben, oder derentwillen sie geschrieben wurden, keine Friesen waren, sondern andre, der friesischen Sprache unkundige Niederländer, welche in Friesland wohnten.

Am Ende des 15. Jahrhunderts (1498) wurde den durch innerliche Zwiste und Parteiungen, sowie durch blutige Kriege erschöpften Friesen durch den deutschen Kaiser Maximilian (als Vogt über seinen Sohn Philipp II., der Graf von Holland war) ein deutscher Fürst, Herzog Albrecht von Sachsen-Meißen, zum „Gubernator“ gegeben [1]). Dieser Fürst und seine ihm folgenden Söhne Heinrich und Georg vermochten sich jedoch nicht lange bei den widerspenstigen Friesen im Amte zu erhalten — sie regierten nur von 1498 bis 1515 —, aber diese Fremdlinge und ihre Unterstatthalter, Kriegsobersten — denn die Friesen widersetzten sich mit den Waffen in der Hand der Regierung der Sachsen — und ihr weiterer Anhang, alle der friesischen Sprache unkundig, schädigten doch sicherlich durch ihren Einfluß die friesische Sprache als amtliche Schriftsprache. Seit dem Jahre 1500 werden dann die offiziellen und offiziösen, zu bürgerlichen Schriftstücke häufiger, die nicht mehr in rein friesischer Sprache, sondern in einer besonders häßlichen Mischsprache aus Friesisch, Holländisch und Niedersächsisch-Plattdeutsch (letzteres aus Groningerland und Ostfriesland eingeführt) geschrieben sind — ein Sprachungeheuer, das als Schriftsprache allmählich im Verlaufe des 16. Jahrhunderts reiner und reiner, mehr und mehr holländisch wird, um endlich im allgemeinen Niederländisch sich zu verlaufen [1]).

[1]) Merkwürdigerweise führte diese Ernennung des sächsischen Herzogs noch einen letzten schwachen Versuch herbei, einige weit auseinander liegende Teile Alt-Frieslands wieder unter einen Hut zu bringen. Denn Herzog Albrecht wurde vom Kaiser zum Gubernator ernannt von Ostergau, Westergau und den Siebenwäldern (diese drei Gaue bilden mit dem später erwähnten Stellingwerf das heutige niederländische Friesland), von Groningen und den Ommelanden (heutige niederländische Provinz Groningerland), von Tiedmarsherr, von der Stranddistrikt (Nordfriesland), den Wurstfriesen (Land Wursten an der östlichen Seite der Wesermündung in Hannover) und von Stellingwerf.

[1]) Diese höchst unreine Schriftsprache ist im Verlauf des 16. Jahrhunderts auch als Sprechsprache in Gebrauch gekommen. Anfangs nur bei den höheren Ständen, bei solchen, die durch Amt oder Stand mit Fremden in Berührung kamen, zunächst mit Deutschen und unter den nachfolgenden burgundischen und spanischen Regierungen auch mit andern Fremden, zuletzt meist mit holländischen und andern untriesischen niederländischen Regierungsbeamten. Dadurch kam durch reine Nachäfferei der höheren Stände die Bastardsprache auch bei den Bürgern und niederen Volksklassen der friesischen Städte in Schwung. Diese Mischsprache, die in sprachwissenschaftlicher Hinsicht ein hartfriesisch gefärbtes Fries-Fränkisch mit fries-sächsischer Beimischung genannt werden muß, und die bereits im Jahre 1600 zu einer gut abgerundeten, selbständigen Mundart geworden war, hat die friesische Sprache aus dem Munde der friesischen Städter verdrängt. Sie lebt noch heute als ungeschriebene tägliche Volksumgangssprache in den sechs oder sieben größeren friesischen Städten und ist unter dem falschen, zu Mißverständnissen Anlaß bietenden Namen des Stadtfriesisch bekannt (friesisch Stedsk-frisk, gewöhnlich in Stedsk, städtisch, verkürzt). Mehr und mehr verläuft sie in der heute stets allgemeiner werdenden holländisch-niederländischen Verkehrssprache, indem sie fortdauernd rein friesische Wörter ausmerzt und dafür holländische aufnimmt. Ja, sie zeigt jetzt im Munde einiger Pedanten nur noch sehr wenig friesische Besonderheiten und unterscheidet sich von der gemeinhin allgemein niederländischen Umgangssprache nur noch durch den unverwüstlichen friesischen Accent, mit dem sie geredet wird.

Oregonische Märchen.

Von Albert S. Gatschet. Washington.

K'mukamtchs Jagdabenteuer.

Nachdem der Westenschöpfer und Hauptgott K'mukamtch die Erde erschaffen hatte, durchzog er das Land und erblickte fünf Luchse auf Bäumen sitzend. Sein Kleid war ein alter, durchlöcherter Hasenfellmantel, den er nun zerriß und weg warf mit den Worten: „Gelingt es mir, die fünf Luchse auf den Bäumen zu erlegen, so kriege ich einen weit besseren Mantel aus Fellen, als dieser alte da.“ Er las nun Kiesel zusammen, doch als er mit einem derselben eines der Tiere zu treffen suchte, verfehlte er sein Ziel und der Luchs kletterte hinunter und weg war er. Unbeschreiblich traurig rief er aus: „So kriege ich also auch diesmal keinen guten Überwurf!“ Dann schleuderte er seinen zweiten Kieselstein nach einem andern Luchse, verfehlte auch diesen, und die Jagdbeute entwichte ihm auch dieses Mal. „Mein zukünftiger Mantel ist jetzt noch kleiner geworden!“ Die drei übrigen Luchse fingen nun an, über den ungeschickten Gott zu spotten: noch mehr dadurch angereizt, schmiß er einen weitern Stein nach dem dritten, mit demselben Mißerfolge; nach dem vierten, fünften Luchse, ohne zu treffen. Als diese alle davongerannt waren, rief K'mukamtch schmerzvoll aus: „Jetzt wird nicht einmal ein Fell meinen Rücken bedecken.“ Indem er das Lädchen vor sich herrollerte:

loi lo'yan lo'yak, lo'-i lo'yan lo'yak,

las er die Stücke seines Mantels wieder zusammen, den er eben zerrissen, heftete sie mit Holzsplittern aneinander, legte das Flickwerk um seinen Leib und setzte seinen Weg fort.

Eine kurze Strecke Wegs hatte er zurückgelegt, als er eine Antilope auffand, die an Zahnschmerzen litt, und auf einem abgeholzten Landstück im Walde lag. Sofort legte er seinen gestickten Zeilmantel über das Thier und gab ihm Fußtritte, um es blutrünstig zu machen. Um ein Steinmesser in der Nähe zu finden, um ihr das Fell abzuziehen, entließ er die Antilope auf eine Weile aus seinem Griff; sie lief natürlich davon und ging hinter seinen Rücken. Er drehte sich um, sah sie laufen, und sagte: „Meine Antilope, die ich eben erlegt, sieht gerade so aus!“ Dann lief diese neben ihm vorbei, und er sah seinen Mantel auf ihrem Rücken. Er

Digitized by Google

schrie: „Bleib doch stehen! Die Menschen werden ja über dich lachen, wenn sie dich mit meinem erbärmlichen, zerfetzten Mantel bekleidet sehen!“

Die Waldratte und die fünf Kaninchen.

Eine Waldratte, so erzählt man, lebte mit ihrer Mutter und fünf weißschwänzige Kaninchen hatten ihre Wohnung ganz in der Nähe. Eines Tages sagte die Ratte zu ihnen: „Laßt uns einmal einen Zank anfangen.“ Als eins der Kaninchen zu wissen wünschte, weshalb sie sich mit ihnen zanken wolle, erwiderte die Ratte: „Es ist ja nichts weiter dabei! wir wollen einmal Händel haben. Bist du es nicht, der die bittern Blätter einer großen Kohlpflanze allem andern vorzieht?“ Das Kaninchen erwiderte hierauf: „Du bist gewiß ein Dieb vom Handwerk! just gestern sah ich dich noch überall herumstreichen, in der Absicht etwas zu mausen, mit deinen breiten Ohren abwärts gebogen!“ Hierauf sagte die Ratte: „Und dich sehe ich überall mit deinen krummen Beinen herumhüpfen, um die breiten Kohlblätter abzureißen!“ Das Kaninchen entgegnete: „Du bist ein Nichtswisser und ein alter Narr; du bist zu nichts zu gebrauchen als um Löcher in den langen Kod deiner Großmutter zu nagen. Das ist der Grund weshalb du mich angreifst!“

Hierauf entfernte sich die Ratte eine Strecke weit, und spannte dort ein Netz aus, um ihr Opfer zu fangen. Sie ergriff sodann einen Stecken, stieß ihn in die Erdwohnung des Kaninchens hinein und zwang dieses, hervorzukommen. Als es heraus war, drängte sie es ins Netz hinein, und wie es dort gefangen saß, schlug sie es tot.

Gleich darauf begann die Waldratte einen neuen Disput mit einem zweiten Kaninchen, das dort wohnte. „Laß uns einmal einen Zank beginnen!“ „Warum sollen wir denn Händel haben?“ Und der Zank begann, weil das Kaninchen der Ratte auf ihre Herausforderung geantwortet hatte: „Sie sei nur gut, um in das Kleid ihrer Großmutter Löcher zu nagen.“ „Du bist zu nichts zu gebrauchen, und ein alter Narr, du Kohlblattfresser!“ Das Kaninchen erwiderte: „Wir alle wissen, daß du ein gemeiner Dieb und Plünderer bist, der in einer alten baufälligen Holzhütte wohnt!“ „Du dummer Teufel“, erwiderte sein Gegner, „du einfältiger Sprößling von Eltern einer bessern Sorte, bedenke wohl was du mir zufügen willst! Mach daß du fortkommst!“ Und die Ratte trieb das Kaninchen fort, rannte hinter ihm drein und tötete es, brachte dann den Körper heim und fraß ihn auf.

Auf dieselbe Weise machte sie dem Nest der Kaninchenfamilie den Garaus, getrieben von ihrer grausamen Gemütsart. Sie und ihre Mutter fraßen die Tiere samt und sonders auf, und tanzten einen Medizintanz zum Schlusse des blutigen Aktes. Doch während dieses Tanzes wurde die Wohnung der Ratte vom Feuer ergriffen, und da den beiden Inwohnern der Rückzug abgeschnitten war, verbrannten sie beide elendig sich. — Soweit geht die Erzählung.

Die Waldratte und der Biber.

Ein Biber saß in seinem Einbaum und hatte zwei seiner Jungen neben sich sitzen. Als er das Fahrzeug am Ufer hinruderte, kam eine Waldratte zu ihm, fragend, was es neues gebe. „Neuigkeiten weiß ich keine; wenn du welche weißt, so sage mir gleich was du weißt!“ erwiderte der Biber. Die Waldratte sagte darauf: „Die Ratte hatte ihre Mutter zur Frau; das ist alles, was ich von Neuigkeiten weiß.“ Hierauf entfernte sich die Ratte, wartete auf das Fahrzeug in einem Hinterhalte, schoß dann auf dasselbe, griff es an und warf es um. Als die Insassen im Wasser lagen, rettete sie die beiden Jungen, während der Biber selbst auf den Grund hinabtauchte. Die Waldratte fürchtete die Rache des Bibers, und floh daher schnell heim, um sich in der Behausung ihrer Mutter zu verstecken. Der Biber kam heran, entdeckte die Übeltäterin und wollte wissen, weshalb sie davongelaufen sei. „Warum wißt du dies wissen?“ Die Ratte entgegnete: „Ich wollte eine Perlenhalskette abholen, um sie dir zu überreichen.“ Der Biber nahm die Halskette zwar an, warf sie aber gleich ins Feuer mit zorniger Geberde. Die darüber ungehaltene Ratte griff ihn nun an und hieß ihrer Mutter in der Mitte des Lagerfeuers einen Raum frei zu machen, damit sie den Biber dort hineinwerfen könne. „Ich will das Tier in das Feuer werfen; ist es drin, so decke es mit Erde zu!“ Doch sie hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn der starke Biber ergriff beide, Ratte und Mutter, und warf sie in den Brand hinein. „Aututut! wehe mir!“ schrie die Ratte im Feuer drin; „also bin ich es, die nachher in der Erde verscharrt werden soll!“ und rannte noch in Verzweiflung im Feuer herum, während schon ihre Borsten und Fleisch abgelöst waren. Zu guterletzt hielt der Biber ihr noch eine Strafrede betreffs ihrer Gemeinheit. „Gewiß nicht wegen einer Kleinigkeit kam ich hierher; du wirst jetzt hart bestraft, und wenn die Indianer sähen, wo du jetzt bist, würden sie dich gehörig auspfotten. Nachdem dein elender Leib verkohlt ist, wird kein Mensch das Verlangen äußern, an dir zu riechen, sondern man würde dich ein stinkendes Aas nennen, du nichtsnutziger Lümmel, der du nichts besitzest als ein Haus von Holzstücken!“ [1]) Der Biber legte nun obendrein noch Feuer an die Holzwohnung der Ratte und ihrer Mutter, nahm seine zwei Jungen unter die Arme und kehrte nach Hause zurück.

Amhulut, das Ungeheuer des Bergsees.

Amhulut beabsichtigte zuerst seinen Aufenthalt in den Ebenen von Alsalati, Oregon, zu nehmen, sah aber bald ein, daß dieselben für ihn nicht weit genug seien. Er fand auch einen geräumigeren Ort und ist seither stets dort geblieben. Alles Lebende, das ihn erblickt, ist dem Wassertode geweiht, alle Bäume in der Nähe sind kopfüber mit dem Wipfel ins Nasse gestürzt und viele andre Dinge sind in seinem Teiche versammelt. Das Ungeheuer hat Hunde von mehreren Arten auf seiner Seite und seine Scheitel scheinen ganz von Haaren entblößt zu sein. Seine Hörner sind übergroß und tragen Flecken an sich.

Drei Kinder graben in der Erde, um die ebbaren Knollen der Adschadsch-Pflanze zu suchen, als Amhulut in ihrer Nähe aus der Erde stieg. Als die Kinder ihn sahen, riefen sie: „Laßt uns seine Hörner benutzen, um Grabwerkzeuge daraus zu schnitzen!“ Doch das unheimliche Wesen nährte sich ihnen, und nahm zwei derselben auf die Hörner, während das dritte Kind, ein Knabe, eiligst sich flüchtete. Überall, wo derselbe seine Schritte hinlenkte, fand die Erde ein. Nach Hause zurückgekehrt, erzählte er seinem Vater: „Ein gefährliches Etwas hat sich uns genähert und meinen Bruder mit Schwester entführt!“ Er ging dann schlafen und als die Eltern ihn während seines Schlummers betrachteten, merkten sie, daß sein Leib voll Flecken war.

Hierauf gürtete sich der Vater und machte sich nach dem Satelberge (oder gegabelten Berge) auf, wo die Kinder in dem Bergsee ertrunken waren. Die Fußtapfen fand er

[1]) Bezieht sich auf den Umstand, daß Indianerstämme der Pacificküste, wie z. B. die Shasti, Ratten und Feldmäuse unter ihre Nahrungsmittel zählen, und sie gebraten verzehren. Diese Tiere bringen nach ihren Wohnungen zusammengetragene Holzstäbchen, welche oft um ihre Erdlöcher herumliegen.

Digitized by Google

leicht und folgte ihnen; es waren die Fußspuren seines zurückgekehrten Sohnes. Nach Umgehung der Bergböhe fand er den Teich, und sah die Kinder daraus hervorragen. Dann verschwanden sie, um wieder an andern Ufer des Bergsees aufzutauchen. Dies Schauspiel wiederholte sich fünfmal vor seinen Augen, und als er ganz nahe ans Ufer getreten war, fand er die Stelle, wo das Monstrum sie aufgehoben und entführt hatte. Aus dem Bergsee erhob sich Nebel, und mitten im Nebel sah er die Kinderleichen auf den Hörnern des Tieres schwebend. Er winkte ihnen mit der Hand, und sie erwiderten: „bibei! bibei! bibei!“ d. h. unser Körper ist verwandelt!

Der Vater ergoß sich in Thränen und blieb die ganze Nacht durch am Ufer. Des nächsten Morgens hob sich der Nebel wieder soweit in die Höhe, daß er seine Kinder wieder auf den Hörnern des Ungetüms sehen konnte. Nochmals machte er ihnen Zeichen mit der Hand und sie erwiderten auch diesmal: „bibei! bibei! bibei!“ In Thränen gebadet, konnte er sich nicht von den Kindern trennen und blieb fünf Tage und Nächte am Platze, und jeden Tag kamen die Kinder empor und versanken wieder in der trüben Flut. Als sie nicht mehr emportauchten, machte sich der Mann auf den Weg nach Hause und sagte zu seiner Familie: „Anthulut hat die Kinder uns entrissen; sie sind am Sattelberge, im Bergsee, und dort sah ich sie auf den Hörnern des Ungetüms; viele Bäume sind auch dort kopfüber ins Wasser geworfen.“

* * *

Die eben erzählten Produkte der mündlich fortgepflanzten Volkslitteratur sind sämtlich oregonischen Ursprungs; die ersten drei rühren von den Modoc-Indianern, das vierte von den Kalapuya-Indianern des Willamet-Thales her. Zum vollen Verständnisse sind einige Erläuterungen von nöten.

Die Modoc-Indianer bilden die südliche Gruppe des Volkes der Mâklaks-Indianer, während die nördliche, an Zahl dreimal so starke Gruppe die der E-ukshini (d. h. Seeanwohner) oder Klamath-Indianer ist. Die Modocs sind jetzt an zwei Stellen angesiedelt, indem sie nach dem Aufstande von 1872 bis 1873 gezwungen wurden, ihr bisheriges Vaterland am Lost River, im südwestlichen Teile Oregons, zu verlassen. Neunzig derselben wohnen im Indianer-Territorium im Exil, während ebenseviele die obern Teile des Sprague-Flusses auf der Klamath Reservation innehaben [1]). K'mukamtch ist der Hauptgott in der Mythologie beider Gruppen und repräsentiert meistens die Sonne des Winters und des Sommers, aber auch zu Zeiten das Himmelsgewölbe. Sein Name bezeichnet ihn als den „alten Mann der Vorzeit“. In den Mythen erscheint er als ein Dämon, mitunerwindlich an Kraft und List, tückisch und grausam seinem Sohne Aishilh gegenüber, mächtig als Schöpfer der Erde und des Weltalls, aber auch die Zielscheibe des Witzes und Spottes aller vergötterten Dämonen und Tiere, sowie der mit ihm in den mythischen Erzählungen in Verbindung tretenden Menschen. In der ersten dieser „Fabeln“ haben wir einen guten Nachweis dessen, was die Menschen, die die Geschichte erfunden, von ihm gedacht haben. Die Zahl fünf hat in ganz Oregon eine mystische Bedeutung, wie bei uns die Drei- und Siebenzahl; und erscheint mehrmals in den obigen vier Texten. Die Worte lo-i loyan loyak scheinen aus einer Verdrehung des Verbalausdruckes luuluiza (verpotten) entstanden zu sein.

Die zweite und dritte dieser Tiergeschichten bilden treffliche Naturschilderungen der betreffenden Tiere, bieten aber keine besondern Anhalte zu sachlichen Erläuterungen.

Der Mythus vom Anhulut rührt von dem Atsalati-Stamme der Kalapuyas her, der auch Tualati und Wappato-Stamm heißt. Letztern Namen empfing er, weil die Ansiedlungen desselben rings um einen See angelegt waren, dem Gaston-See, an dessen Ufern das Pfeilblatt (oder die Sagittaria) mit seiner ehbaren Wurzel in ungeheuren Quantitäten wuchs. Diese Wurzel heißt nämlich im Chinook-Jargon: wâpatu. Dieser Stamm ist jetzt bis auf etwa fünfundzwanzig Individuen heruntergeschmolzen und lebt auf der Grande-Ronde Reservation, zwischen Portland und dem Stillen Meere. Seine Mythen, soviel ich ihrer habe sammeln können, zeugen von poetischer Anlage und die Sprache dieser und aller verwandten Stämme ist wohllautend und stark vokalisch, doch ist sie morphologisch auf einem sehr primitiven Standpunkte verblieben. Die Konjugation des Verbums ist außerordentlich formenreich schon deshalb, weil das direkte und das indirekte Personalpronomen in das Verbum inkorporiert wird.

Die mythische Schöpfungsgabe dieses Volkes hat zwar viele Tiere und Naturgegenstände anthropomorphisiert, aber Hauptgötter, wie bei Germanen, Griechen, Indern u. s. w., hat dasselbe nicht geschaffen — denn alles mehr transzendentale wird mit dem Namen Ayuthlmé-i bezeichnet, was „wunderbar, mirakulös, göttlich“ bedeutet und ganz dem Dakota-Worte: wâkan. dem Chinook: itamânnash gleichkommt. Die Götter des Himmels, der Erde, der Unterwelt und des Wassers sind also hier nicht differenziert, alles ist Ayuthlmé-i. Die Sonne erscheint zwar in den Mythen als Flint-Boy [2]), doch ist sie als solcher nicht Gegenstand des Volksglaubens, sondern erscheint eben nur in Mythen, deren wahre Bedeutung kein dortiger Indianer mehr versteht.

Die Ausnahme der düstern Landschaft, wo sich der Bergsee befindet, ist von großer Naturwahrheit. Dieser See und der „Sattelberg“ befinden sich fünfzehn englische Meilen westlich von Forest-Grove, das nur zwei Meilen vom Gaston-See entfernt ist.

Eine andre Rezension dieses Märchens stellt das Ungetüm so dar, als ob dasselbe den Körper, nicht bloß die Hörner, voll Flecken gehabt hätte. Die zwei ertrunkenen Kinder hatten sich, als sie auf dem Wasser erschienen, in einen Körper vereinigt, und Haare zeigten sich allerwärts auf ihrer Haut. Ihr Vater suchte sie durch Schwimmen zu erreichen, doch vergeblich.

[1]) Vergl. meinen Aufsatz über diese beiden Stämme: Volk und Sprache der Mâklaks im südwestlichen Oregon; im Globus 1879, Band 35, S. 167 bis 171, 187 bis 189.

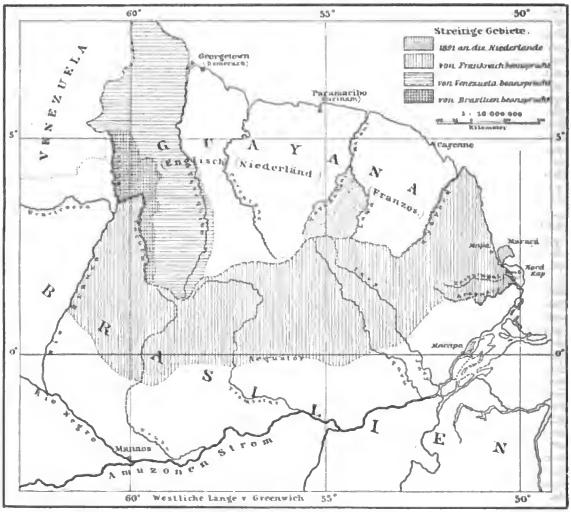
[2]) Eigentlich „Quarz-Junge“; Quarz ist die Substanz, woraus Pfeilspitzen gemacht wurden, und hier sind die Pfeilspitzen symbolisch als die durchdringende Kraft der Strahlen der Sommersonne aufzufassen. Dr. Franz Boas hat 1890 diesen Mythus in mehreren Versionen von den Chinook, Tillamuk und Fraser-River Indianern erlangt.

Digitized by Google

Die ſtreitigen Gebiete in Guayana.

Von A. Scobel.

Der Kaiſer von Rußland entſchied am 25. Mai dieſes Jahres den Streit zwiſchen Frankreich und den Niederlanden zu Gunſten der letztern. Der Schiedsſpruch ſagt: „Der Fluß Lawa iſt als Grenzfluß zwiſchen dem franzöſiſchen und niederländiſchen Guayana zu betrachten. Alles Land oberhalb der Vereinigung der Flüſſe Lawa und Tapanahoni ſoll“ von nun an den Niederlanden zugehören.“ Die Flüſſe Lawa und Tapanahoni begrenzen das bisher ſtreitige Gebiet im Oſten und Weſten und bilden nach ihrem Zuſammenfluſſe den Maroni, welcher als nördlichſte Grenze zwiſchen dem franzöſiſchen und niederländiſchen Guayana ſchon ſeit 1668 gilt. Auf beiden Seiten war man aber nicht einig über den



Grenzanſprüche und Grenzregelung in Guayana.

Oberlauf des Maroni, alſo über die Bedeutung ſeines wichtigſten Quellfluſſes als Grenzſcheide. Die Franzoſen wählten den weſtlichen Tapanahoni, die Holländer natürlich den öſtlichen Lawa. Das ganze Gebiet iſt noch wenig bekannt. Die Karten zeigen dort keine einzige Niederlaſſung von Europäern; doch ſind anbauungswerte Goldfelder vorhanden. Die Bewohner ſind meiſt Abkömmlinge entlaufener Negerſklaven und nur zum kleinen Teile Indianer.

Der ſüdamerikaniſche Kontinent war urſprünglich durch den Vertrag von Tordeſillas (7. Juni 1494) und eine Bulle des römiſchen Stuhles (24. Januar 1506) ausſchließlich zwiſchen Spanien und Portugieſen geteilt worden. Während Portugal das heutige Braſilien erhielt, bekam Spanien das ganze übrige Südamerika, von dem es den größten Teil in Beſitz genommen hat. Rings um Braſilien erwuchs ein Kranz ſpaniſcher Kolonialſtaaten, nur das Land im Norden Braſiliens, das ſogenannte Guayana, blieb von den Spaniern unbeſetzt. Andre europäiſche Nationen fanden dort einen Tummelplatz für ihren Unternehmungsgeiſt. Ende des 16. Jahrhunderts bemühten ſich die Holländer, kleine Handelsfaktoreien zu gründen, wurden jedoch von den Spaniern, welche Indianer zu Hilfe gerufen hatten, vertrieben. Die Holländer gewannen im Anfang des 17. Jahrhunderts abermals feſten Fuß am Eſſequibo und fingen an, Negerſklaven aus

Digitized by Google

Afrika zu holen, um Plantagen in Betrieb zu ſetzen. Die von ihnen gegründeten Ortſchaften wurden während der Kriege im 17. Jahrhundert teils von den Engländern, teils von den Franzoſen geplündert und auch ſpäterhin war die Kolonie manchen Wechſelfällen ausgeſetzt. Den Holländern blieb nur ein Teil von Guayana, das ſogenannte Surinam; den Franzoſen gehört Cayenne; und die drei engliſchen Kolonieen Demerara, Eſſequibo und Berbice wurden 1831 vereinigt und Britiſch Guayana genannt.

Bis um das Jahr 1644 war die portugieſiſche Koloniſation längs der braſilianiſchen Oſtküſte nordwärts etwa bis zum Nordkap (Cabo do Norte) fortgeſchritten, ſie hatte demnach beide Ufer und das Delta des Amazonas eingenommen. Anſtatt nun aber weiter nordwärts vorzudringen, ergoß ſie ſich landeinwärts in das Amazonasthal und überließ Guayana andern europäiſchen Handelsvölkern. Den Franzoſen gelang es, ſich zunächſt der braſilianiſchen Grenze feſtzuſetzen. Nach Gründung der Kolonie Cayenne 1664, die 1674 unter die unmittelbare Herrſchaft der Krone Frankreichs gelangte, führte der Ehrgeiz die Franzoſen bald weiter. An der Mündung des Amazonas erſchienen franzöſiſche Kauffahrer und verſuchten die Stromauffahrt. Weit im Hinterlande des Amazonasthales ſtießen die portugieſiſchen Miſſionare auf Franzoſen, welche dort mit den Wilden um Indianerſklaven handelten. Der damalige Generalkapitän von Para erließ eine Beſchwerdeſchrift, nach welcher „das Delta und mit beiden Ufern des Amazonas allein der portugieſiſchen Herrſchaft, die Flußſchiffahrt allein der portugieſiſchen Flagge zuſtehe und den Franzoſen unterſagt bleibe“ (Handelmann, Geſchichte von Braſilien, Berlin 1860). Frankreich ließ ſich aber nicht ſo leicht abſchrecken, ſondern forderte das nördliche Ufer des Amazonas und wollte den Lauf des Hauptſtromes als Grenze und als gemeinſames Eigentum erkannt wiſſen. Aus politiſchen Gründen aber (im Begriff, die reiche Erbſchaft der ſpaniſchen Krone für ſeinen Enkel Philipp von Anjou in Anſpruch zu nehmen, wäre es unklug geweſen, ſich das Nachbarland Portugal zu verfeinden) entſagte Ludwig XIV. in dem Provisional-Traktat vom 4. März 1700 allen Anſprüchen auf Macapa und die nördlichen Uferlande des Amazonas, und dieſer Verzicht ward in dem Allianz-Traktat vom 18. Juni 1701 nochmals erneuert. Aber auch dieſe Verträge wurden in kurzer Zeit nichtig. Das Liſſaboner Kabinet gab den Bund mit Frankreich auf und trat der Tripelallianz von England, Niederland und Öſterreich bei. Dafür bedang es ſich aus und erhielt von jenen drei Mächten unter anderm eine Gewährleiſtung für ſeine Beſitzungen am Cabo do Norte am 16. Mai 1703. An dem ſpaniſchen Erbfolgekriege, der nunmehr entbrannte, hat Portugal nur geringen Anteil genommen, und Braſilien hat davon nur in einigen Freibeuterzügen gegen Rio de Janeiro eine kleine Probe erfahren. Deſto größer waren die Vorteile, welche der endliche Frieden zu Utrecht am 11. April 1713 brachte. So ungern König Ludwig XIV. ſeinen großartigen ſüdamerikaniſchen Koloniſationsplänen entſagte, er mußte, von England genötigt, alle portugieſiſchen Forderungen bewilligen. So hat Frankreich ſeine Anſprüche auf das nördliche Amazonasufer, auf das Cabo do Norte in aller Form zu gunſten Portugals aufgegeben und ſich den weiter nordwärts gelegenen Fluß Oyapock oder Vincent Pinçon (Pinzon) als Südgrenze von Cayenne, als Nordgrenze von Braſilien gefallen laſſen. Zu gleicher Zeit leiſtete die franzöſiſche Krone ausdrücklichen Verzicht auf die beanſpruchte Amazonasſchiffahrt und verſprach, ihren Unterthanen jeden Verkehr nach den benachbarten Häfen zu unterſagen.

Die Auffaſſung dieſer Beſtimmungen war aber von beiden Seiten eine ſehr verſchiedene. Portugal verſtand diejenigen Grenzlinien, welche von ſeiner Seite ſchon bei früheren Abmachungen als gültige angeſehen wurden; als den Fluß Japoc, alſo den Oyapock. Frankreich meinte einen nördlichen Arm des Aragnarn, der ſüdlich der Inſel Maraca mündete, und beanſpruchte ebenſo das Land nördlich des Amazonas, während es den Portugieſen nur das nördliche „Ufer“ des Fluſſes überlaſſen wollte. Trotzdem hat aber der portugieſiſch-franzöſiſche Frieden zu Utrecht, für den Großbritannien noch eine beſondere Garantie übernahm, bis zum Ende des 18. Jahrhunderts eine ſichere völkerrechtliche Schutzwehr gebildet. Kam es auch zwiſchen beiden Mächten noch mehrmals zu ernſten Reibungen, ſo iſt an der ſtipulierten Abgrenzung nichts geändert worden, ſo lange Könige aus dem Hauſe Bourbon auf Frankreichs Throne ſaßen. Erſt die franzöſiſche Republik hat die Vergrößerungspläne Ludwig XIV. wieder aufgenommen. Nach dem kurzen Kriege des Jahres 1801 erzwang ſie im Frieden von Madrid (29. September 1801) eine Ausdehnung des franzöſiſchen Guayana bis zum Caravanatuba; doch iſt hierin bald eine Änderung eingetreten, indem England, als es mit der franzöſiſchen Republik zu Amiens am 27. März 1802 ſeinen Frieden ſchloß, zu gunſten Portugals ausbedang, daß der Araguari (Arapuary) die Grenze zwiſchen Braſilien und Cayenne bilden ſolle. Wenige Jahre darauf wurde Portugal abermals von den franzöſiſchen Waffen heimgeſucht und das Königshaus Braganza mußte ſich 1807 zur Überſiedelung nach Braſilien entſchließen. Es gab damit ſein europäiſches Erbland an Frankreich verloren, aber dafür hat es ſich in Südamerika entſchädigt. Ein vereinigtes engliſch-braſilianiſches Geſchwader ſegelte gegen die franzöſiſche Nachbarkolonie, die Hauptſtadt Cayenne mußte 1809 kapitulieren, und nun unterwarf ſich ganz Franzöſiſch-Guayana den Siegern, welche daſſelbe vorläufig dem braſilianiſchen Reiche einverleibten.

Erſt in der Wiener Kongreßakte (9. April 1815) hat das Kabinet von Rio de Janeiro, nachdem es ſelbſt längſt in den Beſitz Portugals wieder eingeſetzt war, ſich zu einer Rückgabe Cayennes an die Krone Frankreich verſtanden. Nach einer mehrjährigen Verzögerung wurde die Grenzfrage in der Konvention zu Paris am 28. Auguſt 1817 dahin erledigt, daß die Beſtimmungen des Utrechter Friedensvertrages wieder in Kraft treten ſollten (Handelmann, l. c.). Dabei blieben freilich auch die frühern Streitpunkte über eine genaue Abgrenzung beſtehen. Nach der Unabhängigkeitserklärung Braſiliens im Jahre 1822 und während der Bürgerkriege 1834 bis 1837 war erſt recht an endgiltige Abmachungen nicht zu denken. Erſt 1855 bis 1856 wurde die Angelegenheit von Napoleon III. wieder aufgenommen. Frankreich beſtand auf ſeiner Auslegung der alten hiſtoriſchen Grenze: Die Grenze wird gebildet vom Kanal von Carapaporis, welcher die Inſel Maraca von den an das Nordkap grenzenden Ländereien trennt, dann von dem Nordarm des Fluſſes Araquari, wenn dieſer Arm offen iſt, oder im andern Falle der erſte Waſſerlauf flußaufwärts gegen Norden, welcher unter dem Namen Mammain oder Carapaporis bei 1° 45′ Nordbreite in den Kanal von Carapaporis mündet. Von der Küſte ab folgt die Grenze dem Fluſſe bis zur Quelle und zieht dann in gleichem Abſtande vom Amazonas weſtlich, bis ſie den Rio Branco erreicht (Verhandlung vom 1. Juli 1856; nach Bull. soc. géogr., Paris 1890, 3. dem auch die Abgrenzungen der ſtreitigen Gebiete auf unſrer Karte entnommen ſind). Unter dem Nordarm des Araguary oder Aranari verſtehen die Franzoſen heute den Fluß Jourdon, den See Macari, den Fluß Compridо, den See Novo und endlich deſſen Abfluß in den Araguary. Der braſilianiſche Vertreter (der ſchon 1855 erklärt hatte, eine annehmbare Abgrenzung ſei nur von den Quellen des Oyapock über die weſtliche Waſſerſcheide möglich) verſtehete auf eine Abgrenzung im Innern überhaupt und betonte die Schwierigkeit für eine Einigung,

Digitized by Google

die nur in der verschiedenen Auffassung des Vertrages von Utrecht ihren Grund habe. 1840 hatte bereits Brasilien auf dem linken Ufer des Arapuary einen Militärposten gegründet und 1860 das Gebiet von Apurema zwischen den Flüssen Arapuary und Tartarugal in Besitz genommen. Trotz alledem erneuern heute die Franzosen ihre verwechselten Ansprüche bis zum Arapuary und beanspruchen im Innern alles Land nordwärts des Amazonas, von einer Entfernung von 200 km vom Flusse ab gerechnet, bis westlich zum Rio Branco. Coudreau schätzt die beanspruchte Küstenstrecke auf 400 km, also 50 km mehr als die Küstenlänge des bisherigen französischen Gebietes. Das heutige französische Guayana umfaßt etwa 105000 qkm, während der von Brasilien beanspruchte Teil etwa 260000 qkm mißt, von denen ungefähr 100000 qkm Prärien sind. Das Klima der Prärien soll trocken, gesund und demjenigen von Algerien ähnlich sein. Die eingeborne Indianerbevölkerung wird auf 100000 Seelen geschätzt.

Auch der Streit zwischen England und Venezuela ist neuerdings wieder in den Vordergrund getreten. England hat hier stets alles Land nordwestlich bis zum Flusse Amacura als sein eigen betrachtet. Die untern Klassen der Grenzbevölkerung sind aber noch heute sehr gereizt darüber, daß England die Hand auf diese reichen Landschaften legte. Die Grenzfrage vom britischen Guayana ist immer eine Aufregung für den Venezuelaner, ein „Dorn im Herzen des Volkes", wie sich der Präsident von Venezuela selbst ausdrückte. Augenblicklich lassen auch die Sicherheitsverhältnisse dort manches zu wünschen übrig. Venezuela beansprucht die streitigen Gebiete auf Grund der ehemaligen Besitzergreifung des spanischen Mutterlandes (!) und ist auch in handelspolitischer Beziehung wenig entgegenkommend gegen England, da es für britische Einfuhren einen dreißigprozentigen Zoll erhebt. Vor kurzem wurden in den Goldfeldern des britischen Guayana Diamanten entdeckt. Von 638 gesammelten Steinen wurden in London nur fünf für wertlos erklärt, die übrigen aber als reine Diamanten vom ersten Wasser. Ein Syndikat zur Anlage und Ausbeutung von Diamantminen ist in Bildung begriffen. Die britische Regierung sieht bereits eine neue Wohlstandsquelle entstehen und wird darum umsoweniger geneigt sein, gegen Venezuela irgend welche Nachgiebigkeit zu zeigen.

Die Ansprüche Brasiliens auf einen Teil des britischen Guayana scheinen sich auch nur auf sehr alte Abmachungen zu gründen. Der am 15. Januar 1750 zu Madrid abgeschlossene spanisch-portugiesische Grenzvertrag (der den Vertrag von Tordesillas annullierte) legte mit lakonischer Mäßigung den damaligen faktischen Besitzstand zu Grunde. Über die Nordgrenze zwischen spanischen und portugiesischen Besitz giebt er folgende Einzelheiten: Von der Mündung des Flusses Javari geht die Grenze entlang dem Amazonas, von dem sie wieder nordwärts in die Mündung des Hyapura einlenkt, um diesen Strom bis an seine Quelle zu begleiten. So wird sie die Wasserscheide zwischen den Gebieten des Amazonas und Orinoko erreichen und diese soll dann bis nach Guayana hinein die politische Grenze zwischen dem spanischen und portugiesischen Südamerika bilden. Ein Zeitgenosse sagt darüber: „Es war eine wahrhaft königliche und sehr sichtbare Linie, denn sie sollte durch Gebirgsketten und tiefe Ströme, welche beide keinem Wechsel unterworfen sind, dargestellt werden." In einer 1761 abgeschlossenen Konvention wurde auch dieser schöne Grenzvertrag wieder aufgehoben. So wenig wie Venezuela wird Brasilien die Engländer vermögen, von ihrem Gebiete nur einen kleinen Teil wieder abzutreten.

Über Schneeverwehungen auf den Eisenbahnen in Rußland.

Von B. Sresnewskij.

Die Schneeverwehungen bilden für unsre Eisenbahnen ernste Übelstände, in Rußland nehmen dieselben schon einen bedrohlichen Charakter an, der sich sowohl für die Verwaltungen der Eisenbahnen, wie auch für den Personen-, Post- und Warenverkehr besonders fühlbar macht. Man braucht nur hinzuweisen auf die Stärke und Gefährlichkeit der Schneestürme „Buran" im Winter, wie sie Dahl u. A. schildern: „Menschen erfrieren in geringer Entfernung von ihren Wohnhäusern, bisweilen sogar auf den Straßen der Dörfer, ihrer Kräfte beraubt und ohne sich zu rühren oder bestimmen im Kreise herumirrend. Das Vieh rennt mit dem Winde hunderte von Werst ohne anzuhalten, stürzt nicht selten in Abgründe und kommt dabei um. Der Steppen-Kalifaf, welcher sonst wie bei Tage, so bei Nacht bereit ist uns durch jede beliebige Einöde zu führen, weigert sich entschieden, während eines solchen Buranes den Führer zu spielen; wird er aber unterwegs von ihm überrascht, so steigt er vom Pferde, legt sich hin und bedeckt sich, wenn möglich mit Schnee und wartet den Vorübergang des Sturmes ab" — um zu erkennen, welche mißliche Wirkungen die in ihrer Folge eintretenden Schneeverwehungen auslüben müssen. Es waren beispielsweise zufolge des Schneegestöberö vom 1.(13.) bis 3. (15.) März 1883 in Mittelrußland auf der Nikolaibahn 12000 Arbeitstage erforderlich, und auf der Moskau-Kurskoer Bahn 7000 Arbeiter thätig, um die Verkehrsstörung zu heben. Im europäischen Rußland ist der Bahnverkehr im Winter bei aller Bequemlichkeit und Schnelligkeit durch Schneewehen mehr gehemmt als der Verkehr mit Pferden. Das reisende Publikum in Rußland muß im Winter stets darauf vorbereitet sein, daß es möglicherweise auf seiner Reise aufgehalten werden kann. Einzelne Bahnverwaltungen haben deshalb die Notwendigkeit erkannt, Maßregeln zu treffen, damit der eventuelle Eintritt von Schneewehen vorhergesehen werden könne, um dann rechtzeitige Maßnahmen treffen zu können. Die Marschansk-Sysdraner Bahn hat ihren Beamten die Aufstellung meteorologischer Beobachtungen aufgetragen, um beurteilen zu können, ob die bemerkten gefährlichen Winde Schneeverwehungen zu verursachen drohen.

Das Departement für Eisenbahnen in Rußland zweifelte ursprünglich daran, daß die Wetterprognosen denjenigen Grad der Vollkommenheit besäßen, welche zu einer thatsächlichen Anwendung für die Praxis erforderlich sei. Der wachsende Erfolg der Sturmwarnungen für am Meere gelegene Gebiete von Seiten des physikalischen Zentralobservatoriums in Petersburg veranlaßten jedoch Herrn B. Sresnewskij zur Untersuchung der meteorologischen Bedingungen, welche die Schneeverwehungen auf den Eisenbahnen verursachen. Die ersten Resultate hierüber veröffentlichte H. Sresnewskij in den Jahren 1886 und 1887 in verschiedenen Zeitschriften, deutlich insbesondere in der deutschen Petersburger Zeitschrift. In einer neuen, außerordentlich interessanten Studie „Über Schneeverwehungen auf den Eisenbahnen in Rußland", welche im Repertorium für Meteorologie, redigiert von D. H. Wild, Bd. XIII, Nr. 6 enthalten ist und der wir alle hier mitgeteilten Daten verdanken, untersucht H. Sresnewskij auf Grund eines reichen Materials über die stattgehabten Schneeverwehungen von den Eisenbahnlinien in Rußland in den Jahren 1879 bis 1889 die einzelnen Fälle mit Hilfe der synoptischen Karten des physikalischen Zentralobservatoriums und gelangt zu folgenden Ergebnissen:

„Die Schneeverwehungen sind Folgeerscheinungen starker

Digitized by Google

atmosphärischer Störungen, welche von Schneefall oder starken Schneewehen begleitet werden. Die Störungen der Atmosphäre bei Schneeverwehungen stehen den Störungen bei Stürmen auf dem Meere an Stärke nicht nach. An verschiedenen Orten stimmt die Richtung des Windes, bei welcher Schneeverwehungen entstehen, sehr nahe mit der vorherrschenden Windrichtung und der gewöhnlichen Richtung der Stürme überein; also hat die Richtung der Eisenbahnlinie selbst im allgemeinen keinen bestimmten Einfluß auf die Schneeverwehungen der Bahnen. Die Störungen der Atmosphäre werden durch Wirbel bewirkt, die am Rande der Maxima und im Gebiete der Minima des Luftdruckes auftreten. Sowohl Schneeverwehungen, wie auch Stürme stehen im Norden Rußlands vornehmlich mit den Minimis, im Süden aber im gleichen Grade mit den Maximis und Minimis des Luftdruckes im Zusammenhang. Die jährliche Periode der Schneeverwehungen weist übereinstimmende Eigenschaften mit der Periode der Windstärke auf. Die größte Zahl der Schneeverwehungen fällt auf die Monate Januar und März, in denen auch die Windstärke größtenteils ihr Maximum erreicht. Im Februar macht sich ein Nachlassen in der Häufigkeit der Schneeverwehungen und der Stürme bemerkbar. Der jährliche Gang der Schneefälle weist eine bedeutende Verschiedenheit gegenüber den der Schneeverwehungen auf und es ist daher der Schluß berechtigt, daß der Schneefall allein nicht die Schneeverwehungen bedinge. Die Zunahme der Häufigkeit der Schneeverwehungen in der ersten Hälfte des Winters erklärt sich aus der Zunahme der Mächtigkeit der auf der Erde ruhenden Schneeschicht; das Nachlassen der Häufigkeit der Schneeverwehungen im Februar und die Steigerung derselben im März ist aus den entsprechenden Schwankungen der Windstärke zu erklären". Gs.

Aus allen Erdteilen.

— Die Deutsche Anthropologische Gesellschaft hält ihre diesjährige (22.) Versammlung nicht in Königsberg, wie ursprünglich festgesetzt war, ab, sondern (wegen des am 18. Juni erfolgten Todes des erwählten Geschäftsführers Dr. O. Tischler) in Danzig und zwar vom 3. bis 5. August. Geschäftsführer ist Dr. Lissauer in Danzig.

— Die transandine Eisenbahn macht nach neuern Mitteilungen erfreuliche Fortschritte. Man bezeichnet damit jene Strecke Eisenbahn, welche, über die südamerikanischen Andes führend, die Eisenbahnsysteme von Chile und Argentine verbindet. Die Gesammtstrecke der Bahn beträgt 240 km, von denen 174 auf argentinischem Boden liegen mit Mendoza (724 m) als Ausgangspunkt. Auf chilenischem Boden liegen nur 66 km, ausgehend von dem chilenischen Eisenbahnendpunkt Santa Rosa (824 m). Die größte Höhe, welche die Bahn erreicht, liegt in 3188 m, wo in einem Tunnel die höchste Höhe des Gebirges, die den Tunnel noch um 600 m überragt, durchsetzt wird. Im ganzen werden acht Tunnels gebaut, die zusammen gegen 15 km lang sind. Das Bohren dieser Tunnel ist deshalb ein schweres Stück Arbeit, weil Brennmaterial wegen ungeheurer Kosten nicht zugeführt werden kann und damit die Verwendung von Dampfmaschinen ausgeschlossen ist; Wasserkraft ist nicht nahe genug, um dieselbe unmittelbar zu verwenden; man erzeugt daher erst mit deren Hilfe elektrische Kraft, die zu den Bohrstellen geleitet wird.

— Die arktische Expedition Robert Pearys (Globus, Bd. LIX, 240), welche von der naturwissenschaftlichen Akademie in Philadelphia unterstützt wird und zum Ziele nicht die Erreichung des Nordpols, sondern nur des nördlichsten Punktes von Grönland hat, ist begründet auf die Erfahrungen Nordenskiölds und Nansens über das Binneneis von Grönland. Peary wird sein Ziel mit Schlitten und Schneeschuhen zu erreichen suchen und zwar auf dem Überlandwege entlang und im Innern der grönländischen Nordwestküste, östlich am Smithsunde hin. Bereits 1886 hat sich Peary auf Schneeschuhen in Grönland geübt. Unter seinen fünf Begleitern befindet sich ein Schwede, Town Gracle; Ausgangspunkt ist Bhale Sound, von wo aus allmählich an den verschiedenen in Nordwestgrönland einschneidenden Fjorden Niederlagen angelegt werden sollen, die bei der Rückkehr benutzt werden. Auf Pearys Karte sieht die Erreichung of the northern terminus of Greenland sehr hübsch aus. Hoffen wir, daß das Werk gelinge.

— Ein Denkmal für Gustav Nachtigal ist am 28. Juni in Stendal in der Altmark enthüllt worden. Vertreten waren bei der Feier die Behörden der Stadt und Provinz, die Geographischen Gesellschaften von Halle und Berlin, die Berliner Anthropologische Gesellschaft. Der Vorstand der Kolonialabteilung, Dr. Kayser, würdigte in seiner Rede Nachtigal, dessen Verdienste als Gelehrter und Forschungsreisender genugsam bekannt seien, namentlich in der Thätigkeit als Beamter des Auswärtigen Amtes. Pflichttreue, Umsicht und Sachkenntnis hätten ihn alle Schwierigkeiten überwinden lassen, und so stehe er noch heute auch dort im allerbesten Andenken. „So mischten sich in ihm die Elemente, daß die Natur aufstehen konnte und der Welt verkünden: das ist ein Mann". Übrigens sei ihm nicht nur die Unterblichkeit beschieden gewesen, die der Dichter denen verheißt, welche den Besten ihrer Zeit genug gethan. Nachtigal habe das Glück gehabt, den Markstein für eine neue Entwicklung des Volkes zu errichten. In Togo und Kamerun (wo Nachtigals sterbliche Überreste bestattet liegen), um deren Erwerbung er sich verdient gemacht, wird er stets unvergessen bleiben. Deutschland werde die von Nachtigal mit eingeleitete Kolonialthätigkeit nie aufgeben, sondern kräftig fördern. Gustav Nachtigal war übrigens, wie wir hier hervorheben wollen, nicht in Stendal selbst, sondern am 23. Februar 1834 in dem nahen Eichstätt geboren. Gestorben ist er am 20. April 1885 an Bord der „Möwe" gegenüber Kap Palmas, wo zuerst seine Bestattung erfolgte. (Abbildung des dortigen Grabes bei Büttikofer, Liberia I, 440.)

— Amerikanische Expedition nach Labrador. Am 27. Juni ist auf dem Schoner „Decker" von Brunswick in Maine aus eine kleine Expedition nach der Hamilton-Einfahrt gesegelt. Die Hamilton-Einfahrt ist der große, unter 54° nördl. Br. westlich in den Landkörper von Labrador einschneidende Fjord. Der Einfahrt sind eine große Zahl Inseln und Inseln vorgelagert. Der Eskimoname für den Fjord ist Inuktok, welchen Namen auch die britische Admiralitätskarte dem Hamilton-Inlet beibehielt, darunter aber auch noch die breite Erweiterung im oberen Teile der Einfahrt, den Lake Melville, einschließt. Die Längserstreckung dieses großen Fjordes beträgt drei Längengrade. Professor Leslie Lee hat die wissenschaftliche Leitung der Expedition; ihm beigegeben sind 17 Studenten. Vier Mitglieder sollen die Einfahrt aufwärts verfolgen, etwa 260 km, und dann die Wasserfälle des Grand River untersuchen, denen eine Übersteigerung die fabelhafte Höhe von 600 m giebt, in welcher

Digitized by Google

sie von dem Tafelland des innern Labrador herabstürzen sollen. Die Indianer verschern, diese Fälle schon gesehen zu haben und erzählen auch, daß früher schon ein weißer Mann von der Hudsonbai aus dorthin gekommen sei. Die Sonderabteilung wird später den „Decker“ wieder in Hamilton-Inlet treffen. Die ganze Expedition wird dann der Küste entlang nordwärts segeln bis Kap Chudleigh oder Chidley, unter 60° 30′ nördlicher Breite, am Eingange zur Hudsonstraße. Wenn möglich, sollen die Missionsstationen der mährischen Brüder an der Labradorküste, Nain und Oskal, besucht werden. Am 15. September soll die Reise wieder in Maine beendigt sein. Der Hauptzweck der Expedition ist die Sammlung ethnographischer Gegenstände und genaue Messung der Eskimos. Zur Fixierung der Sprache und der Gesänge der Eskimos soll ein Edisonscher Phonograph dienen. Über die Wasserfälle im innern Labrador berichtete schon 1888 Holme der Britischen Geograph. Gesellschaft. Danach unternahm Mr. Maclean 1839 eine Flußfahrt bis zu den großen Fällen des Grand oder Hamilton-River, oberhalb des Sees Waminikapon. Holme selbst besuchte den südwestlichen Teil des Melvillesees, den er Goosebai nennt, und von da aus die untersten Fälle des Grand River, die er photographierte und etwa 20 m hoch schätzte. Von hier aus aufwärts überwand er zahlreiche Stromschnellen und schätzte die Höhe des innern Tafellandes auf 600 m, aber auf die Entfernung von etwa 50 km, von dem Lake Waminikawan bis zu den Grand Falls. Die Höhe der letzteren ist bis heute unbekannt, es sei aber kein Zweifel, daß diese großen Fälle in Wassermasse und Absturzhöhe kaum ihresgleichen in der Welt finden werden.

— Richard Henry Major, geboren 1818, starb am 25. Juni 1891 zu London. Mit ihm ist der größte Kenner der Geschichte der Erdkunde in England dahingegangen. Als Sekretär der Hakluyt-Society hat er von 1849 bis 1858 verschiedene alte Reisewerke, sowie ausgewählte Briefe von Chr. Columbus herausgegeben. In seinem 1857 veröffentlichten Early Voyages to Terra Australis wies er darauf hin, daß Australien schon im Beginne des 16. Jahrhunderts von den Portugiesen entdeckt worden war; auch verdanken wir ihm eine Abhandlung über die Weltkarte des Leonardo da Vinci, 1868 gab er sein bekanntes Werk über das Leben des Prinzen Heinrich, des Seefahrers, von Portugal heraus, was ihm namentlich von Portugal aus große Ehrenbezeugungen eintrug. Zu seinen spätern Werken gehört die Herausgabe der Voyages of the Venetian Brothers, Nicolo and Antonio Zeno. Major war bis 1880 Vorstand der Kartenabteilung des Britischen Museums und von 1881 bis 1884 Vizepräsident der Londoner Geographischen Gesellschaft.

— Die Insel Peregil (Marokko). Viele wenig bekannte Inseln wurde bisher allgemein als spanischer Besitz angesehen, dies ist ein Irrtum, sie gehört vielmehr zu Marokko. Don José Jimeno Agius bemerkt hierüber in seiner Schrift: Territorio y poblacion de España (Madrid, 1890) folgendes: „Bis vor kurzem wurde auch die Insel Peregil oder Coral als spanische Besitzung betrachtet; sie liegt an der Straße von Gibraltar, eine Seemeile von der Punta Arenas und in derselben Entfernung von der Punta Leone, 1½ Kabel vom Fuße der Sierra Bullones. Sie besitzt eine (See) Meile Umfang, liegt 74 m über dem Meere und hat nur zwei kleine Reeden — an der Südseite — aufzuweisen. Heute ist es nicht mehr möglich, sie zum spanischen Gebiete zu zählen. Sie wird zwar in verschiedenen offiziellen Publikationen als spanisch angeführt und in einer derselben stützt man sich darauf, daß die spanische Regierung im Jahre 1746 den Befehl gab, eine Karte der Insel zu dem Zwecke anzufertigen, um eine Befestigung dort zu errichten und sie in ein Presidio zu verwandeln, aber trotz alledem darf man sie nicht mehr als spanisch betrachten, seitdem der spanische Staatsminister im Unterhause der Cortes am 3. Dezember 1887 folgendes gesagt hat: „... die Dokumente, welche ich zitiert habe, und jene, welche ich der Kammer vorlegen werde, bestätigen auf eine entschiedenere Weise, die keinen Zweifel gestattet, daß der Staatsminister durch Vermittelung der spanischen Gesandtschaft zu Tanger die Insel Peregil als Besitz und unterthänigen Gebiet des Kaisertums Marokko anerkannt hat.“ B.

— Über die Chatham-Inseln im Osten von Neuseeland berichten die Deutschen geographischen Blätter Lindemans nach einer australischen Quelle, daß sie neuerdings von einem Neuseeländer, J. A. Robertson, besucht worden. Die größere der beiden Inseln, Waekauri, ist von Neuseeland mit dem Dampfer in 40 Stunden zu erreichen. Sie hat eine Länge von 38 und eine Breite von 25 Miles, erhebt sich im Süden bis 300 m und senkt sich allmählich nach Norden hin, wo der beste Hafen liegt, besser als die mehr besuchte Waitangubucht im Süden. Größere Flüsse sind nicht vorhanden, dagegen zahlreiche Seen. Der Boden ist teils noch mit Wald bedeckt, der aber nur minderwertiges Holz besitzt, teils mit Torfmoor, die zwei Drittel der Oberfläche einnehmen. Mais und Kartoffeln werden gebaut; Hauptverwerb bietet die Schafzucht; auch die Schweinezucht wird betrieben. Eine fernere Erwerbsquelle ist der Fischfang. Die Ureinwohner, die Moriori, nächste Verwandte der neuseeländischen Maori, sind im Aussterben begriffen.

— Die Anlage von Kapitalien nach geographischen und ethnographischen Bedingungen behandelte G. Martin in einer Mitteilung an die Pariser geographische Gesellschaft am 1. Mai. Die Franzosen verborgen ihre Kapitalien meistens in Europa, weniger in Amerika. Die Engländer geben der ganzen Welt Kredit; die Deutschen legen auswärts ihre Kapitalien, namentlich in Österreich-Ungarn, Rußland und den Vereinigten Staaten an; die Holländer in ihren Kolonien, Rußland und Nordamerika. Martin teilt die Kulturvölker in borgende und borgende ein. Die größten Borger sind die Amerikaner und unter ihnen namentlich die Nordamerikaner, welche an Europa jährlich 500 bis 550 Mill. Francs Zinsen zahlen. Kreditgebende Länder sind nur Frankreich, England, Deutschland, Holland, Belgien und die Schweiz. Diese alle sind in der Mitte und im Nordwesten Europas gelegene Länder; sie bilden die geographische Gruppe, mit deren Gelde die übrigen Länder arbeiten.

— Emin Pascha ist, nach Berichten aus Sansibar, am 22. März von Kafurro in Karagwe nach Nordwesten aufgebrochen. Kafurro liegt östlich vom Wiktoriasee-Nyanze, nahe bei der Hauptstadt des Königs von Karagwe (früher Runmanika) und ist durch Speke und Stanley bekannt. Emin hat daselbst einen Araber als Verwalter eingesetzt. Wenn der Bericht sagt: Emin wolle nach dem „Hafen“ Mpororo am Albert-Edwardsee aufbrechen, so ist dieses wohl eine Verwechselung mit der — wenig bekannten — nordöstlich gelegenen Namens am Südende jenes Sees. Damit würde Emin die deutsche Interessensphäre überschreiten und sich bereits in der britischen bewegen. Weiterhin will Emin das auf der letzten Stanleyschen Expedition entdeckte Schneegebirge des Ruwenzori näher erforschen und mit seinen früheren Untergebenen in der ehemaligen Äquatorialprovinz Fühlung suchen.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LX. **Globus.** Nr. 5.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jahrlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Albert Hermann Post.

Von Th. Achelis.

Der Verfasser der „Ethnologischen Gedanken“ in Nr. 19 des letzten Bandes dieser Zeitschrift ist wahrscheinlich den meisten Lesern des „Globus“ nicht mehr unbekannt; gehört er doch in die erste Reihe der Forscher, welche unermüdlich bestrebt sind, der großen sozialpsychologischen Perspektive, wie sie so ganz besonders klar in der vergleichenden Rechtswissenschaft sich dokumentiert, eine immer breitere Basis und immer weitreichendere Gesichtspunkte abzugewinnen. Da die wissenschaftliche Thätigkeit des einzelnen nun zugleich ein mehr oder minder getreues Abbild der herrschenden geistigen Stimmung ist, die darin zum Ausdruck gelangt, so verlohnt es sich vielleicht der Mühe, in diesem Reflex das Ziel der ethnologischen Untersuchung überhaupt einer kurzen Betrachtung zu unterziehen, indem wir thunlichst unserm Gewährsmann selbst die Entwicklung und Begründung seiner Lebensaufgabe überlassen; von irgend einem Eingehen in das Detail kann natürlich nicht die Rede sein. Beginnen wir mit den üblichen biographischen Daten.

Post ist geboren in Bremen am 8. November 1839. Nach Absolvierung des Gymnasiums besuchte er die Hochschulen zu Heidelberg, Berlin und Göttingen, um Jurisprudenz zu studieren, selbstverständlich in dem hergebrachten römischen Sinne und nicht etwa in der durch die Völkerkunde erst neuerdings bewirkten Erweiterung; in den Jahren seines Universitätsaufenthaltes (1859 bis 1863) war noch von einer vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis wenig in Deutschland zu spüren, jedenfalls aber am wenigsten auf den Hochschulen. Nach Ablegung des juristischen Examens bei dem damaligen Oberappellationsgericht in Lübeck, ließ er sich in Bremen zunächst als Anwalt nieder, wurde 1866 zum Gerichtssekretär und am Anfang des Jahres 1874 zum Richter am Landgericht in seiner Heimatstadt ernannt. Jede freie Zeit, die ihm seine überbürdete praktische Berufsthätigkeit übrig läßt, benutzt er, um das lediglich durch eigenes hartnäckiges Studium errungene Ideal seiner wissenschaftlichen Forschung immer voller auszugestalten. Das ist in wenigen Worten der äußere Rahmen des Bildes, suchen wir uns nun mit dem eigentlichen Inhalt näher vertraut zu machen.

Der Einblick in die Entstehung der ethnologischen Weltanschauung bei unserm Gewährsmann ist um so mühelose zu gewinnen, als Post selbst uns überall die wichtigen Aufschlüsse über die einzelnen Stufen dieser Entwicklung an die Hand giebt, denen wir uns natürlich in unserer Darstellung anschließen. Wie die meisten andern Forscher seines Zeichens, ist auch er von der landläufigen römisch-juristischen Vorbildung ausgegangen, um dann erst durch den Umweg der Nationalökonomie auf den Standpunkt der vergleichenden Ethnologie zu gelangen; daß auch philosophische und naturwissenschaftliche Ideen bei diesem Prozeß wenigstens ein wichtiges Ferment abgegeben haben, ist leicht begreiflich. Hören wir ihn selbst: „Das Studium der herrschenden Rechtsphilosophie war für mich durchaus unbefriedigend. Es befestigte sich täglich mehr und mehr die Überzeugung in mir, daß die bisherigen Fundamente der Rechtsphilosophie nicht im Stande sein würden, den Bau der Rechtswissenschaft der Zukunft zu tragen, und daß ein vollständiger Neubau von unten heraus unumgänglich sein werde. Die ersten allerdings noch ganz embryonalen Versuche zu einem solchen Neubau findet man in dem von mir in den Jahren 1866 bis 1871 herausgegebenen „Entwurf eines gemeinsamen deutschen und hansastadtbremischen Privatrechts auf Grundlage der modernen Volkswirthschaft“ (drei Bände). Die dort entwickelten Gedanken blieben für die juristische Wissenschaft schon um deswillen unbeachtet, weil sie gelegentlich der Behandlung eines Particularrechts zum Ausdruck gelangt waren. Die im ersten Bande dieses Werkes niedergelegten Ideen fanden eine weitere Bearbeitung in einer 1867 unter dem Titel „Das Naturgesetz des Rechts. Einleitung in eine Philosophie des Rechts auf Grundlage der modernen empirischen Wissenschaft“ publizierten Schrift. Beide Schriften lehnen sich noch stark an die Kantische und Schopenhauersche Philosophie an. Für einen wirklichen Neubau der Fundamente der Rechtswissenschaft reichte das Material, auf welches sich dieselben stützten,

Digitized by Google

lange nicht aus. Der mächtige Aufschwung der Naturwissenschaften, wie er sich an den Namen Darwins knüpft, trieb mich alsbann in das Studium von Gebieten hinein, welche mir bis dahin ziemlich fremd geblieben waren und legten mir die Verwendung der neugewonnenen naturwissenschaftlichen Anschauungen im Gebiete des Rechts nahe. Das nächste Resultat dieser Studien war eine kleine Schrift, welche 1872 unter dem Titel „Einleitung in eine Naturwissenschaft des Rechts“ erschien. Bald jedoch war mir auch der hier eröffnete weitere Gesichtskreis nicht mehr weit genug. Ich kam zu der Überzeugung, daß die einzig haltbare Basis für die Rechtswissenschaft der Zukunft in einer allgemeinen, ausschließlich auf Erfahrungsthatsachen gestützten Soziologie zu finden sei, und so begann ich denn an der Hand der Ethnologie die Thatsachen des Rechtslebens bei allen Völkern der Erde zu sammeln und ihren Ursachen nachzugehen. Diese Arbeit ist niedergelegt in den Schriften: Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe, 1875. Der Ursprung des Rechts, 1876. Die Anfänge des Staats- und Rechtslebens, 1878. Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft auf vergleichend ethnologischer Basis, zwei Bände, 1880, 1881. Da hier ein vollständig umfassendes Gebiet vorlag, so handelte es sich zunächst um Herbeischaffung eines umfangreichen empirischen Materials. In einigen dieser Schriften tritt infolge dessen der Gedankengang, auf welchem dieselben beruhen, stark zurück. Es galt zunächst nach Rechtsgebräuchen bei allen Völkern der Erde zu suchen, wo immer ich vermuten konnte, solche aufzufinden. Soweit Rechtsbücher nicht aufzutreiben waren, blieb in dieser Beziehung nichts übrig, als nach Rechtsgewohnheiten der Völker in Reiseberichten zu suchen. Es mußten unzählige Bände solcher Reiseberichte durchgelesen werden, um zu entdecken, ob etwa dieser oder jener Rechtsbrauch in glaubwürdiger Art und Weise in denselben berichtet sei. Diese Arbeit war mühsam, aber fruchtbringend und führte zu dem merkwürdigen Resultat, daß eine Reihe von Rechtsgebräuchen sich in auffallender Weise bei den stammfremdesten Völkerschaften wiederholte. Es galt nun die so gesammelten Rechtssitten in einen Zusammenhang miteinander zu bringen, die sozialen Ideenkreise aufzusuchen, denen die einzelnen Sitten angehörten. Es gehörte ein jahrlang fortgesetztes Nachdenken dazu, bis sich diese isoliert aufgefundenen Bruchstücke zu einem Entwicklungsbilde vereinigten, in welches sie sich alle ohne Zwang einreihten. In den „Bausteinen“ konnte ich es bereits wagen, auf dem gewonnenen Material einige allgemeinere Schlüsse zu ziehen. Die vorliegende Schrift ist nun die „Grundlagen des Rechts und die Grundsätze seiner Entwicklungsgeschichte“) beabsichtigt, in kurzen Grundzügen darzulegen, welche Konsequenzen meiner Ansicht nach aus dem Material zu ziehen sind, welches in meinen früheren Schriften aufgespeichert liegt. Da ich mir nicht verhehlen kann, daß das Material, auf dem diese Schrift sich aufbaut, überall ein unzureichendes und lückenhaftes ist, so kann es sich nur um einen Versuch handeln, eine allgemeine Rechtswissenschaft zu begründen, nicht darum, ein fertiges System aufzustellen, welches allen Stürmen zu trotzen fähig wäre. Einen solchen Versuch zu machen, schien mir aber nicht unfruchtbar für die Wissenschaft. Selbst für den gelehrten Juristen wird es sehr schwer sein, sich dasjenige klar zu machen, was in einer im wesentlichen nur aus Material zusammengesetzten Schrift, wie z. B. „die Anfänge des Staats- und Rechtslebens“ zwischen den Zeilen zu lesen ist. Die hier berührten Ideenkreise sind der Rechtswissenschaft noch so fremd und unzugänglich, daß es wohl gerechtfertigt erscheint, sie im Zusammenhange zu beleuchten. Man prüfe dann an der Hand weiteren ethnologischen Materials, inwieweit das entwickelte Bild verzeichnet ist, und inwieweit dasselbe Richtiges enthält. Daß es ein durchaus andres sein muß, wie das in den bisherigen rechtsphilosophischen Werken gegebene, ergiebt sich schon daraus, daß diese im wesentlichen auf römisch-rechtlichen Anschauungen beruhen, während sich meine Schrift auf die Rechtsanschauungen aller Völker der Erde stützt, soweit ich dieselben mir zugängig machen konnte. Daß dieser erweiterte Gesichtskreis zu durchaus andern Anschauungen über das Wesen des Rechts führen mußte, wie es die landläufigen sind, ist leicht einzusehen“ (Vorrede zu „Die Grundlagen“, S. 3 ff.).

Das ist in kurzen Umrissen das Programm für die wissenschaftliche Thätigkeit unsres Gelehrten, dessen wesentlichsten Elemente wir nun zu betrachten haben. Der erste und fast allein ausschlaggebende Punkt ist die rückhaltlose Durchführung des sozialpsychologischen Gesichtspunktes, wie er in allen modernen soziologischen Wissenschaften (Statistik, Nationalökonomie, Völkerkunde u. s. w.) jetzt zum Durchbruch gelangt ist. Post hat mit Rücksicht eben auf die fundamentale Wichtigkeit dieser Perspektive in einer eigenen Schrift diesen Gedanken ausführlich begründet („Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz“), aus der wir hier einige Ausführungen entlehnen. Zunächst muß gegen den in der spekulativen Philosophie zu so trauriger Berühmtheit gelangten Kultus des Ich und des individuellen Bewußtseins überhaupt, als angeblich letzten Quellen alles organischen Werdens, entschieden Protest erhoben werden, wenn man etwa denselben fragwürdigen Faktor auch für die Ethnologie in Anwendung bringen will. Bei genauerer Betrachtung (erklärt Post) stellt sich heraus, daß nicht das individuelle Rechtsbewußtsein der Schöpfer des Rechtslebens ist, sondern daß vielmehr umgekehrt das individuelle Rechtsbewußtsein ein Produkt des Rechts als eines sozialen Lebensgebietes ist. Nur soweit das Rechtsbewußtsein Bewußtsein ist, stoßen wir auf eine biologische Grundlage, soweit es aber Rechtsbewußtsein ist, finden wir nur eine soziologische. Das menschliche Bewußtsein hat in den Zentralorganen eine körperliche Basis, aber man wird vergebens im menschlichen Körper nach irgend einem Organ suchen, welches der Sitte, des sittlichen oder des Rechtsbewußtseins sein könnte. Ein isoliert aufwachsender Mensch würde denken, weil er ein Gehirn besitzt und er dieses im Kampfe mit der Natur ohne weiteres anwenden würde. Von einem sittlichen Bewußtsein oder einem Rechtsbewußtsein würde man bei einem isoliert aufgewachsenen Menschen gar nichts spüren. Beide sind lediglich Produkt des geselligen Zusammenlebens der Menschen. Sie entstehen erst durch die Anpassung an die geselligen Verhältnisse, in denen der Mensch lebt. Erst durch diese füllt sich das menschliche Bewußtsein unter unzähligen andern Anschauungen auch mit sittlichen Anschauungen und Rechtsanschauungen. Daher läßt sich das Rechtsleben überhaupt nicht aus der Natur des menschlichen Individuums, sondern nur aus der Natur der sozialen Verhältnisse erklären, in denen es sich entwickelt und nur von hier aus wird auch das individuelle Rechtsbewußtsein begreiflich. Obgleich das Rechtsbewußtsein rein triebartig in uns wirkt, ist es doch das Erzeugnis sozialer Faktoren und nicht individueller. Es ergiebt sich dies auch schon daraus, daß es den individuellen Neigungen entgegen wirkt. Wie will man eine biologische Basis für zwei Seiten finden, welche miteinander in Konflikt kommen, wenn das Individuum eine Mißethat zu begehen die Neigung spürt und sein Rechtsbewußtsein sich dagegen stemmt? Und wenn keine biologische Basis da ist, so beruht die psychologische Anschauung, daß der Mensch durch die ihm angeborene Vernunft seinen sinnlichen Neigungen Halt gebieten könne, auf Phantasie. In der That ist das, was Halt gebietet, kein biologischer oder individualpsychologischer Faktor, sondern ein soziologischer und sozialpsychologischer. Der schärfste Beweis aber dafür, daß das individuelle Rechtsbewußtsein kein biolo-

Digitized by Google

gisches, sondern ein soziologisches Produkt ist, liegt darin, daß es, abgesehen von den Variationen, die es dadurch erleidet, daß es überhaupt Bewußtsein ist (also durch Alter, Geisteskrankheit u. s. w.), in seinem Inhalte durchaus bestimmt wird durch die Natur des sozialen Verbandes, in welchem das Individuum lebt oder doch, in welchem es groß geworden ist. Wäre dies nicht der Fall, so müßte das Rechtsbewußtsein des auf gleicher intellektueller Bildungsstufe stehenden Franzosen, Deutschen, Russen, Chinesen identisch sein. Dies ist aber keineswegs der Fall; es deckt sich nur so weit, als die soziale Organisation sich deckt (a. a. O., S. 19). Deshalb muß auch für die streng objektive Auffassung der Ethnologie jede persönlich bedingte Wertschätzung, wie sie uns noch immer im Blute steckt, völlig aufgegeben werden, da es sich zunächst nur um die Feststellung der beziglichen Thatsachen und in zweiter Linie um die Auffindung der maßgebenden Ursachen handelt. „Es giebt daher in der Ethnologie und speziell also auch in der ethnologischen Jurisprudenz die Frage überhaupt gar nicht, ob irgend etwas gut oder böse, recht oder unrecht, wahr oder unwahr, schön oder unschön sei, sondern es giebt nur die Frage, ob irgend eine Sitte, irgend eine Anschauung im Völkerleben existiert und weshalb sie existiert oder weshalb nicht, ohne daß der individuellen Wertschätzung einer solchen Sitte oder einer solchen Anschauung irgend ein Gewicht beigelegt wird. Die individuelle Wertschätzung ist ein ganz schwankender Faktor, welcher jede streng wissenschaftliche Behandlung des ethnologischen Gebietes unmöglich macht. Sittliche Entrüstung darüber, daß ein Volk ehelos lebt, daß es dem Kannibalismus huldigt, daß es Menschenopfer bringt, daß es seine Verbrecher spießt oder rädert oder seine Hexen und Zauberer verbrennt, trägt gar nichts zur Lösung ethnologischer Probleme bei; sie verwirrt nur den Kausalzusammenhang der ethnischen Erscheinungen, dem der Ethnologe mit dem kalten Auge eines Anatomen nachzuspüren berufen ist. Wer im Stande ist, von unsinnigen Sitten und unsinnigen Volksanschauungen [1]) zu sprechen, der ist für die ethnologische Forschung noch nicht reif (a. a. O., S. 52)“. Daß aber anderseits dem individuellen Rechtsbewußtsein nicht schlechterdings jede Bedeutung abzusprechen ist, daß insbesondere ein letztes apriorisches Gefühl, Recht von Unrecht je nach den gegebenen sozialen Bedingungen unterscheiden zu können, in diesem ganzen Prozesse eine wichtige Rolle spielt, versteht sich von selbst; nur muß in der Analyse dieser Entwicklung dies Moment weder als das allein berechtigte betrachtet, noch überhaupt an die Spitze der ganzen Untersuchung gestellt werden (vergl. Aufgaben einer allgemeinen Rechtswissenschaft, S. 26).

Ein zweiter Gesichtspunkt, dessen Wichtigkeit bei dem naturwissenschaftlich-empirischen Charakter der Ethnologie nicht genug betont werden kann, ist der unmittelbare Anschluß an die Erfahrung. Es kann hier natürlich nicht der ganze kritische Apparat der Forschung Schritt für Schritt entwickelt werden, wie begnügen uns mit einigen skizzenhaften Andeutungen. Für die authentische Feststellung des Materials kommen in Betracht: Persönliche Beobachtung (freilich im weitaus geringsten Maße), Sammlung der vorhandenen Rechtsbücher, Rechtsgewohnheiten und Aussprüche richtertlicher Art, endlich und vor allem die schrankenlose, über alle Völker und Zeiten ausgedehnte Vergleichung analoger Erscheinungen im Rechtsleben. Es ist bekannt, daß gerade diesem komparativen, der gewöhnlichen chronologischen und topographischen Anordnung schnurstracks zuwiderlaufenden Verfahren die vergleichende Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis ihre überraschenden Aufschlüsse zu danken hat. Unser Gewährsmann bestimmt seine Aufgabe folgendermaßen: „Die vergleichende ethnologische Methode hat ihren Ausgangspunkt in der Vergleichung korrespondierender Rechtsinstitute und Rechtsnormen bei allen Völkern der Erde. Sie sammelt daher zunächst Parallelen. Parallelerscheinungen im Rechtsleben des Volkes können natürlich nicht ohne weiteres auf der Annahme gleicher Ursachen für dieselben führen, aber sie geben die Punkte an, an denen man nach den Ursachen der Erscheinungen des Rechtslebens zu suchen hat. Die Parallelen der ethnologischen Jurisprudenz ergehen folgende Grundsätze. Es giebt bestimmte Rechtsinstitute, welche sich so sehr bei allen Völkern der Erde wiederholen, daß man sie als ein Gemeingut der Menschheit betrachten darf. Andre finden sich ebenfalls über die ganze Erde verbreitet, aber nicht bei allen Völkern, sondern nur sporadisch; sporadisch aber wieder bei ganz stammfremden Völkern. Andre sind beschränkt auf bestimmte Völkergruppen, welche sie nicht überschreiten, andre erstrecken sich nur auf ein einzelnes Volk, andre nur auf einzelne Stämme oder noch engere ethnische Gebiete Aufgaben, S. 18).“ Je mehr das Material anschwillt, desto unausweichlicher stellen sich auch gegenüber einer ergiebigen Fülle von sozialen Differenzierungen große, überall gültige soziale Gesetze heraus, welche für die Entwickelung der gesamten menschlichen Rasse entscheidend sind, und an diesem Punkte ist schließlich die Forschung aus dem Gebiete des rein Thatsächlichen in die freie Atmosphäre einer weltumfassenden philosophischen Perspektive getreten. Aber eben wohl gemerkt, nicht auf Grund beliebiger Spekulationen, sondern nur des streng induktiv gewonnenen Materials; deshalb ist Post manchen soziologischen Schlußfolgerungen gegenüber (so auf dem Gebiete der Geschlechtsvorfassung) vorsichtig noch recht mißtrauisch, wenn er z. B. bemerkt: „Was in dieser Beziehung jedoch bisher von der Wissenschaft geboten ist, gleicht eigentlich nur einem großen Trümmerhaufen. Auf verhältnismäßig geringem ethnologischen Material sind die lustigsten Hypothesen aufgebaut, welche von den jedesmaligen neuen Bearbeitern des Gebietes mit großer Leichtigkeit wieder umgestürzt sind, und es ist wohl nicht zu hoffen, daß die künftigen Arbeiten dem Schicksal der ältern entgehen werden.“ (Studien zur Entwicklungsgeschichte des Familienrechts, S. 4). Und anderwärts bezeichnet er die Verbannung der Metaphysik aus der Wissenschaft geradezu als die Hauptaufgabe der Philosophie der Zukunft (Bausteine II, 237), so daß in dieser Beziehung die Warnung vor dem verhängnisvollen Übermut, der die bekannte Katastrophe im modernen Idealismus heraufbeschworen hat, eindringlich genug an alle Beteiligten ergangen ist.

Es kann nur als ein sehr erfreuliches Zeichen eines sich zwar langsam, aber um so unaufhaltsamer sich vollziehenden Umschwunges der wissenschaftlichen Kritik betrachtet werden, wenn die Klagen unsres Verfassers über die Kälte und vornehme Zurückhaltung, die besonders die Fachgenossen seinen Arbeiten gegenüber geraume Zeit beobachteten, mehr und mehr verstummen; die Überzeugung, daß der landläufige individualpsychologische Gesichtspunkt für das großartige Getriebe des Völkerlebens schlechterdings nicht ausreicht, scheint sich somit immer mehr Bahn zu brechen, und daran hat Post unzweifelhaft einen guten Anteil. Möge es ihm beschieden sein, den vollen Triumph seiner Wissenschaft persönlich mit zu erleben, einstweilen werden alle Gesinnungsgenossen die Hoffnung auf einen ununterbrochenen Fortgang der Entwicklung mit ihm teilen, der es in folgenden Worten Ausdruck giebt: „Und die Rechtsphilosophie könnte im fürstlichen Flor sein, wenn sie den großen wissenschaftlichen Strömungen unsrer Tage folgte und es nicht vorzöge, beim Altmodischen zu beharren. Man wird die juristische Welt nicht mehr unter den Fahnen Herbarts oder Hegels versammeln. Es sind ganz andre Strömungen,

[1]) Diese Verwahrung richtet sich besonders gegen den abstrakten Idealismus, wie ihn Lasson vertritt, der in den Rechten der Naturvölker nur Barbarisches erblickt, Entartung und Abnormität und sie als Erzeugnisse brutalen Stumpfsinns betrachtet.

Digitized by Google

welche zur Zeit unser Leben beherrschen und die Überzeugungstreue, mit welcher unsere Rechtsphilosophen und ihr altes Erbgut als das Vortrefflichste des Vortrefflichen stets wieder vorsetzen, wird nicht im Stande sein, unser Herz zu erwärmen. Es wird auch die Rechtsphilosophie sich entschließen müssen, auf neuen Bahnen zu wandeln. Ob es der Ethnologie gelingen wird, die stolze Zwingburg derselben in 25 oder 50 Jahren zu Fall zu bringen, das wird lediglich davon abhängen, wie viele Mitarbeiter sich für das Gebiet der ethnologischen Jurisprudenz finden werden. Daß sie dereinst fallen wird, dafür bürgt die Entwicklung der Ethnologie und Soziologie unserer Tage."

Vom Odilienberg nach Zabern im Unterelsaß.

Von Bruno Stehle in Colmar.

Odilienberg. Die Heidenmauer. Mauersünster. Zabern.

Der Wasgenwald übt zur Pfingstzeit wieder seine alte Anziehungskraft aus — diesmal war der Odilienberg das Ziel der Reise. Er ist unstreitig der schönste Punkt der niedern Vogesen und wird an Pfingsten nicht nur von Touristen, sondern auch von Wallfahrern viel besucht, so daß auf der sonst monchmal ruhigen und stillen Höhe ein buntbewegtes Leben sich entwickelt.

Schon von fern erblickt man den mächtigen Gebirgsstock, der jäh aus der oberrheinischen Tiefebene sich erhebt; in zwei bis drei Stunden führet der Weg durch schattigen Wald auf die Spitze des Berges zum stolzlichen Kloster. Von dem Garten desselben genießt man eine herrliche Aussicht auf die Rheinebene und den Schwarzwald; die alten Klostergebäude umrankt ein dichtes Gewirr ummutiger Sagen und Legenden; die Heidenmauer gehört zu den großartigsten Überresten von Bauten längst entschwundener Tage. Gewiß Anziehungspunkte genug, um hier, fern von den Sorgen des Alltags Ruhe und Erholung zu genießen und dabei den anziehendsten Studien obzuliegen.

In seinem vortrefflichen Werke „Kunst und Altertum in Elsaß-Lothringen", dem wir in den einzelnen Angaben folgen, nennt Kraus diese Heidenmauer das vielbesprochene antiquarische Problem des Elsaß. Sie umfaßt die Bergfläche des Odilienberges vom Mämeselstein bis zur Ruine Hagelschloß und zeigt nur da Lücken, wo natürliche Felsen sie ersetzen. Vom Hagelschloß bis zum Schoofstein sind es in der Luftlinie 3 km, die Mauer umschließt einen Flächenraum von mehr als 1 000 000 qm und hat einen Umfang von 10 500 m. Eine Umwandrung der ganzen Mauer dauert drei volle Stunden.

Sie besteht aus Sandsteinblöcken von durchschnittlich 0,80 m bis 1,60 m Länge, 0,60 m Höhe und 0,80 m bis 1 m Breite. Die Blöcke sind roh, aber meist viereckig zugehauen und ohne Mörtel aufeinander geschichtet. Zwischen den großen Steinen sind kleinere eingefügt. Die Breite der Mauer beträgt durchschnittlich 1,70 m, sie hat an manchen Stellen eine Höhe von 3 m, für gewöhnlich eine von 2 m bis 2,50 m; im vorigen Jahrhundert soll sie an manchen Stellen eine Höhe von 4 m und darüber gehabt haben. Schlösser und Klöster in der Umgebung des Berges gebrauchten die Steine zu ihren Bauten. Um den Steinen in der Mauer einen Halt zu geben, wurden sie durch die sogenannten „Schwalbenschwänze", Verklammerungen aus Eichenholz, verbunden. Die Einschnitte, welche diese Eichenkeile aufnahmen, haben eine Länge von 0,20 m bis 0,25 m und sind noch on vielen Stellen leicht erkennbar, wie sie auch auf unserer Abbildung deutlich hervortreten. Meistens sind diese Schwalbenschwänze verbaut, durch voreilige Sammler sind sie zerstreut und verloren gegangen, von Zeit zu Zeit findet man etliche zwischen den mächtigen Daudern. Um diesen eigentümlichen Ersatz für Zement auch spätern Geschlechtern aufzubewahren, haben fürsorgliche Hände einige Exemplare in der Bibliothek des Klosters niedergelegt.

Von wem ist die Mauer gebaut? welchen Zweck verfolgte sie? Daß sind Fragen, die eine Reihe von Gelehrten beschäftigten. Noch der einen soll der umwollte Platz gottesdienstlichen Verrichtungen gedient haben, nach andern wurde sie zu militärischen Zwecken angelegt, bald wird sie für ein Werk der alten Kelten gehalten, bald sollen die Römer die Erbauer der mächtigen Umwollung sein. Der Ansicht Jakob Schneiders, die er in dem Buche „Beitrag zur Geschichte der alten Befestigungen in den Vogesen, Trier 1844" niederlegte, wird heute größtenteils beigepflichtet. Die Zahl unzweifelhaft römischer Bonten, welche aus solchen großen, viereckig zugehauenen, durch Klammern untereinander verbundenen Blöcken bestehen, ist nicht unbedeutend, während wie weder von den Kelten ein Denkmal dieser Art besitzen, noch dieses Volk noch unserm Wissen so zu bauen pflegte. Die in Gestalt eines doppelten Schwalbenschwanzes gesormten Klammern erwähnt auch Vitruvius Archit. IV, 7, wo dieselben den Namen subcus tragen [1]). Innerhalb der Ringmauern sind römische Münzen aus dem 3. und 4. Jahrhundert gefunden; in die Umwallung hinein führen dourchaft angelegte römische Straßen. Die ganze Anlage verrät hohe Geschicklichkeit und tiefe Kenntnisse in der Kriegskunst, wie sie damals nur einem Volke, den Römern, eigen war.

Der berufenste Erklärer süddeutscher Befestigungsarbeiten aus alter Zeit, von Cohausen, teilt Schneiders Ansicht vollständig. In einer Zeit, als die in der fruchtbaren Ebene zwischen Rhein und Gebirge lebende reiche Bevölkerung durch die Waffen und das Ansehen der Römer nicht mehr geschützt wurde, dienten die großen Steinwälle und Steinmauern, welche die Höhen des Hardtgebirges und der Vogesen krönen, als Zufluchtsorte. Ähnliche Befestigungen zeigt der Taunus und der Hunsdrück, dagegen fehlen sie im Odenwald und im Schwarzwald. Natürlich, denn aus den Schluchten dieser Gebirge stürmten die germanischen Scharen und die Bewohner der oberrheinischen Tiefebene konnten diesen doch nicht offwärts entgegenziehen. Die Bewohner des rechten Rheinufers versteckten sich in den zahlreichen Rheininseln oder flüchteten sich auf das linke Ufer; die Bewohner dieses Landes eilten vor den heranstommenden Eindringlingen auf ihre befestigten Bergshöhen, z. B. hinter die Heidenmauer des Odilienberges. Hierher trieben sie ihr Vieh, retteten ihre Habe. Als die Einfälle immer häufiger wurden, die Kraft der Römer dagegen immer schwächer, machte die Not den Zufluchtsorte zu bleibenden Wohnplätzen.

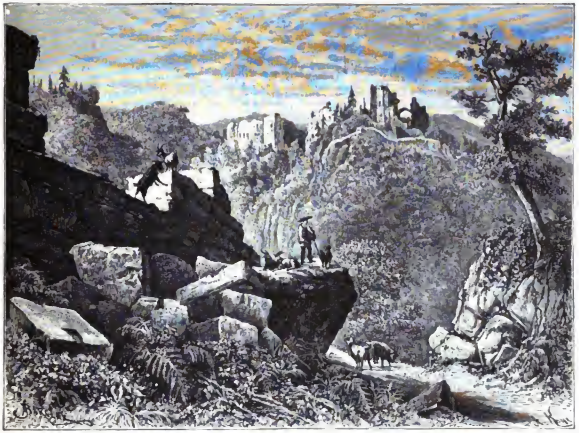
Nach der Tradition des Mittelalters ist Kaiser Maximianus Herkuleus Erbauer der Heidenmauer; sicherlich ist ihre Entstehung in die Zeit vom 3. bis ins 6. Jahrhundert zu setzen.

Odilienberg heißt der ganze Bergrücken, im engern Sinne wird darunter auch nur das Kloster verstanden, das

[1]) Schneider fand später solche schwalbenschwanzförmige Verklammerungen auch in den Lavaquadern der römischen Moselbrücke zu Trier.

Digitized by Google

im 8. Jahrhundert unter dem Namen Altitona, ſpäter unter dem Namen Hohenburg erſcheint. So nennt es auch heute noch das Volk. Schon zur Zeit Karls des Großen befand ſich hier ein Frauenkloſter, das der heiligen Jungfrau Maria und dem heiligen Petrus geweiht war. Eine Urkunde vom Jahre 837, die Ludwig der Fromme ausſtellte, durch die er das Kloſter in ſeinen Schutz nahm, befindet ſich im biſchöflichen Archiv zu Straßburg. In dem berühmten Teilungsvertrag von 870 zu Merſen, in welchem die fränkiſchen Lande bekanntlich nach Sprachverhältniſſen zwiſchen Ludwig dem Deutſchen und Karl dem Kahlen geteilt wurden, kam die Hohenburg zu dem Gebiete des erſtern. Infolge der Einfälle der wilden Ungarn im 9. und 10. Jahrhundert hatte das Kloſter vieles zu leiden, ſo daß 1049, als der aus dem elſäſſiſchen Städtchen Egisheim bei Colmar gebürtige Papſt Leo IX. das Kloſter beſuchte, er wenig mehr vorfand und gewiſſermaßen als zweiter Gründer anzuſehen iſt. Von den nachfolgenden Äbtiſſinnen erlangte Herrad von Landsberg die größte Berühmtheit. In einem Foliobund von 648 Seiten, der mit vielen Miniaturen geſchmückt war, bekannt unter dem Namen hortus deliciarum oder der Wonne- oder Luſtgarten, ſtellte ſie alles zuſammen, was die damalige Welt an wiſſenſchaftlichen Schätzen beſaß. Leider iſt das wertvolle Buch, ein beredtes Zeugnis deutſchen Fleißes, bei dem Brande der Bibliothek während der Belagerung Straßburgs zu Grunde gegangen. Herrad arbeitete an ihrem Werke mehr denn 16 Jahre. „Wenn einer fragt, wann das gemacht wurde: im Jahr 1159 nach der Menſchwerdung Chriſti“ leſen wir



Die Heidenmauer am Odilienberg. Nach einer Photographie.

an einer Stelle, und auf einem andern Blatte ſteht: „Gemacht wurde dieſe Seite 1175“. In der Vorrede vergleicht ſie ſich ſelbſt mit einem Bienlein, welches dieſes Buch aus den verſchiedenen Blüten der heiligen und philoſophiſchen Litteratur zuſammengetragen habe. Zum Inhalt hat das Buch den Bericht der bibliſchen Geſchichte von der Schöpfung bis zum jüngſten Gericht; überall weiß ſie aber, ſo oft ſich Gelegenheit dazu bietet, das einzuflechten, „was die Philoſophen durch weltliche Weisheit, die aber auch der heilige Geiſt inſpirierte, erforſcht haben“: es ſind Ausflüge über Aſtronomie, Geographie, Naturkunde, über Philoſophie und freie Künſte. Was immer den Nonnen auf der hohen Burg zur Belehrung dienen, was ſie im Unterricht verwerten konnten, iſt hier mit ſeltenem Sammelfleiß zuſammengetragen. Ein Schulbuch ſollte der hortus deliciarum ſein, wie aus dem Einleitungsgedicht deutlich hervorgeht, das in Waltmanns „Kunſt im Elſaß“ in folgender trefflicher Überſetzung gegeben iſt:

Hört, was Herrad zu Euch ſagt,
Herrad, Mutter Euch und Magd,
Die im frommen Herzensdrang
Zu Euch ſinget dieſen Sang.

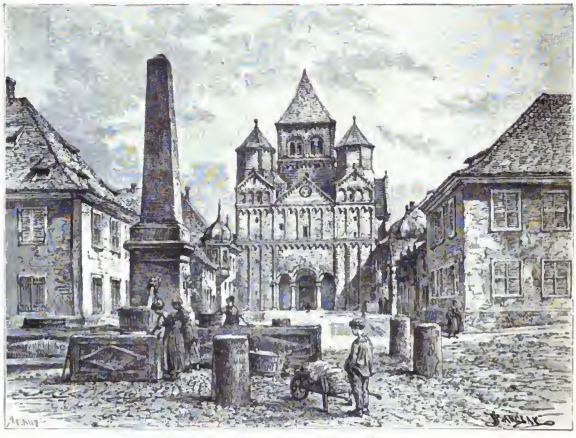
Man nimmt auch allgemein an, daß Herrad nicht nur die gelehrte Verfaſſerin dieſes großartigen Litteraturwerkes, ſondern auch Schöpferin der zahlreichen Illuſtrationen war. Ein Glück, daß das Buch ſchon früh in ſeinem Werte erkannt und Text wie Zeichnungen durch Nachbildungen ſpätern Zeiten erhalten wurden.

Wie die Schickſale der Bücher, ſo ſind auch die der Klöſter gar mancherlei. Wo ehedem Herrad von Landsberg

Digitized by Google

ihren hortus deliciarum eigenhändig ſchrieb, wo die Hohenſtaufen auf luſtiger Höhe gern weilten, wo Sibylle, des Königs Tankred Witwe, in Haft gehalten wurde, zog bald Zuchtloſigkeit ein, die guten Sitten aber zogen ſich ſcheu zurück, das Kloſter ging ſeinem Verfall entgegen, ein Brand legte ſeine Mauern nieder; die letzte Äbtiſſin entſchied ſich für die neue Lehre. Im nächſten Jahrhundert nahmen Prämonſtratenſer von den Ruinen Beſitz und bauten das Kloſter bis zum Jahre 1696 ſo auf, wie es im großen und ganzen noch heute beſteht. Neue Gefahren brachte die franzöſiſche Revolution; es wurde als Nationalgut erklärt und ging in verſchiedene Hände über, bis 1853 der Straßburger Biſchof Raeß dasſelbe kaufte und es ſeiner alten Beſtimmung überwies, indem er Kloſterfrauen aus Rheinacker bei Zabern berief. An ihrer Spitze ſteht die im ganzen Elſaß und über deſſen Grenzen hinaus wohlbekannte „Frau Mutter“.

Unter den zahlreichen Gebäulichkeiten ſind hervorzuheben die Kirche, im Barockſtil erbaut, die aus den Jahren 1687 bis 1692 ſtammt. Die Kreuzkapelle ſetzt Woltmann „Geſchichte der deutſchen Kunſt im Elſaß“ in die Zeit der Äbtiſſin Relindis, einer Frau von ungewöhnlicher Bildung, die eine Verwandte Kaiſer Friedrich Barbaroſſas war. Dieſe Kapelle iſt ein kleiner quadratiſcher Raum, von vier Kreuzgewölben überdeckt, welche von einer Mittelſäule und vier an den Wänden aufſteigenden Halbſäulen getragen werden. In derſelben ſteht ein alter ſteinerner Sarg, der leer iſt. Derſelbe ſoll bis ins 9. Jahrhundert hinaufreichen und ehedem die Gebeine Erichos und der Bereswinde, der Eltern der heiligen



Die Kloſterkirche zu Maursmünſter. Nach einer Photographie.

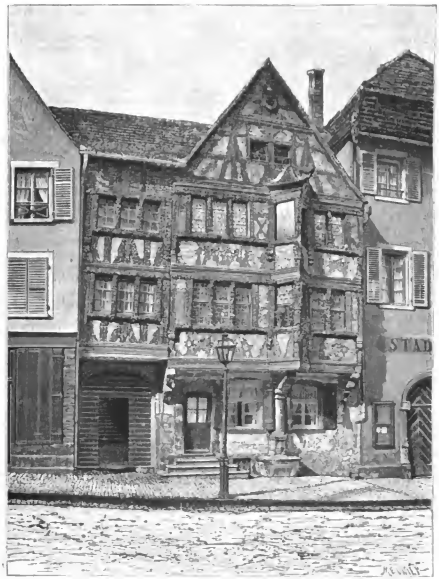
Odilia enthalten haben. Über der Kreuzkapelle lag ehedem eine zweite: der Ölberg, die heute als Kloſterbibliothek dient. An der Nordſeite des Kloſters, angeblich an der Stelle, wo die heilige Odilia die Sünden ihres Vaters beweinte, liegt die Jährenkapelle mit romaniſchem Portal und romaniſchen Fenſtern. Auf dem äußerſten Felsvorſprunge nach Nordoſten hängt die Engelskapelle, von ihrer Lage auch „hangende Kapelle“ genannt. An ſie knüpft ſich die Sage, daß das Mädchen, das neunmal die Kapelle umgeht, noch in demſelben Jahre einen Mann bekommt. Ältere Schriftſteller erzählen auch von einem Heidentempel, der ein auf ſechs Säulen ruhender Rundbau geweſen zu ſein ſcheint. Heute iſt er verſchwunden; ſchon 1734 ſoll er abgebrochen worden ſein. Von der heiligen Odilia ſelbſt wurde noch der Sage die Odilienkapelle zu Ehren des heiligen Johannes errichtet, weshalb ſie auch Johanniskapelle genannt wird. Sie iſt romaniſchen Urſprungs, aber ſtark modernifiert. In derſelben ſteht das leere Grab oder Kenotaphium der heiligen Odilia; die auf die Wände gemalten Bilder weiſen auf nachfolgende Legende der Heiligen.

Es war vor etwas mehr als 1200 Jahren. Da wurde in Oberehnheim, einem kleinen Städtchen am Fuße des Odilienberges, dem rauhen und geſtrengen Herzog des Elſaſſes, Attich, Etich oder Etichо mit Namen, ein Kindlein von Gott geſchenket. Doch der Vater wollte nichts von demſelben wiſſen: es war ein ſchwaches Mädchen und noch dazu blind. Der Grauſame ſchwur, daß ſolch ein Wurm ſein adlig Geſchlecht nimmer ſchänden dürfe, und er wolle es töten laſſen. Aber die liebende Mutter wußte Rat und rettete ihr Kind in das Stift Palma, heute Beaume-les-Dames genannt. Der Biſchof

Digitized by Google

Ehrhard taufte das Mägdlein, und während der heiligen Handlung ſchlug es die Augen auf und war ſehend.

Die Kloſterfrauen erzogen ihren anvertrauten Schatz ſorgfältig, und bald erblühte Odilia zur lieblichen Jungfrau. Nachdem ſie erfahren hatte, welchen Standes ſie ſei, faßte eine unwiderſtehliche Sehnſucht nach der Heimat, nach der lieben Mutter ihr Herz, und in einem Briefe wandte ſie ſich an ihren Bruder Hugo, daß er ihr die Erlaubnis zur Rückkehr erwirken möge. Der Vater wollte davon nichts wiſſen. Allein die Bruderliebe war mächtiger in Hugo als der kindliche Gehorſam, er ſchickte ihr einen Wagen und Geleite in der ſichern Hoffnung, daß der Vater ſeine Tochter nicht verſtoße, ſobald er ſie ſähe. Vater und Sohn ſtanden auf der Höhe des Berges; von fern nahten ſich die Burgmannen mit dem Wagen. Hugo tritte ſeinem Vater die Ankunft Odiliens mit; doch kein Funke von Liebe glimmte in dem väterlichen Herzen. Attich ergriff ſein Schwert und ſtieß ſeinen Sohn nieder.



Altes Haus in Zabern (Elſaß). Nach einer Photographie.

Jetzt erſt überlegte der Herzog ſeine raſche That; er eilte Odilia entgegen und warf ſich ihr reuig zu Füßen. Er wollte alles wieder gut machen und den edelſten ſeiner Ritter zu ihrem Gemahle erküren. Doch davon wollte ſeine Tochter nichts wiſſen. Gott hatte ihr das Augenlicht geſchenkt, ihm wollte ſie zeitlebens danken, eine reine Braut des Himmels bleiben. Vor dem drängenden Vater entfloh ſie über den Rhein, und als dieſer mit dem Bräutigam ſich ihr ſchon nahte, war wiederum Gott ihr Retter. Ein Felſen that ſich auf, und Odilia verſchwand vor den Blicken ihrer Verfolger. Heute noch trägt der Felſen ihren Namen; es iſt der Odilienberg bei Freiburg.

Das neue Wunder änderte den Sinn des Wüterichs; der heimkehrenden Odilia ſchenkte Attich die Hohenburg, damit ſie da ein Kloſter errichte, und außerdem manche Hufe Landes, manch prächtigen Wald, auch eine Anzahl

Digitized by Google

Städte und Dörfer, die für den Unterhalt des Klosters zu sorgen hatten.

Jetzt hatte sie das Ziel ihrer Wünsche erreicht. Sie führte ein heiligmäßiges Leben, das nur den Werken der Barmherzigkeit geweiht war. Pilger kamen von fern und nah. Als eines Tages ein armer Greis mit einem blinden Kinde die steile Höhe hinaufkeuchte, um bei der Gottgeliebten Hilfe zu suchen, trat Odilia ihm entgegen, schlug mit ihrem Stabe gegen einen Felsen, und ein rauschender Quell sprang aus demselben. „Die Augen deines Kindes sind hell wie dieser Brunnen", sprach sie — und das Kind war sehend. Noch heute waschen sich die Gläubigen mit dem Wasser und suchen Heilung kranker Augen.

Nach dem Tode ihres Vaters, der in tiefer Reue über seine Sünden aus dem Leben geschieden war, betete und weinte sie für seine Seelenruhe, „das von den Thränen, so aus ihren Augen auff den Felsen getroffen seindt, ein tieff Loch ist worden." Arme und Kranke, Hilflose und Schwache, Brestkafte und Aussätzige waren ihre Freunde. Ihr Ruf zog viele Gleichgesinnte an. Sie wurde die erste Äbtissin des Klosters. Als es zum Tode ging, erschien ein Engel und brachte ihr in einem Kelch den Leib des Herrn. Lange wurde der Kelch auf Hohenburg, später in Zabern gezeigt. Gesegnet und tief betrauert von den Armen dieser Welt entschlief sie unter dem Gebet ihrer Mitschwestern im Jahre 720.

Die nüchterne Kritik nahm der Heidenmauer den Charakter eines keltischen Bauwerkes, zeigte, daß die angeblich von der heiligen Odilia erbaute Johanniskapelle wenigstens 400 Jahre jünger sei; schade, daß sie ihre Kraft auch an dieser dustigen Erzählung erprobte, die auch auf Goethe ihren Eindruck nicht verfehlte. „Unweit der Kapelle", so erzählt er in Wahrheit und Dichtung, „wo sich die Wanderer erbauen, zeigt man ihren (Odiliens) Brunnen und erzählt gar manches Anmutige. Das Bild, das ich mir von ihr machte, und ihr Name prägte sich tief bei mir ein. Beide trug ich lange mit mir herum, bis ich eine meiner zwar späteren, aber nicht minder geliebten Töchter damit ausstattete, die von frommen und reinen Herzen so günstig aufgenommen wurde." Am schärfsten ging gegen die Legende der Baseler Professor Roth in der Zeitschrift „Alsatia" 1856 bis 1857 vor und suchte zu beweisen, daß die Mönche von Ebersmünster die Urheber der frommen Sage seien. Gegen ihn wandte sich der elsässische Gelehrte L. Spach und suchte seinem Vaterlande Odilia und Etcho zu retten. Krauß will, wenn auch kein beglaubigtes Dokument vor dem 11. Jahrhundert von Odilia spricht, gleichwohl den Kern der Legende, nämlich die Gründung des Klosters durch einen Herzog Etbico, Vater Odiliens, nicht aufgegeben.

Es läßt sich das Bestreben nicht verkennen, die Gründung des Odilienklosters, den Bau der einzelnen Kirchen und Kapellen in möglichst ferne Zeiten zu rücken, um dadurch den beliebten Wallfahrtsort um so ehrwürdiger, um so heiliger erscheinen zu lassen. St. Odilien wird vielfach als das älteste Heiligtum der ganzen Gegend angesehen. Viel älter ist jedoch die Klosterkirche zu Maursmünster, das an der Eisenbahn von Oberehnheim nach Zabern, unweit dieses Städtchens liegt. Die Façade dieser Kirche gehört zu den herrlichen Denkmälern der romanischen Baukunst, wie wir sie in Schlettstadt, Rosheim, Gebweiler, Murbach finden. Maursmünster ist ein Städtchen von ungefähr 2000 Einwohnern. Die Benediktinerabtei dahier ist die älteste des Elsaß. Schon um das Jahr 590 gründete der heilige Leobardus, ein Irländer, Schüler Columbans, an dieser Stätte eine Einsiedelei; der fünfte Abt des Klosters, der heilige Maurus, legte um 740 das eigentliche Kloster an. Ihre höchste Blüte erreichte die Abtei im 12. Jahrhundert; in diese Zeit fällt auch der Bau der turmreichen romanischen Façade, an welche sich eine große Kirche im frühgotischen Stile schließt, die dem 13. Jahrhundert angehört. Auffallend sind an der Façade die kleinen Fenster, die fast nur als Mauerschlitze erscheinen, nur der Mittelturm hat größere gekuppelte rundbogige Fenster. Zwei Fenster am zweiten Stockwerk zeigen reiche Ornamentik.

Das Elsaß kann mit seinen herrlichen Baudenkmälern mit jedem andern deutschen Lande in die Schranken treten. Eine Anzahl romanischer Bauten sind oben angeführt. Aus der Zeit der Gotik Kirchen zu nennen, ist kaum nötig; ich erinnere nur an die Münster zu Straßburg, Colmar, Rufach, vor allem Thann im Oberelsaß. Andre Städte haben ihren altertümlichen, mittelalterlichen Charakter völlig gewahrt; in Türkheim wie in Reichenweier tritt man in das Innere durch das Stadtthor, über dem ein gewaltiger Turm, aus mächtigen Quadern erbaut, wie ehedem Wache hält. Auch einzelne alte Häuser zeigen verschiedene Städte: So steht in Colmar das Pfisterhaus, das Kammerzerliche Haus in Straßburg. In dem von Maursmünster nicht weit entfernten Zabern findet sich ebenfalls eine Anzahl alter Häuser. Unsre Abbildung zeigt das schönste derselben. In der Mitte der schmalen Giebelfront springt ein Erker in zwei Seiten eines gleichschenkligen Dreiecks heraus. Das Schnitzwerk der Balken ist schon ziemlich barock, aber die Hausthür ist noch im Gefelsrücken geschlossen, ein Beispiel, wie lange hier die gotischen Motive nachwirken, denn zweimal, unter dem Erker und über der Thür, steht hier die Jahreszahl 1605 (Woltmann).

Zabern selbst gehört zu den ältesten Städten des Elsaß. Hier lag einstens das römische Tabernä, eine Station an der großen Römerstraße, welche Argentoratum oder Straßburg mit Metz oder Divodurum verband. In jenem furchtbaren Kriege, den der Alemannenfürst Chodomar mit Julianus dem Abtrünnigen führte, wurde Zabern 357 von den germanischen Völkern zerstört; nach dem glücklichen Ausgange der Schlacht stellte der römische Kaiser den Ort wieder her. Zabern liegt am Ende der Zaberner Steige, jener Gebirgsstraße, welche von Lothringen ins Elsaß führt. Hier kamen alle die römischen Legionen durch, die aus dem Innern Galliens nach dem Rheine zogen; den Paß herunter stiegen 1439 12 000 Armagnaken, geführt von dem lothringischen Ritter Johann von Finstingen; hier wurden im Bauernkriege Anno 1525 18 000 wehrlose Bauern in einem furchtbaren Morden hingemetzelt. Als Ludwig XIV., Herr der elsässischen Lande geworden, von den Zaberner Höhen auf das reichgesegnete Tiefland niederschaute, soll er voll Entzücken ausgerufen haben: Quel beau jardin! In der That ein Garten, eines der lieblichsten Bilder des an Naturschönheiten in verschwenderischem Maße ausgestatteten Elsaß!

Digitized by Google

Friesland, Friesen und friesische Sprache in den Niederlanden.

Von Johan Winkler. Haarlem.

IV.

Indessen blieb in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die friesische Sprache nach wie vor die eigentliche Volkssprache. Und bei einigen Standfriesen, bei Adligen und im allgemeinen bei den hervorragenden Leuten des Landes blieb sie in dieser Zeit noch neben dem niederländischen als Schriftsprache im Gebrauch. So wurde z. B. noch das Testament des Herrn Pieter van Camminga, eines hervorragenden Edelmannes aus allerältestem friesischen Geschlechte, im Jahre 1521 zu Veenwarden in altfriesischer Sprache verfaßt. Noch eine andere Thatsache kann zur Kennzeichnung des damaligen Zustandes der friesischen Sprache dienen. Im Jahre 1542, unter der Regierung Kaiser Karls V., wurde von allen Geistlichen in Friesland eine genaue Eingabe des Einkommens und Eigentums gefordert, welches ihre Kirchen und sie selbst besaßen. Die Regierung, die unter Frau Maria, des Kaisers Schwester, in Brüssel ihren Sitz hatte, verlangte den Ausweis in niederländisch-niederdeutscher Sprache. Damals aber gab es nur wenig friesische Geistliche, die sich nur einigermaßen gut in dieser Sprache auszudrücken konnten. Bei weitem die meisten schrieben ihre Ausweise in einer abscheulichen Mischsprache, worin das Friesische bei weitem überwog. Einige, wahrscheinlich die älteren Herren, und die an abgelegenen Orten wohnten, wohin noch das Niederländische seinen Weg nicht gefunden hatte, schrieben einfach in altfriesischer Sprache. Wieder andre begannen ihr Schreiben wohl in der verlangten Sprache, fielen aber im Verfolg in ihre friesische Muttersprache, in der sie ihren Ausweis dann auch vollendeten [1]). Vor dem Jahre 1550 war es dem Niederdeutschen nicht möglich, das Friesische als Schriftsprache zu verdrängen; später aber gelangte es zur Herrschaft und verdrängte, wenigstens im offiziellen Sinne, das Friesische auf der Feder der Friesen.

Die Reformation und der enge politische Anschluß Frieslands an die übrigen niederländischen Provinzen haben im 16. Jahrhundert, das für friesische Sprache und Eigenart im ganzen so schädlich war, schließlich der Sprache ihren größten Stoß versetzt. Namentlich hat die Reformation der friesischen Sprache nirgends Rechnung getragen, in Deutschland so wenig wie in den Niederlanden. Und doch hatten die Friesen ihren eigenen Reformator, wenn auch anfangs Luther und später namentlich Calvin großen Einfluß auf das reformationsfreundliche friesische Volk hatten, und schließlich Calvin doch über den eigenen friesischen Reformator triumphierte. Dieser, Menno Simons mit Namen, ein im Jahre 1496 in Witmarsum (Witmarsheim, in Westergeest, zwischen Harlingen und Bolsward) geborener Friese, als römisch-katholischer Priester auferzogen, war 1524 Kapellan in dem benachbarten Dorfe Pingjum (Pingia-, Pinningahem) und später Pastor in seinem Geburtsorte. So lange Menno Simons im Dienste der römischen Kirche war, hielt er ohne Zweifel, so wie alle seine Amtsbrüder, seine Predigten in friesischer Sprache, wie er auch mit seiner Gemeinde in seiner andern Sprache verkehrte. Auch nachdem er sich 1536 von der römischen Kirche abgewendet hatte, bediente er sich gewiß keiner andern als der friesischen Sprache, um seine friesischen Landsleute mit der neuen Lehre vertraut zu machen. Aber außerdem trat er auch außerhalb Frieslands in andern niederländischen Gegenden und in ganz Norddeutschland als Lehrer auf, in Landschaften, wo die friesische Sprache ihm nichts nützen konnte. Selbst als Schriftsprache bediente er sich bei der Verbreitung seiner Lehren der halb holländischen, halb niedersächsisch-plattdeutschen Mischsprache, die, damals in den nördlichen Niederlanden gebräuchlich, das Friesische zu verdrängen begann. Er that dieses natürlich, um auch von andern Niederländern als den Friesen, und von den Niederdeutschen in Deutschland verstanden und gelesen zu werden. Hätte nun Menno Simons, nun seiner Muttersprache zu dienen und sie zu fördern — was ihm gewiß nicht in den Sinn kam, weil man im ganzen in seiner Zeit die Volkssprachen wenig achtete und ehrte — hätte nun Menno Simons die Bibel ins Friesische übersetzt, wie Luther ins Deutsche, hätte er so seine Landsleute von der Notwendigkeit befreit, das Niederdeutsche in der vlamischen, holländischen oder niedersächsisch-plattdeutschen Form sich anzueignen, um eine Antwerpener, Amsterdamer oder Emdener Bibel zu lesen — hätte er bei dem Gottesdienst in friesischen Landen auch die friesische Sprache eingeführt, so würde diese Sprache die Krisis der Reformation und die ganze Entwicklung auf geistlichem, materiellem und politischem Gebiete im 16. Jahrhundert höchst wahrscheinlich glänzend überstanden haben. Sie wäre dann als amtliche Schriftsprache, als Bücher-sprache in Altfriesland lebendig geblieben und infolgedessen auch in manchem friesischen Gau als Umgangssprache nicht untergegangen. Denn in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts war die friesische Sprache in allen altfriesischen Gauen außerhalb des heutigen niederländischen Friesland, in allen Gauen an der Nordseeküste, an dem Fie und zwischen Lauere, Ems, Weser, Elbe, Eider und Jütland thatsächlich noch in Herz und Mund der dortigen Bewohner noch lebendig genug, um durch eine friesische Bibel lebendig erhalten zu werden. Wäre das geschehen, die alte Landes- und Volkssprache hätte wie vor alters alle friesischen Gaue umfaßt und zusammengehalten, auch in politischer Hinsicht. Wie ganz anders würde jetzt die Karte von Norddeutschland und Norddeutschland aussehen!

Eine jegliche Sprache ist im Wechsel der Zeiten der Veränderung unterworfen. Zumal in Zeiten belangreicher Umwälzungen auf geistigem, gesellschaftlichem und politischem Gebiete pflegen Schrift- wie Umgangssprache großen Veränderungen unterworfen zu sein. Mit der friesischen Sprache war dieses im starken Maße in dem unruhigen und umwälzungsvollen 16. Jahrhundert der Fall. Durch den Geist der Veränderung, der mit so vielen alten überlieferten Formen brach, dann durch den Umstand, daß in der Hälfte jenes Jahrhunderts die friesische Sprache, die als Schriftsprache noch ihre vollen alten Formen wesentlich erhalten hatte, gerade als Schriftsprache beinahe ganz außer Gebrauch kam, und am Ende durch den Einfluß des ziemlich klanglarmen besonders Holländisch-Niederländisch, das im Verlauf des 16. Jahrhunderts schon mehr und mehr in allen

[1]) In bezug auf diese Sache vergleiche: Johan Winkler, Opmerkingen by het doorbladeren van de Beneficiaal-boeken van Friesland, in Friesche Volksalmanak für 1889.

Digitized by Google

niederländischen Provinzen zur Geltung gelangte, mußte auch die friesische Sprache viele ihrer alten, vollständigen Formen und klangreichen Ausgänge, die gerade ihre Eigenart und Schönheit ausmachten, verlieren. Selbst ein Teil ihres Wortschatzes ging verloren und an dessen Stelle traten holländische Wörter. Sie verlief mehr und mehr zu der Form, in welcher sie heute noch besteht. Das alte Friesisch, in seinen alten Formen, starb aus oder vielmehr: es verjüngte sich durch die Übergangsform des 17. und 18. Jahrhunderts, die man das Mittelfriesische nennt, zu dem (niederländischen) Neufriesisch unsers 19. Jahrhunderts.

Hätte die ehrenvolle eigenartige Festigkeit, die tüchtige Zähigkeit, die ein Kennzeichen des friesischen Volkgeistes ausmacht, nicht bei dem Hauptstamm des Volkes sich in starkem Maße geltend gemacht, so wäre leicht der friesischen Sprache auch im Stammlande während des 16. Jahrhunderts der Todesstoß versetzt worden, wie dieses in andern friesischen Gauen an Ems und Weser geschah. Aber zwischen Flie und Lauers hielten die treuen Standfriesen ihre alte Sprache noch wert und hoch und es waren immer noch einige, die sie, wiewohl sie doch eigentlich nur als Umgangssprache lebte, noch als Schriftsprache gebrauchten — meist aus Liebhaberei. Indessen den größten Anteil an der Erhaltung der friesischen Sprache, sowohl als Schrift- als auch als Umgangssprache, haben die friesischen Gelehrten, Dichter und Prosaschreiber gehabt. Diese erhielten den friesischen Geist im Volke lebendig, sie hüteten die Sprache, namentlich in ihrer Reinheit, vor noch größerem Verfall und gänzlichem Untergang. Unter diesen nimmt der berühmte Dichter Gysbert Japicx (Holdema) die erste Stelle ein. Dieser fromme und einfache Mann, ein tüchtiger Standfriese, ein liederreicher Sänger, war Schullehrer in seiner Vaterstadt Bolsward, wo er 1603 geboren wurde und 1666 starb. Er gab ein Bändel Gedichte heraus, nur ein kleines Bändel, aber von den schönsten und lieblichsten, zum Teil erhabenen, zum Teil echt volkstümlichen Gedichten und Liedern, Psalmen u. s. w.[1]).

Seine Nachfolger, u. a. Simon und Jan Althusen, Vater und Sohn, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und einige andre, darunter der gelehrte Prof. Ev. Wassenbergh zu Franeker, in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, erhielten das Feuer der friesischen Dichtkunst, andre das der friesischen Litteratur und Sprachwissenschaft, wenn es auch nicht besonders hoch flammte, bis zum Beginne unsers Jahrhunderts am Leben. Nach dem ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts und nach Abschüttelung des schmachvollen Jochs der Franzosen lebten auch die Friesen gleich andern germanischen Völkern in ihrer Volkart wieder auf. Damals begann in Jungermanien das eigene Volksleben wieder kräftig zu blühen. Namentlich auch in Friesland. Und besonders was die friesische Sprache betraf. In jenen köstlichen Jahren des aufsebenden germanischen Volksbewußtseins traten die Gebrüder Halbertsma auf, jetzt in Friesland als Dichter wie als Prosaschreiber so berühmt: Dr. Joost Hiddes Halbertsma, ein Mennonitenprediger in Bolsward und Deventer, und Dr. Eeltje Hiddes Halbertsma, Arzt in seinem Geburtsorte Grou; der erste ein scharfsinniger Sprachforscher, der andre ein lieblicher, süß singender Dichter. Im Jahre 1822 gaben sie ihren ersten Band Gedichte und volkstümliche Schriften in Prosa unter dem Titel: De Lapekoer fen Gabe Scroar heraus[1]).

Es ist ein Ruhm, daß für die friesische Litteratur von größtem Einfluß wurde und eine Umkehr zum Besseren zur Folge hatte und dem noch viele andre Werke von großem litterarischen Werte von den Gebrüdern Halbertsma folgten. Groß war die Zahl der Nachfolger der Halbertsmas. Wenn unter diesen Nachfolgern, namentlich im Anfange, auch manche die friesische Sprache und Litteratur bloß vom Standpunkte des niederen Volkes auffaßten, so stellten sich doch andre den Halbertsmas würdig zur Seite. Unter den ersten und vor allen andern muß unter diesen Nachfolgern Rinse Rinses Postumus, ein Zeitgenosse der Halbertsmas, genannt werden, der einige Werke Shakespeares ins Friesische übersetzte; Tiede Roelofs Dyktra und Harmen Sytstra, die es sich vor allem angelegen sein ließen, die heutige friesische Sprache von ihren holländischen Beimischungen zu reinigen und die altfriesische Rechtschreibung des Mittelalters wieder der Sprache anzupassen suchten, ein ehrenvolles Streben, das aber wenig Nachfolge fand; Waling Dyktra, der in seinen fließenden Gedichten den rechten Volksgeist traf; Jan Gelinde van Blom, Pieter Jelles Troelstra, gleichfalls verdiente Dichter und viele andre. Die Reihen der friesischen Dichter und Schriftsteller haben seit dem Beginne des zweiten Viertels unsers Jahrhunderts keine Verminderung erlitten. Auch erfreut sich bis in unsre Tage die friesische Sprache und Litteratur des unverminderten Interesses des friesischen Volkes. Mit vollem Recht kann die friesische Sprache sich auf eine reiche Litteratur berufen, eine Litteratur, die sich wohl fast ausschließlich auf Belletristik beschränkt, und die nur sehr schüchtern hier und da einige Schritte auf wissenschaftliches Gebiet, gewöhnlich Sprachkunde und Geschichte, thut — aber die eines Reichtums schöner Erzeugnisse sich rühmen darf, wie sie kein andres Volk, das auf ein gleich kleines Gebiet wie die heutigen Friesen beschränkt ist, aufzuweisen hat.

Zur Aufrechterhaltung der friesischen Sprache trugen auch eigenartige Volksversammlungen an Winterabenden bei, wo Gedichte und volkstümliche Schriften in Friesisch vorgetragen werden; als Leiter solcher Volksvereinigungen, die unter dem Namen Winterjündenoocht, Winterabendvergnügen, bekannt sind, haben sich Waling Dyktra und Tjibbe Geerts van der Meulen einen Namen gemacht. Auch kommen Theatervorstellungen für das Volk in friesischer Sprache, meistens Stoffe aus dem friesischen Leben und in friesischer Kleidung darbietend, der Erhaltung des Friesischen zu gute. Tjeerd Riistes Bestra und Sjouke Hyltes Dyltema haben sich als Verfasser solcher Schauspiele einen Namen erworben. Sowohl die „Winterjündenoochten" als die „Toanielfoarstellingen" entsprechen völlig dem Geschmack des friesischen Volks; sie finden nach Schluß derselben ihre Fortsetzung in geselligen Vereinigungen, bei denen friesische Lieder gesungen werden und ein friesischer Tanz, der „Skotske-thrye", den Beschluß macht. Mit Begeisterung wird denn auch, wie bei andern Volksfesten — Wettrennen der berühmten friesischen Pferde, „Hirddra-

[1]) Die Werke Gysbert Japiers sind in diesem Jahrhundert aufs neue herausgegeben von Tr. G. Epkema unter dem Titel Friesche Rijmkerye, Leeuwarden 1821, in der alten Schreibweise des 17. Jahrhunderts, versehen mit einem Wörterbuche. Im Jahre 1853 besorgte Waling Dyktra noch eine Ausgabe zu Franeker in der heutigen Schreibweise.

[1]) De Lapekoer, ein friesisches Standardwerk und noch heute vom friesischen Volke mit Vorliebe gelesen, erlebte verschiedene Auflagen, auch eine Übersetzung ins Hochdeutsche: Der Lappenkorb von Gabe Schneider aus Westfriesland mit Anthalten aus Nordfriesland, bearbeitet und herausgegeben von K. J. Clement, Leipzig 1846. — Über den Einfluß, den Hebel und seine allemannischen Gedichte auf die Halbertsmas in ihrem Lappenkorb ausgeübt haben, siehe meine Abhandlung: Hebel und Halbertsma im Friesche Volksalmanak für 1891.

Digitized by Google

veryen", und Wettschlittschuhlaufen, „Hirdrideryen", welche die Friesen sehr lieben — das friesische Volkslied gesungen:

Frisk bloed, tojoch op! wol nou ris brúse end siede
End hünsje throch ús ieren om!
Flean op! Wy sjonge 't breite land fean' ierde,
Det friske land, fol eare end rom.
Klink den end dawerje hier innath rúnd,
Din ilde eare, o Friske grúnd!).

Die friesischen Lieder, welche das friesische Volk einigen verdienstvollen Dichtern zu danken hat — vor allem Geltje Hiddes Halbertsma, Jan Gelinde van Wyon, Waling Dijkstra u. a. — tragen auch freilich das ihrige dazu bei, die alte Volkssprache zu erhalten²).

Einige friesische Jahrbücher (Swanneblommen³), de Ryekoer) und auch einige Zeitschriften (Iduna, de Friske Húsfründ, Forjit my net, For hús en hiem) erschienen oder erschienen teilweise regelmäßig Jahr für Jahr und boten den friesischen Schriftstellern und Dichtern Gelegenheit, ihre Erzeugnisse dem Volke bekannt zu machen. Auch hat man wiederholt Versuche gemacht, eine friesische Zeitung ins Leben zu rufen, doch hatten diese Blätter keinen Bestand und gingen nach einem kümmerlichen Dasein wieder ein. Ankündigungen und Bekanntmachungen von Privatleuten, auch „Eingesandtes" und Feuilletons in friesischer Sprache finden sich jedoch in allen Zeitungen Frieslands, und werden unweigerlich darin aufgenommen.

In jüngster Zeit bedienen sich auch einige Volksleiter und Volksredner, die sich in Volksversammlungen über gesellschaftliche und politische Fragen auslassen, der friesischen Sprache. Und damit haben sie einen Schlüssel, der ihnen die Herzen des Volkes öffnet — einen Schlüssel, den die Kirche sehr zu ihrem eigenen Schaden verschmäht.

Denn in der Kirche hat die friesische Sprache kein Bürgerrecht erlangt. Vor der Reformation, als noch keine andre Sprache in Friesland bekannt war, haben natürlich die friesischen Geistlichen der römisch-katholischen Kirche ihre Volkspredigten ausschließlich in friesischer Sprache gehalten. Doch die Reformation führte hierin Veränderungen herbei, wie weiter oben schon mitgeteilt wurde. Obgleich man annehmen kann, daß auch noch einige protestantische Pfarrer im 16. Jahrhundert in der friesischen Sprache gepredigt haben werden, so hörte dieses doch bald auf, als die reformierte Landeskirche in geordnete Verfassung kam und nur noch niederländisch niederdeutsche Predigten gestattete⁴). Wohl haben die Friesen ihr gereimtes friesisches Psalmbuch zum Singen — von dem aber kein Gebrauch gemacht wird —, doch eine vollständige friesische Bibelübersetzung gehört noch zu den frommen Wünschen. Doch hätte noch ein verflossenen Jahrhundert eine solche friesische Bibel wegen Unkenntnis der niederländischen Sprache Anstoß gefunden, was aber in unsrer Zeit, wo wenigstens fünf Sechstel, wenn nicht alle Friesen des Niederländischen vollkommen mächtig sind, um die Predigt zu verstehen und eine niederländische Bibel lesen zu können, nicht mehr der Fall ist. Doch sind noch in unserm Jahrhundert die Übersetzungen von zwei Evangelien erschienen: It Ewangeelje fen Matthéwes von Dr. J. H. Halbertsma, London 1858 und It Ewangeelje fen Lukas, yn'e Fryske tael oerset throch G. Colmjon, Leeuwarden 1879.

So wie aus der Kirche, ist die friesische Sprache auch aus der Schule und aus dem Gericht verbannt. In der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts wurden besondere Verkündigungen von der Kanzel, die nicht den eigentlichen Gottesdienst (Gesang, Gebet, Predigt) betrafen, hier und da in den Dorfkirchen noch friesisch verlautbart, bedienten sich altmodische Schulmeister in den Dorfschulen noch allgemein der friesischen Sprache beim Unterrichte und im Verkehr mit den Kindern; sprach noch zuweilen ein altfriesischer Richter den Beschuldigten friesisch an oder hörte die Zeugen in dieser Sprache ab, wenn diese selbst friesisch sprachen, verbietet auch manches Regierungsdekret amtlich, z. B. der Griet-man (oben S. 54) noch in friesischer Sprache mit dem friesischen Volke. Seit dem Jahre 1848 hat sich das alles aber geändert, verholländert, durch die Regierung, die der friesischen Eigenart keine Rechnung mehr trug und viele nicht friesische Beamte nach Friesland versetzte. Doch kann man natürlich auch heute nicht den friesischen Angeklagten verbinden, sich vor dem Richter in friesischer Sprache zu verteidigen, oder den friesischen Zeugen, sein Zeugnis in der Landessprache abzulegen, wie das auch vielfach geschieht. Auch sehen sich die Volksschulkieker in den Dörfern genötigt, wenigstens mit den jüngsten Schulkindern in ihrer Muttersprache zu reden, wie denn auch noch dieser oder jener alte Landpfarrer, er sei Protestant oder Katholik, aufgrund der Kirche im Umgange mit seinen Gemeindegliedern die friesische Sprache gebraucht. Auch hört man noch wohl einige Standfriesen, die im Gemeinderat sitzen, bei den Verhandlungen desselben in friesischer Sprache reden. In der jüngsten Zeit begannen sogar einige friesische Dorfschulmeister außerhalb der gewöhnlichen Schulstunden freiwillig ihren Zöglingen der höheren Klassen, die solches verlangten, Unterricht in der friesischen Sprache (Grammatik, Rechtschreibung) zu geben oder dem Sinn dafür zu erwecken. Andre wieder lesen friesische Stücke mit ihnen und singen, was nicht selten, mit ihnen friesische Lieder.

Hieraus ergiebt, wie nützlich und notwendig es ist, in Friesland aufschlichtlich oder doch hauptsächlich friesische Regierungsbeamte, Richter, Geistliche, Lehrer u. s. w. anzustellen. Auch wären friesische, die friesische Sprache redende Ärzte, Notare u. s. w. hier am rechten Platze, namentlich auf dem platten Lande, wo sie dadurch ihr Amt viel besser und heilreicher für das Volk ausüben könnten. Der nichtfriesische Bürgermeister (Grietman), Prediger, Lehrer, Arzt, Notar u. s. w. ist in Friesland eigentlich ein Unding. Doch liegt der Reichsregierung hieran nichts; sie versetzt allerlei holländische und andere niederländische Beamte unter das friesische Volk, zu dessen gegenseitigem Verdrusse und mannigfachem Schaden auf vielen Gebieten.

Zur Kennzeichnung der Stellung, welche die amtliche niederländische Sprache (von den Friesen gewöhnlich „holländsk" genannt) gegenüber der friesischen Sprache in Friesland, und nach der naiven Auffassung der gewöhnlichen Leute einnimmt, mag erwähnt werden, daß das friesische Volk hier und da (z. B. in Opsterland) dieselbe bibelsk, biblisch nennt, weil es die Sprache ist, in der es die Bibel liest, oder lesen hört; anderwärts, z. B. im Dorfe Hoyerd,

10*

¹) Friesisches Blut, zieht auf (erhebe dich)! wolle
jetzt mal brausen und kochen
Und stark klopfen durch meine Adern!
Fliege auf, wir singen dem besten Lande der Erde,
Das friesische Land voller Ehre und Ruhm.
Klinge dann und dröhne weit ins Rund,
Deine alte Ehre, o friesischer Boden!

²) In reicher Auswahl findet man diese Lieder beisammen in: J. van Loon und W. de Boer, It Lietzeboek. Fryske Sang mei Pianobieding, Hearenfean (Heerenveen) 1876.

³) Die Swanneblom, Schwanenblume, die Blüte der Nymphaea alba (Teichrose, weiße Wasserrose), ist die friesische Nationalblume; ihre Blätter, friesisch pompeblêdden, kommen im alten altfriesischen Wappen vor und stehen noch heute im Wappen der Provinz Groningerland, und in der Friesischen Klaage.

⁴) Näheres über diese Frage der friesischen Sprache vom kirchlichen Standpunkte bringt Johan Winkler, Ytske Kledsieden oer Fryske Tael- end Skriftekennisse. Abhandlung in der Nieder. Zeitschrift De Tijdspiegel 1881.

Digitized by Google

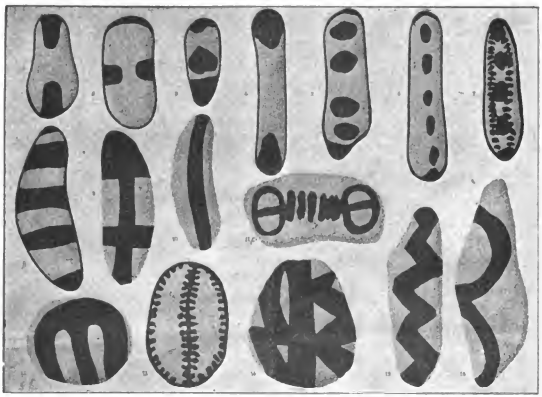
nennt man die holländiſche Sprache wohl Sneinsk, d. h. ſonntägliche, von snein = Sonntag, alſo die Sprache, die nicht für den Werktag, das alltägliche Leben, ſondern nur bei feſtlicher, beſonderer Veranlaſſung gilt. Dagegen bezeichnen die Holländer und einige ſchlecht frieſiſch geſinnte, das Frieſiſche nicht redende Städter, die frieſiſche Sprache wohl als „Boerefriesch“ (Bauernfrieſiſch) oder Landfriesch, Namen, die einigermaßen geringſchätzig lauten und daher im Ohre der opriuchten (aufrichtigen) Standfrieſen einen häßlichen Klang haben.

Hat nun aber auch die frieſiſche Sprache in Niederland ſowenig wie in Deutſchland keinerlei Rechtsſtellung, ſo thut dieſes doch der Blüte derſelben der litterariſcher Beziehung oder als Volksſprache keinen Abbruch. Wohl haben die letzten 10 Jahre — ſeit auch in Friesland Eiſenbahnen und Pferdebahnen ihr Ney ausgedehnt haben, ſeit allerlei Verkehrsmittel auch die Frieſen auf früher unbekannte, teilweiſe nichtfrieſiſche, teilweiſe gar ſchädliche Wege geführt haben, und namentlich ſeit die Frieſen ſo „gelehrt“ (!), ſo „offiziell und niederländiſch“ wurden durch den nichtfrieſiſchen, furchtbar aufgeſchraubten Schulunterricht, den ſie genoſſen (genoſſen!) haben — vielerlei ſchädliche Folgen für den Beſtand des alten Frieſentums auf mancherlei Gebieten herbeigeführt. Doch lebt die alte Volksſprache noch heute, wie in der uralten Vorzeit, friſch und froh im Munde und Herzen von tauſenden und abertauſenden Frieſen und Frieſinnen. Möge dieſes noch tauſend Jahre ſo bleiben. Oder länger, wenn Gott will! —

Vorgeſchichtliche Spielkieſel.

Die mit Beharrlichkeit fortgeſetzte Arbeit des Spatens vermittelt uns immer neue Kenntniſſe über den Kulturzuſtand vorgeſchichtlicher Völker. Ihre künſtleriſchen Leiſtungen in Gravierungen und Schnitzwerk, ihre Waffen und Geräte ſind mehr und mehr bekannt geworden; neue Entdeckungen, die jetzt in Frankreich gemacht wurden, werfen auch Licht auf deren Spiele und zeigen uns eine eigentümliche Bezeichnungsweiſe von Gegenſtänden, die mit den Uranfängen einer Art Schrift ſich zuſammenſtellen läßt.

Der wohlbekannte franzöſiſche Urgeſchichtsforſcher Eduard Piette hat ſein beſonderes Augenmerk ſeit dem Jahre 1887 der Grotte Mas d'Azil zugewandt, die am Ufer des Flüßchens



Bemalte vorgeſchichtliche Spielkieſel aus der Grotte Mas d'Azil. 1/2 natürl. Größe.

Ariže im Departement Ariège gelegen iſt. Dieſe Grotten zeigen Ablagerungen mit den Knochen des Renntiers, des Höhlenbären und Elephas primigenius, alle zuſammen mit Reſten unzweifelhafter menſchlicher Thätigkeit, z. B. knöchernen Harpunenſpitzen mit zahlreichen Widerhaken. Alles deutet auf eine paläolithiſche Zeit am Ende der Quaternärepoche.

Die wichtigſten Funde der Grotte Mas d'Azil, und bisher an keinem andern Orte beobachtet, ſind bemalte Flußkieſel, die dort in großer Anzahl vorkommen. Piette hat deren dort über 200 gefunden, Cartailhac hat bei einem kurzen Beſuche neun Stück der Erde entnommen, der Geolog Boule u. A. haben dieſe merkwürdigen Gegenſtände eigenhändig den urſprünglichen, unberührten Lagerſtätten entnommen, ſo daß über deren Echtheit keinerlei Zweifel aufkommen dürfen.

Digitized by Google

Alle diese Kiesel sind glatt, flach, länglich und keiner über 9 cm lang. Sie sind zum Teil, wie die Abbildung zeigt, mit einem gepulverten Minerale, wahrscheinlich Rötstein, gefärbt. Die groben, breiter gehaltenen Zeichnungen sind vielleicht einfach mit der in die Farbe getauchten Fingerspitze aufgetragen; bei denjenigen, welche feinere Zeichnungen tragen, hat man wahrscheinlich auch eine Art Pinsel benutzt. Die Farbe war ursprünglich dick, aber heute hat sie keinen Zusammenhang mehr mit den Kieseln, haftet nicht mehr und verschwindet bei der geringsten Reibung. Das die aufgetragene Farbe aber bis heute sich erhalten hat, verdankt sie nur dem Umstande, daß die Kiesel vollkommen ruhig in der Erde eingebettet an ihrer ursprünglichen Lagerstätte gelegen haben. Wie die Auftragung und Befestigung der Farbe auf den Kieseln angeführt wurde, läßt sich heute nicht mehr ausmachen, doch kann man annehmen, daß dazu Fett oder Leim diente, organische Substanzen, die jetzt natürlich verschwunden sind.

Bei den meisten Kieseln ist der Rand mit einer feinen roten Linie eingefaßt, welche die Zeichnung umgiebt. Bei einigen fehlt aber dieser Rand. Die Zeichnungen, wenn dieser Name erlaubt ist, sind sehr einfacher Natur und machen teilweise, wie schon bemerkt, den Eindruck, als seien sie mit der Fingerspitze aufgetragen. Andre, bei denen zur Bemalung ein Pinsel oder ein Pölschen diente, bieten feinere Muster dar.

Cartailhac, dem wir diese belangreiche Nachricht verdanken (L'Anthropologie 1891, 141), sagt, er würde sich hüten, etwas über den Zweck zu sagen, den diese bemalten Kiesel im Leben der wilden Bewohner der Grotte gespielt hätten. Indessen ist er wohl auf der richtigen Spur zur Deutung gewesen, wenn er die heutigen Naturvölker zum Vergleiche heranzuziehen versuchte. „Beim Studium der bewundernswerten Sammlungen aus Ostindien und Nordamerika in Berlin und St. Petersburg", sagt er, „deren heutige Bevölkerungen ganz ähnliche Erzeugnisse besitzen, wie dieselben in unsern vorgeschichtlichen Stationen vorkommen, habe ich vergeblich nach ähnlichen Kieseln gesucht".

Wenn ich hier eine Deutung dieser bemalten Kiesel versuchen will, so kann diese nur auf dem von Cartailhac angedeuteten Grundsatze beruhen, nämlich auf dem Vergleiche mit ähnlichen Gegenständen der heutigen Naturvölker und da glaube ich, liegen die Spiele mit deren Marken und Würfeln am nächsten. Gewisse Spiele der nordamerikanischen Indianer werden mit bezeichneten Steinen, Fruchtkernen u. s. w. gespielt, die man in einer Schüssel schwenkt oder mit der Hand wirft. Je nach der Anordnung der Marken und Farben im Wurfe wird verloren oder gewonnen. Im Washington-Territorium haben die Weiber ein derartiges ihnen eigenes Spiel, das mit besonders bezeichneten Biberzähnen gespielt wird, die weh-ta-la heißen. Man wirft sie gleich Würfeln und der Gewinn hängt davon ab, wie sie fallen (Gibbs in Contribut. North American Ethnology 1877, I, 206). Schoolcraft beschreibt uns im Pugassing the game of the bowl, etwas ganz ähnliches. Pugassing bedeutet Wurfspiel. Die geworfenen Gegenstände sind bereits über das erste Stadium hinausgeschritten, es sind keine Steine, Kerne u. dgl. mehr, sondern bereits roh zugeschnitzte Figürchen von Tieren, Menschen u. s. w. Das ist offenbar ein Fortschritt und unterscheidet den zu werfenden Gegenstand besser, an die Stelle des Einschnitts in einen Zahn, einen Kern oder an die rohe Färbung desselben tritt ein kleines Schnitzwerk (Schoolcraft, The Indian in his Wigwam, New York 1848, 188). Die Irokesen in Delaware benutzten dazu Pflaumenkerne, die auf der einen Seite gelb, auf der andern schwarz gefärbt waren. (Loskiel, Mission der evangelischen Brüder, Barby 1789, 136). Das Spiel scheint allgemein amerikanisch, denn bei den Araukanern finden wir es als Ava wieder, wo es mit markierten Bohnen gespielt wird (Neuel Smith, The Araucanians, New York 1855, 322).

Greife ich nun nicht fehl, so sind die gefärbten Kiesel der Grotte Mas d'Azil als Spielsteine ähnlich den erwähnten indianischen zu deuten. Die aufgetragene rote Farbe bezeichnete vielleicht den Besitzer des Steines, welcher solchergestalt gekennzeichnet wurde. Damit werden diese vorgeschichtlichen Kiesel sich wiederum mit den Eigentumszeichen berühren, in denen man die Uranfänge einer Schrift erkennen mag. Die Marke vertritt als Personenzeichen (wie das Kreuz) die Unterschrift und ist auch an Gegenständen angebracht, die beim Wurfspiele benutzt werden. Dieses giebt Anlaß, sie hier, wo es sich um die Deutung der bemalten Kiesel von Mas d'Azil handelt, heranzuziehen. Daß die alten Germanen die Stäbchen beim Losen mit Zeichen versahen, wissen wir durch Tacitus (Germania 10). Die vom Baume abgeschnittenen Reiser wurden, zum losen, mit gewissen Merkmalen versehen und dann ausgestreut, worauf Deutung durch den Priester erfolgte. Wie sowohl Homeyer als Liebich gezeigt haben, losen die Bauern in Mecklenburg und Pitzen mit Kapeln, Holzstückchen, auf denen die Hausmarke eingeschnitten ist und die Kabulen benutzen nach W. Kobelt (Meisterzinnerungen aus Algerien und Tunis, 225) bei der Zeilsverteilung Loosstäbchen, auf denen die Eigentumszeichen eingeschnitten sind. Losen und Spielen deuten sich aber, wo es auf den Glückszufall ankommt und daher dürfen die hier erwähnten markierten Lose bei Erklärung der vorgeschichtlichen bemalten Kiesel nicht außer Acht gelassen werden.

R. Andree.

Das Klima Helgolands.

Die Besonderheiten der meteorologischen Verhältnisse Helgolands forderten zur sorgfältigen Untersuchung des Klimas des neuen deutschen Besitzes heraus. Herr Dr. B. Kremser hat unter obigem Titel (Ann. der Hydrographie, XIX. Jahrg., Heft V und VI) ein musterzeitiges Klimabild des vorzüglichsten Repräsentanten des Seeklimas innerhalb des Deutschen Reiches gezeichnet, aus dem wir nachstehendes mitteilen: Es ist bekannt, daß die deutsche Nordseeküste wärmer ist als das übrige Nordeutschland in gleicher Breite. Helgoland ist indessen wieder, wenn auch nur unbedeutend, wärmer als die Küste und in deren südlicher Erstreckung. Besonders charakteristisch für Helgoland sind jedoch die geringe Jahresschwankung und die Verspätung im Eintreffen der extremen Werte. Helgoland entfernt sich der kleinsten mittleren Jahresschwankung der Temperatur in ganz Deutschland. Ebenso sind die Monats- und Tagesschwankung der Temperatur sowohl im Mittel wie in den Extremen kleiner als in irgend einer andern Gegend Deutschlands. Der wärmste Monat ist August; der September ist wärmer als der Juni, der kälteste Monat ist Januar und Februar. Helgoland stellt unzweideutig und allgemein den wärmsten Punkt Deutschlands dar; ja selbst die südlicher (um 8 Grade) gelegenen klimatischen Knorte Bozen, Meran, Montreux, Lugano bleiben vom November bis Januar gegen Helgoland zurück. Dem warmen Herbst und milden Winter steht gegenüber ein kalter Frühjahr und ein kühler Sommer, so daß Helgoland in Deutschland (mit Ausschluß der Gebirge) den kühlsten Sommer hat. Fast dreiviertel Jahr hindurch (in den kühleren Jahreszeiten) ist es um 6 Uhr früh wärmer, ebenso lange (in den wärmeren Jahreszeiten) um 2 Uhr nachmittags kühler als sonst in Deutschland. Die periodischen Temperaturverhältnisse erscheinen auf Helgoland in mildester Form von allen deutschen Landesteilen; rücksichtlich der anseinander folgenden unregelmäßigen Temperaturschwankungen ist Helgo-

Digitized by Google

land der begünstigste Punkt von ganz Centraleuropa; denn Helgoland zeigt nicht nur im Jahresmittel, sondern sogar in jedem Monat die geringste Temperaturveränderlichkeit von Centraleuropa, so daß es allen südlichen, maritim gelegenen klimatischen Kurorten an die Seite gestellt werden kann. — Helgoland gehört zu den feuchtesten Orten und hat auch die stärkste Himmelsbedeckung in Deutschland. Die jährliche und tägliche Schwankung der absoluten und relativen Feuchtigkeit sind geringer als sonst in Nordwestdeutschland. Helgoland zeichnet sich im Gegensatz zum Binnenland durch ein ziemlich uebereinstes Frühjahr und einen nebelfreien Herbst aus.

Bezüglich der Größe des Niederschlages gehört Helgoland zu den feuchtesten Gegenden des ebenen Deutschlands, bezüglich der Häufigkeit der Niederschläge hat es im nordwestlichen Binnenlande keinen Rivalen; die eigentliche Regenzeit bilden Spätsommer und Herbst, die Trockenzeit das Frühjahr bis Juni (einschließlich). Im Juni kommt auf drei Tage ein Niederschlagstag, im Oktober zwei. Schneefälle sind seltener als in Nordwestdeutschland; am meisten schneit es im März, der erste Schneefall verspätet sich. Die Windstärke zeigt einen jährlichen Gang, sie erreicht ihr Maximum im Oktober bis November, ihr Minimum im Mai bis Juni. Stürmischer ist kein Monat, am seltensten stürmt es von April bis Juni, am stürmischsten ist der Anfang Dezember. Bezüglich der Windverteilung liegt Helgoland in der Mitte zwischen der südlichen und östlichen Nordseeküste. Die Gewitter haben ihr Maximum wie die Wärme im August; sie treten auch oft in der kalten Jahreszeit auf. Der Schnee bleibt auch auf Helgoland oft wochenlang liegen und seine Höhe kann bis zu einem viertel Meter anwachsen.

Dr. Gruß.

Bücherschau.

A. W. Schleicher, Afrikanische Petrefakten. Ein Versuch, die grammatischen Bildungen und Formwurzeln der afrikanischen Sprachen durch Sprachvergleichung festzustellen. Berlin 1891. 8. V. 93 S.

Die Tendenz dieser originellen Schrift ergiebt sich am deutlichsten aus dem S. 92 stehenden Satze: „Im Studium der hamitischen Sprachen in erster, und der Bantusprachen in zweiter Linie liegt das Heil für den semitischen Sprachforscher", dessen ersten Teil wir unbedenklich unterschreiben und über dessen zweiten Teil wir dann, wenn die erste erledigt ist, diskutieren können. Die meisten der jüngsten Semitisten werden freilich andrer Meinung sein; doch sind ja diese Herren nicht unfehlbar. Ich erinnere mich noch sehr genau jener Zeit, wo A. Oppert seine Entzifferungen der assyrischen Keilinschriften veröffentlichte und auch dem Munde eines damals berühmten semitischen Orakels hören wußte, alle diese Studien seien wertlos, weil unrichtig und ein andrer großer Semitist bewies haarscharf, daß die assyrischen Keilinschriften unmöglich eine semitische Sprache enthalten könnten, da die Keilschrift zum Charakter einer semitischen Sprache gar nicht passe. Doch Oppert, seine Mitarbeiter, Schüler und Nachfolger haben sich durch den Bannfluß der semitischen Oberpriester nicht irre machen lassen, haben ruhig fortgearbeitet und heute ist die Assyriologie zu den bedeutendsten Disziplinen der semitischen Philologie.

Auch unsrer Ansicht wird es der semitisch-hamitischen Sprachvergleichung ebenso ergehen, wie es der Assyriologie ergangen ist.

Der Verfasser des vorliegenden Büchleins ist kein Semitist vom Fach, auch nun Grund aus kein Sprachforscher, sondern Ingenieur. — Doch war E. W. West, der Schüler M. Haugs, dessen Arbeiten über die Pahlawi- und Parsen-Philologie zu den besten gehören, was wir haben, nicht auch Ingenieur?

Der Verf. bezeichnet unter den „Petrefakten" das, was wir die „Formelemente" nennen. Der Gedanke ist dem Sinne nach nicht neu, sondern wurde schon lange von R. Lepsius in der Einleitung zur nubischen Grammatik ausgesprochen.

Schleicher teilt die ganze einheimische Bevölkerung Afrikas, Zwergvölker, Neger, Bantu und Hamiten — welche er als primär, selandar, teritär und quartär bezeichnet, von Asien, speziell von der westsyrischen Ebene ab. — Er trennt die Hottentotten von den Grenzvölkern, ohne ihnen eine bestimmte Stellung einzuräumen und betrachtet die Fulbe als nahe Anverwandte der Somali.

In den meisten dieser Dinge können wir dem Verf. Recht geben, insofern er diese Völker voneinander trennt; wir können ihm aber in Betreff der Herleitung aller dieser Stämme aber richtiger Rassen aus Mesopotamien nicht folgen, da die echten Afrikaner, zu denen wir die Zwergvölker, Hottentotten, Bantu und Neger zählen, Afrika schon zu jener Zeit bevölkert haben, wo die Landsonnation der Kontinente von der jetzigen ganz verschieden war.

Was nun die sprachlichen Untersuchungen des Verf. anlangt, so muß man sich stets vor Augen halten, daß ihr Urheber auf dem von ihm betretenen Gebiet ein Neuling ist; er hat aber einen sichern Blick und trieb das Wichtige aus dem Unwichtigen zu scheiden. So wird man z. B. dem meisten von dem was S. 34 und 42 abgehandelt wird, beistimmen können, und in den Bemerkungen über die Fulbe-Sprache ist manches sehr Beachtenswerte enthalten. Die Bemerkung auf S. 86: „Die Semiten und die große Mehrzahl der Afrikaner haben einerlei Grammatik", ist gewiß richtiger und wissenschaftlicher als die Arbeiten jener Sprachforscher, welche einen Zusammenhang der semitischen Sprachen mit den indogermanischen nachzuweisen unternahmen.

Wie wir zuversichtlich glauben, wird der Verf., der ein zielgerichteter, reifer Mann ist, und ein zweiter Schliemann, in voller Unabhängigkeit dem Studium der afrikanischen Sprachen sich zu widmen gedenkt, bei fortgesetztem Studium seine Ansichten klären und dann etwas wichtiges zu Tage fördern. Daß es nicht seine Ansicht ist über die von ihm behandelten Dinge nur verhältnißlich mitzureden, sondern auf Grund eines soliden Wissens zu arbeiten, dies beweist der Umstand, daß er gegenwärtig in Wien weilt, um bei einem Kollegen, L. Reinisch hamitische Sprachen zu studieren und bei dem Kollegen D. H. Müller seine Kenntnisse der semitischen Sprachen zu erweitern und zu vertiefen. Ein Mann, der sein selbsterworbenes Vermögen zu solchen edlen Zwecken gebraucht und sich im reifen Mannesalter noch auf die Schulbank setzt, verdient in der That unsre volle Anerkennung und Hochachtung!

Wien, Juni 1891. Friedrich Müller.

Die freie und Hansestadt Lübeck. Ein Beitrag zur deutschen Landeskunde, herausgegeben von einem Ausschusse der Geogr. Ges. in Lübeck. Mit 5 Karten und einer geographischen Übersichtsskizze. Lübeck 1890. Dittmarsche Buchhandlung. 347 S.

Es ist eine wahre Freude zu sehen, welche Fortschritte die Darstellung der Landeskunde in Deutschland gemacht hat, seit sie 1882, auf Professor A. Lehmanns und Kirchhoffs Anregung, namentlich von den geographischen Vereinen systematisch in die Hand genommen wurde. Es sind meist gediegene Leistungen, die da mit vereinten Kräften erzielt werden und die dem neuen Standpunkte der geographischen Wissenschaft entsprechen, was man sofort durch den Vergleich mit ältern tüchtigen Arbeiten, wie z. B. die Bavaria, erkennen kann. Die vorliegende Landeskunde Lübecks, die mit großer Liebe und sehr ins Einzelne gehend, einen kleinen Fleck deutscher Erde zur Darstellung bringt, reiht sich den besten Arbeiten auf diesem Gebiete würdig an. Als Bearbeiter, welche sich in die Aufgabe teilten, sind genannt die Herren J. Müller, P. Friedrich, W. Schaper, H. Lenz, H. Genzken und G. Papst. Beigefügte Karten (im 1:50000 und die deutsche Karte 1:100000, sowie ein Plan) dienen zur Veranschaulichung der geologischen und politischen Verhältnisse, der Höhenschichten, der Bewirtschaftung der Acker u. s. w.

Lübeck, der zweitälteste deutsche Staat, besteht aus zehn geschlossenen Teilen, deren größter die Stadt selbst umschließt. Es ist eigentlich nur das Mündungsbecken der Trave, welches Lübeck einnimmt, das in seinen oro- und hydrographischen Verhältnissen im engsten Zusammenhange mit den zur nordeutschen Tiefebene gehörigen Nachbarstaaten steht. Die Gesamtfläche beträgt knapp 300 qkm, wovon 200 auf den Hauptteil, der Rest auf 9 Exklaven entfallen. Das Hauptgebiet, das wir hier vorzugsweise berücksichtigen wollen, liegt in einer 0 bis 20 m hohen Mulde des norddeutschen Landdiluviums und wird von der

Digitized by Google

Trave durchfließen, die als echter Tieflandfluß mit geringem Gefälle beim Eintritt ins lübeckische Gebiet nur 1,6 m hoch liegt und deren Wasserlauf bei Travemünde nur 4 cm mehr als die Ostsee zeigt. Der Travemünder Winkel, der nordöstliche Teil des Gebietes, ein Stück des nordöstlichen Randes des baltischen Höhenzuges, überragt an Höhe alle übrigen hohen Bodenanschwellungen Lübecks. Die Geestkoppel mit 37,5 m ist dort der höchste Punkt, sanft sind nur einige Stellen vorhanden, welche eine Höhe von 20 m erreichen. Für die Lage der Ansiedelungen erwiesen sich die Verteilung von Wasser und Land, die Abgrenzung von Alluvium und Diluvium bestimmend. Wo letzteres jene fruchtbar, trifft man die größten Ortschaften. Die Hauptstadt selbst liegt an der bezeichneten Stelle, wo die scharfig erweiterte Wakenitz in die Trave mündet mit einem höchsten Punkte von 16 m, aber immer noch 23 km von der Ostsee entfernt. Daß Lübeck trotzdem sich zur ostseeherrschenden Seestadt entwickeln konnte, verdankt es der fördernartigen Erweiterung der Travemündung, welche selbst größeren Fahrzeugen gestattet, bis an die Stadt zu gelangen. Der Binnenlage selbst gewährt dagegen Schutz vor Angriffen von der See und Verkehrsmittel des Landes.

Was die geologischen Verhältnisse betrifft, so tritt das Diluvium mit Diluvial- und Moränenmergeln, Kiesbänken, Blockschutt und sehr ausgedehntem Heideland auf. Darüber das Alluvium mit Moor, Torf, Wiesenmergel und Flugsandbildungen. Eine eigentümliche Erscheinung sind die Söllen, kleine, kreisrunde, mit Wasser gefüllte napfartige Löcher, ohne sichtbaren Zu- und Abfluß, die auch in Mecklenburg häufig sind. Sie gelten als Meteorite oder Steinbeller, die sich in der Atmosphäre bildeten und einen Beweis für die einstige Vergletscherung Nordeuropas sind liefern. Innerhalb der Stadt ist Glimmersand und bei 140 m Septarienthon erbohrt worden, beide zum Tertiär gehörig.

Die meteorologischen Beobachtungen werden seit 1835 regelmäßig geführt und aus ihnen ergeben sich keine besonders abweichende klimatische Erscheinungen; das Mittelklima herrscht vor, jedoch weniger ausgesprochen als an der Nordsee. Die tiefste beobachtete Temperatur im Januar 1861 betrug — 24° C. Auch Flora und Fauna, in nichts abweichend von den Nachbargebieten, finden ebenso Schilderung, worauf sich ein Abschnitt „Zur Kunde der Bevölkerung“ reiht, in welchem zunächst die prähistorischen Vorkommnisse, Ringwälle, Dolmen, Steinkammern, Gräber bary erwähnt werden, alle sich dem viel durchforschten holsteinischen anzugehörigen Denkmälern genau anschließend. Eine anthropologische Schilderung der Einwohner fehlt. Sie sind auf slavischer Grundlage durch niedersächsische Kolonisation erwachsen, wie hier im sächsischen Vorherrschaft und dem echten, kneglattigen Schwarzhaar ihre Anwesenheit verrät. Da in Lübeck 1875 die Erhebungen über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der Schulkinder stattfanden, so hätten die Ergebnisse in hiesr Landeskunde nicht fehlen dürfen. Wir fügen deshalb hier hinzu, daß Lübeck in die entschieden blonde Zone unseres Vaterlandes fällt, denn von 100 Schulkindern gehörten 38 dem blonden, nur 10 dem brünneten Typus an, während 52 auf der Mischform einfachen Brehm im Arch. für Anthropol., Bd. XVI). Erst durch die deutsche Eroberung Wagriens, durch die Herbeiführung von niedersächsischen Kolonisten und Bevölkerung der Slawen, durch die Vertreibung eines Bischofsitzes unter Heinrich d. Löwen (1163), wurde Lübeck zur meerbeherrschenden Handelsstadt, zum Stapelplatz für die Erzeugnisse des Nordens und Südens. Von der ehemaligen Größe, die sie als Hauptstadt der Hansa besaß, ist sie wohl stark zurückgegangen und das ganze Gebiet zählt nur 76 500 Einwohner (1880), zumeist in der Stadt, aber trotzdem blüht wieder frisches Leben und zeigt sich neuer Aufschwung im Handel, dessen Umsätzen über 200 Millionen Mark im Jahre betragen, wovon Zweidrittel zur See kommen. Holz und Getreide sind die wichtigsten Einfuhrartikel. Eine sehr genaue topographische Beschreibung der Stadt und der einzelnen Landgemeinden macht den Beschluß. Hervorzuheben sind die vollständigen Litteraturangaben auf den einzelnen Gebieten.

A. Andree.

Laarle Krohn, Mann und Fuchs. Drei vergleichende Märchenstudien. Helsingfors. J. C. Frenckell und Sohn 1891.

Kaarle Krohn der Jüngere, benannt wie sein tüchtiger Vater, Prof. Julius Krohn, durch seine Forschungen auf dem Gebiete des finnischen Volkstums, zeigt in diesen Studien, wie sie Märchenforschung zu behandeln ist. Die Grimms betrachteten die Märchen als den letzten Bodensatz alter Mythen, Theodor Benfey leitete sie aus litterarischen Quellen her und Andrew Lange sucht in ihnen die Überreste uralter Vorstellungen und Gebräuche. Krohn dagegen gesteht ihnen selbständiges wissenschaftliches Material zu; die mythologischen Grundgedanken sind zufällige Beigaben von nationalem Charakter. Das gemeinsam internationale der Märchen besteht in der Schürzung und Auflösung der Handlung, im ganzen Thema und dieses Grundthema muß von allem übrigen Beiwerke losgelöst werden, damit eine internationale Wissenschaft der Märchen entstehen kann. Die oft sehr verwickelte Handlung eines Märchens wird von Krohn in einzelne Handlungen getrieft, die nur aus einer Schürzung und einer Auflösung bestehen und daran knüpft er acchdem seine Unterscheidung. Er löst die einzelnen Abenteuer weiter auf, um die Reform zu finden, die sich gewohnheitlich nirgends rein erhalten hat. Nur durch die Fixirung der urspünglichen Form in jedem einzelnen Elemente der Handlung ist die Reform eines Abenteuers zu finden. Und nur wenn diese gefunden ist, kann man Schlüsse auf den Ursprungsort, die Nationalität, die Entstehungszeit, die ursprüngliche Verbindung mit anderen Abenteuern, die ihr zu Grunde liegende allgemeine Idee ziehen. — Die Herausführung der ursprünglichen Form des Märchens ist aber nicht das wichtigste, was die geographisch vergleichende Märchenkunde leisten kann. Noch wichtiger ist die Erforschung der Veränderungen, welche die Reform auf ihren Wanderungen erlitten hat. Krohn zeigt uns, wie in dem bunten Gewebe der Märchen alle Veränderungen nach bestimmten Gesetzen des Gedankens und der Phantasie entstanden, und erläutert diese Gesetze an den vorliegenden Märchen. Zeigt sich nun hier ein Gewinn für die Völkerpsychologie, so ergiebt sich auch die große Bedeutung der Märchen für die Kulturgeschichte. Indem sie uns die Wege zeigt, auf welchen die Märchen von einem Volke zum andern mundlich, nicht nur durch die Litteratur, gelangt sind, erhalten wir sichere Beweise der Kulturcinflüsse eines Volkes auf das andre. Denn wie Krohn gezeigt hat, sind die Volksmärchen nicht mit der Sprache, sondern mit der Kultur gewandert. Anderseits sind ebenso wenig, wie unsre Kultur einer Rasse, einer Nation zu verdanken ist, die Volksmärchen auch nur der Geistestätigkeit eines einzigen Volkes entsonnen. Sie sind vielmehr das durch vereinte Arbeit erworbene gemeinsame Eigentum der ganzen mehr oder weniger zivilisierten Welt und somit ein Gegenstand der internationalen Wissenschaft.

Dr. Fr. Carsten.

Hans Witte, Zur Geschichte des Deutschtums in Lothringen. Die Aussdehnung des deutschen Sprachgebietes im Meyer Bistume zur Zeit des ausgehenden Mittelalters bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts. Dabei eine Karte. Inaugural-Dissertation. Metz. Druckerei der Lothringer Zeitung, 1890.

In dieser nach Materialien des Meyer Bezirksarchivs verfaßten gewissenhaften Arbeit zeigt uns der Verfasser die nationalen Zustände und den Rückgang des Deutschtums in Lothringen in der im Titel näher angeführten Zeit und Gegend. Nach der Völkerwanderung erlitt das deutsche Sprachgebiet Lothringens seinen Zuwachs mehr; die Sprachgrenze, welche die Rosanen damit fest und erst mit der Zeit der französischen Herrschaft begannen die Rückschritte und Verluste, welche mit einem Blick die Karte (1:300 000) klar überlehen läßt. Im alten breiteren (namentlich in Südwesten), kalt schnalleren Gebiet zieht sich vor der heutigen deutschen Sprachgrenze bis nach Luremburg das seit dem 16. Jahrhundert französierte Gebiet hin, nachdem bereits früher einzelne, durch besondere Farbe kenntlich gemachte Vorposten (darunter Marsal) verwälscht waren. Welchen Anteil daran namentlich die Bischöfe von Metz hatten, wird klar gezeigt. Unter dem deutschen Bischof Konrad Beyer von Boppard (1415 bis 1457) wurde der Germanisierung eingriffig; mit dem deutschen Sprachgebiete des Bistums deutsch, mit dem französischen französisch zu urkunden und dieser gerechte Grundsatz, für dessen Durchführung Beamte angestellt wurden, die beider Sprache mächtig waren (und daher wohl vorwiegend Deutsche) wurde auch unter seinem Nachfolger Georg von Baden (1457 bis 1484) durchgeführt. Erst als der Franzose Heinrich 9. Lothringen (1484 bis 1505) den Bischofsstuhl bestieg, begann die Ungerechtigkeit, und an deutsche Gemeinden und Privatpersonen wird französisch geschrieben, wie Feste niederen Standes um deutschen Sprachgebiete erhalten noch deutsche Zuschriften. Mit dem Sinderungen der französischen Herrschaft (1552) hört die deutsche Urkundensprache der Meyer Bischöfe ganz auf. Marsal und Dühe (Vergy), ganz aber vorwiegend deutsche Städte, wurden französiert, ist Marsal 1548 schon durch Bischof Johann v. Vorberingen die deutsche Gerichtssprache abgeschafft. Indessen bis zum 30jährigen Kriege erkennen wir an allgemeinen noch die alte Sprachgrenze festhedend, wie sie im Gefolge der Völkerwanderung entstanden war. Erst mit jenem unseligen Kriege leiten französische Familiennamen in

Digitized by Google

den deutschen Ortsnamen auf und beginnt die Französierung, die zur Verwälschung eines guten Teils des deutschen Sprachgebietes führte. Die sorgfältige Beweisführung Wittes für die ehemalige deutsche Nationalität der verlorenen Orte hilft sich auf die deutschen Urkundungen von Ortsangehörigen, auf Flurnamen, Grundbücher, Ortsnamen. Es ist eine lange Reihe von Ortschaften, von der Luxemburger Grenze bei Oudingen (verwälscht Hutlingen) bis zu den Saarquellen, die Witte der Reihe nach durchgeht und deren Verwälschung an der Hand der Urkunde er nachweist. Geschlossen schritt das Französische vor und französische Sprachinseln sind für die Zeit des ausgehenden Mittelalters bis 1600 im deutschen Sprachgebiete nicht nachweisbar. Erst die durch den 30jährigen Krieg herbeigeführte furchtbare Verwüstung des deutschen Bodens und die schon vorher begründete und beständig zunehmende Macht eines fremden Staates in Lothringen, haben ein starkes Zurströmen französischer Elemente in die ehemals rein deutschen Gebiete und damit den eigentlichen Rückgang des Deutschtums bortselbst bewirkt, als dessen Ergebnis wir die jetzige von der früheren erheblich abweichende Gestalt der Sprachgrenze vor uns sehen.

Aus allen Erdteilen.

— Hamburgische Amerikafeier. Hamburg ist vermöge seiner regen Beziehungen zu Amerika an erster Stelle unter den deutschen Städten dazu berufen, den Tag (12. Oktober 1892) festlich zu begehen, an dem vor 400 Jahren Columbus die Neue Welt entdeckte. Infolgedessen ist auf die Anregung der Geographischen Gesellschaft und deren rührigen Schriftführer, Ludwig Friedrichsen, dort ein Festkomitee zusammengetreten, an dessen Spitze der „Verein für Kunst und Wissenschaft" steht, welcher die Feier in die Hand nehmen wird.

— Dr. Otto Tischler, Direktor der prähistorisch-archäologischen Abteilung des ostpreußischen Provinzialmuseums zu Königsberg, starb daselbst am 18. Juni im Alter von 48 Jahren. Mit ihm ist, viel zu früh für die junge Wissenschaft der Prähistorie, ein selten liebenswürdiger und bescheidener Gelehrter dahingegangen, der mit zu den hervorragendsten Männern seines Faches in Deutschland zählte. Die Erforschung der Gräber auf der kurischen Nehrung, sowie der ostpreußischen Grabhügel überhaupt, veröffentlicht in den Schriften der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg, ist sein Werk und meisterhaft hat er es verstanden, die Glanzperiode ostpreußischer Urzeit (1 bis 4 Jahrh.) aus ihren Funden wieder aufzubauen. Auf kulturhistorischem Gebiete verdanken wir ihm eine Geschichte des Emails. Tischlers Monographien sind meist in den Schriften der genannten Gesellschaft erschienen; vieles bringen auch die Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft.

— Einer zum Zweck der naturwissenschaftlichen Erforschung der Halbinsel Kola im Jahre 1887 von Finnland ausgesandten Expedition verdanken wir folgende neuere Erfahrungen über topographische Gestaltung und geologischen Aufbau dieser Halbinsel. Das höhere Gebiet liegt im westlichen und südwestlichen Teile derselben, welcher durch bis 970 m hoch aufragende Gebirgsmassen und zahlreiche meist flache, sumpfige Thäler bei weitem reicher gegliedert erscheint als der östliche Küstenteil, nach welchem hin sich das Gebiet allmählich senkt und einförmig plateauartig gestaltet. Am Meere endet nach Ost und Nordost das Plateau mit steilem Absturz, nur am Südrande findet allmähliche Verflachung statt. Im allgemeinen vermißt man Schären. In geologischer Hinsicht besteht die Halbinsel vorwiegend aus dem sogenannten Grundgebirge, d. h. aus krystallinen, zum Teil metamorph sedimentären, zum Teil metamorph eruptiven Schiefern, die steil aufgerichtete Komplexe bilden und östlich von horizontal aufgelagerten Thonschiefern, Dolomit- und Sandsteinbänken des Devon bedeckt werden. In der Mitte von Kola wurden mächtige Massive von Nephelinsyenit mit parallel zur Bankung eingeschalteten Diabasporphyriten entdeckt. Weite Flächen des festen Gebirgsgrundes findet man mit Moränenbildungen überschüttet, die in dem westlichen höheren Teile mächtiger entwickelt sind, als in dem östlichen niedrigern. Die Schrammung des Felsbodens ist zum Teil west-östlich, zum Teil nord-südlich orientirt. Unter den Glacialbildungen scheint fast ausschließlich Grundmoräne vorzuherrschen, da weder marine Thone noch äsbildendes Gerüll irgendwo beobachtet wurden, doch ist die Grundmoräne vielfach geschichtet und wahrscheinlich früher unter Wasserbedeckung abgelagert worden. Für beträchtliche Landhebungen sprechen die an mehreren Punkten noch erkennbaren Strandlinien. Im Kolafjord und an der vor dem Ausgange desselben liegenden Insel Kildin wurden zusammen an drei Punkten Strandlinien entdeckt, die nicht weniger als fünf übereinander liegende Terrassen in 25 m, 52 m, 65 m, 82 m und 125 m Höhe über dem Wasserspiegel des Kolafjord bilden. (Nach Ramsay, Geologische Beobachtungen auf der Halbinsel Kola, Fennia III. 7, S. 1 bis 52. Helsingfors 1890.) Sr.

— Neu-Guinea. Besteigung des Mount Yule. Am 14. November 1890 vertieft eine von der Geographischen Gesellschaft in Viktoria ausgerüstete Expedition unter Herrn G. Belford Port Moresby, um den Mount Yule zu ersteigen, einen der hervorragendsten Berge im Britischen Neu-Guinea, dessen Höhe im Jahre 1846 von der Bramble-Expedition zu 3060 m bestimmt worden war. Die Ersteigung des Berges, der bei den Eingebornen Kovio heißt, ist auch am Weihnachtstage des verflossenen Jahres geglückt. Das Kowagebirge besteht aus einer Reihe vulkanischer Spitzen, welche von der Bergkette des Mount Owen Stanley isoliert sind. Mount Yule steht wieder für sich isoliert. Diese Berge sind bis zu ihrer Spitze bewaldet und erreichen nicht 3350 m, bieten daher auch nicht Erhebung genug, um jene baumlosen und grasigen Hochebenen mit klarer, trockner Atmosphäre zu besitzen, welche das Owen-Stanley-Gebirge auszeichnen. Am Abhang des Berges liegen viele Dörfer der Eingebornen, deren Pfade auch bis zur Spitze emporführen. Am Südwestabhange fällt ein Reise prachtvoller Wasserfälle zu Thal; in der Ebene südwestlich von dem Mount Yule entdeckte Belford einen See, 2½ km breit und fast 8 km lang; zwischen Mount Drew und der Mekeo-Range fand man einen großen Fluß. Das Tierleben war in den durchreisten Gegenden arm (Proceedings Geogr. Soc., Juli 1891).

— Opium als Kleingeld. In der Gegend von Hankau in China geht, nach einem neuen Konsulatsbericht, Opium sehr viel als Kleingeld um, zumal auf dem platten Lande, fern von den größeren Städten. Das Abschlagen des Silbers von den Barren, um Kleingeld zu gewinnen und das große Gewicht des Kupfergeldes machen beides für den Verkehr unbequem. Daher tritt das Opium an die Stelle des Kleingeldes; es wird allgemein benutzt, ist sehr leicht und läßt sich schnell in kleine Mengen teilen.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LX. Globus. Nr. 6.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Die Halbinsel Istrien.

Ein geographischer Überblick von Friedrich v. Hellwald.

Obgleich dicht vor den Pforten der bevölkerten und stark besuchten Hafenstadt Triest gelegen, zählt doch die Halbinsel Istrien zu den wenigst bekannten und ungenügend gewürdigten Teilen des österreichisch-ungarischen Kaiserstaates, ist sie im gewissen Sinne ein Stiefkind des Weltverkehrs. Eng begrenzt allerdings, vereinigt Istrien dennoch anziehende Landschaftsgebilde so verschiedenartig, wie kaum manch weit ausgedehnteres Land. Hohe, jähe, pflanzenarme, rauhe Alpen, nackte, felsige Hochebenen wechseln mit den üppigsten Fluren, mit reben- und ölbaumreichen Hügeln und fruchtbaren Flächen ab, auf welchen die Agave blüht, die Dattelpalme ihre Krone wölbt und die wehrige Myrte ihre immergrünen Büpfel in die milden Lüfte sendet. Und dieselben Gegensätze bieten auch die Bewohner und ihre Werke: hier Wohlstand, Gesittung und Bildung, dort Türftigkeit, Verwahrlosung und Unwissenheit; hier die herrlichsten Denkmäler des Altertums, die ehrwürdigsten Tempel und prächtigen Gebäude, dort die niedrigsten und elendesten Hütten!

Istrien erstreckt sich südlich von Triest in dreieckiger, oder auch, wenn man will, birnförmiger Gestalt weit in die Adria hinein nach Süden, gleichsam eine natürliche Grenze zwischen südslawischem und romanischem Völkerstamm, zugleich ein Übergangsgebilde von Mittel- nach Südeuropa. Die natürliche Abgrenzung der Halbinsel gegen das Festland läuft in der Richtung von Nordwest nach Südost, etwa 260 km von Duino am Nordrande des Triester Meerbusens über das Berggland von Sessana nach Herpelje-Kosina, von da weiter herab über die Höhen, welche unter dem Namen Tschitschenboden oder Tschitscherei bekannt sind, bis zum Meer in der Nähe der Hafenstadt Fiume in Kroatien. Von Norden nach Süden, bis zu dem weit in die See vorspringenden Vorgebirge Promontore beträgt die Länge 315 km. Die steil und unvermittelt ins Meer abstürzende, daher buchten- und hafenarme Ostküste besäumt der inselreiche Golf des Quarnero, dessen Fluten ostwärts an das ebenso hafen- und buchtenlose Gebirgsufer Kroatiens schlagen, um weiter südostwärts, zwischen und hinter den Inseln der gleichsam in Scherben zersprengten Strandküste Dalmatiens, dem östlichen Gestade tausend Ankerplätze und Schlupfwinkel, der großen Schiffahrt jedoch nur wenige Häfen zu bieten. Klippen, von welchen das Meer starrt, dann die nicht selten verheerende Bora, dieser wilde, scharfe Nordostwind, machen die sast gar nicht gegliederten Gestade am quarnerischen Meerbusen gefährlich, weshalb sie auch nur spärlich bevölkert sind. Die Eilande des Quarnero, worunter einige, wie Veglia, Cherso und Lussin, ansehnliche Größe besitzen, haben ebenfalls meist ganz steile Ufer und gehören politisch, zum Teil auch orographisch wie geologisch zu Istrien. Voll von Naturschönheiten sind sie, obgleich mit den großen Lloyddampfern bequem erreichbar, vom reisenden Publikum doch weniger gekannt als das eisenumgürtete Spitzbergen oder die palmengeschmückten Atolle der Südsee.

Im Westen breitet sich das offene Seebecken der Adria aus dem gewaltigen Doppelbusen von Triest und Monfalcone ununterbrochen hinunter bis in das italienische Flachland. Diese Westküste weist im Norden von Triest bis Salvore, vom Sprachgebrauche selbständig als Istra bezeichnet, zwei breite und tiefe Buchten mit dazwischen schroff vorspringendem Bergvorgebirge auf. Valle di Muggia mit Istriens Orte gleichen Namens heißt die obere, Valle di Stagnon die untere mit der ehemaligen Hauptstadt des Landes, Capo d'Istria, das Vorgebirge dazwischen Punta Grosse. Capo d'Istria liegt auf einem Inselfelsen als Labyrinth enger Gäßchen zusammengeknäuelt und ist mit dem Festlande durch einen Steindamm verbunden. Seine frühere venetianische Bornehmheit vermag es nicht zu vergessen und erinnert allenthalben mit dem gestügelten Löwen, besonders aber mit den öffentlichen Gebäuden der Piazza daran. Seine nächste Nachbarin, Pirano, scheint heute noch wie im grauen Altertume, kalt, gebieterisch und malerisch auf schroff vorspringender Landzunge eine dahinter tief ausgerundete Bucht mit ihren Zinnenmauern und Türmen zu schützen. Von Salvore hinab bis Cap Promontore giebt es nur mehr Baien und Hafenplätze, letztere überwiegend italienisch, und italienisch

Digitized by Google

sind auch Aussehen und Zuschnitt dieser Städte selbst. Sie alle, wie die meisten Flecken und Burgen, sind auf steil anlaufenden Bergkegeln, vorgeschobenen Hörnern oder andern leicht zu verteidigenden Punkten angelegt und weisen fast überall die venetianische Bauart: enge Gassen und hohe, ungetünchte Plätze darf man nicht erwarten, wohl aber jäh aufsteigende Straßen oder gar Stiegen, welche wie die Saline in Genua aus den niedrigeren Stadtteilen in die höheren führen.

Da die Halbinsel nach Südwesten zu abfällt, so ist diese Küste naturgemäß die belebtere und für den Seeverkehr wichtigere. Auch bietet sie mit ihrem bunten Wechsel rebenumkränzter Hügelreihen und Olivenhaine, aus denen verstohlene Weiler und Dörfer hervorringen, und trockenen, oft schroffen Felsgehängen weit mehr Mannigfaltigkeit als die ernste Ostküste. So zeigt sich, mit Rebgärten, Oliven und Baldobischen ummalt, umstanden, Parenzo, unter Byzantinern und Goten des Landes stolze Kapitale, heute Bischofssitz und Residenz des istrischen Landtags, reich an Bauresten aus altrömischer Zeit. Malerisch und halbmondförmig auf einer vom stattlichen Dom gekrönten Landzunge lagert sich dann tiefer im Süden das ruhige Rovigno, der Mittelpunkt der istrischen Fischerei. Die ganze Südhälfte der Halbinsel umziehen dann im mäßigen Abstande, gleich Trümmerstücken einer versunkenen Borfauness die sogenannten Stoglien, bald riff, bald inselartige, bald einzelne, bald gruppenständige Eilande, selten bebaut oder beweidet, öfter nur von Ummassen eckiger Bivern bekrochen, oft auch nackte Steinklumpen, hier mit feichtem, dort mit tieferem Zwischenwasser, manchmal aber wohl auch mit mittelstationirlicher lieblicher Vegetation von Myrten und Lorbeeren geschmückt. So zeigt sich auch die mossige Stoglengruppe der Brioni'schen Inseln, hinter welcher die Hafenbucht von Pola sich öffnet, die zweckentsprechendste und sicherste vielleicht des ganzen europäischen Festlandes. Über drei hintereinander erhöhte Hügel steigt aus der ganzen Breite des Doppelhafens an einer schon im Altertum gewölbigten Stelle, wofür das vorhandene römische Amphitheater spricht, die Stadt empor bis zu der sie überglänzenden Veste, welche frei und gewaltig ihre schimmernden Mauerbreiten vom tiefblauen Himmel abhebt. Das ist das stark und wohlbefestigte Heim der österreichischen Seemacht!

Ganz Istrien gehört zum Gebiete des Karst, dieser als Jammerbild verrufenen Bodengestaltung, welche fast durchgehends aus Kalkstein besteht. Seiner Wesenheit nach ist der Charakter des Karst der nämliche wie jener der Kalkalpen überhaupt, doch treten in ihm die unzähligsten Kaktoren besonders in den Vordergrund. Der Boden ist häufig von tiefen Furchen und Schlünden zerrissen, voll von Grotten, Höhlungen, zufälligen Zerklüftungen und jenen eigentümlichen trichterartigen oder muldenförmigen Vertiefungen, die man gemeiniglich als „Dolinen" bezeichnet, obgleich der Name an Ort und Stelle nicht gebräuchlich zu sein scheint. Der bis ans Südende der Halbinsel sich erstreckende istrische Karst bildet im allgemeinen ein Tafelland von 600 m durchschnittlicher Erhebung, an das sich im Osten jedoch Höhenzüge anschließen, die in mehrere Teile zerfallen. Von der Furche von Risnona, welche in die Ostküste einschneidet, bis zum Monte Maggiore, Istriens höchstem Gipfel, heißt die Kette Caldiera bei den Italienern, Učka bei den Slawen. Von da bis in die Gegend von Duino streicht nordwestlich die Benakette, welche wiederum in zwei verschiedene Gruppen zerfällt: der Hochwall des Tschitschenbodens oder der Tschitscherei und der Triestiner Karst. Ersterer wird an seinem Südostende von dem 1396 m hohen Monte Maggiore abgeschlossen, besitzt eine mittlere Erhebung von 550 m, gipfelt im Slawnik mit 1273 m und reicht bis zur Bodensenke bei Herpelje-Kosina. Die Tschitscherei, als deren Hauptort Mune gilt, ist nur sechs Stunden lang und fünf Stunden breit, und umfaßt den Landstrich zwischen Pinguente, Pisanì, Mune und Slawnik. Es ist der unfruchtbarste, steinigste Teil des ganzen Karstes, kaum daß dürftiges Gras zwischen den Steinen sprießt und ein Wachholderstrauch seine stachligen Zweige entfaltet. Dabei herrscht große Wassernot, weshalb Kaiserin Maria Theresia in Bigga einen großen Wasserbehälter anlegen ließ. Nur im Frühjahr hat dieses weiße Steinfeld einen etwas frischeren grünlichen Farbenton von wirzigen Kräutern, die zwischen Kalksscherben üppig hervorsprießen. Im Hochsommer und Herbst aber flimmert der ganze Kalkboden unter den sengenden Strahlen der Sonne, in einem die Augen drückenden gräulichen Weiß. Nur hin und wieder unterbricht eine Gruppe von niederstämmigen, aber baumartigen Wachholdersträuchen und ganz vereinzelt ein kleiner Bestand alter knorriger Eichen die öde Kahlheit der Landschaft. Der andere Teil der Benа, der Triestiner Karst, ist durchschnittlich nur mehr 475 m hoch und darin ist der Terstel mit 640 m der höchste Punkt.

Die ganze Höhenkette ist kahl und unfruchtbar, bietet aber dennoch hin und wieder wohlthuende Abwechslung in anmutigen Thälern, welchen die Natur all ihre Gaben in reichster Fülle spendet und die durch liebliche Landschaftsgebilde erfreuen. Insbesondere ist eine Besteigung des Monte Maggiore ungemein lohnend. Da in der Nähe des Meeres absolute und relative Höhe fast zusammenfallen, so ist immerhin eine beträchtliche Steigung zu überwinden, die manchen Schweißtropfen kostet. Von Lupoglava, einer Station der das Lauere durchschneidenden Eisenbahn, wandert man über den Paß Vela Učka auf der gegen Fiume führenden Karststraße zum Stefanien-Schutzhause, das beste Unterkunft gewährt. Von da führt ein neuer Weg teilweise durch schönen Wald auf den breiten Gipfelkamm. Die Rundsicht dort oben ist weit umfassend, Meer und Alpen einbegreifend. Von Südost beginnen die Berge, die weit im kroatischen Festlande drinnen liegen, zu Füßen der Golf von Fiume mit seinen Schiffen, die Inseln des Quarnero und ganz Istrien vom Meer umschlossen, während in der Ferne die Veste San Michele auf der Insel Ugliano bei Zara winkt und das Auge zur Küste von Ancona und Venedig bis zu den Klagenfurter Karawanken schweift.

Außer den beiden Häfen von Pola, Učka und Herpelje, welch letzteren auch die den Tschitschenboden kreuzende Eisenbahn von Triest nach der Hafenstadt führt, besitzt Istrien wenig von Belang. Fahrtiefe führen jedoch häufig über das Gebiege. Eine schräge Linie von der Nede von Pirano an der Ultra über die Binnenplätze Buje und Canfanaro zur Mündung der Arsa an der Ostküste weist dann im Anschlusse an die Hauptkette ein stark gegliedertes Bergland, die Regione Pedemontana, mit 300 bis 500 m hohen Erhebungen auf. Daran schließt sich süd- und südwestwärts gegen das Meer eine vielfach wellenförmige Hügelregion an, die Regione Marittima, beide aber, das bergige wie das flachere Istrien, sind in ihrer Beschaffenheit vielfach jener des Karstes ähnlich. Das eigentliche Karstland bietet nur kahle, vegetationsarme, schuttbedeckte, wasserlose Flächen. Durch die binnen Humusschichten verlockt das Regenwasser im Boden sehr rasch und sammelt sich dann in den unterirdischen Höhlen. Es fehlt in Istrien gänzlich eine Thalung, die als Pulsader für den Verkehr dienen könnte. Das Land ist arm an fließenden Gewässern an der Oberfläche, hingegen reich an unterirdischen Wasseradern. In trockener Jahreszeit versiegen fast alle Bäche, steigen aber nach anhaltendem Regen ganz außerordentlich rasch.

Der Flüsse, welche das Land in tiefen Rinnen durchschneiden, sind wenige. Hauptfluß ist der aus der Tschitscherei langsam zur Westküste herabsteigende Quieto. Den

Digitized by Google

echten Typus istrischer Gewässer stellt aber der Bildbach Foiba dar, welcher im Innern bei Pisino in einer gewaltigen Felsschlucht von 128 m Tiefe verschwindet. Bei normalem Wasserstande genügt er nur nothdürftig zum Betriebe einiger kleiner Mühlen; sein Bett ist voll Unrathes und Felsspalten. Nach heftigem Gewitter oder anhaltendem Regen staut er sich jedoch in der genannten Schlucht zu einer Höhe von zehn und mehr Meter auf. Mit dem Namen Foiba bezeichnet man übrigens allgemein die trichterförmigen, tiefen Schlünde, in welchen das Regenwasser zusammenfließt und sich dann unter der Erde Bahn bis ans Meer bricht. In der Nähe von Pola sieht man sie bei niederm Wasserstande gleich artesischen Brunnen emporsprudeln. An Seen ist nur der Cepičjee südwestlich am Fuße des Monte Maggiore zu erwähnen.

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß Istrien kein reiches Land ist. In der That sind die Bodenverhältnisse ungünstig genug, daher auch alle Zweige der Rohproduktion gering, obgleich die Vegetation stellenweise die mannigfachsten Pflanzen in reicher Fülle spendet. Die unfruchtbarsten Bodenstrecken sind natürlich die Karstgegenden. Ebenso ist das südliche Istrien minder ergiebig, und die quarnerischen Inseln zeigen zum Theil noch ungünstigere Verhältnisse, wogegen im Norden besserer Boden herrscht. Mais und Weizen, darunter ziemlich bedeutende Mengen Spelt, sind die Hauptkulturen, Buchweizen und Cinquantino die Nachfrüchte; Roggen tritt in den Hintergrund. Obgleich Ackerbau vorwiegt, reichen doch die Bodenerzeugnisse für den Bedarf der Bewohner nicht aus und müssen durch Einfuhren ergänzt werden. Von überwiegender Bedeutung sind Öl- und Weinbau. Istriens Olivenöl, schon im Altertum berühmt, bildet heute noch einen Ausfuhrgegenstand. Zwischen Triest und Capo d'Istria finden sich Oldämme nur hin und wieder, aber schon bei Pirano bedecken sie ganze Hügel und Rovigno im Süden bildet beinahe mit seinem ganzen Gemeindebezirk einen wahren Ölwaldwald. Von dort bis zur Südspitze nimmt die Zucht des Ölbaumes wieder merklich ab. Wein wird, besonders bei Pisino und an der Westküste, nicht wenig gezogen, nur darf man sich in der Regel keinen guten Tropfen vorstellen. Zwar ist Wein Nationalgetränk, aber die Kultur läßt noch viel zu wünschen übrig. Bloß einige Sorten, wie Rifosco, Terrano und Ribolla, der bei Isola und Muggia wächst und nur etwa noch vom Marsanie und Rosenwein aus der Gegend von Tignano im Süden übertroffen wird, sind von vorzüglicher Güte, halten sich aber nicht lange.

Obstzucht gedeiht beinahe nur als Luxusbetrieb der Liebhaberei, obschon das Klima die herrlichste Ausbildung der Früchte begünstigt. An der Ostra wie im Bezirke Volosca am quarnerischen Golf giebt es ganze Kastanien- und Nußbaumwälder, Feigen, Pfirsiche, Aprikosen, Mandeln, Mispeln, Quitten in Anpflanzungen, auch Kirschen und, in den nördlichen Gegenden, Pflaumen, endlich Granatäpfel und Maulbeeren, an welch letztere sich eine nicht unbeträchtliche Seidenzucht knüpft. Doch wird die Obstbaumkultur lange nicht mit dem Eifer betrieben, den sie verdient. In Südistrien, namentlich um Pola, kommt auch die Korkeiche in mehreren tausend Stämmen vor und liefert einen nicht unerheblichen Ertrag an süßen Eicheln, welche gleich Kastanien gebraten und genossen werden. Obgleich übrigens angeblich der Wald eine große Fläche einnimmt, ist doch außer Dalmatien kein Land Österreichs so waldarm wie Istrien. Was davon vorhanden ist, besteht zum größten Teile aus Niederwald. Am ausgezeichnetsten sind die Waldungen von Montona am Südfuße des istrischen Berglandes. Auffallenderweise fehlt ihnen fast gänzlich die Tanne.

Wegen des wenigen und schlechten Grasslandes ist auch die Viehzucht gering. Die Pferde sind von gemeinem, kleinem Schlage, phlegmatischen Temperaments und werden zum Lastfragen wie zum Reiten benutzt, doch erfreut man sich vor Vorliebe durch Maultiere und besonders durch Esel. Selbst in den Straßen Triests fallen die Menge eselbespannter Lastfuhrwerke auf, womit die Istrischen ihre spärlichen Erzeugnisse zu Markte bringen. Der Stand des Rindviehs, das den größten Teil des Jahres im Freien weidet, ist unzureichend, die Schweinezucht von untergeordneter Bedeutung, am beträchtlichsten jene der Schafe. Neben Ackerbau und Viehzucht gewährt die See den Bewohnern weitere Hilfsquellen. Wie in den nördlichen Meeren die Heringszüge, so kommen hier die der Sardellen und Sardinen oder Anschovis schon im Januar und Februar. Bald werden ihre unermeßlichen Scharen von ebenso starken Massen der 30 bis 45 cm langen Stombri oder Steinmakrelen, dem gewöhnlichsten Speisefische der Adria, in hitziger Verfolgung gejagt, so daß die See oft stundenweit wie von einem Windstrich aufgeregt erscheint — für den Fang die reichste Zeit. Im Quarnero und seinem Inselgebiet blüht der Thunfischfang. Die Züge der 60 cm bis 2 m langen und oft mehrere Zentner schweren, keulenförmigen Thunfische halten sich meist dicht am Ufer. Daneben bieten periodisch oder jederzeit die Rotbarbe, der Meeraal, die Seeräsche, Störe, Tinten- und Schwertfische, besonders aber Hummern, Spinnen, Austern und andre Muscheln ebenfalls reiche Jagdbeute. Nicht unerwähnt bleibe endlich die Gewinnung von Seesalz, wenngleich heute die Erzeugung geringer ist als ehedem. Pirano und Capo d'Istria an der Ostra haben die Seesalzgewinnung fast ausschließlich in Händen. An Produkten des Bergbaues ist Istrien arm, nennenswert bloß der Gewinn von Braunkohlen, Alaun und Vitriol. Bei Rovigno, Pola, Albona gewinnt man hydraulischen Kalk, und von Belang ist auch hier und da der vortreffliche Bausstein, den man namentlich in den reichen Steinbrüchen von Pola bricht.

Istriens Klima wird nicht selten ungesund genannt. Dem ist indes keineswegs beizupflichten. Wahr ist: einzelne Uferstädte wie Pola, Umago, Cittanovo, Parenzo haben unter schädlichen Ausdünstungen, die Südspitze der Halbinsel insbesondere an Malaria zu leiden; doch sind die häufig auftretenden Wechselfieber die einzige endemische Krankheit, und diese hängen mehr von der Lebensart der Eingebornen, als von den klimatischen Einflüssen ab. Beim Vergleich der Sterbesitten ergeben sich aber keine ungünstigen Verhältnisse, ja ein großer Teil der Leute erreicht ein hohes Alter. So darf man wohl im allgemeinen sagen, das Klima sei mild und gesund, nur im gebirgigen Teile der herrschenden Winde wegen rauh. An den Küstenplätzen lassen sich die Jahreszeiten wohl unterscheiden, im Innern aber treten bloß Winter und Sommer scharf gesondert auf, da ein allmählicher Übergang fast völlig fehlt. Auf der Hochebene des Karstes sind die Schwankungen der Temperatur oft ganz unvermittelt und im Zeitraum von zwölf Stunden kann das Thermometer 12 bis 16 und mehr Grad Unterschied aufweisen.

Istrien liegt im Gebiete der Frühjahrs- und Herbstregen, im Sommer ist die Niederschlagsmenge außerordentlich gering. Oft vergehen Monate, ohne daß ein Regentropfen die lechzende Erde netzt. Dann trocknen die Bäche völlig aus und die Dürre wird im höchsten Grade peinlich. Häufig hat man über Wassermangel zu klagen. Brunnen sind selten, und sogar an der Bahn von Triest durch die Tschitscherei sind es vielfach bloß Zisternen, welche die Lokomotive speisen. Wasser bleibt Istriens oberste Lebens- und Kulturfrage.

Im Winter schneit es selten auf der südwestlichen Abdachung des Gebirges; auf der nordöstlichen hingegen ist der Winter ziemlich lang und schneereich, doch wird selbst in den höher

Digitized by Google

gelegenen Gegenden der Schnee meistens von der Bora verweht, so daß nur die Gipfel der Berge davon bedeckt erscheinen. Die Winde beeinflussen natürlich das Klima. Die schlimmste Plage ist die trockne, kalte, vorzüglich im Winter heftig wütende Bora, welche auf dem Karst die Frachtwagen umwirft, besonders stark die Hochebenen und Mulden der Tschitschereі heimsucht und auf den Quarnero meist in urplötzlichen Stößen (Nisoli) herniederfällt. Ihr Gegensatz ist der meist im Frühjahr und Herbst wehende, mit gewaltigen Regenergüssen einhergehende, alles erschlaffende, warme Südwind oder Sirokko, der nicht selten Kopfschmerzen und Schlagfluß verursacht und wegen der damit zumeist vereinten Springfluten von den Schiffern mehr noch als die Bora gefürchtet wird.

Als ob nun die Natur daran erinnern möchte, daß Istrien das Land der überraschenden Gegensätze sei, schuf sie an den südöstlichen Gehängen des Karstgebirges, im Schutz und Quellenbereiche des Monte Maggiore, im nordöstlichen Quarnero, einen gegen Bora und Sirokko geschützten Winkel und verlegte dahin ein hesperisches Paradies. Dieser Erdenfleck von reizender Schönheit ist die Gegend von Lovrano bis Volosca, von Fiume aus in kurzer Fahrt erreichbar. An der halben Höhe des Berges thront in waldund mattenreicher Umgebung Castua auf einem hohen Fels mit großartiger Aussicht auf den Busen von Fiume und das südkrainische Bergland. Mehrere Schloßruinen in der nähern und fernern Umgebung mahnen daran, daß es einst Hauptort des alten Viburnien gewesen sein soll. Unmittelbar am Meeresufer und Bergfuß liegt dann Volosca, eingebettet in die üppigste Vegetation voll italienischen Charakters. Herrliche Villen steigen darüber mit Gärten voll tropischer Pflanzenpracht empor. Noch weiter nach oben umgrünt Kastanien-, Buchen- und Nadelwald den Bergrücken. Die Perle des Seufers ist aber Abbazia, jetzt wohl Istriens bekanntester Ort, umzogen von einem Lorbeerhain mit Zypressen gemischt, mit wundervollem Ausblick auf Fiume und die durch eine Inselgruppe von Cherso malerisch abgeschlossene Hafenbucht. Berauschende Aushauchung von Lorbeerkampher umfängt uns in Abbazia. Der Lorbeer, hier so hoch wie unsre höchsten Fruchtbäume, verhindert allenthalben das Durchdringen der Sonnenstrahlen auf den Boden. Es riecht nach Meer und Lorbeer — der Boden ist unter Grün versteckt. Der Wind weht die Blätter roter und weißer Rosen umher, von denen manches Haus bis zum Dache hinauf zugedeckt ist, denn die Rosen sind hier Bäume. Mit Recht oder Unrecht hat man dieses ikrische Gestade die österreichische Riviera, Abbazia, wie seit mehr denn einem Jahrzehnt eine Kolonie vornehmer Gasthöfe entstanden ist und das sich zunehmenden Aufschwunges als Seebad und Luftkurort erfreut, das österreichische Nizza genannt. Darüber läßt sich streiten, nicht aber über ein anderes: Seebad und Alpenluft vereinigt es, findet, wie Heinrich Noë, der gründliche Kenner, treffend ausgeführt hat, der Gast nur an diesem Strande, sonst nirgends in Europa.

Friesland, Friesen und friesische Sprache in den Niederlanden.

Von Johan Winkler. Haarlem.

V.

(Schluß.)

Was die Ausbreitung der friesischen Sprache zwischen Flie und Lauers betrifft, so ist darin seit dem Jahre 1500, namentlich aber seit 1600 keine oder nur wenig Veränderung zu verzeichnen bis zum heutigen Tage. Im allgemeinen kann man sagen, daß die friesische Sprache über die Provinz Friesland verbreitet und von deren Grenzen eingeschlossen ist. Es giebt aber Ausnahmen. Erstens sprechen die Bewohner der sechs größeren Städte, und die der Stadt Burlum teilweise, die oben erwähnte und beschriebene friso-fränkische (die südöstlich-friesische) Mischsprache. Weiter gehören der Gau Stellingwerf, sowie die Landgemeinde Het Bildt und zwei oder drei Orte in der Landgemeinde Kollumerland und Nieuw-Kruisland, nebst der Insel Ameland nicht zum friesischen Sprachgebiete. Dagegen spricht die Insel Ter-Schelling, die staatlich nicht zu Friesland, sondern zu der Provinz Nordholland gehört, friesisch.

Der Gau Stellingwerf, welcher die zwei Landgemeinden Ost- und West-Stellingwerf, mit je 10 und 20 Dörfern (Hauptdörfer Olde-Berkoop und Makkinga, Wolvega, Noordwolde, Oosterwolde und Appelsga) umfaßt, liegt im Südosten von Friesland, umschlossen von dem Flüßchen Kuinre (friesisch Tsjonger) und den Grenzen der Provinzen Overijssel und Drente. Durch seine Abgeschiedenheit von den übrigen Teilen Frieslands, von denen es durch einsame niedrige Moorstrecken im Norden geschieden ist, und durch das anhaltende Eindringen der Volkssprache der unmittelbar angrenzenden Gauen Overijssel (Yjsselgau) und Drente, die im Mittelalter dem Bischof von Utrecht unterthan waren und mit denen Stellingwerf politisch abwechselnd wohl die gleichen Schicksale teilte, ist auch dieselbe friso-sächsische Mundart jener Gauen in Stellingwerf eingebürgert worden. Ursprünglich jedoch haben die Stellingwerfer nur rein friesisch gesprochen, wahrscheinlich auch um das Jahr 1500. Und wenn auch hierfür keine anderweitigen Beweise vorlägen, so würde die noch heute ziemlich stark friesisch gefärbte Mundart es bezeugen, ebenso wie die Dorfnamen, die typisch friesisch sind und teilweise noch den altfriesischen Ausgang auf ga (friesisch gea = Dorf) haben: Wolwega, Makkinga, Appelsga, Ypenga, Spanga, Finkega. Das Flüßchen Tjonger scheidet die Stellingwerfer ferner von den übrigen rein friesisch sprechenden Friesen; sie werden denn auch von diesen als „Oertsjongsters" (Übertsjongerische, Übertsjongdörfische) gekennzeichnet.

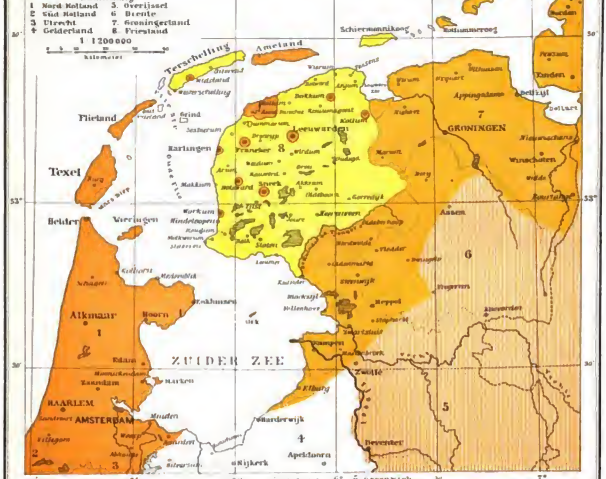
Die Landgemeinde Het Bildt, welche drei Dörfer, St. Anna-Parochie (fr. Stannebüren, St. Annebüren), St. Jakobi-Parochie (fr. St. Jaspi) und Oude-Lieve-Bronwen-Parochie (fr. Froubüren) nebst einigen Weilern und vielen sehr ansehnlichen, zerstreut liegenden Bauernhöfen umfaßt, ein sehr fruchtbarer Kleiboden, liegt an der Stelle der Mündung des ehemaligen Middelzees (oben S. 38). Gleich nach Beginn des 16. Jahrhunderts wurde sie dem salzigen Meere endgültig abgewonnen und dann nicht mit Friesen, sondern mit holländischen Bauern bevölkert. Ihre Nachkommen (friesisch Bilkers) sprechen noch heute eine altholländische (friso-fränkische) Mundart, die allerdings ziemlich starke friesische Färbung erlitt.

Die friso-sächsische Mundart des Groninger Landes hat an einer Stelle im Nordwesten Frieslands die alte Gaugrenze, die Lauers, überschritten und westlich von diesem Flüßchen im Dorfe Burum und großenteils auch im nahe-

Digitized by Google

liegenden Dörfchen Gerkesklooster mit dem friesischen Anteil des Weilers Stroobos die friesische Sprache verdrängt. Auch im nahegelegenen Marktflecken Kollum wird heutzutage nicht mehr rein friesisch, sondern die städtisch-friesische Mundart gesprochen. Doch ist in dieser nur halbfriesischen Mundart Kollums noch etwas mehr rein, sogar altfriesisch erhalten geblieben, als in den friesischen Städten der Fall ist. Sie beschränkt sich indessen ausschließlich auf den dicht bebauten Teil des Fleckens, auf den sogenannten Kerkeburt (friesisch Tsjerkebüren). Gleich östlich von diesem spricht man in den zerstreut liegenden Bauernhäusern schon die friso-sächsische Mundart des angrenzenden Dorfes Burum; und ebenso gleich westlich davon herrscht wieder die rein friesische Sprache, wie sie dem nahegelegenden Dorfe Oudwoude, dem ganzen Waldgau im allgemeinen eigen ist. Die Sprachgrenzen verlaufen hier ganz scharf nebeneinander.

Die Insel Ameland, obwohl sie früher und wahrscheinlich teilweise im vorigen Jahrhundert nur friesisch sprach, spricht


Erklärung
Gebiet der Friesischen Sprache
Frisa-Hollandischen Mundarten
Frisa-Saksischen
Einheilung
1 Noord-Holland
2 Zuid-Holland
3 Utrecht
4 Gelderland
5 Overijssel
6 Drenthe
7 Groningerland
8 Friesland
1 : 1 200 000
kilometer
Terschelling
Ameland
Schiermonnikoog
Rottumerroog
Rottumerplaat
Norderney
Juist
Borkum
Huibertgat
Eilandsmonnikoog
Vlieland
Texel
Eierland
Den Helder
Harlingen
Vlieland
Leeuwarden
GRONINGEN
Appingedam
Delfzijl
Emden
Winschoten
Bourtange
Assen
Meppel
Zwartsluis
Kampen
Alkmaar
Hoorn
Enkhuizen
Medemblik
Stavoren
ZUIDER ZEE
Lemmer
Elburg
Harderwijk
Zwolle
Deventer
Apeldoorn
Kampen
Amsterdam
Haarlem
Muiden
Zaandam
Edam
Volendam
Monnickendam
Marken
Weesp
Amstelveen
Uitgeest
Beverwijk
Egmond
Alkmaar
Schagen
Den Helder
Kijkerk
Arnhem
Nijmegen
Utrecht
Amersfoort
Hilversum
Gooi
Leiden
Haarlem
Amsterdam
Zaandam
Alkmaar
Hoorn
Enkhuizen
Lemmer
Stavoren
Harlingen
Leeuwarden
Dokkum
Franeker
Sneek
Workum
Makkum
Bolsward
Hindeloopen
Staveren
Lemmer
Kuinder
Urk
Elburg
Harderwijk
Zwolle
Kampen
Deventer
Apeldoorn

spricht rein friesisch, obgleich sie zu der Provinz Nordholland gehört, wo das rein Friesische sonst ausgestorben ist. Wenigstens zum allergrößten Teil, doch macht das mittelste Dorf, Midlands (auch Midsland und Midland), eine Ausnahme, da man dort die gewöhnliche friso-fränkische Mundart der friesischen Städte redet, wie auf Ameland und Terel. Diese sprachliche Abweichung des kleinen Dorfes ist noch eigentümlicher als die Sonderstellung Amelands und mir eigentlich gerade so unerklärlich. Falscher Weise ist die Insel Ter-Schelling der Provinz Nordholland zugeteilt worden, denn sie liegt östlich vom Vlie, östlich von dieser alten Gaugrenze, also zwischen Vlie und Vaues (Friesland) und nicht zwischen Vlie und Reksee, wie die benachbarte Insel Vlieland, die denn auch nicht mehr friesisch, sondern eine ganz eigentümliche Mundart spricht.

Die gesamte Bevölkerung der Provinz Friesland beträgt 335 558 Einwohner. Nach Abzug der nicht friesisch redenden Bevölkerung von Leeuwarden (30 433), Sneek (11 469), Harlingen (10 195), Franeker (7198), Bolsward (6015) und Dokkum (4053), von der kleinen Hälfte etwa der Einwohner von Workum (im Ganzen 4245, also 2000), von Ost-Stellingwerf (9315), West-Stellingwerf (15 492), Het Bildt (8827), Ameland (2246), Burum, Kollum und Grikenkloster (berechnet auf 3550) zusammen 110 793 und mit Beifügung der 3430 friesisch redenden Ter-Schellinger (die Insel zählt im ganzen 3730 Einwohner, von denen die 300 nicht friesisch redenden Einwohner des Dörfchens Midlands abgezogen werden müssen) kommt man zu einer Anzahl von 224 765 friesisch sprechenden in Friesland und von 228 195 friesisch sprechenden im ganzen Reiche der Niederlande. Die Zahl derjenigen im ganzen Reiche, die friso-fränkische und friso-sächsische Mundarten reden, zu berechnen, ist nicht möglich, weil diese Gaussprachen nirgends genau begrenzt sind, sondern überall in die anstoßenden rein fränkischen und rein sächsischen Mundarten übergehen. Immerhin gehört bei weitem der größere Teil des niederländischen Volkes zu dem Gebiete dieser zwei weit verbreiteten Gruppen niederländischer Gaussprachen.

Bei der verstehenden Berechnung der friesisch sprechenden Friesen ist jedoch noch in Betracht zu ziehen, daß allerdings unter diesen auf dem platten Lande in Friesland nicht wenige Familien wohnen, die, als Holländer oder andre Niederländer oder auch als friesische Städter, untereinander wie auch im Verkehr mit friesisch sprechenden die friesische Sprache nicht gebrauchen. Dem steht gegenüber, daß unter der Bevölkerung der friesischen Städter, unter den Arbeitern der Vorstädte und namentlich unter den Bauern, deren Landhäuser zuweilen in weitem Umkreise der eigentliche Stadt umgeben und zu deren Verwaltung (fr. Steal-Klokslag) gehören, sich auch viele befinden, die in ihrer Familie und überhaupt im täglichen Leben nur friesisch reden. Die nicht friesisch redenden auf dem Lande, die friesisch redenden, die auch zur Stadtbevölkerung gerechnet werden, werden einander der Zahl nach wohl die Wage halten; immerhin ist dabei der Vorteil noch auf Seite der friesischen Sprache. Somit ist die oben genannte Endzahl gewiß nicht zu hoch angenommen.

Unter den friesischen Städtern, die gewöhnlich im täglichen Verkehr und in ihren Familien nicht rein friesisch, sondern das sogenannte Stadtfriesisch reden, befinden sich viele, namentlich beim männlichen Geschlecht — das in dieser Beziehung konservativer als das weibliche ist, während sich die Frauen in bezug auf die Tracht konservativer verhalten — welche die friesische Sprache nicht nur vollkommen verstehen und lesen, sondern auch sprechen und schreiben. In erster Linie sind dieses diejenigen, die als größere und kleinere Kaufleute, als Badeaufseher oder anderweitig mit friesisch sprechenden um des Vorteils wegen vielfach in Berührung kommen. Aber auch abgesehen von diesen giebt es nicht wenige unter den friesischen Städtern, die aus Nationalgefühl und Nationalstolz, die unter den Friesen sehr verbreitet sind, die alte Volks- und Landessprache lieben und ihrer mündlich und schriftlich sich bedienen.

Man kann mit Sicherheit annehmen, daß beinahe alle friesisch sprechenden Friesen die allgemein niederländische Sprache vollkommen verstehen, und daß ferner der größere Teil sie auch sprechen kann, mehr oder minder fließend und mehr oder minder rein; lesen und schreiben auch je nach dem Maße der Schulbildung. Kein einziger Friese spricht aber die niederländische Sprache so aus, wie die eigentlichen Holländer, die ihre besondre Aussprache zur amtlichen durchzudrücken wußten, glauben, daß es sein müßte. Ihr Zungenschlag (Accent), auch wenn sie sich mit aller Gewalt die holländische Aussprache anquälen, ist unverwüstlich. Allzeit und überall erkennt man den Friesen z. B. an seiner Aussprache des g, das er wie der Engländer, Deutsche oder Franzose in great, groß, grand spricht, während die Holländer diesen Buchstaben tief aus der Kehle hervorholen und herausgurgeln; ferner an seinem ok statt des holländischen och (dieses Letzte wie in Westfalen ausgesprochen), und an seinem scharfen s und f im Anfange eines Wortes, wo die Holländer ihr äußerst weiches z und v hören lassen. Umgekehrt bringt kein Holländer und sonst nichtfriesischer Niederländer es so weit, gut friesisch zu sprechen, selbst wenn er es überhaupt der Mühe wert halten sollte, sich darauf zu verlegen, was nur ganz ausnahmsweise vorkommt und wenn er auch inmitten einer friesisch redenden Bevölkerung leben würde. Denn dann kommen ihm schon die Friesen mit ihrer halbholländischen Mischsprache entgegen oder gar mit dem amtlichen Niederländisch; denn die Friesen sind in dieser Beziehung in ihrem eigenen Lande dem Fremden gegenüber gar zu gefällig. Im allgemeinen hat die friesische Sprache sich außerhalb ihres Gebietes nur wenig Beachtung zu erfreuen; man bekümmert sich nicht um sie, ja, man verachtet sie oftmals. Der nichtfriesische Niederländer, zumal der holländische Städter, hält das Friesische einfach für eine verdorbene Bauernmundart, und doch eine uralte, reine, schöne, edle Germanensprache ist. In den letzten Jahren wird das Friesische jedoch auch von holländischen Sprachforschern, nach Vorgang deutscher und englischer Sprachgelehrten, mehr und mehr nach Gebühr gewürdigt.

Es ist hier nicht der Ort, die friesische Sprache einigermaßen eingehend, und wenn es auch noch so oberflächlich geschehen sollte, sprachwissenschaftlich zu behandeln. Wir verzichten gänzlich darauf und können dem Deutschen, der die friesische Sprache in ihrer gegenwärtigen niederländisch-nutfriesischen Gestalt näher kennen lernen will, nur die jüngste, niederländisch abgefaßte, populäre Sprachlehre empfehlen: Dr. Ph. van Blom, Beknopte Friesche Spraakkunst voor den tegenwoordigen tijd; de Joure 1889. Es möge ferner hier genügen anzuführen, daß das Friesische eine rein germanische Sprache ist, am nächsten dem alt- (nieder-) sächsischen verwandt, und in dieser Beziehung mitten inmitten zwischen den eigentlich niederdeutschen und den nordischen Sprachen. Aus altsächsisch und altfriesisch, und vielleicht noch einem andern kleinen altgermanischen Sprachzweige, ist das Angelsächsische entstanden, aus dem sich bekanntlich das heutige Englische entwickelt hat. Die nahe Verwandtschaft der Friesischen mit dem Angelsächsischen ist Ursache geworden, daß die Einführung des Christentums bei den widerspenstigen heidnischen Friesen schließlich vor allen den angelsächsischen Glaubensboten Willebrord, Winfried oder Bonifazius, Willehad, Swithbert) glückte. Denn diese, in ihrer Muttersprache predigend und sprechend, konnten sich den Friesen, als Stammverwandte, fast wie

Digitized by Google

Stammesgenossen verständlich machen; sie gewannen dadurch großen Einfluß. Darum schreibt auch Melis Stoke, ein altholländischer Chronist, zum Jahre 1305:

Inghels was Willibroert beeant,
Gheboren van Noorthumberlant;
En want de Inghels sijn gewassen,
Als men leest, van Neder-Zassen:
Consta hi te bet de Vriesche tale;
Dit mach elcman proeven wale [1]).

Aber während das Friesische seine ursprüngliche Reinheit noch bis zum Ende des Mittelalters bewahrte, verlief sich das Angelsächsische durch starke Beimischung von fremden, normannisch-französischen Bestandteilen, im 11. Jahrhundert, zu der heutigen englischen Mischsprache. So kam es, daß das Angelsächsische, als es seit Jahrhunderten bereits in England ausgestorben war, im Friesischen des späten Mittelalters noch gleichsam fortlebte. Der alte Stadtfriese Tileman Dothias Wiarda bemerkt dieses in seiner „Geschichte der alten friesischen Sprache, Aurich 1786", und fügt ganz richtig hinzu: „Sie kommt noch das Friesische aus dem 13. und 14. Jahrhundert mit dem Angelsächsischen aus dem 6. Jahrhundert überein." Seit dem Jahre 1000 aber ist einerseits das Angelsächsische und Englische, andererseits seit dem Jahre 1500 das Friesische, ein jedes seinen eigenen Weg gewandert; sie haben sich in verschiedener Richtung weiter entwickelt. Doch der alte Zusammenhang, die ursprüngliche Einheit der beiden Sprachen, blickt heute noch aus einer jeden hervor. Sowohl englische wie friesische Sprachgelehrte haben dieses wiederholt erwiesen. Fast den ganzen germanischen Bestandteil des heutigen Englisch, oft in überraschender Übereinstimmung, findet man im Friesischen wieder. Mit Recht sagt daher auch ein friesischer Geschichtsschreiber: „Seit dem Verlaufe von so vielen Jahrhunderten ist noch heute eine so große Sprachgleichheit zwischen dem Englischen und dem Friesischen, daß, wenn die friesischen Wörter und dem Englischen weggenommen würden, kaum die Hälfte übrig bleiben würde" [2]). In der jüngsten Zeit hat auch ein deutscher Sprachgelehrter, Dr. Theodor Siebs, ein Bremer, und dem Namen nach friesischer Abstammung, der sich durch die Erforschung der friesischen Sprache unter den niederländischen Friesen selbst und unmittelbar aus ihrem Munde viel Ruhm erworben hat, diese Sache näher beleuchtet in seiner sehr verdienstvollen Arbeit „Zur Geschichte der englisch-friesischen Sprache", Halle a. S. 1889. Im 17. Jahrhundert kam ein angelehrener Engländer, ein tüchtiger Sprachforscher, Francis Junius, durch den Ruhm des friesischen Dichters Gysbert Japicx (oben S. 74) angezogen, nach dessen Wohnort Bolswards, um von ihm die friesische Sprache zu lernen und darin sich zu üben. Zwei Jahre lang blieb der Engländer in Bolswards als Schüler des Friesen, den er später hoch rühmte. Im Beginne unsres Jahrhunderts kam ein andrer englischer Sprachgelehrter, Dr. John Bowring, zu demselben Zwecke nach Friesland, wo er namentlich unter der Leitung des friesischen Sprachforschers und Dichters Rinse N. Posthumus, reformierter Pastor in den Dörfern Baarens und Brantgum in Westdongeradeel, seine friesischen Sprachstudien machte. Und noch heute beschäftigt man sich vielfach in Ländern englischer Zunge eingehend mit der friesischen Sprache. Selbst in Nordamerika, in Ithaka (New York) erschien 1879 The Frisian language and literature by W. F. Hewett.

Ein einziges Beispiel von der Übereinstimmung, die zwischen Englisch und Friesisch besteht, möge hier einen Platz finden. Wählen wir dazu, wie dieses auch schon andre vor uns gethan, eine Stelle aus einem friesischen Gedicht von Rinse N. Posthumus, mit dessen Übersetzung ins Altenglische durch John Bowring bearbeitet; friesisch und englisch Zeile für Zeile:

Lik as Gods sinne swiet ûs wrôld oerskinet,
Like as Gods sun sweetly our world bedeckines,
Her warmtme end liacht end groed end libben skinkt,
Her warmth and light and growth and life sends,
Lik as de milde rein eltse eker fiuth,
Like as the mild rain each acre feeds,
Sa docht ek det, lawet in ûs, minsken, thinkt.
So does ek that, what in ûs, men, thinks.
Dy sprunkel fen Gods fiûr, in ûs bein, jowt
That sparkle of God's fire, in us kind, goes
Deral ek liacht end freugde oan Adams team;
Oerall ek light and joy on Adam's train;
Hwer dy wenn't, hulken eft paleisen bout,
Where they dwelt, halls or palaces builds,
End fen lawet folk er is, ho 't er him neam'.
And of what folk he is, how he him (self) names.

Jedoch nicht bloß bei den Gelehrten, sondern auch bei dem eigentlichen Volke in Friesland und England ist das Bewußtsein der ursprünglichen Zusammengehörigkeit, die auch in der Sprache sich äußert, noch bewahrt geblieben. Dafür spricht ein bereits in alter Zeit bei den Friesen umlaufendes Volksreimchen:

Büter, bread end griene tsiis [1])
Is good Ingelsk end good Frisk.

In England gilt die Volkssprache von Halifax, in Yorkshire, als besonders nahe dem Friesischen verwandt. Darum sagen die Engländer:

Good bread, butter and cheese,
Is good Halifax and good Freese.

In der Volkssprache von Halifax:

Guuid bred, boter en tshiiz
Is guuid Elifeks en guuid Friiz.

Bezüglich dieser englisch-friesischen Sprachsache kann man noch nähere Besonderheiten in dem Werke des großen englischen Sprachforschers Alexander J. Ellis, On early english pronuneciation, London 1875 (4 Teile) und zwar im vierten Teile, Johan Winkler, On low German and Friesian Dialects, S. 1396 ff. finden. Dort erkennt man u. a. die große Übereinstimmung von Englisch und Friesisch aus der englischen und friesischen Übersetzung des Gleichnisses vom verlorenen Sohne (St. Lucas XV, 11 bis 33).

Neufriesisch.	Altenglisch.
30. Mar nou disse sonn fen Jou kommen is, dy jou goed mei hoeren der hiss brocht hath, nou hahde Jou't fet-meste keal for him slachte.	30. But now this son of you come is, that your good with whores there through brought hath, now have you the fat-masted calf for him slain.
31. Do sei de heit tajin him: Bern! Dou bist altid by my, end al hwet mines is, is dines ek.	31. Then said the father against him: Bairn! thou best alltide by me, and all what mine is, is thine eke.

Das Friesische ist eine wohllautende und schöne Sprache auch noch in seiner heutigen Form. Indessen hat es doch zum großen Schaden seines Wohllauts viele seiner ursprüng-

[1]) „Bekanntlich war Willebroerd englisch (ein Engländer), geboren in Northumberland; und da die Englisch (Engländer) sind gewachsen (fortgekommen), wie man liest, von Niedersachsen: (so) konnte er um so besser die friesische Sprache; dies mag jedermann wohl erproben."

[2]) Foeke Sjoerds, Algemeene Beschryvinge van Ond- en Nieuw-Friesland; Leeuwarden 1765, I, 298, 299.

[1]) griene tsiis, grüner Käse, der berüchtigte friesische (tezelsche) grüne Schottkäse.

Digitized by Google

lichen vollen Formen und seiner volltönenden Ausgänge auf a und i und on verloren und zum tonlosen e abgeschwächt. Trotzdem kann das Friesische noch mit vollem Rechte die alterthümlichste und edelste unter den germanischen Sprachformen genannt werden.

Eine merkwürdige Eigenheit der Friesen, die sich auf die Eigenart der friesischen Sprache gründet, verdient noch im hohen Maße die Beachtung der Deutschen, ja aller germanischen Sprachforscher. Nämlich die Namen der Friesen, sowohl ihre tausend und mehr verschiedene Manner- und Frauennatnamen, als die ebenfalls sehr zahlreichen Familiennamen und die Ortsnamen der friesischen Städte, Dörfer, Aloren und Gewässer, die alle einen besondern friesischen Charakter aufweisen. Alle sind eigenartig, alle uralt germanisch. Die Taufnamen und die Ortsnamen findet man in hunderterlei Formen und Abweichungen, hier mehr, dort minder über das ganze friesische Land, über Alt-Friesland in Niederland und Deutschland von der Nekree in Nordholland bis Jütland verbreitet. Dagegen sind die eigentümlichen, alle auf a endigenden Geschlechtsnamen auf das Land zwischen Ylie und Weser beschränkt, jedoch so, daß sie im friesischen Stammlande zwischen Ylie und Lauers am häufigsten und allgemeinsten vorkommen, und der Zahl nach abnehmen, je weiter man sich nach Osten wendet; östlich der Weser findet man sie nicht mehr. Die Namen zeigen vielerlei Formen und Ausgänge, die alle eine besondere Bedeutung haben, auf einfaches a, auf inga (enga, unga), wa, sma, sema, na, sna, sena, stra u. l. w. z. B. Algra, Sohn des Alger, Adelger, Athalgar; Jorna, Sohn des Jorn, zusammengezogene friesische Aussprache des Mannesnamen Eberwin; Idserda, Sohn des Idsart, Edgard; Ferwerda, von dem Dorfe Ferwerd, nördlich von Leeuwarden, abgeleitet; Deinsma, von dem Dorfe Deinsum westlich von Leeuwarden; Smeda, Sohn des Schmiedes; Voorda, der Mann, der an einer Voorde, Furt, wohnt; Abbinga, Mennenga, Boyunga sind Patronymica von den Mannesnamen Abbo, Menno, Boy; Ottema, Bennema, Brinkama, Jansma, Geertsema, Halbertsma, Bronsema, Agema, Hubbema, Tjaldsema, Sierksema oder Cirksema bezeichnen: Sohn des Otto, Benno, Brinko (demin. von Brimio), Jan (Johannes), Geert (Gerhard), Halbert (Halbrecht), Bronno, Age, Habbo, Thjadmar (Dietmar), Sierk oder Cirk (zusammengezogen aus Siegerik, Viktor). Zum Schlusse noch Ylstra nach dem Städtchen Ylst; Troelstra nach dem Dörfchen Ter Oele in Doniawarstal; Leekstra nach dem Dorfe de Leek in Groningerland; Dykstra vom Deiche; Zijlstra von sil, syl (Schleuse), in den Niederlanden verholländert zu zijl, in Deutschland hochdeutsch siel. (Tacozijl, Dolfzijl. Blokzijl, in den Niederlanden; Greetsiel und Hilgenriedersiel in Ostfriesland; Bookstel in Zeeeland.) Es bedeutet also Zijlstra = von der Schleuse; Ekstra vom ek, eke, Eiche; Strundstra, vom Strande u. l. w. in fast unendlicher Reihe. Alle diese Namen sind sehr merkwürdig; sie liefern dem Speachforscher, der sich eingehender damit beschäftigt, sehr überraschende Aufklärungen.

Abgesehen von vielen verschiedenen Abhandlungen in niederländischen und deutschen Zeitschriften, worunter namentlich Beachtung verdient: Karl Straderjan, Die seeländischen Personennamen unter Berücksichtigung der Ortsnamen, Jever 1864, findet man noch einige nähere Besonderheiten und ausführliche Namenlisten in der Arbeit von Bernhard Brons jr., einem Stadtfriesen in Emden, „Friesische Namen und Mitteilungen darüber", Emden 1877. Eine allgemeine Übersicht, mit vielfacher Erklärung dieser friesischen Namen findet man in meiner eigenen Arbeit: De Nederlandsche Geslachtsnamen, in oor-sprong, geschiedenis en beteekenis. Haarlem 1885.

Für Fremde ist die friesische Sprache, wenn auch nicht besonders schwer zu erlernen, doch gewiß recht mühsam auszusprechen. Das letztere gelingt einem Fremden in der That niemals vollständig. Das häufige Vorkommen eines j nach einem Konsonant oder nach Zusammenstellung von Mitlautern verursacht dem Fremden am meisten Beschwerde: hjâr, Bier; djûr, teure; fjûchtje, fechten; fjalt, ein Mannesname; hjearing, Hering; kjitte, Kot; hjeal, lieb; mjûkse, schmutzige Sachen vermischen (in der friesischen Mundart von Saterland, Oldenburg, ist mjuks, Mist); njirre, Natter; pjûkje, mit einer Pike fechten; rjû, ziemlich viel; sjonge, singen; tjoms, Sieb, wjûk, Alljgel; snjillen, eine Art Rohr oder Schilf; spjelde, Stecknadel; stjûre, schicken; emjûnet, eine Art Ente, Pfeifente, Anas Penelope; tsjerke, Kirche. Ferner noch dze, mit sanftem holländischen oder französischen z. in widze, Wiege; dejo in arbeidsje, arbeiten; lil in klaitsje, lachen u. s. w. Auf diese Eigenart der friesischen Sprache sind denn auch einige Wörter und Sprüche begründet, die den Friesen als Schibolet dienen. Gerade so wie die alten Blamingen im Mittelalter, nach der Aelbschlacht, alle die ihnen in die Hände fielen, die Worte Schild ende Vriend sagen ließen, um zu erkennen, ob sie es mit Wallonen und Franzosen oder mit Flamingen zu thun hatten, so ließen in jener Zeit die Friesen bei der Belagerung von Franeker im Jahre 1500 ihre Feinde, die Kriegsknechte des Herzogs Heinrich von Sachsen, folgenden Kennspruch hersagen: Fjouwer lotter kleare Ijiepaeyen op ús fanneherne in ien nest; d. i. Vier lauter helle (frische, unbebrütete) Kiebitzeier auf der Ecke unsrer Weide in einem Nest. Diejenigen, welche dieses nicht ganz fehlerfrei nachsagen konnten und dadurch bezeugten, daß sie keine Friesen waren, wurden ohne weiteres ins Wasser geworfen, wo sie ertranken. Auch hatte man von altres her noch andre derartige Kennsprüche im Gebrauch. Heute läßt man jemandem, um zu erkennen, ob er ein Friese oder Fremdling ist, oder meistens um ihm die Schwierigkeit deutlich zu machen, wohl nachsagen: sjûvehûd rjuchtet, schlicht und recht — ein friesisches Wahlspruch; oder noch schwieriger: njoggen-end-njoggentich Frjeantsjerter ljiepwjûkken, nennunddreinzig französische Kiebitzeier. Das bringt kein Nichtfriese je wieder. Merkwürdig, daß dasselbe Wort njoggen-end-njoggentich auch bei den Saterlandfriesen in Oldenburg noch als Schibolet dient [1]).

Wie es bei allen Sprachen der Fall, wird auch die friesische Sprache in den Niederlanden in verschiedenen Mundarten gesprochen. Doch weichen im allgemeinen die friesischen Mundarten nicht so stark von einander ab, wie dieses bei andern Sprachen vorkommt. Als Hauptmundart gilt die, welche man in der Mitte des Landes spricht, in den Dörfern, die zwischen den Städten Leeuwarden, Sneek, Bolsward und Franeker liegen. Diese Mundart ist am weitesten verbreitet und hat Geltung im Keen des Landes, für einen großen und sehr bevölkerten Teil; denn sie erstreckt sich mit sehr geringen Abweichungen auch über die Landstriche nördlich von Leeuwarden und Dokkum und rund um Harlingen. Bisweilen sie seinerseits durch größere Reinheit und alterthümliche Formen über den andern friesischen Mundarten steht, ja in dieser Beziehung wohl hinter andern zurücksteht, ist sie doch wegen ihrer großen Verbreitung, als Dialectus communis des Friesischen, zur Schriftsprache erhoben worden. Die Gebrüder Halbertsma (oben S. 74), die durch ihre Schriften in unserm Jahrhundert die frie-

[1]) Hettema und Posthumus, Onze reis naar Sagelterland; Franeker 1836, S. 203.

Digitized by Google

fische Sprache zu neuem Leben erwecken, gebrauchten die Mundart ihres Geburtsortes Groo, die vom Dialectus communis auch nur in ein paar ganz unbedeutenden Fällen abweicht. Gewöhnlich nennt man diese friesische Hauptmundart 't Frisk fenne Klaei, nach der Bodenart (Klaei, Klei), auf der sie geredet wird. Nur sehr wenig abweichende Unterarten dieses Dialectus communis sind die Mundarten von de Hoeraumen (Landgemeinde Buitenpost, die Dörfer Oosterbierum, Pietersbierum und Sibbernam, Tjummarum und Minnertsga, nordöstlich von Harlingen umfassend), Bierumer Frisk; und die von de Tongeradeelen (Landgemeinden Oost- und West-Tongeradeel, die Dörfer Holwerd, Ternaard, Anjum, Ee u. s. w. nördlich von Dokkum umfassend, gewöhnlich de Dokkumer Klaei genannt), Dongerer-Frisk. Mehr aber weicht vom Dialectus communis die Mundart ab, die man im Osten des Landes redet, südlich von Dokkum und östlich von Leeuwarden und Groo, in den sogenannten Wälden (Wäldern) und die man daher Wäldfrisk, Wäldmaanne-Frisk oder Wäldtejers-Frisk nennt. Waldfriesisch spricht man in Rinsumageest, Buitenpost, Bergum, Drachten, Oosterwolde und Umgegend, namentlich aber am reinsten in Lutkega in Smallingerland. Waldfriesisch ist eine reine und schöne Mundart. Sie übertrifft darin bei weitem die Mundart, welche südlich von Sneek und östlich von Heerenveen, südlich bis zu dem Flecken de Lemmer gesprochen wird.. Diese Mundart nennt man gewöhnlich Jouster Frisk, nach dem wichtigsten Orte dieses Gaues, dem Flecken de Joure; oder auch Legewäldster Frisk, weil dieser Gau de lege Wälden, die niedrigen Wälder heißt.

Mehr noch weicht die Umgangssprache im südwestlichen Winkel des Landes vom Dialectus communis ab, in den Landgemeinden Hemelumer-Oldeferd und Noordwolde und im Gaasterland. In alter Zeit und noch im vorigen Jahrhundert war dieses Südhoeksster Frisk, zumal in der ersgenannten Gegenden (die Dörfer Koudum, Molkwerum, Warns) sehr wesentlich von der gewöhnlichen Form der friesischen Sprache verschieden. Es war, und ist es auch noch heute, ursprünglicher, hatte ältere Formen und Wörter reiner bewahrt. Abgesehen von der täglichen Umgangssprache des Fleckens Makkum und der Stadt Workum, die auch noch einige besonders alte Wörter und Formen bewahren, ist namentlich die Mundart des Städtchens Hindeloopen vom sprachkundigen Standpunkte aus eigenartig und merkwürdig. Und dieses gilt auch von dem Friesischen, wie es auf dem schönen idyllischen Eilande Schiermonnikoog geredet wird. Dieses Schiermonnikooger Friesisch weicht am meisten vom Dialectus communis ab, es ist eine schöne, klangvolle Mundart und bildet einen Übergang zu den altostfriesischen und nordfriesischen Gaasprachen. Auch das Friesische der Insel Ter Schelling hat seine Eigenarten und hat einige alte Wörter bewahrt, die anderswo nicht mehr im Gebrauche sind, z. B. Hors = Pferd, in allen anderen niederländisch friesischen Mundarten hinsder oder hinser. Das Schellinger Friesisch zerfällt wieder in zwei Unterabteilungen, die im östlichen und westlichen Teile der Insel gesprochen werden, geschieden voneinander durch die friesfränkische Mischsprache von Midslands (oben S. 86). Im allgemeinen verlieren sich alle diese Dialekte je länger je mehr in der allgemeinen friesischen Schriftsprache; die von Hindeloopen, Schiermonnikoog und Ter Schelling bleiben noch am eigentümlichsten. Näheres über alle diese Eigentümlichkeiten der friesischen Sprache kann man in meiner Arbeit finden: Algemeen Nederduitsch en Friesch Dialecticon. 's Gravenhage 1874.

Zum Schlusse und als Zugabe will ich hier noch ein paar Beispiele der niederländisch-friesischen Sprache aus den drei Zeitperioden ihres Bestehens folgen lassen: Altfriesisch bis zum Jahre 1500; Mittelfriesisch zwischen 1500 und 1800 und Neufriesisch aus unserm Jahrhundert, nach der Eintheilung von Dr. F. Buitenrust Hettema in dessen Werk: Bloemlezing uit Oud-, Middel- en Nieuwfriesche Geschriften, met Glossarium, Leiden 1887. Diese „Blumenlese" gibt eine gute und vollständige, nur in Bezug auf das Neufriesische etwas zu kurze Übersicht der gesamten friesischen Litteratur.

Altfriesisch: Dyo tredde need is. Als dat kind is al stocnaken iefta huuslaes, ende dan di tiuestera nevil ende calda winter oen comt, so faert aller manick oen syn hof, ende oen syn huis ende an waramme gaten. Ende da wilda dier seket diin holla baem, ende der birgha hlii, aldeer hit siin liif oen bihalda mey. So weinet ende scryt dat onieriga kind ende wyst dan syn nakena lyae, ende siin huuslaes; ende syn fader deer him reda schuld to iemst dyn honger ende winter nevil cald, dat hi so diepe end dimme mitta fiower neylen is onder eke ende onder da eerda bisloten ende bitacht. so moet dio moder her kindes eerwe setta ende selia, om dat hio da behield habbe ende biwaer, also lang so hit onieriech is dat hit oen forste ner oen honger naet forfare [1]).

Mittelfriesisch:

Nu lit Y, Heer! ijn free
Jon Tjienner d'yerdsche stee
Forlitte, ney Jon sizzen;
Nu, oermits mijn bliер eag
Jon silligheyt oonseag
Ijn mijn klimm' earmen lizzen.

Dy Y, for tijd in stuwn',
Beschaet halbe in mijhl jiwn
For al't folck, om eyt t'eagjen;
Yen hjimmel-liedend stier
Fore Heydnen heyn in fier,
Yen Isrels glanz-op-deagjen [2]).

Neufriesisch:

It wier op ien simmerjünd,
Det sintsje stoe oppe gründ
Wid heal inne dawe wei,
Krekt as er in 't wettir laei.
Sefkes end stil wier de wrâld,
Det wettir laei sünder fâld,
End 't goudne sinnefür
Sprastte sin gleaunens d'r oer [3]).

[1]) Die dritte Noth ist: Wenn das Kind ist ganz nackendend oder hauslos, und dann der dunkle Nebel und kalte Winter ankommt, so fährt jedermann in seinen Hof und in sein Haus und in warme Löcher. Und das wilde Thier sucht den hohen Baum und die Felcicte der Berge, alda es seinen Leib erhalten möge. So weint und schreit das unjährige Kind und weist dann seine nackenden Glieder und seine Hauslosheit und sein Bett, der es selten sollte vor (gegen) dem Hunger und Winterkebeltälte, daß der so tief und verborgen mit vier Nageln ist unter Eiche (in einem eichenen Sarge) und unter der Erde bei (schützen und bedeckt, so muß die Mutter ihres Kindes Erbe verlangen und verlauten, weil sie die Bekämung und Bewahrung hat, also lange als es unjährig ist, daß es durch Frost noch durch Hunger nicht umkomme. — Altfriesische Gesetze, Landrecht (Londriucht).

[2]) Gyabert Japicx, Lof-gesjong fen de âdo Symion, Mitte des 17. Jahrh. Eine deutsche Übersetzung des bekannten Nunc demittis (St. Lucas II, 29 bis 33) ist hier wohl nicht nöthig.

[3]) Es war auf einem Sommerabend; daß Sönnchen stand auf dem Grunde (war bis zum Horizonte untergegangen) wohl

Digitized by Google

Und dann noch die letzte Strophe aus einem der beliebtesten friesischen Volksliedes:

Friesland, Friesland! dy forjitte
Seil ik innath tsûnestere gref!
End din heldenrom âtmjitte.
Sa lang as ik sikje kin [1]).

halb im Taue weg, gerade als ob es im Wasser lag. Sanft und stille war die Welt, das Wasser lag ohne Falte, und das goldene Sonnenbraun breitete seine Glut darüber. Dr. G. H. Halbertsma, it Marke (die kleine See), 1822.

[1]) Friesland, Friesland! Ich vergessen werde ich im dunklen Grabe! Und deinen Heldenruhm ausmessen (verbreiten), so lange ich athmen kann. Dr. J. H. Halbertsma, Friesland 1822.

Die gegenwärtige Lage der Maori auf Neuseeland.

Von Dr. med. Ch. Prieber, früher in New-Plymouth.

Das ritterliche und ausdauernde Volk der Maori, welches so lange und zähe gegen die Übermacht der britischen Fremdlinge für sein gutes Recht, für seinen heimischen Boden kämpfte, ist heute in seinen geringen Resten nicht mehr zu fürchten. Was von der Zivilisation der Flinten und Kanonen, des Branntweins und der Blattern noch übrig geblieben ist, hat seinen Frieden mit den „Pakehas", den Weißen, geschlossen, die „Könige" waren herabgestiegen in die Küstenstädte der Engländer, hatten sich unterworfen und Frieden gelobt. Wiremu Kingi, William King, einer der letzten streitbaren Maorihäuptlinge, zeigte vor 16 Jahren in meiner Gegenwart zu New-Plymouth seine Unterwerfung an: es war ein trauriges Schauspiel. Ohne Gesahr kann man jetzt auch die Nordinsel durchwandern, ruhig kann man am Taupofee eine Villeggiatur beziehen, wo sonst hinter Kauriſichten der tätowierte Wilde lauerte und seine Kugel auf den verhaßten Weißen abschoß. Pflugschar, Axt und Grabscheit führt heute die Hand des Maori statt der Kriegskeule, und als Chausseearbeiter haben sie vorzügliches geleistet; viele Landstraßen der Nordinsel sind das Werk der Maori, sie haben auch die Telegraphenpfähle eingerammt und abends Schafffleisch und Kartoffeln geschmaust. Als ich einst einen Trupp Maori bei solcher Arbeit und solchem Essen traf, da enthüllte sich mir ein Stück Kolonialgeschichte! Wenn man weiß, mit welcher Ausdauer die Maori gegen die Briten kämpften, wie sie von ihren vortrefflich angelegten Kriegspahs herab die wohlgezielten Kugeln in die Reihen der Rotjacken und Kolonialmilizen sandten, dann muß ein solcher Umschlag der Stimmung uns wundern. Aber die Maori waren gebrochen und jeder fernere Widerstand nutzlos.

Maorifrau (Mischling) mit tätowiertem Kinn.
Nach einer Photographie.

Die Abnahme der Maori ist ja oft statistisch nachgewiesen worden. Zu Cookes Zeit (1769) nahm man etwas über 100000 an. Allein nach dem, was ich gesehen habe, scheint dieses eine sehr geringe Schätzung gewesen zu sein. Im Jahre 1859 wurde ihre Zahl zu 56000 angegeben, von denen 53700 auf der Nord- und 2300 auf der Südinsel lebten. Der Zensus von 1888 giebt noch 41969 an. Danach scheint es, als ob das 20. Jahrhundert ihr gänzliches Aussterben sehen wird. Dagegen wohnen in Neuseeland schon 620000 weiße Ansiedler. Der Maori sieht, daß alles um ihn herum anders wird, daß Städte erblühen, die Eisenbahn bis in die Berge reicht, die heimischen Pflanzen vor den europäischen verschwinden und daß Millionen Schafe in einem Lande weiden, welches vor der Entdeckung durch die Europäer kaum Säugetiere kannte. Was hat da noch der braune Mann zu schaffen? Er tritt ab von der Bühne.

Als Hauptkrankheiten, die zum Verfall der Rasse führten, kann ich Schwindsucht, chronisches Asthma und Skropheln bezeichnen; die ersteren beiden sind eine Folge des halb wilden, halb zivilisierten Lebens gewesen, in das die Maori hineingerieten; die letztern stammen von den Krankheiten, die ihnen seit der ersten Berührung mit den Europäern überbracht wurden. Trotzdem fand ich im sogenannten King Country, im Südwesten der Nordinsel, noch prachtvoll schöne Menschen unter den Maori. Aber dieser schöne Typus, diese großen Leute, zuweilen noch mit tätowierten Gesichtern, gehörten bereits dem ältern Geschlecht an; sie waren geistig und körperlich dem jüngern überlegen, und diese Thatsache läßt die Zukunft des Volkes im trüben Licht erscheinen. Selbst da, wo sich noch vergleichsweise am meisten alte Lebensſitte erhalten hatte, waren viele europäische Gewohnheiten eingerissen und Alt und Jung fröhnte dem Tabakrauchen und Branntweintrinken in einer geradezu schädlichen Weise. Die Ehen waren sehr wenig fruchtbar, selbst wo die Weiber noch hübsch und kräftig waren. Als ich einst mit Pehi Hetan Turoa, einem hervorragenden Häuptling im King Country, über den Verfall seiner Rasse sprach, sagte dieser: „Früher lebten wir anders. Jeder Stamm hatte seine Landschaft. Wir lebten in Pahs hoch in den Bergen. Die Männer beschäftigten sich mit dem Krieg, die Weiber und Kinder bestellten die Felder. Damals waren wir stark und gesund. Als aber die Pakeha (Weißen) kamen, da begann alles zu sterben und sich zu ändern. Wenn wir früher unter Bäumen standen, konnten wir uns kaum verstehen, so lärmten die Vögel oben. Wir hatten Pigmorie und alles in Fülle. Jetzt ist vieles fort. Damals waren die Felder wohlbestellt, wir hatten zu essen und kleideten uns anders in Matten und Federn. Die Missionare holten unsere Kinder von den Feldern. Dann kam der Krieg mit den Pakeha, dann kamen die zahllosen Ansiedler, die unser Land nahmen, die uns rauchen und trinken lehrten und Kleider gaben. Wie

Digitized by Google

konnten wir widerſtehen? Wir werden verſchwinden wie der Kiwi, und die Namen von Bergen und Flüſſen allein bleiben von uns übrig.“ Dieſe richtige Auseinanderſetzung des Häuptlings deckt ſich ganz mit einem bekannten Ausſpruch, den ein Maori gegenüber F. v. Hochſtetter that.

Nach meinen Meſſungen iſt die durchſchnittliche Höhe der Männer 5 Fuß 6½ Zoll engliſches Maß, doch ragen viele darüber hinaus, namentlich in der Umgegend des Tauposees, wo man die ſchönſten Maori findet und vergleichsweiſe das meiſte Urſprüngliche ſich erhalten hat. Sicher bildeten die Häuptlinge die ſchönſte Spielart der Raſſe und ſo iſt es auch noch heute. Mohi, der Häuptling des Stammes Ngatimoharata am Tauposee, war der herkuliſchſte Maori, den ich geſehen und gemeſſen habe. Er maß 6 Fuß 4 Zoll. Auf ihn folgte der oben ſchon erwähnte Pehi Hetan Tuoa, Häuptling des Stammes am Whanganui, der 6 Fuß 3 Zoll maß. Bruſt und Schultern waren bei dieſen beiden, ſowie bei einigen andern von mir gemeſſenen Häuptlingen, ganz ungewöhnlich entwickelt. Die kleinſten Maori fand ich in Rnakata, im Thal des Whanganui; ſie lebten allerdings in der Tiefe. Auf die anthropologiſchen Eigenſchaften kann ich hier nur flüchtig eingehen — wir haben darüber ja eine nicht kleine Litteratur — aber berichtigen möchte ich doch die falſche, durch Abbildungen (auch bei Hochſtetter) verbreitete Anſicht, als ob die Maori Adlernaſen hätten, wie etwa die Rothäute. Dieſes iſt ſo wenig bei ihnen als bei den übrigen Polyneſiern der Fall. Das einſt lang getragene, in einem Knoten auf dem Scheitel geknüpfte Haar, wird jetzt nach europäiſcher Art geſchnitten. Schön, dunkel, anduldsvoll wie früher ſind auch heute noch die Augen der Maori, blendend weiß und geſund ihre Zähne. Tättowierung in der bekannten Art, namentlich an den Lippen und am Kinn, findet man noch, wenn auch ganz tättowierte Geſichter heute ſchon zu den größten Seltenheiten gehören. Doch iſt eine genügende Anzahl ſolcher Tättowierungen uns in Photographien erhalten geblieben. Das Benehmen habe ich meiſt höflich und anſprechend gefunden, was den Ausdruck „Gentlemen der Südſee“ für die Maori

Maorihaus (Kings Country). Miſchung von altem Stil mit europäiſchem.
Nach einer Photographie.

wohl rechtfertigt. Sie altern ſchnell und ſehen dann häßlich und ausgemergelt aus.

Sollten nun auch die reinen Maori gänzlich ausſterben, ſo wird doch ihr Blut noch lange in den Adern der weißen Bevölkerung Neuſeelande rollen, wenn auch immer verdünnter und verdünnter. Es iſt nämlich mit der Zeit ein Miſchlingsgeſchlecht von weißen Vätern und Maoriwittern herangewachſen, das ein Bindeglied zwiſchen beiden Raſſen bildet und ſich nicht nur durch ſchöne Körperbeſchaffenheit, ſondern auch durch Intelligenz auszeichnet. Dieſe Miſchungen begannen bereits zur Zeit der erſten Anſiedelungen, als die Europäer ohne Frauen einwanderten. Die Folge iſt, daß in Neuſeeland nicht bloß Halbblut vorhanden iſt, ſondern daß ſchon Terzerons und Quaeterons ſich finden, bei denen das Maoriblut faſt nur in den großen, ſchwarzen, glänzenden Augen noch erkennbar iſt. Ich verlebte in New-Plymouth viel in einer engliſchen Familie, wo die Frau ¼ Maoriblut in den Adern hatte. Sie ſtand in keiner Beziehung hinter den übrigen Damen der Stadt zurück und war die Mutter von fünf prächtigen Kindern, von denen nur eins ſchwarze Augen und Haare hatte; die übrigen vier waren blond und blauäugig. Diejenigen Miſchlinge, welche Halbblut ſind, haben noch eine braune Färbung (café au lait) und zeigen manche Ähnlichkeit mit den Südſpaniern. Miſchlinge von Maorivater und weißer Mutter habe ich nicht kennen gelernt.

Der Untergang der Maori, der Verfall, welcher mit den Europäern über die ganze Raſſe gekommen iſt, zeigt ſich auch deutlich in ihrem Geiſtesleben und in Kleidung, Sitte, Kunſt. Wohl ſieht man noch Geſtalten in Geflecht aus dem heimiſchen Flachs (Phormium) gehüllt, aber europäiſche Kleider und Decken überwiegen. Da ſitzen ſie zuſammengekauert in die bunten, ſchmutzigen Blankets, mit dem nie fehlenden Pfeifenſtummel im Munde und Schnapsbecher begehrend. Iſt man glücklich, ſo findet man noch einige alte Nephritſtäbchen in den Thüren oder ſieht Tättowierungen oder beobachtet den bekannten Naſengruß (Hongi), welcher mit der ernſthafteſten Miene von alten Leuten noch ausgeübt wird, während die jüngern ſchon den europäiſchen Kuß kennen. Die Hütten ſind zumeiſt der charakteriſtiſchen, ſchönen

Digitized by Google

Schnitzereien entkleidet, welche mühſam mit Muſcheln oder Obſidian hergeſtellt wurden; nur einzelne zeigen noch an den Balken und auf dem Giebel Schnitzerei und Figuren, dabei aber auch ſchon Fenſter. Ich habe keinen Maori mehr getroffen, der noch die wunderbar ſchönen Schnitzereien hätte anfertigen können, die einſt die Geräte, Kanoe, Häuſer, Bildſtatuen ſchmückten und ſolche Exemplare von Statuetten, wie ſie in der vorliegenden Abbildung (nach einer Photographie) vorkommen, findet man wohl nur noch in den Muſeen. Es ſind dieſe ſogenannten „Götzenbilder“ oder Tikis jetzt alle geſammelt, über das Meer fort in europäiſche Muſeen gebracht, oder in denjenigen der Doppelinſel ſelbſt untergebracht worden. Nachgemacht werden ſie nicht, wie andre ethnographiſche Gegenſtände. Bloße Kopien würde man ſofort erkennen. Aber wie ſchade, daß mit der Einführung des Eiſens das alte Stilgefühl der Maori geſchwunden iſt! Wie mühevoll war das Schnitzen des harten Holzes mit Obſidianſplittern oder Muſchelſchalen! Durchaus eigenthümlich und in ſich geſchloſſen war der Charakter des Maoriornaments, ſicher bei dieſem Volke ſelbſtändig herausgebildet. Sind auch Schnitzkunſt und Stilgefühl bei andern Polynieſiern im reichen Maße vorhanden, zu der gleichen Höhe wie bei den Maori erhoben dieſe ſich nicht. Ein altes Maoriwerk erkennt man ſofort unter Hunderten von andern polyneſiſchen Schnitzereien heraus. Nur ganz beſtimmte Motive wendete der Neuſeeländer an und unter dieſen ragt die ſich wieder aufrollende Spirale vor allen übrigen hervor, die angewendet wurde bei den Holzfiguren, beim Schmuck der Häuſer, der

Maori aus dem Kings Country (heutige Tracht). Nach einer Photographie.

Geräte, der Kanuſchnäbel und bei den Tättowierungen. Gewiß, es iſt ein großer Fortſchritt, daß die Maori heute keine Kannibalen mehr ſind, daß ſie leſen und ſchreiben können; aber Künſtler ſind ſie auch nicht mehr und zu Grunde gehen ſie ſicher.

Am kennzeichnendſten iſt der Verfall dieſer intelligenten Raſſe — einzelne ſind Parlamentsmitglieder geworden — auf religiöſem Gebiet, wo die Einführung des Chriſtenmuss ganz wunderbare Erſcheinungen und eine geiſtige Zerrüttung eigener Art herbeiführte. Der erſte Miſſionar, Samuel Marsden, begann 1814 ſein wohlwollendes Werk. Römiſch-katholiſche und evangeliſch-engliſche Miſſionare bekehrten bald die weißen Maori, die aber zumeiſt nur dem Namen nach Chriſten wurden und im King Country Heiden bis auf unſre Tage blieben. Der gute Wille und die Thätigkeit der aufopfernden Miſſionare ſoll damit keineswegs geſchmälert werden und es giebt auch ſicher Maori, die das Chriſtentum in unſerm Sinne erfaßt haben — aber im Durchſchnitt iſt dieſes nicht der Fall. Es ereignen ſich und ereigneten ſich früher noch häufiger, wunderliche Dinge auf religiöſem Gebiet. Dahin gehört die Erſcheinung des „Hau-Hauismus“, die vor noch nicht zwanzig Jahren ſtattfand. Im April 1864 kam es in der Umgebung von Neu-Plymouth zwiſchen engliſchen Truppen und den Maori zum Kampfe, in dem ein Kapitän Lloyd fiel. Die Neuſeeländer ſchnitten ihm den Kopf ab und dieſer wurde nun zu dem Symbol ihres neuen Glaubens. Ein Maori, Te Ua, trat als Oberprieſter auf und verkündete, daß er vom Engel Gabriel Offenbarungen erhalten habe. Er ließ nach alter Landesſitte Lloyds Kopf räuchern und denſelben weit

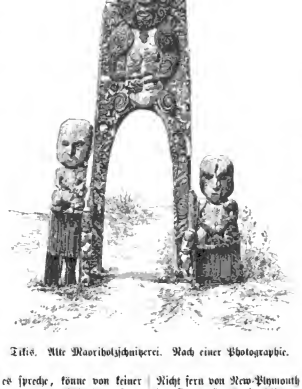
Digitized by Google

und breit durchs Land tragen. „Dieser Kopf“, sagte er, „sei sortan der Vermittler, durch welchen man im Verkehr mit Jehovah bleibe.“ Die neue Religion ward Pai-marire, d. h. gut und friedfertig, genannt und der Engel Gabriel zum Beschützer derselben erkoren. Was England und die Bibel lehrte, so erklärten die Anhänger der neuen Religion, sei falsch; der Sabbath brauche nicht geheiligt zu werden und Männer wie Frauen müßten gemischt durcheinander leben, damit sie sich vermehren wie Sand am Meer. Nach dem neuen Glauben besäßen die Priester übernatürliche Kräfte und könnten ihren Anhängern vollständigen Sieg verleihen, wenn sie das Wort „Han“ recht kräftig aussprachen. Das Volk, welches die neue Religion annahm, würde binnen kurzem die Europäer vertreiben, die Heerscharen der Engel würden selbst vom Himmel herniedersteigen und ihnen bei der Vertreibung der Weißen behülflich sein, deren Künste und Wissenschaften dann auf die Maori übergingen.

Das Ganze war ein rohes und wirres Durcheinander von heidnischen und christlichen Vorstellungen und zeigte, wie das Christentum trotz aller Bemühungen der Missionare keine Wurzel unter den Maori gefaßt hatte. Hondo Kopf, den die Priester im geräuchertem Zustande durch die Insel schleppten, that Wunder und redete überall zu den Gläubigen, daß sie ja an den Satzungen festhalten sollten. Aber das Wunder bei dieser Geschichte verschwindet sofort, wenn man weiß, daß unter den Maori sich ganz vortreffliche Bauchredner befinden und die braunen Priester verstehen sich so gut auf Täuschungen ihrer Herde, wie anderwärts die weißen. Hondo Kopf gehört die Silbe „Han“ so auszusprechen, wie wenn ein Hund laut belle, sie solle ein geheiligtes Erkennungs- und Bundeswort sein, wer es spreche, könne von keiner Kugel eines Weißen getroffen werden. Mit dem Han-Han-Gebell stürzten die Maori nun im national-religiösen Eifer und Aberglauben auf die Weißen und schlachteten sie ab; ehe sie in den Kampf zogen, aus denn sie unverwundet hervorzugehen hofften, tranken sie aber von dem geweihten Wasser, in welches Hondo Kopf getaucht worden war und leisteten einen Schwur, jeden Weißen ohne Unterschied des Geschlechts zu vertilgen.

Einer der ersten, der diesen Fanatikern in die Hände fiel, war unser Landsmann, der Missionar Völkner, welcher im Auftrage der Londoner Church-Missionary-Society auf Neuseeland arbeitete und in Opotiki eine christliche Maorigemeinde um sich versammelt hatte. Aber kaum war die neue Lehre der Han-Hans verkündigt worden, so fielen Völkners Zöglinge über sein Eigentum her und plünderten es aus. Ihm selbst band man ein Tuch um die Augen, gestattete ihm einige Minuten zum beten und knüpfte ihn dann unter diabolischem Gelächter an einem Baume auf. Die Leiche wurde dann herabgenommen und neben die Kirche gebracht, wo man ihr den Kopf abschnitt. So widerwärtig das Nachstehende ist, muß es doch verzeichnet werden, da es charakteristisch für die Fanatiker und ihren Aberglauben ist. Die Han-Hans nahmen das Gehirn aus dem Schädel, rissen die Augen aus und verzehrten beides; Männer, Weiber und Kinder drängten sich heran, um das Blut aufzulecken. Der Körper wurde vielfach verstümmelt und den Hunden vorgeworfen.

Die Hanhans sind dann jahrelang eine Plage für die Insel gewesen; aber zu ihrem Fanatismus, ihrer Rachsucht und zu den gräßlichen Ausschreitungen sind sie nur durch die Weißen getrieben worden, die ihnen nicht nur ihr Land nahmen, sondern sie auch aus dem physischen Gleichgewicht warfen. Das Alte ist unwiederbringlich dahin und das Neue verwögen sie ihrer ganzen Beschaffenheit nach nicht zu bewältigen. Sie nehmen es an und auf, aber es bleibt ihnen innerlich ganz fremd, und die europäische Zivilisation ist ihr Untergang.



Tikis. Alte Maoriholzschnitzerei. Nach einer Photographie.

Die bereits oben von mir erwähnte Unterwerfung des King Wittiaan unter den Kommissioner für die Angelegenheiten der Maori, Mc Lean, die zur Zeit meiner Anwesenheit in New-Plymouth stattfand, bezeichnet das politische Ende der letzten unabhängigen Maori. Mit dem Reste seines Stammes, 150 Menschen, und den gleichfalls friedsuchenden Waikatos, erschien der greise King, halb in europäische Lumpen gehüllt, halb noch in heimischer Tracht und das Kovero, die Verhandlung, begann. Mac Lean sprach ihm begütigend zu und der King erkannte die Königin Viktoria als Herrin an.

Nicht fern von New-Plymouth liegt an der Küste Waitara, der Stammsitz König Wilhelms, von dem er gestohen war, als der Krieg mit den Weißen ausbrach. Jahrelang hatte er in den Wäldern gelebt und seinen alten „Pah“, d. h. seine Feste, nicht wieder gesehen. Jetzt erblickte er ihn wieder und Thränen traten ihm in die Augen, als er zahlreiche weiße Arbeiter damit beschäftigt sah, ein großes Gebäude auf dem ihm heiligen Boden zu errichten. „Ah“, rief König Wilhelm seufzend gegenüber einem seiner Freunde aus, „siehe da, meine alte Wiege, und nun verwandeln die Pakehas (die Weißen) sie in einen Stall für ihre eisernen Pferde, die in einem Tage bis nach Wellington laufen werden.“ — Aus König Wilhelms Kriegepah ist eine Eisenbahnstation geworden, nur der alte Maorikönig weint eine Thräne darüber; das neue, weiße Geschlecht zaudzte aber und freute sich ob der Errungenschaft. So stehen sich alte und neue Zeit in Neuseeland gegenüber. Wir kennen die

Digitized by Google

merkwürdige Grenze, wir erleben noch die Berührungen zwischen Zivilisation und Wildheit und verzeichnen in unsern Annalen die Thränen König Wilhelms, die er vergoß beim Anblick seines Kriegspfads, der in einen Bahnhof verwandelt war.

Das Sargassomeer.

Über die nordatlantische Sargassosee veröffentlicht Prof. Dr. O. Krümmel in Petermanns Mitteilungen (1891, S. 129. Mit Karte.) eine sehr interessante Untersuchung. Den Alten ist dieses Sargassomeer, wie Krümmel zunächst nachweist, nicht bekannt gewesen; auch die mittelalterlichen Schiffermärchen von einem gramenen „Kohlenmeere", das die Schiffe festhielt, sind nicht hierher zu ziehen. Der Entdecker der Sargassosee ist vielmehr Kolumbus, der sie in seinem Tagebüchern mit bewundernswerter Genauigkeit beschreibt. Freilich ist er zugleich der Vater jenes Mythus von der Ortsbeständigkeit einer großen Fukusbank südwestlich von den Azoren, einer Ansicht, die sich hartnäckig bis in unsre Tage erhalten hat und in Humboldt ihren klassischen Vertreter fand. Letzterer, der die Erscheinung zum erstenmal eingehend untersuchte, glaubte, daß diese Fukusbank seit den Zeiten des Kolumbus sich unverändert an demselben Platze erhalten habe und ihre Entstehung einem unterseeischen Rücken verdanke, von dem die Tange losgelöst würden. Daneben gedachte er allerdings der Möglichkeit eines Entstehens des Golfstromes. Nun wiesen aber alle spätern Expeditionen in jene Gegenden immer übergreifender nach, daß jene von Humboldt vorausgesetzten Untiefen im Atlantischen Ozean thatsächlich nirgends vorhanden sind.

Infolgedessen stellte O. Kuntze 1881 eine neue Theorie auf, die der Humboldtschen diametral entgegengesetzt ist. Nach Kuntze kann von einer ortsbeständigen Fukusbank im Nordatlantischen Ozean keine Rede sein; es giebt überhaupt kein eigentliches Sargassomeer, denn treibendes Kraut findet sich in allen Meeren. Das Sargassomeer im Atlantischen Ozean stammt vom westindischen Strande, wo Kuntze es in situ beobachtet hat. Dort wird es von Stürmen losgerissen und durch den Golfstrom in den offenen Ozean hinausgeführt, wo es innerhalb weniger (dreier) Monate versinkt.

Zwischen diesen beiden Extremen nimmt nun Krümmel eine vermittelnde Stellung ein. Er machte die Plankton-Expedition im Sommer 1889 mit und hatte dabei Gelegenheit, reichlich treibendes Seekraut zu beobachten. In seiner Untersuchung stellte er zunächst sorgfältig alle ihm zugänglichen Schifferberichte zusammen, berechnete danach die Häufigkeit des Vorkommens von Sargassum für jedes Eingrabfeld in jedem Monat des Jahres und konstruierte dann Linien gleicher Sargassofrequenz (Hyphyhoden). Daraus ergab sich nun mit Rücksicht auf die beiden Hauptfragen als erste unbezweifelbare Thatsache, daß es wirklich im Nordatlantischen Ozean ein Gebiet giebt, welches sich zu allen Jahreszeiten durch reichliches Vorkommen von treibendem Tang auszeichnet, ferner, daß dieser Tang vom Floridastrom ergänzt wird. Das Ursprungsgebiet desselben aber sind vor allem die Westindischen Inseln, wo nach Kuntze die im Sargassomeer häufigsten Arten sämtlich im Brandungsbereich festgewachsen vorkommen. Hier werden im Sommer bei jedem Orkan große Mengen desselben losgerissen, weshalb der Floridastrom gerade im Sommer besonders reich an Sargasso ist. Im Winter kommen vornehmlich die Küsten der nördlichen Antillen, sowie die Bahamariffe und die Außenriffe der Bermudasinseln in Betracht. Nicht wenige Monate bloß, wie Kuntze wollte, sondern einige Jahre lang können sich diese Tange nach Krümmel im Meere treibend erhalten, wobei sie jedenfalls noch weiter vegetieren. Eine Vermehrung durch Sproffung scheint jedoch ausgeschlossen.

Die Frage, warum nur im Nordatlantischen, nicht auch in den andern Ozeanen eine Sargassosee gefunden wird, erklärt Krümmel dadurch, daß „nirgends sonst ein starker und schneller Strom, durch die Konfiguration des Festlands gezwungen, sich durch so zerstreute und durch Riffreichtum dem Wachse der Fukazeen günstige Inselschwärme bewegt, wie in Westindien der Kariben- bezw. Antillenstrom und seine Fortsetzung als Floridastrom".

Bücherschau.

Der Darwinismus, eine Darlegung von der natürlichen Zuchtwahl und einiger ihrer Anwendungen, von Alfred Wallace. Autorisierte Übersetzung von T. Brauns, Dr. phil. und med., Prof. extr. zu Halle a. S. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn, 1891, XVIII und 758 S. 8°. Mit einer Karte und Holzschnitten. Preis 15 ℳ.

Gewiß ist es nicht bloß der Name des Autors, eines der bedeutendsten lebenden Schriftsteller auf biologischem und namentlich darwinistischem Gebiete, welcher uns die Originalkarte vorliegenden Buches in die deutsche Litteratur mit Genugthuung begrüßen läßt, sondern auch die ganze Anlage und Tendenz des Werkes. Wie schon der Titel besagt, und wie der Verfasser wiederholt ausführt, ist der Hauptzweck eine Darlegung, Begründung und ästhetische Rechtfertigung der Lehre von der natürlichen Zuchtwahl (theory of natural selection), welche sonst nach den Ausführungen Wallaces recht klar als der eigentliche Kern des echten Darwinismus erscheint. Das Buch hält sich den theoretischen Auseinandersetzungen, wie sie neben und gegen Darwin neuerdings sowohl bei uns, als auch namentlich von der Schule der neuern amerikanischen Evolutionisten veröffentlicht sind, durchaus nicht fern, sieht indessen durchweg auf dem eigentlich Darwinistischen Standpunkt noch fester als dies selbst Darwin in seinen letzten Schriften thut. Nur durch diese Lehre von der Zuchtwahl der Natur ist zu auch, und zwar ganz gerechtfertigter Weise, der große, im ersten Kapitel vortrefflich geschilderte Umschwung der Ansichten über die „Art" und deren Ursprung möglich geworden, welchen Darwin unleugbar seit etwa einem Menschenalter hervorgerufen hat, und nur so ist der Sieg von der Lehre der „Evolution", d. h. der allmählichen Entwickelung der Lebewesen mit Übergang einer Form in die andre hervorgerufen.

Alsdann wendet sich Wallace zu den ersten Vorbedingungen der natürlichen Zuchtwahl, zu dem vielbesprochenen „Kampfe ums Dasein" (Kap. 2 und 3), welcher thatsächlich zwischen den verschiedenen Tier- und Pflanzenarten stattfindet, und die den bestehenden Bedingungen zunächst angepaßten, daher den Unbilden der Elemente und der von allen Seiten heranbrängenden Konkurrenz minder guten Widerstand leistenden Arten und Individuen unterliegt. Seine Tragweite ist meistenteils bedingt durch die ungeheurer Anzahl von Einzelwesen, welche Jahr für Jahr vernichtet werden, indem stets nur ein sehr geringer Prozentsatz der erzeugten Keime zur vollen Entfaltung kommt. Da nun, im großen und ganzen genommen, diejenigen Tiere und Pflanzen bei weitem bessere Aussicht haben zu überleben, welche den äußern Verhältnissen besser angepaßt sind, so kann sich in der That mit der Zeit ein Stamm herausbilden, welcher gewisse Eigenschaften besitzt, die den Vorfahren fehlten. Die Möglichkeit davon liegt nun einmal in der großen, meist sehr unterschätzten Veränderlichkeit aller Lebewesen ohne Ausnahme, namentlich auch aller wilden Tiere und Pflanzen, deren großen Spielraum und deren Häufigkeit zugleich Wallace (im zweiten 3. Kapitel) mit Hilfe vieler Schemata und graphischer Darstellungen nachweist. Zweifellos liegt sie darin, daß solche Veränderungen (variations) erblich werden und sich bei den Nachkommen steigern und anhäufen; der Spielraum, den z. B. die Flügellänge eines Vogels hat, wird allmählich im Laufe vieler Generationen ein andrer, wenn es sich den gegebenen

Digitized by Google

Bedingungen gemäß als vorteilhaft herausstellt, daß eine solche Verschiedung nach der einen oder andern Richtung hin stattfindet.

Daß nun die Eltern diese von Jugend auf ihre vermöge der „Variation" zu eigen gewordenen Eigenschaften vererben können, das zeigt vor allem die „künstliche Zuchtwahl" (Kapitel 4), welche der Mensch an allen gezähmten Tieren und angebauten Pflanzen mit dem Erfolge geübt hat, daß in der That vermöge derselben eine Steigerung der von ihm gewünschten Eigenschaften stattgefunden hat. Diese Wechselwirkung, bei welcher der Mensch natürlicherweise nur die in dem Wesen des Tieres oder der Pflanze vorhandenen Anlagen benutzen konnte, haben bei Tieren Veränderungen der Hautbildung, des Gefieders, der ganzen Statur, in der Intelligenz hervorgebracht, bei Pflanzen Abänderungen der Blumen und Früchte, Blätter, Stengel und Wurzeln; kein Teil des Organismus ist davon ausgeschlossen, und gerade die wichtigsten Eigenschaften, nach welchen man am meisten die Arten abzugrenzen pflegt, sind unter ihnen eingetreten.

Eine besondere Widerlegung widmet der Verf. (Kap. 7) den Einwänden, welche von jeher den Darwinisten auf Grund der Erfahrung gemacht sind, daß die „Arten" sich nicht unbedingt fruchtbar fortpflanzen, wenn sie gekreuzt werden, während die „Rassen", d. h. verschiedene, einer Art zugehörige, aber stabil gewordene Varietäten (z. B. solche von Hunden) dies unbedingt thun. Eine sorgfältige Prüfung der Beobachtungen zeigt nämlich, daß man sich vielfach dabei des sogenannten sachlichen Zirkelschlusses schuldig gemacht hat; auch ist selten gebührendem Gewicht beigelegt worden, daß zahme Tiere überhaupt eine große Fruchtbarkeit besitzen und in den Funktionen ihrer Geschlechtsorgane weit weniger durch äußere Einflüsse behelligt werden, als dies bei den gegen Störungen meistens sehr empfindlichen wilden Tieren der Fall ist.

Die Kapitel 8 bis 11 sind der Tier- und Pflanzenzüchtung gewidmet, der hohen Bedeutung entsprechend, welche die organischen Farben eben durch die Darwinsche Theorie und zugleich als wesentliche Stütze derselben erlangt haben. Der Verf. hat sich schon früher lebhaft und ohne überall mit Darwin übereinzustimmen an der Aufstellung der Darwinschen Farbentheorie beteiligt und bietet uns mit ihren Anhängseln, der Lehre von dem Schmucke gewisser Tiere, zum Gegenstande eingehender Betrachtungen gemacht, so daß wir wohl erwarten dürfen, an seiner Hand ein reichliches Verständnis dieses überaus anziehenden Abschnittes der Biologie zu erlangen. Zunächst wendet sich Wallace zu den einfachen Schutzfarben, d. h. der Bekleidung solcher Farben von Tieren und Pflanzen, welche mit der Umgebung in Einklang stehen, und deren Entwickelung eine sehr allgemeine Erscheinung ist; sie veranlaßt, daß im hohen Norden Weiß, im Wüste Grün (neben Grau und Braun), in der Wüste ein bräunliches Gelb, im Sargassomeer ein eigentümliches Gelbgrün die vorherrschende Tierfarbe ist, daß ferner die Raupe sich ihrer Nährpflanze oft täuschend ähnlich zeigt und überhaupt die sonderbarsten Nachahmungen solcher Art auftreten. Da, wo Tiere jedoch Eigenschaften besitzen, welche sie ihren Gegnern gefährlich oder sie als Beute ungenießbar und unverdaulich machen, da ist es ihnen dienlicher, recht auffällig zu sein, und hier zeigt sich die Farbe nicht an die der Umgebung gebunden, sondern im Gegenteil wie ein weithin sichtbares Warnsignal. Viele „Trutzfarben" werden nun in merkwürdiger Weise von Tieren nachgeahmt — nachgeäfft, wie man sagt —, welche von jenen gefährlichen, giftigen, oder doch ungenießbaren Tieren völlig verschieden sind, aber doch ihnen äußerlich ähneln, so daß sie im Fluge oder Laufe wohl mit ihnen verwechselt werden können. Offenbar gewährt ihnen diese Ähnlichkeit in derselben Weise Schutz, wie es die auffallende Trutzfarbe bei den von ihnen nachgeäfften Arten thut. Die Klasse der Insekten und namentlich die Ordnung der Schmetterlinge ist sehr reich an Fällen dieser Art, aber auch unter den Vögeln hat man wohlgute Arten, namentlich Kuckucke, welche wehrhaften, z. B. den tropischen Drongo-Würgern, in auffallender Weise ähnlich gefärbt sind, wie ja auch unser Kuckuck dem Sperber ähnelt. Ein Fall von Trutzfärbung ist von Wallace auch bei einem Säugetiere, dem Skunk, beobachtet. Eine andre Ausnahme von der Schutzfärbung wird durch das Bedürfnis der Tiere bedingt, sich auf geringere oder größere Entfernung aus gleichartig zu erkennen, und in der That lassen sich hierdurch eine Menge der feinen Unterschiede zwischen den einzelnen Arten erklären, welche namentlich in gewissen Familien, z. B. der der geselligen Antilopen, wandernder Singvögel und Sumpfvögel, einen hohen Grad erreicht haben. Dieser Umstand bildet auch für den Verf. den Schlüssel zu den Geschlechtsfarben, einem Kapitel, in welchem Wallace sehr wesentlich von Darwin abweicht. Während dieser der Auswahl und dem Schönheitssinne des umwerbenden Weibchens den größten Einfluß auf die Entwickelung der Ornamente des Männchens zuschreibt, weist jener (in seinem 10. Kapitel) noch, daß eine solche Wahl, wenn sie überhaupt stattfände, der sonderbaren Zuchtwahl der Natur unbedingt weichen müßte, und legt diese auch hier in ihr volles Recht ein, da ihr zufolge ja die kräftiger entwickelten, daher auch stattlicheren Männchen den Vorzug haben müssen.

Im 11. Kapitel werden die Pflanzenfarben erörtert, zunächst die „Appetitfarben" der mit Fleisch verdehnten Früchte und der Nutzen, den diese Fruchtbildung für die Art hat; dem gegenüber die Schutzfärbung der Nüsse; ferner die Blumen, deren Bau, Gruppierung, Duft und Farbe, namentlich in Beziehung zu den Insekten, welche sich der Honigmittel der Kreuzbefruchtung abgeben, deren Bedeutung nach jeder Richtung hin kritisch beleuchtet wird.

In den nächsten Kapiteln wird eine kurze Darstellung der Lehren gegeben, welche uns die Tier- und Pflanzengeographie und die Geologie und Palaeontologie für den Darwinismus an die Hand giebt. Auch in diesen Kapiteln ist ein umfassendes, überaus lehrreiches Material enthalten, wie wir dies für die Verbreitung der Tier- und Pflanzenarten auch seitens des Verf. der „Geographical distribution of animals" nicht anders erwarten durften. Im 14. Kapitel folgen dann noch die notwendigsten Erörterungen über das Prinzip der Geschlechtsverschiedenheit, hinsichtlich dessen der Verf. im wesentlichen auf dem Standpunkte der namentlich durch Weismann vertretenen neuesten Forschung steht, mit Hilfe deren er nicht nur den von Spencer angenommenen einfachen Folgen des „Gebrauchs und Nichtgebrauchs der Organe", sondern auch den von Geddes den Pflanzen zugeschriebenen Wachstumsgesetzen, sowie denen „direkten Einflüsse der Umgebung", dem bekanntlich selbst Darwin schließlich zu große Konzessionen machte, und endlich dem Einflusse des Willens der Tiere selbst, aufs entschiedenste entgegentritt, nun ganz seinem Plane gemäß der Zuchtwahl der Natur ihr volles Recht zu wahren.

Nach dieser Lösung seiner Hauptaufgabe geht indessen Wallace noch in seinem Schlußkapitel zu einer Auseinandersetzung der Begründung des Darwinismus zu dem Menschen über. Einschließlich dieses Punktes würde es gewiß ungerecht sein, wenn man nicht einem jeden einen Spielraum für seine persönlichen Überzeugungen gewähren wollte, und so dürfen wir auch Wallace nicht verargen, daß er bei aller Folgerichtigkeit, mit der er den Menschen, körperlich genommen, durchaus als der Tierwelt entsprossen hinstellt, doch seiner geistigen Natur einen wesentlich andern Ursprung zuschreiben will. Bei bisher mit seinem philosophischen Standpunkte eng verflochtenen Ansicht entgehen ihm nun freilich alle die feinen Beziehungen, welche Darwin zwischen den geistigen Leistungen der Tiere und denen des Menschen mit solcher Meisterschaft nachgewiesen, es entgehen ihm alle die Fäden, welche den Kulturmenschen zu dem Naturmenschen und durch diesen mit seinen Mitgeschöpfen verknüpfen und an Stelle davon finden wir nur einen Beweis, daß sich die höheren Fähigkeiten des Menschen, seine Anlagen für Kunst und Wissenschaft und seine moralischen Eigenschaften nicht nach Darwinschen Gesetzen herausgebildet haben. Dies vollkommen zugegeben, ist doch nicht zu verkennen, daß der Kern der Frage von diesen Auseinandersetzungen nicht berührt wird, und daß dieselben ein dem übrigen Inhalte des Buches nicht ganz konformes Anhängsel bilden, das jedoch sowohl seinem Inhalte als der Bedeutung des Verf. nach unser Interesse immerhin in Anspruch nehmen dürfte.

Was die Übersetzung anlangt, so bürgt wohl der Name des Übersetzers — dem wir auch bereits die im nämlichen Verlage erschienene Übersetzung der „Tropical Nature" verdanken Verf. verdanken — dafür, daß der Sinn des Originals überall aufs sorgfältigste wiedergegeben und jede Einzelheit aufs sorgfältigste beachtet ist. Daß sie dabei bemüht ist, auch dem Geiste der deutschen Sprache gerecht zu werden, darin dürfte ein gewisser Unterschied von manchen andern, wenn auch im übrigen anzuerkennenden Übersetzungen ähnlicher Werke liegen, bei denen man Satz für Satz an den fremden Ursprung erinnert wird. Im Gegenteile dazu ist rühmend hervorzuheben, daß die Lektüre vorliegenden Buches den Eindruck der eines deutschen Originalwerkes macht.

Digitized by Google

Aus allen Erdteilen.

— Die Quellen des Rio Aconcagua, welcher nördlich von Valparaiso in den pazifischen Ozean mündet, haben nicht, wie man bisher annahm, an dem gleichnamigen Berge ihren Ursprung. Letzterer entsendet alle an seinen Abhängen entspringenden Gewässer nach Argentinien. Dieses begründete Herr A. Herrmann in der Sitzung des deutschen wissenschaftlichen Vereins zu Santiago vom 29. April 1891.

— Neue Ortsnamen in Algerien. Die Namen der berühmten Franzosen Pasteur, Prévost-Paradol und Tocqueville sind algerischen Ortschaften beigelegt worden und damit ist ein neuer Weg der Ortsnamengebung betreten, ähnlich, wie er in Amerika herrscht, der aber schon unter dem Königreiche (Nemours, Aumale) seine Vorgänger hatte. Herr O. Réclus entwickelt in der Beilage zu Tour du Monde, daß dreierlei Gründe vorliegen, in Algerien die arabischen und berberischen Ortsnamen durch französische zu ersetzen. Die vorhandenen waren teilweise mit ihren schrecklichen Kehllauten nicht auszusprechen, das sei ein Grund; dann zweitens wiederholten sich zu viele berberische und arabische Ortsnamen in Nordwestafrika, was zu Verwechslungen führe; außerdem beginne die Hälfte mit Ain (Quelle). Endlich seien die vielen Ortsnamen nach mohammedanischen Heiligen und Wunderdoktoren bei der Vergeßlichkeit anzuwenden; man müsse so viele Sidi-abd-el Kader wie bei uns St. Johann, St. Martin u. s. w., wodurch auch nur Verwechslungen entständen.

— Die städtische Bevölkerung der Vereinigten Staaten ist, wie die Ergebnisse des Census von 1890 zeigen, in einem fortdauernden Aufschwunge begriffen. Zu der von Porter bearbeiteten vorläufigen Übersicht sind alle Städte mit mehr als 8000 Einwohnern in betracht gezogen. Beim ersten Census (1790) machte die Stadtbevölkerung nur 3,35 Proz. der Gesamtbevölkerung aus und jetzt, nach hundert Jahren, war dieselbe auf 29,12 Proz. gestiegen, so daß beinahe ein Drittel in Städten über 8000 Einwohner lebt. 1790 zählte man nur sechs Städte über 8000 Einwohner, jetzt 443. Bei weitem die meisten liegen im Nordosten. Im Jahre 1870 zählte man erst 14 Städte mit mehr als 100 000 Einwohner, jetzt ist deren Zahl auf 28 gestiegen. Von diesen haben New York, Chicago und Philadelphia über eine Million Einwohner. Am meisten ist Chicago gewachsen, das 1880 erst 503 185 Einwohner hatte und 1890 deren schon 1 099 850 zählte oder 119 Proz. zunahm in zehn Jahren. In westlichen Städten wie Omaha, Minneapolis, St. Paul und Denver ist die verhältnismäßige Zunahme noch größer; sie beträgt 360 bis 200 Proz. Auch in Amerika zeigt sich dasselbe wie in Europa: eine Abnahme der ländlichen Bevölkerung in den alten, am meisten kultivierten Staaten, Maine, Vermont, Massachusetts und New York. Im Süden dagegen tritt das städtische Element stark zurück; es beträgt in Mississippi nur 2,64, in Nordcarolina 3,87 und Arkansas 4,89 Proz. der Gesamtbevölkerung.

— Weitere Erforschung des Uelle. Dieser bekannte rechtsseitige Nebenfluß des Kongo war in einigen Strecken noch nicht befahren worden, diese Lücken sind jetzt durch die Offiziere des Kongostaates, von Gröe und Milz, ausgefüllt worden. Von Gröe erforschte das Stück von Makwangsa (das er jetzt Monungo nennt) bis Abdallah, welches Junker 1883 besucht hatte (ungefähr 23° östl. L. und 4° nördl. Br.). Auf dieser Strecke befinden sich verschiedene Stromschnellen und Felsenbarren, welche die Schiffahrt hindern. Milz nahm die noch weiter oberhalb liegende Strecke von Dabbir (24° östl. L.) bis zum Einflusse der Mbima in den Uelle auf, gleichfalls bis zu einem im Januar 1883 von Junker erreichten Platze. (Vergl. die Karte im Globus, Bd. 59, S. 225.)

Nach von Gröe ist der Uelle nicht der Hauptarm des in den Kongo mündenden Ubangi, sondern nur ein Nebenfluß des letztern. Der Hauptwasserfluß und obere Lauf des Ubangi ist der von Norden kommende Mbomu, den von Gröe im August 1890 befuhr. Bei Yakomo unter 22° 40′ östl. L. findet die Vereinigung beider Arme statt. Ubangi und Uelle zeigen nach von Gröe sehr verschiedenen Charakter. Der Ubangi ist von den Fällen von Songo bis Yakomo dicht mit Dörfern besetzt, von Kähnen belebt; die Ufer des Uelle dagegen sind nur sehr dünn bevölkert; er ist tot, einförmig. Ziegen, am Ubangi häufig, fehlen am Uelle. (Mouv. géogr., Juli 1891.)

— Der Kraterseе Dschala am Ostabhange des Kilimandscharo, nördlich von Taweta, ist im Frühjahr von einer unternehmenden Engländerin, Mrs. French Sheldon, besucht worden. Aufgefunden hat 1871 der Missionar Rebmann diesen See, Wray gelangte 1886 zuerst an den See, dessen Kraterwand er zu 300 m angiebt. Frau Sheldon gelang es mit Hilfe des Herrn Austretter, Pontons auf den See zu bringen, den sie so befuhr. Die Menge des Wassergeflügels, die sich dort befindet, wird als ungeheuer geschildert; auch Krokodile sollen zahlreich sein. Die Kraterwände fallen meist senkrecht ab und sind oben dicht bewaldet. Der See hat eine Unterströmung, die die Zufuhr des Wassers bedingt — ein Zufluß von außen ist nicht bemerkbar (Proceedings, Juli 1891).

— H. Coudreaus Reisen in Guayana. Der bekannte Forscher, welcher 1889—1891 Französisch-Guayana bereiste und über den wiederholt im „Globus“ berichtet wurde, ist von seinen Reisen heimgekehrt. In seinem am 15. Juni vor der Pariser geogr. Gesellschaft erstatteten Berichte betonte er namentlich seine im verflossenen Jahre unternommene Reise, die ihn in das Gebiet der Anuzonas führte. Er zog bis zu den Quellen des Ojapok, überstieg die Tumuc-Humac-Kette und kam in das Land der Rukujenne, wo die Flüsse bereits zum Jari, linker Nebenfluß des Amazonas, fließen. Diese Indianer wohnen dort in 35 Dörfern mit je 25 bis 50 Einwohnern. Das Land ist arm, mit dürftiger Vegetation, sandig oder steinig. Coudreau erforschte den Mapaouy, einen Nebenfluß des Jari, ging über die Tumuc-Humac-Berge zurück, dann die Lawa (Maroni) entlang nach Norden bis zur Mündung des Inimikrik in dieselbe (Januar 1891), darauf östlich durch das Land der Emarillans zum Apornoguefluß, auf dem er das Meer erreichte. Durch diese Reise sind bedeutende Strecken von Französisch-Guayana uns näher bekannt geworden. Die Aufnahmen Coudreaus umfassen 5000 km, darunter 1000 km in ganz unbekannter Gegend. Seine Karten sind in den großen Maßstäben von 100 000 und 25 000 gezeichnet. Er hat viel ethnographisch geforscht, mehrere Indianerwörterbücher aufgenommen und empfiehlt die Ansbeutung der Kolonie in wirtschaftlicher Beziehung durch große Handelsgesellschaften.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LX. Nr. 7.

Globus.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Padre Armentias Reise in der bolivianischen Provinz Caupolican.

Von Chr. Nusser-Asport.

I.

Caupolican ist der Name eines durch seine Kämpfe mit den spanischen Eroberern berühmt gewordenen Kaziken, und eine Reise nach der gleichnamigen Provinz in der nordwestlichen Ecke von Bolivia gehört noch zu denjenigen Unternehmungen, vor denen jeder zurückschreckt, der nicht durch ganz besonderes Interesse zum Besuch jener Region bewogen wird. Die Strapatzen und Entbehrungen, welche Forscher, Missionar und Spekulant zu erleiden haben infolge der unsaghaft schlechten, stellenweise gefährlichen Wege, der durch das Klima und die Verproviantirungsnot bereiteten Schwierigkeiten, sind so groß, daß ihnen thatsächlich nur die drei genannten Kategorien die Stirn zu bieten geneigt sind. Und auch die Zahl der Spekulanten, welche diese Route wählt, um in die Distrikte zu gelangen, wo sie Chinarinde schneiden, Gold suchen oder Kautschuk ausbeuten, ist sehr gering. Namentlich die Kautschukgewinnung ist es, welche die Spekulanten in diese Distrikte führt; in der Regel wählen sie aber den ganz entgegengesetzten Weg, um an die die Ufer des Beni, Madre de Dios, Acre u. s. w. einsäumenden Bestände von Gummibäumen zu gelangen, was so zu verstehen ist, daß statt mit dem Oberlauf jener Flüsse über den an die Flanken der Anden sich anlehnenden Teil von Caupolican herabzusteigen, um das tropische Flußgebiet zu erreichen, der Zusammenfluß des Beni mit dem Mamoré der Punkt ist, von welchem aus sie flußaufwärts die verschiedenen Wasserläufe untersuchen, die auf jenem ungeheuren Territorium gewissermaßen ein Netz mit weiten Maschen bilden.

Zu welchem Verhältnis Caupolican zu den Landesteilen steht, welche durch ihre kommerzielle und industrielle Regsamkeit das Herz der Republik darstellen, geht daraus hervor, daß politische Verbrecher nach dieser Provinz verbannt werden, wo sie unter Aufsicht indianischer Alkalden gestellt sind. Auch manche andere Verbrecher suchen dort einen Zufluchtsort — sehr zum Mißbehagen der dünngesäten, alteingesessenen Bevölkerung Caupolicans, welche, insoweit sie die aus wenigen Mestizen und Weißen bestehende Dorfaristokratie betrifft, ursprünglich naiv, zuvorkommend und gastfreundlich war, durch das Eindringen schlechter Elemente nach und nach aber auch ungünstig beeinflußt werden muß.

Die Indianer, d. h. die ansässigen, Ackerbau und Viehzucht treibenden Indianer sind lenksam wie ihre Brüder der andinischen Hochebene, nur muß man sie, wenn sie an den kirchlichen Festen ihre Trinkgelage feiern, zu behandeln wissen. Dieses Gebot der Klugheit außer Acht gelassen zu haben, mußte ein uns befremdeter Korregidor im Jahre 1865 mit dem Tode bezahlen. Mit der Verwaltung eines bedeutenden Distriktes von Caupolican betraut, glaubte er mit den Indianern der Hochebene zu thun zu haben, die nur in größter Bedrängnis zu offener Widersetzlichkeit sich hinreißen lassen. Als er daher eines Tages die bei einer Festlichkeit sich streitenden betrunkenen Indianer auseinanderjagte und bestrafte, fiel die ganze Bande über ihn her und schlug ihn mit Knitteln tot. Die Regierung war, um ihre Autorität zu wahren, genötigt, eine militärische Expedition auszurüsten. Nach Monaten kam letztere zurück und brachte einige Gefangene (wohl kaum die Schuldigen) mit, welche dann in La Paz kriegsrechtlich erschossen wurden. Es war ein Anblick zum Erbarmen, diese mit ihren leichten weißen Baumwollzeugen bekleideten, vor Kälte schlotternden Gestalten zum Tode gehen zu sehen und die Veränderung zu beobachten, welche trotz alledem das unabwendbare Geschick auf die Repräsentanten dieser stoischen Rasse hervorbrachte: die braune Gesichtsfarbe wich einem fahlen Gelbbraun.

Der kleine Ort Pelechuco, sagt der Padre Nic. Armentia, dessen Notizen aus seinen Reisen in den Jahren

Digitized by Google

1884 bis 1885 wir hier benutzen[1]), liegt in einer tiefen Schlucht am Fuße des Gebirgsknoten von Cololo, am Rande des durch dieselbe fließenden Gewässers. Obwohl klein, ist dieser Ort doch eine bedeutende Handelsstation gewesen, da alle Produkte der Provinz hier zusammenströmten und die ganze Einfuhr für den Bedarf von Caupolican notwendigerweise über Pelechuco zu gehen hat. Seitdem aber die Ausfuhr der Chinarinde bedeutend gesunken ist, hat Pelechuco viel von seiner früheren Wichtigkeit verloren. Die Häuser sind aus unbehauenen, mit Lehm zusammengefügten Steinen aufgeführt und haben ein ärmliches Aussehen. In der Umgebung werden Gerste und Kartoffeln angebaut; der Boden ist nicht günstig. Das Klima ist feucht und kalt, wegen der häufigen dichten Nebel, der Nachbarschaft der Schneeberge und der bedeutenden Höhe über dem Meere. Die Etymologie von Pelechuco ist in Quichua: Puncuncho, der Aufenthalt des Nebels.

Die Hauptstadt der Provinz Caupolican ist Apolobamba, gemeinhin Apolo genannt. Um nach ihr zu gelangen, passiert man zuerst das von Pelechuco vier Leguas entfernte Calleau, wo sich die Zollstätte für die Erhebung der Binnenlandszölle befindet. Vier Leguas von Calleau ist Quichara, neun Leguas weiter ein el Fuerte genannter Punkt, weil hier, in der Flußecke zwischen dem Rio von Pelechuco und einem andern der Cordillera entspringenden Flüßchen, ein steiler Felsen sich erhebt, dessen Spitze früher befestigt war. Das Klima ist hier schon so heiß, daß Zuckerrohr angepflanzt werden kann. Eine Legua von dem Fuerte entfernt, am Zusammenfluß des Amantala mit dem Pelechuco, liegt die Ortschaft Amantala. Von diesem Punkte an nimmt der Fluß den Namen Tuichi an und ist schon von Bedeutung, kann aber wegen seiner starken Strömung und der das Flußbett durchsetzenden Riffe nicht befahren werden (die Schiffahrt auf dem Tuichi beginnt, vermittelst Flößen, Balsas, erst bei Buturu, zwölf Leguas vor San José de Uchupiamonos).

Ein Weg von sechs Leguas Länge führt von Amantala nach dem Dorfe Pata, das auf einer von dem Ufer des Piliapo zwei Leguas entfernten Anhöhe liegt. Die Ufer des Piliapo sind sehr fruchtbar und bringen Orangen und Limonen in Menge hervor. Die ziemlich zahlreiche Bevölkerung wendet sich hauptsächlich der Zuckerrohrkultur zu. Früher am Piliapo selbst gelegen, wurde Pata wegen der am Flußufer beständig herrschenden Wechselfieber an seine jetzige Stelle verlegt. Alljährlich am 15. August findet hier ein Markt statt, zu welchem die Indianer aus nah und fern herbeiströmen. Sie bringen Choholabe, Tamarinden, Brasilnüsse, Copaivabalsam, Faultier-, Fischotter- und Jaguarfelle zum Verkauf und handeln einheimischen weißen Wollstoff, englische Baumwollzeuge, bunte Nastücher, Scheren, Messer und andre Kleinigkeiten dafür ein.

Sieben Leguas von Pata ist das Dorf Santa Cruz de Valle Ameno. Zwischen beiden Orten befindet sich der berüchtigte Übergang von Acatacion, auf welchem der Reisende bei jedem Schritt Sumpfstellen und riesige Sprungtafeln zu überwinden hat. Auf eine große Strecke ist der Weg mit dicken Prügeln belegt, damit die Tiere nicht im Sumpf stecken bleiben. In der Nähe von Santa Cruz wird der nun glatte und gute Weg von bezaubernder Vegetation eingefaßt. Zwei Bäche mit ausgezeichnetem Wasser fließen an dem wenig Einwohner zählenden Dorf vorbei. Die in der Mitte letzten Jahrhunderts erbaute Kirche und Konvent der Franziskaner stehen heute noch. Das 4½ Leguas von Santa Cruz auf einer schönen, aber den Fläche gelegene Apolobamba (1700 m über dem Meere) hat viel von seiner einstigen Bedeutung verloren. In der Umgebung wird ein wenig Kaffee und Mais angepflanzt. Die Landgüter aber, auf welchen Kaffe, Coca, Mais u. s. w. im großen angepflanzt werden, sind ziemlich weit entfernt. Von der Plaza aus sieht man bei heiterm Wetter die Schneegipfel des Illampu und Huanna-Potosi. — In Apolo beginnen die eigentlichen Transportschwierigkeiten. Um zum Rio Beni zu gelangen, ist man für die Gepäckbeförderung auf indianische Träger angewiesen, welche von dem weiter nördlich gelegenen Ysiamos bestellt werden müssen.

Die erste Station auf diesem Wege ist das von Apolo vier Leguas entfernte Macharipao (2100 m über dem Meere), ein kleines zerfallenes Estanziagebäude. Eine Legua vor diesem Orte muß der Bach gleichen Namens überschritten werden, welcher durch sein häufiges Anschwellen den Verkehr erschwert. Die Ländereien der Umgegend scheinen für Viehzucht sehr geeignet zu sein und ein Schweizer Namens Mercier, der im Jahre 1824 nach Bolivia kam, hatte versucht, Hornvieh hier anzusiedeln, mußte von seinem Versuch aber wieder abstehen, weil ein Teil der Tiere durch Schlangenbiß zu Grunde ging, die Weideplätze während der Trockenzeit nur ungenügend Nahrung lieferten und das von dem viel besseren Reyes (Provinz Mojos) eingeführte Vieh sich nicht gut akklimatisieren konnte. Es ist durch Erfahrung bewiesen, daß das Hornvieh viel leichter den Übergang von der Kälte zur Hitze als umgekehrt erträgt.

Nach Überschreiten des Turi und Turina, die wie der Macharipao ihre Gewässer dem Tuichi zuführen, gelangt man nach Cuchiguani (2300 m über dem Meere), eine von Weideland umgebene Hütte. Auf dem Gipfel des Cuchiguani steht in einer Höhe von 2480 m die Hütte des Indianers Mariano, wo übernachtet werden kann. Ist der Paß überstiegen, so befindet man sich an einem Bajonal de Peralta genannten Punkte, wo die Montaña, das bewaldete Gebiet, und mit ihr die Qual abscheulicher Wege anfängt. Der Weg vom Bajonal de Peralta bis nach San José de Uchupiamonos ist so gefährlich, daß alljährlich eine große Zahl von Hornvieh, das aus den Ebenen des Beni nach Apolo heraufgetrieben wird, in die Abgründe stürzt, an deren Rand der Weg sich zeitweise hinschlängelt. Von Cuchiguani zählt man acht Leguas nach dem in einer Höhe von 1870 m gelegenen Mamatona. Zwei Leguas vor letzterem Ort kreuzt man den berüchtigten Sumpfboden des Palmital (in Tacanaſprache Ebidadaua, wegen der Menge von Palmbäumen, die hier wachsen). Zuerst muß eine tüchtige Strecke im Flußbett zurückgelegt werden, was wegen der gewaltigen Felsblöcke, mit welchen es besät ist, besonders für die Tiere beschwerlich ist; dann kommt, während 1½ Leguas, sumpfiger Boden mit einem Untergrund von zahllosen sich kreuzenden Wurzeln, in deren Maschen sich Tiere und Menschen verfangen und beinahe bei jedem Schritt stürzen. Armentia brauchte 1871 zur Zurücklegung dieser etwa drei Leguas langen Strecke acht Stunden.

Mamacona liegt am linken Ufer der Cramoja oder tiefen Flusses, der unterhalb der famosen Flußenge von Bein in den Beni einmündet. Er hat genügend Wasser, um nicht durch eine Furt überschritten werden zu können, sein Lauf ist reißend, das Bett aber voller Felsblöcke, die selbst die Schiffahrt auf Balsas zu einer Unmöglichkeit machen. So groß ist die Zahl der an ihm sich aufhaltenden Tapire, daß es lohnen würde, in den Monaten Juli, August und September Jagd auf sie zu machen und ihr Fleisch zu trocknen. Der Ort ist

[1]) Nach dem „Tagebuch der Reise nach dem Madre de Dios, unternommen von dem Padre Fray Rec. Armentia in den Jahren 1884 bis 1885 in seiner Eigenschaft als Regierungsbeauftragter, um den Madre de Dios und seine Entfernung vom Rio Acre zu erforschen und um einige Missionen unter den Araucanabindianern zu gründen". (La Paz 1889), in spanischer Sprache.) Dieses Tagebuch enthält eine Fülle wichtiger Einzelheiten, welche in Armentias Werke „El Madre de Dios" nicht enthalten sind. Höhenangaben und Ortsbestimmungen rühren von Armentia her.

Digitized by Google

sehr feucht und von allen Seiten von hohen Bergen eingeschlossen. In der Umgebung von Mamacona stößt man auf die Spuren eines alten Inkaweges. Vier Leguas weiter liegt in einer Höhe von 1920 m über dem Meere Macho-Atunari. Nach Überschreitung des Gipfels des Atunari, des gefürchteten Cheval, der eine Stelle ist, wo die dornige Tacua so dicht steht, daß es kaum möglich ist durchzukommen, und wo Kleider sowohl wie die Haut in Fetzen gehen, nach Überwindung des ebenfalls große Schwierigkeiten bietenden Mal Paso (schlimme Passage) von Eslabon, so genannt von den Feuersteinen, die hier in Menge gefunden werden, gelangt man an die Ufer des Eslabon. Vom Gipfel des Eslabon (1800 m) sieht man in nördlicher Richtung ganz deutlich San José de Uchupiamonos und mit solcher Klarheit, daß die Leute, die sich auf der Plaza ergehen, mit bloßem Auge unterschieden werden können, obwohl bis dorthin noch ein Weg von $9^1/_2$ Leguas, zuweilen mit Stufen, die häufig die Höhe von einem Meter erreichen, zurückzulegen ist. Der Übergang über den Fluß liegt in einer Höhe von 1500 m.

Die Zahl der armen Tacanas, die auf diesem schwierigen Wege den Krankheiten, Entbehrungen und der Erschöpfung erlegen sind, ist sehr groß. Belabene Tiere kommen hier nicht durch und selbst von lose gehenden verunglücken viele. Die ganze Ein- und Ausfuhr wird auf dem Rücken von Indianern transportiert, welche für 60 spanische Pfund 3 Thaler von Isiamas und Tumupasa nach Apolo und 6 Thaler für 50 Pfund nach Pelechuco erhalten. Es ist dies die Hauptbeschäftigung der Tacana-Indianer.

Die Tagreise nach San José de Uchupiamonos ist beschwerlich. Zuerst der Mal Paso und der Paß von Japabau (1480 m), dann der Paß von Guarauras (1550 m), dann 23 mal den Uchupiamas zu passieren die erste Furt 880 m über dem Meere), bis man an die Ufer des Tuichi gelangt (650 m), von welchen San José de Uchupiamonos noch $^3/_4$ Leguas entfernt ist. An einer der Furten des Upuchiamas ist eine schreckhaft steile Wand von mehr als 6 Varas (= 5 m) Höhe, über welche sich die Tiere herabstürzen müssen. Es ist sicher, daß man nicht glauben würde, Hornvieh sei imstande, solche Wege zu begehen, wenn man sich nicht selbst durch den Augenschein davon überzeugen könnte. Und dennoch haben mehr als 3000 Stück diesen Weg in einem Jahre passiert, auf welchem auch ungefähr 700 Zentner Chinarinde und 200 Zentner Kakao allfährlich befördert werden.

San José de Uchupiamonos ist auf einem Plateau, 102 m über dem Zusammenfluß des Tuichi mit einem kleinen Bach, gelegen, $14°6'$ f. Br. Der Ort datiert vom Jahr 1844. In bezug auf San José besteht eine sonderbare Legende. Man erzählt, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts habe ein Padre Franziskaner namens Orozcia für die Mission einen Christus (Santo Cristo) aus Holz in Lebensgröße fassen lassen, den seine Indianer von Pelechuco zu bringen hatten. Er war in eine Kiste verpackt und die Indianer hatten schwer an ihm zu schleppen. An einem der auf diesem Weg so häufigen Abgründe stellten die Indianer die unförmliche Last, die sie so schwer drückte und ermüdete, auf den Boden und fingen an, unter sich darüber zu diskutieren, was diese Kiste wohl enthalten könne, um so entsetzlich schwer zu sein. Sie kamen überein, sie zu öffnen, und beim Anblick des Santo Cristo fragten sie sich erstaunt, zu welchem Zweck der Padre diesen „viracocha" (Herr, Fremdling) wohl nach ihrem Dorfe bringen lasse. Es heißt, daß sie ihn mit ihren Messern stachen, und daß den Stichen Blut nachfloß. Die Unterfuchung endigte damit, daß sie den Santo Cristo in den Abgrund warfen. Von diesem Augenblick an fühlten sich die Urheber dieses Frevels von Blutdissenterie ergriffen, an welcher der größte Teil unterwegs starb, und die andern langten bloß in ihrem Dorfe an, um die Ansteckung weiter zu verbreiten. Man nannte diese Krankheit, die beinahe alle Einwohner dahinraffte, die Jüchtigungsseuche.

Die Einwohnerzahl von San José beläuft sich auf etwa 200 Seelen. Die Sprache ist das Cunichua, obwohl die meisten auch das Tacana sprechen. San José besitzt eine im Jahre 1864 errichtete Kirche. Sie ist aus Holz, und die zum Bau verwendeten Stämme kommen von einem Cuchi genannten Baum, besitzen röthliches, wohlriechendes, hartes Holz so dauerhaft ist, daß es selbst unter der Erde der Fäulnis Widerstand leistet. Die 3 m von einander entfernten Balken werden $1^1/_2$ m tief in die Erde eingerammt, die Zwischenräume mit Stein und Lehm ausgefüllt und den so aufgeführten Wänden durch Palmblattstreifen, die der Länge nach auf 20 cm Entfernung angenagelt werden. Festigkeit gegeben. Dann kommt ein Bewurf, der mit Kalk gemischt wird. Das Dach besteht aus einem Gerippe von Bambusstäben, das mit Palmblättern (vom Motacú oder Cuni) überdeckt ist; es dauert 16 bis 20 Jahre. Diese Bauart findet man in allen Missionen; in neuerer Zeit wird sie aber auch, wo guter Lehm vorhanden ist, durch an der Luft getrocknete Lehmziegel (adobes) ersetzt, was viel haltbarer ist. Die Dächer sind immer aus Palmblättern. San José wird viel von Fiebern heimgesucht, worunter hauptsächlich das Wechselfieber, die Terciana, zu verstehen ist. Man pflanzt Zuckerrohr, Kaffee, Mais, Reis, Bohnen, spanischen Pfeffer in verschiedenen Sorten, Bananen, süße Kartoffeln (camoteo), Manioc (Yuca), Orangen, Limonen, Cidras, kurz alle möglichen Tropengewächse. Von hier an wächst der Kakao wild, wird deshalb nicht angepflanzt.

Zwei Leguas von San José de Uchupiamonos ist die Höhe von Jurumu (920 m über dem Meere) zu überschreiten, die ihren Namen von einer Art von Zimmetbaum hat, der Jurumu genannt und dort häufig angetroffen wird. Die Indianer schreiben dessen Rinde Heilkraft zu und bedienen sich derselben hauptsächlich gegen Fieber. $2^1/_2$ Leguas von Jurumu ist der dem Tuichi zufließende Jariaye, an dessen Ufern (630 m über dem Meere) früher Tumupasa stand. $1^1/_2$ Leguas weiter stößt man auf den Limon genannten Bach (710 m), von dem ein $1^1/_2$ Leguas langer steiler Anstieg beginnt, dessen höchster Punkt 1010 m über dem Meere ist. Auf der halben Höhe dieser Steige zieht sich der Weg hart an dem Rande eines Quabubajaiba genannten Abgrundes hin, 820 m über dem Meere. Dieser Weg wird durch Grabereien, natürliche Treppenbildung des Felsens, sehr erleichtert. Auf dem Gipfel selbst entspringt der Rio von Tumupafa, an dessen rechtem Ufer der Weg durch eine enge, langgestreckte Schlucht zu der Ortschaft hinabführt, welche den Augen des Reisenden verborgen bleibt, bis er zu seiner angenehmen Überraschung plötzlich vor ihren ersten Häusern steht. Tumupafa ist 740 m über dem Meere, so daß es die Ebenen, die sich in seinem Norden und Osten wenigstens 400 m tiefer ausbreiten, beherrscht. Der Ortschaft gegenüber, auf eine Entfernung von acht Leguas, fließen die mächtigen Wasser des Beni, dessen Lauf besonders in der Frühe durch den Dunst, der von ihm aufsteigt, deutlich zu erkennen ist. Von Mitternacht bis acht Uhr Morgens ist sein Wasser wärmer, als die ihn umgebende Atmosphäre. Dadurch entwickelt sich anscheinend eine bedeutende Wasserverflüchtigung, welche in der Frühe emporsteigt, sich der Atmosphäre mitteilt als der starke Thau, der in dieser Region beobachtet wird, niederfällt und das Wachstum und Leben der Pflanzen während der fünf bis sechs Monate aufrecht erhält, in welchen bei einer tropischen Hitze, die imstande ist, die tiefsitzen Bäume auszutrocknen, kein Tropfen Regen fällt.

Die geographische Lage von Tumupafa ist $14°8'$ südl. Br. und $70°46'$ westl. L. von Paris. Der Boden ist steinig.

Digitized by Google

Die Einwohnerschaft, deren Umgangssprache das Tacana ist, beläuft sich auf 1200 Seelen und 265 Familien. Tamupasa ist von Apolo 44 Leguas (220 km) entfernt. Um sich einen Begriff von der Marschfähigkeit der dortigen Indianer zu machen, sei erwähnt, daß einer derselben, Mateo Cordero, diese Entfernung laut eingeschriebenem Brief in 22 Stunden zurückgelegt hat. Die Bevölkerung wohnt sehr zerstreut auf ihren Grundstücken. Viele Indianer leben beinahe immer auf ihren Pflanzungen und betreten oft jahrelang die Ortschaft nicht, andre begehen sich bloß zu den hauptsächlichsten Festen dorthin, erhalten demnach keinerlei Unterricht und verbleiben in Unwissenheit.

Dr. H. Schinz' Reisen in Deutsch-Südwestafrika.

Das Deutsche Reich umfaßt eine Fläche von 540 000 Quadratkilometer, unser Schutzgebiet in Südwestafrika wird auf 810 000 Quadratkilometer berechnet, wonach man sich eine Vorstellung von der Ausdehnung desselben machen kann; es reicht im Norden noch über den 18., im Süden über den 26. Breitengrad hinaus. Betrachtet man die Karte, welche (im Maßstab 1 : 2 534 400) Herr Dr. H. Schinz seinem neuen Reisewerke[1]) beigegeben hat, so erkennt man sofort, daß sein wesentlicher Teil des ausgedehnten Schutzgebietes von ihm unbesucht blieb; im Süden gehen die Konten von Angra Pequena bis zum Großen Fischfluß und über diesen hinaus nach Osten; von da nach Norden, mitten durch das ganze Gebiet bis zum Kunene und auf portugiesisches Gebiet mit Parallelreisen und Abstechern nach der Walfischbai; im Osten bis zum Ngamisee und in die Kalahariwüste. Die Reisen erstrecken sich über die Jahre 1884 bis 1887 und Herr Dr. Schinz, ein bewährter Botaniker, auch auf andern Gebieten vortrefflich vorbereitet und zu Hause, darf uns daher als ausgezeichneter Führer in Deutsch-Südwestafrika dienen. Da er gebürtiger Schweizer ist, dem deutscher Kolonialenthusiasmus fern liegt, so dürfen wir auch mit Vertrauen auf sein Urteil in bezug auf koloniale Dinge uns verlassen.

An einen halb vergessenen Mann, an den bei seinen Kolonialbestrebungen gescheiterten Bremer Lüderitz, knüpft die Reise an, denn dieser war es, der Dr. Schinz, zugleich mit einer Expedition, aussandte. „So lange Deutschlands Adler an fernen Gestaden weht, so lange darf auch der Name Lüderitz nicht vergessen werden", sagt uns der Schweizer in dankbarer Erinnerung an denjenigen, welcher mit Anstoß zur Erstehung unsrer Kolonialreiche gegeben hat.

Keineswegs ist Deutsch-Südwestafrika das aussichtslose Gebiet, als welches die Gegner der Kolonialentwicklung es uns hinstellen wollen. Ackerbauansiedlungen werden in Groß-Namaland (im Süden) und im mittleren Hererolande nur dann auf Erfolg rechnen können, wenn es gelingt, den Bauern einen sichern Markt für ihre Erzeugnisse zu schaffen. Jetzt fehlt dieser noch und er kann erst dann ins Leben gerufen werden, wenn der Abbau der Erzlagerstätten begonnen hat. Dann stellt sich das Bedürfnis nach Feldfrüchten von selbst ein und im Verein damit auch ein Kern von ackerbauenden Ansiedlern. Das ganze nördliche Hereroland, Upingtonia und jene muermeßlichen Landstriche östlich von Grootfontein bis gegen den Ngamisee hin sind nicht schlechter als die heißen Striche des Transvaal, unendlich viel besser als das nördliche und nordwestliche Kapland. Wässer ist allerdings nicht überall vorhanden, in den gebirgigen Gegenden aber sah Schinz reiche Quellen mit meterbreitem Lauf in der trocknen Jahreszeit. Unerschöpflich sind die Wassermassen in der Regenzeit und es kommt nur darauf an, dieselben entsprechend zu sammeln. Bohrungen und Pumpwerke werden auch genügend Wasser liefern. Das Küstengebiet ist von der Ansiedlung ausgeschlossen; auch Groß-Namaland kann, wie oben schon erwähnt, auf Einwanderung von Ackerbauern keinen Anspruch erheben; geringer Regenfall und spärliche Quellen bedingen dieses.

Abgesehen vom Bergbau läßt sich aber in der Zucht von Schafen und Angoraziegen in Namaland eine Quelle des Reichtums schaffen. Es ist hierzu gerade so gut geeignet wie die Karru südlich vom Oranjefluß, wo die Zahl der von den Farmern gezüchteten Merinoschafe auf 5 Millionen geschätzt wird. Die Wollausfuhr der Kapkolonie, die im Jahre 1830 bloß 3300 Pfd. Sterl. betrug, ist fortwährend im Steigen begriffen und ist schon heute als eine der sichersten und reichsten Einnahmequellen dieses Landes zu bezeichnen. Im Jahre 1885 erreichte dieselbe nach der amtlichen Statistik bereits den Wert von 284½ Millionen Mark. Eine solche Summe kann auch in Deutsch-Südwestafrika verdient werden, denn klimatisch und in bezug auf den Pflanzenwuchs stimmt Groß-Namaland mit der Karru überraschend überein. „Was dem Kapfarmer aber in der Karru möglich ist, das sollte doch in Groß-Namaland mit demselben Nutzen erzielt werden können. Daher frisch angefaßt!" ruft Dr. Schinz aus. Auch die Ausplanzung von Faserstoffen empfiehlt sich, weniger die Straußenzucht. Daß dagegen die Viehzucht zu großer Blüte gelangen kann, bedarf gar keines Beweises. Dafür genügt es, darauf zu verweisen, das die Herero einen jener afrikanischen Völker sind, bei denen das Rind, in gewaltigen Herden gezogen, vollständige Lebensbedingung des ganzen Stammes geworden ist. In einer Beziehung ist das südwestafrikanische Schutzgebiet und namentlich Hereroland viel günstiger als die andern deutschen Kolonieen bedacht, indem dort nämlich nichts weniger als Mangel an Arbeitskraft ist. „Ich habe", schreibt Dr. Schinz, „den Bergdamara, der das gerade Gegenteil des hochmütigen und arbeitsscheuen Herero ist, stets als zuverlässigen, ausdauernden und beschiedenen Arbeiter kennen gelernt, der ohne viel Mühe zu jeder Beschäftigung angelernt werden kann. Für jedes Unternehmen, groß oder klein, wird es sich daher empfehlen, stets in erster Beziehung Bergdamara heranzuziehen; durch freundliche Behandlung läßt er sich, wie die Erfahrung zeigt, leicht gewinnen und erweist sich dann als williger und mit dem geringsten Lohn zufriedener Knecht".

Solche Aussichten, wie sie hier nüchtern, an der Hand der Thatsachen, geschildert sind, dreißigfrige Landoekonomie von einem Schweizer entwickelt worden, sind allerdings nicht „glänzend", aber doch tröstlich, genügend und die Behauptungen der Gegner entkräftend, Behauptungen, die aus Parteileidenschaft, aber nicht aus Sachkenntnis entspringen.

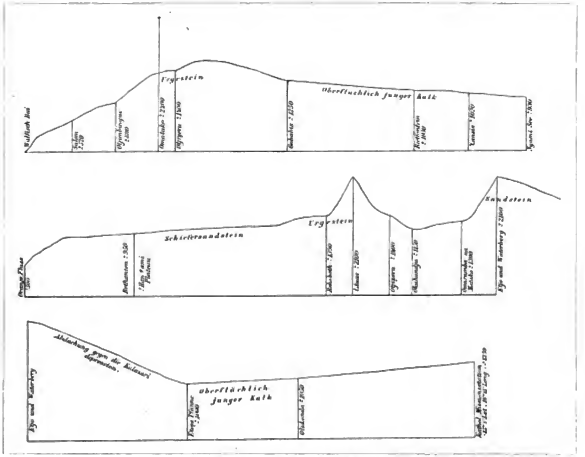
Ein derartiges sicheres Urteil verwochte Dr. Schinz aber nur abzugeben, weil er die natürlichen Verhältnisse des Schutzgebietes in wissenschaftlicher Weise erforscht hatte. Geologie,

[1]) Deutsch-Südwestafrika. Forschungsreisen durch die deutschen Schutzgebiete Groß-Nama- und Hereroland, nach dem Kunene, dem Ngamisee und der Kala Kari. Mit einer Karte, 18 Vollbildern und vielen Textillustrationen in Holzschnitt. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Klimatologie, Hydrographie, Fauna und Flora sind uns jetzt so eingehend bekannt, daß wir auf Grundlage des Bekannten sichere Schlüsse ziehen dürfen.

Das Schutzgebiet bildet eine von der Küste aus erst sanft, später rasch und steil aufsteigende Linie, die sich, nachdem sie die höchste Plateauerhebung erreicht hat, mit schwacher Neigung nach Osten senkt. So einheitlich nun aber auch die allgemeine Gestaltung, die Rohform Südwestafrikas, die in der hier dargestellten Profillinie zum Ausdruck kommt, erscheint, so verwickelt ist doch der feinere Bau desselben. Das Bild der orographischen Verhältnisse zeigen drei Formationen: 1) die Gneis- und Granitmassive, 2) die Sandsteinplateaus und 3) die Depression der Kalahari. Der westliche Abfall, entsprechend den Gneis- und Granitmassiven, ist vom Oranjefluß bis zum Kunene ein zusammenhängendes Gebirgsland; unmittelbar nördlich der Kapkolonie beschränkt sich diese Zone auf eine Breite von wenig mehr als 100 km; breitet sich aber nach Norden hin mehr und mehr aus. Gneis und Granit sind schon aus großer Entfernung an ihren charakteristischen Bergumrissen erkennbar. Nahe der Küste verschwinden die Hügelzüge unter der beweglichen Decke des Flugsandes, dort herrscht die Region wandernder Dünen, die, aus lockerm Sand aufgebaut, bis 30 m Höhe erreichen. Das ist der „große Saub", durch den sich, bei stets wechselnden Wegen die Wagen von der Küste nach dem Innern durcharbeiten müssen. Gneis überwiegt den Granit;



Quer- und Längenprofil durch Deutsch Südwestafrika.

ersterer bildet die sogenannte Kopjes, ein wüstes, zerklüftetes Hauwerk von Blöcken. Der Granit dagegen zeichnet sich durch seine schalige Plattenabsonderung aus und tritt in Form mächtiger Schollen auf. Gneis und Granit führen vielfach edle Erze, Graphit, Kupfer, Gold — bisher jedoch nicht in abbauwürdiger Menge. Zu ganz besonderer Entfaltung kommt die Gneis- und Granitformation im Hererolande, wo in den beiden Omatako-Pyramiden (2250 m), die sich als vereinzelte Kegel 1100 m über die Ebene erheben, die höchste Erhebung liegt.

Ostwärts lehnt sich an diese Urgesteine die Formation der Tafelberge an, die in Groß-Namaland zur größern Geltung gelangt und, von hier aus nach Norden zu sich mehr und mehr verschmälernd, im Hererolande nur inselartig vorkommt. Ihr Charakter wird durch die Tafelberge (umstehende Abbild.) bestimmt, durch Erosion herausmodellierte Gerippe eines großen, ehemals zusammenhängenden Hochplateaus sedimentären Ursprungs. Alle diese Berge scheinen gleichsam der Thalsohle künstlich aufgesetzt zu sein. Ihre Zusammensetzung ist keineswegs einheitlich, wie es nach der Form scheinen möchte, denn ein Teil besteht aus quarzitischen Sandsteinen (z. B. auf dem Huibvplateau), ein andrer aus Schiefersandstein; als Decke des Sandstein findet sich dolomitischer Kalk.

Die Kalaharidepression im Nordosten bildet endlich die dritte Formation des Schutzgebietes. Es ist dieses das trocken gelegte und mit Sand überdeckte Becken eines Systems ehemals ausgedehnter Binnenseen, als deren Überreste wir den Ngamisee und die zahlreichen, der gänzlichen Austrocknung nicht mehr fern stehenden Salzpfannen zu betrachten

Digitized by Google

haben. Hauptgeſtein dieſer Formation iſt ein junger, weißer Kalkſtein.

Was das Klima betrifft, ſo beſitzt die Küſtenlandſchaft abweichende Verhältniſſe vom Hinterland. Das ſüdweſtafrikaniſche Küſtenklima zeigt eine verhältnismäßig niedrige Temperatur, zahlreiche nächtliche Nebel und geringe Regenmenge. Die Jahrestemperatur von Walfiſchbai (unter 24° ſ. Br.) iſt nur 17°. Der heißeſte Monat iſt dort der Februar (20,3°) der kälteſte der Auguſt (14,3°). Höchſte Temperatur im Mai 35°, niedrigſte im Auguſt + 3°. Unter Null ſinkt das Thermometer nicht. Nur 21 Regentage! im ganzen Jahr ergaben die geringe Regenmenge von 44 mm, was für die Vegetation natürlich ohne Belang iſt. Die Kühle des Küſtenſtriches und die ganzen klimatiſchen Verhältniſſe deſſelben werden durch die kalte Strömung und kalten Südweſtwinde bedingt. Breite dieſer Zone 50 bis 70 km.

Ganz anders iſt das Klima des Hinterlandes, das ſehr extreme Temperaturen zeigt. Man unterſcheidet eine heiße, durch Zenithalregen ausgezeichnete Periode, Oktober bis April, und eine kalte Trockenzeit, Mai bis September. In letzterer ſinkt das Thermometer nachts bis auf — 7°. Während derſelben Zeit aber giebt es nicht ſelten Mittagstemperaturen von + 40°, ſomit Unterſchiede von 33°. Der Sonnenbrand erreicht zur Winterzeit bei Tag für Tag wolkenloſem Himmel eine gewaltige Größe und bewirkt Bodenerwärmung bis zu 60°. Es iſt leicht verſtändlich, daß bei der nachfolgenden ſtarken Nachtkühle dann die Felſen mit lautem Geknatter, wie von Gewehrſalven, ſpringen, wofür die Hereros einen beſondern Ausdruck haben.

Deutſch-Südweſtafrika. Tafelberge (Weſtabfall der Huibbochebene).

Deutſch-Südweſtafrika. Weſtabfall des Tſchirubgebirges in Groß-Namaland.
Übergang der Euphorbienzone zur Binnenlandvegetation. Im Hintergrunde die Sandregion. Vorn Aloe dichotoma.

Der Regen, der im Hererolande vorwiegend in die Monate Dezember bis Februar fällt, wird gewöhnlich von nordöſtlichen Winden begleitet. Der Charakter des Regens iſt meiſt jener der Gewitterregen; in Hererolland iſt die Niederſchlagsmenge größer als im Namalande. In beiden aber kommt es vor, das gewiſſe, keineswegs kleine Landſtriche bis zu einem Jahrzehnt vollſtändig jeden Regens entbehren müſſen! Hagel und Reif ſind in Groß-Namaland, wo alljährlich vom Mai bis Juli die Bäche öfter zufrieren, keine unbekannte Erſcheinung. Ob Schnee fällt, iſt noch nicht ſicher feſtgeſtellt.

Bezüglich der hydrographiſchen Verhältniſſe ſind der ſüd-

Digitized by Google

liche Grenzstrom (Oranje) und der nördliche (Kunene) nicht schiffbar. Auch der Okawango im Nordosten nicht; er ist ein sich zersplitternder Sumpfstrom, der in den Ngamisee (besser Nchabi), schon im britischen Gebiet mündet. Charakteristisch für das Gebiet sind die Omuramba, lehmige Flußbetten, die nur zur Regenzeit knietiefes Wasser führen, schnell kommen und ebenso schnell verschwinden; nicht in ihrer ganzen Länge haben sie dann, einen oder zwei Tage lang, Wasser, sondern nur an einer bestimmten Stelle, so lange oberhalb derselben die Gewitter dauern. Sind die Omuramba, deren Zahl sehr groß, nur klein, dann benennt sie der Afrikaner mit dem holländischen Ausdruck Vley. Wirkliche Quellen sind im Süden sehr selten, häufiger im Norden. Dagegen ist das Grundwasser durch einen sehr großen Teil des Gebietes verbreitet und auf ihm, das künstlich zu Tage gefördert werden kann, beruht auch zum großen Teil die wirtschaftliche Zukunft des Landes.

Dem Klima entsprechend, zerfällt auch die Pflanzenwelt des Gebietes in eine Küstenzone und eine Hinterlandzone. Aber selbst die traurige Küstenlandschaft mit ihrem Sonnenbrand, dem Flugland, dem fehlenden Grundwasser zeigt noch Pflanzenwuchs und stämmige Pelargonien, harzige Sarcocaulon, Salzbüsche, Giftsträucher, namentlich Asklepiadeen, alles Pflanzen, deren anatomischer Bau Wasseransammlung zuläßt und damit sie zum Dasein in der Wüste befähigt. Einjährige Pflanzen fehlen dort ganz, dagegen treiben die vorhandenen das ganze Jahr hindurch Blüten, beides durch klimatische Verhältnisse verursacht. Jenseit der Dünenzonen, wo das Grundwasser beginnt, bildet der Melkbosch (Milchbusch, Euphorbia) den Übergang von der Küstenvegetation zu jener des Binnenlandes. „Gleich Heuschobern auf einer großen Wiese, stehen diese dunkelgrauen, 1', bis 2½ m hohen Büsche auf der weißen, sandigen Fläche zerstreut. Die einzelnen Hauptäste eines solch runddichten, einem gewaltigen, verkehrt in den Boden gesteckten Besen nicht unähnlichen Busches, entspringen einem kurzen Stammstück und bilden in ihrer Gesamtheit eine dicht gedrängte, oben abgeflachte Buschmasse". Es beginnt in den Ebenen der dem Fußwanderer lästige Busch mit kleinen, sperrigen, oft scharf bewehrten Sträuchern, endlich an der Grenze der Euphorbienzone tritt der erste, eigenartige Baum auf, die Aloe dichotoma (vergl. Abbildung). Akazien gesellen sich dazu, und ausgedehnte Grasfluren, die im Frühjahr mit entzückenden Blumen bedeckt sind, schieben sich dazwischen, freilich um bald wieder unter dem Einflusse glühender Sonnenstrahlen zu verschwinden. Namentlich der biologische Teil der Vegetationsschilderungen von Schinz ist ein Meisterstück des Werkes; doch können wir hier auf die Pflanzenverbreitung nicht weiter eingehen und erwähnen nur, daß die Südgrenze der Palmen (Hyphaene) im Schutzgebiet bei 19° 40' liegt, etwas nördlicher davon die Südgrenze des Baobab.

Die Tierwelt bildet auch in unserm Schutzgebiete nur noch „einen trüben Abglanz des früheren fabelhaften Tierreichtums". Nashorn, Büffel, Flußpferd sind der Büchse gewichen, selten ist der Elefant im Nordosten. Auch den Löwen, Leoparden ist es so ergangen.

Hererofrauen in Festtracht. Nach einer Photographie.

Zum Schlusse nur noch wenige Worte über die Menschen. Auch auf ethnographischem Gebiet bewährt sich die Tüchtigkeit und Sachkenntnis des Verfassers. Seine eignen erworbenen Kenntnisse verknüpft er mit den reichen Erfahrungen früherer Forscher und derjenigen der rheinischen Missionare, deren Thätigkeit in jeder Beziehung, und auf wissenschaftlichem Gebiet ganz besonders, er uneingeschränkt lobend erwähnt. Im Süden die Nama und Buschleute, im Norden die zu den Bantunegern gehörigen Herero, so scheidet sich die Bevölkerung des Schutzgebietes in zwei feindliche Rassen. Im Süden hat sich von weißen Vätern und Hottentottenfrauen stammend, das mehr und mehr an Bedeutung gewinnende, nach Schinz zukunftsreiche Volk der Bastards herausgebildet, „ausgestattet mit einer großartigen Fruchtbarkeit und einer daraus hervorgehenden Expansivkraft". Es wird demnächst das Volk, von dem es mütterlicherseits abstammt, beherrschen und eine Stütze der deutschen Regierung werden. Hang zur Seßhaftigkeit gepaart mit hottentottischem Unterstreifen, und Ackerbau und Jagd, beide sind beim Bastard vertreten. Das Haar hält in der Länge die Mitte zwischen dem beider Eltern mit Neigung zur Wollbildung, so auch die wechselnde Haarfarbe. Kennzeichnend für den Bastard sind runde Rosenlöcher und zierliche, kleine Hände, beides Erbstücke mütterlicherseits.

Die viehzüchtenden Ovaherero (sing. Omuherero), die der deutschen Schutzherrschaft widerstreben, was seit dem

Digitized by Google

kürzlich erfolgten Tode ihres Herrschers Kamahrero sich ändern dürfte, sind häufig und eingehend von den rheinischen Missionaren u. a. geschildert worden und es finden diese Schilderungen in dem von Schinz Mitgetheilten Bestätigung und Ergänzung. Eingehend schildert er die eigenthümliche Festtracht der Frauen, die in der Abbildung wiedergegeben ist. Grundlage ist ein Leibchen (omutombe), das aus 30 bis 50 seitlich verbundenen Ketten besteht, die aus aufgereihten Schnüren von Straußeneiern gebildet werden. Sie sind mühsam herzustellen und haben daher den Werth von ein bis zwei Ochsen. Mit dem vorschreitenden Aussterben des Straußes verschwindet diese alte Tracht. Außer der handbreiten Schamschürze ist der Unterkörper noch in gegerbtes, breites Fell gehüllt, das beim Gehen hochgeschürzt wird. Über dem Rücken hängt ein größer, bis auf den Boden reichender, schmiegsamer Mantel aus einem Ochsenfell, dessen Außenseite vom Kopf an mit Schnüren von Eisperlen geschmückt ist. Die Kopfbedeckung wird durch eine Lederhaube mit drei Zipfeln gebildet, die mit feiner Stickerei versehen wird. Das Ganze gleicht einem mittelalterlichen Helm und wird nur von verheiratheten Frauen getragen.

Daniel Garrison Brinton.

Mit dessen Bildnis.

Vor reichlich 30 Jahren, als die amerikanische Archäologie noch in den Windeln lag, erschien zu Philadelphia ein Büchlein von 200 Seiten in Duodezformat, betitelt: „Bemerkungen über die Halbinsel Florida“. In seiner Vorrede bemerkt der Verfasser desselben: „Das vorliegende kleine Werk ist das teilweise Ergebnis müßiger Stunden, die ich auf das Studium der Geschichte der Halbinsel Floridas verwandte.“ Ein „kleines“ Buch war es allerdings nur, aber zu gleicher Zeit doch ein Werk von so hervorragender Bedeutung, daß es noch heute den besten Überblick über die Archäologie dieser wunderbaren Halbinsel bietet. Der Verfasser dieses Büchleins, der beim Erscheinen desselben erst 22 Jahre alt war, ist heute eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der indianischen Linguistik und Archäologie: Daniel Garrison Brinton.

Dr. Brinton wurde geboren am 13. Mai 1837 zu Thornbury, Chester County, Pennsylvania, er stammt aus altenglischer Quäkerfamilie.

Das Interesse, mit dem Brintan sich sein Leben lang dem Studium der amerikanischen Indianer gewidmet hat, mag zu nicht geringem Teile dem Umstande zuzuschreiben sein, daß auf seiner väterlichen Farm sich die Reste eines alten Delawarenlagers befanden. Manchen Tag verbrachte der Knabe damit, an diesem und ähnlichen Plätzen die zerbrochenen Pfeilspitzen, die Steinäxte und Tapfscherben zu sammeln, welche an jene geheimnisvolle, ältere Rasse erinnerten. Das Studium von Mac Clintocks Antiquarian Researches, einem heute fast vergessenen Buche, befestigte und erweiterte dein Interessen. Das Werk jedoch, dem er vor allen andern einen bildenden Einfluß auf seine jugendlichen Neigungen zuschreibt, war Humboldts Kosmos, dessen englische Übersetzung im Alter von 15 bis 16 Jahren seine Lieblingslektüre bildete.

Er absolvierte Dale College im Jahre 1858 und studierte dann Medizin in Philadelphia, wo er 1860 zum Doktor der Medizin promovierte. Nach einem Jahre, das er größtenteils in Paris und Heidelberg zubrachte, riefen ihn die Kriegsereignisse ins Vaterland zurück, und er trat als Wundarzt in die Reihen der Freiwilligen ein. Nachdem er im Felde eine zeitlang als Generalarzt des 6ten Armeekorps gedient hatte, wurde er als Inspektor der Hospitäler nach Illinois gesandt, wo er bis zum Ende des Krieges verblieb. 1867 wurde ihm die Stelle als Redakteur des Medical and Surgical Reporter angeboten, der in jener Zeit die einzige medizinische Wochenschrift zu Philadelphia war. Diesen Posten hat er ununterbrochen bis 1887 versehen.

Im Jahre 1884 wurde er zum Professor der Ethnologie an der Academy of Natural Sciences zu Philadelphia ernannt und 1886 zum Professor der amerikanischen Linguistik und Archäologie an der University of Pennsylvania. An beiden genannten Anstalten hält er jeden Winter eine Reihe von Vorlesungen, die sich der allergrößten Beliebtheit erfreuen, wie die zahlreiche Zuhörerschaft beweist.

Brinton begann seine wissenschaftliche Thätigkeit, wie gesagt, 1859 mit seiner Abhandlung über die Insel Florida, ihre Geschichte, Indianerstämme und Altertümer. Sein nächstes bedeutenderes Werk waren „The Myths of the New World“, eine Arbeit über den Glauben und die Mythologie der roten Rasse Amerikas (New York 1868, 2. Aufl. 1876). Weitere Bücher sind seiner Feder sind: „The Religious Sentiment, its Source and Aim“, ein Beitrag zur Religionswissenschaft (New York 1876); „American Hero Myths: a study in the native religions of the Western Continent“ (Philadelphia 1882); „Essays of an Americanist“ (Philadelphia 1890); „Races and Peoples“; „Lectures on the Science of Ethnography“ (New York 1890). Sein neuestes Werk ist betitelt: „The American Race“, welches eine sprachliche Klassifizierung und ethnographische Be-

Digitized by Google

schreibung der eingeborenen Stämme von Nord- und Südamerika liefert.

Von den ethnologischen Abhandlungen Brintons sind die hervorragendsten: „Die Nationalität der Chaste Muskokistämme", „Bemerkungen über den Kodex Troano", „Die Längenmaße der halb zivilisierten Nationen von Mexiko und Zentralamerika", „Über die Kinealandianer von Guatemala" und „Die Bücher von Chilan Balam". Dazu die speziell archäologischen Schriften, wie: „On the Probable Nationality of the Mound-builders", worin der Verfasser die Theorie verficht, daß jene Erbauer der rätselhaften Grabhügel im Ohiothale demselben Stamme, wie die Choctaws, angehörten und wahrscheinlich deren Vorfahren waren; „On the Cuspidiform Petroglyphs, or Bird track Sculpture of Ohio"; und endlich seine Arbeit über die prähistorische Chronologie von Amerika.

Auch mit Folklore hat sich Brinton beschäftigt. „Die Reise der Seele", eine vergleichende Studie über die Mythologie der Natchez, Mexikaner und Ägypter; sowie sein „Folklore von Yukatan" sind die Früchte dieser Studien.

Diese stattliche Reihe von Schriften, auf welche jeder Gelehrte stolz sein könnte, wenn sie das Resultat eines ganzen Menschenlebens wäre, stellt doch noch längst nicht Brintons gesamte wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit dar. Er ist ferner Herausgeber und Redakteur der „Bibliothek für die eingeborene amerikanische Litteratur". Von den acht Bänden, die bisher in derselben erschienen sind, hat er selbst die folgenden sechs verfaßt: The Chronicles of the Mayas, The Comedy-Ballet of Güegüence, The Lenápe and their Legends, The Annals of the Cakchiquels, Ancient Nahuatl Poetry und The Rig Veda Americanus.

Alle diese Werke sind von unzweifelhaftem Wert. Trotzdem haben sie von verschiedenen Seiten die heftigsten kritischen Angriffe erfahren. Bei der rücksichtslosen Art und Weise, in der Brinton schreibt, kann man sich darüber nicht wundern; der Geschicklichkeit, mit welcher seine Schriften verfaßt sind, thut diese Opposition keinen Abbruch; sie zeugt vielmehr gerade von der großen Bedeutung derselben für die Förderung und Klärung der Wissenschaft.

Auf dem Gebiete der Linguistik hat Brinton in den letzten beiden Jahrzehnten erschienen lassen: Eine neue Ausgabe von Neo. Gyrus Byingtous Grammatik der Choctawsprache; Beiträge zu einer Grammatik der Muskokisprache; das alte phonetische Alphabet von Yukatan (Landas sogenanntes Mayoalphabet); die Arawakisprache von Guayana, worin der Verfasser nachweist, daß die Nationen, welche zur Zeit der Entdeckung die Bahama- und Antilleninseln bewohnten, der Arawakfamilie angehörten; diese Abhandlung enthält auch eine Analyse der Sprache der Natchez auf Haiti, welche nach der Ansicht des Verfassers nur ein Dialekt der Ebata-Maskoki-Familie; ferner: die Namen der Götter, eine exegetische Studie über das Popol Vuh, das nationale Buch der Quichés von Guatemala; eine Grammatik der Cakchiquelsprache von Guatemala; amerikanische Sprachen, und warum wir sie studieren sollten; die wissenschaftliche Grammatik der amerikanischen Sprachen nach Wilhelm von Humboldt, nebst der Übersetzung eines unveröffentlichten Aufsatzes desselben über das amerikanische Verbum; Bemerkungen über das Manque, einem ausgestorbenen Dialekt, der früher in Nicaragua gesprochen wurde; Taensa-Grammatik und Wörterbuch; Studie über die Nahuatlsprache; die phonetischen Elemente in dem graphischen System der Maxas und Mexikaner; der Begriff der Liebe in einigen amerikanischen Sprachen; über die onomatische Methode der phonetischen Schreibweise; und endlich 1889 ein Lenápe-Englisches Wörterbuch, das er in Verbindung mit Neo. Albert Seqackinh Anthony herausgab auf Grund eines Manuskriptes aus dem letzten Jahrhundert, welches in der Herrnhuterkirche zu Bethlehem, Pennsylvania, aufbewahrt wird.

Auf dem Gebiete der allgemeinen Sprachwissenschaft hat er verschiedene Aufsätze über die Möglichkeit einer internationalen Gelehrtensprache in den Verhandlungen der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft veröffentlicht. Die Hauptgedanken derselben wurden zusammengefaßt in einer Broschüre über „die Ziele und Grundsätze einer Weltsprache", welche 1889 erschien.

Dr. Brintons wissenschaftliche Thätigkeit umfaßt ein so weites Gebiet, daß es schwierig ist, ihm auf allen seinen Streifzügen zu folgen. Aber wenn wir uns dem allgemeinen Urteil der ethnologischen, archäologischen und linguistischen Kritik anschließen dürfen, so hat er keinen Gegenstand berührt, ohne neues Licht auf denselben zu werfen. Und jung an Jahren, steht er heute noch da im Vollbesitz seiner geistigen und körperlichen Kraft und bereitet sich vor auf eine Reihe weiterer Arbeiten. Die amerikanische Wissenschaft und Litteratur darf stolz sein auf solch einen Mann. (Charles Abbott in Popular Science Monthly.)

Neue Forschungen über Korea.

Von Dr. W. Kobelt.

Woodville Rockhill. — Staatseinnahmen. — Rechtspflege. — Tibetanische Einflüsse. — Dr. Koikes Forschungen. — Fusan. — Unempfindlichkeit für abendländische Eindrücke. — Volksmedizin. — Ausgezeichnete Standesgruppen. — Bettelei. — Häuser. — Sämerei über ethnographische Gegenstände aus Korea. — Koreanische Totemurnen. — Das Klima.

Die Halbinsel Korea, der Teil Asiens, welcher es trotz seiner Lage am Meer verstanden hat, sich der europäischen Zivilisation am längsten zu verschließen, gehört noch zu den verhältnismäßig am wenigsten bekannten Teilen des Kontinents, und jeder Beitrag zu seiner genaueren Kenntnis muß darum mit Freuden begrüßt werden. Die letzten Monate haben einige recht schätzenswerte Arbeiten gebracht; Amerikaner, Deutsche und Japaner sind um die Wette bemüht, die Litteratur über Korea zu bereichern.

Aus Amerika erhalten wir eine Arbeit von W. Woodville Rockhill[1]), welcher das Material dazu während eines viermonatlichen Aufenthalts als amerikanischer Resident in Sönl teils aus dem Munde von Koreanern und Chinesen, teils aus der einheimischen Litteratur gesammelt hat. Er ist überrascht von der Ähnlichkeit des koreanischen Lebens mit dem chinesischen, aber nicht mit dem des China von heute, sondern mit dem des Landes der Tang und Ming, des China vor tausend Jahren. Damals hat Korea sich dem Einfluß des hochzivilisierten Nachbarreiches willig hingegeben, sich aber nachher nun so hartnäckiger gegen jede fremde Einwirkung abgeschlossen. — Die Staatseinnahmen werden, wie in China, hauptsächlich in Naturen erhoben. Die wichtigste Abgabe ist eine Art Grundsteuer, die vom bebauten Land erhoben und alljährlich dem Stand der Ernte entsprechend festgesetzt wird, sie besteht natürlich der Hauptsache

[1]) Notes on some of the Laws, Customs and Superstitions of Korea. In the American Anthropologist, Vol. IV, p. 177 (April 1891).

Digitized by Google

nach in Reis, welcher in den Provinzialhauptstädten in Magazinen angesammelt wird. Außerdem leistet noch jede Provinz einen bestimmten Tribut entweder in Natura (Pferde, Reis, Hanfgewebe, Papier, getrocknete Fische, Ginsengwurzeln) oder deren Wert in Kupfergeld. Handwerker, Händler und dergleichen zahlen ihre Abgabe in Hanfgewebe oder in Papier. Fischer in getrockneten Fischen. Geld außer den kupfernen Scheidemünzen kommt in den koreanischen Gesetzen heute noch nicht vor. Trotzdem existieren jetzt zahlreiche Banken und Geldwechsler, die unter behördlicher Aufsicht stehen und eine Abgabe zahlen. — Eine wichtige Einnahme liefert der Regierung das Monopol des Verkaufs der Ginsengwurzel, welche nur in der Provinz Kuan-ting gezogen werden darf; der Ertrag des Monopols wird auf 250000 Dollars jährlich geschätzt.

Die Rechtspflege ist ziemlich gut organisiert; es bestehen Provinzialrichter, ein höherer Gerichtshof und als höchste Instanz der König. Wer den letztern anrufen will, setzt sich mit einer Bittschrift in der Hand an das Thor des Palastes auf eine Matte, oder er stellt sich an eine Straßenstelle, die der König zu passieren hat, und klopft, wenn derselbe mit dem Hofstaat vorüberzieht, an ein leeres, metallenes Reisgefäß, in beiden Fällen kommt alsbald ein Beamter und nimmt die Bittschrift in Empfang. Die Strafen sind Hinrichtung durch Enthauptung, Prügel in verschiedenen Abstufungen und Verbannung auf verschiedene Zeit und verschiedene Entfernung von der Hauptstadt; indes können viele Strafen abgekauft werden und besteht dafür ein förmlicher Tarif: für 100 Stockhiebe sieben Unzen Silber oder zwei Stück Hanftuch, und so fort. Vertretung vor Gericht ist nicht gestattet, Anwälte giebt es nicht. Das Recht innerhalb der Familie entspricht ganz dem chinesischen, der Vater hat unbedingtes Recht über das Leben seiner Kinder, er kann sie auch als Sklaven verkaufen. Der Herr kann aber seinen Sklaven nicht töten ohne vorhergehenden gerichtlichen Prozeß. Kinder, die eine Sklavin von ihrem Herrn bekommt, gehören diesem, aber die Söhne werden, sobald sie großjährig sind, frei (d. h. sie sind wohl gerade so gestellt, wie legitime Kinder auch).

Die Regierung thut gegenwärtig viel für die Entwickelung der Hilfsquellen des Landes, das allerdings von der Natur nicht sonderlich glänzend ausgestattet ist. Sie befördert nicht nur die Anpflanzung von Obst- und Lackbäumen, sondern auch die Bischerschwadung der arg verwüsteten Küstenberge und hat zu diesem Zweck ausgedehnte Baumschulen angelegt. Alle Arbeiten werden in Frohne ausgeführt; die männliche Koreaner hat vom Beginn der Majorität bis zum 60. Jahre eine bestimmte Anzahl von Tagen jährlich zu frohnen; die Zahl wird nach dem Grundbesitz bemessen und beträgt sechs Tage für je 8 Acres.

W. Rockhill hat es sich sehr angelegen sein lassen, seine einheimischen Gewährsmänner über den Ursprung einiger auffallender Gebräuche auszufragen; was ihm über die Einführung der eigentümlichen Hutform, der weißen Oberkleidung und dergleichen mitgeteilt wurde, trägt vielfach den Stempel der modernen Erfindung, wöhrend andre Notizen für den Folkloristen hochinteressant sind. Bemerkenswert sind auch seine Angaben über die Spuren tibetanischen Einflusses; die Gebräuche der Buddhisten in Korea weichen in vieler Hinsicht von denen der Chinesen und Japanesen ab und ähneln denen der Tibetaner; auch manche Feste sind wohl in Tibet, aber nicht in den andern buddhistischen Ländern bekannt.

Einen sehr wichtigen Beitrag zur Kenntnis von Korea liefert der japanische Arzt Dr. Koike[1]), der als Vorsteher des von der japanischen Regierung für ihre Unterthanen in Fusan errichteten Krankenhauses zwei Jahre lang in Korea stationiert war. Völlig europäisch gebildet, sieht der geborene Japaner die Koreaner doch mit ganz andern Augen und mit einem ganz andern Verständnis an, als der Europäer, der ihnen so unendlich viel ferner steht und dem selbst schon die religiösen Vorstellungen der Japaner kaum faßbar sind. Dr. Koike hatte außerdem als Arzt die allerbeste Gelegenheit, den vornehmen Koreanern näher zu treten, und ein ganz besonderer Vorteil für seine Arbeit war, daß seine Frau, obwohl Japanerin, mit vollem Verständnis daran teilnahm und ihm den genauesten Aufschluß über vieles verschaffen konnte, was die koreanischen Damen einem Manne nie enthüllt haben würden. Auch hatte er in dem Ortsvorsteher des 30 koreanische Meilen von Fusan entfernten Fleckens Torai, Kin Jenkin, einen Hauptvertreter der koreanischen Fortschrittspartei, einen ebenso zuverlässigen wie sachverständigen Gewährsmann für alle Korea betreffenden Fragen.

Die Umgebung der Hafenstadt Fusan ist öde und unfruchtbar, die Berge kahl, auf den Kämmen mit Krummholz (Pinus parviflora) bedeckt, nur nach Norden hin wachsen wertvollere Nadelhölzer (Cryptomeria japonica, Chamaecyparis obtusa). Das Klima ist sehr gesund, obschon die häufigen jähen Temperaturschwankungen leicht Katarrh hervorrufen; die angesiedelten Japaner gedeihen sehr gut. Dr. Koike hat die Bekanntschaft der Koreaner schon gemacht, als die große Gesandtschaft des Königs in die japanische Residenz einzog. Sie haben ihm und andern Japanern damals sehr imponiert durch den „echt chinesischen Ernst, womit sie, jeder kleinlichen Neugierde bar, gegenüber den Anblick all dieser Herrlichkeiten ihre Fassung bewahrten. Nil admirari schien der Wahlspruch der Koreaner zu sein. Alle neueren, auch der technischen Anwanwendung der Naturkräfte beruhenden Einrichtungen, wie Telegraphen und Eisenbahnen, Maschinenwerkstätten und Fabriken, vermochten auch nicht den allergeringsten Eindruck auf sie zu machen." Mit großen Erwartungen ging er deshalb in das Land dieser Philosophen, aber schon eine kurze genauere Bekanntschaft genügte, um ihn gründlich zu enttäuschen. „Die nähere Bekanntschaft mit dem Volk läßt bei mir keinen Zweifel darüber ankommen, daß lediglich Unempfänglichkeit für äußere Eindrücke und dumpfe Trägheit zum Handeln Hauptcharaktere sind. Erstere erklärt ohne Zwang jene von uns fälschlicherweise bewunderte Gleichmütigkeit, welche mit der Handlungsträgheit auch insofern zusammenhängt, daß sie bewußte Teilnahme an dem großen ostasiatischen Kulturkampfe von vornherein ausschließt. — Nicht allein der fremden Kultur, sondern auch der unmittelbaren Umgebung gegenüber verhalten sich die Koreaner vollkommen gleichgültig. In ihrer schmutzigen Hülle von Kleidung, mit ihrem unreinen Trinkwasser und erbärmlichen Mahl zeigen sie den höchsten Grad confuzianischer Selbstzufriedenheit, ausgezartet einerseits, wie sie andererseits die grausamste Tortur und den himmelschreiendsten Justizmord geduldig über sich ergehen lassen. In ihrer Unempfindlichkeit setzen sie ihr Leben der äußern Gewalt aus, als wäre es ein fremdes Gut."

Dr. Koike giebt in streng wissenschaftlicher Form zunächst eine Übersicht der Sitten und Gebräuche, welche mit dem Leben des Koreaners von der Wiege bis zum Grab in Verbindung stehen, der Feste und abergläubischen Zeremonien. Die Volksmedizin ist natürlich krasser Aberglaube. Alle Krankheiten entstehen durch den Zorn böser Sterne. Diesen zu beschwichtigen, muß ein naher Verwandter des Kranken, nachdem er kalt gebadet, nun Mitternacht Gebete an die Sterne richten; dann werden auch den andern Göttern Opfer gebracht und endlich der Rock des Kranken an eine Stange gebunden und nach den vier Himmelsgegenden geschwenkt.

[1]) Zwei Jahre in Korea. Übersetzung des im Verlag der mittärärztlichen Gesellschaft in Tokio 1887 erschienenen Aufsatzes im Internationalen Archiv f. Ethnogr. IV, Heft 1.

Digitized by Google

Endlich wird der Rock an der Feststätte feierlich und tüchtig ausgeklopft. Eine besondere Zeremonie findet bei genesenden Pockenkranken statt. Die Ansteckungsfähigkeit dieser gefürchteten Krankheit ist auch bei den Koreanern bekannt und Häuser, in denen sie herrscht, werden durch ein aus Fichtenzweigen geflochtenes Seil gesperrt. Ist die Krankheit erloschen, so muß der Pockengeist noch einmal bewirtet und dann heimgesendet werden. Dazu werden die Verwandten eingeladen, es wird dann ein Pferd aus Stroh gestochten, diesem der für den Geist bestimmte Anteil an den Speisen aufgeladen, und mit ihm bis an die Dorfgrenze gebracht. Erst nach Erledigung dieser Zeremonie darf das Seil entfernt und das Haus geöffnet werden. — Täuschung der bösen Krankheitsgeister wird auch hier und da versucht. Wer in das „verhängnisvolle Lebensalter“ tritt, bekleidet in der Nacht des vierzehnten Tages im ersten Monat eine Strohpuppe mit seinen Kleidern und trägt sie aus dem Hause; er muß dann aber am folgenden Tage eine bestimmte Tür beobachten und am Abend auf einer Brücke den Aufgang des Mondes abwarten. Brücken sind überhaupt gefegnete, von den bösen Geistern gemiedene Orte; wer an dem genannten Tage, den man den Tag des auf die Brücke Tretens nennt, sieben verschiedene Brücken besucht, hat das ganze Jahr hindurch Glück.

Von der Justiz und Verwaltung ist der Japaner viel weniger erbaut als der Amerikaner Rockhill. „Obgleich die konfuzianisch-mexikische Sittenlehre sich im koreanischen Familienleben durchaus eigenartig wiederspiegelt, so vermag sie doch nicht die grellen Mißtöne der Laster und Gebrechen dieses ganzig herunter gekommenen Volkes zu bedecken. Zur Trägheit und Unempfindlichkeit sind für äußere Eindrücke, wovon schon oben die Rede war, gesellen sich schrankenloser Hochmut, Heimtücke, Genußsucht und Mangel an Ehrgefühl. Fast allein Geschenke bewirken die Beförderung der Beamten und die Erlangung eines günstigen Richterspruches. Trotz des grausamen Strafverfahrens kommen Diebstahl und Unterschlagung sehr häufig vor, während jene chinesische Räuberromantik, die in Shwuy Hoo Chuen eine wirkungsvolle poetische Gestaltung gewann, den Koreanern völlig fremd erscheint.“

Die Koreaner zerfallen in vier kastenartig gesonderte Standesgruppen. Die erste umfaßt den Adel und die meisten Beamten, und sie zerfällt in eine östliche oder Militär- und eine westliche oder Zivilabteilung. Die zweite Kaste umfaßt Gelehrte, Künstler und einige Beamte, auch die höheren Ärzte, die dritte die Kaufleute, die vierte die Arbeiter, mit denen die niederen Ärzte rangieren. Die Zahl der Handwerker ist eine sehr geringe, Beherei, Papierfabrikation und Porzellanmanufatur sind fast ausgegangen. Von den Priestern, die seit Jinjos Zeit militärisch organisiert sind, wird eine Art Examen verlangt; sie treiben übrigens ein Handwerk nebenher und stehen in geringer Achtung.

Die Gesetze verpflichten den Koreaner zur Zucht von Rindern, Schweinen, Hunden und Hühnern, die alle gegessen werden; ferner von Pferden und Maultieren; Ziegen und Schafe werden nur in wenigen Gegenden gehalten, die Bienenzucht ist wenig verbreitet, die Seidenzucht nur in der Provinz Hiau fürefer entwickelt.

Die koreanischen Häuser sind noch ärmlicher und weniger komfortabel als die japanischen, aber sie haben einen großen Vorzug, eine äußerst praktische Heizung, die wie in den römischen Hypokaustien unter dem Fußboden angebracht ist und Sommer und Winter in Thätigkeit bleibt, im Sommer, um die Bewohner vor Feuchtigkeit und Insekten zu schützen. Diese Ondotsu oder Kutsuao genannte Vorrichtung wurde unter der Regierung Sukuso von dem Rat Kim Shiten erfunden; sie erspart den Koreanern das Bett. Dr. Koike hat auch in seinem Hospital Zimmer damit versehen lassen und giebt eine ganz genaue Beschreibung der Anlage [1]). Der Boden wird mit Papier überzogen, welches durch einen Überzug mit Topfel, einer aus der Sophabune, Perillaöl und Eiweiß bereiteten Flüssigkeit gegen Wasser unempfindlich gemacht worden ist. Mit der Reinlichkeit ist es in ganz Korea nicht weit her und die Verwendung der Abfallstoffe zum Düngen ist in Korea noch unbekannt. Nur Torai hat unter seinem intelligenten Ortsvorstande in dieser Beziehung Fortschritte gemacht und seine fleißigen Bewohner holen sogar die Fäkalien aus Fusan.

Der hier zur Verfügung stehende Raum gestattet nicht, die Mitteilungen aus der Arbeit des japanischen Militärarztes weiter auszudehnen; das Vorstehende wird genügen, um zu beweisen, welche reiche Fundgrube für die Kenntnis Koreas seine Beobachtungen bilden.

Unmittelbar an die japanische Arbeit schließt sich in demselben Bande des Journ. Archivs für Ethnographie eine umfangreiche und sehr reich ausgestattete Abhandlung des verdienstvollen Herausgebers dieser Zeitschrift, J. D. E. Schmeltz, über die im Reichsmuseum zu Leiden befindlichen Ethnographica aus Korea [2]), welcher auch eine Übersicht der neueren, die Halbinsel betreffenden Litteratur beigegeben ist. Ein Eingehen auf Einzelheiten ist hier unmöglich; sie ergänzen Koikes Mitteilungen auf das Erfreulichste. Schmeltz bemerkt, daß die Ornamentmotive der koreanischen Geräte sich wohl sämtlich in der chinesischen, aber nur teilweise in der japanischen Ornamentik wiederfinden. Korea empfing seine Kultur von China und teilte sie an Japan mit, aber in letzterem Lande fand eine reiche und selbständige Weiterentwickelung statt, während Korea stationär blieb und langsam wieder zurückging. Die Ursache dürfte auf anthropologischem Gebiet liegen. Japan hat neben den Ainos und dem mongoloiden, den Chinesen und Koreanern ähnlichen Stamm eine starke, den Malaien verwandte Beimischung, welche Adel und Herrscherhaus geliefert hat; in Korea fehlt dieses Element und die koreanische Kultur wurde zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts durch den verheerenden Einfall der Chinesen unter Hideyoshi gebrochen. Die Porzellanmanufaktur z. B., welcher das japanische Satsumaporzellan entsprosste, ist seit der Zeit vollständig erloschen; in ganz Korea wird kein Porzellan mehr bereitet, welches diesen Namen verdient.

Wer haben endlich hier noch eine amerikanische Arbeit zu erwähnen, welche die Schmeltzsche in einer Richtung ergänzt, nämlich über Produkte alter koreanischer Töpferei, welche jetzt nur noch in koreanischen Grabhügeln gefunden werden [3]). Japanischer Sammeleifer hat zuerst auf den Inhalt der in Korea massenhaft vorhandenen alten Grabhügel aufmerksam gemacht. Diese Gräber, die in manchen Gegenden ein Viertel der Oberfläche einnehmen sollen, werden von den Koreanern sehr in Ehren gehalten und systematische Ausgrabungen besonders seitens Fremder sind unmöglich. Doch finden sich immer Eingeborene bereit, gegen eine geringe Belohnung sie zu plündern und Jouy hat als Resident in Korea eine reiche Sammlung zusammenbringen können, zum Teil

[1]) Es ist gewiß von Interesse, daß lange vor der Erschließung Koreas ein Ingenieur in Frankfurt, dessen Namen mir leider entfallen ist, sich eine Zimmerheizung konstruiert hat, welche in allen Einzelheiten mit dem koreanischen Verfahren übereinstimmt. Ko.

[2]) Die Sammlungen aus Korea im ethnographischen Reichsmuseum zu Leiden. In Journ. Archiv für Ethnographie IV. 1 u. 2, S. 45 bis 65 und 3, S. 105 bis 158, mit Tafel 1 bis 3.

[3]) Jouy, Pierro Louis, the Collection of Korean Mortuary Pottery in the U. S. National Museum in the U. S. National Museum. In Rep. Smithson. Institution for the year ending June 30, 1888. Washington 1890. Pl. 83—86.

Digitized by Google

sogar aus sehr alten Gräbern, mit steinernen Pfeilspitzen und Dolchen zusammen und noch ohne Benutzung der Töpferscheibe hergestellt. Die Gestalt und die Ornamentik ähneln vielfach den ältesten südjapanischen Geschirren in den japanischen Museen und Privatsammlungen. Andere finden sich mit Bronzeringen und Pferdegeschirren zusammen und so fort in lückenloser Folge bis zur Neuzeit. Es würde bei einiger Ausdauer nicht schwer fallen, die ganze Entwickelung der koreanischen Töpferei von ihren ersten Anfängen an zusammenzubringen und wir machen deshalb auf diese reiche und kaum angebenutzte Fundgrube noch einmal besonders aufmerksam. Die Beigaben sind mit den Leichen in Steinlisten verwahrt und deshalb meist tadellos erhalten.

Zum Schlusse wollen wir auf eine Arbeit über das Klima Koreas aufmerksam machen, welche in den Annalen für Hydrographie 1891, Nr. 1 sich befindet. Dieselbe begründet sich auf regelmäßige meteorologische Beobachtungen in den Häfen Fusan und Juensan an der Ostküste und Tschimulpo an der Westküste. Nach den dort vorgenommenen dreijährigen Beobachtungen zeigt der Luftdruck eine ausgesprochene jährliche Periode; er ist hoch vom November bis Februar und niedrig vom Mai bis September. Die Lufttemperatur, die an der Westküste etwas kühler als an der Ostküste ist, entspricht im Jahresmittel den auf derselben Breite gelegenen Plätzen Nordamerikas. Während der Sommer an den genannten drei Plätzen gleiche Wärme zeigt, ist der Winter in Tschimulpo und Juensan strenger als in Fusan. Temperaturen unter Null Grad kommen überall vor; die mittlere Lufttemperatur der wärmsten Monate (Juli, August) ist 26,2 bezw. 26,8°; der kältesten (Januar, Februar) — 4,4 bezw. — 5,1°. Der Wind zeigt ausgesprochene Periodizität von fast monsunartigem Charakter. An der Nordostküste herrschte die östliche Richtung, an der Westküste die südwestliche. Die Regenzeit fällt in den Sommer, die Trockenzeit in den Winter. Schneefälle kommen in Fusan nicht vor.

Der Sternhimmel bei den Finnen[1]).

Es ist ganz natürlich, daß der glänzende Sternhimmel während der langen Winternächte in Finnland Gegenstand der Aufmerksamkeit und Beobachtung des Volkes gewesen ist. Eher könnte man darüber in Erstaunen geraten, daß davon verhältnismäßig wenig Spuren in der erhaltenen finnischen Mythologie zu finden sind. Die Ursache scheint dafür doch nur die zu sein, daß man bis in die letzte Zeit diese Seite des Volkswissens nicht studiert hat. Doch hörte schon Dr. Reinholm im Kirchspiel Halikko unweit von Abo, daß die „Sterne ehemals vergötterte gewesen sind".

Die erste Reihe von etwa zehn finnischen Namen der Konstellationen und Sterne wurde von Gottlund in seinem Werke „Otawa" veröffentlicht und einige neue wurden von Lönnrot, Reinholm und H. Laitinen aufgezeichnet. Sie waren aber alle, wie es scheint, nur zufällig gefunden und aufgeschrieben. Erst durch die Sammlungen von Dr. K. Krohn fängt man an zu ahnen, wie bekannt die sichtbare Sternwelt einst dem finnischen Volke gewesen ist. Auf seinen Reisen in den Jahren 1884 und 1885 traf er nämlich in dem Kirchdorf Korstula, nordöstlich von Jywäskylä, ein Weib damit beschäftigt, die Sternbilder mit Spänen auf dem Fußboden den Kindern zu veranschaulichen. „Jeder Stern", erklärte das Weib, „hat seinen Namen, nur nicht die kleine Puhkatähdet (Aichensterne)". Aus dem Munde dieses Weibes zeichnete Dr. Krohn etwa 60 Namen von Konstellationen, Fixsternen und Planeten auf. Die Anzahl dieser Namen ist also gegenwärtig ungefähr hundert. Unter den benannten Sternen kennt man, so weit sie bisher bestimmt sind, nur vier Planeten, und da selbst die Wissenschaft — in der die verschiedenen Sterne der Konstellationen mit Buchstaben bezeichnet werden — kaum eine größere Anzahl Namen für die Fixsterne des nördlichen Sternhimmels besitzt, so kann man vermuten, daß das finnische Volk ebenso bewandert in dieser Beziehung gewesen ist, wie die alten Völker, aus deren Besitzen die astronomische Wissenschaft sich allmählich entwickelt hat.

Leider sind die bisher aufgezeichneten Sternnamen noch zum großen Teil unbestimmt; von vielen Benennungen weiß man nämlich nicht, welche Sterne sie bezeichnen. Dr. Krohn, der die astronomischen Namen selbst nicht kannte, zeichnet nur die Erklärungen des Weibes auf.

Das Weib wurde darum Ende April 1888 von einem Sachverständigen, Herrn Petrelius, besucht. Wegen der vorgerückten Jahreszeit konnten indessen nur etwa 50 Namen bestimmt werden, welche dann in der Zeitschrift der geographischen Gesellschaft Finnlands „Fennia" veröffentlicht wurden.

Die größte Schwierigkeit bei der Bestimmung der Namen machten die Planeten, die das Weib wenigstens von den Fixsternen nicht gut unterscheiden konnte. So wurde von den Planeten in verschiedenen Zeiten Venus, bisweilen auch Jupiter, Kointähti (Morgendämmerungssterne) und Iltatähti (Abendsterne) genannt; Mars, bisweilen auch die Fixsterne Regulus und Spica, Kuunseurasija (Mondfolger); Mars, wie auch die Fixsterne Wega, Siiuäntähti (Augensterne); Saturnus wurde bald Luomantähti (Stern der Schöpfung), bald Ryönäntähti (Stern des auf das Ufer geworfenen Meergewächses) genannt.

Es ist kaum anzunehmen, daß dieses Weib völlig das Volkswissen der Finnen in bezug auf die Sterne ausgedrückt hat. Sie hatte ihre Kenntnisse als Kind von einem nahezu hundertjährigen Weibe geerbt. Diese Kenntnis aber selbst setzt eine genaue Beobachtung voraus, durch welche das Unterscheiden zwischen Planeten und Fixsternen verlangt wird. Oikein Otavat käyvät. tähdet taiten taivo sella (Richtig kreisen die Bärenkonstellationen, geschickt die Sterne am Himmel), sagt das alte finnische Sprichwort und beweist, daß die feste Ordnung in dem Weltraum dem Volke bekannt war, und ein anderes Sprichwort Aika vanhin, avaruus suurin (am ältesten ist die Zeit, der Weltraum am größesten) beweist, daß das Bild von dem Schmieden des Himmelsgewölbes und dessen Belegen mit Sternen das Volk nicht gehindert hat einzusehen, daß der Gesichtskreis in dem Weltraum begrenzt ist. Die wechselnde Stellung des Sternhimmels bei Tag und Nacht und nach verschiedenen Jahreszeiten hat wahrscheinlich beim Volke die Begriffe von Maansarana (die Angel der Erde) und Maailman napa (die Achse der Welt) erzeugt, auf welche sich die beobachtete Ordnung gründet. Dahin deutet auch die Benennung Maailmanpolvi (das Gelenk der Welt), womit ein Stern, der leider nicht bestimmt ist, von dem Weibe bezeichnet wurde,

[1]) Vergl. Globus LIX, S. 313. Nach Uusi Suometar 1890 und Fennia I.

Digitized by Google

wie auch Taivaanpolvi (das Gelenk des Himmels), die Benennung für gewisse „sehr klare Sterne". Dieses Sternbild kommt auch vor in einer Redensart beim frühen Aufstehen: Taivaanpolvi ei ole vielä kaukana (das Gelenk des Himmels ist noch nicht weit vorgeschritten).

In dem Kirchspiel Nurmijärvi erzählt man, daß die Sterne vormals als Wegweiser benutzt wurden, wenn man sich verirrte, und sicherere Wegweiser konnten natürlich weder die Jäger in den ausgedehnten Urwäldern, noch die Schiffer auf dem Meer oder auf den großen Seen finden. Noch bedeutungsvoller war aber der Sternhimmel für die Zeitbestimmung. In Hakiltо benutzte man als Zeiger Otawa (Siebengestirn, Uria Major), Kolmoiset (δ, ε, ζ Orionis) und Seulaiset (die Plejaden). Besonders bekannt war Otawa, das Siebengestirn. Die vordersten Sterne dieses Sternbildes (α und β Ursae majoris) wurden die Augen des Otawa genannt und die zwei Sternreihen vor denselben ι, κ, θ und ο, λ, τ Ursae majoris) die Hörner des Otawa. „Das Otawa wendet seine Hörner in der Richtung der Sonnenbahn gegen den Sonnenaufgang", sagte man, und „von den Hörnern aus, die immer dem Polarstern folgen, schwingt sich der Schweif des Otawa (die meisten Sterne im Sternbild Bootes) in die Höhe". In Kalewala (XXIII, 121) wird davon gesagt:

„Stehen die sieben Sterne richtig
Mit den Hörnern nach Süden zu,
Mit dem Schweife gerade nach Norden,
Dann naht auch die Stunde für dich,
Aus dem Schlummer dich zu erheben,
Aufzustehn vom wärmenden Bett,
Feuer in der Asche zu suchen,
Flammen in den Resten am Herd
Um zur Flamme sie anzufachen."

Uralt ist auch das Sprichwort: „Im Otawa hat der Sklave sein Zeichen, weder in dem Mond, noch in dem Hahn, noch in der Morgendämmerung". Nach dem Namen Orjantähti (Stern des Sklaven Var. Kukuntähti, Hahnstern) zu urteilen, ist auch Arcturus einst als Zeiger für die Sklaven betrachtet worden. Aber in historischer Zeit haben die Finnen keine Sklaven mehr gehabt, daher sprechen jene Benennungen für ein hohes Alter. Das Siebengestirn wird auch Suomen Otawa (Otawa Finnlands) genannt zum Unterschied von Lapin Otawa (Otawa Lapplands, Ursa minor) und Venäjän Otawa (Otawa Rußlands, Kassiopeja).

Solche Sternnamen wie Kalewantähti (Stern des Kalewa) für Sirius, Kalewan miekka (Schwert des Kalewa) oder Wäinämöinen wikahde (Sense des Wäinämöinen) für δ, ε, ζ Orionis, Wäinämöinen virsu (Schuh von Birkenrinde des Wäinämöinen) für das Haar der Berenice, „Wäinämöinen tie (Weg des Wäinämöinen), Joukahainen vyö" (Gürtel des Joukahainen) und andre deuten darauf, daß der Sternhimmel vormals mit mythischen Volkssagen erfüllt gewesen ist. Von solchen Sagen sind aber gegenwärtig nur noch wenige bekannt. Wäinämöinen war, wie alle übrigen Kalewiden, fast der Sage, ein gewaltiger Mäher. Einmal nahm er sich vor, eine ungeheure Wiese irgendwo im Norden abzumähen und bei dem Mähen fiel das Gras so weit, wie das Rauschen der Sense sich bei jedem Schlag hörbar machte. Gegen Abend, da das Ende der Wiese noch nicht zu sehen war, mähete Wäinämöinen so gewaltsam, daß die Sense schließlich aus seinen Händen flog und an dem Himmel haftete, wo sie noch glänzt als das schönste Sternbild bekleben. Ein andres Mal wollte der ermüdete Volkheld sich auf dem Ackerrain ausruhen, dabei schleuderte er den Schuh von seinem Fuß so heftig, daß dieser erst am Himmel haftete und dort als Sternbild seitdem zu sehen ist. Es ist zu hoffen, daß auch diese Gruppe der Volkssagen sich ergänzen läßt, da nun endlich der Aufmerksamkeit sich darauf zu lenken beginnt. Auch andre volkstümliche Vorstellungen von den Sternbildern sind zu beachten. So ist in Hakiltо der Volksglaube aufgezeichnet worden, daß Arcturus (Orjantähti) der Stern war, der die drei Könige zu dem Heiland geleitete; die Milchstraße heißt Linnunrata (Bahn der Vögel), weil die Zugvögel in der Richtung derselben im Herbste wegfliegen.

Um einen Begriff von den übrigen Volksnamen der Sterne zu geben, sind einige Beispiele genügend. So heißen α Andromedae Pöivätähti (Tagessterne), α und β Persei Vesitähdet (Wassersterne), β und γ Ursae minoris Lumitähdet (Schneesterne), α und γ Leonis Kulkutähdet (Wandersterne), α Cygni Päritähti (Kreissterne), Corona borealis Paivaanrukki (Spinnrocken des Himmels), β Cephei Ämmäntähti (Stern des Weibes) u. s. w.

Da das Volk den Mondwechsel ebenso genau kennt, so muß man annehmen, daß diese große Kenntnis in der Weltordnung auch zu chronologischen Zwecken benutzt wurde. Leider ist aber diese Seite des Volkswissens in Finnland von Fachleuten noch wenig erforscht, obgleich dazu ein bedeutendes Material von Holzkalendern, die unter dem Volke gesammelt wurden, vorliegt. Volkskalender dieser Art kommen auch vor bei den Syrjänen und Ostjaken, und auf Knöchernen Scheiben sogar bis zur Beringsstraße. Ein vergleichendes Studium dieses Kalenderwesens, in dem sehr verschiedene Zeitrechnungen dargestellt sind, wäre sicher von unberechenbarem wissenschaftlichen Wert. Bereits vor der Reformationszeit erzählt Olaus Magnus, wie die finnischen Greise die Jünglinge durch eine einheimischen Kalender benannten lehrten und nur der vergleichenden Forschung ist es vorbehalten, nachzuweisen, wie weit diese chronologischen Traditionen sich erstrecken.

Ein arabischer Bericht aus dem 10. oder 11. Jahrhundert über verschiedene deutsche Städte.

Die neuesten Forschungen haben gezeigt, daß im frühen Mittelalter eine verhältnismäßig reiche Litteratur über die nordeuropäischen Länder in arabischer Sprache vorhanden war. Doch ist dieselbe an dem mangelnden Interesse späterer Geschlechter fast ausnahmslos zu Grunde gegangen. Um so dankbarer müssen wir Herrn Dr. Georg Jacob in Berlin sein für die belangreichen Mitteilungen über verschiedene deutsche Städte, welche er aus einem arabischen Bericht des 10. oder 11. Jahrhunderts zum erstenmal in arabischer Sprache veröffentlicht hat [1]). Die Bruchstücke sind dem arabischen Kosmographen Qazwini entnommen, welcher im 13. Jahrhundert lebte. Qazwini nennt als seine Quelle zunächst einen gewissen Idri. Damit kann nur der spanische Geograph Ahmad ibn Omar el Idri gemeint sein, welcher 1003 bis 1085 lebte und aus Almeria stammte. Sein Werk ist uns leider auch verloren gegangen. Außer al-Idri nennt Qazwini aber als seinen Gewährsmann noch einen Tartuši d. h. einen Mann aus Tortosa, und dieser Mann, dessen Name sich nicht mehr feststellen läßt, war auch Jacob Mitglied der bekannten maurischen Gesandtschaft, welche Otto der Große im Jahre 973 zu Merseburg empfing, und bei der sich auch Ibrâhîm ibn Jaqûb, jener andre, in letzter Zeit so viel genannte arabische Geograph befand. Als Greis hat nach Jacobs Auffassung Tartuši dem jungen Idri von seinen Reisen erzählt.

[1]) Ein arabischer Berichterstatter aus dem 10. oder 11. Jahrhundert über Fulda, Schleswig, Soest, Paderborn und andre deutsche Städte. Von Dr. Georg Jacob. Berlin 1890, Mayer & Müller.

Digitized by Google

Die Schilderung nun, welche Dawini von den Ordalen, Feuer- und Wasserproben der Deutschen entwirft, stimmt fast aufs Haar mit der Darstellung überein, wie sie sich in Grimms Rechtsalterthümern findet. Es zeugt dies gewiß von der Zuverlässigkeit seiner Mittheilungen bezw. seiner Quellen. Mythologisch interessant ist die Bemerkung, daß vor dem Zweikampf die Kämpfer in einiger Entfernung voneinander gegen Osten gekehrt beteten.

Deutschland wird bezeichnet als Räm, ein Name, der gewöhnlich für das oströmische Reich gebraucht wird, der hier aber offenbar auf das „Heilige römische Reich deutscher Nation" übertragen ist.

Von Fulda (Hulda) heißt es: „Sie ist eine große Stadt im Lande der Franken, aus Steinen gebaut. Sie wird nur von Mönchen bewohnt, und kein Weib betritt sie, weil ihr Märtyrer es so angeordnet hat." Räthselhaft ist der Name dieses Märtyrers, welchen Dawini als Bag Th an-giebt. Derselbe soll vorher Bischof in Franken gewesen, aber infolge eines Streites nach Fulda gekommen sein und das Kloster gegründet haben. Fulda wurde bekanntlich von Sturmen, dem Schüler des Bonifatius, gegründet. Tartusi, dem Dawini hier folgt, rühmt den außerordentlichen Reichthum des Platzes an Gold und Edelsteinen. Höchst anschaulich ist die Art und Weise, wie die Torfgewinnung in der Gegend von Utrecht („Irkit) geschildert wird. Sie kann nur auf Beobachtung an Ort und Stelle fußen. Der Torf wird dabei als Lehm bezeichnet; seine Gewinnung war damals schon genau die gleiche, wie heute nach. Schleswig (Slăwiq) wird eine sehr große Stadt genannt, deren Bewohner den Sirin ů) anbeten, außer einer kleinen Anzahl, welche Christen sind und eine Kirche besitzen. „Werden einem von ihnen Kinder geboren, so wirft er sie ins Meer, um sich die Ausgaben zu sparen." Das Recht der Scheidung ist bei der Frau; sie scheidet sich selbst, sobald es ihr gefällt. Den Gesang der Schleswiger nennt Tartusi „ein Gebrumm, das herauskommt aus ihren Kehlen gleich dem Gebell der Hunde, nur nach viehischer als dies"; er habe nie etwas Häßlicheres gehört.

Mainz (Mganza) nennt er eine sehr große Stadt, von der ein Teil bewohnt und der Rest mit Getreide besät ist. Tartusi traf daselbst Münzen aus Samarkand vom Jahre 923 und 924 n. Chr. Außerdem drückt er seine Verwunderung darüber aus, daß es dort Gewürze, wie Pfeffer, Ingwer, Gewürznelken, Spikanarde u. s. w. gebe, die nur aus Indien eingeführt sein können. Diese Notizen sind ein wichtiger Beleg dafür, wie ausgedehnt in jener Zeit (im Jahre 1000 n. Chr.) der Mainzer Handel schon gewesen sein muß.

Soest (Sust) wird als ein Kastell im Lande der Slawen bezeichnet; die Bezeichnung Slawen wird von den Arabern häufig auch auf die Germanen angedehnt. Es soll dort eine Salzquelle sein, womit nach Jacobs Ansicht vielleicht die Salzquellen zu Werl und Sassendorf gemeint sein können. Paderborn (Wâterbrâtnu) wird ebenfalls ein wohlbefestigtes Kastell im Lande der Slawen genannt, in der Nähe von Soest. Die arabische Namensform ist für die deutsche Etymologie vielleicht von Interesse.

Dr. J. Hoops.

Nochmals „Anthropologie und Geschichte".

Von Dr. Ludwig Wilser.

In den Nummern 13, 14, 17 und 18 des LIX. Bandes vom laufenden Jahrgang dieser Zeitschrift hat Dr. F. Guntram Schultheiß einen Aufsatz veröffentlicht, dem er, gewiß unabsichtlich, die räumliche Überschrift gegeben, die auch eine Arbeit von mir (Ausland 1890, Nr. 46 und 47) trägt. Ich sehe mich dadurch veranlaßt, nochmals in Kürze auf den Gegenstand zurück zu kommen. Wenn Herr Dr. Schultheiß die Ansicht ausspricht, daß die Geschichtsschreibung sich nicht der Aufgabe entziehen könne, „die Ergebnisse der anthropologischen Forschung mit der historischen Überlieferung in Einklang zu bringen", so wird man ihm darin vollständig recht geben müssen, und gerade auf diesem Gedanken ist meine genannte Abhandlung erwachsen. In derselben sind jedoch auch die Gründe auseinandergesetzt, warum dies bisher nicht möglich war. Mit einer Wissenschaft, die selbst nicht weiß, was sie will, deren Ergebnisse so unklar und verworren sind, wie sie sich auch in dem Schultheißschen Aufsatze darstellen, konnten die Historiker nichts anfangen und sie hatten ganz recht, „mit vornehmem Lächeln", wie ich mich damals ausdrückte, auf dieselbe herabzusehen. Ganz anders gestaltet sich die Sache, wenn man mit aller Bestimmtheit nachweist, wo und wie eine wirkliche Verknüpfung von Geschichte und Urgeschichte möglich ist. Diesen Nachweis zu erbringen, habe ich mich angestrengt. Ob mir dies gelungen, darüber mögen die Leser dieser Zeitschrift selbst urteilen. Von allen europäischen Völkern sind es allein die Germanen, der letzte unvermischte Kern des arischen Urvolkes, deren Geschichte sich unmittelbar mit der Vorgeschichte in Verbindung setzen läßt. Ist dies geschehen, so schließen sich die übrigen Völker ganz von selbst an und auch auf die älteste Geschichte der Deutschen fällt ein ganz neues Licht, es zeigt sich, daß die sogenannten „neuen Stämme", an deren Zurückführung auf die urzeitlichen Verhältnisse die hervorragendsten Geschichtsschreiber verzweifelten (vergl. L. v. Ranke, Weltgeschichte III, S. 36), keine „politischen" Verbände, sondern die uralten verwandtschaftlichen Gruppen sind, die schon Tacitus und Plinius benannt waren und auch heute ihren Einfluß ausüben. Die ältesten Überlieferungen der Germanenstämme weisen übereinstimmend nach der skandinavischen Halbinsel; von dort aus haben sich die germanischen Wanderscharen strahlenförmig über Europa verbreitet. Der skandinavische Boden hat außerdem durch die ihm entnommenen Altertümer alle Jenquisse geliefert für die ganze mehrtausendjährige vorgeschichtliche Entwickelung unsrer Vorfahren. Dort also, nirgend anderswo, kann und muß angeknüpft werden. Schultheiß selbst muß zugeben, daß durch die forschreitende Forschung der asiatischen Hypothese der Boden entzogen ist, er kann sich jedoch nicht entschließen, den entscheidenden Schritt ganz zu thun, bleibt zögernd auf halbem Wege stehen und kann deshalb an Stelle der alten nur eine neue „Hypothese" setzen. „Nehmen wir hypothetisch", sagt er, „das Land von den Sudeten östlich, von den Karpathen nördlich, das Gebiet, von dem große Ströme nach Osten und Norden und eine niedrige Wasserscheide nach Süden den Weg weisen, als den Ursitz der arischen Sprachgenossenschaft an." Abgesehen davon, daß eine Menge geschichtlicher und archäologischer Thatsachen mit dieser Annahme unvereinbar sind, macht sie ein einfacher naturwissenschaftlicher Grund ganz unmöglich. Die Germanen waren in den ersten Jahrhunderten ihrer Geschichte nicht nur nach den übereinstimmenden Berichten der Augenzeugen, sondern auch nach dem durch Hunderte von Grabfunden unzweifelhaft als einheitlich festgestellten Knochenbau eine „reine Rasse". Erfahrungsgemäß haben sich aber solche nur da erhalten, wo außerordentliche äußere Hindernisse jede Möglichkeit einer Rassenmischung ausschlossen. Das einzige Land aber, in Asien wie in Europa, für das diese Voraussetzung zutrifft, ist Skandinavien; denn das Nordmeer war im Altertum eine solche unüberschreitliche Völkerschranke, und nur dort haben sich auch Inseln völlig rassereiner Germanen erhalten. Sucht man ferner die arische Urheimat anderswo, so muß man für Skandinavien, wie dies auch Schultheiß thut, eine „vorgermanische Bevölkerung" annehmen. Eine solche, die folgerichtig nur eine „nicht arische" gewesen sein könnte, müßte sich notwendigerweise in Sprache

Digitized by Google

und Körperbildung der Skandinavier bemerklich machen, was nicht der Fall ist. Außerdem stellen die nordischen Altertumsforscher, Montelius, Bedel u. a., auf Grund der Funde jede Einwanderung eines neuen Volkes seit dem Beginn der neueren Steinzeit in Abrede. Schaltheiß wendet sich besonders gegen Penka und de Lapouge und sucht die Forschungsergebnisse dieser scharfsinnigen Gelehrten durch allerlei, oft etwas weit hergeholte Einwände zu entkräften. Zugegeben, daß beide Forscher von einzelnen Einseitigkeiten und Übertreibungen nicht ganz frei zu sprechen sind, so ist doch die Schultheißsche Darlegung keineswegs im stande, deren Hauptsätze zu erschüttern. Beide Männer sind durch ihre gelehrten und eingehenden Schriften die Hauptstützen für die zuerst von mir im Jahre 1881 aufgestellte Lehre von der skandinavischen Abstammung der sogenannten „arischen" Rasse geworden und finden täglich neue Anhänger. Die neue Lehre erweist sich als ungemein fruchtbar und gestattet, außer der Verknüpfung von Geschichte und Urgeschichte, die einfache Lösung einer Reihe von Streitfragen, über die sich die Gelehrten bis jetzt nicht zu einigen vermochten (vergl. meine Aufsätze und Vorträge über den Ursprung der Bronze und der Runen in den Nummern 18 und 20 des „Auslands" 1890 und in den Veröffentlichungen des „Karlsruher Altertumsvereins" 1891). Über „die Genesis der altamerikanischen Bronzekultur" hat sich kürzlich Dr. M. Hoernes (Globus LIX, Nr. 21) ausgelassen, ohne jedoch etwas Bestimmtes bieten zu können. Daß „verschleierte Bilder auf die Zukunft vertrösten", glauben wir den Anhängern der alten Lehre gern, daß es aber „einmal Licht werden wird in der dunkeln Frage", ist für sie nur zu hoffen, wenn sie ihre alte vorgefaßte, durch keinerlei wissenschaftliche Gründe gestützte Meinung von der asiatischen Abstammung der Europäer endlich aufgeben. Sonst müssen sie immer wieder in Widersprüche verfallen, wie Hoernes, der den Ursprung der Bronze in Ländern sucht, wohin das Zinn aus weiter Ferne durch verwickelte Handelsbeziehungen gebracht werden mußte, der die Bronzekultur als „glänzend entwickelt" anerkennen muß in einem Lande, das, wie Skandinavien, von den hypothetischen Ursprungsgebieten am weitesten entfernt ist. Was die Runenfrage anlangt, so ist durch die Forschungen Aspelins in Sibirien, Glasers in Arabien, Flinders Petries in Ägypten das phönikische Alphabet als Mutteralphabet für die Buchstabenschrift unmöglich geworden. Auch die Wimmersche Ableitung der germanischen Runen aus der lateinischen Schrift der Kaiserzeit ist nur unter Widersprüchen möglich, die die ganze Hypothese von vornherein zu Falle bringen. Auf Seite 120 der „Runenschrift" ist der völlig richtige „Hauptgrundsatz" aufgestellt, der „für die Ableitung zweier Alphabete voneinander" gefordert werden muß, „daß die Zeichen einander sowohl in Form wie Bedeutung entsprechen". Auf der gleichen Seite aber leitet Wimmer die Ben-Rune vom lateinischen Q ab, mit dem sie weder nach Form noch Bedeutung etwas gemein hat. — Die Überschrift „Anthropologie und Geschichte" führt der Schultheißsche Aufsatz insofern mit Unrecht, als eine Verbindung von Geschichte und Urgeschichte, die von seinem Standpunkte aus ja auch unmöglich ist, nicht einmal versucht wird.

Das Zurückweichen der Nordgrenze der Eskimos.

Wiederholt haben die Nordpolfahrer Spuren menschlicher Niederlassungen in Breiten entdeckt, die weit über die heute bewohnten hinausreichen. Während wir heute im allgemeinen den 75. Grad nördl. Br. als die Nordgrenze menschlicher Wohnungen ansehen dürfen, welche nur von dem isolierten Häuflein der Grah-Eskimos um wenige Grade überschritten wird, sind Beffels, Nares und Greely noch unter dem 82. Parallelgrade auf zahlreiche Spuren gestoßen. In einer größeren Arbeit (Petermanns Mitt., 1891, S. 141, mit Karte) hat sich nun Dr. Kurt Hassert die Aufgabe unterzogen, „die Nordpolargrenze der bewohnten und bewohnbaren Erde" festzustellen.

Es zeigt sich hiernach zunächst ein Unterschied zwischen Asien und Amerika. Während in Asien kaum eine Verschiedung jener Grenze bemerkbar ist, läßt sich eine solche in Amerika sehr deutlich erkennen. Es hängt dies mit der verschiedenen Gestaltung der beiden Kontinente und der daraus entspringenden verschiedenen Lebensweise der Bewohner zusammen. Der breiten Masse Asiens sind nur wenige und mit einer Ausnahme recht unbedeutende Inseln vorgelagert; doch sind die großen Tiefebenen von mächtigen, süßreichen Strömen bewässert, die frühzeitig aufbrechen. Dann kommt, daß der Wald hier bis über den Polarkreis vordringt. Infolgedessen haben die nordasiatischen Völker eine Reihe verschiedener Hilfsquellen für ihren Lebensunterhalt: sie sind in erster Linie Nomaden, aber daneben auch Fischer und Jäger. Ihre Nordgrenze fällt im ganzen mit der Baumgrenze zusammen und hat sich wenig verändert, weil sie sich eben auf irgend eine Weise immer genügenden Lebensunterhalt verschaffen konnten.

Ganz anders in Nordamerika. Hier löst sich der Kontinent bis hoch hinauf zum 80. Breitengrade in einer Unmenge größerer und kleinerer Inseln auf, welche im Winter vom Eise ringsum eingeschlossen werden. Wälder können hier natürlich nicht mehr vorkommen, und es besteht dementsprechend in der Neuen Welt eine tiefe Kluft zwischen den indianischen Jägern und den sich ausschließlich auf die See angewiesenen Innuit. Letzteren stehen nicht so viel Hilfsquellen für ihren Lebensunterhalt zu Gebote, wie den nordasiatischen Völkern. Sie leben fast ausschließlich vom Fischfang und können sich deshalb nur da ansiedeln, wo dieser ihnen möglich ist. Hieraus ergeben sich auch von selbst die Gründe, welche diese Eskimos zum Zurückweichen nach Süden veranlaßten. Man wird sie in erster Linie in klimatischen Veränderungen zu suchen haben. Immer und immer wieder machten die Hyperboreer Vorstöße nach dem Nordpol; sie behaupteten sich auch eine Zeitlang; aber dann wurden in strengen Wintern die Inseln und Buchten vereist und der Fischfang unmöglich gemacht, so daß sie ihre Wohnstätte wieder aufgeben mußten. Die Schrecken der langen Nacht, Krankheiten und die Ausrottung der nordischen Seefauna mögen auch das Ihrige dazu beigetragen haben.

Überhaupt ist ja das beständige Umherstreifen einer der Hauptcharakterzüge dieser polaren Völker. Sie müssen sich über eine möglichst große Fläche zerstreuen, wenn sie überhaupt fortkommen wollen. Mit dieser Unstetigkeit des Wohnsitzes hängt der zweite charakteristische Zug, die Unmöglichkeit politischer Gebilde in unserm Sinne, zusammen. Die Altersbestimmung der verlassenen Wohnstätten ist sehr schwierig. Zwar gehen und die Schätzung der Bodeneinbrüche und die Verwitterung des Baumaterials zwei Mittel an die Hand; doch können dieselben nur mit großer Vorsicht verwendet werden. Manche der aufgefundenen Wohnungsreste sind nach Hassert jedenfalls über 1000 Jahre alt. Ebenso lassen sich auf die Bevölkerungszahl einer alten Niederlassungen aus der Zusammenhäufung der Dörfer und der Menge der Gräber nur sehr unsichere Schlüsse ziehen; in manchen Gegenden, wie in Ostgrönland, werden z. B. die Leichen ins Meer geworfen, weil der Boden zu hart ist.

Digitized by Google

Aus allen Erdteilen.

— **Volkszählung und Magyarisierung in Ungarn.** Man wird mit Spannung auf die Ergebnisse der Volkszählung in Ungarn gewartet haben, besonders so weit sie die Stärke der verschiedenen Nationalitäten betrifft. Handelt es sich doch bei der mit allen Mitteln betriebenen Magyarisierung hauptsächlich um die zwei Millionen Deutschen, deren Minderung zur Stärkung des Magyarentums gereichen soll. Schon die ersten Mitteilungen mußten Staunen erregen, daß die Bevölkerung im ganzen sich seit 1880 um 10 Proz. gemehrt habe, daß die Mehrung in dem eigentlich magyarischen Tiefland 13 bis 17 Proz. betrage, daß man triumphierend 8,2 Millionen Magyarischredenden herausgerechnet habe statt 6,5 bei der Zählung von 1880, so daß die absolute Mehrheit im Lande erreicht wäre. Man muß eine Aufklärung abwarten: Die angebliche Zunahme des magyarischen Elements um 1,7 Millionen übersteigt die gesamte Zunahme der Bevölkerung (1,4 Millionen) rund um 300000. Darin liegt eine Unwahrscheinlichkeit, die uns an Potemkinsche Dörfer denken läßt. Die Ergebnisse der Zählung in der Hauptstadt, wie sie der Vorstand des statistischen Amtes dem Bürgermeister vorgelegt hat, scheinen einen besseren Anhalt zu bieten. Es heißt da: „Unter den erfreulichen Resultaten der Volkszählung nehmen eine hervorragende Stelle nachfolgende Thatsachen ein, die von der weitreichenden und raschen Magyarisierung der Hauptstadt unseres Vaterlandes zeugen. Vor zehn Jahren machte der magyarische Anteil 55 Proz., jetzt 68 Proz. der Bevölkerung aus, 1880 waren es 196000, heute 329000. Die Zahl der Deutschen ist um 740 gesunken, mit 117867 machen sie aber nur mehr 24 Proz. aus statt 33 Proz. im Jahre 1880. Die gesamte Zunahme um 131000 dient der Stärkung des magyarischen Elements. Im ganzen sind auf der Ofener Seite 54 Proz., auf der Pester Seite an 71 Proz. der Einwohner magyarisch." So der amtliche Bericht. Wenn wir auch vom deutschen Standpunkt aus die rasche Magyarisierung für weniger erfreulich halten müssen, so werden wir doch die Thatsache, daß immer noch der vierte Teil sich offen zur deutschen Muttersprache zu bekennen den Mut hat, betonen dürfen. Gegenüber dem völligen Mangel deutscher Schulen beweist sie, daß die gänzliche Auffassung der Deutschen in Ungarn einen natürlichen Widerstand findet. Unter diesem Gesichtspunkt kann man abwarten, wie das rasche Anschwellen der magyarischen Bevölkerung in Ungarn sich im einzelnen erklären wird, ob durch Verschiebung der nationalen Elemente oder durch Geburtenzunahme innerhalb der Magyaren selbst, oder durch Zuzug von außen her, z. B. durch galizische und russische Juden oder durch die Nötigung, magyarisch zu lernen und sich der magyarischen Umgangssprache zuzuwenden, wie dies bei allen Beamten gewünscht wird. Sch.

— **Ten Kates Reise auf Timor.** Der niederländische Anthropolog Dr. Ten Kate, welcher im November 1890 Europa verließ, um Forschungen im Malaiischen Archipel anzustellen, traf im Februar d. J. auf Timor ein, wo er verschiedene Ausflüge machte und die Eingeborenen studierte. Unter denselben ist einer von Wichtigkeit. Von Atapupu an der Nordostküste drang er ins Innere bis zu den Distrikten Fialarang und Lamaknen vor, die schon nahe an der portugiesischen Grenze liegen, wobei er in Gebiete kam, die seit zehn Jahren von keinem Europäer besucht worden waren. Die Belos, welche jene Regionen bewohnen, sind von den sonst verwandten Bewohnern Südtimors doch in mancher Hinsicht verschieden. Sie sind vorherrschend gelblich, heftigen Charakters, große Diebe und Krieger, bewaffnet mit Wurfspeer, Bogen und runden Lederschilden, was sie von den eigentlichen Timoresen unterscheidet. Das Tabu, hier Lulik genannt, spielt eine große Rolle bei ihnen. Im Innern fand Ten Kate keine große Wälder; Eucalyptus und Casuarinen waren häufig. Die höchste Stelle von Niederländisch Timor, der Berg Lakan (etwa 2000 m), wurde bestiegen. (Comptes rendus der Pariser Geogr. Ges. 1891, S. 346.)

— **Das Bewässerungswesen im südlichen Kalifornien** hat jetzt einen solchen Umfang genommen, daß die Physiognomie und Natur des Landes dadurch wesentlich geändert worden ist. Vor 30 Jahren begannen damit Deutsche, welche da, wo jetzt das blühende Südchen Anaheim liegt, Grund kauften, welcher der Acre zwei Dollars kostete und jetzt 1000 Dollars wert ist. Der wüste, dürre Boden wurde sachverständig aus dem Santa Anafluß berieselt und so zu einem jetzt berühmten Wein- und Obstgarten umgestaltet. Das Beispiel der deutschen Pioniere hat gewirkt, die Bewässerung ist so durchgeführt, daß in den „Bewässerungs-Counties" Los Angeles, San Diego, San Bernardino, Kern, Tulare, Fresno und Merced sich der Eigentumswert von Grund und Boden in den letzten zehn Jahren vervierfacht und verfechsfacht hat. Das Erträgnis an Obst und Trauben ist dort selten unter 100 Dollars per Acre. Blühende Städte wie Fresno, Riverside, Bakersfield verdanken alle der Bewässerung ehemals dürrer, wüster Gegenden ihr Dasein. Von der Großartigkeit des Aufschwungs, den die künstliche Bewässerung in neuesten Zeiten in Kalifornien genommen, kann man sich einen Begriff machen aus dem Umstande, daß Fresno County allein gegen 1500 Miles Wasserleitungen zählt, die Hälfte davon in Hauptkanälen, die andre Hälfte in Zweigleitungen. Sogar bis in die Mojavewüste hinein schieben sich die lebenspendenden Einrichtungen vor und der obere Teil der Coloradowüste verwandelt sich zusehends in einen grünen Garten.

— **Der Tschagos-Archipel** im Indischen Ozean wird wenig besucht. Willkommen ist daher der Bericht eines literarischen Flottenoffiziers in der Monatsschrift für den Orient (Mai 1891), welcher mit dem Kriegsschiff Saida vor zwei Jahren das bedeutendste südliche Glied des Archipels, den typischen Atoll Diego Garcia, besuchte. Er zeigt Hufeisenform, mißt in der großen Achse 10 Seemeilen, in der kleinen 4½, und ist nirgends über eine halbe Seemeile, an einer Stelle nur 60 m breit. Die höchste Erhebung ist 6 m. Korallenbänke, Korallensand und außerordentlich üppiger Wald von Kokospalmen filgen das Bild des Atolls zusammen. Es bestehen zwei Ansiedlungen, East Point und Marianne Point mit 400 Ansiedlern, alles Farbige, die von Mauritius stammen. Unter ihnen leben nur 10 Weiße. Die französische Sprache herrscht, trotzdem der Archipel britischer Besitz ist, vor, eine Compagnie huiliere benutzt die Kokospalmen aus. Die Einwohner sind alle Arbeiter der französischen Gesellschaft; ihr Zustand ist ein ganz patriarchalischer. „Magistrat" ist der Vertreter der Ölgesellschaft, er übt die Polizeigewalt und verhängt Strafen. Es giebt keine Schule, keinen Geistlichen (die Einwohner sind dem Namen nach Katholiken) und keinen Arzt. Die Gesetze sind die in Mauritius gültigen, eine Verquickung des Code Napoleon mit dem englischen Gesetzbuche.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LX. **Globus.** Nr. 8.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Korsika[1]).

Von Dr. Johannes Hoefer.

I.

Trotzig, verwegen den Groll der Elemente herausfordernd, vom Sturm gepeitscht und zerklüftet, die schneebedeckten Häupter majestätisch zu den Wolken erhebend, den Fuß in ein paradiesisches Pflanzenkleid gehüllt: das ist das seltsame Korsika. Und seltsam und eigentümlich, wie das Land, ist das Volk, welches es bewohnt; kühn, unbeugsam, freiheitsliebend, hat es Jahrhunderte lang seine Unabhängigkeit gegen fremde Eindringlinge behauptet, hat es bis in die Gegenwart Sitten und Zustände bewahrt, die sonst nur einer grauen Vergangenheit angehören.

Korsika ist durch und durch ein Gebirgsland. Nur an der Ostküste ziehen sich schmale Ebenen entlang, sonst gewahrt man nichts als eine einzige gewaltige, hochragende Bergmasse, „von der sich nur die hellen Häuser der Ortschaften und wie dunkle Flecken die großen Wälder des Innern abheben". Die Richtung der Gebirge ist im wesentlichen dieselbe wie in Sardinien, und die völlige Übereinstimmung der beiden Inseln in ihrem innern Bau läßt auf eine ursprüngliche Verbindung derselben schließen.

Aber wenn die Bergmasse Korsikas auf den ersten Blick auch einen sehr kompakten Eindruck macht, so ist doch die gewöhnliche Angabe, daß vielleicht ein einziges, die Insel in meridionaler Richtung durchsetzendes System bilde, nicht ganz richtig; es lassen sich nach Toeppen wiederum deutlich zwei Systeme unterscheiden, die in mehr als einer Hinsicht voneinander verschieden sind. Das kleinere und niedrigere dieser beiden Systeme nimmt den Nordosten ein, vom Kap Corso bis zum Tavignano, das Hauptsystem den übrigen Teil. Die Grenzlinie tritt scharf genug hervor; sie wird durch den Lauf des Tavignano, einen Teil des Gololaufes und den Lauf des Ostricioni bezeichnet. „Diese Linie bildet einen tiefen Einschnitt, und ihre Meereshöhe bleibt selbst in den Jochen von San Quilico und Pietralba, die die beiden Systeme verbinden, beträchtlich unter der mittlern Höhe der gesamten Insel zurück, die nach Leipolds Berechnung 676 m beträgt (Toeppen)."

Aber die Scheidung ist keine bloß orographische; auch der geologische Charakter der beiden Systeme ist gänzlich verschieden. Das Hauptsystem besteht, mit Ausnahme der südwestlichen Teile, im wesentlichen aus Granit, der im Nordwesten durch eine ziemlich umfangreiche Porphyrinsel durchbrochen wird; das nordöstliche System dagegen gehört der primären Formation an und besteht vorwiegend aus Glimmerschiefer, Talkschiefer und kristallinischem Kalk, vielfach durchbrochen von Serpentin und ähnlichen Gesteinen.

Das nordöstlichste Gebirgssystem wird durch den untern Lauf des Golo in zwei Teile zerlegt. Es erreicht in dem Monte San Pietro bei Orezza mit 1766 m seine größte Höhe. Im Norden endigt es in der Halbinsel des Kap Corso, welche so vollkommen von ihm ausgefüllt wird, daß der Raum für die Küstenstraße größtenteils durch Sprengung der Felsen gewonnen werden mußte.

Das granitische Hauptgebirge streicht im allgemeinen von Süden nach Norden, mit einer Ausdehnung nach Westen; es entsendet zahlreiche, in der Hauptrichtung von NO nach SSW verlaufende Seitenäste. Rauhe, himmelanstrebende Berge bilden die Wasserscheide, deren mittlere Höhe man mindestens zu 1700 m annehmen kann, und die an den meisten Stellen fast mauersteilabfällt ist. Auch die Pässe, unter denen der 2029 m hohe Coll' della Scaglia, westlich vom Monte Rotondo, der höchste ist, werden mit Ausnahme des Passes von Bizzavona (s. unten) nur von Saumpfaden überschritten. Die ganze Insel wird durch diesen Kamm deutlich und scharf in eine östliche und westliche Hälfte geschieden. Seit den ältesten historischen Zeiten wurde diese Scheidung in das Land diesseits und jenseits der Berge vorgenommen, und der gänzlich verschiedene Charakter der Landschaft wie der Bewohner rechtfertigt dieselbe vollkommen.

[1]) Benutzt sind: Gregorovius, Corsica, 3. Aufl., 1878. Biermann, Die Insel Korsika, 1868. Hugo Toeppen, Korsika; Mitteilungen der Geogr. Gesellsch. in Hamburg, 1882 bis 1883, S. 1 bis 25. Die Abbildungen stammen aus der Schilderung Korsikas von Gaston Vuillier im Tour du Monde, LXI (1891).

Digitized by Google

Auf der Westhälfte steigen die hohen, bewaldeten Bergrücken unmittelbar ins Meer hinab und bilden eine fortgesetzte Reihe von schroffen Parallelthälern, deren Mündungen den stürmischen Westwinden preisgegeben sind. Die Folge davon ist eine ähnliche Formation, wie wir sie bei dem gleich gebildeten Standinavien finden: die Westküste ist reich an Buchten und Fjorden, die sich weit ins Land erstrecken und von malerischen, wild zerklüfteten Felsen und Vorgebirgen umlagert werden. Die bedeutendsten dieser Golfe sind die von Calvi, Porto, Sagona, Ajaccio und Valinca, die sämtlich wieder mit kleineren Buchten ausgestattet sind, denen aber durchweg eine vorgelagerte Ebene fehlt. Überall erheben sich die Felsen schroff aus dem Meere und machen dadurch umfangreichere menschliche Niederlassungen unmöglich. Nur bei Ajaccio ist eine kleine Küstenebene vorhanden, Campo d'Oro, das Goldfeld genannt, und diese hat in Verbindung mit dem hier mündenden Gravone, dessen Thal einen Verkehrsweg ins Innere bot, der Stadt zu ihrer größern Bedeutung verholfen.

Ganz anders die Ostküste. Hier dacht sich das Gebirge sanft und allmählich ab; die Gebirgszüge und Thäler reichen nicht bis ans Meer, sondern weichen ziemlich weit ins Innere zurück und lassen weite Ebenen und Niederungen frei, die sich in einer Länge von gegen 100 km, aber meist nur wenige Kilometer breit an der Ostküste hinziehen und als Ebene von Biguglia und von Aleria unterschieden werden. Sie sind nur mit Heide und Gestrüpp bedeckt und bieten dem Auge einen traurigen Anblick. So grosartig romantisch die Westküste ist, so melancholisch eintönig ist die Ostküste. Vergebens sucht man menschliche Wohnstätte; fieberschwangere Lagunen und Sümpfe, welche die ganze Küste begleiten, machen diese Niederungen zu Brutstätten von Krankheiten. Nur im äußersten Norden und Süden springt das Gebirge wieder unmittelbar an die See vor, und gerade hier finden sich die beiden einzigen größeren Hafenstädte: Bastia und Porto Vecchio.

Und doch sind gerade diese Ebenen der Ostküste die fruchtbarsten Gebiete der ganzen Insel, und man brauchte nur Kanäle anzulegen und die Sümpfe auszutrocknen, um die ganze Gegend in einen herrlichen Garten zu verwandeln. Es zeugt von dem Scharfblick der Römer, daß sie Aleria, ihre einzige Kolonie auf der Insel, gerade mitten in diesem Bezirk anlegten, und man muß sich wundern, daß die französische Regierung die Kolonisierung desselben nicht schon lange in Angriff genommen hat; sie würde sich gewiß besser lohnen, als so manche Kolonisationsversuche in Afrika.

Die Entstehung dieser Ebenen bereitet der Erklärung einige Schwierigkeiten. Natürlich wird man den Hauptgrund darin zu suchen haben, daß das Meer im Osten von Korsika im allgemeinen flacher und weniger bewegt ist als im Westen. Dazu kommt, daß gerade hier die größern Flüsse münden, und daß diese auf beträchtliche Strecken hin die leichter angreifbaren Steine des nordöstlichen Gebirgssystems durchbrechen. Nun haben wir es hier aber nicht nur mit Alluvialland zu thun, sondern wir stoßen streckenweise auch auf diluviale und selbst tertiäre Formationen. Es müssen deshalb wohl außer den heute erkennbaren noch andere, jetzt verschwundene Ursachen zur Bildung der Ebenen mitgewirkt haben. Da, wie wir gleich sehen werden, Korsika auch seine Eiszeit durchgemacht hat, so wäre vielleicht an die Thätigkeit alter Gletscher zu denken.

Wenn somit die Küstenentwicklung auf der Westseite eine außerordentlich größere ist als auf der Ostseite, so zeigt auch der angrenzende Meeresboden eine entsprechend verschiedene Gestaltung auf beiden Seiten. Denn während man im Westen die Fünfzigmetertinie oft nur 500 m vom Ufer findet, ist sie von der Ostküste bis zu $6^1/_4$ km entfernt.

Es hängt dies damit zusammen, daß die Ostküste von Korsika durch einen unterseeischen Rücken, der sich nirgends tiefer als 100 Faden senkt, mit dem italienischen Festlande in Verbindung steht. Die toskanischen Inseln sind die zu Tage tretenden Reste dieser einstigen Verbindungsbrücke. Dagegen ist die Insel nach Norden zu von der Provence durchweg durch Tiefen von über 1000 Faden getrennt. Korsika ist seiner geologischen Struktur, wie seiner geographischen Lage (zwischen $41^1/_2$ und 43^0 nördl. Br.), seinem Klima, seinen Produkten und der Sprache und Geschichte seiner Bewohner nach ein italienisches Land.

Bei diesem innigen geologischen Zusammenhange mit Sardinien, Toskana und der benachbarten Eiseninsel Elba sollte man von Korsika denselben Metallreichtum erwarten, der jene auszeichnet. Nun ist Korsika wohl eine unerschöpfliche Schatzkammer der seltensten Gesteine, eine wahre Fundgrube für den Geognosten, aber an Metallen ist es überraschend arm. Zwar hat man zahlreiche Anzeichen von dem Vorhandensein metallischer Minen entdeckt, von Eisen, Kupfer, Antimon, Mangan und andern Metallen, aber diese Minen haben immer nur eine höchst unbedeutende Ausbeute geliefert. Nur hier und da sind einige Bergwerke in Betrieb, und in Bastia und Porto Vecchio haben sich die schwachen Anfänge einer Eisenindustrie entwickelt. Aber selbst diese verwertet zum Teil fremdes Material; so werden z. B. in der Hütte Toga bei Bastia hauptsächlich Erze verarbeitet, die von Elba herübergeschafft sind.

Die höchsten Erhebungen der Insel sollen alle in das Gebiet des Hauptsystems, und zwar mehr in den nördlichen Teil desselben. Es sind mächtige, rauhe Granit- und Porphyrspitzen, die einen großen Teil des Jahres mit Schnee bedeckt sind. Fast genau im Mittelpunkt der Insel liegt der Monte Rotondo (2625 m), auf dessen Abhängen ein Volk von Ziegenhirten in homerischer Einfachheit sein Dasein fristet. Von seinem Gipfel genießt man einen Rundblick, der weit großartiger ist, als ihn selbst der Montblanc zu bieten vermag. Über die Berge und Thäler der Insel, die man fast nach allen Seiten hin überschaut, schweift der Blick hinaus auf die blauen Meeresfluten, hinüber nach den toskanischen Inseln bis zum italienischen Festlande, während von Süden her die Schwesterinsel Sardinien und von Norden die Berge Toulons herüberwinken. Meere, Inseln, Alpen und Apennin, alles schließt dies Panorama ein und wird so zu einem der schönsten Europas.

Nach der ältesten Aufnahme Korsikas, welche 1770 bis 1791 ausgeführt wurde, hielt man den Monte Rotondo für den höchsten Punkt. Eine neue Aufnahme, welche in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts vorgenommen wurde, deren Resultate aber erst wenig in Bücher übergegangen sind, hat ergeben, daß diese Stelle dem nördlicher gelegenen Monte Cinto gebührt, der sich bis zu einer Höhe von 2710 m erhebt (i. gegenüberstehende Abbild.). Der Grund, weshalb man den Monte Cinto bis dahin sozusagen übersehen hatte, ist darin zu suchen, daß er weiter von den gewöhnlichen Verkehrsstraßen entfernt liegt, und daß er weniger über seine Umgebung hervorragt als der Monte Rotondo. Dieser hat seinen einzigen Nachbarn von über 2500 m, während der Monte Cinto von sieben über 2500 m hohen Spitzen umgeben ist, die er somit nur um 200 m überragt. Der Monte Cinto und seine Genossen sind die Spitzen jener oben erwähnten Porphyrinsel, während der Monte Rotondo und mit ihm die übrigen zentralen Erhebungen aus Granit bestehen. Übrigens liegen beide, der Monte Cinto wie der Monte Rotondo, nicht auf dem Hauptkamme, sondern nahe demselben auf Seitenästen, wie dies ja auch bei andern Gebirgen, z. B. dem Kaukasus, der Fall ist.

Südlich vom Monte Rotondo erhebt der majestätische

Digitized by Google

Monte d'Oro (2391 m) ſeinen breiten Rücken, der den Ausblick von erſterm Berge auf den ſüdlichen Teil der Inſel verſperrt (ſ. Abbildung S. 116). Er galt bisher für den zweithöchſten Gipfel, iſt aber ſeit der Vermeſſung jener Porphyrſpitzen des Nordweſtens ganz bedeutend im Range herabgedrückt. Noch weiter ſüdlich endlich ſind zu bemerken der Monte Renoso (2357 m) und der treffend nach ſeiner Geſtalt (Ambos) benannte Monte l'Incudine (2134 m).

Dieſe Bergrieſen ſind ſämtlich einen beträchtlichen Teil des Jahres mit Schnee bedeckt, aber von ewigem Schnee kann bei dem Gebirge Korſikas gleichwohl keine Rede ſein. Die Gipfelhöhe des Monte Cinto entſpricht nur gerade der durchſchnittlichen Höhe der Schneegrenze in den Alpen; dieſe liegen aber beträchtlich nördlicher und ſind nicht dem faſt wolkenloſen Sommerhimmel des Mittelmeeres ausgeſetzt. Nur an den Nordabhängen der höchſten Berge finden ſich beſtändig bedeutendere Schneemengen, die nur dann ſchmelzen, wenn auf trockne Winter beſonders heiße Sommer folgen. Die größten Schneemaſſen trägt der Monte Rotondo, während die ſteileren Spitzen der Monte Cinto-Gruppe dem Schnee weniger Fläche darbieten. Hierin dürfte ein weiterer Grund für die oben erwähnte Überſchätzung des Monte Rotondo zu ſuchen ſein.

Eine Beſteigung der Gipfel Korſikas bietet natürlich nicht die Schwierigkeiten dar, die in den Alpen alljährlich eine Menge Opfer an Menſchenleben koſten. Immerhin iſt es doch keine bequeme Wanderung, wie etwa in den deutſchen Mittelgebirgen. An ſteilen Abhängen und unüberſteigbaren

Galeria und der Monte Cinto (Korſika). Nach einer Photographie.

Bergwänden fehlt es durchaus nicht, und die Punta Paglia Orbe, eine dem Monte Cinto benachbarte Spitze, fällt z. B. nach Oſten 600 bis 700 m tief mit einer Neigung von 75 Grad ab und bildet ſo eine Wand, wie ſie ſelbſt die ſteilſten der Alpengipfel nicht aufzuweiſen haben. Zudem muß man bedenken, daß es nirgends Wegweiſer, Schutzhütten u. dergl. und nur ſehr wenig gebahnte Wege giebt.

Korſika hat auch ſeine Eiszeit gehabt, wie die Unterſuchungen von Pareto, Collomb, Puymelly, Grandjaignes und Toeppen übereinſtimmend nachgewieſen haben. In verſchiedenen Thälern der Inſel finden ſich deutlich erkennbare Gletſcherſchliffe, ſowie erratiſche Blöcke und Stirnmoränen; und bei Baſtia (wie auf Sardinien) hat man foſſile Überreſte einer Lagomysart (Lagomys alpinus) gefunden, die jetzt nur noch in Sibirien vorkommt.

In den höchſten Teilen des Hauptgebirgsſyſtems fehlt es nicht an Hochgebirgsſeen, aber ſie ſind alle ſehr klein. Sie ſcheinen zum Teil dadurch entſtanden zu ſein, „daß die Schuttmaſſen größerer Thäler die Ausgänge kleiner Seitenthäler abſchnürten“ (Toeppen S. 7). Die bedeutendſten derſelben ſind der See von Nino, aus welchem der Tavignano entſpringt, und der See des Monte Rotondo, der 2069 m unterhalb des Gipfels liegt; aber auch dieſer iſt nicht größer als etwa der Feldſee im Schwarzwald.

Aus der ausgeſprochenen Gebirgsnatur Korſikas erklärt ſich von ſelbſt die Beſchaffenheit ſeines Flußſyſtems. Die Flüſſe ſind durchweg klein und eilen mit ſtarkem Gefälle dem Meere zu. Die meiſten ſind überhaupt nur Gebirgsbäche zu nennen, die im Winter mächtig anſchwellen, aber im Sommer nicht ſelten ganz verſiegen. Kein einziger iſt ſchiffbar oder

Digitized by Google

Der Monte d'Oro (Korsika). Nach einer Photographie.

Digitized by Google

auch nur flößbar. Die bedeutendsten sind auf der Westseite der Gravone und Taravo, auf der Ostseite der Golo (84 km) und Tavignano (75 km). Die letztern beiden entwickeln sich da, wo das Gebirge am weitesten vom Meere zurücktritt und Raum für die Ebenen läßt. Fast alle Flußthäler sind tief ins Gebirge eingeschnitten und geben dadurch Veranlassung zu den großartigsten Landschaftsbildern. Allen voran steht in dieser Beziehung das Thal der Restonica, welche in der Nähe des Monte Rotondo entspringt und sich bei Corte in den Tavignano ergießt. Zwischen mächtigen Granitblöcken rauscht sie dahin, während die Felswände zu beiden Seiten sich in unglaublicher Schroffheit 600, 800, ja 1000 m über den Boden des Thales erheben und dabei, wo immer sich nur ein Plätzchen bietet, mit wild aufragenden Tannen bekleidet sind. Auch der Golo bildet, nachdem er das breite Hochthal Niolo, das er in seinem Oberlaufe durchfließt, verlassen hat, eine Thalschlucht, die sich an Wildheit mit der der Restonica messen kann, wenn sie ihr auch an landschaftlicher Schönheit nachsteht.

Die Calancheustraße (Korsika). Nach einer Photographie.

Von besonderer Wichtigkeit sind seit alten Zeiten die Thäler des Gravone und Golo gewesen, weil die Hauptstraße von Ajaccio nach Bastia, wie auch die neuerdings angelegte Eisenbahn ihrem Laufe folgt. Aber wie schwierig der Verkehr im Innern ist, mag daraus entnommen werden, daß diese Straße im Paß von Vizzavona, südwestlich vom Monte d'Oro, eine Höhe von 1145 m erreicht. Und die Straße, die aus dem Golothal nach dem Golf von Porto führt, erhebt sich im Paß von Bergio sogar zu einer Höhe von 1532 m; sie wird gewöhnlich „Calanchenstraße" genannt (j. Abbildung) und ist nicht nur ein Meisterwerk der Wegbaukunst, sondern auch von hervorragender landschaftlicher Schönheit. Eine Nachtwanderung bei Mondschein durch diese wilden, phantastisch zerrissenen Klippen, mit dem Blick auf den silberhellen Golf gehört zu dem Grausigsten und Schönsten, was man sich denken kann.

Das Klima Korsikas ist, von der ungesunden, fieberreichen Ostküste abgesehen, ein herrliches; durch die hohen Gebirge und die frischen Seewinde wird die Sonnenglut angenehm gemäßigt, und wenn im Winter auch manchmal plötzliche Witterungswechsel vorkommen, so sind die Temperaturschwankungen doch sehr gering. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt an der Küste 17 bis 18° C., also etwa soviel wie im südlichen Italien. Man kann eigentlich nur zwei Jahreszeiten: Frühling und Sommer, unterscheiden; denn selbst in den Wintermonaten sinkt das Thermometer selten unter Null und dann auch nur für einige Stunden. Schnee fällt in den Küstengebieten fast nie. Mit entsprechender Abnahme der Temperatur finden sich dieselben Verhältnisse bis zu einer Höhe von etwa 500 bis 600 m über dem Meer. Die zweite Höhenzone, die man am besten von da bis zu den letzten menschlichen Wohnungen, d. h. bis zu 1000 oder 1100 m, rechnet, hat schon deutlich unterscheidbar vier Jahreszeiten und erinnert in seinem Klima an das mittlere Frankreich. Die darauf folgende Waldregion hat bereits einen rauhen, schneereichen Winter, während man auf den höchsten Spitzen die klimatischen Verhältnisse von Nordeuropa wiederfindet.

Von ganz besonderer Milde ist das Klima der Westküste, vor allem von Ajaccio, „wo sich die günstigen Bedingungen der berühmten Riviera in einer um mehrere Breitengrade südlicheren Lage wiederholen" (Toeppen S. 8). Bei einer mittlern Jahrestemperatur von 17,7° C. beträgt hier die Durchschnittstemperatur im Sommer 24,5° und im Winter 11,2°, d. h. so viel, wie bei uns etwa im Mai. Die täglichen Temperaturschwankungen sind äußerst gering, die Luft ist ganz staubfrei und von außerordentlicher Reinheit, heftige Winde sind sehr selten, die Preisverhältnisse noch ziemlich mäßig: alles das macht Ajaccio zu einem Winteraufenthalt für Brustkranke, welcher der Riviera weit vorzuziehen ist und neuerdings auch ja immer mehr in Aufnahme kommt.

Die jährliche Regenmenge beträgt in Ajaccio 631 mm; in den Gebirgen nimmt sie der Höhe entsprechend zu. Doch sind die Sommermonate hier, wie im ganzen Mittelmeergebiet, außerordentlich regenarm; in Ajaccio z. B. fallen in den drei Sommermonaten nur sechs Prozent der gesamten Regenmenge, und nicht selten regnet es monatelang überhaupt nicht.

Auch an Mineralquellen ist Korsika ungewöhnlich reich, und zwar sind es auf dem westlichen Abhange der Hauptgebirgsstelle hauptsächlich schwefelhaltige, im Osten eisenhaltige Quellen. Unter jenen ist die Schwefelsodaquelle von

Digitized by Google

Guagno, am Westfuße des Monte Rotondo-Massivs gelegen, die bedeutendste, unter diesen nimmt die Eisenquelle von Orezza die erste Stelle ein; sie übertrifft die berühmtesten Eisenquellen Mitteleuropas, die von Spa und Schwalbach, fast um das Doppelte an Eisengehalt. Gleichwohl wird sie fast nur von einigen reichen Korsen besucht.

Das vorzügliche Klima in Verbindung mit einem äußerst fruchtbaren Boden hat eine Üppigkeit und Mannigfaltigkeit der Vegetation entwickelt, die vielfach an die Tropengegenden erinnert. Ein erfrischender, balsamischer Blütenduft erfüllt die ganze Atmosphäre und strömt weit auf das Meer hinaus dem Ankömmling entgegen. Mit Recht sagte daher Napoleon auf St. Helena, als seine traurigen Gedanken zu seiner schönen Heimatsinsel zurückkehrten: „Alles war dort besser, bis auf den Duft des Bodens; am Wohlgeruch allein würde ich mit geschlossenen Augen Korsika erkennen!“

In der ersten Vegetationszone nehmen die immergrünen Gewächse einen sehr breiten Raum ein. Bis zu einer Höhe von 500, 600, ja 800 m sind alle Berge damit überzogen, außer wo sie künstlich ausgerottet sind. Macchia (frz. maquis) nennen die Korsikaner diese Gewächse, und wegen der hervorragenden Häufigkeit derselben auf der Insel ist der korsische Name auf diese Vegetationsform überhaupt übertragen worden. Diese Macchia ist ein fast undurchdringliches Gewirr aus allen möglichen Arten von Pflanzen: Erdbeerbäume, wilde Feigenbäume, immergrüne Eichen, Buxbaum, Myrte, Heidekräuter, Spartium, Cistusrosen, Rosmarin, Geranium, Lavendel, Brombeerbüsche, Waldrebe, Stechwinde und andre machen die Hauptbestandteile aus. Gewöhnlich bilden sie ein niedriges Buschwerk, das man, aufrechtstehend, weithin überblicken kann; aber stellenweise erreichen sie auch mehrere Meter Höhe. Die Macchia war einstmals ein willkommener Zufluchtsort der korsischen Geächteten, so daß „in die Macchia gehen“ geradezu so viel hieß, wie Bandit werden.

Heute wird die Macchia mehr und mehr ausgerottet, und weite Gegenden an der Meeresküste sind bereits in herrliche Terrassengärten umgewandelt, in welchen Feigen, Mandeln, Aprikosen, Pfirsiche, Birnen, Granatäpfel, Citronen, Apfelsinen u. s. w. reifen. Von besonderer Bedeutung ist die Weinkultur, die besonders stark auf Kap Corso betrieben wird. Der Wein hat Ähnlichkeit mit Malaga und einigen französischen Sorten. Jährlich werden auf 15 000 ha Weinland 300 000 hl Wein geerntet.

Auch Tabak wird viel gepflanzt, da das französische Tabaksmonopol sie Korsika keine Ordnung hat. Daneben kommen die Korkeiche und der Maulbeerbaum ziemlich häufig vor und werden besonders von südfranzösischen Unternehmern verwertet. Zahlreiche tropische Gewächse sind eingeführt und gedeihen vorzüglich. Cactus opuntia und die amerikanische Agave wachsen überall an warmen sonnigen Orten. Die Agrumenkultur hat in einigen Gegenden, z. B. bei Ajaccio und in den Thälern von Kap Corso, eine ziemliche Bedeutung gewonnen. Auf den Felsen am Meeresstrand spielt die Fächerpalme mit den Secoinden, und selbst die Dattelpalme gedeiht hin und wieder an den geschütztesten Stellen der Küste.

Der eigentliche Charakterbaum Korsikas aber ist der Ölbaum. Alle Hügel und Thäler, welche sich nach dem Meer hinziehen oder dem Einflusse desselben offen stehen, sind mit Olivenpflanzungen bedeckt, welche stellenweise, wie in der Balogna, zu förmlichen Wäldern werden. Bis 700, ja manchmal sogar bis zu 1100 m trifft man den Baum, und selbst vorübergehender Schneefall schadet ihm nichts. Jährlich werden aus diesen Olivenpflanzungen von 10 000 ha gegen 400 000 kg Öl gewonnen.

Und wo der Ölbaum nicht mehr gedeiht, da tritt die Edelkastanie an seine Stelle; sie ist der zweite, noch ungleich bedeutendere Charakterbaum der Insel. Schon bei 300 bis 400 m Meereshöhe tritt sie auf, gelangt aber erst in der zweiten Zone zur eigentlichen Entwicklung und bedeckt hier alle Bergabhänge, soweit das Auge reicht, teils in lichten Beständen, teils in dichten Waldungen. Ihre Bäume erlangen dieselbe gewaltige Höhe und denselben enormen Umfang, wie die schönsten auf dem Ätna oder dem Apennin. Ihre Höhengrenze fällt ziemlich genau mit der der menschlichen Wohnstätte zusammen; 1000 m kann wohl als die mittlere Höhengrenze angesetzt werden. Die Kastanie ist auch empfindlich gegen Kälte und der Beschäftigung des Korsen verknüpft. Ihre Früchte ernähren einen großen Teil der Bevölkerung; Weizenbrot wird nur selten gegessen. Im Oktober werden die Kastanien geerntet, getrocknet und gemahlen; aus dem Mehl werden dann die verschiedensten Speisen bereitet, vor allem die Polenta, jener feste, bräunliche, stark sättigende Brei, der meist mit Eier- oder Fleischspeisen genossen wird.

Diese bequeme Ernährungsweise hat das Volk erklärlicherweise von einer intensiveren Bodenkultur abgehalten, ja hat geradezu eine unüberwindliche Abneigung gegen die mühsetige Thätigkeit des Ackerbaues erzeugt. Der Korse ist zu stolz, um seinen Acker selbst zu bestellen; er überläßt das den Lucchesen, d. h. italienischen Arbeitern, deren alljährlich an 10 000 von Lucca herüberkommen, um auf diese Weise ihr Brot zu verdienen. Weizen und Mais sind die beiden Getreidearten, die am meisten gebaut werden; ersterer liefert 18- bis 30 fachen, letzterer bis 100 fachen Ertrag. Der Ackerbau reicht ungefähr genau so weit hinauf, wie die Kastanie, doch tritt er in den höheren Gegenden am Umfang schon sehr zurück.

An die Kastanienregion schließt sich nach oben hin als dritte Zone die Region der Nadelholzwälder, welche hauptsächlich von der Schwarzkiefer (Pinus laricio) und der Meerkiefer (Pinus maritimus) gebildet werden. Vor allem der Schwarzkiefer, die unser Waldleser ziemlich ähnlich sieht, verdanken die korsischen Wälder ihre hohe Bedeutung und ihren wohl verdienten Ruf. Sie gelangt zu ihrer größten Entwickelung in den unermeßlichen Waldungen von Aitone und Valdoniello, wo sie meist eine Höhe von 25 bis 30 m bei einem Durchmesser von 1 m und darüber erreicht. Diese Riesenbäume werden über den Coll' di Vergio nach der Westküste geschafft und dort von dem kleinen Hafen Porto aus nach Genua verschifft, um hier zum Schiffsbau verwendet zu werden.

Übrigens schwinden diese prächtigen Urwälder, welche die Insel ehemals so dicht bedeckten, daß sie die Kolonisationsversuche der Römer vereitelten, in neuerer Zeit immer mehr dahin. Jedes Jahr stecken die Hirten beträchtliche Teile der Waldungen in Brand, um im Frühjahr frische Weide zu haben.

Die obere Waldgrenze schwankt zwischen 1500 und 1900 m. An manchen Stellen wird sie bereits von der Schwarzkiefer und Meerkiefer gebildet; an andern treten über diesen noch Edeltannen und Buchen auf. In der obersten Zone endlich trifft man nur noch niedriges Gebüsch und zwar ist es der Wacholder, der am höchsten hinaufreicht.

Von der Tierwelt Korsikas ist wenig zu sagen. Von den Haustieren und dem gewöhnlichen Wild (Hirsche, Wildschweine u. s. w.) abgesehen, ist nur das Wüstschaf, der Muflon, bemerkenswert, der in den höchsten Gebirgsregionen noch sein Wesen treibt, aber eben so scheu und selten ist, wie die Gemse in den Alpen.

Unter den Haustieren spielen Schaf und Ziege bei weitem die größte Rolle und bilden für die Mehrzahl der Bevölkerung den wesentlichsten Besitz. Bei der gebirgigen Natur des Landes eignen sie sich am besten zur Zucht und

Digitized by Google

bevölkern im Sommer die Bergwiesen bis in die höchsten Regionen. Die Ziegen sind von sehr schönem Schlag; die grobwolligen Schafe sind meist schwarz und mit vier, auch sechs Hörnern versehen. Rindvieh wird überhaupt nur zur Bestellung der Äcker und zum Austreten des Getreides benutzt, und Kuhmilch verwertet man nur in der Nähe der größern Städte, wo der Fremdenverkehr ein bedeutenderer ist. Alle Haustiere der Insel oder zeichnen sich durch auffallende Kleinheit aus, was besonders stark bei den Pferden und Eseln hervortritt, die oft geradezu zierlich zu nennen sind.

Padre Armentias Reise in der bolivianischen Provinz Caupolican.

Von Chr. Nusser-Asport.

II.

Das System, die Indianerdörfer in Caupolican halb weltlich, halb geistlich zu regieren, besteht darin, daß die aus verschiedenen Stämmen sich zusammensetzende Bevölkerung in den öffentlichen Dienstleistungen wöchentlich je am Sonntag abwechselt. Jeder Stamm hat seinen Alkalde, Kommissäre, Alguazil (Gerichtsdiener), Katechisten, Fiskal, Alkalde für Wasserverteilung, Sakristane, ferner einen Oberalkalde oder Kaziken und Polizeivorsteher; die beiden letztern bilden die oberste Autorität des Dorfes. Die Angehörigen eines Stammes halten sich nicht für verpflichtet, im Dorf zu wohnen, sondern bloß in der Woche, wo sie Dienst haben, und selbst in dieser versuchen sie auf alle mögliche Weise sich zu entfernen. Sie lieben das Alkoholchen über alles, ernähren sich von wilden Früchten, den Produkten der Jagd und der Fischerei, verschmähen aber auch Mäuse, Fledermäuse, Frösche, Würmer und andre Tiere nicht. Wenn sie sich einige Monate im Wald aufgehalten haben, kehren sie sehr aufgeblasen zurück, mit bemaltem Gesicht und die Arme und Beine mit dem violetten Saft eines Bi genannten Apfels gefärbt, wie wenn sie große Thaten verrichtet hätten. Auf das Tanzen sind sie sehr erpicht und ist dies das Einzige, was sie an gewissen Hauptfesten: Ostern, Trinidad (das Patronatsfest) und Frohnleichnam nach dem Dorfe zieht. Diesen Festen ist die Fastnacht beizuzählen, bei welcher kein einziger fehlt. Ihre Tänze sind die gleichen wie diejenigen der zivilisierten Distrikte: der Chochipuli und der Callaguaya, auch der Morenos (im allgemeinen Anndüng mit Verbeugungen). Diese Tänze haben sie in Pyolo und Pelechuco gelernt, wohin sie oft gehen. Von der Provinz Mojos haben sie den Macheteros eingeführt, bei welchem das gleiche Individuum Rohrpfeife und Trommel handhabt, während zwei Tänzer, mit den Füßen stark auf den Boden aufschlagend, unaufhörlich Verbeugungen machen. Sie haben einen eigenen Baile de los Barbaros (Tanz der Wilden) genannten Tanz, bei welchem ein Indianer der Rohrpfeife monotone Melodien entlockt, der andre die Trommel schlägt. An diesem Tanz beteiligt sich wer will, mit Ausnahme der Weiber. Sie stellen sich dabei in eine Reihe auf, springen, unaufhörlich hüpfend, vorwärts, indem sie diese Ordnung beibehalten und sich in Schlangenwindungen drehen. Für diesen Tanz schmücken sie sich mit Bälgen aller Arten von Vierfüßlern und Vögeln und scheusmert ist es, wenn sie hüpfend und springend, 20 bis 30 an der Zahl, eine kleine Hütte betreten, jeder an seinem Platz, ohne die Ordnung zu unterbrechen. Beinahe alle blasen auf der Pinquillo genannten Rohrpfeife, auf der sie eine Reihe von Melodien, die sie in Mojos gehört haben, spielen.

Jeder Stamm hat seine Musiker, die wöchentlich für den Kirchendienst abwechseln, gerade wie die andern Dienstpflichtigen. Ihre Instrumente sind Geigen, von denen einige im Dorfe selbst angefertigt sind, Rohrpfeifen und Bässe, welche in der Form von zwei Varas langen Sprachrohren aus dem Blatt der Cuft genannten Palme angefertigt werden; ihr Hauptinstrument ist die Trommel (Bombo), ohne welche die Musik keinen Wert für sie hätte. Ihre Hütten sind das anspruchsloseste, was man sich einbilden kann. Die Alkaldes und Sklaven (siehe weiter unten) ausgenommen hat niemand Tisch oder Stuhl, und noch weniger Bettstellen oder Guaracha, auf welchen man schlafen könnte. Alle schlafen auf dem Boden, auf einer Art Matte von Charo oder Chudio (Art wilden Rohrs) und nicht alle besitzen eine Decke. Das Weib kann den ganzen Hausrat in einem Korb forttragen, denn er besteht bloß aus einem Kochtopf, um ihre Bananen zu kochen, einer Spindel, um zu spinnen und einem Stück weißer Erde, um die Spindel damit einzureiben. Ihre Kleidung besteht aus einem ärmellosen Hemd, das bei den Weibern bis auf die Füße reicht, bei den Männern kaum bis zum Knie; dasjenige der Weiber ist aus rohem, weißem oder bedrucktem Baumwollstoff, das der Männer aus rohem Baumwollstoff (Tocuyo), hier und da aus weißem Wollstoff, den die Weiber anfertigen. Die Männer tragen keine Hosen. Die ursprüngliche Bevölkerung des schon vor 1756 gegründeten Tumupasa setzte sich aus Tacanas, Marcanis, Sapuranos, Pamainos, Toromanos, Araonas und Chillinos zusammen. Sie glaubten an einen Gott, Schöpfer und Herr des Weltalls, der den Berg Caquiahuaca vergöttlicht und einen Schutzgott gleichen Namens darauf gesetzt hatte. Die Toromanos kamen im Jahr 1780 von ihrem Dörfern, um diesen Berg zu besuchen und schleppten bei dieser Gelegenheit ein „Ebuni“ genanntes Götzenbild mit sich fort, damit es sie zur Glückseligkeit geleite, denn Ebuni will sagen: der Führer. Die Tumupaceños glaubten an die Unsterblichkeit der Seele, das jüngste Gericht, die ewige Glückseligkeit und die Hölle. Gott heißen sie Ebuni; Seele Enidu; jüngstes Gericht Bi pea zine heatusu; Glückseligkeit Diosu cana (dies klingt ans Spanische an und hat nichts primitives. Anmerk. von N. Armentia); Hölle Ichaunasa cuati. Der Bidui paititi ist der Göze, welchen die Tumupaceños verehrten und von dem sie glaubten, daß er am Tage des Gerichts komme, um zu belohnen oder zu strafen. Diese Notizen sind dem alten 1756 angefangenen Taufregister entnommen. — An ihren heidnischen Gebräuchen und Vorstellungen hängen aber die Tumupaceños noch heute. Zaparumabati will unter ihnen besagen: seine alten Gebräuche befolgen.

Sie verlangen vom Padre bloß, daß er sie mit Feierlichkeit taufe, verheirate und begrabe und an den Hauptfesten seinen Funktionen nachkomme, während sie sich mit Tanz und Trinkgelagen dabei beteiligen. Armentia hat bei einer solchen Gelegenheit mehr als 300 Krüge voll Chicha (Maisbier) gezählt, jeder Krug etwa 60 Flaschen haltend, und alles dies war innerhalb dreier Tage gelert. Obwohl sie nun viel und starke Chicha trinken, herausholen sie sich doch nicht; in $2^1/_2$ Jahren sah er nie eine Schlägerei infolge von Betrunkenheit.

Digitized by Google

Wenn einer stirbt, so versehen sie, sobald der Leichnam entfernt ist, die Thür an die andere Seite der Hütte, damit sie der Verstorbene nicht mehr finde. Die Witwe muß während acht oder vierzehn Tagen nach Mitternacht aufstehen, mit der Hütte zu umkreisen und um mit Jammergeschrei und Thränengelängen alles, was dem Mann gehörte, zu zerstören und zu vergraben. Sie glauben, daß, so lange der Leichnam nicht in gewisser Erde ruhe, die Seele leidend im Feld umherirre. Sie unterwerfen sich deshalb allen Opfern und Anstrengungen, um ihren Verwandten kirchlich Begräbnis zu verschaffen, selbst wenn der Todesfall sich auf beträchtliche Entfernung vom Dorfe ereignet hat.

Sie haben im Walde ihre heiligen Stätten, wo sie alljährlich verschiedene Male ihre alten Gebräuche feiern, verheimlichen sie aber sorgfältig vor dem Missionar. Tänze und Trinkgelage, die immer mit der krassesten Sittenlosigkeit endigen, spielen dabei die Hauptrolle. Das Ganze wird vom Baba geleitet, d. h. einem Indianer, welcher unter ihnen das Amt eines Priesters versieht. Sie haben nie Götzen in der Figur von Menschen oder Tieren gehabt, nur rohe Gegenstände aus Stein oder Holz, ebensowenig hat man Spuren vom Sonnenkultus bei ihnen angetroffen, sie haben also in dieser Hinsicht nichts mit den wahren von den Incas beherrschten Peruanern gemein. Ihr Kultus richtet sich nicht, wie sie sagen, an ein Wesen, das Gott ist, sondern an eines, das mit Gott spricht und ihm alles anzeigt. Sie glauben an Hexerei und Zauberei, man muß aber dabei nicht außer Acht lassen, daß bei ihnen vergiften und behexen die gleiche Sache ist. Häufig benutzen sie den Saft von Kräutern und Pflanzen zu verderblichen Zwecken.

Es ist bedauerlich, daß diese Indianer, die doch auch mit guten Eigenschaften begabt sind, sich gegen jede Art von Zivilisation hartnäckig wehren. Wenn der Missionar sie ermahnt, ihre Kinder in die Schule zu schicken, so antworten sie: Bie, willst du, daß wir uns unserer Kinder berauben, um sie dir zu schenken? Wenn er sie auffordert, die Vorschriften der Beichte in der Chorwoche zu erfüllen, gaben sie lachend zur Antwort: Der Padre möchte gern unsere Sünden kennen lernen. Warum sollen wir sie ihm auch gestehen?! Im Übrigen sind sie stark und sink und lernen mit leichtigkeit lesen und schreiben, besitzen für Musik Geschmack und Anlage, sind geschickte Maurer und Zimmerleute u. s. w. Die Weiber spinnen und weben, fertigen auch Töpferwaren aller Art an, für welche sie einen besondern Naturn genannten Thon verwenden, der mit Rindsfett viel Ähnlichkeit hat. Die Nahrung besteht hauptsächlich aus Maniok und Bananen.

Von Tumupasa aus genießt man eine herrliche Rundsicht. Der Sonnenaufgang bietet ein Schauspiel dar, wie es selten zu erblicken ist. Armentia sah häufig neun bis zehn Gewitter an verschiedenen Punkten, während dazwischenliegende Striche das heiterste klarste Wetter hatten. Aber diese Vorteile wiegen die Nachteile nicht auf, von denen sie begleitet sind. Sein Klima ist gesund, aber zuweilen wehen starke Winde, welche die Hütten zusammenreißen. Um das Dorf zieht sich ein Pajonal mit hohem Rohrgras bewachsener Flächen, den man jedes Jahr abbrennen mußte, um ihn zu erhalten und den wenigen Milchkühen und Maultieren der Ortschaft Futter zu gewähren. Die Furcht der Indianer vor den öftern Feuersbrünsten, welche sie heimsuchten, ist aber so groß, daß sie den Pajonal seit 1868 nicht mehr abbrennen lassen; er nimmt daher fortwährend zu, und der Tag ist nicht weit, wo das Gebüsch bis zum Dorf vordringt.

Die Padres sorgen, da die Kirche kein Vermögen besitzt, für den Schmuck des Gotteshauses und die zum Kultus gehörigen Gegenstände. Indianer, welche Sklaven genannt werden, stellen die Beleuchtung; es sind ihrer 24, zwei für jeden Monat. Um sich Wachs zu verschaffen, gehen sie in Begleitung ihrer Familien und Verwandten auf vier bis fünf Meilente in den Wald, und wenn sie zurückkommen, lassen sie das Wachs durch die Sakristane reinigen, welche sie während zwei Tagen mit Essen und Trinken zu verköstigen haben. Um die Kerzen zu machen, müssen sie die gleichen Schritte wiederum zwei Tage mit Essen und Trinken versorgen, und wenn sie schließlich die Kerzen nach der Kirche bringen, was am Samstag vor dem ersten Sonntag im Monat geschieht, halten sie am Samstag und Sonntag das ganze Dorf mit Essen und Trinken frei. Hierfür ist ein Dutzend Weiber schon vom vorhergehenden Mittwoch an thätig, indem sie Chicha zubereiten; am Samstag früh aber stellen sie eine Batterie von ungebrauten Kochtöpfen auf, in welche sie Fleischstücke vom Affen, Jabali, Tatu oder Armadill, Tapir, Ameisenbären, in einem Wort von allen Vierfüßern oder Vögeln werfen, welche die Indianer einen Monat vorher auf der Jagd erbeuten konnten. Diese Stücke werden, um sie haltbar zu machen, gebraten.

Man füllt die Töpfe vollends mit Reis, Maniok und Bananen an und läßt das Ganze bis Sonntag früh kochen. Am Samstag werden die Kerzen mit Musik in die Kirche gebracht, dann beginnen die Tänze, welche erst aufhören, wenn auch der ganze Chichavorrat erschöpft ist, spät Sonntag abends. Am Sonntag nach der Messe und Prozession kommen alle Weiber mit großen Schüsseln, um von den zubereiteten Speisen ihren Anteil zu erhalten und mit nach Hause zu nehmen. Während dieser Zeit ist die Hütte der Sklaven voll von Leuten. Diese halten sich für die Obersten des Dorfes und sind auf ihr Amt sehr stolz. Sie werden das ganze Jahr daran, aus unreinem Wachs eine Anzahl von Kerzen zu fabrizieren, welche rauchen und glimmen, statt zu brennen und zu leuchten. Es ist den Padres nie gelungen, diese Gebräuche auszurotten. Die Indianer sind so faul und sorglos, daß es wenige giebt, welche Hühner oder Schweine aufziehen, um für den Fall von Krankheit eine bessere Nahrung zu haben. Ebensowenig pflanzen sie Reis an, und ihr Mais ist bis Anfang Juni zum Frohnleichnamsfeste in Chicha aufgebraucht.

Die herrschenden Krankheiten sind die Dysenterie, die von Dezember bis März wütet; es hat Jahre gegeben, wo allein mehr als 90 Personen in diesen vier Monaten an dieser Krankheit gestorben sind; die Pocken, welche zuweilen auftreten und viele Opfer fordern ihr Erscheinen flößt den Indianern den größten Schrecken ein; die Espundia, ein Geschwür, an welchem diejenigen sterben, bei denen es Nase und Mund ergreift. Wechselfieber kennt man in Tumupasa nicht. Lungenentzündungen und Lungensucht sind in der Zeit der Südwinde, von Mai bis Juli häufig, ebenso Keuchhusten.

Achtzehn Leguas von Tumupasa liegt die Ortschaft Jiamas. Die ersten zwölf Leguas ist der Weg sehr angenehm; er führt am Abhang eines Hügelzuges hin und ist stets schattig, weil er mitten durch den Wald geht. Beinahe von Legua zu Legua stößt man auf Bäche krystallhellen Wassers, welche, auf den Höhen entspringend, nach Osten dem Beni zufließen. In der Regenzeit ist es eine mühsame Aufgabe, diesen Weg zurückzulegen wegen der sumpfigen Stellen, die sich in der Nähe des Tarene bilden und der Gesahr, welche das überschreiten des Tarene, des Cuñahuaca und des Tequeje mit sich bringt. Jiamas liegt unter 13° 32' südl. Br. und 70° 53' westl. L. von Paris, 380 m über dem Meere und wird bewohnt von Tacanas, Marcanis, Sapurunas, Bawawanas, Pariamas, Araonas und Toromanos, letztere vom Madre de Dios stammend, den sie Rana ena nennen. Die Ortschaft liegt in einer großen Ebene, zwei Leguas von den Ausläufern des erwähnten Höhenzuges auf dem linken Ufer des Itaca; zweihundert Familien mit 1000 Seelen bevölkern sie. Die Sprache ist das Tacana. In der Umgegend

Digitized by Google

befinden sich viele für die Rindvieh- und Pferdezucht geeignete Pajonales. Der Viehbestand auf den verschiedenen, drei bis sechs Leguas von der Ortschaft entfernten Estancias mag sich auf 5000 Kühe und Ochsen und 150 Pferde belaufen. Der Itaca fließt in den Tequeje, er kann aber nicht befahren werden, obschon er ziemlich wasserreich ist, denn an einem gewissen Punkt breitet er sich aus und bildet eine Art von See oder Cruchisti voller Vegetation, welche die Boote nicht durchläßt. Einige Leguas im Norden von Jsiamas ist der Undumo wasserreicher als der Tequeje, aber auch nicht schiffbar, weil Palissaden (angeschwemmte Baumstämme) sein Bett sperren und beide Ufer in der Gewalt der feindlichen Guaranos sind. Die Jsiamenos müssen sich daher auf dem Tarene oder Enapurera, drei Tagereisen von Jsiamas, einschiffen. Die oberen Teile dieser beiden Gewässer sind durch Palissaden gesperrt. Am ihren Ufern wächst der Kakao im Überfluß wild. Die Frucht reift im Januar, und es ist sehr sonderbar, daß sie an den Ufern des Beni, vom Madidi bis zum Norden und am Madre de Dios drei bis vier Monate später, im März und April, reift. Der größte Teil dieses Kakao geht verloren oder es fressen ihn die Affen, denn die Jndianer sammeln höchstens 75 bis 100 Pfund für die Familie davon ein.

Weder in Jsiamas noch in Tumupasa weiß man etwas von Gold- oder Silberminen. Ein Franzose zwar, Namens Rossignol, der vor Jahren in Tumupasa lebte und Expeditionen an die Quellen des Enadere an den Fuß des erwähnten Caquiahuaca machte (drei bis vier Leguas von Tumupasa), soll dort Silbererze gefunden haben. Auf seinen Ausflügen war er nur von zwei Jndianern begleitet, die er stets an einem bestimmten Punkt zurückließ. Eines Tages, als er länger als gewöhnlich ausblieb, forschten die erschrockenen Jndianer nach ihm und fanden ihn, seine Flinte zu seinen Füßen, tot mit einem Schuß durch den Kopf. Häufig das Ende von Europäern in solchen von der Welt abgeschnittenen Gegenden. Die Erinnerung an eine zivilisiertere Lebensweise, der Überdruß an einem verfehlten Dasein führen sie zum Selbstmord. Der Arzt Coldwell ließ sich im Jahre 1871 von den beiden Jndianern an die von Rossignol besuchte Stelle führen, fand zwar keine Spur von Silbererzen, Waschgold dagegen überall, jedoch nur in so kleinen Mengen, daß eine ernstliche Ausbeutung nicht lohnte.

Achtzehn Leguas südöstlich von Tumupasa liegt, auf dem linken Ufer des Beni, San Buenaventura, 14° 26′ südl. Br. und 70° 24′ westl. L. von Paris, etwa 300 m über dem Meer. Der Weg dahin führt durch Wald, am Abhang des letzten Höhenzuges; auch hier begeuet man bei jedem Schritt kristallhellen Bächen, die in den Verzweigungen des Höhenzuges entspringen und nach einem Lauf von vier bis zwölf Leguas sich in den Beni ergießen, da letzterer von San Buenaventura an mit den Gebirgsausläufern einen Winkel bildet, dessen Scheitel in San Buenaventura selbst ist. Diese Ortschaft wird von Jndianern aus Tumupasa und Jsiamas und zwei oder drei Honoratioren (Vecinos) bewohnt. In ihrem Hafen finden sich häufig Motetenes, Mojos und Tacanos ein, weil hier der wichtigste Transitpunkt für die Verbindung von Caupolican mit dem Beni ist.

Um die für eine Flußreise nötige Verproviantierung zu vervollständigen, ist man gezwungen, über den Beni zu setzen nach dem auf dem rechten Ufer liegenden Rurenabaque, welches den Hafen des von ihm acht Leguas entfernten Reyes vorstellt. Reyes liegt unter 14° 4′ südl. Br. und 70° 18′ westl. L. von Paris. Der Weg zwischen diesen beiden Punkten ist recht schlecht und sumpfig. Nicht ungefährlich ist das Überschreiten der aus Holzstämmen angefertigten Brücken von Suapi und Turucuru, welche eine große Lagune oder Curichi durchschneiden. Die ersten fünf Leguas ziehen sich durch den Wald hin, die drei andern über Pajonales. Das zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch die Jesuiten gegründete Reyes liegt 330 m über dem Meer und ist von einem Curichi umgeben, dessen Wasser zum Trinken benutzt wird, obschon sich Menschen und Tiere darin baden. Die Einwohner sind Moreyosindianer, deren Sprache mit derjenigen von Tumupasa und Jsiamas so verwandt ist, daß an einem gemeinschaftlichen Ursprung nicht gezweifelt werden kann. Die indianische Bevölkerung ist ziemlich bedeutend, trotzdem viele nach den Kautschukdistrikten ausgewandert sind. Auch die Zahl der Honoratioren (Vecinos), deren Hauptbeschäftigung die Viehzucht ist, ist beträchtlich. In letzterer vornehmlich beruht der Reichtum des Ortes; unglücklicherweise ist die Ausfuhr sehr schwierig und da sich das Vieh so sehr vermehrt, so wird es gerade der Überfluß sein, der schädlich wirkt. Heute, wo es so viel Vieh giebt und keine Kuechte zu haben sind, nun es so zu hüten, fängt es an, sich zu verlaufen und zu vermengen, da es nicht mehr möglich ist, den hirtlichen Zuwachs zu verzeichnen. Zu diesen Übelständen gesellt sich ein andrer, größerer. Im Jahr 1857 kam von Brasilien eine Seuche, welche die Maultiere und Pferde ersaßte, hauptsächlich die letzteren. Seither tritt sie alle drei bis vier Jahre im Distrikt Mojos auf, wodurch alle Pferde unfehlbar zu Grunde gehen, die doch so notwendig sind, um das Vieh zu umreiten und zusammenzutreiben, das einzige Mittel, um es zu zähmen und zahm zu erhalten. Heute wird in den Estancias nicht mehr gemolken, folglich giebt es keinen Käse, der zur Zeit, als das Vieh seltener war, im Überfluß zu haben war. Außer einigen Stücken, die jährlich nach Apolo ausgeführt werden und einer Anzahl, die man schlachtet und trocknet (Charque). Für den Verbrauch in den Kautschukdistrikten des Beni und Madre de Dios hat das Vieh absolut keine Verwendung.

Daß Spinnen und Weben, in welchem sich früher alle Ortschaften von Mojos so sehr auszeichneten, ist ganz verschwunden. Kaum, daß einige Hängematten (Hamacas) für den Hausgebrauch angefertigt werden und selbst der größere Teil davon kommt aus Brasilien. Früher wurde auch sehr guter Zucker in großen Mengen fabriziert, der billig sprechs Markt für 25 Pfund) verkauft wurde. Diese Jndustrie ist wie die andern aus Mangel an Arbeitskräften und infolge der Erhöhung der Arbeitslöhne sehr zurückgegangen; jetzt ist es schwierig, sich Zucker zu verschaffen und nie kostet er weniger als 18 Mark die Arroba (25 Pfund).

Die Anwerbung von indianischen Ruderknechten ist trotz des hohen Lohnes, den man ihnen heute bezahlen muß, mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Einerseits gehen sie nicht gern von Haus weg, anderseits ziehen sie die gewinnbringendere Arbeit in den Kautschukdistrikten vor. Es ist zugleichlich, mit welchen Schwierigkeiten man für Spedition von Pelechuco nach dem Hafen von San Buenaventura zu kämpfen hat. Bis Apolo gehen Maultiere mit sechs Arrobas Last. Von Apolo zum Hafen geht alles auf dem Rücken von Trägern, die sich nicht über zwei Arrobas aufladen (die Jndianer von Apolo sind aus Furcht vor der Espundia nicht nach Tumupasa zu bringen). Die Fracht wird durch das tote Gewicht der Verpackung wenigstens um ein Fünftel vertenert. Die Jndianer von Tumupasa, auf die man so sehr angewiesen ist, verkommen jeden Tag mehr.

Nachdem Armentia mit vieler Arbeit und Geduld endlich die nötige Mannschaft zusammengebracht hatte, schiffte er sich in San Buenaventura auf einer einem Deutschen, Herrn Fried. Claussen Vertreter des Hauses Braillard Frères in Arequipa), gehörigen, mit 16 Leuten bemannten Barke ein, die eine Tragfähigkeit von 130 Zentnern hatte und ein Bara tief im Wasser ging. Die Schiffahrt auf dem Beni stößt in diesen oberen Regionen noch auf viele Hindernisse. Schon nach 1½ Stunden saß die Barke zwischen den

Digitized by Google

Mündungen der Zufüsse Calzene und Tuikuapa fest und konnte den ganzen Tag nicht flott gemacht werden. Der Fluß hatte, wie Sondierungen ergaben, in der ganzen Breite nicht über dreiviertel Varas Tiefe. An der Flußschnelle gegenüber der Mündung des Tuihuapa angelangt, war man, nachdem mit dem Boot die ganze Flußbreite sondiert worden war, genötigt, die Ladung ans Land zu bringen und dort auf die Entfernung von einem Kilometer weiterzuschaffen. Es ist dies die schlimmste aller Schnellen, denn der Fluß breitet sich hier aus und ist voller Baumstämme. Unterhalb dieser Schnelle hört der Felsengrund auf. Tagegen rannte sich an diesem Punkt die Barke auf einer Sandbank fest und bei den Bemühungen, sie flott zu machen, ertrank einer von der Mannschaft. Auf der linken Flußseite, einer oberhalb des Hafens Salinas liegenden Insel gegenüber, wurde übernachtet. Am folgenden Morgen wurde der Hafen Salinas nach $1^1/_2$ stündiger Fahrt erreicht.

Salinas liegt unter $14^0\,16'$ s. Br. und $70^0\,22'$ w. L. (von Paris) nordwestlich von Reyes, von dem es $4^1/_2$ Leguas entfernt ist. Der Weg dahin geht zur Hälfte durch den Wald, zur Hälfte durch Pajonales. Der durch den Wald führende Weg ist sehr sumpfig, da die Sonne nie durchdringt, um die Wasserlachen auszutrocknen. Bei großen Flußanschwellungen wird er auf eine beträchtliche Strecke zwei Varas tief unter Wasser gesetzt. Nach diesem Hafen, wie nach Nurenabaque, werden die Waren von Reyes auf Karren befördert, die elf Zentner laden; oft ist es nötig, drei Paar Ochsen vorzuspannen, um sie durch die aufgeweichten Wege zu bringen, wo sie zuweilen bis an die Achsen einsinken. Die Fracht beträgt für ein Arroba 60 Zentavos. Der Weg ist mit zerbrochenen Jochen, Deichseln u. s. w. besät, denn wenn ein Stück, was oft vorkommt, zerbricht, so muß es an Ort und Stelle ersetzt werden; alle Stücke sind ohne Ausnahme aus Holz.

Um die ersten fünf Leguas flußabwärts zurückzulegen, waren $3^1/_2$ Tage nötig. Der Fall des Flusses von San Buenaventura bis Atamarani ist beträchtlich, ungefähr 15 m. Bei jeder Biegung breitet sich der Beni auf eine Breite von 500 bis 600 m aus, verteilt sich in verschiedene Arme, hat eine sehr starke Strömung, die sehr veränderlich ist und ist mit ungeheuren Baumstämmen besät. Die Fahrt ging ohne Unterbrechung bis gegen Abend, wo auf dem rechten Flußufer genächtigt wurde. In der Nacht entflohen zwei Knechte; es war überflüssig, die Zeit mit vergeblicher Verfolgung der Ausreißer zu verlieren. Am 23. morgens war die Mündung des Sapuya $13^0\,58'$ südl. Br. erreicht. Sapuya ist der Hafen von Tumupata, von dem er zehn Leguas entfernt ist. Um 2 Uhr Nachmittags zeigte das Thermometer 36 Centigrade im Schatten (in der Kajüte). Wieder entwich in der Nacht ein Knecht, der ein feines Jagdgewehr mit Munition, Eigentum Armentias, mitnahmen ließ. Da drei entflohen waren und einer ertrunken, so mußte jetzt jedermann Bootsdienste verrichten. Nach einstündiger Fahrt war die Mündung des Tareue erreicht; sowohl ober- als unterhalb dieses Flusses breitet sich der Beni wieder bedeutend aus. Drei Stunden wurden verloren, um die Barke, die aufgesessen war, wieder in tieferes Wasser zu bringen. Auch am folgenden Tage wurden $1^1/_2$ Stunden verloren, um die Barke von einer Untiefe weg zu bringen. Am 26. war die Mündung des Enapurera Mittags 12 Uhr erreicht, am 27. diejenige des Undumo. Dieser Fluß ist sehr wasserreich und könnte auf einige Tagreisen mit Barken befahren werden zur Verbindung mit Ifiamas, wenn die Schiffahrt nicht durch die Guarayos verhindert würde, die im Besitz der beiden Ufer sind, an welchen auch schon die Syphonia elastica in einzelnen Exemplaren auftritt. Am 28. wurde die Mündung des auf der rechten Seite zufließenden Rio Negro erreicht, der verstopft war. Dieser Fluß, wenn er überhaupt diese Bezeichnung verdient, entspringt der Lagune Rogagua im Nordwesten von Reyes, fließt parallel mit dem Beni und ergießt sich in ihn unter 13^0 südl. Br. In seiner Nähe breitet sich der Beni sehr aus, sein Grund ist sandig, weshalb er ohne Unterlaß seinen Lauf verändert. Seine Gewässer waren vollständig gestaut, obwohl der Beni sehr niedrig war.

Weiter den Fluß hinab standen die Pajonales an beiden Ufern in Feuer, es war kein Zweifel, daß die Wilden sie angezündet hatten. Auf dem linken Ufer halten sich Guarayos auf, auf dem rechten lassen sie sich von niemand sehen, man weiß daher nicht, welchem Stamm sie angehören. Am 30. war die Mündung des Bira erreicht, welche den Hafen von Cavinas bildet. Ein furchtbarer Südsturm mit Regen zwang die Expedition auf der Weiterfahrt, am linken Ufer anzulegen, wo sie frische Spuren von Wilden entdeckte. Der folgende Tag bringt die Reisenden nach $1^1/_2$stündiger Fahrt nach Santa Rosa, wo in der ganzen Flußbreite eine Felsenbank aufsteht, aber an beiden Seiten Kanäle offen läßt. Von hier bis zur Mündung des Madidi treten genug Felsenbänke auf, hauptsächlich auf dem linken Ufer; aber sie sind nur gefährlich, wenn der Beni sehr niedrig ist. Von San Buenaventura bis zum Madidi zählt man 67 Leguas. Die Expedition legte sie in 13 Tagen zurück; wenn der Fluß hoch ist, nimmt die Reise höchstens sechs Tage in Anspruch. Die Mündung des Madidi liegt unter $12^0\,33'$ südl. Br. Nacheinander werden Saguasjenre, Todos Santos, wo wieder ein Felsenriff sich durch den Fluß zieht, und Carmen passiert und in San Antonio genächtigt. Hier tritt nochmals eine Steinbank auf, ist aber bloß bei niedrigstem Wasserstande sichtbar. An der Lagune von Narum, die in den Beni oberhalb, fand ursprünglich das Dorf Cavinas. Bei Natividad tritt wieder eine Felsbank am rechten Ufer auf. An dem la Olla (der Topf) genannten Punkt blieb die Barke stecken; es bedurfte großer Anstrengungen, um sie flott zu machen. Nach Passierung von Sinuiuu machte die Expedition auf dem sich breit ausdehnenden Flußufer de la Ajmita Rast. Am 3. Oktober saß die Barke bei San Juan eine Stunde lang fest, passierte dann Santo Domingo, California und San Lorenzo, wo ein Südsturm mit Regen zum Anhalten zwang. In San Francisko wurde übernachtet. Alle diese erwähnten Punkte sind Barracas, d. h. Etablissements, von welchen aus die Kautschukgewinnung betrieben wird. Am 4. Oktober wird San Lorenzo de la Barranca passiert, abends 5 Uhr die Mündung des Biata erreicht und diesen Fluß aufwärts gefahren, um in der Barraca von Franco das Nachtquartier aufzuschlagen. Man war nahe am Ziel. Am 5. Oktober den Biata weiter aufwärts bis zur Barraca von Claussen, wo die Barke entladen wird. Ein großer Teil der Ladung ist havariert oder verfault, sowohl weil die Barke schlecht geladen, als weil sie nicht wasserdicht war.

Am gleichen Tag fuhr Armentia im kleinen Boot den Biata hinab in den Beni nach Mamorebey, wo er Antonio Roca, den Erforscher des Rogo Aguado und des Mamore aufnahm. In Mamorebey durchzieht ein Felsenriff die ganze Strombreite und läßt nur einen schmalen Durchgang am rechten Ufer. In der Barraca Copacabana hielt er sich bis zum folgenden Tag auf, an welchem an Exaltacion vorbei Concepcion erreicht wurde. Am 8. Oktober wird an der Barraca von Salvatierra, der Mündung des Geneshuaya gegenüber (wie der Biata, ein Zufluß von der rechten Flußseite, genannt wird), Halt gemacht und nach eingenommenem Frühstück nach Carmen weitergefahren, in Cotoca aber, bei dem 6 Uhr abends angelegt wird, genächtigt. Von Cotoca am 9. Oktober um $5^1/_2$ Uhr morgens aufgebrochen, ist Buen Jardin erst um 4 Uhr abends in Sicht. Nach einer Stunde Aufenthalt, Weiterfahrt nach dem Iwon, wo das Boot abends 8 Uhr eintrifft.

Digitized by Google

Von der Mündung des Madidi bis zu dem auf dem rechten Ufer zufließenden Ivon zählt man 77 Leguas, die, den Aufenthalt in Biata abgerechnet, in $6^1/_2$ Tagen zurückgelegt worden sind.

Die Fahrt von Buenaventura bis Salinas war abscheulich, von Salinas bis zum Madidi schlecht, von letzterem bis zum Ivon ziemlich gut; man muß dabei aber in Betracht ziehen, daß vom Madidi aus der Fluß zu wachsen anfing und Armentia diese Strecke sehr gut kannte, daß dort ferner der Lauf weniger Veränderungen ausgesetzt ist. In Ivon wurden die Vorbereitungen für die Erforschung des Madre de Dios getroffen. Elf Personen stark schiffte sich die Expedition acht Tage später auf einer Barke ein und befand sich nach zweistündiger Fahrt — die Distanz beträgt 5 Leguas — an der Mündung des Madre de Dios. Auf dieser Strecke werden noch einige Felsenbänke im Bett des Beni angetroffen. Seine Strömung wechselt viel, ie nachdem der an seiner Mündung 720 m breite Madre de Dios angeschwollen ist oder nicht, denn wenn er groß ist, pflegt er den Beni zu stauen, der dann bis zum Ivon so glatt ist wie ein Teich, während der Beni, wenn das Gegenteil stattfindet, nach Aufnahme des Madre de Dios in starker Strömung dem nur noch wenig entfernten Manore zueilt, mit welchem er nach erfolgter Vereinigung den mächtigsten Zufluß des Amazonas, den majestätischen Madeira bildet.

(Schluß.)

Die Sanskritstudien in Indien.

Der Aufschwung der Sanskritstudien in Europa hat seinen wohlthätigen Einfluß auch auf die gebildeten Kreise Indiens erstreckt und auch im Vaterlande dieser altehrwürdigen Sprache eine wissenschaftliche Beachtung und Bearbeitung derselben hervorgerufen, die schon zahlreiche hocherfreuliche Ergebnisse zur Folge hatte. Dabei ist aber das Sanskrit in den gebildeten Kreisen Indiens niemals ganz vernachlässigt gewesen. In seiner klassischen Form hörte das Sanskrit schon vor dem Aufkommen des Buddhismus, ungefähr 500 v. Chr., auf, die Umgangssprache zu sein, aber unter den Gelehrten behielt es noch Geltung, wurde mehr benutzt, wie z. B. das Lateinische bei uns im Mittelalter, und kann auch nicht als tote Sprache gelten, denn in Benares erscheinen heute noch im Sanskrit gedruckte Zeitungen. Die Panditen greifen bei ihren gelehrten Urteilen mit Vorliebe zu der alten Sprache, nicht etwa zum Bengali oder Hindustani. Dazu kommen Gedichte, Schauspiele, philosophische Abhandlungen, die alle in so gutem Sanskrit geschrieben sind, daß man sie für Erzeugnisse der klassischen Zeit halten könnte. Ramanâthas Gedicht, „Der Triumph Wâsudewas“, erschien soeben in zweiter Auflage in vollendeter Sanskritsprache. Wenn Kâlidâsas Sakuntala, ein Stück, das vor 2000 Jahren geschrieben wurde, heute aufgeführt wird, so ist sicher ein zahlreiches verständnisvolles Publikum dafür vorhanden, wenn auch die Schauspieler junge Studenten der Hochschulen von Kalkutta, Bombay oder Benares sind.

Von großem Nutzen für die Wissenschaft ist auch, daß mehr und mehr die Schätze der alten Sanskritlitteratur, die noch in Indien vorhanden sind, ans Licht gezogen werden. Schnell sind neue Ausgaben der alten Werke vergriffen und viele erleben mehrere Auflagen. Als man in Europa sich mit Sanskrit zu beschäftigen begann, glaubte man, daß das Gesetzbuch des Manu, die Werke Kâlidâsas und einige philosophische Abhandlungen alles enthielten, was ein Gelehrter zu wissen brauche. Groß war das Erstaunen aber, als vor ungefähr zwanzig Jahren die indische Regierung ein Verzeichnis der noch in Indien vorhandenen Sanskrithandschriften aufnehmen ließ. Die Kataloge der in öffentlichen und Privatbibliotheken enthaltenen Manuskripte enthalten einen ganz unerwartet großen Schatz von etwa 10000 Handschriften. Zumal erwies sich die Bibliothek des Maharadschah von Tandschur als ungemein reich an Manuskripten. Erscheint diese Zahl, zu der noch 5000 Handschriften in der Bibliothek des India Office, 1000 in der Bodleian Bibliothek, mindestens ebensoviel in Berlin kommen, und als sehr groß, so muß man dem gegenüber bedenken, daß Sanskrit mehr als 3000 Jahre die litterarische Sprache Indiens war. Was erhalten ist, stellt nur einen kleinen Teil des ursprünglich vorhandenen vor. Oft findet man bei Schriftstellern, die vor 200 oder 300 Jahren schrieben, Werke erwähnt, die wir heute umsonst suchen. Dank der indischen Regierung und solchen Gelehrten, wie Burnell, Bhandarkar, Bühler, Rajendralal Mitra, Peterson u. a. besitzen wir jetzt ausgezeichnete Verzeichnisse der Sanskritschätze, genug, um kommende Geschlechter nach lange wissenschaftlich zu beschäftigen. Dr. Peterson ist gerade jetzt mit der Abfassung eines Generalverzeichnisses sämtlicher Sanskrithandschriften Indiens beschäftigt.

Aber abgesehen von der Katalogisierung sind in Indien zahlreiche Texte und Übersetzungen von Sanskritwerken erschienen. Dabei hat die Regierung äußerst freigebige Unterstützungen gewährt und sehr viel ist auch von Privatleuten geschehen. Die Bibliotheca Indica bringt wertvolle Texte in Sanskrit, Arabisch, Persisch und Tibetanisch mit gelegentlichen Übersetzungen. Die Herausgabe besorgt die Asiatic Society of Bengal, die Kosten bestreitet die Regierung. Letzteres ist wenigstens teilweise der Fall bei den Bombay Sanscrit Series. Die Zeitschrift The Pandit, die in Benares bei Lazarus u. Co. erscheint, giebt alljährlich einen Band Sanskritlitteratur heraus. Die Benares Sanscrit Series werden von den Lehrern am Benares Sanscrit College veröffentlicht, und unter dem Protektorate des Maharadschah von Vizianagram erscheint die nach ihm benannte Sammlung von Sanskritwerken unter der Redaktion von Arthur Venis. Es ist derselbe indische Fürst, welcher Prof. Max Müller die Mittel zur Herausgabe des Rig Veda hergab.

Unter dem Titel Ushâ (die Morgendämmerung) hat Satyavrata Sâmâsrami eine Sammlung sehr seltener Sanskrittexte in Kalkutta begonnen. Mit welcher Begeisterung und wie praktisch man bei der Ausbeutung und Förderung der Sanskritstudien verfährt, kann das Beispiel des sehr reichen Rechtsanwalts heim Obergericht in Bombay, Th. Arte, lehren, der in Puna bei Bombay ein großes Haus mit Druckerei und Bibliothek errichtete. Es führt den Namen Anandâsrama, Stätte der Glückseligkeit, und gewährt bedürftigen einheimischen Studenten freie Wohnung und Kost. Die Bibliothek zählt 4000 Handschriften und monatlich erscheint für äußerst mäßigen Preis ein Band von 200 Seiten, der sehr schön auf den Pressen des Hauses gedruckt wird.

Die meisten der neuen aus Licht gezogenen Sanskritwerke beschäftigen sich mit Religion, Philosophie, Gesetzkunde und Poesie. Doch vernachlässigt man darum keineswegs andere Wissenschaften und auch mathematische, astronomische und medizinische Werke im Sanskrit sind aus alten Handschriften schon veröffentlicht worden. Colebrooke war der erste, der auf den mehr als historischen Wert vieler Sanskrithandschriften hinwies. Es ist ein Verdienst Professor Thibauts, in seinem

Digitized by Google

großen Werke Panchasiddhántika 1889 darauf hingewiesen zu haben, wie hoch die Astronomie bei den Brahmanen entwickelt war und wieviel die Griechen in dieser Beziehung von den Indern geborgt haben. Auch die medizinischen Kodices, denen man Aufmerksamkeit zu widmen beginnt, versprechen Ausbeute. Der Pandit Avinash Chandra Kaviratna, der Herausgeber einer medizinischen Monatsschrift in Bengalen, hat den Text des Suvruta mit einem Sanskritkommentar sowie mit Bengali- und Hindübersetzung veröffentlicht. Noch älter als Suvruta soll das medizinische Handbuch Charakas sein, das der genannte Pandit ins Englische übersetzt hat. Die medizinische Litteratur des alten und mittelalterlichen Indien soll nach dem genannten einheimischen Gelehrten so umfangreich sein, daß sie allein eine große Bibliothek füllen würde. Charakas Name wird bei Avicenna erwähnt und es ist kein Zweifel darüber, daß Griechen wie Araber viele ihrer medizinischen Kenntnisse aus Indien erhielten.

Was hier mitgeteilt wurde, giebt nur einen schwachen Begriff von der rührigen Thätigkeit auf litterarischem und wissenschaftlichem Gebiete, die heute in Indien herrscht. Dabei kommt vielfach ein patriotisches Element mit ins Spiel und gerne weisen die Indier darauf hin, wie hoch bei ihnen die Wissenschaften schon entwickelt waren, als die sie beherrschenden Engländer noch im Zustande der Barbarei verharrten, Griechenland und Rom aber erst von der Morgenröte der Kultur beleuchtet wurden.

Deutsche Einwanderer in Rio Grande do Sul (Brasilien).

Von Pastor Pechmann in Santa Maria da Bocca do Monte [1]).

Seit Anfang 1890 regt es sich hier gewaltig, der Handel blüht, wie seit Jahren nicht — für Besserung unserer Wasser- und Landwege werden riesige Summen verausgabt. So wird mit gewaltigen Kosten die Barre bei Rio Grande, die stark durch die Zuführungen der Lagoa dos Patos verlandet ist, ausgebaggert und für die größten Seeschiffe zu jeder Zeit fahrbar gemacht, ferner soll bei Torres ein neuer Hafen angelegt werden, eine neue Bahn soll denselben mit P. Alegre verbinden. Vor einem halben Jahre hat man mit den Vermessungen der Bahn begonnen, die den Süden mit dem Norden verbinden soll, die Bahn von St. Maria nach Itararé. Der Bau dieser Bahn soll bald beginnen. Wir hier oben in St. Maria werden besonders von dem Wellenschlag dieser Bewegungen berührt. Vor allen Dingen ist die so gewaltige Einwanderung, die uns hier nicht zu Atem kommen läßt. Im Oktober 1890 kamen die ersten Züge Einwanderer, Deutsch-Russen und Lody und Tomaschewo etwa 800 Köpfe, hier an. Dann kamen 600, dann 300, 400, etwa 150, alles Deutsch-Russen, Rheinländer-Westfalen. Endlich kamen noch 600, dann 400 Polen. Diese massenhafte Einwanderung hatte die Regierung nicht erwartet. Man hatte Kolonisten verlangt, und die Kolonieen vermessen waren, waren schon Tausende gelaudet. Wäre nun das Land bald vermessen gewesen, aber obwohl alles so sehr drängte, so ging die Regierung doch damit sehr sammetig voran. In Hunderten lagen anfangs (die ersten zwei Monate) die Leute zusammen in großen zweistöckigen Holz- oder Steinhäusern. Eine schreckliche Luft war in diesen Räumen — kein Wunder, daß bald allerlei Krankheiten die Einwanderer heimsuchten. Alles mußte dazu mit beitragen, das schlechte Wasser, der so plötzliche Klimawechsel, man denke aus dem russischen Winter in den brasilianischen Sommer, die veränderte Nahrungs- und Lebensweise. In Rußland waren die Leute gewöhnt, viel Speck zu essen, so hielt man es auch hier, aß nun dazwischen massenhaft Orangen rc., kein Wunder, daß Ruhr und schleichende Krankheiten die Leute befielen, ja endlich der Typhus seine schrecklichen Opfer forderte. Wie gern wäre ich manchmal zu Hause geblieben, um das Elend nicht sehen zu brauchen, mußte ich doch den ganzen Tag von morgens bis abends von einem Kranken zum andern wandern — überall dieselbe Klage. Wäre nun ein guter Arzt zur Hand gewesen, aber leider hatte die Regierung, die sonst, das muß man sagen, ihr möglichstes that, hier nicht energisch genug gearbeitet. — Ich habe schon sieben Leichen auf einen Tag gehabt — zwei Familien starben ganz aus, drei Männer starben, hinterließen die Witwen und eine Schar kleiner Kinder hilflos im fremden Lande. Von einer Truppe, die viel hatte herumziehen müssen, vorher schon auf Cacias war, starben allein von 300 Personen in drei Monaten über 80. Man kann nicht sagen, daß die Regierung gefühllos diesem zugesehen und wie es so vielfach heißt, die Leute schlecht verpflegt — dies ist nicht der Fall, die Tagesgelder, die für jede Familie ein halbes Jahr ausgezahlt werden, reichen bei gutem Haushalt wohl aus, erhielt doch Mann und Frau — 900 Reis pro Tag, für jedes Kind je nach Alter 200 bis 300 Reis mehr. — Viele konnten und wollten sich an die hier dienliche Kost, Bohnen, Mehl, getrocknetes Fleisch, nicht gewöhnen.

Jetzt sind denn endlich alle Deutschen und Deutsch-Russen auf ihren Kolonieen und alle haben vollauf mit Haus- und Wegebau zu thun. Wie oben schon bemerkt, zahlt die Regierung ein halbes Jahr Subsidien, d. h. tägliche Unterstützung. Nach dieser Zeit läßt dieselbe Wege bauen durch die Kolonisten. Für diese Arbeit zahlt sie 1½ Mil für Männer und 1 Mil für Frau und Kinder. So fehlt es an Unterstützung und Hülfe der Regierung nicht. Im April 1891 habe ich nun die Kolonisten auf der Kolonie Jintry besucht. Diese liegt 32 Meilen nördlich von St. Maria und kann man diese Reise nur zu Pferde machen. — Der Wald, der mit diesen Deutschen besiedelt wird, liegt zwischen den Arroi dos Conceni und dem Jintry Grande, mag zirka 5 Meilen breit sein und zieht sich an diesen Flüssen entlang bis zu den großen Wäldern am Uruguay. Hier ist das Gebiet der alten Missionen, das Land, das der verstorbene von Koseritz so gern mit Deutschen bevölkert wissen wollte. Ich habe hier viele Wälder gesehen, keine die Kolonieen bei Pelotas, St. Leopoldo, St. Cruz und die Wälder um St. Maria. Doch nirgendwo habe ich solchen mächtigen Urwald angetroffen, schade, daß die Riesenbäume so nutzlos sind verbrannt werden müssen. Der Boden soll auch vorzüglich für Weizenbau sein, ist nur leicht hügelig. Berge fehlen dagegen vollständig. Reich ist jene Kolonie dagegen an Bächen und Flüssen. Ich glaube, die Regierung hat in der Wahl dieser Kolonie einen guten Griff gethan und dies ist um so besser, da gerade diese Kolonie fast ausschließlich mit Deutschen besiedelt wird. Das deutsche Element bekommt durch diese Kolonie einen starken Hinterhalt, besonders kommt dies der deutschen Bevölkerung in und um St. Maria zu Gute, die inmitten der Brasilianer einen schweren Stand hat. Viele Deutsch-Russen sind in Sprache und Wesen noch urdeutsch. Gott gebe, daß sie ihr Deutschtum hier bewahren und pflegen. Damit dies möglich, müssen wir hier das Unsrige thun. Nach meiner Rückkehr von Jintry war ich in S. Schoffen zur Synodalversammlung der evangelischen Kirche dieses Staates. Ich habe dort über unsre Einwanderung referiert und freue ich mich, daß ich nicht vergebens diese Reise gemacht habe, indem die Synode auf meinen Antrag verschiedene Maßregeln zum Schutze und zur geistigen Förderung der Einwanderer ergriff.

[1]) Aus einem gütigst uns mitgeteilten Schreiben an Herrn Prof. Kirchhoff.

Digitized by Google

Inzwischen habe ich dem Inspektor der Kolonisation in Porto Alegro Eingaben gemacht und dort persönlich um „Schulkolonien“ für die neuen Kolonien gebeten, so zwar, daß für je 80 Familien die Regierung eine Kolonie Land als „Schulkolonie“ reserviert. Um Erhaltung von deutschen Schulen sind die Leute sehr besorgt, dafür möchten alle arbeiten. Leider sind die Leute meist zu arm — überhaupt fehlt es dort noch an so manchem nötigen. Im Laufe dieses Sommers wird die Einwanderung, wenn nicht alles trügt, noch gewaltiger werden. Ist doch in der Nähe von St. Angelo (Missionen) ein deutscher Ingenieur v. Kalben daran, Kolonien für 2000 Familien auszumessen. Da es den Einwanderern besonders an deutschen Büchern fehlt, so ist die Gründung von Schulen schwierig. Und doch muß ich, damit die deutsche Sprache auch hier oben erhalten bleibt und zu Ehren kommt, sorgen, daß dem Mangel abgeholfen wird. Die Sendung deutscher Bücher wird denen große Freude bereiten, die bloß und leer daſtehen, die darum die Heimat verließen, weil die russische Regierung ihnen deutsche Sprache, Sitte und Glauben rauben wollte.

Die deutsch-französische Sprachgrenze im Schweizer Jura.

Dr. F. Zimmerli aus Basel, ein Schüler Moriz Heynes, hat seit drei Jahren die Sprachgrenze der Westschweiz eingehend an Ort und Stelle studiert und die romanischen Patois festgestellt. Seine auch in ethnographischer Beziehung vortreffliche Arbeit[1]) berücksichtigt überall die geschichtlichen Verhältnisse und zeigt die mancherlei Verschiedenheiten, die in der sprachlichen Abgrenzung zwischen Romanen und Germanen in der Westschweiz vor sich gingen, bald zum Vorteil der einen, bald der andern Nationalität. Merkwürdig viele schweizerdeutsche Wörter sind in die jurassischen Patois übergegangen, wie z. B. bueb, gelräich, rieme, oblebank, geis, gmües, krueg, brantwin, viele auf das Milchwesen bezügliche Ausdrücke. Der Eisenbahnbau und die Industrie, namentlich die Uhrmacherei, die über viele Ortschaften ausgebreitet wurde und Herbeiziehung fremder Arbeiter bedingte, haben viel zur Sprachverschiebung in dem einen oder andern Sinne beigetragen, und so sehen wir denn eine große Anzahl gemischter Ortschaften längs der Sprachgrenze, mehr Deutsche auf französischer Seite als umgekehrt, wie überhaupt in der Schweiz (vgl. Zemmrich, Das deutsche Element in der Schweiz, Deutsche Rundschau für Geographie, Mai 1891) mehr Deutsche im französischen Sprachgebiete wohnen als umgekehrt.

Daß die natürlichen Verhältnisse, Berge, Flüsse und Seen im Schweizer Jura abgrenzend auf die beiden Sprachen wirken, erkennen wir nur ausnahmsweise; im Gegenteil: die geschichtlichen, politischen und wirtschaftlichen Beziehungen sind hier weit mehr ausschlaggebend gewesen, und solches mag warnend vor Überschätzung der Einwirkung physikalischer Verhältnisse auf diesem Gebiete dienen. Indessen haben doch auch zuweilen physikalische Verhältnisse schützend für die eine oder andre Sprache gewirkt, wie im Bezirke Delémont, wo einzelne deutsche Gemeinden gar keine Beziehungen zu den nächsten welschen Dörfern haben. „Der Höhenzug, welcher hier die Sprachgrenze bildet, fällt zu beiden Seiten steil ab und kann nur auf Fußwegen überschritten werden, die im Winter fast ungangbar sind.“ Damit sind auch sprachliche Einflüsse herüber und hinüber abgeschnitten.

Weit mehr, ja fast allein ändernd und verschiebend wirken die Verkehrs- und industriellen Verhältnisse mit ihrem großen Aufschwung in der Neuzeit. Die Eröffnung der Eisenbahn Basel-Delsberg (Delémont) 1875 hat dem deutschen Elemente im welschen Jura viel Verstärkung zugeführt. So hat Soyhières, deutsch Saugern, früher ganz welsch, jetzt 54 romanische und 38 deutsche Haushaltungen. Delémont ist zu drei Siebenteln deutsch geworden; das Bahnhofquartier ist dort ganz deutsch; in dem romanischen Courrendlin (deutsch Rennendorf) derselben Gegend findet man jetzt 153 welsche und 43 deutsche Haushaltungen, doch ist die Mehrheit der stimmberechtigten Bürger deutsch. Crémine im Bezirk Balsthal ist genau zur Hälfte deutsch und welsch und dieses erst seit der Gründung einer Weberei in den sechziger Jahren. In dem benachbarten Moutier (Münster) steigt das Deutschtum fortwährend; es kommen dort schon auf 266 romanische 216 deutsche Haushaltungen. Die Welschen gehen in die Industrie (Uhrmacherei), der Deutsche nimmt die Felder. „Unsre Felder würden brach liegen, wenn wir die Deutschen nicht hätten.“ Am welschesten über des Bielersees sind in der letzten Zeit eine Reihe Dörfer germanisiert worden, so z. B. Ligerz (fr. Gléresse), das im vorigen Jahrhundert noch ganz romanisch war. Bis 1656 war der Gottesdienst ausschließlich französisch, von da bis 1843 abwechselnd französisch und deutsch, von 1843 an nur deutsch. Romanische Familiennamen der Einwohner, romanische Flurnamen weisen auf die ehemalige nationale Zugehörigkeit hin.

Umgekehrt aber macht an der Hand von industriellen und Verkehrsverhältnissen sich eine Romanisierung in andern Orten geltend. So in dem hübschen Städtchen Biel, wo 1841 die Uhrenindustrie begründet wurde; damit begann eine lebhafte Einwanderung in die deutsche Stadt, so daß 1888 auf 2200 deutsche schon 925 welsche Haushaltungen kamen. Die Straßennamen sind jetzt doppelsprachig; in beiden Sprachen wird amtiert. In Biel (deutsche Gründung, Bühl-Hügel) zeigt sich der Deutsche weniger konservativ als der Franzose; er lernt französisch, während der Franzose nur ungern deutsch lernt. Deutsche Geschäfts- und Wirtshäuser zeigen oft nur französische Schilder. Was die deutschen Minderheiten betrifft, die in französische Dörfer ziehen, so romanisieren sich gewöhnlich schon deren Kinder. „Die deutsche Sprache wird im Jura nur so lange ihre jetzige Stellung behaupten, als der starke Strom der Einwanderung anhält. Diese Erscheinung erklärt sich zum Teil aus der relativen Inferiorität der deutschen Mundart (z. b. des Schweizerdeutsch) gegenüber der französischen Kultursprache, vor allem aber aus dem Umstand, daß die Schulen fast ohne Ausnahme französisch sind.“ Wir finden bei Zimmerli viele Beispiele, wie hier geradezu ungerecht gegen das deutsche Element vorgegangen wird.

Wie sich im allgemeinen das praktische Bedürfnis zur Beherrschung für beide Teile an der Sprachgrenze gestaltet, können wir an dem Beispiel des Dorfes Gänsebrunnen (fr. St. Joseph), nordwestlich von Solothurn, erkennen. „Es ist vollständig deutsch; auch im Gasthause können die Leute nicht französisch, während in der vier Kilometer entfernten welschen Ortschaft Crémine jedermann deutsch versteht.“ Hier sind also die Welschen voraus, sonst aber herrscht fast ausnahmslos bei gemischten Gemeinden „Doppelsprachigkeit“.

In ethnographischer Beziehung ist noch von Belang, daß die Sprachgrenze (welche Zimmerli sonobl auf der deutschen als französischen Seite von Dorf zu Dorf aufführt) im Schweizer Jura mit der Scheidelinie zwischen dem felto-romanischen Hause, das für den welschen Jura kennzeichnend ist, und dem dreiſässigen Hause, das die ganze Nordschweiz beherrscht, zusammenfällt. Auch diese Beziehungen sind neben dem sprachlichen Teile, namentlich den noch weniger erforschten Patois, die vor der französischen Sprache zu weichen beginnen, von Zimmerli ausführlich behandelt worden. R. Andree.

[1]) Die deutsch-französische Sprachgrenze. I. Die Sprachgrenze im Jura. Nebst einer Karte. Basel 1891.

Digitized by Google

Einfluß des Waldes auf die periodischen Veränderungen der Lufttemperatur.

Herr Professor A. Müttrich hat im Februarheft der meteorologischen Zeitschrift eine sehr belangreiche Bearbeitung der auf den forstlich-meteorologischen Stationen Deutschlands angestellten Temperaturbeobachtungen veröffentlicht. Die Ergebnisse, welche über den Gang der täglichen Temperaturschwankungen im Freien und im Walde abgeleitet worden sind, lauten: Die Größe der täglichen Temperaturschwankungen nimmt auf freiem Felde auf allen Stationen in den ersten Monaten des Jahres langsam, dann rascher zu und erreicht auf den meisten Stationen im Juni, seltener bereits im Mai ihr Maximum. Die Abnahme erfolgt hierauf zuerst langsam bis gegen den September, dann rascher bis zum November und erhält schließlich im Dezember ihr Minimum. — Die täglichen Temperaturschwankungen im Walde nehmen ebenfalls vom Winter zum Sommer zu und dann wieder zum Winter ab, sind aber in allen Monaten und bei allen Bestandesarten kleiner als die im Freien. — Der Gang der Temperaturschwankungen im Laufe des Jahres hängt von der Art des Bestandes ab. Der Einfluß des Waldes auf die tägliche Temperaturschwankung ist bei allen Beständen in den Monaten Mai bis September (Oktober bei Nadelstationen) größer als in den übrigen Monaten, zeigt aber im Laufe des Jahres bei den verschiedenen Holzarten einen verschiedenen Gang; er ist ferner in den Winter- und ersten Frühlingsmonaten absolut am kleinsten im Buchenwald (0,8°), etwas größer im Kiefernwald (1,2°) und am größten im Fichtenwald (2,3°). Anders verhält es sich im Sommer und ersten Herbstmonat, wo der Einfluß des Waldes am größten im Buchenwald (4,1°), kleiner im Fichtenwald (3,7°) und noch kleiner im Kiefernwald (2,8°) ist. — Die täglichen Temperaturschwankungen in der Baumkrone liegen ihrer Größe nach mit geringen Ausnahmen zwischen denen des Erdbodens und denen auf freiem Felde, kommen aber dem ersteren meistens näher als dem letzteren. Im Buchenwald ist der Unterschied zwischen den täglichen Temperaturschwankungen in der Nähe des Erdbodens und in der Baumkrone während der Monate Januar bis Mai und November bis Dezember meistens nur gering. Von Juni bis Oktober sind die Temperaturschwankungen in der Baumkrone im Durchschnitt um 0,9° größer als in der Nähe des Erdbodens und nur 2,5° kleiner als auf freiem Felde. Im Nadelwald ist dagegen dieser Unterschied entweder sehr gering, oder derselbe zeigt nicht immer denselben regelmäßigen Gang.

Der Einfluß des Waldes auf die Maxima- und Minimatemperaturen besteht darin, daß die Maxima erniedrigt und die Minima erhöht werden; der Gang des Einflusses ist für die Stationen mit gleichartigem Waldbestand im großen und ganzen derselbe, unterscheidet sich aber nach den verschiedenen Formen des Bestandes. Der Einfluß auf die Maximatemperaturen ist in den Sommermonaten für alle Bestände größer als in den Wintermonaten und zwar ist er im Sommer am größten im Buchenwald, kleiner im Fichten- und am kleinsten im Kiefernwald, während er im Winter seinen größten Wert im Fichtenwald besitzt und einen kleineren im Kiefern- und Buchenwald (in beiden nahezu gleichen Wert) erhält. Der Einfluß auf die Minimatemperaturen ist ebenfalls für alle Bestände in den Sommermonaten größer als in den Wintermonaten, ist aber das ganze Jahr hindurch im Fichtenwald größer als im Kiefern- und Buchenwald. Der absolute Wert des Einflusses, den der Wald auf den Stationen mit gleichartigem Waldbestand auf die Maxima- und Minimatemperaturen besitzt, ist ein sehr verschiedener und davon abhängig, ob der Wald durch einen dichteren oder weniger dichten Bestand gebildet ist. — Die Unterfuchung über den Einfluß des Waldes auf die Monats- und Jahresmittel der Temperatur bleibt wegen derzeitigem Mangel an nötigen Daten einer späteren Zeit vorbehalten.

Dr. G. Gruß.

Bücherschau.

Dr. F. Freiherr v. Nettelbladt. Suaheli-Dragoman. Gespräche, Wörterbuch und praktische Anleitungen zum Verkehr mit den Eingebornen in Deutsch-Ostafrika. Mit einem Vorwort von Hauptmann C. Freiherrn von Gravenreuth. Mit einer Karte von Deutsch-Ostafrika. Leipzig, Brockhaus. 1891. 18°. XII, 256 S.

Das Suaheli, welches zu dem großen südafrikanischen Bantu-Sprachstamm gehört, ist gleichsam die Hauptsprache, die lingua franca von Deutsch-Ostafrika, jenem Lande, welches zwischen dem Indischen Ozean und den drei Seen Victoria Nyanza, Tanganjika und Nyassa gelegen ist und im Süden vom Flusse Rovuma begrenzt wird. Im Norden bildet eine der Inseln Pemba über den Berg Kilima-Ndscharo gegen den Victoria Nyanza gezogene gerade Linie seine Grenze. Das Wort Suaheli ist aus dem arabischen sawâhili „den Küsten angehörig" entstanden, einem Adjektivum, das von sawâhil, dem Plural des Wortes sahil „Küste" abstammt. Es wäre ganz verkehrt, das Wort Suaheli sowie das Wort Suhan mit scharfem s (ss) zu schreiben, wie der Verf. in der Vorrede S. VII lehrt, da dieses so leicht auf das arabische Sâid bezogen werden könnte, während es doch Sir ist.

Das Büchlein enthält so ziemlich alles, was einem Deutsch-Ostafrika betretenden Ankömmling zu wissen notwendig ist. Es umfaßt eine Belehrung über Land und Leute mit einer ganz guten Übersichtskarte des Landes, eine kurze, 12 S. füllende Grammatik und reichhaltige Gespräche (70 S.) sowie ein Wörterbuch (Suaheli-Deutsch = 60 S. und Deutsch-Suaheli = 86 S.).

Noch unter Ansicht wäre das Büchlein viel brauchbarer und nützlicher geworden, wenn der Verf. die Grammatik vorangestichelt und auf den ersten 10 bis 15 S. des Sprachführers die Gespräche mit einer getreuen Interlinearversion und kurzen Anmerkungen versehen hätte. Dadurch wäre der Schüler in die Lage gekommen, in den Geist der Sprache einzudringen, während er bei der Benutzung des Büchleins in der jetzigen Form das Gedächtnis beinahe ausschließlich zu Hilfe nehmen muß.

Wien, Juli 1891. Prof. Friedrich Müller.

A. Schlatterer, Die Ansiedlungen am Bodensee in ihren natürlichen Voraussetzungen. Stuttgart, Engelhorn, 1891. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, herausgegeben von A. Kirchhoff, 5. Bd., Heft 7.)

Verf., der längere Zeit in Konstanz gelebt und auf seinen Wanderungen um den See die Gestaltung des Ufergebietes mit seltener Sorgfalt beobachtet hat, giebt nach Ausstellung allgemeiner Gesichtspunkte über Ansiedlungen an Seebecken einen Überblick über die Niederlassungen am Bodensee von den Pfahlbauten der Steinzeit an bis zur mittelalterlichen Glanzzeit von Konstanz und bis zum neuen Aufschwung in unserm Jahrhundert, um dann die geographischen Voraussetzungen zu prüfen, unter denen die einzelnen Orte rings um den See angelegt sind und unter deren Einfluß sich ihre verschiedenartige volkswirtschaftliche und historische Entwickelung vollzogen hat. Die geographischen Verhältnisse sind auf das Eingehendste besprochen, die historischen mehr angedeutet; was darin seine Berechtigung hat, daß die ersteren noch niemals ausführlich und gründlich behandelt sind; für letztere, soweit sie nicht, wie beispielsweise bei Reichenau und Konstanz, in die allgemeine Kulturgeschichte der Deutschen hervortreten und allgemein bekannt sind, konnte der Verf. die „Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung", auf die hier gleichzeitig verwiesen sei, für viele Einzelheiten anzüglich verwerten. Leider unterstützt die beigegebene Karte, welche ebenso jede Andeutung der Bodenforma-

Digitized by Google

tion wie alle historischen Andeutungen (die Richtung der Römerstraßen, Hunnsteilen von Pfahlbauten u. s. w.) beiseite läßt, die anschauliche Darstellung des Verf. nicht. Daß derselbe das selbst empfunden hat, sehen wir aus seinem Hinweis auf die von oben genannten Verein in Aussicht gestellte „Karte des Bodenregebietes", welche auch den hier maßgebenden Gesichtspunkten Rechnung tragen soll und dadurch erst den Wert der vorliegenden verdienstvollen Arbeit in das richtige Licht setzen wird.

Karlsruhe. O. Kienitz.

Dr. Fisch, Tropische Krankheiten. Anleitung zu ihrer Verhütung und Behandlung für Missionare, Kaufleute und Beamte. Basel, Missionsbuchhandlung. 1891.

Das Weisen, die Behütung und Behandlung der tropischen Krankheiten, insbesondere der Malaria und der Dysenterie (Ruhr), erörtert der schon seit langer Zeit als Missionsarzt an der afrikanischen Goldküste wirkende Dr. Fisch in dieser sehr belehrenden, auch dem Laien leicht verständlichen Schrift. Angesichts der Thatsache, daß nach Fischs Erfahrung kein Europäer in den Tropen auf die Dauer sei von Malaria bleibt, daß ferner die Dysenterie wegen ihres unaufhaltsamen, jahre- und jahrzehntelangen Siechtum auch sich ziehenden und sehr oft das Leben beendenden Verlaufs als die schrecklichste Geißel der Tropen gilt, erscheint es allerdings begründet, eine allgemeine Belehrung über das Wesen und die möglichste Verhütung besonders dieser Krankheiten zu geben; bekennen wir ferner, daß gar mancher Europäer auf stationen Posten aber auf Reisen in den Tropen auf ärztliche Hilfe in Krankheitsfällen nicht rechnen kann, so müssen die dem Laien vielfach verständlichen Winke über die Behandlung, besonders wenn Gefahr im Verzuge liegt, als höchst wertvoll betrachtet werden. Das erwähnte Schriftchen verdient deshalb den Beifall jedes Menschenfreundes und ist sicher allgemeiner Verbreitung auch unter unseren in den Kolonieen thätigen Landsleuten wert.

Die aus den ausführlichen Erörterungen sich ergebenden Regeln zur Erhaltung der Gesundheit in den Tropen sind kurz folgende: Nur gesunde, tüchtige Leute, insbesondere solche mit normalem Herzen und gesunden Nieren, sowie ohne nervöse Anlagen, sollen in die Tropen gehen. Für zweckentsprechende Kleidung ist zu sorgen, die Unterleiber müssen auch im feuchten Zuhause porös und schlechte Wärmeleiter sein; daher ist Barchent und Flanell unzweckmäßig, dagegen Wall- oder Baumwollstrick zu empfehlen. Die Oberkleider sind für Arbeit im Hause hell, im Freien, besonders in der Sonne, dunkel zu wählen (am besten blaue, braune oder graue englische Stoffe). Man setze sich nie ohne Schutz (Hut und Schirm) der Sonne aus und sei auch gegenüber dem Mondschein vorsichtig (es giebt in den Tropen nicht nur Sonnen-, auch Mondstich). Tägliche, mäßige Körperbewegung ohne Überanstrengung, nötigenfalls durch Gymnastik, sowie tägliche Bäder und sorgsame Hautpflege sind nötig. Tabak und Spirituosen werden, weil die Herzkraft schädigend, am besten ganz gemieden; leichte deutsche Biere sind in mäßigen Mengen, bis zwei Flaschen am Tage, gestattet, ebenso ½ Flasche leichten Weines. Trinkwasser ist nur filtriert und möglichst gekocht zu genießen. Genügende Kost nach europäischer Sitte ist, wenn ausführbar, beizubehalten, daneben aber auch allmählich einige der appetitanregenden Gerichte der Negerkost (Vegetabilien kurz mit Pfeffer gewürzt) in die Diät aufzunehmen. Zuviel Tanzvergnügen sind schädlich. Aufenthalt im Freien nach stärkerem Regen muß vermieden werden, weil dann besonders die Malariakeime enthaltende Bodenluft aus dem Boden durch das eindringende Wasser in die Atmosphäre gedrängt wird; ebenso sind Orte zu meiden, wo der Boden zum erstenmale aufgebrochen wird. Jedes Jahr ist eine Zeitlang durch Aufenthalt in den Bergen, oder durch eine Seereise Erholung zu suchen. In bezug auf die Behandlung der Malaria spricht Dr. Fisch einzig und allein dem Chinin in großen, einmaligen, rechtzeitig vor einem ausgebildeten Anfall dargereichten Dosen (1 bis 3 g) eine heilende, nicht bloß einzelne Krankheitssymptome vorübergehend beseitigende Wirkung zu.

Dr. W. Sievers, Zur Kenntnis des Taunus. Mit einer Karte. Stuttgart, J. Engelhorn, 1891.

Wenn auch wohl über den geologischen Bau des Taunus und das Alter der ihn aufbauenden ältesten Schichten noch immer nicht, trotz der umfassenden Arbeiten G. Kochs, das letzte Wort gesprochen ist, so ist es doch von Wert, wenn das bisher Erforschte und Geltendgemachte in klarer Weise zusammenfassend dargestellt wird. Nachdem Verf. eine neuere auch nicht vollständige Liste der auf den Taunus bezüglichen Litteratur, wie er ihn versteht, vorausgeschickt, wendet er sich zum Bericht über Bau und Entstehungsgeschichte nach Koch und Kayser. Daß auf der Nordseite sich die älteren Devonablagerungen, wie auf der Südseite ausdehnten, kann Ref. nicht für zutreffend halten. Die kurze Zusammenstellung der geologischen Ansichten findet eine schöne Bereicherung durch den geographischen Teil, in dem der Schwerpunkt der Sievers'schen Arbeit liegt. Eine natürliche Gliederung erschwert dem Verf. durch die Ostseiner Senke gegeben. In der Oberflächenplastik findet er mehrfache Parallelen mit dem Erzgebirge. Besonders möchten wir auf die sehr klare Darstellung des abnormen Verhaltens hinweisen, daß im Taunus auch die Wasserscheiden der südlich fließenden Bäche mehrfach nördlich der Kammlinie liegen. Sievers weist diesbezüglich besonders auf den Zusammenhang mit durch Quarzgänge angedeutete Störungen hin. Nicht minder anziehend ist die eingehende Darstellung über die Anordnung der Wasserläufe und Thalbildung. Eine Höhenschichtenkarte 1:263 000 erleichtert in hohem Maße das Verständnis. Von Interesse sind schließlich auch die Studien über Kammhöhe und Waldbedeckung.

Frankfurt a. M. F. Kinkelin.

Aus allen Erdteilen.

— Das archäologische Museum in Philadelphia. In sehr erfreulicher Weise wächst in Amerika das Interesse an der Urgeschichte und Ethnologie der Neuen Welt. Philadelphia, dessen Academy of natural Sciences sich seit langem eines guten Namens in der wissenschaftlichen Welt erfreut, besitzt seit zwei Jahren eine University Archaeological Association, die unter dem Vorsitz des verdienten Amerikaforschers Brinton bereits mehr als 200 Mitglieder zählt, sowie ein rasch aufblühendes Museum of Archaeology and Palaeontology. Als Kurator desselben wirkt Ch. Abbot, der Entdecker der paläolithischen Steingeräte im Flußtieb des Delaware, deren Auffinden die Anwesenheit des Menschen in Amerika zurückweist bis in die Eiszeit. Diese von Abbot gesammelten Stücke bilden einen wertvollen Teil der Sammlungen des Museums; ihnen schließen sich an die jüngeren prähistorischen Gegenstände aus Stein, Kupfer, Bronze, Knochen, Holz und Thon. Zahlreich sind die Funde aus den Mounds Ohios und den Steingräbern Tennessees, deren Thongeräte eine hoch entwickelte Technik und einen eigenartigen Formensinn erkennen lassen. Die Umgebung des Oberen Sees hat eine größere Anzahl von Geräten, Waffen und Schmuckſachen aus Kupfer geliefert, das dort gediegen in mächtigen Gängen vorkommt und von den Indianern noch vor der Entdeckung Amerikas in ausgedehntem Maße bergmännisch gewonnen, aber auch im Gletscherschutt erratisch gefunden und dann verarbeitet wurde. Trotzdem kann von einer Kupferzeit Amerikas nicht in dem Sinne einer europäischen Kupferzeit die Rede sein: in der Alten Welt wurde das Kupfer geschmolzen und durch Guß in die bestimmten Formen gebracht, die Indianer am Lake Superior dagegen hatten das Geheimnis noch nicht entdeckt, daß Kupfer durch Schmelzen formbar sei; für sie war das gediegen gefundene Kupfer nur ein Stein, der außer seiner schönen Farbe noch die sehr schätzbare Eigenschaft besaß, daß er sich durch Hämmern formen ließ. Weit verbreitet wurden die kupfernen Geräte durch uralten Handel, man hat selbst in Florida Schmuck aus gediegenem Kupfer gefunden, also in einem Lande, in welchem außer Korallenkalk kaum ein Stein, geschweige denn gediegen Kupfer vorkommt. Hier waren es besonders Muschelschalen, die das Material zu den Geräten der Indianer lieferten; das Museum in Philadelphia besitzt eine stattliche Anzahl solcher Muschelgeräte. In Florida, wo

Digitized by Google

an den gefährlichen Korallenriffen und Untiefen in der ersten Zeit nach der Entdeckung Amerikas so viele europäische, besonders spanische Schiffe stranderten, findet man auch verhältnismäßig am häufigsten Gegenstände europäischer Herkunft in Mounds, ein Beweis, daß die Moundbuilders bis in die Zeit nach der Entdeckung Amerikas hineinragten.

An diese Gegenstände aus den Vereinigten Staaten reihen sich solche aus Mexiko (besonders zahlreich sind die Terrakotta-Köpfe aus San Juan Teotihuacan), dann aus Nicaragua, den westindischen Inseln, Peru ꝛc. Auch die europäische Urgeschichte ist durch typische Gegenstände vertreten. Für die ethnologische Abteilung sind gleichfalls gute Anfänge vorhanden; besonders wertvoll sind darunter die echten, schon in älterer Zeit gesammelten Gegenstände aus Polynesien. Wir wünschen dem Museum, dessen Katalog schon nach so kurzer Zeit mehr als 20000 Nummern aufweist, aufrichtig ferneres Gedeihen.

S—t.

— Eine Frau als Nordpolarreisende. Wir verdanken Herrn Dr. C. Steffen in New York die Übersendung eines Bittgesuches und die Übersetzung eines Briefes, welchen die Frau des Ingen. R. Peary, Frau Josephine Diebitsch Peary bezüglich ihrer Beteiligung an der Nordgrönlandfahrt ihres Mannes (vgl. S. 63 dieses Bandes) geschrieben hat. Es heißt in dem Briefe: „Eine Frau als Mitglied einer arktischen Expedition scheint auf den ersten Blick eine Anomalie zu sein und doch werden gut Unterrichtete es nicht als verkehrt ansehen. In mehr als einem Falle haben Frauen die Eigenschaften bewiesen, um mit Erfolg unter Entbehrungen und Gefahren an der Erforschung von Gegenden teilnehmen zu können, die mehr Drangsale als die arktische Region darbieten. Lady Baker und Frau Hall sind nur zwei Beispiele unter mehreren Frauen, die nicht nur Monate, sondern Jahre im unbekannten Innern Afrikas ausgedauert haben."

Frau Josephine Diebitsch-Peary.

„In den arktischen Regionen hat mehr als einmal das Weib eines englischen Walfischfängers überwintert in dem Fahrzeuge ihres Mannes. An der Westküste Grönlands bis nach Upernavik wohnen dänische Beamte mit Frauen und Kindern, deren hauptsächliches Ungemach ihre Vereinsamung ist. — Nach eingehender Prüfung wurde entschieden, daß ich die Expedition begleiten sollte. Ein Opfer, wie manche Mitschwester glauben wird, ist dieses für mich nicht; denn Wißbegierde und die Freude, meinem Manne hilfreich zur Seite stehen zu können bei seinem Forschungswerke lassen mich die Reise nicht als Opfer erscheinen. Ich bin stark und gesund, gelte als gute Fußgängerin und fürchte keine Gefahr. Es giebt dort nur Unbequemlichkeit, keine Gefahren, kein Fieber, keine giftigen Reptilien u. s. w." (Folgt Beschreibung der Ausrüstung.)

— Der Zensus Irlands vom 5. April d. J., dessen vorläufige Ergebnisse jetzt bekannt geworden sind, spiegelt die traurigen Zustände dies Landes deutlich wieder. Die Zensusdirektoren sind bezeichnend genug alle Polizeibeamte gewesen. Irland hatte 4706162 Einwohner, das sind 468674 oder 9,1 Prozent weniger als 1881. Im Jahre 1801 hatte das Land noch 5395456 Einwohner, und die Bevölkerung stieg bis 1841 auf 8175124. Dann trat der rasche Verfall ein, der im letzten Jahrzehnt am größten gewesen ist. Alle Provinzen sind zurückgegangen und nur zwei Counties zeigen eine Zunahme. Munster hat 12,2 und Connaught 11,9 Prozent der Bevölkerung verloren; es sind die beiden Provinzen, wo das keltische Element am stärksten vertreten ist. In Ulster betrug die Abnahme 7,2 und in Leinster, der am meisten englischen Provinz, 6,5 Proz. Aber auch diese sind unter dem Einflusse der allgemeinen Not stärker zurückgegangen als im vorigen Jahrzehnt. Von den Counties hat Dublin um 2,4 und Antrim um 1,4 Proz. zugenommen. Dagegen beträgt der Rückgang in Monaghan 16,2 Proz. Hauptsächlich ist die starke Auswanderung nach den Vereinigten Staaten schuld an dem Rückgange. Die Auswanderung 1881—1891 wird auf 768105 Köpfe berechnet; der natürliche Zuwachs in derselben Zeit betrug nur 267653. Was die Verteilung nach der Religion betrifft, so sind römisch katholisch 3549745 oder 75,4 Proz.; 600830 oder 12,8 Proz. episkopale Protestanten; 446687 oder 9,5 Proz. Presbyterianer; 55235 oder 1,2 Proz. Methodisten. Die Zahl der Juden beträgt 1798. Sie allein haben zugenommen, sind in dem Jahrzehnt 1881—1891 um 1326 Köpfe oder 281 Proz. gewachsen, in einem der ärmsten Länder Europas!

— Die Kulturfortschritte in der Mission Karema am Tanganjikasee, welche von den „weißen Brüdern" des Kardinals Lavigerie besetzt ist, werden in dem neuen Werke von Jane F. Moir (A Lady's Letters from Central Africa, London 1891) als sehr bedeutend hingestellt. Frau Moir begleitete ihren Mann, Direktor der afrikanischen See-Gesellschaft, von den Schirehochlanden bis Ubschidschi. Sie fand in Karema unter der Obhut von fünf Missionaren mehrere hundert drei- bis fünfjährige, den arabischen Sklavenhändlern abgelaufte Kinder. Man lehrt sie zunächst arbeiten, seltener lesen, das erst später an die Reihe kommt, und jedes Kind hat ein Stückchen Garten, das es bebauen lernt. Da alle heimischen Einflüsse von den Kindern durchaus fern gehalten werden, so wachsen sie ganz in christlichen Anschauungen auf. Die Erwachsenen leben, nach Geschlechtern getrennt, für sich; ebenso bilden die Verheirateten eine kleine Kolonie für sich. Frau Moir sagt, dieses Missionssystem bewähre sich vorzüglich.

— Der jüdische Fischtanz. Im Juni dieses Jahres fand zu Sarajewo in Bosnien unter genauester Beachtung der bei den Spanjolen (spanischen Juden) üblichen hergebrachten Gebräuche die Trauung des Herrn Abraham Levi mit Fräulein Simcha Salmon statt, wobei die Honorationen der Stadt zugegen waren. Nach dem Austausch der Ringe fand in der Wohnung des Bräutigams der übliche Fischtanz statt. Die Verwandten traten nacheinander vor die Braut hin und jeder legte einen oder mehrere Fische, die am Kopfe mit Blumen und am Leibe mit Rauschgold geschmückt waren, zu den Füßen der Braut, die dann über jeden Fisch hinweghüpfen mußte. An diesem Brauche, der den Wunsch der Fruchtbarkeit symbolisiert, wird streng festgehalten (Allgem. Ztg. des Judentums). Der ja in Erfüllung gehende Wunsch nach Fruchtbarkeit zeigt sich auch in den Hochzeitsgebräuchen unserer deutschen Juden, wenigstens da, wo an alter Sitte festgehalten wird. Die Braut wird bei der Trauung unter dem Baldachin zu diesem Zwecke mit Weizen bworfen und beim Hochzeitsmahl (Chasuna) wird ihr ein rohes Ei vorgelegt, damit sie so leicht gebären möge, wie eine Henne das Ei legt.

Herausgeber: Dr. F. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LX. **Globus.** Nr. 9.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Zur Geschichte der Ehe.

Von Dr. M. Winternitz. Oxford.

I.

Es ist in neuerer Zeit Mode geworden, von „Promiscuität“ oder „Hetärismus der Urzeit“ und „Kommunalehe“ zu sprechen, als ob die Annahme, daß der Institution der Ehe ein ehefreies Zeitalter und der „individuellen Ehe“ ein Zeitalter der „Kommunalehe“ vorausgegangen sei, keines Beweises mehr bedürfte.

So glaubt Sir John Lubbock in der neuesten Auflage seines berühmten Werkes „The Origin of Civilisation and the Primitive Condition of Man“ sagen zu können, es sei nunmehr von den meisten Forschern zugestanden, daß es eine Zeit gegeben habe, in der individuelle Ehe nicht existierte und die Menschheit in einem Zustande lebte, den man als Kommunalehe (communal marriage) bezeichnen könne [1]). Etwas vorsichtiger drückt sich Post aus, wenn er sagt: „Nach meiner Ansicht ist es wahrscheinlich, obgleich bisher nicht zu erweisen, daß die monogamische Ehe ursprünglich überall aus der reinen Weibergemeinschaft durch die Mittelstufen einer beschränkten Weibergemeinschaft, einer polyandrischen und polygynischen Ehe entstanden ist“ [2]).

Bloß äußert sich im ersten Bande seines Werkes „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde“ über die von Lubbock, McLennan, Morgan, Post u. A. vertretene Hypothese noch vorsichtig genug, indem er sagt: „Es ist noch zweifelhaft, ob die Untersuchungen dieser Männer den Schleier von dem Geschlechtsleben in der grauen Vorzeit gehoben haben, und ob ihre Theorie, daß in Vorzeiten vor Begründung einer Familienzusammengehörigkeit die sogenannte Gemeinschafts- oder Genossenschaftsehe überall geherrscht habe, den Thatsachen entspricht.“ Jedoch lesen wir im zweiten Bande desselben Werkes von Bloß: „Der Begriff der Ehe und Familie ist allerdings ohne allen Zweifel kein dem Menschen als Gattungswesen ein- oder angeborener; er ist vielmehr ein mit der Kultur erworbener. Die tiefsten Rassen kennen keine Bande, die wir als eheliche Verbindungen bezeichnen könnten; sie sind mit dem Eheverhältnis ebenso unbekannt, wie die Tiere. Auch Honegger hält in seiner allgemeinen Kulturgeschichte dafür, daß es in der Urzeit nur einen sogenannten Hetärismus gab, welcher jenen Gebräuchen vorausging, die dann als Brautraub oder Brautkauf in der niedersten Form der Erwerbung eines Eigentumsrechtes an einem Weibe sich bei den Völkern einführten“ [3]).

In einer außerordentlich bedeutenden Dissertation über den Ursprung der menschlichen Ehe — veröffentlicht als der erste Teil eines größeren Werkes über die Geschichte der Ehe — beschäftigt sich nun Westermarck [4]) mit dem Nachweise, daß die tiefsten Rassen, ebensowenig wie die Tiere mit dem Eheverhältnis unbekannt sind, und daß die Hypothese einer „Promiscuität“ oder eines „Hetärismus der Urzeit“ jeder wissenschaftlichen Basis entbehrt.

Westermarck weist zunächst nach, daß die Institution der Ehe — im weitesten Sinne des Wortes [5]), in welchem es nur ein mehr oder minder dauerndes Zusammenleben von Männchen und Weibchen, das über den Fortpflanzungsakt hinaus fortgesetzt wird, bedeutet — keineswegs auf den Menschen beschränkt ist. Unter den höheren Säugetieren finden wir viele, bei denen Männchen und Weibchen auch nach der Geburt eines Jungen zusammenleben, indem beide Eltern sich in der Sorge um das Junge teilen. Dies ist namentlich der Fall bei den Vögeln, deren eheliche Treue Brehm in den beredtesten Worten geschildert hat. Es ist ebenso der Fall bei den höheren Affen. Der Gorilla z. B. baut ein Nest für seine schwangere Genossin und hält Wache über Mutter und Junges. Ähnliches wird vom Chimpanse berichtet.

Daß bei den niedrigsten Menschenrassen ein mehr oder minder dauerndes Verhältnis zwischen Mann und Weib die Regel ist, wird selbst von jenen Forschern zugestanden, welche behaupten, daß einige Naturvölker mit der Institution der Ehe unbekannt sind. Lubbock stellt es allerdings als Thatsache hin, daß die niedrigsten Rassen keine Ehe haben [6]). Der vorsichtigere Post gesteht jedoch zu, daß sich der „Ur-

Digitized by Google

zustand einer reinen Weibergemeinschaft" zur Zeit „nur noch äußerst selten, vielleicht rein gar nicht mehr" auf Erden finde[1]). Wir werden weiter unten sehen, wie es mit den Thatsachen in dieser Beziehung bestellt ist. Daß bei den weitaus meisten Völkern dieser Erde eheliche Bande von größerer oder geringerer Festigkeit anerkannt sind, wird selbst Lubbock nicht leugnen können.

Wenn nun diese Thatsachen darauf hinweisen, daß die Institution der Ehe nicht erst ein Produkt der Kultur, sondern im eigentlichsten Sinne des Wortes eine natürliche Einrichtung ist, die der Mensch von seinem anthropoiden Vorfahren überkommen hat, so fragt es sich, ob wir für eine solche Annahme in den bekannten Naturgesetzen eine Stütze finden. Westermarck glaubt diese Frage im bejahenden Sinne beantworten zu können, indem er auf das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl hinweist. Während bei den niedern Tieren die Natur auf andre Weise für die Erhaltung der Jungen sorgt, ist in der höheren Tierwelt eine bessere Garantie für die Erhaltung der Spezies gegeben, wenn Männchen und Weibchen eine einigermaßen dauernde Verbindung eingehen, und der Vater an der Beschützung der Jungen teilnimmt.

Dazu kommen noch physiologische und physchologische Thatsachen, welche die Hypothese der Promiscuität unwahrscheinlich machen. Maine hat darauf hingewiesen, daß Promiscuität die Tendenz hat, Unfruchtbarkeit zu erzeugen, und daß insbesondere bei kriegerischen Völkern Unfruchtbarkeit Schwäche herbeiführt und zur Vernichtung führen muß. Es ist auch aus diesem Grunde unwahrscheinlich, daß die Menschheit jemals in einem dauernden Zustande von Promiscuität lebte.

Das stärkste Argument jedoch gegen die Hypothese der Promiscuität findet Westermarck in der psychologischen Erscheinung, daß sowohl bei den höheren Säugetieren als auch bei den primitivsten Menschenrassen Eifersucht eine so große Rolle im geschlechtlichen Leben spielt. Schon Darwin hat bemerkt, daß die über die Eifersucht der männlichen Säugetiere bekannten Thatsachen gegen die Annahme sprechen, daß regelloser Verkehr der Geschlechter im Naturzustande geherrscht habe. Und was von den Säugetieren gilt, gilt in erhöhtem Maße nicht nur von den rohesten Naturvölkern, sondern vom Menschen überhaupt. Bei vielen der rohesten Naturvölker, wie den Feuerländern, Australnegern, den Veddahs auf Ceylon, sowie bei vielen Indianerstämmen wachen die Männer mit der größten Eifersucht über die Weiber, wir finden bei vielen dieser Völker die grausamsten Strafen für Ehebruch. Auf Eifersucht müssen wir auch die scheußerhafte Sitte der Infibulation bei so vielen Völkern Afrikas[2]) zurückführen. Und nicht anders wird man das Verlangen nach Virginität der Braut, welches bei den Völkern Asiens und Afrikas zu den rohesten Bräuchen geführt hat[3]), erklären können. Wenn aber Westermarck das Mißtrauen der Frau bei dem Tode des Mannes, Witwenverbrennung und Mitbegraben der Witwe, aus dem der Eifersucht entspringenden Wunsche, daß die Frau auch nach dem Tode des Mannes keinem andern angehören solle, erklärt, so scheint mir das zu weit zu gehen. Die Idee, welche der Witwenverbrennung zu Grunde liegt, ist unzweifelhaft, daß das Weib als ausschließliches Eigentum des Mannes angesehen wird. Die Frau wird mit dem Manne verbrannt oder begraben, sowie sein Pferd, sein Sklave oder andre Eigentumsstücke des Mannes mit ihm bestattet werden. Diese Idee des Eigentumsrechtes des Mannes über die Frau hat jedoch mit Eifersucht nichts zu thun, sie entwickelt sich naturgemäß aus der Raubehe. Es ist bezeichnend, daß in Indien die Sitte der Witwenverbrennung sich am zähesten bei der Kriegerkaste erhalten hat, und daß auch die Rajputhaja-Ehe, d. h. die Ehe durch Raub, nach dem Gesetzbuche Manus[10]) der Kshatriyas „gestattet" ist, was doch wohl nur heißt, daß sie eben bei der Kriegerkaste besonders im Schwange war. Das Verbot der Wiederverheiratung von Witwen, das sich bei so vielen Völkern findet, ist wohl nur ein Überlebsel der älteren Sitte des Mitsterbens. Doch wäre es immerhin möglich, in dem Widerstreben gegen Wiederverheiratung von Witwen Eifersucht über den Tod hinaus zu sehen.

Ein besonders mächtiger Faktor würde die Eifersucht bei primitiven Völkern gewesen sein, wenn Westermarcks Hypothese, daß es, wie bei den meisten Tieren, so auch beim primitiven Menschen eine jährliche Paarungszeit gegeben habe, sich beweisen ließe. Ich glaube jedoch nicht, daß diese Hypothese viel für sich hat. Die von Westermarck zur Stütze derselben angeführten Frühlingsbräuche, welche mit geschlechtlichen Ausschweifungen verbunden sind, scheinen mir vielmehr rein religiöse Feste zu sein.

Auf Grund aller der angeführten Thatsachen nun kommt Westermarck zu dem Schlusse, daß die Gemeinschaft von Mann und Weib, Eltern und Kindern die früheste soziale Einheit war, daß der Urmensch nicht in Horden, sondern in Familien lebte, daß der Vater stets einen integrierenden Bestandteil der Familie ausmachte und in der Regel der Beschützer von Mutter und Kind war, daß die Ehe daher eine soziale Institution ist, die der Urmensch vom Anthropoiden überkommen hat.

Wie steht es nun mit allen den Argumenten, welche von Bachofen, McLennan, Lubbock, Morgan, Post und andern Forschern vorgebracht worden sind, um die Hypothese einer Promiscuität oder einer Kommunalehe der Urzeit zu erweisen? Westermarck hat den größeren Teil seines Werkes einer eingehenden Kritik dieser Argumente gewidmet. Ich will es versuchen, Westermarcks Argumentation im Folgenden zu skizzieren. Ich werde manches hinzuzufügen haben, das zu Gunsten von Westermarcks Annahme spricht, während ich in einigen Fällen (so in der Frage nach dem Matriarchat) einen etwas abweichenden Standpunkt einnehme. Wir werden dann zum Schlusse sehen, inwieweit die Kritik Westermarcks berechtigt ist und inwieweit seine eigenen Aufstellungen über die primitive Familie haltbar sind.

---

[1]) The Origin of Civiliastion etc., 5th Ed., London 1889, p. 104: „. . . . and indeed it is now admitted by most of those who have studied the subject, that there was a time when individual marriage did not exist, and when mankind lived in a state of what I have suggested we might call communal marriage".

[2]) A. H. Post, Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe. Oldenburg 1875. S. 17.

[3]) H. Ploß, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, 2. Auflage von M. Bartels (Leipzig 1887) I, 327; II, 434.

[4]) The History of Human Marriage. By Edward Westermarck, Helsingfors 1889.

[5]) E. A. Starcke, The Primitive Family, London 1889, p. 13: „In its widest sense, marriage is only a connection between man and woman which is of more than momentary duration, and as long as it endures they seek for subsistence in common."

[6]) „The lowest races have no institution of marriage", Lubbock, a. a. O., p. 69.

[7]) Post, a. a. O., S. 17.

[8]) Siehe Ploß-Bartels, Das Weib, I, 154 ff.

[9]) Ebend. I, 303 ff.

[10]) Manu, III, 24 und 33.

Digitized by Google

Korsika.

Von Dr. Johannes Hoefer.

II.

Die Ureinwohner Korsikas waren höchst wahrscheinlich iberischen Stammes; wenigstens fand Seneca, der eine zeitlang auf der Insel in der Verbannung lebte, ihre Sprache derjenigen der Cantabrer sehr ähnlich. Aber frühzeitig hatten auch die Etrusker Niederlassungen auf der Insel gegründet, denen später phönizische und phocäische Colonisten folgten. Dann nahmen die Karthager das Land in Besitz, mußten es aber nach dem ersten punischen Kriege 238 den Römern überlassen. Diese unterwarfen das tapfere Volk in langen, blutigen Kämpfen und legten dann später unter Marius und Sulla verschiedene Kolonien auf der Ostküste an, von denen die bedeutendste Aleria war. Die Insel blühte jetzt rasch auf und gelangte in der Kaiserzeit zu beträchtlichem Wohlstand. Aber mit dem Zusammenbruche des römischen Reiches ging auch für Korsika eine Zeit der Unruhen an. Vandalen, Goten, Byzantiner, Franken und Sarazenen herrschten nacheinander auf der Insel, bis die Einwohner endlich 1077 Papst Gregor VII. als ihren Oberherrn anerkannten, dessen Nachfolger Urban II. dann die Verwaltung an die Pisaner übertrug. Damit beginnt für das schwer geprüfte Land eine Periode des Friedens, die aber leider nur zweihundert Jahre dauern sollte. Denn 1300 sahen sich die Pisaner gezwungen, Korsika an die Genuesen abzutreten, welche schon wiederholt Einfälle gemacht hatten. Es folgten nun Jahrhunderte lange, ununterbrochene Kämpfe gegen die verhaßte genuesische Gewaltherrschaft, die mit ihrem oligarchischen System die freiheitsliebenden Korsen fortwährend zu Aufständen reizte. Ihren Höhepunkt erreichten diese Empörungen zuerst im 16. Jahrhundert unter der Führung des großen korsischen Kriegshelden Sampiero, den die Genuesen nach langen, verzweifelten Kämpfen endlich durch Meuchelmord beiseite schafften, und dann nach einer Periode der Erschöpfung und Ruhe aufs neue im 18. Jahrhundert, wo sich allmählich die jetzigen politischen Verhältnisse anzubahnen begannen.

Im Jahre 1735 landete Theodor von Neuhoff auf Korsika, jener phantastische deutsche Baron, der nach langen, abenteuerlichen Irrfahrten durch fast alle Länder Europas nach Korsika verschlagen und von den Korsen zum König erwählt wurde, um das Land von der Herrschaft der Genuesen zu befreien. Zwar endete diese Tragikomödie schon nach wenigen Jahren mit der Flucht des Abenteurerkönigs, aber sie war nur das Vorspiel jenes großartigen Dramas, welches nicht lange nachher, 1752, anhebt und sich um die Person des größten korsischen Patrioten, Pasquale Paoli, dreht. Die Genuesen konnten sich der heldenmütigen Korsen nicht mehr erwehren und hatten von dem mächtigen Frankreich Hülfe erbeten. Aber die Korsen unter ihrem großen Führer blieben trotz alledem überall Sieger. Unter steten Kämpfen gelang es Paoli, auf demokratischer Grundlage eine musterhafte Staatsverfassung zu schaffen, eine nationale Regierung in Corte einzurichten und durch Erbauung einer Kriegsflotte, Hebung des Ackerbaus, Begründung von Schulen u. s. w. den Grund zu einer selbständigen, hoffnungsvollen Entwicklung der Insel zu legen. Da entschlossen sich die Genuesen, an allem verzweifelnd, 1768 die Insel an Frankreich zu verpfänden, und nun war es um die Freiheit der Korsen geschehen. Zwar nahm der heldenmütige Paoli, im Vertrauen auf englische Unterstützung, den Kampf selbst gegen diese Übermacht auf und schlug die Franzosen in mehreren Gefechten. Aber die britische Hilfe blieb aus; eine große französische Armee von 30000 Mann landete im folgenden Jahre auf der Insel, und in der blutigen Schlacht bei Ponte Nuovo am Golo wurde die korsische Freiheit zu Grabe getragen. Paoli floh nach England, und sein Vaterland wurde eine Provinz des französischen Reiches. Aber in bemselben Jahre, nur wenige Monate nach jener verhängnisvollen Schlacht, wurde von einer korsischen Frau der Mann geboren, der in einem Siegeslaufe ohne gleichen sein Vaterland an den französischen Eroberern rächen und zugleich durch Bezwingung des gesamten Europas seine Mitbürger mit ihrem Schicksale aussöhnen sollte.

Seitdem sind die Korsen gute Patrioten geworden, wenn auch größtenteils mit bonapartistischer Färbung, und heute hällt es keinem mehr ein, nach Wiederherstellung der alten Freiheit zu trachten oder etwa Anschluß an Italien zu suchen.

Soviel über die Geschichte der Korsen, von der Gregorovius uns in seinem Werke eine so meisterhafte Darstellung giebt, daß hieser Teil sogar ins Französische und Italienische übersetzt worden ist. In dieser Geschichte aber spiegelt sich aufs lebhafteste der korsische Nationalcharakter wieder, obwohl er anderseits jedenfalls durch die Geschichte erst seine ausgeprägte Eigentümlichkeit gewonnen hat.

„Der Korse ist außerordentlich freiheitsliebend, kühn und tapfer, hoher Begeisterung und poetischer Erregung fähig; er ist von ritterlicher Gesinnung und liebt die schwere Arbeit nicht; dabei hat er ein tiefes und leicht verletzbares Ehrgefühl, ist leidenschaftlich, hartnäckig, jähzornig, leicht aufbrausend und nachtragend; den Wert des Lebens schätzt er gering. Anderseits ist er offen, freundlich, gefällig, zuvorkömmlich, mäßig und außerordentlich gastfrei. Der Grundzug seines Charakters ist ein ernster; daher ist er meistens schweigsam und liebt nicht, viele Umstände zu machen. Er achtet fremdes Eigentum hoch, und Diebstähle gehören zu den Seltenheiten. Falschheit macht man dem korsischen Charakter wohl mit Unrecht zum Vorwurf“ (Coeppen).

In der Körperbeschaffenheit stimmt der Korse im allgemeinen mit den übrigen Romanen Südeuropas überein. Er ist schlank, von mittlerem Wuchse, hat meist schwarzes, leicht gelocktes Haar und dunkle Augen, die oft unruhig hin und her gehen und dann einen unheimlichen Eindruck machen. Sein Aussehen hat immer etwas Freies, Selbstbewußtes. Dagegen haben die korsischen Frauen durchweg ein gedrücktes, niedergebeugtes Wesen, was freilich nicht zu verwundern ist, da sie von jeher die schwersten Arbeiten verrichten mußten und auch heute noch eine sehr untergeordnete gesellschaftliche Stellung einnehmen. Es ist das eine der Schattenseiten des korsischen Lebens.

Von einer Nationaltracht ist in den verkehrsreicheren Teilen der Insel nichts mehr zu bemerken; in den entlegenen Gebirgsthälern dagegen, wie unter den Hirten des Monte Rotondo und Monte Cinto, findet man dieselbe noch ziemlich häufig. Aber während in andern Ländern fast immer die Frauen die Nationaltracht am längsten bewahren, ist dies auf Korsika merkwürdigerweise nicht der Fall. Eine eigentliche nationale Frauentracht giebt es nicht mehr, wenn auch bei festlichen Gelegenheiten vielleicht hier und da noch die von Gregorovius und andern beschriebene Fadetta angelegt wird. Die Frauen tragen mit Vorliebe dunkle Farben und haben regelmäßig ein dunkles Kopftuch um.

Dagegen hat sich unter den Männern die alte Nationaltracht stellenweise noch erhalten. Sie besteht in einer weiten Hose und einem joppenartigen Rock von einem sehr

Digitized by Google

groben, dunkelbraunen Tuch, welches die korſiſchen Frauen eigenhändig aus der Wolle der einheimiſchen Schafe verfertigen; dazu kommt eine phrygiſche Mütze von demſelben Stoff und ein Paar kräftiger, ſtark benagelter Schnürſchuhe. Im Winter gewährt ein Mantel von demſelben braunen Tuch oder von Ziegenfell Schutz gegen die Kälte (ſ. beiſtehende Abbildung). Auf Reiſen nimmt der Korſe regelmäßig eine Kürbisflaſche voll Wein mit, welche franzöſiſch gourde, italieniſch zucca genannt wird. Einen Stock trägt er gewöhnlich nicht, zum Bergſteigen verachtet er ihn ſogar. Dagegen iſt das Waffentragen noch ſehr allgemein, trotzdem es aufs ſtrengſte verboten iſt, verborgene Waffen bei ſich zu führen. Übrigens geht der wohlhabende Korſe ſelten zu Fuß; er reitet gewöhnlich. Auch die Frauen ſieht man oft zu Pferde, und zwar rittlings wie Männer ſitzend.

Mann von Calaſima (Korſika). Nach einer Photographie.

Unter den Sitten und Gebräuchen des korſiſchen Volkes iſt natürlich vor allem die **Blutrache oder Vendetta** zu erwähnen, weil Korſika immer noch als klaſſiſches Beiſpiel für dieſe uralte, ſchreckliche Sitte gilt. Allerdings gehört dieſelbe heute auch in Korſika bereits der Geſchichte an, aber noch vor 40 Jahren, als Gregorovius die Inſel beſuchte (1852), war ſie allgemein verbreitet. Übrigens iſt die Blutrache durchaus keine ſpezifiſch korſiſche Eigentümlichkeit, ſie iſt noch heute bei vielen Völkern zu finden, aber auf Korſika hat ſie unter günſtigen Verhältniſſen eine beſondere ausgeprägte Geſtalt angenommen. Feſtes, ſolidariſches Zuſammenhalten der Familien und Geſchlechter bildete auf Korſika, wie überall, die Grundlage für die Entſtehung der Sitte; aber der jähzornige, ehrgeizige, leidenſchaftliche Charakter des Korſen in Verbindung mit den geſetzloſen, anarchiſchen Zuſtänden, die Jahrhunderte lang unter der Genueſenherrſchaft obwalteten, trugen in hervorragendem Maße zu ihrer Vertiefung bei. Streit, Beleidigung, Eiferſucht u. a. gaben Veranlaſſung zu einem Morde; der Mörder floh ins Gebirge, in die Macchia, und wurde Bandit, d. h. ein vom Geſetze Geächteter; er lebte hier unter den Hirten oder bei Bekannten und war dem Arm der Gerechtigkeit entrückt. Der Mord blieb alſo ungeſühnt; aber die leidenſchaftliche Erregung der Hinterbliebenen des Erſchlagenen forderte Rache. An wen ſollten ſie ſich da halten, wenn nicht an die Familie des Mörders? So begann denn jetzt eine endloſe Familienfehde, ein wechſelſeitiges Morden, welches ſo lange dauerte, bis die Zeit die Leidenſchaften abgekühlt hatte und wohlwollende Freunde durch ihre Vermittelung den Frieden wiederherſtellten. Jene Banditen, welche in der Macchia oft fünfzehn bis zwanzig Jahre ein ſcheues unſtätes Leben führten, waren keine Räuber oder Briganten, wie ſie auf dem italieniſchen Feſtlande vielfach zu treffen ſind; ihr Feind war nur die Staatsgewalt und die Verwandten der andern Familie; einem Fremden thaten ſie nichts zuleide. Noch heute leben die Thaten mancher dieſer Banditen, wie jenes Maſſoni, der vor 40 Jahren im Kampf mit den Vertretern der Obrigkeit fiel, unter dem Volk in aller Munde.

Unzählige Opfer muß die Blutrache im Laufe der Jahrhunderte gefordert haben. Im 16. Jahrhundert ſchienen jährlich gegen 1000 Perſonen der entſetzlichen Sitte zu erliegen, und noch in den Jahren von 1821 bis 1852 ſind ihr nicht weniger als 4000 Menſchen zum Opfer gefallen, obwohl bereits Paoli heftig gegen ſie vorgegangen war, und obwohl die Franzoſen alles aufboten, um ſie zu unterdrücken. Erſt dem energiſchen Eingreifen des dritten Napoleon gelang es, das Übel gänzlich auszurotten. Zwei Maßnahmen waren es, die endlich eine durchſchlagende Wirkung erzielten. Einmal wurde im Jahre 1853 ein Geſetz erlaſſen, welches aufs ſtrengſte alles Waffentragen verbot, ein Geſetz, das für verborgene Waffen noch heute Geltung hat; und dann befolgte die Regierung von jetzt an die Praxis, ſobald der Mörder ins Gebirge geflohen war, ſich an die Familie desſelben zu halten. Bei dem außerordentlich ausgeprägten Familienſinn der Korſen war die Folge davon die, daß der Mörder ſich meiſt ſelber dem Gerichte ſtellte. Heute, wie geſagt, gehört die Vendetta bereits der Vergangenheit an, und nur die älteren Leute erinnern ſich noch der Zeiten, wo eine Familie vor der andern nicht ſicher war und die Banditen wie das Wild in den Bergen gejagt wurden.

Bei einem Volke, in deſſen Schoße der Tod ſo reiche und häufige Ernten hält, wie bei wenig andern, darf man ſich nicht wundern, wenn auch die Leichenfeierlichkeiten ſich in außerordentlicher Weiſe entwickelt haben. Zu den uralten Gebräuchen der korſiſchen Nation gehören auch die **Totenklagen**. Am frühen Morgen vor dem Leichenbegängniſſe,

Digitized by Google

Bonifacio (Korsika). Nach einer Photographie.

Digitized by Google

wenn der Tote in den Sarg gelegt wird, kommt der Chor der Klageweiber, von einer Frau, die Dichterin und Sängerin zugleich ist, geführt, und nachdem sie von einem Weibe der trauernden Familie zum Klagen aufgefordert sind, bilden sie einen Kreis um den Toten und schwingen sich in wildem Reigen herum, den Kreis lösend und wieder schließend, immer mit Klagerufen und den stärksten Zeichen des Jammers. In den Bergen des Innern, vor allem im Niolo, haben sich diese Pantomimen noch in ihrer ganzen altheidnischen Kraft erhalten. „Ihre dramatische Lebendigkeit ist grauenvoll. Es sind nur Weiber, welche tanzen, klagen und singen. Die Haare aufgelöst und mähnenhaft um die Brust fliegend, die Augen voll sprühendem Feuer, die schwarzen Mäntel flatternd, so schwingen sie sich um, stoßen ein Klagegeheul aus, schlagen die flachen Hände zusammen, schlagen sich die Brüste, raufen sich an den Haaren, weinen, schluchzen, werfen sich an der Bahre nieder, bestreuen sich mit Staub — dann schweigt das Geschrei, und diese Frauen sitzen nun still, den Schulen gleich auf dem Boden der Totenkammer, tiefausatmend, sich beruhigend. — Schrecklich ist der Gegensatz zwischen dem wilden Totentanz und dem Toten selber, welcher starr auf der Bahre liegt und doch diesen Furientaumel regiert."

Ghisoni und der Christe-Eleison (Korsika). Nach Photographie.

„Plötzlich springt aus dem Kreise der Frauen eine empor, gleich einer begeisterten Seherin hebt sie ein Lied auf den Toten an. Recitativisch trägt sie das Lied vor, Strophe für Strophe, und eine jede endigt mit Weh! Weh! Weh! welches der Klagechor wiederholt, nach Weise der Tragödie bei den Griechen. Die Sängerin ist auch die Chorführerin, welche das Lied gedichtet hat oder improvisiert. In der Regel werden diese Gesänge, Loblieder oder Rachelieder, in denen der Preis der Toten mit der Klage um ihn oder mit der Aufforderung zur Rache wechselt, auf der Stelle gedichtet" (Gregorovius).

Einige dieser Dichterinnen gelangten zu hoher Berühmtheit und ihre Lieder waren vielbegehrt; so im vorigen Jahrhundert Mariola delle Piazzole und Clorinda Franceschi aus der Casinca. Diese Totenlieder (Voceri), von denen Gregorovius eine ziemliche Anzahl in der Übersetzung mitteilt, sind meist in trochäischem Versmaß mit dreifachem Reime geschrieben; es könnte keine bessere Form zum Ausdruck des dumpfen Schmerzes gewählt werden. Der Inhalt der Voceri oder zieht uns einen tiefen Einblick in die leidenschaftliche Natur des Korsen. Bald in stiller Verzweiflung den Tod des Dahingeschiedenen beklagend, bald in wilden Ausrufen zur Rache auffordernd, wissen sie das Furchtbare und Schreckliche in einen Hauch so wehmütiger Schönheit zu kleiden, wie es sich fast in keiner Volkspoesie wiederfindet.

Neben diesen Totenklagen und Totenliedern haben die Korsen auch den Waffentanz, welcher seit den Kämpfen der Christen mit den Mauren Moresca genannt wird. Es sind theatralische Aufführungen, welche stets eine Episode aus den Kämpfen mit den Sarazenen und zwar mit besonderer Vorliebe die Rückeroberung der korsischen Städte Aleria und Mariana zum Gegenstande haben. Sie haben auf diese Weise ein profan-religiöses und zugleich nationales Gepräge erhalten und haben in den Zeiten der Volkserhebung wohl oftmals dazu gedient, den Mut der Jugend an den Heldenthaten der Vorväter zu entflammen. Die Moresca ist zugleich das einzige Nationaldrama der Korsen und ist für die Geschichte des Dramas von hohem Interesse. (Vgl. Gregorovius I, 287 ff.)

Das alte korsische Haus erinnert in seiner Einrichtung noch lebhaft an die Zeit der Blutrache. Es ist aus Steinen gebaut, besteht in der Regel aus dem Erdgeschoß und einem Stockwerk und macht mit seinen kleinen, schießschartenähnlichen Fenstern, die im Erdgeschoß oft sogar ganz fehlen, einen festungsartigen Eindruck. Die Bewohner konnten sich ja auch jeden Augenblick darauf gefaßt machen, ihre Wohnung in eine wirkliche Feste umwandeln zu müssen. Oft genug ist es vorgekommen, daß sich Leute 15 bis 20 Jahre in ihren Häusern eingeschlossen hielten und schließlich, wenn sie sich unvorsichtig ins Freie wagten, doch noch der Kugel ihrer Blutfeinde zum Opfer fielen. Bequemlichkeit darf man in den Häusern nicht suchen; alles ist nur mit dem Notdürftigsten ausgestattet, und nicht selten leben in wenigen Räumen mehrere Familien zusammen. Die Dächer sind in dem Bereich des nordöstlichen Gebirgsmassivs vielfach mit Schiefer gedeckt, der dort häufig vorkommt; in der Granitgegend nimmt man Holzschindeln statt deren. Die Hütten der Hirten im Gebirge sind aus Steinen ohne Mörtel erbaut; manchmal wohnen diese Hirten freilich auch in Gruben, die sie mit einem Stein zudecken. In größeren Ortschaften werden schon vielfach Backsteine und Dachziegel verwendet; die Häuser sind hier meist mehrere Stockwerk hoch und sehr einförmig, oft an den Felsen angebaut, so daß man von der Rückseite in eins der oberen Stockwerke eintreten kann.

Die korsische Sprache ist ein Ableger des Lateinischen, von dem sie sich frühzeitig abgesondert hat. Untereinander bedienen sich die Korsen fast ausschließlich dieser Nationalsprache; nur in Bastia und Umgegend greift das Französische schon mehr und mehr um sich; doch wird letzteres

Digitized by Google

auf der ganzen Insel, selbst in entlegenen Gebirgsthälern, verstanden, weil es Gerichts- und Unterrichtssprache ist. Zudem werden die jungen Korsen fast ausnahmslos in französische Regimenter gesteckt, damit sie von da die Liebe zu Frankreich in die Heimat mit zurückbringen. — Außer dem Korsischen und Französischen wird noch eine dritte Sprache auf der Insel gesprochen, das Griechische, aber nur in einem Orte auf der Westküste, Cargheſe, einer griechischen Kolonie, welche die Genuesen im Jahre 1676 hier anlegten, in der irrtümlichen Hoffnung, die Korsen durch diese fremden Elemente zu zähmen.

Die Bevölkerungszahl Korsikas ist im Laufe der Jahrhunderte großen Schwankungen unterworfen gewesen. Während nach den Berichten der korsischen Schriftsteller im 15. Jahrhundert 100000 Familien, d. h. 400000 bis 500000 Menschen, auf der Insel wohnten, schmolz die Zahl in den folgenden Zeiten so stark zusammen, daß das Land zu Beginn der französischen Herrschaft nur noch ungefähr 120000 Einwohner zählte. Seitdem hat sie sich allerdings wieder gehoben, so daß sie 1886 sich auf etwa 278000 belief; aber Korsika ist trotz alledem immer noch schwächer bevölkert, als alle andern französischen Departements außer dreien; auf 1 qkm kommen nur 32 Einwohner gegen 72 in ganz Frankreich und 88 in Deutschland. Am dichtesten bevölkert ist das Land diesseits der Berge, d. h. der Nordosten und Osten, während die öde Balagna im Nordwesten die geringste Dichtigkeit aufweist. Die natürliche Vermehrung der Korsen ist eine sehr große, wie man an dem außerordentlichen Kinderreich-

Weiße Büßer auf Korsika. Nach einer Photographie.

tum sieht; doch hält eine starke Auswanderung nach Italien, Algier, Amerika und besonders nach Frankreich die Bevölkerungszahl stets etwa auf dem gleichen Niveau.

Die Volksbildung nimmt trotz der über 600 Volksschulen nur sehr langsam zu. Bei der Zählung im Jahre 1876 fand man noch 42,8 Proz. Analphabeten unter den über 6 Jahre alten Bewohnern, also fast die Hälfte. Freilich ist die Volksbildung in einem großen Teile von Frankreich selbst noch schlechter. Der Schulunterricht zielt vor allem darauf ab, aus den jungen Korsen gute französische Patrioten zu machen; aus ihrer eigenen vaterländischen Heldengeschichte erfahren sie deswegen so gut wie nichts, während sie die französische Geschichte ziemlich eingehend lernen.

Der Wohlstand Korsikas hat sich zwar unter der französischen Regierung gehoben, ist aber noch immer sehr gering. Die meisten Korsen begnügen sich mit einem Besitz von ein paar Kastanienbäumen und einigen Ziegen, soviel als ausreichen, um eine Familie zu ernähren. Doch ist die Verteilung der Güter eine sehr gleichmäßige. Es giebt weder übertriebenen Reichtum noch große Armut auf der Insel, und Bettelei kennt man — von Ajaccio, Orezza u. a. Fremdenstädten abgesehen — eigentlich gar nicht. Die Arbeitslöhne sind sehr gering; man bedient sich deshalb mit Vorliebe der genügsamen italienischen Arbeiter, welche zu Tausenden in Steinbrüchen, bei Straßenbauten und der Ackerbestellung verwandt werden.

Der Außenhandel ist im Verhältnis zu den natürlichen Hilfsquellen der Insel noch recht unvollkommen entwickelt, da die Einfuhr fast 2½ mal so groß als die Ausfuhr ist, was zum großen Teil auf dem äußerst niedrigen Zustande der Industrie, zum Teil aber auch auf dem Charakter der Einwohner beruht. Die Haupteinfuhrartikel sind dem ent-

Digitized by Google

sprechend Kolonialwaren und Industrieprodukte, während unter den Ausfuhrgegenständen Holz, Öl und Wein obenanstehen.

Im Innern hat sich der Verkehr erst seit der Übernahme der Insel durch die Franzosen entwickelt. Straßen gab es vorher noch gar keine; erst in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurde mit deren Erbauung begonnen. Heute verbindet ein weitverzweigtes Netz wohlgepflegter Straßen auch die entlegensten Ortschaften miteinander; nur das Hochgebirge ist noch völlig unwegsam. Welche gewaltigen Schwierigkeiten und Hindernisse man aber zu überwinden hatte, ehe man zu dem jetzigen Zustande gelangte, das zeigt am besten jene großartige Anlage der Calaudenstraße, welche wir S. 117 bereits besprachen. Vor ein paar Jahren ist endlich auch die erste Eisenbahnlinie eröffnet, welche die beiden Hauptstädte Ajaccio und Bastia miteinander verbindet, und schon beginnt sich das Netz weiter auszubreiten.

Der Fremdenverkehr ist noch sehr unbedeutend, wenn man von den Kurgästen Ajaccios absieht. Das Innere wird außer von Franzosen und Italienern fast nur noch von Engländern bereist; Deutsche sind gänzlich unbekannt, auch von Deutschenhaß weiß man nichts. Man reist jetzt in allen Teilen des Landes vollkommen sicher und ziemlich billig; Gasthäuser giebt es fast in jedem Ort, und wo keins ist, darf man sich immer auf die Gastfreundlichkeit der Korsen verlassen.

Die korsischen Ortschaften liegen fast sämtlich auf der Kuppe von Hügeln und Bergen, nur ganz selten unten auf dem Thalboden. Besonders malerisch nehmen sich diese Ansiedlungen aus, wenn sie, wie Bonifacio oder wie Nonza an der Westküste des Kap Corso, auf steilen Felsen gleich Adlerhorsten hoch über der brandenden See schweben.

Unter den Städten Korikas nimmt Bastia mit etwa 20000 Einwohnern durch Größe und Bedeutung für Handel und Verkehr noch immer den ersten Rang ein, trotzdem Ajaccio, die nominelle Hauptstadt, ihm denselben schon seit langem streitig macht. Bastia ist keine alte Stadt; es verdankt seinen Namen und seine Entstehung der Bucht, welche die Genuesen dort anlegten; noch heute ist die Stadt stark befestigt. Sie liegt amphitheatralisch um einen kleineren

Dolmen von Cauria (Korsika). Nach einer Photographie.

Hafen herum, über welchem die hohen, dicht gedrängten Häuser terrassenförmig aufsteigen. Weiter hinauf erheben sich die grünen Berge mit verlassenen Klöstern und Olivenhainen und Fruchtgärten voll Orangen und Citronen. Das Leben konzentriert sich auf eine lang gezogene Hauptstraße und den Napoleonsplatz, welcher unmittelbar am neuen Hafen gelegen ist und einen schönen Blick auf den vulkanischen Kanal mit den Inseln Elba, Capraja und Monte Christo gewährt.

Außer Bastia und dem verödeten Aleria hat die Ostküste nur noch einen bedeutenderen Hafenort, Porto Vecchio, an dem geräumigen Golf gleichen Namens. Der Hafen kann als Ankerplatz für die Flotte im Falle eines Krieges mit Italien für Frankreich von Bedeutung werden. Zudem ist die Umgegend auch hier sehr fruchtbar; aber so lange die Sümpfe nicht trocken gelegt sind, wird an einen Aufschwung des Platzes nicht zu denken sein.

Wenden wir uns weiter südwärts, so erreichen wir in Bonifacio den südlichsten Punkt und zugleich den seltsamsten Platz der ganzen Insel (s. Abbild. S. 133). Auf einem steilen, 60 m hohen Kalkfelsen erbaut, auf drei Seiten vom Meer umbrandet und mit starken Befestigungen versehen, blickt dieses korsische Gibraltar herausfordernd nach dem benachbarten Sardinien hinüber, die ganze Meerenge beherrschend. Ein steiler Pfad führt vom Gestade zu der Stadt empor; durch zwei Zugbrücken und zwei alte Thore gelangt man ins Innere. Die ganze Stadt liegt innerhalb der Festung, und da infolgedessen der Raum sehr beschränkt ist, mußten die Häuser sämtlich dicht aneinander gedrängt und möglichst hoch gebaut werden. Sie sind meist aus Kalksteinen aufgeführt und daher ebenso weiß wie ihre Umgebung; auch die Mauern und die stumpfen Türme sind weiß. Ein dichter, unangenehmer Kalkstaub wird jeden Augenblick in den engen, unentwirrbaren Gassen aufgewirbelt. Freie Plätze oder breitere Straßen giebt es nicht, und von Menschenleben und Verkehr ist deshalb wenig zu bemerken. Die Umgegend ist im allgemeinen recht öde und melancholisch, aber stellenweise trifft man doch auf so üppige Olivenhaine und Fruchtgärten, daß man staunen muß über den Fleiß der Bewohner, der aus diesem trocknen Kalkboden eine so üppige Vegetation hervorzuzaubern verstand. Unten am Meeresgestade aber haben die Wellen phantastische Figuren in den Felsen ge-

Digitized by Google

graben und prächtige Grotten gebildet, deren eine sogar der blauen Grotte auf Capri an die Seite gestellt wird.

Zwei Städte waren es, welche einstmals an dem allgemeinen Hasse der Korsen gegen die genuesische Herrschaft nicht teilnahmen, sondern jederzeit treu zu derselben gehalten haben und dafür auch mit manchen Vorrechten ausgestattet wurden: Bonifacio und Calvi. „Libertas!“ steht deshalb auf dem Wachtturme der einen Stadt, „Civitas Calvis semper fidelis“ über dem Thore der andern. Calvi, am entgegengesetzten Ende der Insel malerisch gelegen, da, wo die Westküste sich nach Osten biegt, ist durch seine Schiffsverbindung mit Frankreich und Genua noch heute die wichtigste Stadt des Nordwestens.

Der natürliche Stütz- und Mittelpunkt für alle nationalen Bestrebungen war von jeher Corte, die Hauptstadt im Innern. Aus dem Tavignano, der sich hier mit der wilden Restonica vereint, erhebt sich auf dem linken Ufer steil ein 100 m hoher Felsen, dessen Gipfel die vielbestürmte Citadelle krönt. Hier war der Sitz jener nationalen Regierung, die Paoli eingesetzt hatte; hier hatte er sogar eine Universität gegründet, die lange Zeit in ziemlicher Blüte stand; und noch heute zeigt man das Haus, welches der große Patriot in den Jahren 1755 bis 1769 bewohnte. Die Stadt zählt übrigens nur etwa 5000 Einwohner und bietet heutzutage außer ihren historischen Erinnerungen und ihrer wunderbaren Lage dem Besucher kaum noch etwas Interessantes dar.

Corte ist die Hauptstation auf der Eisenbahn, die Bastia mit Ajaccio verbindet. Weiter südlich, in dem Col di Vizzavona, erreicht dieselbe ihren Höhepunkt, um dann wieder nach Westen abzusallen. Wenn man sich von hier aus dagegen nach Osten wendet, so gelangt man in eine wilde, großartige Gebirgsgegend, in welcher der Fiumi Orbo seinen Ursprung nimmt. Hier, in weltentrückter Einsamkeit, liegt der kleine Ort Ghisoni, und in dessen Nähe erhebt sich jener auffallend gezackte Berg (s. Abbildung S. 134), welcher den seltsamen Namen Christe Eleison führt. In der Revolutionszeit soll ein armer Priester hier in einer Grotte Zuflucht gefunden und den Hirten der Umgegend gepredigt haben, wofür diese ihn mit Lebensmitteln versorgten. Daher habe der Berg seinen Namen erhalten.

Sartene (Sartana), die wichtigste Binnenstadt des Südens, etwa von derselben Größe wie Corte, bietet wenig Interessantes. Erwähnenswert sind nur die nächtlichen Wallfahrten der weißen Büßer, welche alljährlich in der Charfreitagnacht nach der kleinen Kapelle von San Bastiano unternommen werden (s. Abbildung S. 135).

Aber in der Nähe von Sartene, bei dem kleinen Orte Cauria befindet sich einer jener rätselhaften Dolmen, denen wir auf Sardinien und den Balearen so häufig begegnen, und welche der wissenschaftlichen Forschung noch immer so große Schwierigkeiten bereiten (s. Abbildung S. 136).

Es bleibt uns jetzt nur jene Stadt zu erwähnen übrig, welche als Geburtsort des ersten Napoleon einen weltgeschichtlichen Ruf hat: Ajaccio. Beanglenich Bastia an Größe nachstehend, ist sie doch nicht nur die politische Hauptstadt, sondern zugleich die schönste Stadt der Insel. „Sie liegt am Nordufer eines herrlichen, bergumrahmten, tiefblauen Golfes, der einen Blick auf die meist schneebedeckten Häupter des Monte Renoso, Monte d'Oro und Monte Rotondo gewährt; ihre Straßen und Plätze sind sauber, der leider verkehrsarme Hafen ist schön eingerichtet. Den Glanzpunkt der Stadt bildet der Diamontplatz, welcher unmittelbar am Meere liegt, und auf welchem die beiden Hauptstraßen, Cours Grandval und Cours Napoleon, ausmünden; ihn ziert auch ein schönes Standbild, welches Napoleon I. zu Pferde als römischen Kaiser darstellt, umgeben von seinen vier Brüdern“ (Tocppen, S. 25). An napoleonischen Erinnerungen ist Ajaccio natürlich so reich, wie keine andre Stadt; vor allem die Casa Bonaparte ist voll der interessantesten Gegenstände, die in irgend welcher Beziehung zu dem großen Eroberer stehen. Über Ajaccios Bedeutung als klimatischer Kurort haben wir schon oben gesprochen. Mögen von Jahr zu Jahr mehr Reisende und Kurgäste ihre Schritte hierher lenken, um dem Genius des großen Korsen einen Tribut zu zollen, sich in vergangene Zeiten und Sitten zu versenken oder ihre gesichwächte Gesundheit wieder herzustellen; sie werden es gewiß nicht bereuen.

Der Korse aber darf mit Recht jedem Fremdling voll Stolz und Selbstbewußtsein entgegentreten: eine Nation, die Männer, wie Paoli und Napoleon erzeugt hat — von so manchen andern gar nicht zu reden — hat sich ihren Platz in der Weltgeschichte erobert. (Schluß.)

Seebildung in der Coloradowüste.

Von Dr. C. Steffens. New-York.

Die plötzliche Bildung eines großen Süßwassersees in der Coloradowüste ist eine der interessantesten naturwissenschaftlichen Erscheinungen der Neuzeit. Die Sache hat nicht nur vom wissenschaftlichen Standpunkte aus Interesse erregt, sondern ist auch praktisch von Wichtigkeit, da es sich um die Gefährdung der durch die Wüste führenden Bahn, sowie um die Gewinnung fruchtbarer Ländereien an Stelle einer großen wüsten Landschaft handelt. Ich will daher versuchen, zusammenzustellen, was hier bisher über dieses jedenfalls wichtige Vorkommnis verlautet.

Die Wüste erstreckt sich im südlichsten Teile von Kalifornien bis nach der mexikanischen Grenze hin. Im Osten reicht sie fast bis an den Coloradofluß, im Westen ist sie von den Jacintobergen begrenzt und im Norden verläuft sie in das Coahuilathal am Fuße der St. Bernhardinoberge. Dieses Thal bildet zusammen mit der Coloradowüste eine der größten Depressionen unserer Erde, die an ihrer tiefsten Stelle, ungefähr im Mittelpunkt 90 m unter dem Spiegel des Ozeans gelegen ist. Nach Süden und Norden zu hebt sich die Depression wieder. Im Nordosten, wo sie von der Süd-Pacificbahn durchschnitten wird, hat sie noch eine durchschnittliche Tiefe von —70 bis —75 m. Ihren Namen Wüste (Desert) erhielt sie wegen ihres trocknen, sandigen, salzhaltigen (alkalischen) Bodens und ihres höchst dürftigen Pflanzenwuchses. An manchen Stellen ist der Bodenland so locker, daß er Berge von Triebsand bildet, an andern ist er steinhart, mit einer harten, glatten Oberfläche, welche das Licht wie aus einem Spiegel zurückstrahlt.

Zahlreiche Reste von Meeresthieren weisen darauf hin, daß die Wüste ehemals See war. Man nimmt an, daß der Golf von Kalifornien einst weiter nach Norden gereicht hat wie jetzt und daß der Coloradofluß allmählich so hohe Ufer an seinem Laufe aufpülte, welche schließlich einen Teil des Gottes vom Meer abschnitten, und welchem dann durch Verdunstung des Wassers diese alkalinische Wüste wurde, welche allen Passierenden Qualen durch Mangel an Schatten, durch furchtbare Hitze im Sommer und Kälte und Schneetreiben im Winter, und durch Mangel an Trinkwasser bereitet.

Digitized by Google

Die von Los Angeles und San Bernardino kommende und nach Fort Yuma am Colorado führende Süd-Pacific-Eisenbahn erreicht die Depression, nachdem sie den San Gorgonio-Paß herabgeführt ist und zieht auf 80 km durch die eigentliche Wüste hin.

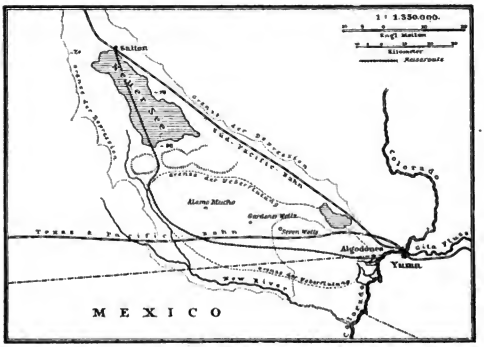
Zuerst am Rande der Wüste herrscht noch an den Bergabhängen eine tropische Vegetation, die aber bald abnimmt und dann der Kaktuspflanze Platz macht; etwa 50 km vom Ausgange des San Gorgoniosflusses aber hört aller und jeder Pflanzenwuchs auf. Hier wird der Boden flach wie ein gebeilet Zimmerfuß, ohne jedes Leben von Pflanzen, Tieren, Menschen, nur daß das Bahngeleise und die Telegraphenpfähle und Drähte von Walten der letzteren Kunde geben.

Wenn man den glatten, glänzenden Boden betritt, so kracht dessen alkalinische Kruste ein, man versinkt bis zum Knöchel in einen weichen und pulverartigen Grund. Sobald sich ein Sturm erhebt, ist die Luft von fliegendem Sand, der von den gelockerten Stellen fortgetragen wird, erfüllt, so daß man nur zuweilen auf einige Dutzend Schritte sehen kann, während man den Sonnenschein nicht sieht, aber durch eine unerträgliche Hitze nur allzu sehr empfindet.

Die einzige Industrie, welche hier gepflegt werden kann, ist die Gewinnung von Salz. An der Stelle, wo man dasselbe in fast reinem Zustand findet, wurden die Salzwerke von Salton angelegt, deren Gruben jetzt unter Wasser stehen. Daß man diese Öde bewässern und fruchtbar machen könne, war schon die Idee und das Projekt der ersten Goldsäger, welche 1849 vom Süden her nach Kalifornien kamen. Die Nähe des Coloradoflusses und eines kleinen Abteukers desselben, des Neto River, der sich aus demselben in der Regenzeit mit Wasser füllt und einen Teil der Wüste durchschneidet, schien die Ausführung eines solchen Projektes sehr leicht zu machen.

Jetzt hat die Natur diese Projekte, die bereits 1849 von dem Ingenieur Wozencraft aufgestellt wurden, selbst erfüllt.

Man war in jener von den Kulturmittelpunkten entfernten



Der neue See in der Coloradowüste. Nach einer Skizze nach Patton. Mit dessen Route.

menschenarmen Gegend anfangs völlig im Unklaren, woher die Wasser in der Depression kamen, und glaubte anfangs es mit aufsteigenden Grundwässern zu thun zu haben. Aber der bereits im Februar ungewöhnlich hohe Stand des Coloradoflusses ließ anderseits ein Überfluten desselben annehmen und so wurden denn in dieser Richtung Expeditionen entsendet, sowohl von der bedrohten Süd-Pacificbahn als von dem in San Franzisko erscheinenden Blatte The Examiner. Letzteres entsendete seinen sehr unternehmenden Korrespondenten H. W. Patton, der vom Coloradoflusse aus auf dem durchbrechenden Strom bis in den neuen See eine höchst gewagte Bootfahrt unternahm, deren Schilderung ich, nebst der flüchtigen Karte Pattons, hier im Auszuge wiedergebe.

Patton verließ am Dienstag (7. Juli) mit einem wohlbemannten und mit Lebensmitteln versehenem Boote Yuma am Einflusse des Gila in den Coloradofluß und folgte demselben 32 km abwärts, wo er auf die Stelle stieß, wo derselbe in unzähligen Kanälen über sein rechtes Ufer nach Norden abfloß. Ursache war einmal der hohe Wasserstand und dann eine quer durch den Fluß gehende Barre. Der Abflußkanal war $1^1/_2$ km breit und $3^1/_2$ m tief. „Soweit wir blicken konnten, war in der Abflußrichtung nur Wasser zu sehen, aus welchem Inseln mit Mesquitegestrüuch emporragten. Hier war ursprünglich ein gutes Weideland und viel Rindvieh ist durch den Wassereinbruch ertrunken. Zwischen den Mesquitebäumen hindurch steuerte unser Boot nach einer kleinen Insel, wo unser indianischer Führer leider von einer Klapperschlange gebissen wurde und zurückbleiben mußte. Bald darauf fuhren wir über die alte von Yuma nach San Diego führende Poststraße hinweg; sie stand jetzt $4^1/_2$ m breit unter Wasser. Nachdem wir an den Stationen Cooks Wells, Gardener u. s. w. vorübergefahren, sahen wir, wie der Kanal, hier 200 m breit und $5^1/_2$ m tief, gewaltig, wie der Colorado selbst, dahinrauschte. Am Sonnabend kamen wir an Alamo Mucho vorüber, das auf der Station von Yuma nur 83 km entfernt liegt, doch hatten wir, den Umwegen des Wassers folgend, bis dahin mindestens 240 km zurückgelegt. Von hier segelten wir direkt nach Norden,

Digitized by Google

trafen einen gewaltigen andern Strom, der mit dem unsrigen zusammenfloß und gelangten in den New River, der auf der Karte verzeichnet ist und nun auch zum Bette des neuen Colorado-Abflusses wurde.

Am Sonntag (12. Juli) gelangten wir durch 4 m tiefe Kanäle, die zwischen 200 und 400 m breit waren, in verschiedene aufeinander folgende große Seebecken. Unsre Richtung war nun nach Norden, auf eine Reihe Sandhügel zu, die sich dem ausbrechenden Strome in den Weg stellten. Durch diese Sandhügel hat sich der Strom in einer Breite von 200 m und mit einer Tiefe von 2 m einen Weg gebohrt und von hieraus ergießt derselbe sich in die Wüste. Jenseit des Durchbruches wird das Wasser seichter und breitet sich weit aus; dann aber, etwa 5 km nördlich vom Durchbruche, sammelt sich dasselbe abermals und stürzt in kleinen Fällen in einem 9 m tiefen Kanal zusammen, dem wir folgten. Weiterhin nimmt derselbe, gleich Nebenflüssen, andre Kanäle auf. Rechts und links erheben sich hier Sandberge, von 9 bis 120 m Höhe, die steil und senkrecht abfielen wie die Palisaden des Hudson. Indem die Fluten diese Sandberge unterwühlten, brachten sie dieselben hier und da zum Einsturz, und ein 300 m langes Stück stürzte hernieder gerade als wir die Stelle passiert hatten. Unser Boot tanzte mit schaukelnden Bewegungen auf den stürmischen Wassern dahin, so daß ich hier seekrank wurde. In einem Wirbel litten wir fast Schiffbruch und der größte Teil unsrer Nahrungsmittel wurde fortgeschwemmt. Noch sollte uns eine Überraschung bevorstehen. Schon von fern hörten wir ein gewaltiges Getöse und als wir näher kamen, sahen wir unsern Kanal einen Wasserfall von $5^1/_2$ m bilden. Hier konnten wir nicht weiter und zogen das Boot ans Land. Die Wasser wüteten aber mit solcher Gewalt in dem sandigen Grunde, daß am nächsten Morgen der Wasserfall fast 1 km rückwärts geschritten war und wir unser Boot wieder in den Stromlauf bringen konnten. Mit rasender Schnelligkeit schoß es dahin und am Dienstag erreichten wir die Saltondepression, die nicht fern vom Eintritt unsres Kanals ein zweiter großer Strom (wahrscheinlich der Carrecko-Creek) ereicht. Im Salton Lake selbst stand das Wasser $^1/_2$ bis 1,5 m tief. Steigt dasselbe nur noch 1 m, so sind die Saltonwerke verloren; alle Maschinen sind schon jetzt entfernt.

Ich glaube, fährt Patton fort, daß der Verbindungskanal zwischen dem Colorado und der Wüste durch die Naturkräfte nun fertig gestellt ist. Er wird immer Wasser führen, höchstens dann nicht, wenn der Colorado seinen niedrigsten Stand erreicht. Seine Durchbruchsstelle ist etwa 1,5 km lang und das dort abfließende Wasser 3,5 m tief. Die bedrohte Süd-Pacifichahn denkt deren daß sich zu stopfen — das wäre ein gewaltiges Unternehmen! Ob aber je die Wasser die Saltondepression ganz ausfüllen werden ist eine Frage der Zukunft; wahrscheinlich werden dieselben vorher zur Bewässerung des Landes verbraucht."

Die Völkerbewegung in Kamerun.

Die in jüngster Zeit mehrfach ausgeführten Expeditionen in das Hinterland von Kamerun haben uns in erfreulicher Weise über die noch unbekannten ethnographischen Verhältnisse im Innern der Kolonie aufgeklärt. Schon die ersten, tiefer hineinwärts dringenden Forscher nahmen mit Erstaunen wahr, daß die an der Küste sitzenden Bantustämme nördlich des Saunaga halt den Sudanneger, deren Ausbreitung bis hierher niemand vermutet hatte, weichen müssen. Nur im Süden vom Sonnaga schieben sich die Bantu weiter gen Osten vor; so leben bei der Jaunde-Station, hart an der Grenze des Gras- und Waldlandes, außer den Jaunde selbst noch zahlreiche kleinere Volksgemeinden derselben Verwandtschaft[1]). Ihnen folgen in der Gegend der Nachtigal-Schnellen des Saunaga die Upangwe oder Mpongwe und die Mwelle, auch Bakoko genannt, welche sich westwärts bis an den Abfall des Binnenplateaus erstrecken. Der Mittellauf des Njong mit den Neben-Du Mont-Fällen liegt in ihrem Gebiet. Den Ufersaum haben die Batangas inne, denen sich im Norden der Lungo Mündung, also im eigentlichen Kamerunbecken, die viel erwähnten Dualla anreihen. Letztere stehen als verschlagene und eifersüchtige Zwischenhändler bei den Europäern längst in schlechtem Geruch, obschon sich ihr Einfluß gar nicht so weit von Kamerun nach Osten ausdehnt. Der Handel scheint hier vielmehr den Wasserwegen[2]) und zwar in nordöstlicher Richtung zu folgen, wie dies Premierleutnant Morgen auf der Nürnberger Hauptversammlung der Deutschen Kolonial-Gesellschaft kürzlich näher erläutert hat[3]). Schon ist ein Teil dieser Sperre beseitigt, vor allem auf dem Malimbe-Fluß, wo die Firma Woermann bis an die Öden Fälle vorgedrungen ist. — Desto weiter zieht sich dafür der Batanga-Handel in das Innere hinein, der erst am Sonnaga, wo die Haussakaufleute den Strom der Landesprodukte zum Niger und Benuë ableiten, sein Ende findet.

Ganz andre Verhältnisse walten in den trockenen Grasebenen nördlich des Sannaga vor. Statt der Bantu wohnen hier Sudanneger, statt der Heiden gläubige Mohammedaner. Der Boden ist teils von reinen Fullahs, teils von den gemischten Grenzstämmen Adamauas, von den Butes, Bolis und Bofuts, kolonisiert. Der von Westen kommende Europäer sieht sich plötzlich in eine fremde Welt versetzt, unter Völker[4]), die anders sprechen, anders fühlen, sich anders kleiden, anders essen, andre Waffen tragen, die kurz und gut fast in allen Stücken von den Stämmen an der Küste gänzlich verschieden sind. Zwischen beiden droht ein erbitterter Kampf uns Dasein, weil die Sudanneger stetig noch Süden vordrängen. Die Bute z. B. haben nach „übereinstimmenden Aussagen früher viel nördlicher gesessen"; sie sind jedoch von den Fullahs nach Süden geschoben worden, so „daß ihre jetzige Nordgrenze etwa der 6. Grad nördl. Breite ist, während sie sich nach Süden bis an den Sannaga, nach Westen bis an den Mbam und nach Osten etwa bis an den 13. Grad östl. Länge von Gr. ausdehnen[5]." Die Bute, ein starkes, kriegerisches und mutiges Volk, drücken ihrerseits wieder auf die benachbarten Bantu in der Plateauregion zwischen Mbam, Sannaga und Njong. „Die Völker, welche dies Gelände bewohnen" — schreibt Premierleutnant Morgen in den letzten „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" — „haben seit dem Vorjahre bereits eine Verschiebung erlitten, und zwar die Nzumba und Jaunde eine solche nach Norden, die Kwolle und Jetoni nach Westen und die Mwelle nördlich des Sannaga nach Süden und Südwesten. Auf die beiden ersteren drücken die Mpongwe von Süden, auf die zweite Gruppe die Mwelle von Osten und auf die letzten die Bute von Norden her."

[1]) Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten, Bd. II (1889), S. 61. — [2]) A. a. O., S. 62. — [3]) Deutsche Kolonialzeitung 1891, Nr. 8, S. 108 u. 109.

[4]) „Ich glaube kaum", sagt Morgen, „daß der Ethnograph ein interessanteres Feld seiner Thätigkeit findet, als es ihm das Hinterland von Kamerun bietet." A. a. O., S. 108.

[5]) Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten, Bd. IV (1891), S. 149.

Digitized by Google

Ein großer Völkerkreis steht hier bevor, und es ist kaum zweifelhaft, daß er zu Gunsten der freudenerdringlinge ausfallen wird. Dieser Kampf bedeutet gleichzeitig ein Ringen zwischen Islam und Heidentum; Mohammeds Lehre erscheint an den Thoren der deutschen Kolonie, und damit erwachsen uns neue Gefahren und neue Sorgen, denen einzig durch eine schnelle und nachhaltige Machtentfaltung begegnet werden kann. Wenn auch nach Morgen's Beobachtungen „der Islam von der großen Masse lau aufgenommen wird, so stellt sich doch der Häuptling als ein gläubiger Anhänger derselben hin[1])."

Unlängbar tritt der Mohammedanismus unter den Negern als Kulturförderer auf. Die Schwarzen müssen sich an gewisse Reinlichkeits- und Speisegesetze gewöhnen, sie lernen die Nachtheit verachten, und durch die Einführung des Koran erweitert sich unbedingt ihr geistiges Fassungsvermögen. Das Grenzvolk der Bute hat sich im fortgesetzten Verkehr mit den Tibati auffällig über die benachbarten heidnischen Bantus hinausgearbeitet. Noch höher stehen die Tibali (Fullahs) selbst, bei denen fast jeder Sklave eine Tobe oder einen Burnus trägt. Ihre Häuser sind sorgfältig hergerichtet und mit einer hohen Strohwand umgeben, um die Bewohner und Bewohnerinnen derselben, insbesondere die Geheimnisse des Harems, den Blicken Vorübergehender zu entziehen[2]).

Diesen Vorteilen stehen für uns auf der andern Seite desto schwerer wiegende Nachteile entgegen. Statt der kleinen, untereinander meist feindlichen heidnischen Staaten droht uns die geschlossene disciplinirte Macht des mohammedanischen Fullahreiches Adamaua. Als Premierlieutenant Morgen dem Sultan von Tibati die deutsche Flagge überreichen wollte, wies der unserm Forscher sonst sehr freundschaftlich gesinnte jugendliche Häuptling dieses Geschenk mit der Bemerkung zurück, daß er hierzu erst die Erlaubnis des Oberherrn von Jola einholen müsse[3]). Jola aber ist durch die Londoner Grenzregulirung vom 27. Juli bis 2. August 1886 in die englische Interessensphäre gefallen, und der Sultan von Jola empfängt außer andern schönen Sachen ein jährliches Gehalt von 1000 Pfd. Sterl. aus britischer Tasche.

Unsere Widersacher in Kamerun sind nicht blos Heiden und Mohammedaner!

H. Seidel.

Die Eisenbahnen der Erde 1885—1889.

Das vom preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten herausgegebene „Archiv für Eisenbahnwesen" bringt im dritten Hefte des Jahrgangs 1891 eine auf den besten Quellen beruhende Zusammenstellung der Eisenbahnen der Erde von 1885—1889.

Wie die, soweit möglich und zum größten Teile nach amtlichen, im übrigen auf sonstigen zuverlässigen Quellen gefertigte Zusammenstellung ergiebt, haben die Eisenbahnen am Schlusse des vorletzten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts eine Ausdehnung von 595 767 km erreicht — eine Ausdehnung, welche nahezu dem Fünfzehnfachen des Erdumfanges am Aequator gleichkommt und die mittlere Entfernung des Mondes von der Erde um mehr als 200 000 km übertrifft. Der Zuwachs, welchen die Eisenbahnen bis jetzt alljährlich noch erfahren, läßt erwarten, daß das Wachsthum der Eisenbahnlänge noch immer weiter fortschreiten werde. Am Schlusse des achten Jahrzehnts, am 31. Dezember 1879, betrug die Länge der im Betrieb befindlichen, in den ersten vier Jahrzehnten des Eisenbahn-Zeitalters fertiggestellten Eisenbahnen 350 031 km, die Zunahme an Länge hat in einem einzigen, dem neunten Jahrzehnt unsres Jahrhunderts also, 245 731 km betragen. Nimmt man eine gleiche Zunahme für das letzte Jahrzehnt an, so wird das Ende des Jahrhunderts eine Eisenbahnlänge von mehr als 840 000 km — mehr als das 21 fache des Erdumfanges und mehr als das Doppelte der Entfernung des Mondes von der Erde — im Betriebe sehen.

Übersicht der Entwicklung des Eisenbahnnetzes der Erde vom Schlusse des Jahres 1885 bis zum Schlusse des Jahres 1889:

Länder:	Länge der im Betriebe befindlichen Eisenbahnen am Ende des Jahres		Es treffen Ende 1889 km Bahnlänge auf je	
	1885	1889	100 qkm	10 000 Einwohner
I. Europa.				
1. Deutschland:				
Preußen	22 352	24 968	7,2	8,5
Bayern	5 087	5 421	7,1	9,8
Sachsen	2 246	2 380	15,9	7,1
Württemberg	1 442	1 500	7,7	7,4
Baden	1 331	1 432	9,5	8,8
Hess.-Lothringen	1 347	1 472	10,1	8,4
Übrige deutsche Staaten	3 810	4 620	6,8	9,3
Zusammen Deutschland	37 572	41 793	7,7	8,6
2. Österreich-Ungarn einschl. Bosnien u. s. w.	22 613	26 501	3,9	6,3
3. Großbritannien und Irland	30 843	32 088	10,2	8,3
4. Frankreich	32 491	36 348	6,9	9,5
5. Rußland einschl. Finnland	26 847	30 140	0,6	3,1
6. Italien	19 484	15 063	4,4	4,2
7. Belgien	4 409	5 174	17,5	8,5
8. Niederland einschl. Luxemburg	2 800	3 037	8,5	6,4
9. Schweiz	2 854	3 104	7,5	10,6
10. Spanien	9 233	9 860	1,9	5,6
11. Portugal	1 529	2 060	2,3	4,8
12. Dänemark	1 942	1 968	5,1	9,0
13. Norwegen	1 502	1 562	0,5	7,9
14. Schweden	8 892	7 910	1,8	16,6
15. Serbien	385	526	1,1	2,5
16. Rumänien	1 682	2 543	2,0	4,7
17. Griechenland	323	708	1,1	3,2
18. Europäische Türkei, Bulgarien, Rumelien	1 391	1 765	0,6	2,3
19. Malta	102	110	—	—
Zusammen Europa	195 657	220 261	2,3	6,2
II. Amerika.				
20. Verein. Staaten von Amerika	207 508	259 687	3,3	39,8
21. Britisch-Nordamerika	16 330	21 439	0,3	48,8
Übrige Staaten	25 408	36 799	—	—
Zusammen Amerika	249 246	317 925	—	—
III. Asien.				
22. Britisch Indien	19 308	25 488	0,7	1,0
23. Japan	559	1 460	0,5	1,0
Übrige Staaten	2 418	4 076	—	—
Zusammen Asien	22 285	31 024	—	—
IV. Afrika zusammen	7 032	8 635	—	—
V. Australien zusammen	12 947	17 922	0,2	46,9
Zusammen auf der Erde	487 197	595 767	—	—

[1]) A. a. O., S. 148. — [2]) A. a. O., S. 150. — [3]) Deutsche Kolonialzeitung 1891, S. 108.

Das Scheitern der Expedition Crampels.

Die Expedition des noch jungen und tüchtigen französischen Reisenden Paul Crampel, die zum Zweck hatte, die Landschaften zwischen dem französischen Kongolande und dem Tsadsee zu durchreisen und unter den Einfluß Frankreichs zu

Digitized by Google

bringen, ist leider durch die Ermordung des Reisenden und zahlreicher seiner Gefährten gescheitert. Wenn wir auch den politischen Bestrebungen dieser Expedition, welche die Ausbreitung des französischen Einflusses im Hinterlande von Kamerun anstrebte und die Utopie einer Verbindung der Besitzungen Frankreichs in Nordafrika mit jenen am Kongo verfolgte, von unserm Standpunkt als Deutsche nicht freundlich anschauten, so bedauern wir doch im Interesse der Wissenschaft den Untergang Crampels, dem seine Reise sollte auch das letzte größere, noch unbekannte Stück Afrikas führen, welches der Erschließung harrt. Ein großer weißer Fleck liegt noch zwischen dem Hinterlande Kameruns, dem Ubangi (dem größten rechten Zuflusse des Kongo) und dem Süden von Bagirmi und Wadai, wo unsere Kenntnis einzig auf den Erkundigungen von H. Barth u. G. Nachtigal beruht. Es ist das Gebiet der Wasserscheide zwischen Ubangi-Kongo und dem Schari, welcher in den Tsadsee mündet.

Crampel, wiewohl er jetzt erst das 28. Lebensjahr erreicht hat, war kein Neuling auf afrikanischem Boden. Im November 1886 wurde ihm vom Ministerium eine wissenschaftliche Sendung nach Französisch-Äquatorialafrika anvertraut, er begab sich zu Savorgnan de Brazza, welcher ihm den Auftrag erteilte, von Madsville (oder Lastourville) am oberen Ogowé im Lande der Abuma nach Norden zu durch die Lande der Batokas und Pahuins vorzudringen und an der Coriésobai wieder den Ozean zu erreichen. Am 12. August 1888 verließ Crampel Madsville und Ende Januar 1889 hatte er seine Aufgabe gelöst. Er hat dabei neue Gegenden in die Karte eingetragen und im steten Kampfe mit den Eingeborenen gelebt, die mehreren seiner Gefährten den Tod, ihm selbst verschiedene Wunden einbrachten. Zum Gelingen der Expedition trug bei, daß er die neunjährige Tochter eines Pahuinhäuptlings heiratete, die ihn treulich begleitete und die er später in Paris erziehen ließ. Auf dieser Expedition hat er auch die Fangstämme im Norden des Ogowé kennen gelernt (Globus LIX, S. 237). Die Expedition selbst ist geschildert im Tour du Monde, T. LX, p. 321 (1890).

So vorbereitet erhielt Crampel vom Comité de l'Afrique française den Auftrag zu seiner neuen Expedition, welche im März 1890 Frankreich verließ. Vorgeschrieben war, daß sie den Ubangi aufwärts fahren und alsdann von diesem aus nach Norden gegen den Schari und Tsad vordringen solle. Am 15. August 1890 befand sich dieselbe zu Brazzaville am Stanleypool. Sie bestand, nachdem bereits unterwegs mehrere Mitglieder zurückgeblieben waren, aus Paul Crampel als Führer, dem Ingenieur Lanzière, Nébout als Führer der Träger, Bécard als Führer der aus 30 Senegalesen bestehenden Schutztruppe, dem arabischen Dolmetscher Mohamed Ben Said und 250 Trägern. Die Fahrt den Kongo aufwärts wurde am 16. August angetreten, dann den Ubangi aufwärts und am 25. September war Bangui, der am weitesten an diesem Strome nach Norden zu vorgeschobene Posten unter 19° östl. L. und 4° 30′ nördl. Br. erreicht. Schon auf dieser Fahrt am Ubangi hatte Crampel wiederholt Zusammenstöße mit den Eingeborenen und mußte „Frieden herstellen", was nicht ohne Blutvergießen und Verluste auf Seiten der Franzosen abging. Aber frisch und wohlgemut brach er von Bangui nach Norden zu auf in das unbekannte Innere, während von Frankreich aus seine Schritte voll patriotischen Mitgefühls verfolgt wurden, in der Hoffnung, daß Crampel in dem „Wettrennen um den Tsadsee" über Deutsche und Engländer den Sieg davon tragen würde. Im März 1891 war die zu Crampels Unterstützung ausgesandte Expedition unter Dybowski bereits in Loango angelangt („Globus" Bd. 59, S. 368), und man sah bereits im Geiste Algerien und Französisch-Kongoland durch Crampel miteinander verknüpft, als die Hiobspost vom Untergange desselben eintraf. Der Gouverneur von Brazzaville, Dolisie, meldete unter dem Datum des 15. Juli, daß Crampel mit seinen Begleitern am 9. April ermordet worden wäre; Nébout, der Führer der Träger, entkam nach Bangui am Ubangi, von wo er sich nach Brazzaville begab. Die Verfolgung der Ziele Crampels ist jetzt Dybowski übertragen worden.

Die Einwanderung in die Vereinigten Staaten seit 1820.

Der Vorsteher des statistischen Amtes in Washington hat einen sorgfältigen Bericht über die Einwanderung in den Vereinigten Staaten seit ihrem Bestehen zusammengestellt. Wir geben davon das Folgende:

Bis zum Jahre 1820 liegen keine amtlichen Berichte über die Einwanderung vor. Sachverständige schätzen sie vom Schluß des Unabhängigkeitskrieges bis zu dem genannten Jahre auf 225000 Köpfe. Im nächsten Jahrzehnt (1821 bis 1830) betrug sie 143439, im folgenden (1831 bis 1840) 599125, springt im nächsten (1841 bis 1850) auf 1713251, im folgenden (1851 bis 1860) auf 2598214 und sinkt im Jahrzehnt 1861 bis 1870 auf 2466752, welche Abnahme auf Rechnung des Bürgerkrieges zu schreiben ist. Im Jahrzehnt 1871 bis 1880 steigt sie wieder auf 2944695, und im letzten Jahrzehnt (1881 bis 1890) erreichte sie ihren höchsten Stand mit 5176212.

Die Gesamt-Einwanderung der sieben Jahrzehnte von 1821 bis 1890 stellt sich somit auf 15641688. Davon kamen aus:

Deutschland	4551719
Irland	3501683
England	2040134
Den englischen Besitzungen in Nordamerika	1024083
Norwegen und Schweden	943330
Österreich-Ungarn	461455
Italien	414513
Frankreich	370162
Rußland und Polen	350363
Schottland	329192
China	292578
Schweiz	174333
Dänemark	146287
Den übrigen Ländern	1063196

Die Einwanderung aus Deutschland steht hier an der Spitze, da England und Irland getrennt aufgeführt werden. Nimmt man die ganze englisch sprechende Einwanderung zusammen, so überwiegt sie die deutsche um ein beträchtliches. Im allgemeinen weist die Einwanderung aus allen Ländern eine Zunahme auf. Nur Frankreich und China machen davon eine Ausnahme. Die französische Einwanderung ist von 73301 im Jahrzehnt 1871 bis 1880 auf 51420 im Jahrzehnt 1881 bis 1890 gefallen. Ohne Zweifel hängt dies mit der geringen natürlichen Zunahme der Bevölkerung Frankreichs zusammen. Die chinesische Einwanderung, die eine Zeit lang sehr stark war, hat in der letzten Zeit infolge der Ausschließungsgesetze fast ganz aufgehört.

Nach Weltteilen (abgesehen von den Inseln) geordnet, kamen in den letzten 20 Jahren: aus Europa 7627233, Asien 220977, Afrika 769, Amerika 896668. Von den Inseln im Atlantischen Ozean kamen 26729, von denen im Stillen Ozean 23524, von allen anderen hierin noch nicht eingeschlossenen Ländern und Gegenden 2875.

Was würden die Vereinigten Staaten, wenn diese 15½ Millionen nicht eingewandert wären? Diese Frage ist den heutigen Knownothings zur ernstlichen Erwägung zu empfehlen!

Digitized by Google

Bücherschau.

Friedrich Ratzel, Anthropogeographie. Zweiter Teil. Die geographische Verbreitung des Menschen. Stuttgart 1891. XI.II und 781 S. Mit 1 Karte u. 32 Abbildungen.

Vor nunmehr neun Jahren erschien der erste Band dieses Buches. Der damals neue Name der Anthropogeographie erhielt durch den Nebentitel „Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte“ seine vorläufige Erklärung; die „Problem- und geschichtlich geographischen Grenzgebiete“ sollten systematisch behandelt werden. Als Ausgangspunkt wurden die geistigen Bedürfnisse des Studierenden des Lehrfaches für Geographie und zugleich Geschichte bezeichnet. Nicht, daß eigentlich die Sache als etwas Neues hingestellt wurde, da es von Montesquieu einerseits, von Voltaire andrerseits wohl in seiner zunächstigen Geschichtsvorstellung an solchen allgemeinen Betrachtungen gefehlt hatte. Neu war vielmehr nur der Name und der darin liegende Anspruch auf dieses Grenzgebiet, auf das allerdings die zünftige Geschichtsforschung so viel wie keinen Wert zu legen schien. Als Menschengeographie stellte er der Tier- und Pflanzengeographie zur Seite treten, doch sie überragen an Vielseitigkeit der Aufgaben. Ausdruck und Auffassung haben Verbreitung und Geltung genommen; beispielsweise ist aber darauf hingewiesen, daß der gesperrte Ausdruck Kulturgeographie als Wechselbegriff sich Bd. I, S. 17 vorfindet. Mag die Etikette des Wissenszweiges auch sich beruhen, mit Wesen und Wert des Gebotenen hat sie bei Meister und Schülern kaum etwas zu thun.

Einen gewissen Zusammenhang mit der Praxis, mit dem hochmännischen Betrieb der Geographie hat auch der vorliegende zweite Band. Gegenüber dem Vorwiegen der geologischen Richtung innerhalb der geographischen Forschung und Wissenschaft betont Ratzel, daß die auf Universitäten gelehrte Geographie vielfach eine ganz andre sei als die Lernenden, soweit sie sich später dem Lehrfach an mittleren Schulen widmen, zu brauchen können. Der bisherigen Bevorzugung der politischen, man könnte sagen verwendbaren Geographie steht Ratzel wissenschaftliche Pflege angedeihen zu lassen. Nur in Bayern besteht hierin Ausnahme, ganz recht, da es an den Universitäten noch keine Lehrkanzel für Geographie giebt, und somit die Annahme stillschweigend herrscht, daß die Geographie als Lehrfach keiner allgemeinen wissenschaftlichen Durchbildung und keines weiteren Geschichtsstudiums bedürfe. Aber richtig bleibt doch, daß die Anthropogeographie an sich ebenso wenig in den Schulunterricht hineinpaßt als die Philologie. Auch der Katechismus wird stets etwas anderes sein als die wissenschaftliche Theologie. Der Prediger trägt keine Kirchengeschichte oder Bibelkritik vor. Aber er würde zum Bangen herabsinken, wenn er deshalb des Zusammenhanges mit der Wissenschaft entraten wollte.

In dieser hier nur anzudeutenden Richtung kann und — wird hoffentlich auch — das vorliegende Buch seine Bedeutung und Wirksamkeit geltend machen; als Sonntagsbuch der Geographen, an die der Verfasser denkt, aber auch andrer Leute, wie die lange Angabe der behandelten Fragen erweisen wird. Im Vergleich zum ersten Bande bietet der neuerste eine Ergänzung und Vertiefung zugleich. Dort war, nach Ratzels eigenen Worten, eine große Gruppe von Wirkungen der Natur auf den Menschen, deren Gegebene ein Zustand, mit den Unterabteilungen Zustand der Einzelnen: Ethnographie, und Zustand der Gesellschaft: Soziale und politische Wirkungen ausgeschieden. Ihre Behandlung ist nur hier aufgenommen; für reichen Stoff, für festeltende selbständige Betrachtungen ist von vornherein Gewähr geboten. Die Forderung einer allgemeinen Geographie des Belebten, zu der die Anthropogeographie sich mit der Pflanzen- und Tiergeographie zusammenschließen müßte, wird begründet und belegt. Dem gesunterblichen Augenmerk aus erscheint der Kampf ums Dasein in erster Reihe als Kampf um den Raum, wie das glückliche Bild eines Schlachtfeldes in der Enge oder Weite verdeutlicht.

Im ersten Abschnitt ist der Unterschied der Ökumene von der gesamten Landfläche hervorgehoben. Es ist der wirklich oder bewohnbare Teil der Erde, die Männerwelt, das Menschenheim der altweltlichen Kosmographen, dessen Begrenzung der Verf. ebenso eingehend bestimmt, als die geographische Scheidung von Unbewohnt und Unbewohnbar und das Zurückweichen des geistigen Horizonts seit der Erdansicht bei den alten Reisen oder gegenüber den Naturvölkern. Das Hauptgewicht des Buches fällt aber auf die drei folgenden Abschnitte. Das statistische Bild der Menschheit (S. 145 bis 288) ist eine groß angelegte Darstellung der Bevölkerung der „Wirklichkeit“ als Naturerscheinung, sowie der Gesetze ihrer inneren Bewegung als Ausdruck oder Korrelat der Kultur. Den dritten Abschnitt, Spuren und Werke der Menschen an der Erdoberfläche“ könnte man eine Naturgeschichte der Siedelungsformen nennen, wenn nicht eigene Kapitel über die Wege und die geographischen Namen sich anreihen müßten. In diesen beiden Abschnitten ist es eigentlich die Zahl, die als lebendige Größe, als Ausdruck der Zustände, als Maßgeber der Vergangenheit zur Zukunft erscheint; es ist eine Anwendung der Geographie auf die Statistik. Ähnlich ist der vierte Abschnitt „Geographische Verbreitung von Völkermerkmalen“ und zwar sowohl des Körpers als des Kulturbesitzes, die Angliederung des allgemeinen Teiles der Völkerkunde an die Geographie, hauptsächlich durch die Wirkung des Raumes und der Bewegung durch ihn begründet.

Es ist im Rahmen einer Anzeige unmöglich, mehr als dürftige Hinweise auf den reichen Inhalt zu geben, der auf jeder Seite zum Nachdenken anregt, nicht nur die einzelnen Zahlenreihen der Verf., sondern jeden, dem es um ein Verständnis des Völkerlebens zu thun sein sollte, und nicht nur um die Feststellung der Einzelheit. Daß in dem einen oder andern Punkt die Prüfung von einem andern Standpunkt aus möglich und vielleicht entwickelt sein wird, das kann der Bedeutung des Buches keinen Abtrag thun oder den schuldigen Dank für die strenge Tendenzheit verringern.

Dr. Schultheiß, München.

J. Partsch, Philipp Clüver, der Begründer der historischen Länderkunde. Ein Beitrag zur Geschichte der geographischen Wissenschaft. Wien und Teschen 1891, Ed. Hölzel (Lendes Geogr. Abh. V, 2) 47 S.

Wenn es Pflicht jeder Wissenschaft ist, sich ihres Entwicklungsganges immer bewußt zu bleiben und der Männer nicht zu vergessen, denen sie ihre Fortschritte verdankt, so ist die Erdkunde diese Pflicht einem ihrer Begründer gegenüber bisher nur sehr schlecht erfüllt. Von Philipp Clüvers Leben und Wirken haben wir bisher nur höchst unvollkommene Vorstellungen gehabt, und wir wissen es dem bewährten Verf. umso mehr Dank wissen, wenn er uns in der vorliegenden Abhandlung ein gründliches, möglichst erschöpfendes Bild von dem Streben und Entwickelungsgange des großen Begründers der historischen Länderkunde entworfen hat.

Clüver (1580 bis 1622) stammte aus einer alten bremischen Patrizierfamilie, von der ein Zweig frühzeitig in Preußen und Livland seßhaft wurde. In glänzenden Verhältnissen aufgewachsen, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt Danzig erzogen, ging der junge Clüver etwa 20 Jahr alt nach der rasch aufblühenden Universität Leiden und genoß hier den Unterricht und persönlichen Verkehr eines Lipsius und Scaliger. Letzterer vor allem wurde von entscheidendem Einfluß auf das Studium des jungen Mannes. Er hatte eben die Ordnung der antiken Chronologie vollendet und empfahl nun seinem Schüler als Gegenstück dazu die Behandlung der geographischen Beziehungen der antiken Kulturländer. Mit Feuereifer machte sich Clüver an dies Werk, das er zu seiner Lebensaufgabe erwählte. Aber es sollte lange dauern, bis er dieselbe endlich erfüllte. Sein Vater war mit dieser Richtung seiner Studien nicht einverstanden, es kam zum Bruch zwischen Vater und Sohn, und nun begann für den letzteren ein abenteuerliches Wanderleben. Unter harten Entbehrungen trieb er sich in allen Ländern Europas herum, bald sich aber seit 1610 mit Vorliebe in Italien auf und heiratete 1613 ein armes englisches Mädchen. Dadurch wurde ihm der Kampf ums Dasein natürlich noch mehr erschwert. Clüver war eine jener unglücklichen, unwissenschaftlich angelegten Naturen, die nie auf einen geebneten Pfad kommen.

Aber inmitten dieser Trostlose hatte er ein Lebensziel nie aus den Augen verloren. Im Jahre 1616 erschien zu Leiden sein gewaltiges Werk „Germaniæ antiquæ“, dessen durchgängender Erfolg ihn setzt zu einem der ersten Geographen und Altertumskenner seiner Zeit erhob und ihm die Stelle eines Geographus Academicus der Amsterdamer Universität Leiden mit 500 Gulden Gehalt eintrug. Heute ist die Forschung über dieses erste große Werk Clüvers allerdings schon ganz hinweggeschritten. Dagegen ist sein letztes großes Hauptwerk, die Italia antiqua, die er erst auf dem Totenbette vollendete, noch heute die unentbehrliche Grundlage jeder topographischen Untersuchung auf dem Boden Altitaliens. Ausgerüstet mit einem beispiellosen Kenntnis der antiken Litteratur und lukend auf seiner eigenen, gründlichen Ortsanschauung, die er auf planmäßig durchgeführten

Digitized by Google

Reisen gewonnen hatte, entscheidet er alle streitigen Fragen mit einer Klarheit, die geradezu verblüffend auf seine Zeitgenossen wirkte und uns heute noch mit der größten Bewunderung erfüllt. Es ist schwer zu beklagen, daß sein vorzeitiger Tod all seine andern großen Pläne vereitelte. — Prof. Partschs Abhandlung sei allen Freunden der historischen Geographie nochmals aufs wärmste empfohlen. Dr. Johannes Hoops.

G. F. Haarsma, früher Inspekt. der Deli-Maatschappij in Deli. Der Tabaksbau in Deli. Mit 9 Abbild. und 3 Karten. Amsterdam, J. H. de Bussy, 1890. 240 S. gr. 8°. — Preis in elegant. Leinbd. 7,20 fl. holl.

Das vorliegende Werk ist von dem größten Werte nicht nur für den Tabaksbauer und Händler, sondern auch für den Kolonialpolitiker und Geographen. Ganz besonders erwünscht wird dasselbe aber allen denen sein, die sich für die Bewerbung unserer afrikanischen Kolonieen interessieren. Daß große Gebiete derselben, besonders in Ostafrika und Neu-Guinea sich für den Tabaksbau eignen, ist von verschiedenen Seiten festgestellt worden. Es handelt sich nun aber bei Anlage von Tabakspflanzungen um eine sorgfältige Beobachtung zahlreicher scheinbar unwichtiger Kunstgriffe und Hilfsmittel, welche durch die Erfahrung festgestellt worden sind. Eine sorgfältige Benutzung und Berücksichtigung derselben ist die erste Vorbedingung für das Gedeihen einer neuen Tabakskultur in bisher dazu nicht benutzten Gebieten. Wir Deutsche können deshalb nur zu Dank verpflichtet sein für die Übersetzung des vorzüglich ausgestatteten Werkes. Sehr richtig wird in der Vorrede desselben gesagt: „Wenn auch in andern Ländern und Himmelsstrichen die näheren Einzelheiten der Tabakskultur teilweise andre sind als in Deli, so werden die Grundlagen, wie die natürlichen Bedingungen und die technischen Ausführungen nahezu dieselben sein, und jedenfalls dürften die in dem Buche niedergelegten Prinzipien über Bewässerung und Behandlung des Tabaks und über Verwendung der nötigen Arbeitskräfte überall ein schätzenswertes Material bilden."

Die Angaben über die verschiedenen Arbeiten, ihre Reihenfolge und Ausführung gelten nicht nur für die Provinz Deli, sondern für die ganze Ostküste von Sumatra. Die Arbeiterverhältnisse sind dort schwierig. Es werden Eingeborne, Javanen, Chinesen und Klings (aus Britisch Indien) verwandt. Die Verwalter und Assistenten sind Europäer. Diese müssen etwas malaiisch und chinesisch sprechen, wollen sie nicht den Dolmetschern der Kulis, den Tamtels, einen zu großen Einfluß gewähren. Die Wohnhäuser der Beamten und Arbeiter, ihre Lebensweise und Gehälter, die Art der Kontrolle mit den Arbeitern, die an einen Assistenten und Tabakspflanzer im allgemeinen zu stellenden Ansprüche werden angegeben. Grundrisse für die Hauptgebäude (Trockenschuppen, Fermentierschuppen, Kulihäuser) und photographische Ansichten der Pflanzungen und Gebäude, schmücken das Werk.

Das Schlußkapitel ist ein historischer Abriß der Entwickelung der Tabakskultur auf Sumatra mit Angaben über die großen Vorteile, welche die verschiedensten Industrieen und Bevölkerungsklassen in Holland durch diese Kultur in den letzten 20 Jahren erworben haben. 1864 kamen die ersten 50 Packen (à 80 kg) Sumatrakabak in Amsterdam auf den Markt und erzielten einen Preis von 48 Cents holländischen Gulden pro Pfund. Bereits 1865 zahlte man 149 Cents. Im Jahre 1888 wurden 168114 Packen im Werte von 33428000 holländischen Gulden auf den Markt gebracht, gleich 129 Cents pro Pfund. Dabei wird mit stets wachsendem Eifer mehr auf die Qualität als auf die Quantität der geernteten Blätter gesehen.

Dr. H. Potonowsky.

Strebl, Regalive Strandverschiebungen im Gebiete des westlichen Pacific, insbesondere auf Neu-Guinea. (Weimar 1890, Ergänzungsheft 3 der Zeitschr. für wissensch. Geogr.)

In größere Wichtigkeit der Frage der Hebungen und Senkungen für einzelne Teile der Geophysik beigemessen wird, um so wichtiger ist es, zuverlässige Beobachtungen über solche Vorgänge zu besitzen, und um so erfreulicher, wenn für bestimmte Länderräume das Material kritisch durchgearbeitet wird.

Für die Küstengebiete des westlichen Pacific tunt dies Streht in obengenannter Arbeit. Es handelt sich in diesem Falle um Neu-Guinea und die umliegenden Inselgruppen, an welchen Riffalle in großer Mächtigkeit über dem Meeresspiegel und zum Teil in bedeutender Höhe auftreten, welche die bisherigen Annahmen von 100 m Senkung um das Vier- bis Fünffache übertreigt.

Der Verf. stimmt dafür, daß diese Riffalle wohl mehr durch die Wirkung hebender Kräfte als durch das bedeutende „Wüsten des Meeresniveaus" zu solcher Höhe gelangt seien, und bringt also gegenüber der Suessschen Senkungstheorie die Hebung wieder zur Geltung. Er geht jedoch noch weiter und nimmt an, daß diese Riffalle stets an den Außenrändern von Inseln und Bankanhogen liegen, von welchen die inneren Zonen abgesunken sind. Dies wird hauptsächlich von dem nördlichen Neu-Guinea behauptet, vor dessen Küste ein Bankeninselzug liegt. Leider scheinen die Beobachtungen aber doch noch zu lückenhaft zu sein, um in dieser Weise zu verallgemeinern. Für die Frage nach der Entstehung der jetzigen Konturlinie ist die Unterstützung obiger Riffalle ohne Belang, da sie teils ungetrieht, teils nachgetrieht zu sein scheinen. Hoffentlich erfüllt sich bald die Hoffnung des Verf., daß das Innere und auch die Küsten Deutsch-Neu-Guineas genauer wissenschaftlicher Erforschung unterzogen werden möchten. W. Sievers.

Aus allen Erdteilen.

— Die russische Expedition nach Abessinien unter Leutnant Maschkow, deren Abgang wir (Bd. 59, S. 256) gemeldet haben, sendet nun ausführlichen Bericht, welche die Times (25. und 28. Juli) enthält, weit mehr politischer als wissenschaftlicher Art zu sein. Allerdings steht dieselbe unter der geographischen Gesellschaft in St. Petersburg, allein der Hauptveranstalter ist der russische Kriegsminister Wanowsky und der Zweck soll kein geringerer sein, als Abessinien zu einem russischen Vasallenstaat zu machen. Vincent Maschkow war bereits früher in Begleitung des Montenegriners Zlatyschanin in Abessinien, wo er in Auwto, der Residenz des Negus Menilek, von diesem als Gesandter „seines Bruders, des Negus von Moskowien" empfangen wurde. Menilek beklagte sich bitter über die Italiener und ersuchte die Russen darum wieder zurückzukehren, nachdem sie einen Brief und mündlichen Auftrag an den Zaren ausgerichtet hätten. Maschkow bewies damals schon die „Gleichheit des abessinischen und russischen Glaubens", nahm Teil am abessinischen Gottesdienst und beobachtete alle Zeremonien desselben. — Nach seiner Rückkehr im Winter 1889 auf 1890 übergab Maschkow einen ausführlichen Bericht dem Kriegsminister; die sämmtlichen übrigen Minister empfingen ihn und schließlich auch der Zar, der ihm den Wladimirorden mit Schwertern verlieh. Die neue Expedition, die eine wissenschaftliche genannt wird, kann nach unsrer Ansicht kaum darauf Anspruch machen, wenigstens nicht ihrer Zusammensetzung nach. Maschkow selbst war ein einfacher Leutnant in einem kaukasischen Linienregiment, sein Freund Zlatyschanin, der allerdings drei Sprachen redet, kann nicht ordentlich schreiben; auch Maschkows Bruder besitzt keine besondere Vorbildung. Der Mönch Tychon, dem eine Hauptaufgabe zufällt, war ursprünglich Wundarzt; endlich Herr Wsevolotschky, der als Jäger mitgeht. — Der russische Minister Giers erwirkte in Paris, daß die Expedition den französischen Behörden in Obok empfohlen wurde; dem italienischen Gesandten in Petersburg, Marochetti, erklärte Giers, die Expedition sei eine rein wissenschaftliche und Abessinien würde von Rußland als durchaus unabhängiger Staat angesehen. In Obok wurde von Seiten der Franzosen alles für die russische Expedition vorbereitet und als Maschkow im April in Kairo eintraf wurde er von einem Gesandten des Negus, mit Namen Ilioß, in Empfang genommen. Maschkow überbringt goldene Siegel

Digitized by Google

für den Negus Menilek, außer zahlreichen andern Geschenken, sowie Schreiben russischer Kirchenfürsten an den Abuna, das geistliche Oberhaupt der abessinischen Kirche.

Infolge der Thätigkeit katholischer und evangelischer Missionare in Abessinien, ist man dort gegen diese beiden Kirchen feindlich gesinnt. Die Russen aber betonen das viele übereinstimmende, was in den beiderseitigen Religionen liegt: die Priester stehen hier wie da auf dem gleichen (niedrigen) Standpunkte; die Zahl der Feiertage ist eine gleich große; die Fasten hier wie da lange und streng u. s. w. Dagegen sind viele jüdische Satzungen, die bei den Abessiniern gelten, eine Scheidewand. Dahin gehören die Feier des Sabbats (neben dem Sonntag), die Beschneidung, die Speisegesetze (die Gans z. B. ist bei den Abessiniern ein unreines Tier) u. s. w.

Wir nehmen von diesem Berichte der Times hier Kenntnis, da es sich um eine angeblich wissenschaftliche Expedition handelt und lassen die weiteren daran geknüpften hochpolitischen Betrachtungen (z. B. die geplante Abtretung des französischen Gebietes an der Tadschurrabai mit Dschibuti bei Seite.

— Dr. Karl Friesach, geboren 1821 zu Wien, starb am 10. Juli zu Graz, wo er Professor der Astrophysik war. Von 1855 bis 1860 unternahm er zum Zwecke von Studien in der physikalischen Geographie ausgedehnte Reisen in Amerika und Australien. Zu demselben Zwecke besuchte er später Ägypten und Kleinasien. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten ist hier hervorzuheben: Geographische und magnetische Beobachtungen in Nord- und Südamerika (Sitzungsbericht der Wiener Akademie 1858).

— Dr. Rajendralala Mitra, ein gelehrter indischer Orientalist, starb im Juli zu Kalkutta. Über 40 Jahre hat er an der Spitze der gelehrten Indier gestanden, die ihre Beiträge zur Kunde des Landes und seiner Sprache in den Verhandlungen der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen niederlegten. Unter seinen Abhandlungen sind hier zu erwähnen: Über griechisch-baktrische Überbleibsel in Rawal Pindi (1862); über die griechische Kunst in Indien (1875); die Darstellungen der Fremden in den Ajantatresken (1878). Über Menschenopfer in Indien bringt die genannte Zeitschrift zahlreiche Aufsätze von ihm. Seine Hauptwerke sind: Buddha Gaya, die Einsiedelei Salsamunis. Die Altertümer Orissas (2 Bände, 1868—69). Die Indo-Arier (1881) und die Buddhistische Sanskritlitteratur Nepals (1882).

— Fräulein Johanna Mestorf, geboren 17. April 1829 zu Brunsdeth in Holstein, hochverdient wegen ihrer ausgezeichneten Kenntnisse auf dem Gebiete vorgeschichtlicher Altertümer und bekannt als Übersetzerin vieler gelehrter skandinavischer Werke, ist nach dem Tode Prof. Handelmanns zum Vorstande des Museums vaterländischer Altertümer in Kiel ernannt worden, an welchem sie schon lange in der Stellung als Kustodin thätig war. Ihre eigenen Forschungen sind in gelehrten Zeitschriften zerstreut; von hohem Werte ist ihr mit 62 Tafeln versehenes Werk „Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein“ (Hamburg 1882). Zahlreiche Beiträge von ihr finden sich auch in den älteren Jahrgängen des „Globus“.

— Jizerman's Zug quer durch Sumatra. Der holländische Ingenieur Jizerman hat, etwas nördlich vom Äquator, einen Zug durch die Insel Sumatra unternommen, um die Vorarbeiten zur Anlage einer Eisenbahn quer durch die Insel zu machen. Sein Ausgangspunkt waren die Padangschen Hochlande, von wo er mit den östlich wohnenden unabhängigen Stämmen zunächst durch einen Araber, Ba Usman, Unterhandlungen wegen des Durchzuges anknüpfte, namentlich mit den Häuptlingen am Kwantan, der seine Gewässer der Malakkastraße zusendet. Die Expedition selbst rüstete der Leutnant im topographischen Dienst A. Bachuis aus; sie bestand aus 250 Kulis, die, weil schwache Leute, außer ihrem eigenen Gepäck nur 16 Kilo tragen konnten. Die Nahrung derselben bestand auf der ganzen Reise aus Reis, der auch zuweilen knapp wurde, so zwischen Logei und Langgam. Die Fahrt in kleinen Kähnen auf dem stromschnellenreichen Kwantan wird als sehr gefährlich geschildert; ein Vorgänger Jizermans, de Greve, war auch in diesem Flusse ertrunken und sein Grab wurde besucht. Bei den feindlich gesinnten Talukers — die sich als Iowu, d. h. Frau und nicht, wie sonst auf Sumatra, anga, Mann, anreden lassen — verlor die Expedition ein Mitglied, zwei Kaulen, durch einen heuchlerischen Schuß aus dem Hinterhalt.

Je weiter die Reisenden nach Osten vordrangen und namentlich im Gebiete der Ströme Kwantan und Kampar, desto mehr nahmen Urwälder und Moräste zu, in denen nur wenige elende Menschen leben. Ungeheure Schwärme von Stechmücken belästigten die Reisenden. Die Spuren von Tigern, Elefanten, Rhinozerossen und Bären waren sehr häufig, doch bekam man diese Tiere selbst nicht zu Gesichte. Die Bäume der Urwälder zeigten meistens Meterdicke, erhoben sich kahl zu ungeheurer Höhe und breiteten dann erst ihre dichten Kronen aus. Der Boden zwischen den beiden Flüssen Kwantan und Kampar ist ein hohes Hügelland mit zahlreichen Auskäufern, durchschnitten von tiefen Schichten. Hier und da traf man auf Pflanzungen von Zuckerrohr. Die Anlage einer Eisenbahn quer durch Sumatra auf der erforschten Route wird sehr schwierig sein; die größten Schwierigkeiten liegen indessen in jenen Gegenden, wo die Holländer bereits herrschen, nicht auf unabhängigem Gebiete. Durch die Kreidefelsen von Moko Moko muß ein Tunnel geführt werden; im Osten bereiten die Sümpfe zwischen dem Kampar und Siakflusse Schwierigkeiten. (Nach einem Vortrag Jizermans im königl. Ingenieurverein zu Batavia mitgeteilt vom Java Bode).

— Statistik der evangelischen Missionen in Südafrika. In den sämtlichen bis an den Kunene und Sambesi, also bis zum 17. Grad südl. Br. sich erstreckenden Ländergebieten des südlichen Afrikas, die von vielleicht 4½ Mill. Eingeborenen bewohnt sind, hatten die evangelischen Missionen auf 502 Haupt- und vielen Nebenstationen 1888 — 344 835 eingeborne Christen in mehr oder weniger selbständigen Gemeinden. Fast zwei Drittel dieser Summe 229 345 kamen auf die Kapkolonie, auf Natal 22 454, auf britisch Basutoland 17 800, den Oranjefreistaat 15 098, die südafrikanische Republik 33 763, britisch Betschuanenland 14 650; in Herero- und Namaland gab es nur 6765, in Pondoland 3000 und im Zulu-, Swasi- und Amatongagebiet 1960 eingeborne evangelische Christen. Von deutschen Missionsgesellschaften sind in Südafrika vertreten die Brüdergemeinde, die Rheinische, die Berliner und die Hermannsburger Missionsgesellschaft mit zusammen zirka 67 000 Heidenchristen. In dem benachbarten Madagaskar beträgt die Gesamtzahl der evangelischen Heidenchristen 280 000 bis 300 000. Ganz genau läßt sich die Summe nicht bestimmen wegen der Lückenhaftigkeit der Statistik der Londoner Missionsgesellschaft, welche hier die Hauptarbeit thut. Katholische Heidenchristen, nicht gerechnet die Zahl der eingewanderten Katholiken, gab es 1888 in Südafrika zirka 2000, auf Madagaskar 28 571. In den katholischen Missionsstatistiken werden die eingewanderten Kolonisten, Kaufleute ꝛc. stets mitgerechnet, was verwirrend wirkt. W—k

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27.

Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LX. **Globus.** Nr. 10.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Zur Kenntnis des Zwergwuchses.

Von Dr. R. Neuhauß.

Durch die unter dem gleichen Titel erschienene Abhandlung (Archiv f. Anthrop. XX, S. 43, 1891) von Dr. R. Schmidt (Altona) wird unser Kenntnis dieser Mißbildung durch eine Reihe genau untersuchter Fälle abermals erweitert. Unter Zwergen versteht man solche Menschen, welche im Verhältnis zu ihrem Alter auffallend erheblich unter dem Mindestmaß ihres Stammes zurückbleiben. Die Übergangsformen zur gewöhnlichen Größe bezeichnet man als „zwerghafte Gestalten". Das Vorkommen der letzteren ist ein verhältnismäßig recht verbreitetes. Ranke fand beispielsweise unter 45 500 bayerischen Militärpflichtigen, die im Jahre 1875 gemustert wurden, 43 zwerghafte Gestalten, deren Körpergröße zwischen 1,15 bis 1,40 m schwankte. Die Ursachen des Zwergtums sind fast vollständig dunkel. Bei einzelnen deutet die Kleinheit bei der Geburt schon darauf hin, daß eine Entwickelungsstörung, eine Hemmungsbildung, vorliegt. Bei andern gestalten sich die ersten Jahre der Entwickelung durchaus normal; dann tritt plötzlich ein völliger oder fast völliger Stillstand im Wachstum ein. Sehr interessant sind die von Dr. Boveri festgestellten Thatsachen, daß es gelingt, bei künstlicher Befruchtung von Seeigeleiern Zwergiarven zu erzeugen, wenn kernlose Abschnitte des Eies befruchtet werden; ferner, daß man bei künstlicher Bebrütung von Hühnereiern durch Anwendung ungewöhnlich hoher Temperaturen und durch mangelhafte Sauerstoffzufuhr Zwergformen hervorbringen kann. Von Vererbung des Zwergwuchses kann keine Rede sein, da Zwerge mit verschwindend geringfügigen Ausnahmen unfruchtbar bleiben. Wie bei einer großen Reihe andrer krankhafter Bildungen, so mußte auch hier die Darwinsche Theorie über alle Schwierigkeiten hinweghelfen: Man bezeichnete den Zwergwuchs als Atavismus, als Rückschlag in die Körperform unsrer Urvorfahren, der leibhaftigen Affenmenschen. Daß der Affenmensch ein vollständig hypothetisches Gebilde ist, welches nur in den Köpfen gewisser Menschen ein nebelhaftes Dasein führt, von welchem in Wirklichkeit aber niemals ein Knochensplitter aufgefunden wurde — das sind Thatsachen, durch welche sich die Unterhaltungsblatt-Anthropologen nicht beirren lassen. Klar denkende Forscher wie Virchow betonen mit Recht, daß eine Hemmungsbildung nur dann auf Atavismus beruhen könnte, wenn das betreffende Individuum zur selbständigen Existenz und zur Erhaltung seiner Art befähigt wäre.

Die Zwerge sind häufig Mikrocephalen; ihr Schädel hat nur so geringe Ausdehnung, daß kaum der dritte oder vierte Teil eines normalen Gehirns in demselben Platz findet. Welcher Art jedoch die Wechselbeziehungen sind zwischen dem Zurückbleiben im Wachstum der Schädelknochen, der vorzeitigen Verknöcherung bestimmter Schädelnähte und der Wachstumshemmung der übrigen Skeletknochen, ist bisher noch nicht aufgeklärt. Man neigt jetzt vielfach der Ansicht zu, daß das krankhafte Zurückbleiben im Wuchse bedingt ist durch ursprüngliche Hemmungsbildung des Großhirns.

In allen Teilen völlig ebenmäßige Formen mit gesunder Hirnthätigkeit finden sich beim Zwergwuchs selten. Hierher gehört der gegenwärtig 28jährige Zwerg Ulpo mit einer Körperlänge von 92 cm; ferner die sogenannte „Prinzessin Pauline", die bei einer Größe von 53,4 cm durchaus wohlgebaut ist. In der Mehrzahl der Fälle ist der Kopf zu groß oder zu klein, der Bauch ungewöhnlich dick, die Arme und Beine verkürzt. Nur ausnahmsweise erreichen Zwerge ein höheres Alter und erfreuen sich einer guten Gesundheit.

Aus nahe liegenden Gründen entzieht sich eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Zwerggestalten der wissenschaftlichen Untersuchung. Zweifellos existieren jedenfalls und in jedem Lande bei weitem mehr Zwerge, als zur allgemeinen Kenntnis gelangen. Unter den von Dr. R. Schmidt der Begutachtung entrissenen Fällen machen wir folgende namhaft:

Jakob Maier wuchs in den ersten sechs Lebensjahren anscheinend normal; dann trat fast völliger Stillstand ein. Seine geistigen Fähigkeiten blieben äußerst beschränkt; er mußte gefüttert werden und erkannte aus seiner Umgebung nur seine Mutter. Meist lag er ganz regungslos und horchte nur beim Rufen seines Namens auf. Als er im Alter

Digitized by Google

von 19 Jahren starb, maß er 930 mm, hatte also etwa die Größe eines vierjährigen Knaben. Maiers Schädel war ungewöhnlich klein, ohne den typischen Bau eines echten Mikrocephalenschädels zu zeigen. Durch Vergleich mit einem normalen Schädel (dem größeren auf den beigefügten Abbildungen) werden diese Verhältnisse ohne weiteres klar.

Beim Anblick dieses Zwergschädels wird der Laie an den Kopf des Gorilla oder Chimpanse denken. Und doch ist in Wirklichkeit ein derartiger Vergleich vollständig haltlos. Die starke Entwickelung der Zahnpartie und das Vorstehen der Kiefer finden ihre einfache Erklärung in der Entwickelungshemmung der Schädelknochen und in der dadurch bedingten Verschiebung des Gesichtsknochen. Maiers Schädelinhalt beträgt nur 590 ccm, bleibt also weit hinter dem eines Knaben am Ende des ersten Lebensjahres zurück, dessen Schädel 700 ccm bis 1000 ccm umfaßt.

Schädel des Zwergs Jakob Maier verglichen mit einem normalen Schädel.

Theres Fend mißt bei einem Alter von 16 Jahren 1160 mm, hat also die Größe eines achtjährigen Mädchens. Sie wuchs bis zum achten Jahre in normaler Weise. Der Körperbau ist ein ebenmäßiger, die Größe des Kopfes der übrigen Körpergröße entsprechend. Die geistigen Gaben lassen nichts zu wünschen übrig: die Zwergin kann schreiben, fließend lesen, etwas rechnen und beantwortet Fragen in vernünftiger und freundlicher Weise.

Margareta Reisberger wuchs bis zum fünften Jahre; dann kam im Anschluß an eine mehrwöchentliche schwere Krankheit plötzlicher Stillstand im Längenwachstum, während die Entwickelung in die Breite fortschritt. Im Alter von 26 Jahren mißt sie 1083 cm, hat also etwa die Größe eines siebenjährigen Mädchens. Ihre geistigen Fähigkeiten blieben sehr gering; sie lernte weder Lesen noch Schreiben, doch kann sie stricken, nähen und andre leichte Handarbeit verrichten. Die Sprache ist schwerfällig und unverständlich.

Sophie Petersen zeigte im Alter von neun Monaten deutliche Spuren von engischer Krankheit; gleichzeitig wurde der Kopf ungewöhnlich groß. Im zwölften Lebensjahre maß sie 979 mm, hatte also die Größe eines fünfjährigen Mädchens. Sprechen lernte sie früh und leicht; ihre geistigen Fähigkeiten sind vorzüglich entwickelt; sie erhält in der Schule die besten Zeugnisse. Wie aus nebenstehender Abbildung ersichtlich, ist der Gesichtsausdruck ein intelligenter. Auffallend sind die kurzen Arme und Beine. In diesem Falle dürfte der Zwergwuchs auf Hemmungsbildung des Skelettes im Anschluß an die englische Krankheit zurückzuführen sein. Von einer ursprünglichen Hemmungsbildung des Großhirns ist wohl nicht die Rede.

Jakob Hoeppner, ein 63jähriger, geistig gesunder Mann, hat eine Größe von 1263 mm, also diejenige eines Knaben von neun bis zehn Jahren. Er wuchs bis zum Alter von zehn Jahren, um dann plötzlich nicht mehr größer zu werden. Er behauptet mit größter Überzeugung, daß dieser plötzliche Stillstand im Wachstum eine Folge von übergroßer, körperlicher Anstrengung in seinen Knabenjahren gewesen sei. Von seinem neunten Jahre an habe er in einer Sägemühle schwere Holzblöcke tragen müssen; aus kindlichem Ehrgeiz suchte er sich stets die größten Blöcke aus. Ob dieser Grund zutreffend ist, bleibt dahingestellt. Jedenfalls ist es Thatsache, daß z. B. Pferde, die man in früher Jugend überanstrengt, im Wachstum zurückbleiben. Mit 35 Jahren heirathete Hoeppner eine ebenfalls sehr kleine Frau, seine Kinder starben aber kurz nach der Geburt. Der Kopf des Zwerges erscheint ziemlich normal; der untere Abschnitt des Rumpfes und die Extremitäten sind gleichmäßig verkürzt.

Peter Rose, 19¼ Jahr alt, hat mit 1280 mm die Größe eines zehnjährigen Knaben. Der Gesichtsausdruck ist blödsinnig, die Sprechfähigkeit fast gleich Null, der Gang mühsam und schleppend, der Körperbau im Ganzen proportioniert.

Heinrich Nisse erreichte mit 17 Jahren die Größe eines siebenjährigen Kindes (1149 mm). Der Blödsinn ist bei ihm angeboren, der Gang unsicher. Abgesehen von einer geringen Kleinheit des Kopfes zeigt der Körperbau keine wesentliche Abweichung vom Ebenmaß.

Wilhelm Willkowsky mißt im Alter von 20 Jahren 1320 mm. Sein im übrigen proportionierter gebauter, ziemlich fetter Körper trägt einen Wasserkopf. Schon bei der Geburt fiel der Kopf durch ungewöhnliche Größe auf. Die früher ziemlich verständliche Sprache ging in letzter Zeit fast gänzlich verloren.

Die Geschwister Struß sind zwei ausgesprochene Mikrocephalen. Das Mädchen Minna hatte im ersten Lebensjahre die Körperlänge eines fünfjährigen, der Knabe im dreizehnten Lebensjahre diejenige eines sechsjährigen Kindes erreicht.

Anna Oelrich mißt im Alter von 21 Jahren 1212 mm, entspricht also der Größe eines neunjährigen Mädchens. Sie leidet an Wasserkopf; ihre geistigen Fähigkeiten stehen auf sehr tiefer Stufe. Charakteristisch ist die vorhängende Unterlippe und die ungewöhnlich dicke, wulstige Zunge,

Digitized by Google

Kennzeichen, welche bei Kretins nicht selten sind. Zu körperlicher Arbeit konnte sie nie angehalten werden.

Sophie Petersen.

Weising, $15^1/_2$ Jahre alt, entspricht mit seiner Körperlänge (1199 mm) etwa der Größe eines siebenjährigen Knaben. Ein im dritten Jahre beginnender und dann zwölf Jahre anhaltender Darmkatarrh ließ das Kind zum Skelett abmagern. Die Körperproportionen sind gut, die geistigen Fähigkeiten normal. Der Kopf zeigt keine Mißbildung. Wahrscheinlich hängt die Hemmungsbildung mit einem mäßigen Grade von englischer Krankheit zusammen.

Blicken wir auf die soeben besprochenen Fälle noch einmal zurück, so muß vor allen Dingen die große Verschiedenheit in den geistigen Fähigkeiten der Zwerge und in den Proportionen ihres Körpers auffallen. Während einige nur das Miniaturformat des geistig und körperlich gesunden Menschen zu sein

Anna Oelrich.

scheinen, springt bei anderen die Mißbildung des Körpers, insbesondere des Kopfes, sofort in die Augen, und dementsprechend erheben sich die geistigen Fähigkeiten nicht über die Höhe derjenigen eines neugeborenen Kindes. Niemandem aber wird es zweifelhaft sein, daß bei der letzteren Klasse von Zwergen keine Rede sein kann. Individuen wie Jakob Maier, Wilhelm Willkowsky, die Geschwister Struß u. A. konnten ebensowenig wie heute vor Millionen von Jahren ihren Unterhalt finden oder gar ihr Geschlecht fortpflanzen.

Über die Gründe derartiger Hemmungsbildung werden wir erst einigermaßen sichere Hypothesen aufstellen können, wenn bei weiteren mehr Einzelfälle als bisher zu unserer Kenntnis gelangen. Ein jeder Gebildete kann das Werk fördern, indem er auf Zwergbildungen ein aufmerksames Auge hat und Nachrichten hierüber an geeigneten Ort gelangen läßt.

Die Windhöhle von Zavala (Herzogland).

Von Friedr. S. Krauß.

Zu den Kennzeichen des Herzoglandes (Hercegovina) gehören die zahlreichen Höhlen in den Gebirgen. Die wenigsten darunter sind bisher wissenschaftlich durchforscht worden, aber soviel steht fest, daß viele von diesen Höhlen in grauester Vorzeit und manche sogar bis in unser Jahrhundert hinein Menschen als Wohnstätten dienten. Eine der seltsameren Höhlen dieser Art ist die Vjetrenica (Windhöhle) bei dem Dorfe Zavala im Popovo Polje gelegen, vier Stunden vom Orte Čapljine und drei Stunden von Slani in Dalmatien entfernt. Die erste ausführlichere Beschreibung dieser Höhle liefert der Hegumenos Christopher Mihajlović im Glasnik zemalj muzeja u Bosni i Hercegovini, Bd. I, S. 18 bis 21 und Bd. II, S. 138 bis 143. Daraus entnehmen wir folgende Mitteilungen.

Der Eingang in die Vjetrenica liegt nördlich 40 m hoch über dem Niveau des Popovo Polje. Der untere Teil des Berges, durch welchen sich die Höhle hinzieht, heißt Gradac (die kleine Burg), der obere Teil aber Klisura (steiler Fels) oder Brekovac. Vor der Windhöhle sind noch die Ruinen einer Burg zu sehen. Aus der Höhle dringt ein schneidig kalter Wind heraus, der um so stärker ist, je höher die Temperatur der äußeren Luft steht. Im harten Felsen vor der Höhle sind mehrere Jagdbilder (Reiter und Fußgänger) ausgehauen. Mihajlović hält die Darstellungen für römisch, aber er meint, sie könnten auch christlichen Ursprungs sein, weil in einem Winkel auch ein kleines Kreuz eingekerbt ist. Dazu ist zu bemerken, daß die christlichen Jagddarstellungen aus der älteren slavischen Zeit eine ungleich geringere Kunst zeigen als die vorliegenden. Das Kreuz kann erst nachträglich angebracht worden sein.

Der Eingang ist kaum 1 m hoch und breit und 4 m lang. Durch einen schmalen und niedrigen Gang mit drei Thoren gelangt man in die geräumige Höhle, die Raskrsnica (Kreuzweg). Vor dem Eingang ist ein Steinwall erbaut, der zur Verteidigung des Inneren diente. Hier giebt es genug sichtbare Spuren, daß die Höhle Menschen als Aufenthaltsort gedient. Geschirrscherben und Tierknochen liegen umher, auch sieht man die Spuren von Feuerstellen. Südwestlich erstreckt sich von hier in der Länge von 50 m ein Gang, in welchem verschiedene Stellen die „Handmühle“ (ćrvanji), die „Trommel“ (bubanj) und die „Mühle“ (mlin) benannt sind. Durch eine Ritze im Felsen dringt ein Geräusch hervor, das jenem einer mahlenden Handmühle ganz ähnlich ist, aus einem Winkel tönt deutliches Getrommel. Das Volk sagt, zu diesem Trommelspiel tanzen die Vilen, welche im Berge hausen, ihren Reigen. Auch erzählt man, es gebe Krieg, wenn einmal im Sommer das Getrommel aufhöre. Im rechten Auslaufer dieses Ganges stößt man auf das Mühlgeräusch, jenem der Handmühle ähnlich, doch viel kräftiger.

Der Hauptteil der Höhle, der noch nicht ganz erforscht ist, führt tief in die Erde hinab. 100 m vom ersten Eingange kommt man über Sandboden zu einem kleinen See, der im Juni auszutrocknen pflegt. Hinter dem See beginnen die wunderbarsten Tropfsteingebilde. 40 m weiter gelangt man durch eine niedere Pforte zu einem hochgewölbten Raum, genannt Gejveći (Lammschinken), weil von der Decke Stalaktiten herabhängen, die Schinken im Rauchfange ähneln. Durch einen Schlund dringt man ferner in einen mit Tellern (pijali) bedeckten Raum. Die Teller sind vom Wasser ausgehöhlte Gebilde. Mihajlović beschreibt noch den Arm bis 600 m Länge. Weiter war er nicht vorgedrungen.

Digitized by Google

Zur Geschichte der Ehe.

Von Dr. M. Winternitz. Oxford.

II.

Um die Hypothese der Kommunalehe zu stützen, hat man sich gern auf die Nachrichten von Reisenden berufen, welche von einigen Naturvölkern berichten, daß sie in einem Zustande vollständiger Promiscuität leben. Es ist aber ganz unglaublich, mit welcher Kritiklosigkeit einige der bedeutendsten Forscher derlei Nachrichten als unumstößliche Thatsachen hingenommen haben. Ganz vage Nachrichten von Herodot und Strabo über Weibergemeinschaft bei gewissen Völkern der Alten Welt hat man ohne Bedenken als ethnographische Thatsachen hingenommen. Von modernen Naturvölkern sind es besonders die Buschmänner und Andamanesen, von denen behauptet wird, daß sie mit der Ehe unbekannt seien.

Wood sagt von den Buschmännern, daß das Eheband bei denselben ein sehr lockeres sei. Der Mann habe das Recht, die Frau nach Belieben fortzuschicken, während die Frau kein Recht auf Scheidung habe. Es komme auch nicht selten vor, berichtet er, daß, wenn ein Stärkerer an dem Weibe eines andern Gefallen findet, er ihm dasselbe mit Gewalt wegnimmt. Die Frau selbst wird in keinem Falle gefragt, sie wird aufgegeben oder behalten, ohne Rücksicht auf ihre Gefühle. Als eine merkwürdige Thatsache fügt Wood hinzu, daß es in den verschiedenen Dialekten der Buschmänner kein Wort gebe, um ein unverheiratetes Mädchen von einem Weibe zu unterscheiden [11]).

Der unbefangene Leser wird in dieser Schilderung, welche, wie uns neuere Berichte lehren [12]), etwas übertrieben ist, keine Spur von Promiscuität sehen können. Die Buschmänner sind ein Jägervolk. „Das erste und durchgreifende Gesetz", wie Ratzel bemerkt, „ist auf dieser Kulturstufe das Recht des Stärkeren, und die Folge dieses Gesetzes ist die Herabdrückung des Weibes .... auf die Stufe der Tienerin und sogar des Lastthieres." Die Folge dieses Gesetzes ist es auch, daß die Festigkeit des Ehebandes von der Willkür des Mannes abhängt, und daß die Rechte des Eheherrn nur so lange anerkannt sind, als er dieselben gegen Eingriffe Stärkerer verteidigen kann. So erklären sich die von Wood angeführten Thatsachen. Und doch haben sich sowohl Post wie Lubbock auf die Buschmänner, und insbesondere auf Woods Schilderung berufen, um ihre Hypothese zu begründen. So sagt Post [13]): „Die Buschmänner in Südafrika leben fast gänzlich ohne Ehe." Und während Post nach das Wörtchen „fast" einfügt, lesen wir bei Lubbock [14]) ganz einfach: „The Bushmen of Southafrica are stated to be entirely without marriage." Hierzu bemerkt Westermarck: „Was die Buschmänner anbelangt, so weiß ich nicht, wo Sir John Lubbock seine Angabe gefunden hat, daß sie „gänzlich ohne Ehe" sind, aber alle Autoritäten, die ich zu Rate gezogen, behaupten einstimmig das Gegenteil." Er führt Burchell und Barrow an, nach deren Angaben die Buschmänner selten eine zweite Frau nehmen, bevor die erste alt geworden, in welchem Falle aber auch die alte Frau bei dem Manne bleibt, und Dr. Fritsch, nach welchem die Familie die Hauptinstitution ist, welche die Buschmänner kennen.

Westermarck hätte aber noch viel stärkere Zeugen anrufen können. Wir sind ja, was die Buschmänner anbelangt, nicht mehr auf bloße Reiseberichte angewiesen. Den Sammlungen Bleek's [15]) verdanken wir einen Einblick in die Ideenwelt der Buschmänner, in ihre Sagen, Märchen und Fabeln, in ihre Mythologie, sowie in ihr Gefühlsleben, und indirekt auch in ihre sozialen Institutionen. So finden wir z. B. in den von Bleek veranstalteten Auszügen aus den von ihm gesammelten Texten Auszüge wie die folgenden: „Die letzten Worte eines Sterbenden zu seiner Gattin, in welchen er ihr Ratschläge giebt rc. — Die Klage einer Witwe, in welcher sie sagt, daß sie sich zu Tode weinen möchte, und daß sie keine Nahrung zu sich nehmen wolle. Ihre Schwiegermutter tröstet sie. — Nach dem Begräbnis des Verstorbenen kehrt die Witwe zu ihrem Vater zurück, wo ihre Brüder sie freundlich aufnehmen. Sie teilt ihren Kummer ihrer Familie mit und drückt ihre Absicht aus, nicht wieder zu heiraten, aus Furcht, daß sie keinen Gatten finden würde, der dieselben guten Eigenschaften hätte wie der Verstorbene" u. s. w. [16]). Und sollen wir von einem Volke sagen, daß es ohne Ehe lebe, welches solche Geschichten erzählt, wie die folgende: „Buschmann-Frauen senden Krähen aus, um zu erfahren, was aus ihren Männern geworden sei, die nicht von der Jagd zurückgekehrt sind. Sie hängen Fett um den Hals der Krähen, damit sie Futter für die Reise haben. Daher kommt es, daß die Krähen weiße Flecke auf Hals oder Brust haben" [17]).

Sowohl Post als Lubbock weisen auf die von Wood hervorgehobene Thatsache hin, daß die Buschmänner in ihrer Sprache ein unverheiratetes Mädchen nicht von einer verheirateten Frau unterscheiden können. Ratzel zieht die Thatsache selbst sehr stark in Zweifel, indem er sagt [18]): „Es scheint vor allem übertrieben zu sein, daß sie selbst in der Sprache keinen Unterschied zwischen Jungfrau und Frau machen sollten." Aber selbst, wenn es gar nicht übertrieben wäre, würde das Fehlen eines Wortes auf keinen Fall beweisen, daß den Buschmännern der Unterschied zwischen Verheirateten und Unverheirateten nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Post [19]) führt ja auch an, daß die spanischen Missionare bei den Indianern in Altkalifornien kein Wort für Ehe fanden, und daß die Kerioths in Zentralindien in ihrer Sprache kein Wort für Ehe haben. Gewiß hat Westermarck Recht, wenn er sagt, daß das Fehlen eines Wortes nicht das Fehlen der Thatsache selbst beweist. Denn wenn das der Fall wäre, so müßten wir den alten Griechen nicht minder als den Altkalifornieren die Ehe absprechen. Kein geringerer als Aristoteles sagt uns selbst, daß der griechischen Sprache ein Wort für Ehe fehle (*ἀνώνυμον γάρ ἡ γυναικός καὶ ἀνδρὸς συζευξις* [20]), und Teloluck hat gezeigt, daß es in der indogermanischen Ursprache wahrscheinlich kein Wort für Ehe gegeben hat. [21]). Und doch ist nichts sicherer, als daß das indogermanische Urvolk mit der Institution der Ehe bekannt war.

Von den Andamanesen ist behauptet worden, daß Mann und Weib nur so lange beisammen bleiben, bis das Kind entwöhnt ist. Dem gegenüber weist Westermarck auf das Zeugnis von Man hin, der bei den Bewohnern der Andamanen nicht nur Monogamie gefunden hat, sondern auch hervorhebt, daß Ehescheidungen sehr selten und eheliche Treue bis zum Tode die Regel bei ihnen sei.

Ähnlich steht es mit andern Völkern, welche angeblich die Ehe nicht kennen. Es ist aber nicht zu verhehlen, daß hier ein wunder Punkt in unsrer Wissenschaft zu Tage tritt. So lange ein Forscher sich auf diesen, ein andrer auf jenen Reisebericht beruft, um eine Theorie zu erweisen, und so

Digitized by Google

lange wir nur zwei oder mehrere sich widersprechende Zeugen vor uns haben, werden wir zu keinen befriedigenden Resultaten über die Urgeschichte der Menschheit kommen. Man wird gewiß Westermarck Recht geben, wenn er sagt, niemand sollte sich in Spekulationen über Ursprung und Entwicklung menschlicher Zivilisation einlassen, der die Mühe scheut, sich durch eine ungeheure Masse ethnographischer Litteratur hindurchzuwinden. Aber die Quantität allein kann die Qualität nicht ersetzen. Was dringend not thut, ist kritische Sichtung des Materiale [32]), um zu sicheren Resultaten für jedes einzelne Volk zu kommen, bevor wir Schlüsse auf primitive Zustände der Menschheit ziehen können. Delbrück, der es unternommen hat, das Material für eine, die indogermanische, Völkergruppe kritisch zu untersuchen, schließt seine Abhandlung [33]) mit den beherzigenswerten Worten: „Nach meiner Ansicht kann es sich bei der jetzigen wissenschaftlichen Lage nur darum handeln, bei einem Volke oder einer durch gemeinsame Abstammung verwandten Völkergruppe den Stoff, der sich auf die Gestaltung der Familie bezieht, zu sammeln und mit kritischer Vorsicht Schlüsse aus demselben zu ziehen."

Man hat sich aber nicht damit begnügt, auf angeblich thatsächliche Übereste von Promiscuität hinzuweisen, sondern hat namentlich in einer Anzahl von Bräuchen, die sich auf einer vorgeschritteneren Stufe der Entwicklung erhalten haben, Überlebsel von Promiscuität oder Kommunalehe der Urzeit sehen wollen.

So sieht Post [34]) ein Überlebsel ursprünglicher Weibergemeinschaft darin, daß manche Völker zügellosen Verkehr zwischen den Geschlechtern vor der Heirat gestatten, und daß sie auf Jungfräulichkeit gar keinen Wert legen.

Westermarck weist nun zunächst darauf hin, daß Keuschheit bei Naturvölkern keineswegs eine seltene Tugend ist, daß wir bei vielen rohen Völkern strenge Gesetze gegen Unkeuschheit finden, und daß bei vielen Völkern die Forderung der Virginität bei der Heirat eine große Rolle spielt. Er führt schlagende Beispiele an, welche beweisen, daß in zahlreichen Fällen geschlechtliche Zügellosigkeit bei Wilden die Folge von Bekanntschaft mit civilisierten Völkern ist. Das würde nun freilich an sich nicht viel beweisen. Es könnten die von Post angeführten Thatsachen noch immer Überlebsel sein, wenn auch in den von Westermarck angeführten Fällen diese angeblichen Überlebsel geschwunden wären. Viel stärker scheint mir ein anderes von Westermarck vorgebrachtes Argument zu sein. Er macht darauf aufmerksam, daß irregulare Verbindungen zwischen den Geschlechtern im allgemeinen die Tendenz zeigen, mit dem Fortschritt der Civilisation zuzunehmen. So sind nach Frisch die Buschmänner strikter in geschlechtlichen Dingen als ihre höher civilisierten Nachbarn. Und die erschreckenden Ziffern der Moralstatistik betreffend die Prostitution in den Städten der civilisierten Welt weisen darauf hin, daß in unserer Civilisation die Wurzeln zu geschlechtlicher Zügellosigkeit gelegen sind, insofern Prostitution und illegitime Geburten in demselben Maße zunehmen, als die Zahl der Heiraten abnimmt. Ich stimme daher mit Westermarck [35]) vollkommen überein, wenn er bemerkt: „Marriage is, it seems to me, the natural form of the sexual relations of man, as of his nearest allies among the lower animals. Far from being a relic from the primitive life of man, copulation without cohabitation is, then, an anomaly, chiefly owing to certain circumstances coherent with human development."

Diese Ausführungen über das Verhältnis von Civilisation und geschlechtlicher Moral mögen paradox und der Evolutionstheorie zuwiderlaufend erschienen. Ich erinnere aber daran, daß die Civilisation, deren wir uns berühmen, eine in vieler Beziehung einseitige ist, und daß bis vor kurzem fast ausschließlich nur eine — die männliche — Hälfte der Menschheit an dieser Civilisation Teil genommen hat.

Wie immer es sich damit verhalten mag, auf keinen Fall können wir mit Post und Lubbock aus einem lazen Verkehr zwischen Unverheirateten auf ehemalige Kommunalehe zurückschließen. Dieser freie Verkehr ist bei den Völkern, wo er nachweisbar ist, in der Regel auf Liebespaare beschränkt und führt häufig zu Heirat. Und selbst wo das nicht der Fall ist, läßt sich diese Freiheit wiel einfacher aus dem Wechsel der Anschauungen über sexuelle Moral erklären; finden wir ja doch bei civilisierten Völkern Beispiele genug, welche zeigen, wie sich in historischen Zeiten die Anschauungen in dieser Beziehung ändern. Man bedenke auch, daß im civilisierten Europa eigentlich nur die Frau nach einem strengen Moral-Kodex be- und verurteilt wird, während dem Manne eine Latheit zugestanden wird, wie sie sich kaum bei den rohesten Naturvölkern findet. Gewiß handelt es sich hier nicht um Überlebsel von primitiver Kommunalehe.

Und wenn von einigen Völkern, z. B. den Aboriginern Australiens, berichtet wird, daß Mädchen, welche viele Liebhaber gehabt haben, für die Ehe vorzugsweise werden, so wird man wohl keinen Anstand nehmen, dies dem Wunsche zuzuschreiben, in Liebeskünsten bewanderte Frauen zu haben. Wir wissen, daß die ars amatoria bei einigen der rohesten Naturvölker nicht minder ausgebildet ist, als in der römischen Kaiserzeit oder in Indien zur Zeit Vatsyayanas [36]).

Lubbock hat auch in der Hochschätzung der Hetären bei Griechen und Indern Nachklänge einer ehemaligen Kommunalehe entdecken wollen [37]). Dagegen hat schon McLennan bemerkt, daß man mit demselben Rechte in London oder Paris Überlebsel von Kommunalehe suchen könnte. In der That, es giebt Gründe genug, diese Hochschätzung zu erklären. Sowohl in Griechenland wie in Indien [38]) waren die Hetären die einzigen Frauen, welche eine höhere Bildung besaßen und deshalb eine besondere Anziehungskraft auf die Männer ausübten. Man bedenke auch, daß bei der niedrigen Stellung der Ehefrau der „freien" Frau eine höhere Achtung zukommen mußte. Gänzlich ungerechtfertigt ist es aber, von einer „Verehrung" der Hetären in Indien zu sprechen, und rein willkürlich ist die Behauptung, daß die Hetären „ursprünglich die freien Töchter des Stammes" sind [39]).

Die mit dem Namen der „gastlichen Prostitution" bezeichnete Sitte, welche fast über den ganzen Erdkreis verbreitet ist und darin besteht, daß die Frau dem einkehrenden Gaste angeboten wird, ist ebensalls zu den Überlebseln der Kommunalehe gerechnet worden [40]). Gewiß ist es einfacher, diese Sitte als einen Akt roher Gastfreundschaft zu erklären. Man könnte sonst, wie Westermarck treffend bemerkt, mit demselben Rechte in der Sitte, Geschenke auszutauschen oder überhaupt Gastfreundschaft zu üben, Reste von Kommunismus in Eigentum erblicken. Man wird beshalb doch keineswegs mit Ploß-Bartels [41]) dem beipflichten, was Adalbert von Chamisso über diese Art von Gastfreundschaft sagt: — „Der Hausvater erwartet am Wege den Fremdling und zieht ihn unter sein Zelt oder sein Dach, daß er in seine Wohnung den Segen des Höchsten bringe. Da macht es sich leicht zur Pflicht, ihm sein Weib anzubieten, welches dann zu verschmähen eine Beleidigung sein würde. Das sind reine unverderbte Sitten." Wir werden vielmehr in dieser Sitte einen Ausfluß der Anschauung zu sehen haben, wonach die durch Raub oder Kauf erworbene

Digitized by Google

Frau Eigentum des Mannes ist und daher verliehen werden kann, wie sie ja auch verschenkt und verkauft wird.

Auch in gewissen phallischen Kulten, die sich jedoch nicht bei Naturvölkern, sondern auf höheren Kulturstufen finden, hat Lubbock Reste der Kommunalehe sehen wollen, indem er sie als Stützmarke für die individuelle Ehe auffaßt. Ich glaube aber, daß eine eingehendere Untersuchung dieser Kulte den rein religiösen Charakter derselben zeigen würde. So kann es keinem Zweifel unterliegen, daß es sich bei dem indischen Feste der Sakti um religiösen Mysticismus handelt. Die Göttin Sakti ist die zeugende Naturkraft, und es ist begreiflich, daß ihre Feste mit obscönen Kulten verbunden sind [31]). Auch sind diese Kulte auf gewisse Sekten beschränkt, und wir werden ihnen kaum mehr Bedeutung zuschreiben dürfen als den heiligen Orgien, die selbst bei gewissen christlichen Sekten gelegentlich vorgekommen sind [32]).

Auch bei dem sehr mit Unrecht sogenannten „Jus primae noctis" der Priester wird man mit der religiösen Erklärung auskommen, soweit es sich nicht um priesterliche Anmaßungen handelt; während es sich bei dem ebenfalls mit Unrecht als „jus" bezeichneten „jus primae noctis" von Häuptlingen gewiß nur um Folgen von Despotismus und nicht um Überlebsel handelt. Es ist bekanntlich sehr viel Unfug mit dem „jus primae noctis" getrieben worden, trotzdem Karl Schmidt in seiner Schrift „jus primae noctis" (Freiburg 1881) viel zur Klärung der Thatsachen und zur Beseitigung von Mißdeutungen beigetragen hat. Auch das Privilegium der Hochzeitsgäste in der Brautnacht, das sich bei einigen Völkern nachweisen läßt, ist mit diesem Namen bezeichnet worden, und auch „jus primae noctis" wird von Lubbock als „Stützmotk" für die individuelle Ehe aufgefaßt. Sehr ansprechend ist hingegen Westermarcks Auffassung, wonach dieses Recht eine Art Entschädigung für die beim Raube der Braut getöteten Hüter wäre. Bei Gunsten dieser Annahme spricht zum mindesten, was Mr. Brough Smyth von gewissen Australiern berichtet, daß „in any case where the abduction has taken place for the benefit of some one individual, each of the members of the party claims as a right a privilege which the intended husband has no power to refuse [33])".

Es handelt sich bei allen diesen Argumenten um eine wichtige methodische Frage, nämlich inwieweit wir berechtigt sind, Überlebsel anzunehmen. Es ist unstreitig einer der größten Verdienste E. B. Tylors, zuerst hervorgehoben zu haben, daß Survivals oder Überlebsel für die Geschichte der Civilisation dieselbe Bedeutung haben, wie Rudimente für die Naturwissenschaft. Und es ist nach Tylors Schuld, wenn manche Gelehrte ihres Ziel geschossen haben und in der Annahme von Überlebseln zu weit gegangen sind. Westermarcks Warnung ist daher keineswegs überflüssig, daß man sich hüten solle, Gebräuche, die sich auf andre Weise befriedigend erklären lassen, für Rudimente zu erklären; obwohl es selbstverständlich scheint, daß ein Brauch nur dann als Rudiment aufgefaßt werden kann, wenn er aus den gegebenen Verhältnissen sich auf keine Weise erklären läßt.

Zu welchen Mißbräuchen die Nichtbeachtung dieses Grundsatzes führen kann, zeigt sich recht deutlich in den Versuchen, welche gemacht worden sind, Überlebsel von Kommunalehe im indischen Rechte nachzuweisen. Aurel Mayr hat in seinem verdienstlichen Werke über „das indische Erbrecht" (Wien 1873) versucht, aus indischen Rechtsinstitutionen Beweise für Lubbocks Theorien beizubringen. Wie er dabei zu Werke gegangen ist, mögen die folgenden Beispiele zeigen.

Im Kâthaka, einem zum Yajur-veda gehörigen sehr alten Werke, begegnet uns folgende Stelle: „Unrecht thut diejenige, welche, obwohl sie von ihrem Gatten gelaust ist, sich mit andern abgiebt." Diese Stelle bezieht sich natürlich auf Kaufehe und will nichts andres besagen, als daß eine rechtmäßig erworbene Frau Unrecht thut, wenn sie ihrem Gatten untreu ist. Aurel Mayr behauptet jedoch, daß diese Stelle aus dem Kâthaka, „wonach eine gekaufte (also nur die) unrecht thut, wenn sie mit andern als dem Käufer umgeht", auf „einstige Gemeinschaft der Weiber" hinweist [35])!!

Einen ferneren Beweis für ehemalige Weibergemeinschaft bei den Indern erblickt Mayr in der Erbsähigkeit eines unehelichen Sohnes. Die indischen Gesetzbücher konstatieren nämlich, daß in Ermangelung eines leiblichen Sohnes oder eines geeigneten Stellvertreters (z. B. eines Adoptivsohnes) im Notfalle auch der gâdhaja, d. i. „der heimlich geborne" erben kann. Dieser gâdhaja wird erklärt als ein Sohn, der heimlich im Hause geboren, oder doch der Sohn einer mit ihrem Gatten lebenden Ehefrau ist. Ein solcher ist nach Manu als der Sohn des Ehemannes anzusehen, von dessen Weibe er geboren wurde. Gewisse Kommentatoren (nicht die Autoren der Rechtsbücher selbst) fügen die Klausel hinzu, daß ein solcher gâdhaja, um erbberechtigt zu sein, doch wenigstens sajâtîya oder savarnaja sein müsse, d. h. wenn man auch nicht wisse, wer der Vater sei, so müsse es doch außer Zweifel sein, daß es ein Mann von derselben Kaste (varna jâti) sei [36]). Kein Sanskritist wird die Ausdrücke varna und jâti hier anders als durch „Kaste" erklären. Nicht so Aurel Mayr. „Unstreitig", behauptet er [37]), „bedeutet hier jâti und varna eben nicht Kaste, sondern Stamm. Wir erkennen demnach im gâdhaja den Sohn des Stammes, der, seitdem die Weiber in Besitz eines einzelnen übergingen, denjenigen zugewiesen wird, dessen Gattin ihn gebar." Und darin, daß die gâdhajas bei allen Autoren zu den Erbberechtigten gezählt werden, liegt nach Mayr „eine Anerkennung der Rechte der übrigen Stammesgenossen auf die Ehegattin, und ist die Stellung derselben in der Familie und der Successionsordnung einer der schlagendsten Beweise für die einstige Gemeinschaft der Weiber bei den arischen Indern".

Welch ein Wust von unwissenschaftlichen Behauptungen! Die späteren indischen Kommentatoren, welche immer mit Vorliebe auf die strenge Wahrung der Kasteneinteilung bestehen, finden es nötig, die Rechte des gâdhaja zu beschränken, indem sie erklären, er müsse auf jeden Fall von derselben Kaste sein. Mayr behauptet ohne jeden Versuch einer Beweisführ, daß es nicht „Kaste", sondern „unstreitig" „Stamm" heißen müsse. Und daraus leitet er „einen der schlagendsten Beweise" für die ehemalige Weibergemeinschaft ab!

Daß der gâdhaja, der uneheliche Sohn, nach den indischen Rechtsbüchern unter Umständen erbberechtigt ist, erklärt sich vollkommen aus derjenigen indischen Rechtsidee, aus derselben Ideen, welche auch zu einer Reihe andrer Gebräuche — Niyoga, Leviratsehe, Adoption — geführt haben.

Seit den ältesten Zeiten galt es in Indien für die erste Pflicht eines Hausvaters, einen Sohn zu erzeugen; und kein größeres Unglück konnte einem Manne zustoßen, als zu sterben, ohne einen Sohn zu hinterlassen, der die Todtenopfer für ihn darbringen würde. „Durch einen Sohn", heißt es bei Manu (IX, 137), „besiegt man die Welten, durch einen Enkel erlangt man Unsterblichkeit, aber durch eines Sohnes Enkel gelangt man zum höchsten Gipfel der Sonnenwelt." Wer keinen Sohn besitzt, fährt zur Hölle. (Manu IX, 138.) Nach einer alten schon im Yajur-veda erwähnten Lehre kommt jeder Brahmane mit drei Schulden

Digitized by Google

beladen auf die Welt. Er schuldet den Rischis, den Sehern, ein frommes Leben im geistlichen Stande, das dem Studium des Veda gewidmet ist; den Göttern schuldet er Opfer; und den Manen ist er einen Sohn schuldig. Darum ist derjenige schuldlos, der einen Sohn besitzt, der Opfer darbringt und sich dem Studium des Veda hingiebt[13]). So heißt es auch im Gesetzbuch des Vischnu (XV, 45): „Der Vater überträgt seine Schuld auf seinen Sohn und geht zur Unsterblichkeit ein, wenn er das Antlitz eines lebenden Sohnes erschaut."

Da es nun aber doch nicht jedem Vater gegönnt ist, das Antlitz eines leiblichen Sohnes zu schauen, so haben die indischen Gesetzgeber Vorsorge getroffen, daß ein solcher Vater sich durch verschiedene legale Mittel einen Quasi-Sohn anschaffen könne. Eines dieser legalen Mittel ist die Adoption. Und es ist ganz unerfindlich, wie man selbst in diesem Brauche einen Überrest der Kommunalehe erblicken konnte[14]). Ein andres Mittel, sich einen Sohn zu verschaffen, ist der Niyoga, welcher darin besteht, daß die Gattin von ihrem Manne, der außer Stande ist, einen Sohn zu erzeugen, autorisiert wird, zum Zwecke der Sohneserzeugung mit ihrem Schwager oder einem andern Verwandten des Gatten zu kohabitieren. Wenn der Gatte ohne männliche Nachkommenschaft stirbt, kann der Niyoga auch von den Verwandten des Mannes ausgehen. Mit großem Nachdruck wird in den Gesetzbüchern, welche Vorschriften über den Niyoga enthalten, hervorgehoben, daß es sich hierbei nur um die Erzeugung eines Sohnes handeln dürfe; sinnliche Lust müsse ausgeschlossen sein, und das Verhältnis müsse sofort gelöst werden, sobald der gewünschte Erfolg erzielt sei. In diesem Zusammenhange erklärt es sich, wenn Manu (IX, 143) sagt, daß der Sohn einer aniyuktā (d. h. einer Frau, die nicht feierlich autorisiert ist, mit dem Schwager zu kohabitieren) und der Sohn einer Frau, die allerdings autorisiert (niyuktā) war, aber schon einen Sohn geboren hat, nicht erben sollen; denn der erstere ist als im Ehebruche, der zweite als durch bloße sinnliche Lust erzeugt anzusehen. Frühzeitig hat man schon an dem Niyoga Anstoß genommen, und die Gesetzbücher, wenn sie ihn nicht ganz verdammten, sind stets darauf bedacht, denselben möglichst einzuschränken. Nur in der äußersten Not soll zum Niyoga gegriffen werden. Wenn daher von mehreren Brüdern einer einen Sohn hat, so sind alle Brüder als putrinas, d. h. als „sohnbegabt" anzusehen; in dem Falle ist demnach Niyoga ausgeschlossen. (Manu IX, 182.) Nichts andres als Vorsichtsmaßregeln gegen Mißbrauch des Niyoga sind in diesen Regeln enthalten. Es ist daher gänzlich ungerechtfertigt, wenn Manr mit Berufung auf diese Stellen (Manu IX, 143 und 182) behauptet: „Auch die Verbote des Verkehrs der Frauen mit den Verwandten ihres Gatten scheinen auf den Zustand des communal marriage noch hin zu deuten, wie auch Stellen, nach welchen der Sohn eines Bruders für den Sohn aller gelten soll[15])."

Nur wenn man die betreffenden Stellen aus ihrem Zusammenhange herausreißt, kann man Spuren von Kommunalehe in ihnen entdecken.

Soviel dürfte genügen, um zu zeigen, daß die Hypothese der Promiscuität von indischen Rechtsinstitutionen keine Stütze erhält, sondern daß vielmehr Westermarcks Argumentation gegen die Hypothese nur noch mehr gerechtfertigt erscheint. (Schluß folgt.)

---

[11]) J. G. Wood, Natural History of Man I, (London 1868) 208 ff.

[12]) Siehe z. B. Ratzels Völkerkunde, S. 71 ff.

[13]) R. a. O., S. 19.

[14]) R. a. O., S. 86.

[15]) W. H. J. Bleek, A Brief Account of Bushman Folk Lore and other Texts. London 1875.

[16]) Bleek, S. 19.

[17]) R. a. O., S. 15.

[18]) Völkerkunde, S. 71. Vgl. Plosz-Bartels I, 293.

[19]) R. a. O., S. 19.

[20]) Politik I (Bekker 2, 1253 b.), citiert von B. Delbrück, Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen (Abhandlungen der phil.-hist. Klasse der Kgl. Sächsischen Ges. der Wiss. Bd XI) Leipzig 1889, S. 441.

[21]) Delbrück, a. a. O., S. 440 ff.

[22]) „It must be taken for granted", sagt Starcke in der Einleitung zu seinem Werke The Primitive Family, p. 4, „that we are not, in this case, bound to prove the trustworthiness of our material. Such proof, which is very difficult, must be assumed to have been given elsewhere." Das wäre gewiß ganz in der Ordnung, wenn der Beweis wirklich anderswo gegeben wäre.

[23]) Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen, S. 593.

[24]) R. a. O., S. 29 ff.

[25]) Ebend. S. 85.

[26]) Vergl. Plosz-Bartels I, 310 fg.

[27]) Origin of Civilisation, pp. 133, 537 ff.

[28]) Lubbock selbst bemerkt a. a. O., S. 539: „Until recently the courtezans were the only educated women in India."

[29]) Aurel Mayr, Das Indische Erbrecht (Wien 1873), S. 73, folgt blindlings den Ausführungen Lubbocks, wenn er sagt, daß die „Verehrung" der Hetären in Indien dafür spricht, „daß wir in denselben die freien Töchter des Stammes zu erblicken haben". Mit grenzenloser Zuversicht, obwohl ohne jede andre Autorität als die von Lubbock und Aurel Mayr, behauptet Post a. a. O., S. 31: „Die indischen Huren werden demgegenüber derselbe, weil sie ursprünglich die freien Töchter des Stammes sind, welche mit jedem frei verkehren können."

[30]) Post, a. a. O., 34 ff. Vergl. Plosz-Bartels I, 329, 292 fg. Westermarck, S. 89.

[31]) I, 292.

[32]) Vergl. A. Barth, The Religions of India (Translation) 2nd Ed. London 1889, p. 204 seq.

[33]) Vergl. Plosz-Bartels I, 337.

[34]) Westermarck, S. 92.

[35]) Mayr, a. a. O., S. 162.

[36]) Der Kommentator zu Manu IX, 170 gebraucht den Ausdruck sajātiya, während es im Kommentar zu Yājnavalkya II, 129 savarnaja heißt.

[37]) R. a. O. S. 113.

[38]) Taittirīya-Samhitā, VI, 3, 10, 5.

[39]) J. B. Lubbock, a. a. O., S. 95 ff.

[40]) Mayr, a. a. O. S. 163.

Der Ruapehu auf Neuseeland.

Von R. v. Lendenfeld.

In der Mitte der Nordinsel von Neuseeland liegt ein See von beträchtlicher Größe, der Lake Taupo, 381 m über dem Meere. Der südöstlich von diesem See gelegene Teil der Insel besteht aus gefalteten Sedimentgesteinen paläozischen und mesozoischen Alters, welchen ziemlich ausgedehnte tertiäre Schichten in größtenteils ungestörter Lage an mehreren Stellen discordant aufliegen. Die paläo- und mesozoischen Gesteinsschichten streichen völlig gesetzmäßig von SW nach NO. Im Nordosten taucht dieses ziemlich niedrige Kettengebirge, eine Riaskküste bildend, unter das Meer und bildet ein ziemlich weit hervorragendes Kap.

Viel unregelmäßiger als dieses südöstliche Gebiet ist der übrige Teil der Insel gebaut. Längsee, gerade Faltenzüge werden im mittleren und nordwestlichen Teile nicht ange-

Digitized by Google

Der Vulkan Ruapehu (Neuseeland). 3077 m hoch. Nach einer Photographie.

Digitized by Google

troffen, und auf weite Strecken hin bildet vulkanisches Gestein die Oberfläche des Landes. Hier stehen, besonders in der Umgebung des Taupofees, zahlreiche, teils erst vor kurzem erloschene, teils noch thätige Vulkane, und es fand in dieser Gegend noch vor einigen Jahren eine große Eruption statt.

In Neuseeland, besonders in der Nordinsel, werden sehr zahlreiche Erdbeben beobachtet. Für einige von diesen ist die Gegend des Taupofees der Mittelpunkt, andre, und vielleicht die meisten, gehen von einem submarinen vulkanischen Zentrum in der Cook-Straße (zwischen Nord- und Südinsel) aus.

Der höchste Berg der Nordinsel, welcher etwas südöstlich des Taupofees liegt, ist der aus basischem, vulkanischem Gestein bestehende Ruapehu, welcher eine Höhe von 3077 m erreicht. Außer im Ruapehu-Massiv selbst finden sich noch am Ufer des Taupofees einige Stellen, wo basisches vulkanisches Gestein vorkommt. Der weitaus überwiegende Teil des vulkanischen Gesteins und besonders die große Fläche nordwestlich vom Taupofee und das breite Massiv des 2499 m hohen Mount Egmont, welches in Form eines Kaps über die Westküste vorragt, bestehen aus sauren vulkanischen Gesteinen.

In dem langen Landzipfel, welcher von der Insel in nordwestlicher Richtung abgeht, finden sich Granit und kristallinische Schiefer. Diese Gesteine fehlen im mittleren und südwestlichen Teile der Insel. Außerdem werden hier auch paläozoische und tertiäre Gesteine angetroffen. Mesozoische Bildungen fehlen fast ganz.

Der Bau der ganzen Nordinsel erinnert etwas an Süditalien.

Das vulkanische Massiv des Ruapehu selbst ist von SSE nach NNW langgestreckt und trägt drei hervorstechende Gipfel, von denen der südlichste der höchste ist. Das Massiv ist etwa 40 km lang, 10 km breit und überragt das umgebende, aus pliocänen und recenten Bildungen zusammengesetzte Tiefland, welches einen vollkommen geschlossenen Ring in der Umgebung des Ruapehu bildet, um ungefähr 2 km, so daß dieser schneebedeckte Berg ein sehr stattliches Aussehen gewinnt.

Die Ursachen der Unruhen in China.

Von Dr. Joseph Grunzel.

Das Yangtsethal, das bisher allein der abendländischen Kultur einen Weg in das Innere des Landes bahnte und gegenwärtig, wenn man den eben neu eröffneten Hafen Tschungking mit in Betracht zieht, in einer Länge von 1250 Meilen von der Mündung des Yangtse-kiang dem fremden Handel und Verkehr offen steht, war in jüngster Zeit der Schauplatz von Unruhen, welche ein bezeichnendes Streiflicht auf die derzeitigen Verhältnisse und Strömungen in China werfen. Das Zeichen zu denselben gab am Abend des 12. Mai ein Überfall auf die Gebäude der französischen Jesuitenmission in Wuhu, einem kleineren Vertragshafen. Mit überraschender Schnelligkeit griff der Aufruhr, der sich gegen die Niederlassungen der Fremden richtete, um sich, zerstörte und plünderte an 20 Kirchen und Spitäler und erreichte am 6. Juni in dem Blutbade von Wuhsch, in dem zwei Engländer ihr Leben verloren, seinen Höhepunkt; erst dem energischen Einschreiten der diplomatischen Vertreter und der fremden Stationsschiffe gelang es, die Bewegung einzudämmen und insbesondere die ausgedehnten und reichen Niederlassungen der Fremden in Shanghai vor unberechenbarem Unglück zu bewahren.

Auf den ersten Blick wäre man geneigt zu glauben, daß dieser Ausbruch der Volksleidenschaft nur ein Glied jener großen Kette von Verfolgungen und Mißhandlungen sei, denen die katholische Kirche seit jeher in China ausgesetzt war; und dies um so mehr, als auch das Manifest, welches vier Tage nach Ausbruch der ersten Feindseligkeiten in Wuhu von den Aufrührern der Menge angeschlagen wurde, als den Grund der Bewegung die verschiedenen barbarischen Verbrechen bezeichnet, deren sie die dortigen Missionare und Klöster beschuldigt. Namentlich wird den Missionaren vorgeworfen, daß sie die hergebrachte Moral und gute Sitte dadurch verletzen, daß sie den gemeinschaftlichen Kirchenbesuch beider Geschlechter dulden und daß sie Kinder in ihre Häuser locken, um ihnen insgeheim die Augen und das Herz auszuschneiden. Das Manifest führt eine Menge diesbezüglicher Fälle mit genauer Angabe der Namen und Daten an. Ja selbst bei gebildeten Chinesen soll der Glaube verbreitet sein, daß Christen die Augen der einheimischen Kinder als Arzneimittel verwenden.

Nachdem der erste Sturm vorüber war, erkannte man jedoch in den Kreisen der in China ansässigen Fremden, daß diese Beschuldigungen nur als Mittel zum Zweck dienen mußten, um die unwissende und abergläubische Menge zu fanatisieren, und daß die Bewegung in Wirklichkeit von einer der geheimen Gesellschaften geleitet werde, wie sie in China seit undenklicher Zeit bestehen und auf die chinesische Geschichte nicht selten einen bestimmenden Einfluß üben. Gleich zu Beginn war die geregelte einheitliche Führung sowie die roten Fahnen, welche als Abzeichen dienten und bereits im Jahre 1883 in den Unruhen in Hankow eine Rolle gespielt hatten, aufgefallen. Diesmal war es die aus bewaffneten Leuten der Provinz Hunan anscheinend zum Zweck gegenseitiger Hilfeleistung in Krankheits- und Todesfällen gebildete geheime Gesellschaft Ko-lao Hui. Dieselbe bezog eine Unterstützung im Betrage von etwa 10000 Pfd. Sterl. monatlich, welche der Vizekönig der Provinzen Kiangsu und Nganhui seit der Unterdrückung der Taiping-Rebellion im Jahre 1864 regelmäßig ausgezahlt, bis sie der gegenwärtige plötzlich einstellte. Da friedliche Vorstellungen nichts fruchteten, griff man zu Gewaltmaßregeln, und gerade die beiden genannten Provinzen hatten unter den Unruhen zu leiden. Man hoffte dadurch dem Vizekönig arge Verlegenheiten zu bereiten, denn in China wird der Beamte für alle Vorkommnisse, ja sogar für alle Elementarereignisse in seinem Amtsbezirke verantwortlich gemacht; deswegen kommt es häufig vor, daß er sich eines gefährlichen Feindes, der ihm leicht seine Stellung kosten könnte, durch Zahlung einer Summe oder Rente entledigt. In dieser Abhängigkeit von der Volksgunst liegt auch der Grund, weshalb sonst und auch jetzt so viel über die Ohnmacht und den Mangel an Energie bei den chinesischen Behörden geklagt wird; sehr oft erfolgen einige Maßregeln nur zum Scheine, und Furcht vor der Menge, die den betreffenden Beamten mißliebig finden und leicht beseitigen könnte.

Daß die Bewegung, wie man anfänglich auch glaubte,

Digitized by Google

auf den Sturz der Dynastie gerichtet war und zunächst den Zweck hatte, die gegenwärtige Regierung in kriegerische Verwickelungen mit dem Auslande zu bringen, ist wenig wahrscheinlich. Es herrscht zwar bekanntlich seit dem Jahre 1644 über China die fremde Mandschu-Dynastie, zudem sind in der chinesischen Geschichte Dynastienwechsel keine Seltenheit, jedoch dürfte es nur einem kühnen Eroberer, an dem es augenscheinlich fehlt, gelingen, die Massen hinzureißen und den Thron in Peking ins Wanken zu bringen. Der im Volke tief eingewurzelte und noch heute die politische und wirthschaftliche Entwickelung des Landes bestimmende Fremdenhaß wäre wohl allerdings einer der ersten Hebel für eine derartige Wandlung der Verhältnisse im großen Reiche der Mitte.

Die Sakit-Kanoes im Indischen Archipel.

In der Sitzung der Cambridge Antiquarian Society vom 4. Mai zeigte S. J. Hickson verschiedene sogenannte „Sakit“ Kanoes vor, die er auf den Nanusa-Inseln erworben hatte, welche zwischen Celebes und Mindanao liegen.

Die Kanoes stammen aus einem Hause in dem Kampong Karaton, wo sie an einem Balken unter dem Dach der Haupthalle desselben aufgehängt waren, während sich in der Mitte ein dreieckiger Käfig befand, der eine kleine hölzerne Figur enthielt. Die Eingebornen ließen sich erst nach langen Verhandlungen überreden, Hickson die Kanoes samt dem Gögenkäfig zu überlassen. Durch weitere Nachforschungen erfuhr Hickson, daß die Kanoes „Sakit-Kanoes“ genannt werden, und daß ihr Hauptzweck die Abwehr von Krankheiten ist.

Die meisten Malaien und unter ihnen auch die auf der nördlichen Halbinsel von Celebes glauben an das Vorhandensein einer großen Anzahl frei umherwandernder guter und böser Geister. Es giebt Geister in den Bäumen, Geister in den Felsen, Geister in Flüssen und Wasserfällen und außerdem Haus- und Familiengeister. Diesen Geistern errichtet das Volk Altäre, auf welche sie Betel, Tabak, Speisen und Wein legen. Sie nehmen sich sorgfältig in acht, daß sie keinen von ihnen verletzen, weil sie fürchten, daß sonst die bösen Geister sie mit Krankheiten heimsuchen und die guten aufhören könnten, ihren Segen auf sie anzuflehen. Die Altäre haben verschiedene Gestalt: bald sind sie kleine Häuser, bald kleine Käfige, bald einfache glatte Steine oder Felsblöcke. In einigen Fällen, wie z. B. unter den Tondanesen, werden kleine Strickleitern, mit Kokosnußblättern geschmückt, angefertigt, um den Geistern das Herabsteigen von den benachbarten Bäumen nach dem Altar zu erleichtern. Hickson hält es nun für sehr wahrscheinlich, daß diese Kanoes ebenfalls solche Altäre sind. Es sind Ruheplätze für die bösen Geister, und die Eingebornen hängen sie in den Häusern auf, daß die Sakits nicht böse werden und die Insassen heimsuchen. Auf vielen Malaieninseln herrscht nämlich der Glaube, daß bei Krankheit der Geist des Patienten sich vorübergehend entfernt und daß statt seiner ein Sakit so lange den Körper bewohne. So werden z. B. in der Minahassa auf Nord-Celebes die Krankheiten geheilt, indem der Geist zurückgerufen wird. Es wird ein Fest veranstaltet, Manempeh genannt, und die Priester gehen hinaus in den Wald, oder wo sich sonst der Geist ihrer Meinung nach aufhält, und rufen oder pfeifen ihm, wie man einem Hunde pfeift. Sind Anzeichen vorhanden, daß der Geist da ist, so wird er in einem Tuch gefangen und dies Tuch wird dann über dem Kopf des Patienten geöffnet.

In Pulang Mongondu, wo die Volksgebräuche mehr denn unter der Bevölkerung von Sangir herrschenden, als denjenigen der Minahassier gleichen, findet folgende Zeremonie statt. Nach einem Wechselgesang zwischen den Priestern und dem anwesenden Volk tanzen zwei Priesterinnen in den Zimmern umher. Sie halten in ihren Händen farbige Tücher, welche sie hin- und herschlagen. Einige Tücher sind an eine Speerspitze gebunden, und darüber ist eine kleine Holzpuppe angebracht. Diese wird von einer der Priesterinnen in die Höhe gehalten, und wenn sie dann glauben, daß die Seele da ist, d. h. daß sie sich auf die Figur gesetzt hat, so nähert sich eine andre Priesterin ihr auf den Zehenspitzen und fängt sie in einem farbigen Tuch. Wenn dies geschehen ist, begiebt sie sich zu dem Patienten, hüllt sein Haupt in das Tuch und bleibt einige Augenblicke mit einem sehr ernsten, ängstlichen Ausdruck stehen, ihre Hand auf den Kopf des Patienten legend. Sollte diese Zeremonie erfolglos sein, so nimmt man an, daß der Geist des Patienten zu seinen Vätern versammelt ist, und man läßt den Kranken sterben.

Den Glauben an die Sakit-Kanoes treffen wir in verschiedenen Formen auch auf andern Inseln des Archipelagus. Unter den Dajaks werden, wie Hardeland berichtet, den bösen Geistern, welche eine Frau während ihrer Schwangerschaft umschweben, Ziegen, Hühner, Tauben und kleine Häuser und Boote geopfert, indem man sie vermittelst Erde und Steinen im Flusse versenkt. Ähnlich giebt es auch unter den Alfuren auf Halmaheira unsichtbare böse Geister, welche es lieben, von Zeit zu Zeit eine Ruderfahrt auf dem Meere zu machen. Das Volk fertigt daher kleine Kanoes für sie an, füllt sie mit Nahrung und läßt sie treiben. Barbier erzählt, daß bei Krankheitsfällen auf den Wetter-Inseln die Verwandten des Kranken ein kleines Kanoe zimmern, Pomali-Prau genannt, welches sie in die See hinausstoßen in der Meinung, daß auf diese Weise die Krankheit ausgetrieben wird.

In Buru werden die Krankheiten durch männliche und weibliche Suwanggi erzeugt, böse Geister, die oben im Gebirge, in dichten Wäldern oder in den Wipfeln der Bäume wohnen, oder aber sie rühren von den Manen der Vorfahren her, deren Geister noch nicht in Waidu zur Ruhe gekommen, oder deren Gräber geschändet worden sind. Bei Epidemieen, wie Pocken u. dergl., verfertigen die Eingebornen eine Prau, 6 m lang und $1/_2$ m breit, rüsten sie mit den nöthigen Rudern, Segeln und Ankern aus und bringen vorn und hinten eine niederländische Flagge an. Der Rand der Prau wird mit jungen Kokosnußblättern geschmückt und die in Prau selbst eine Matte gelegt, die mit einem Stück weißer Leinwand bedeckt wird. Sodann wird eine endlose Menge von Speisen herbeigeschleppt und in den Boote aufgespeichert: ein gebratenes Huhn, ein Rehopf und ein Schweinekopf, gekochte Fische, sieben Hühner- und sieben Megapodius-Eier, ein Teller voll gekochten Reis, ein Teller voll gekochtes Korn, verschiedene Früchte und Gemüsearten, eine Schüssel mit Sago, ein Bambusgefäß voll Sagowein, ein Bambusgefäß voll Wasser, eine Schale mit Kokosnußöl und endlich eine Schüssel mit Stichblättern, Betelnüssen und Tabak. Dann werden einen ganzen Tag und eine Nacht lang die Trommeln

Digitized by Google

gerührt und die Gongs geschlagen, und das Volk springt umher, um den Geist in die Frau zu treiben. Am folgenden Morgen wählt man zehn kräftige junge Leute aus, welche einen lebenden Hahn mit indianischem Rohr an den Mast der Frau binden, worauf sie letztere mittels einer andern Frau weit aufs Meer hinausbugsieren. Hier angekommen, lassen sie sie los, und einer von ihnen ruft: „Großvater Pocken, weiche von uns, weiche von uns für immer; geh und suche dir ein andres Land, wir haben dir jetzt nichts mehr zu geben.“ Nach der Rückkehr der Frau gehen die Männer, Frauen und Kinder alle ans Gestade und baden sich in der See, damit die Krankheit nicht zurückkehrt.

Auch in Amboina wird bei gewissen Krankheitsfällen eine kleine Frau gekämmert und in dieselbe eine Schüssel und ein Teller gestellt mit zehn Stücken Silber, einem Stück weißer Leinwand, einer Anzahl brennender Kerzen und einem weißen Hahn. Bevor man sie treiben läßt, muß der Körper des Kranken von dem weißen Hahn gebadet werden, damit der Satuno, d. i. der Krankheitsgeist, herausführt.

Ähnlich verfährt man in Ceram. Entsprechende Zeremonien finden sich auch im Gorong-Archipelagus, auf den Watubela-Inseln, im Aru-Archipel, im Babar-Archipel, in Wettar, auf Timor Laut und der Leti-Gruppe.

Dobinsons Reise im Hinterlande des Nigerdelta.

Wiewohl im Nigerdelta und am unteren Laufe des Niger jetzt zahlreiche Faktoreien der englischen Nigergesellschaft liegen und dort seit langem die europäischen Dampfer fahren, ist doch obseit der Flußläufe das Land wenig oder gar nicht erforscht und jeder kleine Beitrag zur Kenntnis desselben uns willkommen. Einen solchen, für eine kurze Strecke des Gebietes westlich vom unteren Nigerlauf unter 6° 10′ nördl. Br., hat der Missionar H. H. Dobinson durch einen im Januar 1891 unternommenen Vorstoß geliefert. Es ergaben sich dabei manche neue physikalische Züge des Landes.

Am 4. Januar früh setzte derselbe von seiner Station Onitscha am linken Nigerufer nach Asaba am rechten über, stellte eine kleine Karawane zusammen und brach nach Westen hin auf, in bisher völlig unbekannte Landschaften, wo noch kein Weißer gesehen worden war. Der Weg führte durch die weit ausgedehnten, vortrefflich bestellten Baumwollsetzer und Zuckerrohrpflanzungen von Asaba und dann durch ein welliges mit dichten, schattigen Wäldern bestandenes Land, in dem jedoch keinerlei Wasser zu finden war. „Wir verließen das Land des Wassers, um in ein quellenloses, flußloses Land einzutreten.“ Etwa 14 km von Asaba wurde die saubere Stadt Otpanam erreicht, in der herrliches Vieh gezogen wird, wo man das letzte gute Wasser trank. Dann 9 km Marsch durch dichten Wald, in dem viele unregelmäßig gepflanzte Kokosnußbäume standen. Über dem bisherigen, dichten Unterwald stiegen ungeheure Baumriesen von 36 bis 45 m Höhe empor; die schattenreichen Blüten des Baumwollbaumes lagen so massenhaft auf dem Boden, daß sie einen roten Teppich bildeten, über den die Karawane hinzog. Beim Austritt aus dem Walde befand sich Dobinson auf dem Marktplatz von Ifele-Asaba, eine der drei großen Städte, die unter dem Könige von Ifele stehen. Eine gewaltige Menschenmenge war hier versammelt, die beim Anblick des ersten weißen Mannes in Aufruhr geriet. Sofort war der Markt beendet, mit Furcht starrte alles auf den Weißen, dem man schreiend nach dem Häuptlingshause folgte. Wiewohl dieser den Missionar zum Bleiben einlud, setzte er doch seinen Marsch bis zum Einbruche der Nacht fort, um in dem Dörfchen Obi zu bleiben; doch dort wollte man ihn nicht haben und so mußte er denn noch einen Nachtmarsch von 10 km machen, um nach Oboro zu gelangen. Hier war der Empfang trotz der späten Nachtstunde ein gastlicher und in einer Hütte, deren Wände aus fünf aufrechtstehenden Stämmen bestand, fand man Unterkunft bei einem freundlichen Neger, der den Fremdlingen Yams und Palmölsuppe bereitete. Moskitos gab es hier nicht mehr — ein Zeichen des sparsamen Vorkommens von Wasser. Das Wasser, das man zur Bereitung des Getränkes bereichte, war dunkelbraun und dick; es gab keine Quellen und Bäche und man behalf sich mit dem Sammeln des Regenwassers in Zisternen von sechs bis zehn Meter Tiefe.

Am nächsten Morgen (6. Januar) predigte Dobinson vor einer zusammengeströmten Menge von etwa 400 Menschen. Dann zog er weiter nach Ifele, das nach einem Marsche von 6 km erreicht war. Große, gerade, saubere Straßen zeigten sich schon beim Eingange; es folgte dann die eigentliche Stadtmauer, etwa 2 m hoch, verziert mit Figuren von Alligatoren, Leoparden und andern Geschöpfen. Über einen schönen, weiten Platz führte der Weg zum Hause des Königs. Hier sah man schöne Häuser aus rotem Thon, 3 bis 5 m hoch, mit Bambus eingedeckt, darüber eine Lage Blätter. Nachdem Dobinson eine halbe Stunde gewartet, erschien unter Schellengeläute der König von Ifele, ein 30jähriger, schöner Mann mit gespfegten Händen, in tadellos reinem Anzug, der wie eine Krinoline von ihm abstand, Ordnung, Ruhe und Höflichkeit herrschten in seiner Umgebung, die aus vielen Häuptlingen u. s. w. bestand — ein wohlthuender Gegensatz zu dem Treiben an den Höfen der Negerkönige. Geschenke wurden ausgetauscht und Dobinson erhielt dabei eine Kalebasse mit reinem Trinkwasser, das aus aufgefangenem Regenwasser bestand, die selbst den Boden bereits so verunreinigt wird. Der Rest des Tages und der folgende (7. Januar) wurden der Mission gewidmet, auch der Königin-Mutter, die hier wie in andern Negerländern eine Rolle spielt, ein Besuch gemacht. Der Name des Königs ist Egbuna und dieses Wort bedeutet in der dort gesprochenen Ibopsprache „Töte nicht!“ Es stammt daher, weil drei ältere Brüder des Königs gleich nach der Geburt starben und seine Mutter bei der Geburt des vierten Sohnes, des jetzigen Königs, zu dem Gott (Chuku) betete: Egbuna, Töte nicht! Missionar Dobinson knüpfte hieran Lehren über das fünfte Gebot, du sollst nicht töten, und der König schien bereitwillig darauf einzugehen; doch bemerkte Dobinson, daß er ihn gelassen habe, denn bei Begräbnissen und Festlichkeiten werden oft in Ifele Menschen getötet. Auch Ebechruch wird mit dem Tode bestraft. Wahrscheinlich hat der König den Missionar für eine Art Albino angesehen, die am unteren Niger nicht selten sind, wenigstens schließen wir dieses aus seiner an Dobinson gerichteten Frage: „Giebt es bei Dir mehr als zwanzig Menschen wie Du?“

Am 8. Januar wurde nach Onitscha-Ugbo aufgebrochen, nicht zu verwechseln mit Onitscha am Niger. Daselbst war nach einem Marsche von 8 km erreicht. Auch hier waren die Einwohner auf Zisternenwasser angewiesen, trotzdem waren alle sehr sauber. Der von Egbuna anabhängige Häuptling empfing den Missionar freundlich, der auch hier predigte. Nachdem er das Innere des mit Idolen vollgestopften Häuptlingshauses gesehen, verließ jener Ugbo, um noch an demselben Tage den Heimweg über Ifele anzutreten, das am Abend desselben Tages erreicht wurde. Am 9. Januar wurde der Heimweg nach Asaba am Niger angetreten, wo Dobinson gegen Abend wieder anlangte. (Auszug aus dem Church Missionary Intelligencer, August 1891.)

Digitized by Google

Eine Gesundheitsstation im Kamerungebirge.

In den ersten Monaten des laufenden Jahres hat Dr. Preuß sich in dem Dorfe Bwea an der Ostseite des Kamerungebirges aufgehalten, um daselbst mit Rücksicht auf die Anlage einer Gesundheitsstation zu prüfen. Nach seinem Berichte (Mitteilungen aus dem deutschen Schutzgebiete IV, 128) ist Bwea das größte Dorf des Bakwiristammes und liegt in 950 m Höhe. Es erstreckt sich 4 km lang und zählt 1500 Einwohner. Unter den Eigentümlichkeiten der Bewohner hebt Dr. Preuß hervor, daß sie Röhren aus hohlen Knochen in den Ohrläppchen tragen, in denen sie, leidenschaftliche Schnupfer, ihren Schnupftabak aufbewahren. Die waffenfähigen Männer, die meist mit Flinten versehen sind, tragen Helme aus Flechtwerk mit Fell überzogen, die den alten bayerischen Raupenhelmen gleichen. Bei der Jagd bedienen sie sich der Hunde, welche hölzerne Glocken am Halse tragen. „Jeder Mann erkennt seinen Hund an dem Tone der Klapper." Selbst die Knaben treiben Vogeljagd, wobei sie sich der Armbrüste mit hölzernem Laufe bedienen. Diese Bemerkung des Herrn Dr. Preuß ist von Belang, denn die Armbrust, eine abendländische Erfindung, ist in Afrika selten. Im Westen ist sie bisher nur vom Gabun bekannt gewesen, bei den Fan. Der mehrstimmige, sehr richtige Gesang der Bergbewohner wird von unserm Gewährsmanne gelobt. Sie sind große Viehzüchter, besitzen schönes Rindvieh, Ziegen, Schafe, Schweine und Hühner.

„Das Klima von Bwea in der Trockenzeit ist, falls man aus den Beobachtungen dreier Monate schon einen Schluß ziehen darf, für den Europäer ein durchaus günstiges zu nennen." Dr. Preuß fand ein mittleres Minimum von 15,9° und ein mittleres Maximum von 25,3° C. „Es geht aus diesen Beobachtungen hervor, daß die Temperaturverhältnisse in den Monaten Februar und März, welche zu den heißesten des Jahres gehören, für den Europäer durchaus keine ungewohnten sind, sondern ihm im Gegenteil angenehm sein müssen. Ein Sommer in Deutschland mit diesen Temperaturen würde kaum als besonders heiß empfunden werden. Dazu kommt, daß die Bevölkung ziemlich stark ist und man von der Sonne wenig zu leiden hat." Der Schlaf und die Eßlust sind dort eben größer als in der feuchten, ungesunden Küstenatmosphäre. Das lästige Schwitzen hört auf und nach einem Aufenthalt von fünf bis sechs Wochen fühlt man, daß mit dem Körper eine gründliche Umwandlung vor sich gegangen ist. In der ersten Zeit traten noch Fieber auf, zu denen aber der Grund nicht in Bwea gelegt ist. Vielleicht ist ein Aufenthalt in jener Höhe einem vierwöchentlichen Aufenthalt auf den kanarischen Inseln gleichzusetzen. „Daß die Sterblichkeit unter den Europäern in Kamerun, besonders unter den Beamten, um einen hohen Prozentsatz verringert werden würde, wenn denselben alljährlich Gelegenheit zu einem seitweiligen Aufenthalt in Bwea gegeben würde, unterliegt keinem Zweifel."

Die Verpflegung ist dort ausgezeichnet; frisches Fleisch und Milch sind stets zu haben und die von Dr. Preuß gesäeten europäischen Gemüse gediehen schnell und prachtvoll. Radieschen waren 24 Tage nach der Aussaat eßbar und erreichten später Faustgröße, grüne Bohnen und Kopfsalat nach 43 Tagen. Kartoffeln standen 17 Tage nach dem Legen bereits einen Fuß hoch im Kraute. Am 15. Januar gelegt, hatten einzelne Stecken am 3. April schon 20 Knollen, die eßbar, wenn auch nicht reif waren. Man kann sich nach diesen Erfahrungen in Bwea zu allen Jahreszeiten den Genuß guter frischer Gemüse täglich verschaffen.

„Obgleich aus den geschilderten Beobachtungen, da sie kaum den Zeitraum von drei Monaten umfassen, bestimmte Schlüsse nicht gezogen werden können, so scheint mir doch Bwea ein so lohnender Platz zunächst für Versuchsplantagen zu sein, wie er irgendwo im Kamerungebiete gefunden werden kann."

Neue Forschungen über den paläolithischen Menschen in Nordamerika.

Nordamerika ist reich an Zeugnissen der Anwesenheit des Menschen in vorholumbischer Zeit, und es konnte nicht fehlen, daß die oft sehr merkwürdig gestalteten, nach vielen Tausenden zählenden Erdwälle und künstlichen Hügel (Mounds) schon frühe die Aufmerksamkeit der europäischen Ansiedler, besonders in den fruchtbaren Niederungen des Mississippi, auf sich zogen. Sehr zahlreich waren die Funde schön polierter Steinwerkzeuge und Waffen, kunstvoll geschnitzter Steinpfeifenköpfe, aus gediegenem Kupfer gehämmerter Gerät- und Schmucksachen, und ein lebhafter Sammeleifer führte in privaten und öffentlichen Sammlungen stattliche Reihen prähistorischer, d. h. präkolumbischer Gegenstände zusammen. Man betrieb eine Art von Raubbau, die Sammlungen waren das letzte Ziel, an Stelle kritisch-wissenschaftlicher Behandlung der Funde wucherten wilde Phantasien und ganz in der Luft stehende Hypothesen. Aber allmählich kam auch hier Besserung: in die erste Reihe ernster Forschung stellte sich das Smithsonian Institution (Bureau of Ethnology) in Washington und das Peabody Museum in Cambridge (Mass.) mit seinem thätigen, kritisch klaren Direktor Putnam. Die Zuwohrte waren von nun an nicht mehr Selbstzweck, sondern nur Mittel, die Urgeschichte, den Kulturerzustand der Ureinwohner Amerikas zu erforschen. Und da mußte bald das hohle Gebäude eines einzigen, hochgebildeten Kulturvolkes, der Moundbuilders, auf welche früher alles Gefundene bezogen worden war, in sich zusammenbrechen. Jetzt fanden aber auch die unscheinbarsten Funde, die früher kaum beachtet worden waren, gerechte Würdigung. Ein einziges, äußerst roh gearbeitetes Steinwerkzeug in den ungestörten glacialen Schichten des Delawarekieses (und Abbot, der amerikanische Boucher de Perthes, fand deren viele Hunderte in jenen Schichten) redete eine Sprache von weit bedeutenderer Tragweite, als eine ganze Sammlung der schönsten polierten Steingeräte, wie sie sich in den Mounds fanden, und wie sie auch die modernen Indianer herzustellen verstanden. Durch jenes Vorkommen war der unträgliche Beweis geliefert, daß die Anwesenheit des Menschen in Amerika in unabsehbare Zeitfernen zurückgerückt ist, und daß Amerika schon von Menschen bewohnt wurde zu einer Zeit, wo die Urbewohner Südfrankreichs das Mammut und der Wildbe zu der Schussenquelle das Rennthier jagte. So gewannen die unscheinbaren aufs rohseste behauenen Steingeräte eine früher nicht geahnte Bedeutung. Kein Wunder, daß man ihnen jetzt auch ganz andre Aufmerksamkeit zuwandte als früher. Nachrichten von „paläolithischen" Funden kamen aus Iowa, aus Wyoming, aus Minnesota, Ohio (Flintfiles des Little Miamiriver), aus Nevada rc., eine übergroße Menge solcher Steingeräte wurde in der unmittelbaren Nähe der Reichshauptstadt selbst gefunden. Wie weit über die ganze nordamerikanische Union verbreitet solche rohe Steingeräte vorkommen, zeigte sich erst recht, als das Smithsonian Institution im Januar 1888 einen Fragebogen aussandte: aus 23 Staaten und Territorien liefen Antworten ein, die von 6762 (und außerdem noch viele, nicht speziell gezählte) Nummern solcher Objekte berichteten. Dazu kommen noch die im Nationalmuseum selbst befindlichen „paläolithischen" Geräte, so daß die Gesamtsumme sich auf 8501 beläuft, eine stattliche Zahl.

Digitized by Google

Beweist diese weite Verbreitung „paläolithischer" Steingeräte, wie es Thomas Wilson, der Kurator der prähistorischen Abteilung des Nationalmuseums, annimmt, daß der „paläolithische" Mensch über das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten verbreitet war? Bon vornherein ist dies ja sehr wahrscheinlich, und die Funde von Steingerät in ungeheuren Kiesschichten des Delaware, des Little Miami, bei Little Falls in Minnesota 2c. sprechen unzweifelhaft für seine weite Verbreitung. Aber Oberflächenfunde von „paläolithischen" Geräten sind kein so untrügliches Beweismaterial. Es heißt allzusehr schematisieren, wenn man gewisse primitive Erzeugnisse der Menschen, die ihren Zweck mit der einfachsten Form erreichen, ausschließlich den frühesten Vorzeiten zuschreiben will. Warum soll sich nicht auch der fortgeschrittenere Mensch neben der künstlichen auch einfacherer Geräteformen bedient haben? Giebt es doch auch in hochstehenden Kulturstaaten noch Höhlenbewohner, baut sich doch auch der mit Centralfeuergewehr bewaffnete Jäger gelegentlich noch eine Reisighütte, und bedient sich doch auch der Gärtner, der in rassinierten Gewächshäusern tropische Pflanzen trotz einem rauhen Klima kultiviert, noch des Grabstockes, der sich in seinem wesentlichen Punkte von dem des Australiers oder des Uloden der südindischen Berge unterscheidet. Man braucht für jene Geräteformen die Bezeichnung „paläolithisch" nicht aufzugeben; es gab sicher eine uralte Zeit, in welcher man Steingerät nur in jenen Formen anfertigte. Aber umgekehrt ist der Satz nicht gültig, daß jedes Steingerät von jener rohen Form einzig und allein in jenen Urzeiten hergestellt worden wäre. Die Anwesenheit des paläolithischen Menschen in Amerika ist durch Abbots Funde unzweifelhaft erwiesen, sehr wahrscheinlich ist seine weite Verbreitung über ganz Amerika, aber wir können in Oberflächenfunden, die jene Formen aufweisen, und mögen sie auch noch so verbreitet sein, keinen zwingenden Beweis für die weite Verbreitung des paläolithischen Menschen erblicken.

E. Schmidt.

Der Eidechsenglauben der Malayo-Polynesier.

Die Darstellung der Eidechse kommt sehr häufig auf Geräten, Waffen, Webstoffen, Matten der Völker von Sumatra bis zur Osterinsel vor, ja die in der letzten Zeit bekannt gewordenen sehr frätzmäßigen Masken der Eingeborenen von der Rockhilfe Neu-Guineas erweisen sich mit der Eidechse verknüpft, denn die lange spitze Nase derselben entspricht dem Schwanze einer der Maske aufzulagernden Eidechse. Prof. G. A. Wilken ist hierauf zuerst aufmerksam geworden und hat in einer Abhandlung (De Hagedis in het volksgeloof der Malayo-Polynesier) in den Beiträgen zur Sprach-, Land- und Volkskunde von Niederländisch-Indien (1891) die Sache weiter verfolgt. Die Eidechse findet sich auf den Zauberstäben des Bataks von Sumatra und sonst noch auf Schnitzwerken dieses Volkes; sie ist auf den Särgen der Dajaks (Borneo), den Kleidern der Timoresen, namentlich auf Schildern (Mentawiinseln, Nordlazon, Salibabu) angebracht.

In Polynesien werden die Götter oft zoomorphisch gedacht und der große Gott Tangaloa erscheint den Neuseeländern in einer grauen Eidechse inkarniert. Auf den Herven-Inseln erscheint der Gott Tongaiti in Gestalt einer schwarz- und weißgefleckten Eidechse. Ersterer ist wesentlich Lichtgott, Gott des schönen Wetters; Tongaiti aber Personifikation des Nachthimmels und dieser naturalistische Charakter der beiden Götter spiegelt sich auch in den Eidechsen wieder, die ihnen geheiligt sind. Die graue ist im freien Sonnenlicht, die andre schwarzgefleckte in Höhlen; erstere wurde Lichtsymbol, letztere Symbol der Finsternis. So Wilken. Auch auf den Samoa wird der Kriegsgott Le Sa in Form einer Eidechse verehrt; auf den Tonga-Inseln sind die höchsten Götter, die Atuas, in den Eidechsen verkörpert, nicht minder auf der Osterinsel.

Da auch persönliche Schutzgötter von den Polynesiern in Gestalt von Eidechsen verehrt werden, so kann man wohl sagen, daß die Verehrung dieses Tieres bei ihnen eine allgemeine ist. Andrerseits erscheint es als böser Geist und als böses Omen, wenn man ihm begegnet. Das Vorkommen der Eidechse in den mythologischen Erzählungen der Polynesier ist auch dem angeführten selbstverständlich. Aus Mikronesien berichtet man Herrnsheim, daß die Seelen Verstorbener auf Yap in die Körper von Eidechsen übergehen, die daher geachtet werden. Auch aus Melanesien erfahren wir wenig über dieselben. Reichlicher sind wieder die von Wilken aus Indonesien beigebrachten Belege, die sich oft auf den Leguan beziehen (und das Krokodil).

Danach kann es nicht Wunder nehmen, wenn religiöse und profane Geräte in der ganzen malayo-polynesischen Welt mit Abbildungen der Eidechsen vorkommen. Als Orakeltier findet sie an den Zauberstäben der Bataks ihre Stelle. Als Schutzgeist und Kriegsgott erklärt sie sich in ihrer Anwesenheit auf Schildern, ja Schilder von Süd-Nias sind ganz in der Form von Eidechsen gearbeitet. An den Masken Neu-Guineas wird das Vorkommen der Eidechsen wohl auf ähnliche Ursachen zurückzuführen sein.

Bücherschau.

G. A. Wilken, Ehe- und Verbrecht bei den Völkern von Südsumatra. (Over het huwelyks- en erfrecht by de volken van Zuid-Sumatra.)

Das Schriftchen (87 S., Haag 1891) ist ein Sonderabzug aus den Beiträgen zur Sprachen-, Länder- und Völkerkunde von Niederländisch Indien. Der Inhalt stützt sich hauptsächlich auf Mitteilungen und Beobachtungen, die an Ort und Stelle für den Verf. im amtlichen Auftrag gemacht wurden, um die Verbreitung des Matriarchats festzustellen. Schon dadurch erhält die vorliegende Bearbeitung des Materials den höchsten Grad von Zuverlässigkeit. Und der Betang solcher Forschungen über das Familienrecht beschränkt sich ja keineswegs auf die juristischen Kreise, aus denen naturgemäß die Pfleger einer allgemeinen Rechtswissenschaft hervorgehen; eine historische Ethik, die sich an die Stelle des Gerades von angeborenen Sittengesetzen, von sittlicher Weltordnung setzen muß, kann sie nicht mehr lange übersehen. Welch klares Licht fällt jetzt z. B. auf den Unterschied der Motive in der deutschen und der nordischen Nibelungensage; bei uns ist Kriemhild die Rächerin ihres Gemahls an dem Bruder; dort ist es umgekehrt!

Bei der geringen Verbreitung holländischer Produktionen in Deutschland wird somit eine summarische Auführung der Hauptergebnisse nicht ohne Interesse sein.

Zunächst orientiert der Verf. über den Bereich; es handelt sich um die Mittel-Malaien in Palembang und die Hauptmasse von Bengkulen, ein wichtiger Stamm von ihnen sind die Bajawah; die Redjang im nordwestlichen Teil von Palembang und im Norden von Bengkulen; die Lampong in den kampongischen Distrikten und dem Süden von Bengkulen.

Während in Mittelsumatra die mütterliche Organisation der Familie vorherrscht, besteht in Südsumatra im allgemeinen die Vaterfamilie, wobei die Frau durch Kauf in den Besitz des Mannes übergeht. Ausnahme ist die Ehe ohne Brautkauf, wobei der Mann völlig in die Familie der Frau übertritt.

Nach der Annahme des Verf. bestand früher ohne Zweifel allgemein die Exogamie; noch jetzt ist bei den Pasemah im

Digitized by Google

engern Sinne Ehe zwischen Angehörigen desselben Stammes streng verboten. Anderseits ist aber auch der Stamm der andern beiden Eltern ausgeschlossen. Anderwärts ist die Exogamie ersetzt durch das Verbot der Verwandtenehen, in verschiedener Begrenzung z. B. vom Urgroßvater ab in Semendo, während bei den Redjang in Bengkulen sich die Analogie der im „Globus“ 1891, Bd. 59, S. 37 unten behandelten Ulung der Batak findet.

Ausführlich ist der Brautpreis, djudjur, behandelt — es verbietet sich von selbst, daß seine Höhe schwankt. Durch Bezahlung in überschüssigen Waaren wird er tilin, so der Mann kann ihn auch schuldig bleiben und durch Verpfändung seiner Arbeitskraft amortisieren, die Verpflichtung geht wohl auch noch auf seine Nachkommen fort.

Die unterjährlich gültige, unbedingte Verfügung des Mannes über die Frau bei der Kaufehe (terdjun pesuwi, Hirschsprung, metaphorisch, weil diese Art, einmal versprungt, nicht mehr zurückkehrt in die Berge) — ausgedrückt durch das Recht des Verkaufs, die elterliche Wohnung wieder zu betreten — ist gemildert bei Rücksehe eines Teils der Kaufsumme, mas tali kulo heißt. Hingegen folgt aus der Unselbständigkeit der Frau, daß sie beim Tode des Mannes an dessen Bruder übergeht, und wenn dieser noch unverheiratet ist, auf ihn wartet; es ist das Levirat des alten Testaments, hier mit Polygamie verknüpft. (In der ja sehr späten Aufzeichnung 5. Mos. 25, 5 ist diese Spur vermischt.) Ehescheidung ist eigentlich nicht möglich, wo der Wille der Frau nicht mitspricht; auch böswilliges Verlassen bleibt außer Betracht. In neuerer Zeit scheint aber Milderung zu bestehen; noch den von europäischem Einfluß nicht unberührten Rechtsaufzeichnungen (undang undang) in Bakembang wenigstens gehen Impotenz, Erdverrohen, Mißhandlungen der Frau das Antragsrecht. Ebenso sind die beiden Eigentum des Vaters, selbst wenn er den Brautpreis schuldig geblieben ist; bei Nahrungsnot kann er sie in Sklaverei verkaufen.

Eine durchaus andre Form der Ehe ist die ohne Kauf geschlossene, wobei der Mann in die Familie der Frau übergeht, so daß er wohl auch sprachlich als Frau bezeichnet wird, während die Frau sich als Mann fühlt. Auch die Kinder gehören ihr zu, folgen ihr Geschlecht fort. Es ist also das Mutterrecht, das nach dem Verf. durchaus das Ursprüngliche ist; ein Übergang zum Patriarchat ist es, wo beide Elternrechte neben einander stehen, so bei den Pasemah im engern Sinne, wo die Mutterfamilie vorwiegt, zugleich Exogamie herrscht, also der Mann in den Stamm der Frau aufgenommen wird. Anderwärts steht die männliche Linie als die Fortsetzung der Familie voran, was sich z. B. bei Ogan Ilir und Komering Ilir in der größern Bonnehmheit der Brudersöhne vor den Schwestersöhnen zeigt; letztere müssen aus Ehrerbietung nicht zulassen, daß die andern ihren Fruchtbaum besteigen, wertvollere Geschenke geben als sie erhalten. Nur in Semanggang von Söhnen liegt es der Tochter ob, die Familie durch ihre Söhne fortzusühren. In Lampong wird dieses Verhältnis öffentlich bekannt gegeben; won wenn es das Haus stiften oder anstrebt erhalten. Diese Art Ehe findet sich auch sonst bei patriarchalischer Organisation, z. B. Indern und Griechen in alter Zeit, wobei entweder die Tochter selbst in die vollen Rechte des Stammvaters eintritt, sogar mit Annahme männlicher Namensform oder erst ihre Söhne sie erhalten. In Südmexiko ist nun das erstere der Fall. Vom Grund schweigt der Verfasser; es wird allenthalben mit der Ahnenverehrung zusammenhängen.

Jedoch auch bei Armut des Mannes wird diese Ehesorm gewählt. Sie ist durchweg empfiehlt dominatio für ihn, er vertiert das Recht, die elterliche Wohnung eigenmächtig zu verlassen, wird sogar als Sklave der Frau bezeichnet, obgleich die Bezeichnung der Ehe ambil anak eigentlich Kindesannahme bedeutet. Mildere Formen sind es denn schon, wenn dem Vater das zweite und vierte Kind gehört, oder wenn er die Rechte der ihm aufgegebenen Familie wenigstens durch einen Sohn teilweisen darf.

Außer diesen beiden einseitigen Ehesormen findet sich aber doch auch schon die jüngere Form der kognatischen, parentalen, also zweiseitigen Ehe und Familie, so im Bengkulen in den Hauptplätzen der Küste, während im Innern die alten Sitten sich behaupten. Im Norden ist dabei eine kleine Anzahlung des Mannes erhalten, sie dient aber zur Bestreitung des Hochzeitsfestes. Wie die Kinder beiden Eltern zugehören, so stehen sich diese auf gleichem Fuße gegenüber.

Besonders interessant sind die Ausführungen, wie die europäische Herrschaft sich benützt hat, die alten Ehesormen zurückzudrängen, hauptsächlich auch Rücksicht auf die Bevölkerungszunahme. Wegen der Höhe des Brautpreises gab es viele Junggesellen; den Armring, das Abzeichen der ledigen Mädchen, konnte man mit grauen Haaren sehen. Es erhellt nicht, ob die gewöhnliche Folgerscheinung von Heiratserschwerungen hier vielleicht durch besondre Sittenstrenge ausgeschlossen blieben. Das Verderbliche des Brautkaufs hatte früher schon ein Sultan in Palembang eingesehen, ohne viel durchzusetzen; die holländische Regierung verbot schließlich 1862 bei Strafe einen Brautpreis, djudjur, zu fordern, was in die uneigne sondre Eingang gefunden hat. Gleichmäßig die Sitte, daß in jedem Falle, daß sie unter der Hand, mit andrem Namen, fortdauert. Als ganz erfolglos dürfte trotzdem das Verbot nicht bezeichnet werden.

Weit die Behandlung des Ehebruchs angeht, so zwingt die Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum zur Kürze. Es besteht der Unterschied zwischen dem Ehgut und dem Erworbenen. Der unbeweglichr Besitz gilt vielfach als Familiengut. Während man bei der Brautkauf-Ehe die Frau im allgemeinen selbst Eigentum ist, mithin auch kein Eigentum haben kann, verliert umgekehrt bei der ambil anak-Ehe der Mann den Anspruch auf den Besitz seiner Angaben, sein Eingebrachtes bleibt wenigstens in Kraft (Kengkuku) sein, sonst gehört auch gemeinsam Erworbenes ausschließlich der Frau. Hingegen bei der jüngern Ehesorm ist es zu gleichen Rechten gemeinsam, und wird bei Ehescheidung halbiert.

Wichtig sind dann noch die Analogien des Erbfolgerechts, so bei den Lampong, im Zusammenhang mit der Polygamie und bei Lebzeiten des Vaters. Die dritte Frau ist hier der ersten unterordnet, die vierte der zweiten, Nebenfrauen alten hier. Dies drückt sich in den ihnen gebührenden Schlafräumen aus. Heiratet nun der Stammhalter, in der Regel der älteste Sohn der ältesten Frau, so verdrängt er sie und damit den Vater der Reihe nach aus den Gemächern und schließlich bis unter das Dach — in der Altersteil von Nachkommen.

Hingegen findet sich ausnahmsweise in Bengkulen auch die Erklärung des tüchtigsten Sohnes zum Nachfolger als Geschlechtshaupt.

Bei Ermangelung von Söhnen ist die ohne Brautpreis verheiratete Tochter natürlich Erbzlegerin; wenn es nur wegen Armut des Mannes geschehen ist, so erbt sie wenigstens mit. Bei Mangel an Kindern ist der nächste Agnat, also der Bruder, erbberechtigt, mit der Verpflichtung jedoch, in Leviratsehe den Nachfolger des Verstorbenen zu erzeugen oder wo nicht, von einer seiner eigenen Frauen einen zu stellen (kampang). Wenn dieser wieder recht genug ist, so nimmt er zwei Frauen, der Sohn der ersteren ist Nachfolger des Großvaters, der Sohn der zweiten der des Vaters.

Die weitern Angaben über Erbrecht können hier eher übergangen werden als der wichtige Schlußabschnitt. Die herrschenden Ehesormen sind, wie gezeigt, die Totemismilie begründende und die Heirat von Erbtöchtern als Häupter von Mutterfamilien. Nur bei den eigentlichen Pasemah überwiegt die Ehe ohne Brautkauf, die echte Mutterfamilie, innerhalb der Übergangsstufe. Der Übergang zur Vaterfamilie ist hingegen in ziemlich zurückgelegt in Semalong Ilir, gleichfalls Pasemah, bei denen die Ehe ohne Brautkauf Ausnahme ist. Merkwürdigerweise sind aber ihre Nachbarn und Stammverwandten in Semendo ebenso Pasemah und zwar Ausgewanderte, gleichfalls mit Aufgabe der Exogamie, aber mit Verbot des Brauthauses völlig auf die Mutterfamilie zurückgegangen, und zwar erst seit 6 Generationen. Hier gilt die älteste Tochter als Stammhalter. Daß die Witwe nach dem Tode ihren Mannes dessen Bruder heiratet, ist etwas ganz andres als das Levirat in der Vaterfamilie.

Als Grund für diese jedenfalls auffallende Umkehr entscheidet sich der Verfasser, im wesentlichen mit seinem Gewährsmann übereinstimmend, den Einfluß des Islams anzunehmen, der bei diesem Bruchteil einzige Anhängerschaft gefunden hat. Wenigstens habe er eine Form beginnligen müssen, welche den im Islam erzogenen Frauen gegenüber unbekehrten Männern das Heft in die Hand gegeben.

Damit schließt die interessante Abhandlung, die der Verf. als verbesserte und vermehrte Ausarbeitung der betreffenden Abschnitte seines Buches „über Verwandtschaft, Ehe- und Erbrecht bei den Völkern malaiischer Rasse“ bezeichnet.

Dr. Schultheiß.

Digitized by Google

Aus allen Erdteilen.

— Die Ruinen von Simbabje. Wie telegraphische Nachrichten aus der Kapstadt vom Anfang August melden, hat Theodor Bent seine im Auftrage der Londoner Geogr. Gesellschaft unternommene Untersuchung dieser Ruinen im Maschonalande ausgeführt. Die allgemeine Schilderung derselben stimmt ganz mit jener K. Mauchs überein, welche, nebst Abbildungen, im Globus, Bd. 59, S. 13 veröffentlicht wurde. Th. Bent zog mit der vorgefaßten Meinung nach Südafrika, jene Ruinen seien persischen Ursprungs. Von dieser hallischen Ansicht scheint er abgekommen zu sein, denn jetzt erklärt er sie für „phönizisch-arabisch“. Die phönizische Herkunft (und der Zusammenhang mit Ophir) ist keine neue Hypothese und vor zwanzig Jahren von Petermann und Mauch vertreten worden.

Th. Bent erklärt Simbabje jetzt für einen phallischen Tempel. Neu sind ausgemeißelte Höhlen, die er entdeckte. Auch einen phallischen Altar mit Skulpturen von Vögeln, großen Schalen und einem Fries, der eine Jagdszene darstellt, hat er gefunden. Es sind vier Quaggas dargestellt, auf die ein Jäger, der einen Hund hält, ein Wurfgeschoß sendet. Dahinter zwei Elefanten. Auch einige blaue und grüne persische (?) Topfscherben, sowie eine goldplattierte Kupferklinge wurden gefunden. — Th. Bent bleibt noch einige Zeit in den Ruinen, die uns durch diese neuen Funde immer rätselhafter werden.

— Die wenig bekannten Alandinseln sind im verflossenen Jahre von dem Geologen Professor Cohen besucht worden, welcher in der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald darüber einen Vortrag hielt, aus dem folgendes entnommen ist. Außer der großen Hauptinsel bestehen sie aus einem Labyrinth kleiner Inseln und Klippen, in welche die See überall Buchten eingewaschen hat, so daß eine Fülle von Spitzen und Vorgebirgen entstanden ist. Die Gesamtzahl der Inselchen dürfte 3000 betragen. Zusammengenommen sind sie etwa halb so groß wie Rügen. Die Gesamtzahl der Bewohner, lauter Schweden, beträgt 18500, wovon 12000 auf der Hauptinsel wohnen. Obgleich die Inseln sich nirgends zu bedeutender Höhe erheben, zeigen sie doch den Charakter einer Gebirgslandschaft; die meisten sind bewaldet und besitzen nordischen Vegetationscharakter.

Der Hauptunterschied zwischen den Inseln aus Granit, der als Alandsporphyr, Alandsgranit, Alands-Rapakivi auftritt. Nur im Osten findet sich altes, archäisches Gebirge, Gneis, Hornblende und Schiefer. In der norddeutschen Tiefebene, zumal in Pommern, finden sich außerordentlich viele erratische Gesteine, welche mit den Gesteinen der Alandsinseln oder benachbarter Gebirge identisch sind. Alle diese Gesteine zeigen eine außerordentlich charakteristische Ausbildung, wie sie an andern skandinavischen Felsarten bisher nicht beobachtet worden ist. Besonders gilt das von dem in Pommern häufig vorkommenden Rapakivi (Granit mit vielen Feldspatkrystallen), der sich außer auf Aland nur noch in Finnland und in der Gegend von Wiborg, sonst aber nirgends mehr in Skandinavien findet. Der Rapakivi verwittert sehr leicht und hat daher seinen Namen „fauler Stein“ erhalten. Auch die andern Graniterten der Alandinseln finden sich in Pommern u. s. w. häufig. Diese Findlinge sind mit dem großen nordischen Gletscher zur Eiszeit in ihre heutigen Fundstätten gebracht worden und da sie mit den Gesteinen der Alandsinseln identisch sind, so ergiebt sich, daß die Bewegung des Gletschers in der Richtung von NNO nach SSW, also in der Richtung von den Alandsinseln oder von der Ostküste Schwedens nach Rügen zu stattgefunden hat. Es wird diese Annahme dadurch bestätigt, daß sich in der Gegend von Greifswald auch Gesteine von Gotland und Öland, Kalksteine mit Versteinerungen, der Silurformation angehörig, sowie von Bornholm, Grünschiefer, kambrische Schiefer, Nexsandsteine, ferner Granite, Quarzite und Kreide in größerer Menge finden. Gotland, Öland und Bornholm liegen aber in der erwähnten Richtung, welche hiernach als feststehend für die Gletscherbewegung erachtet werden muß.

— Magnetische Anomalien. Die russische geographische Gesellschaft ließ im Jahre 1889 unter Leitung des Generals Alexjé de Tillo die Gegend zwischen den Städten Charkow und Kursk bezüglich der Verteilung der magnetischen Elemente untersuchen, nachdem vom verstorbenen J. Smirnow für die Stadt Bjelgorod eine außerordentlich große magnetische Anomalie festgestellt worden ist. Das durchforschte Gebiet hat in der Richtung Nord-Süd eine Länge von 35 km, in der Richtung Ost-West eine solche von 25 km. Die magnetische Deklination variiert zwischen Nepchaevo (+ 48') und Kijsslevo (— 38') um 86'; die Inklination zwischen Nepchaevo (+ 81°) und Bisloje (+ 52°) um 29°. Die Entfernung beträgt kaum 12 km. Die normalen Werte der magnetischen Elemente für die durchforschte Gegend sind: Deklination —1°, Inklination + 64°. Die geologische Beschaffenheit des Bodens, insofern sie bekannt ist, kann diese außerordentlich große magnetische Anomalie nicht erklären. (Grandes anomalies magnétiques au centre de la Russie d'Europe. Par A. de Tillo. C. R. des séances de l'académie des sciences, Tome CXII, Nr. 13.)

Eine noch größere magnetische Anomalie weist die aus dem 11. Jahrhundert stammende Georgskapelle auf dem Basaltberge Rip (Georgsberg) bei Raudnitz in Böhmen. Die Magnetnadel lehrt sich schon in der horizontalen Distanz einiger Dezimeter vollständig um. Diese hier durch den Basaltmagnetismus beeinflußten Richtungen der Magnetnadel wurden auf Anregung des Entdeckers H. Ritter v. Sterneck in den Steinplatten des Kapellenfußbodens durch Einmeißeln von Pfeilstrichen bleibend kenntlich gemacht. Gs.

— Katholische und evangelische Missionen in Indien. Mit Bezug auf die S. 16 dieses Bandes mitgeteilte indische Statistik erhalten wir von Herrn Superintendenten Dr. Warneck ein Schreiben, dem wir nachstehendes entnehmen.

Erst seit 1886 erscheint jährlich unter dem Titel „Missiones Catholicae“ eine von der Propaganda herausgegebene offizielle römische Missionsstatistik, mit welcher die im Globus angegebenen Zahlen nicht übereinstimmen. Nach Marschall, der eine Hauptquelle bildet, gab es 1820 „mehr als eine Million“. Bis zum Erscheinen der „Miss. Cath.“ ist die römische Missionsstatistik sehr verworren; den ersten einigermaßen sichern Anhalt gewährt der amtliche Regierungszensus, der folgende Zahlen bringt: 1861 815519 Katholiken und 1881 963058 Katholiken.

Nach den „Miss. Cath.“ gab es indische Katholiken: 1887 1228253, 1890 1077016.

Auch diese Angaben gehen zu Bedenken begründete Veranlassung (vergl. „Allg. Miss. Z.“ 1891, August), ich unterlasse es jedoch, dieselben hier darzulegen, und bemerke nur, daß nach dieser offiziellen Statistik die Zunahme der Katholiken in Indien durchaus nicht als eine „sehr beträcht-

Digitized by Google

liche" bezeichnet werden kann. Die Vermehrung durch Geburten beträgt allein auf die Million 12 000 pro Jahr. In den letzten Jahren kommt die darüber hinausgehende Vermehrung fast ausschließlich auf das Konto der Bekehrten. Selbst katholische Missionsschriftsteller geben zu, daß „sich die Katholiken Indiens mehr durch Geburten als durch Neubekehrung Erwachsener vermehren".

In den „Miss. Cath." werden die — in den Tabellen nicht mitgezählten — portugiesischen Katholiken nicht auf 470 000, sondern auf 300 000, und die — mitgezählten — in Pondichery lebenden nicht auf ½ Million, sondern auf 210 910 bestimmt. Ebensowenig stimmt die Zahl der katholischen Missionare und die der Schulen mit den Angaben der Propaganda. Nach dieser giebt es 705 kathol. Missionare außer 194 Eingebornen und 1338 Schulen, nicht 2200. Die Zahl der Schüler (100 000) ist viel zu hoch angegeben. Noch meiner Schätzung beträgt sie höchstens 75 000.

Zur Vergleichung mögen Sie mir noch die Mitteilung der indischen evangelischen Missionsstatistik gestatten. Die dortige evangelische Mission ist — die kleine dänisch-hallesche abgerechnet — noch nicht 100 Jahre alt und hat anfangs mit ziemlich geringen Kräften gearbeitet. Nach dem offiziellen Zensus gab es in Indien 1861 213 370 evangelische Heidenchristen, 1881 528 590 evangelische Heidenchristen.

Für 1891 ist der offizielle Zensus noch nicht erschienen; vermutlich ist im letzten Jahrzehnt die Zahl auf über 700 000 gestiegen. Nach diesen amtlichen Zahlen ist leicht zu ermessen, auf welcher Seite der Prozentsatz der Vermehrung größer ist. Auch die Schultätigkeit der evangelischen Mission ist nicht bloß relativ, sondern selbst absolut viel bedeutender als in der viel ältern katholischen.

Die evangelische Mission zählte 1881 4175 Knaben- und 1452 Mädchenschulen mit zusammen 234 759 Schülern, und seitdem ist sie wieder beträchtlich gewachsen.

— **Totemismus auf den Salomonen.** Auf den Riffen verschiedener Inseln dieses Archipels bemerkte neuerdings der englische Naturforscher Charles M. Woodford ganz eigentümliche Dorfanlagen. In der Uru-Bai, der Nordwestbai und auf dem westlichen Küstenriff von Malaita sah er jeden kleinen Fels, jeden trockenen Korallenfleck und jedes Sandinselchen von den Bohnpfählen einer armen Strandbevölkerung belegt. Der ursprünglich niedrige Grund war durch Zuhäufung von Korallenblöcken so weit erhöht worden, daß er mindestens drei bis vier Fuß über die Fluthöhe emporragte. Auf dieser immerhin soliden Basis stehen denn die Häuser, deren Insassen in ihrer Lebensführung fast an die vorgeschichtlichen Pfahlbauansiedlungen unserer europäischen Seen erinnern. Die Riffbörfter beschäftigen sich nur mit Fischfang und der Herstellung des bekannten Muschelgeldes, welches sie gegen Nahrungsmittel und andre Produkte bei den Eingebornen der Hauptinseln eintauschen. Etwa an jedem dritten Tage findet auf einem geeigneten Platze der Markt statt. Woodford besuchte einen solchen an der Nordwestbai, und soviel er in Erfahrung bringen konnte, dürfen selbst Leute aus feindlichen Dörfern ungehindert diese Märkte besuchen. Wenn das der Fall ist, dann wäre also auch den Salomoninsulanern der Begriff einer Marktfriedeit (oder eines Marktschutzes), wodurch sonstige Fehden zeitweilig aufgehoben werden, nicht mehr fremd. Es scheint uns aber nicht ausgeschlossen, daß jene dem Feinde gewährte Schonung nur ein Ausfluß des in der Gruppe verbreiteten Kastensystems ist. Diese Kasten, besser „Totems" genannt, sind zur Zeit noch wenig erforscht; ihre Bedeutung ist jedoch ungemein groß. Kein Mann darf ein Mädchen desselben Totems ehelichen, genau wie bei vielen andern Naturvölkern. Die Angehörigen eines Totems sind nicht auf Stämme gleicher Sprache beschränkt, sondern kommen ebenswohl unter verschiedensprachigen Völkerschaften vor. Einzig der Schutz des Totems ist Ursache, daß gewisse Insulaner ruhig und sicher zwischen Stämmen, die im offenen Kriege leben, verkehren können. Oft werden von fremden Ankömmlingen etliche in Freiden beherbergt, während mon ihre Begleiter schroff von dannen schickt. Der Name für die Kasten ist auf Gelo oder Florida „Kemo", auf Savo „Novu", und in Weisiai am Westende von Guadalcanar gilt das Wort „Kna". Die größte und mächtigste dieser Kasten ist die „Gambato" auf Gela und Guadalcanar; ouser dieser nennt uns Woodford (A Natnralist among the Head-Hunters, London 1890) noch die Totems „Kiki", „Kakoli", „Kakou" und „Tanakiudi". Er fügt hinzu, daß es ohne Frage auf den Salomonen noch weit mehr solcher „Kasten" gäbe und daß künftige Reisende wohlthun würden, ihr Augenmerk auf die Erforschung derselben zu richten. H. S.

— **Die Einwohnerzahl Frankreichs** beträgt nach dem letzen Census jetz 38095000, was gegenüber der Zählung vom Mai 1886 eine Zunahme von 208 000 Seelen beträgt. Diese Zunahme ist eine weit geringere als sämtliche frühere Zählungen ergoben und enthält wesentlich auf die städtische Bevölkerung, wohrend bei der ländlichen sich eine starke Abnahme zeigt. Paris, ohne Vorstädte, hat um 167 000 Einwohner zugenommen, rechnet man die Vorstädte hinzu, so beträgt die Zunahme 249 000 oder 40 000 mehr als die Gesamtzunahme Frankreichs beträgt. Von den Departements zeigen nur 28 eine Zunahme, aber 59 eine Abnahme. — Die Anzahl der in Frankreich lebenden Fremden ist noch nicht festgestellt. Dieselbe betrug im Jahre 1886 1 126 000, gegenüber der Zählung von 1881 eine Zunahme von 125 000 zeigend. Man kann daraus schließen, daß die Zunahme, welche 1891 sich zeigt, zu drei Viertel den Fremden zuzuschreiben ist. Die eigentliche französische Bevölkerung ist so gut wie zum Stillstande gekommen.

— **Das Grob des Kaisers Hung-Lo,** welches Herr Caspari im Globus, Bd. LIX, S. 248 beschrieb, veranlaßt Herrn Prof. G. Schlegel in Leiden zu einigen Bemerkungen (in Toung-Pao II, Nr. 2), die sich auf Mitteilungen des Herrn Dr. de Groot stützen und die wir zur Berichtigung und Ergänzung wiedergeben. Das Mausoleum, welches dicht ou den riesigen Tumulus anstößt, ist nämlich nicht, wie Caspari onführt, „die eigentliche Grabstätte Hung-Los", sondern dieser liegt, wie aus den Forschungen von de Groot hervorgeht, in Tumulus selbst begroben, doch weis man die Stelle in demselben nicht, auch nicht wie der Kaiser beigelegt wurde. Wozu, fragt Prof. Schlegel ganz richtig, wäre denn der Tumulus aufgeworfen worden, wenn er nicht selbst als Grabstätte gedient haben sollte?

— **Zunahme der Geisteskrantheiten unter den Eingebornen Australiens.** Dieses traurige Kapitel, welches in das Buch vom Aussterben der Naturvölker gehört und des weiteren die schädlichen Einwirkungen der Kultur auf dieselben beleuchtet, wird in einem Vortroge erläutert, welchen Dr. Morton Manning, Inspektor der Irrenonstalten von Neu-Süd-Wales hielt. Je mehr die Australier mit der Kultur in Berührung kommen, desto mehr treten Geisteskrankheiten und Wahnsinn bei ihnen auf. Seit 1868 fanden 18 Eingeborne in den Irrenanstalten von Neu-Süd-Wales Aufnohme, von einer Bevölkerung von nur 2500 Seelen, die heute aber um die Hälfte geringer ist. Im Jahre 1881 rechnete mon dort auf 1000 Eingeborne 2,83 Geisteskranke, Ende 1885 aber schon 5. Wesentlich führt die Trunksucht zu diesem traurigen Ergebnis.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LX. Globus. Nr. 11.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Die Lage in Deutsch-Südwestafrika.

Von Rektor Kleinschmidt aus Rehoboth.

Während man mit ganz besonderem Interesse die Vorgänge in Deutsch-Ostafrika verfolgt, ist die Teilnahme an denen in Deutsch-Südwestafrika so sehr gesunken, daß man in den öffentlichen Blättern kaum noch irgend eine Notiz über sie findet. Unsre deutschen Besitzungen in Südwestafrika haben schon gleich von vornherein eine etwas sehr stiefmütterliche Behandlung erfahren. Zum Teil ja auch mit Recht. Denn während Kamerun und Togo einerseits und Ostafrika andrerseits, trotz ihres mörderischen Klimas, eine gewisse sichere Aussicht auf gewinnbringende Benutzung der verschiedenen Faktoren dereinst gewähren, bietet Südwestafrika wenig Sicheres, was den Kaufmann und Industriellen veranlassen könnte, sein Geld gerade in dies Land zu stecken. Die Goldfunde, welche vor einiger Zeit die ganze Welt in Aufregung versetzten und die Bildung einer Reihe von Handelsgesellschaften veranlaßten, haben sich als nicht abbauwürdig erwiesen: eine Gesellschaft nach der anderen zog sich und ihre Kapitalien aus dem Lande. Besonders auch nach aus einem andren Grunde. Die politischen Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika sind so traurige, die Zustände dort so verwirrte und stellenweise gefährliche, daß man es kaum jemand verdenken kann, wenn er den afrikanischen Staub von den Füßen schüttelt und mit Groll nach Europa zurückkehrt. Mit Groll insbesondere gegen die Ohnmacht und Thatenlosigkeit der deutschen Reichsregierung. Mag man zu ihrer Entschuldigung sagen, was man will, ihr ganzes Verhalten hat das deutsche Ansehen in Südafrika schwer geschädigt.

Die politischen Verhältnisse Deutsch-Südwestafrikas sind ja wirklich schwieriger Natur, schwierig, weil sie hervorgegangen sind aus einer Reihe von kleineren aber größeren Fehden, besonders zwischen den beiden Hauptstämmen, der Nama und der Herero.

Vor 50 und mehr Jahren war das große, weite Gebiet in den Händen der (gelben) Nama. Sie zerfielen in eine Anzahl von einzelnen Stämmen, deren einzelne Gebiete — sie waren und sind noch Namaden — sich niemals haben streng abgrenzen lassen. Wie zu den Zeiten Abrahams und Lots entstanden oft Streitigkeiten zwischen den Hirten der verschiedenen Stämme, die öfters zu blutigen Zusammenstößen führten. Im allgemeinen war aber die Lage eine verhältnismäßig ruhige, sobald die evangelische Mission während des ganzen Jahrhunderts, sich in erfreulicher Weise entwickelte. Die Sendboten der rheinischen Missionsgesellschaften waren meist aus dem Handwerkerstande hervorgegangen und so waren sie denn auch praktisch genug beschädigt, der Kultur des Landes sich in der ausgiebigsten Weise zu widmen. Bekanntlich ist Südafrika nicht ein Land, „wo Milch und Honig fließt", aber der zähe Fleiß der Missionare schuf mit der Zeit eine Reihe von Stationen, Ortschaften, welche durch ihre blühende Kultur zum Teil noch jetzt, so Bethanien u. a., zum Teil noch nach ihrer Zerstörung († Hoach † ǂnaos) ein beredtes Zeugnis ablegen für die erfreuliche Entwickelung des Ackerbaues in jenen öden Gegenden, freilich wirkten diesen kulturellen Bestrebungen eine Reihe ungünstiger Faktoren entgegen. Es war zunächst der Mangel an regelmäßigen Niederschlägen, der den Ackerbau hinderte. Die Eingeborenen sahen und sehen sich insalge dessen noch heute genötigt, von Ort zu Ort zu ziehen, dahin wo Regen gefallen ist, um ihren Rinder- und Schafherden Futter zu verschaffen. Vieles Nomadenleben ist natürlich, weil weniger mit Arbeit verbunden, dem faulenzenden Manne viel mehr zusagend als die fromme Arbeit auf dem Felde und im Garten. Und doch haben sich eine ganze Anzahl von Leuten, verlockt durch die schönen Erträge, welche die Missionare ernteten, sich ebenfalls dem Ackerbau gewidmet, der aus natürlichen Gründen vielfach in den Betten der nur periodischen Flüssen betrieben wurde. Kurz, der Zustand in den vierziger und fünfziger Jahren war ein erträglicher, und mit Zufriedenheit konnte man auf die Entwickelung europäischer Kultur in diesem von der Natur recht vernachlässigten Lande blicken.

Da entstand aber den Nama plötzlich eine drohende Gefahr und zwar von Seiten eines Volkes, das bisher nur die Rolle von Sklaven gespielt hatte. Schon im Laufe der vierziger, aber ganz besonders während der fünfziger Jahre war vom Norden her immer zahlreicher das Volk der (dunkelfarbigen) Herero in das Land gedrungen, nicht auf einmal, sondern in einzelnen Trupps, und hatten sich zum Teil als

Digitized by Google

Knechte an die herdenbesitzenden Nama verdingen. Mit der Zeit hatten sie sich aber bereichert und sich ausgedehnt. Es kam zu Reibereien, Schlägereien und Kämpfen, in denen anfangs die Nama unterlagen, bis diese den Jonker Afrikaner, einen im Süden ansässigen Namahäuptling, zu Hilfe riefen. Nicht mit Unrecht hat man ihn den „Napoleon des Südens“ genannt. Hochbegabt und ungewöhnlich klug und schlau, wußte er im kurzen nicht nur die fremden Eindringlinge zurückzuschlagen, sondern — er verlegte seine Residenz nach dem Norden — sich die Oberherrschaft im ganzen Lande zu sichern. Mit den Europäern, insbesondere mit den Missionaren stellte er sich auf verhältnismäßig guten Fuß, so daß er auch von dieser Seite nichts zu befürchten hatte. Den einzelnen Stammeshäuptlingen ließ er ziemlich freie Hand, wachte aber eifersüchtig darüber, daß nicht etwa hinter seinem Rücken irgend welche Machinationen vorgenommen wurden, während er im Stillen alles that, um die einzelnen Machthaber gegeneinander zu hetzen. — 1861 starb er; in derselben Nacht stoh einer seiner Hirten, Katjamaha, mit einer großen Anzahl der Herden Jonkers zu seinen Landsleuten, den Herero. Diese hatten sich in der Stille, angestiftet und angeführt von zwei Europäern, dem bekannten schwedischen Reisenden und Elefantenjäger Andersson und dem Engländer Gilen, gesammelt und den Krieg erklärt. Wußten sie doch, daß Jonkers Sohn und Nachfolger Christian Afrikaner in jeder Beziehung seinem Vater unähnlich war. Die Schlacht bei Otjimbinguë (Juni 1863) entschied sich zu gunsten der Herero, an deren Spitze als Oberhäuptling der schlaue Kamaharero, der Sohn jenes Katjamaha, sich stellte. Die nächsten Jahre befestigten die Herrschaft der Herero im nördlichen Teile, während Jan Afrikaner, der Nachfolger des unfähigen Christian Afrikaner, sich noch immer die Supremate über die andren Namahäuptlinge zu wahren wußte. Eine Reihe von Kämpfen, unter denen natürlich besonders auch die Missionsstationen litten, erfüllten die sechziger Jahre.

Endlich wurde im September 1870 eine Art Friede geschlossen, der insbesondere durch den um die Heerermission, besonders aber um die Erforschung der Hererosprache hochverdienten Missionar Dr. Hugo Hahn herbeigeführt wurde. Der augenblickliche Besitzstand sowie die nationale Unabhängigkeit der Herero wurde anerkannt und bestätigt.

Wir bruteten schon oben an, daß auch besonders die Missionsstationen unten den Wirren gelitten hätten. Wiederholt hatten diese sich mit dringenden Bitten an die preußische Regierung um Schutz gewandt. Es war, und das muß man ja beiden kriegführenden Teilen nachsagen, den Missionaren kein unmittelbarer Schade zugefügt worden, es hatten sich im Gegenteil öfters erfreuliche Beweise von Rücksichtnahme gegen die Missionare und ihre Wünsche gezeigt — aber dennoch hatten selbstverständlich der Krieg, oder besser die einzelnen Kämpfe und Räubereien, denn darauf lief meistenteils das Ganze hinaus, vielen Schaden angerichtet. Die allgemeine Unsicherheit hinderte die fernere Entwickelung der missionarischen Bestrebungen in kultureller Beziehung, während die jahrelangen Kriegszüge besonders auch in sittlich-religiöser Beziehung manches zerstörten, was bis dahin geblüht hatte. — Aber die preußische Regierung, späterhin der Norddeutsche Bund und das neue Deutsche Reich hatten dazumals ganz andre Dinge zu erledigen, als die Pacifizierung von Südwestafrika, und verwiesen deshalb wiederholentlich die Barmer Mission, welche sich an die betreffenden Stellen gewandt hatte, an die englische Regierung, bezw. an das Cape Government. Dieses ernannte denn auch einen Kommissar in der Person eines Mr. W. C. Palgrave, der aber im Herero- und im Namalande eine ziemlich klägliche Rolle gespielt hat. Sein Bestreben, das Land unter englischen Schutz zu stellen, fand sogar unter den Häuptlingen Anklang, ganz besonders aber natürlich bei den Europäern. Ja, sie erklärten sich sogar bereit, Steuern zu zahlen, wofür ihnen dann feierlichst der weitgehendste Schutz verheißen wurde. Um dem Cape Government ein Bild von Land und Leuten geben zu können, reiste Her Majesty's Commissioner im Lande umher und ließ überall Photographieen aufnehmen. Dadurch hat er sich ein bleibendes Verdienst um das Land erworben. Das war aber auch fast das Einzige, was er geleistet. Er war ein „dear, good fellow“, wie ihn eine lustige Zeitung sarkastisch nannte — aber er unterschätzte die nationalen und die Rassenleidenschaften, die in den beiden Kämpfen, insbesondere aber in den Herero, schlummerten. Mitten im tiefsten Frieden, Sommer 1880, entwickelte sich aus einer Prügelei zwischen Nama- und Hererohirten ein Krieg, der in mehr als einer Beziehung hoch dramatisch begann. Kamaharero ließ, wie seiner Zeit Karl IX. in der Bartholomäusnacht die Hugenotten, in einer Nacht alle Nama, die sich in seinem Dorfe befanden, niedermetzeln und gab den Befehl, dasselbe im ganzen Lande zu thun. Voller Wut griffen natürlich die Nama zu den Waffen und Mr. Palgrave — die Flucht nach der Kapkolonie und ließ die seinem Schutze anvertrauten Europäer in Stich. Es brach ein mörderischer Krieg aus, der nicht nur die Nama an den Rand des Verderbens brachte, sondern vor allem schonungslos auch gegen Hab und Gut der Europäer wütete. Der oben erwähnte Dr. Hahn, der unermüdliche Pastor an der deutschen Gemeinde in der Kapstadt geworden war, trat in den Riß und versuchte im Namen und Auftrag des Cape Government (1884) die kämpfenden Parteien zum Frieden zu bewegen, aber ohne nachhaltigen Erfolg. Die Grausamkeiten häuften sich, die gegenseitigen „Abschlachtereien“ und Räubereien nahmen so überhand, daß schließlich beide Parteien ganz ermattet waren. Jedenfalls war der Sieg auf Seiten der Herero.

Um diese Zeit war es, als Lüderitz einen Teil jener vom Kriege verwüsteten Länder erwarb. Der traurige Ausgang der Lüderitzschen Unternehmungen ist bekannt. Es wäre nicht dazu gekommen, wenn man damals und später auf den nunmehr verstorbenen vormaligen Missionsinspektor von Barmen, Dr. Fabri, gehört hätte. Er warnte vor jeder Überstürzung — aber umsonst. Im Namen des Deutschen Reiches schloß Nachtigal Schutz und Trutzbündnisse mit einigen Negerhäuptlingen, späterhin der nunmehr auch verstorbene deutsche Generalkonsul Bieber in Kapstadt mit Maharero. Es würde uns zu weit führen, wollten wir uns in Einzelne geben. So viel ist sicher, daß die deutsche Regierung sich dem schlauen und gewissenlosen Maharero, dem Häuptling der Herero, gegenüber manche Blöße gegeben hat. Maharero hatte z. B. hinter dem Rücken der Deutschen mit dem Engländer Lewis einen Separatvertrag abgeschlossen, der diesem die weitgehendsten Rechte auf Land und Leute einräumte. So sollte z. B. dieser allein das Recht auf Ausbeutung der Bodenschätze haben, er besagt sein, Missionare ein- und abzusetzen und sie des Landes zu verweisen u. s. w. Der deutsche Reichskommissar Dr. Goering und sein Kanzler, Referendar Nels, haben das Beste gewollt, haben aber eigentlich nichts ausgerichtet. Die Instruktionen, welche sie vom auswärtigen Amte erhalten hatten, handen ihnen völlig die Hände, so daß sie thatenlos zusehen mußten, wie die Deutschen und die deutschen Interessen den Launen und der Willkür eines Maharero und seines Günstlings Lewis und der übrigen großen oder kleinen Machthaber preisgegeben waren. Man schickte freilich eine Schutztruppe von 25 Mann unter dem Befehle der Gebrüder v. François hin, aber auch diese sind thatsächlich pro nihilo dort, da sie nichts zum Schutze der Deutschen thun, weil — laut Instruktion — nicht thun dürfen. Daß nun so trostlose, als unterdrückten der Krieg von neuem losgebrochen war.

Den Nama war nämlich ganz plötzlich ein Exretter erstanden und zwar in der Person des Hendrick Witbooi. Er

Digitized by Google

war der Sohn des Häuptlings Moses Witbooi auf Gibeon. Er war geistig so hoch begabt, daß ihn der Ortsmissionar zum Stationsgehülfen, also zu einer Art Lehrer oder Hilfsprediger ausbildete. Von schwärmerischer religiöser Gemütsart, bildete er sich bald ein, daß Gott ihn zum Heiland und Erretter seiner Stammesgenossen, der Nama, erwählt habe. Infolge angeblicher Offenbarungen entschloß er sich zu einem Rachezug gegen die Herero, der aber nichts andres war als fortwährende Raubzüge gegen das Hererovolk, das in der That schutzlos dastand, weil Hendricks unleugbare Thatkraft und Schlauheit fast überall den Sieg davontrug. Da hätte die deutsche Regierung energisch eingreifen sollen. Was Bismarck unter viel schwierigeren Verhältnissen in Ostafrika fertig gebracht hat, das hätte sie auch ohne große Machtentfaltung in Nama und Hererolande erreichen können. Sie hat aber gleich von vornherein einen großen Fehler gemacht. Sie hätte, statt Männer, welche zwar vorzügliche Beamte in heimischen Verhältnissen sind, aber keine blasse Ahnung von Land und Leuten Südwestafrikas hatten, dorthin zu senden, solche Männer zu ihren Bevollmächtigten ernennen sollen, welche der verschiedenen Sprachen kundig und vertraut waren mit all den schwierigen Verhältnissen, vor allem aber eine genaue Personalkenntnis hatten. Es ist das wieder die leidige deutsche Art, immer nur solche Personen an die betreffenden Stellen zu beordern, welche in folge eines Examens Brief und Siegel haben, statt wie die Engländer und Holländer, diese geborenen Kolonialpolitiker, jeden, der die Verhältnisse genau kennt und das Herz auf dem rechten Flecke hat. So aber dienen unsre deutschen Beamten und die ganze deutsche Regierung nur zum Gespött der Engländer und der Eingebornen, welche auch nicht die geringste Spur von Achtung vor uns Deutschen mehr haben. Maharero hat doch recht gehabt, wenn er damals, als die Engländer und die Deutschen sich um seine Gunst bewarben, höhnisch ausrief: „Da kommen die Engländer und wissen nicht genug die Macht ihrer Königin zu rühmen, und dann die Deutschen, welche ihren Kaiser als den mächtigsten Herrscher der ganzen Welt preisen. Das muß doch beides nicht wahr sein. Ich bin offenbar mächtiger als sie beide, sonst würden sie mich doch nicht so anbetteln".

Er hatte recht, der alte Fuchs, wenigstens in bezug auf den guten deutschen Michel, der sich lieber Fußtritte geben läßt, als sich wehren.

Unterdessen plündert Hendrick ruhig weiter. Sein Rivale Maharero ist in hohem Alter, am 7. Oktober 1890 gestorben. Interessant ist es, daß bei seinem Begräbnis die verschiedenartigsten Dornarten herbeigeschleppt und auf den Sarg gelegt wurden. Man that das in Erinnerung an das Wort des Verstorbenen, daß die Nama sich wie die Dornen stechen und zerfetzen würden. Da das ja in der That der Fall ist, legten die Herero den Worten eine weissagende Bedeutung bei, und wollten, durch Häufung der Dornen auf des verstorbenen Häuptlings Grab, diesem die Möglichkeit geben, auch nach seinem Tode die Feinde zu entzweien.

Der Nachfolger Mahareros ist sein Stiefbruder Kavazeri, der aber besonders in politischer Beziehung so unfähig ist, daß Samuel, der Sohn des alten Häuptlings, der schon bei Lebzeiten seines Vaters an den Regierungsgeschäften teilnahm, der eigentliche Herrscher ist. Die Europäer erwarten auch von ihm nicht viel Gutes. Deshalb sieht man mit großer Sorge in die Zukunft, besonders, da, wie man hört, Hendrick Witbooi sich mit englischer (privater) Hilfe (Munition u. s. w.) aufrichtet, sich zum Herrn des ganzen Landes zu machen. Es wird ihn niemand daran hindern können, falls sich die deutsche Regierung nicht entschließt, seinem räuberischen Treiben ein Ende zu machen. Das ist jetzt aber um so schwerer geworden, als er von den Nama, wenigstens von einem großen Teil derselben, als eine Art Nationalheros gepriesen wird, wofür er sie nebenbei auch über nud da ausplündert.

So viel ist sicher, so lange diese ungesunden Zustände dort herrschen, kann von einer fruchtbringenden Kolonisation des Landes nicht die Rede sein. Und wenn die Zeitungen neuerdings die Nachricht brachten, daß die deutsche Regierung zur Unterstützung etwaiger Ansiedelungsversuche eine Summe Geldes ausgeworfen habe, so will das nichts bedeuten. Erst Ruhe im Lande, dann wird das andre sich schon finden. Deutsch-Südwestafrika ist nicht so schlimm, wie sein Ruf. Die Pioniere deutscher Kultur, die deutschen Missionare haben blühende Stationen geschaffen, die zum Teil, trotz aller Kriegs- und Raubzüge, noch jetzt das Staunen aller Reisenden hervorrufen.

Costaricanische Schmuckgeräte aus Gold und Kupfer.

Von Dr. Max Uhle.

Im Jahre 1889 veröffentlichte Herr Lüders (Der große Goldfund in Chiriqui im Jahre 1859) 46 Bleizeichnungen goldener Gegenstände, welche einem nahezu 1 000 000 Dollars werten Fund antiker Goldgeräte entstammten, nach der Abzeichnung aber sämtlich eingeschmolzen zu sein scheinen. Diese Bleizeichnungen bilden sehr wichtiges Material für unsre Kenntnis der zentralamerikanischen Metallurgie. Außerdem bildete Herr Holmes in Ancient Art of the Province of Chiriqui (Bestätigung 1888) einige Goldarbeiten der Gegend ab, an welchen man die Richtigkeit der von Herrn Lüders veröffentlichten Zeichnungen ermessen kann.

„Globus" hat in Bd. LIX auch einige dieser Gegenstände gebracht, so daß ich noch einige Abbildungen von Metallgeräten der Gegend von Cartago in Costarica, welche sich im Charakter jenen seltenen Abbildungen anschließen, hier untergebracht zu sehen, mit Dankbarkeit begrüße.

Diese Metallgeräte bilden mit andern solchen einen äußerlich wichtigen, an Umfang aber doch nicht so beträchtlichen Teil der wichtigen Sammlung Troyo, welche der Haciendenbesitzer dieses Namens auf seinem Grund und Boden im Thal von Aguacaliente bei Cartago dem Erdboden entboben und dem Staate Costarica vermacht hat.

Die Notizen, welche die Beschreibungen geben, sind teils den photographischen Reproduktionen (im Besitz von Herrn Polakowsky), teils einem Cataloge der Goldgeräte dieser Sammlung, Anales del Museo nacional de Costarica 1887, I, verfaßt von dem Direktor des Museums, Herrn Risaro, entnommen.

Fig. 1. Schmuckplatte (von Männern, namentlich im Kriege, auf der Brust getragen). Dünnes Gold, gehämmert, die den Rand einfassenden Backe sind von der Rückseite aus herausgehämmert. Gewicht 47 g. In der Mitte ein Affe in laufender Bewegung, seinen in einen Schlangenkopf endigenden Schwanz haltend. Die Figur ist in schwachem Relief und mit Grabstichel-Gravüren von der Vorderseite aus schärfer begrenzt.

Fig. 2. Schmuckplatte gleicher Art. Dünnes Gold, gehämmert. Gewicht 30 g. Im Mittelteil ein von vier Strahlen eingefaßtes Gesicht mit Stirnhaar, Ohren, Zeichnungen an Backen und Kinn und zwei vielleicht Lippen-

Digitized by Google

Fig. 1. Gold. 1/2 natürl. Größe.

Fig. 2. Gold. 1/2 natürl. Größe.

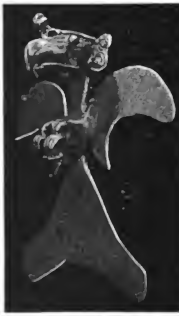


Fig. 3. Gold. Natürl. Größe.

Fig. 7. Vergoldetes Kupfer. Natürl. Größe.

Fig. 5. Gold. 1/2 natürl. Größe.

Fig. 4. Gold. Natürl. Größe.

Fig. 6. Gold. Natürl. Größe.

Fig. 8. Gold. Natürl. Größe.

Digitized by Google

schmuck andeutenden Linien am Munde. Das Bild ist nur in erhöhten Konturen ausgeführt (Technik der Linien wie die der einfassenden Punkte). Schmuckplatten gleicher Art und Verwendung sind auch sonst über Colombia verbreitet gewesen, wahrscheinlich auch über die Antillen. (Ähnliche Schmuckplatten von Antioquia, Colombia, bei den Herren Stübel, Reiß, Koppel, Kult. und Industr. südam. B. I, T. 23. Vergl. auch Jahresber. d. Ver. f. Erdkunde, Dresden 1883, 123. Überraschend ähnliche goldene Brustplatten werden auf Küser und Latti zwischen Celebes und Neu Guinea (Belege in der Samml. Jacobsen im Berliner Museum) getragen.

Fig. 3. Adler (als Gehänge). Wenig feinhaltiges Gold, gegossen. Gewicht 34 g. (Man vergleiche Herr Lüders, Nr. 40, 41, Herr Holmes, S. 33.)

Fig. 4. Reiherartiger Vogel (als Gehänge), aus drei Kettengliedern bestehend, beweglich. Gold, gegossen. Gewicht 27 g. Ein ähnlicher Vogel mit einem Fisch als Fraß bei Herrn Lüders, Nr. 34.

Fig. 5. Vogel oder Insekt (als Gehänge). Die Zacken der Flügel begünstigen die Deutung als Vogel, die Spiralen am Kopf, wenn nicht ein bloßes Ornament oder einen Fraß vorstellend, die als Insekt. Gold, gegossen, Gewicht 56 g.

Fig. 6. Paar Vierfüßler (als Gehänge), an den Klauen einer Seite verbunden, mit symmetrischer Außendrehung der Köpfe. Gold, gegossen. Gewicht 50 g. Die Schwänze enden in Schlangenköpfe. Die Tiere stellen vermutlich Pumas dar (vergl. Herr Holmes, S. 45).

Fig. 7. Ungeheuer, halb Mensch, halb Tier (als Gehänge) „Kupfer, zweifeilig". Gewicht 20 g. Der Rumpf der Figur scheint menschlich, doch laufen die unteren Extremitäten in Schlangenköpfen aus, die Arme sind schlangenartig gebogen und Ausläufer in der Mitte stellen vielleicht ein drittes und viertes oder ein fünftes und sechstes Tierbein dar, zu dem Kopf, welcher der eines reißenden Tieres ist. Der viereckige, zweifeilig klaffende Kopfschmuck stellt nur eine an Kopf und Schwanz bekopfte Schlange dar, deren Köpfe am linken und rechten Ende vortreten. Man vergleiche Herr Holmes, S. 43, ein Gefäß von Hebejico in Colombia mit ähnlicher Darstellung (im Berliner Museum) und zahlreiche ideell verwandte Darstellungen aus Peru.

Fig. 8. Kleiner Ring mit Tierfigur. Gold, gegossen. Gewicht 5 g. Als Fingerring nicht sicher, da ein Aufhängering am Kopf des Tieres ist.

Offenbar sind die Mehrzahl der Gegenstände Halsgehänge gewesen. Sie hatten gewiß mindestens zum Teil talismanische Bedeutung. Fig. 7 erweist das. Glaube an Abkunft (zumal ganzer Stämme) von den Tieren und Glaube an persönliche Schutzmacht von Tieren durchdrang in unendlich weiten Gebieten Amerikas das Denken der Volksseele.

Die merkwürdige „Vergoldung" von Fig. 7 kann nur mit Kenntnis des Originals näher festgestellt werden (man vergleiche auch Herr Holmes, S. 38 fg.). Sonst ist die Technik eine doppelte: Hämmerung (resp. Gravüre) und Guß. So stehen, und mit ganz ähnlichen Erzeugnissen, auch beide Techniken in Colombia nebeneinander.

Herr Holmes wundert sich über die Häufigkeit und Mannigfaltigkeit der Legierungen von Gold und Kupfer. Die Unreinheit der gegossenen Goldgegenstände wieder amerikanischer Gebiete (besonders der minder zivilisierten) ist von jeher aufgefallen. Sie hatte nicht zum Grund den Mangel des Goldes (wie ich im Text zu der Herren Stübel, Reiß, Koppel Werk, S. 62 für Cundinamarca geäußert hatte), sondern den Vorteil des Besitzes des Kupfers. Kupfer hat man in Costarica, ja auch bei Cartago.

Wo Kupfer fehlte, mußten sich die Goldschmiede meist auf das Hämmern beschränken. Kupfer erleichterte die Gußtechnik. Reines Gold läßt sich vorzüglich hämmern. Das Hammerverfahren ist das einfachste, das primitivste. Es ist bekannt, daß Gold schwer schmilzt, und zur Fachkunde, deren Rat für Ergründung des Gußverfahrens der Eingeborenen zu Hilfe gezogen wird, pflegen oft auf der Bedingung, daß die Eingeborenen Flußmittel kannten, zu bestehen. Gold schmilzt bei 829° R., Kupfer noch schwerer, bei 960° R., Kupfer und Gold legiert, aber schmelzen leichter als beide. Es ist bemerkenswert, daß die Eingeborenen diese Kenntnis besaßen und sich zu Nutze machten, sofern sie Kupfer hatten. Daher die Güsse von wenig feinhaltigem Golde.

In einem costaricanischen Bericht von 1610 bei Herrn Peralta, Costarica y Colombia 1886, 27 heißt es: „Ihre geringe Kunstfertigkeit zwingt sie, Kupfer zuzusetzen, um das Gold zu gießen, weshalb basselbe von geringem Gehalte ist. Aber in den Schilden und Schaumünzen (als Hals- und Brustschmuck gebraucht), bei denen sie das Gold nur durch Schlagen ausdehnen, ohne die Notwendigkeit es zu legieren, zeigt sich die Feinheit des Goldes, die bis zu 22 Karat beträgt."

Und in Walter Raleighs Bericht seiner Reise nach Guiana 1595 (Richard Hakluyt, Voyages, Navigations, Trafiques, and Discov. 1600, III, 656) heißt es von den Epuremei (anscheinend im östlichen Venezuela): „Er erzählte mir, daß das meiste Gold, welches sie zu Schüsseln und Gebilden benutzten, nicht aus dem Gestein gewonnen wurde, sondern daß sie es an See von Manoa und in vielen andern Flüssen in reinen Goldkörnern sammelten und in Stücken, so groß wie kleine Steine, und daß sie es mit einem Teil Kupfer mischten, da sie es sonst nicht bearbeiten könnten und sie benutzten einen großen irdenen Topf mit Löchern ringsum denselben herum, und wenn sie Gold und Kupfer zusammengemischt hätten, dann befestigten sie Rohre an die Löcher und erhöhten durch Zublasen von menschlichem Atem das Feuer, bis das Metall flüssig wurde und dann gossen sie es in Formen von Stein und Thon und so machten sie jene Schüsseln und Gebilde."

Daher also das Gold, wie Herr Andree, Die Metalle bei den Naturvölkern 1884, 155 anführt, so häufig 12 oder 14 karätig.

Die verlorenen zehn Stämme Israels können nicht zur Ruhe gelangen, sie bilden eine Art ethnographischer Seeschlange und sind nun bald bei allen Völkern gesucht worden, bei solchen namentlich, wo Beschneidung, Speiseverbote, Leviratsehe und krumme Nasen vorkommen, Dinge, die recht häufig auf dem Globus bei einander sind. Den Anspruch auf Neuheit hat jedenfalls eine Ansicht, die der bekannte Arabienreisende Dr. Eduard Glaser jetzt Allgem. Ztg. des Judenthums, 7. August 1891) ausspricht. Er sucht aus Jeremias nachzuweisen, daß die zehn Stämme „im Norden" wohnten und das Nordland ist die Gegend nördlich von Medien, also im allgemeinen der Kaukasus mit Nachbarschaft. Von hier aus entwichen die Gefangenen in die Ufer-länder am Kaspischen und Pjonischen Meere, „von wo aus der Weg nach dem östlichen Europa bis Polen und Litauen förmlich vorgezeichnet war". Der Haudel wies den Israeliten den Weg. „Also meine Ansicht geht dahin, daß die osteuropäischen Israeliten, d. h. die russischen, deutschen und österreichischen, das Gros der Nachkommen der eigentlichen Kinder Israels sind." Wir sagen dazu nur Creolat Judäus Apella!

A.

Digitized by Google

Zur Geschichte der Ehe.

Von Dr. M. Winternitz. Oxford.

III.

(Schluß.)

Eine ergiebige Quelle für Rückschlüsse auf primitive Gesellschaftsverhältnisse glaubte man in der Nomenklatur der Verwandtschaftsgrade bei den verschiedenen Völkern gefunden zu haben.

L. H. Morgan hat die Verwandtschaftsnamen von nicht weniger als 139 Völkern gesammelt und untersucht und hat darauf weitgehende Schlüsse auf primitive Eheverhältnisse gezogen. Er geht dabei von dem Gedanken aus, daß die Verwandtschaftsnamen auf thatsächlichen Verwandtschaftsverhältnissen beruhen und daher zu Schlüssen auf primitive Eheverhältnisse berechtigen. Wenn wir daher bei den malaiischen Völkern finden, daß mit dem Namen „Vater" auch die Brüder von Vater und Mutter bezeichnet werden und daß es überhaupt nur Bezeichnungen für Verwandte derselben Generation giebt ohne Rücksicht auf nähere oder entferntere Verwandtschaft, so glaubt Morgan daraus schließen zu können, daß bei diesen Völkern ursprünglich „Gruppenheirat" geherrscht habe, wo alle Brüder, Schwestern und Geschwisterkinder derselben Generation eine „Kommunehe" bildeten, und daß man aus dieser Stufe einen Rückschluß auf vorhergegangene Promiscuität machen könne.

Die Grundlagen von Morgans Theorien sind vielfach angegriffen worden, am schärfsten wohl jüngst von Starcke[41], der zu dem Schlusse kommt, daß Morgans Hypothesen gänzlich unwissenschaftlich und nur geeignet sind, wenn man dieselben nicht gänzlich ignorirt, die Frage zu verwirren.

Starcke sucht seinerseits zu beweisen, daß die Verwandtschaftsnamen ursprünglich nicht auf Blutsverwandtschaft hinweisen, sondern vielmehr die rechtlichen Beziehungen zwischen den Mitgliedern einer Sippe zum Ausdruck bringen.

Auch Westermarck bestreitet, daß die von Morgan angezogenen Verwandtschaftsnamen von Anfang an Bezeichnungen für Blutsverwandtschaft waren. Er geht von etwas allgemeineren Gesichtspunkten aus und macht es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Verwandtschaftsnamen aus Ansprachen entstanden sind, und daß diese Ansprachen nicht so sehr auf genaue Bezeichnung des wirklichen Verwandtschaftsverhältnisses abgesehen waren, als auf Unterscheidung von Geschlecht, Alter und den äußerlichen Verhältnissen, in denen die Sprechenden zueinander stehen.

Es ist nachgewiesen worden, daß in den meisten Sprachen die Bezeichnungen für Vater und Mutter aus Lallworten wie „Papa" und „Mama" entstanden und aus der Kindersprache in die Sprache der Erwachsenen übergegangen sind. Und wenn Kinder diese Bezeichnungen nicht auf Vater und Mutter beschränken, sondern auf männliche und weibliche Verwandte derselben Generation ausdehnen, so kann man doch gewiß darauf keine weitgehenden Schlüsse bauen. Wir finden überdies, daß ganz allgemeine Ausdrücke wie Vater, Mutter, Großvater, Großmutter auf alle Leute überhaupt angedehnt werden, und man sollte es kaum für nötig halten, darauf hinzuweisen, daß Bezeichnungen wie „Väterchen" und „Mütterchen" für alte Leute keine Schlüsse auf primitive Eheverhältnisse gestatten.

Sehr lehrreich sind in dieser Beziehung die Südslaven. Wenige Völker haben ein so reich entwickeltes System von Verwandtschaftsnamen aufzuweisen, wie es Krauß[42] bei den Südslaven nachgewiesen hat. Und doch finden wir auch bei den Südslaven eine große Freiheit im Gebrauche von Verwandtschaftsnamen im alltäglichen Leben. So wird mit seko, „Schwesterchen", ein unverheiratetes junges Mädchen angesprochen. Man sagt snaho, „Schnur", zu einer jungen Frau, während mit strino „Frau des Vatersbruders", „ein unbelanntes Frauenzimmer, das in den mittleren Jahren steht" angesprochen wird. Ebenso werden čiča und striko, Bezeichnungen des Oheims, in der Anrede an ältere Männer gebraucht. Die Frau nennt in Serbien den ältesten Bruder des Gatten djever, während die übrigen Schwäger Kosenamen erhalten, wie brato, „Brüderlein". Ebenso wird die jüngste Schwägerin von der Frau des Mannes mit seja, „Schwesterlein", angesprochen. Geschwisterkinder reden sich gewöhnlich als Brüder (braca) und Schwestern (sestre) an[43].

Aehnliche Beispiele für den vagen Gebrauch von Verwandtschaftsnamen ließen sich von andern Völkern beibringen, welche noch klarer zeigen würden, wie unhaltbar alle auf die Nomenklatur der Verwandtschaftsgrade gestützten Hypothesen sein müssen.

Die Thatsachen, welche zur Hypothese des Matriarchats geführt haben, — daß bei zahlreichen Völkern die Kinder nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter benannt werden, und daß bei der Erbfolge nur die weibliche Linie in Betracht kommt —, haben McLennan zu gleicher Zeit als Stütze für die Hypothese der Promiscuität der Urzeit gedient. Er nimmt nämlich an, daß Mutterfolge nur aus Unsicherheit der Paternität erklärt werden könne, und daß diese Unsicherheit auf einen Zustand von Promiscuität hinweise.

Es ist hier nicht der Ort, näher auf die Hypothese des Matriarchats[44] einzugehen. Westermarck bemüht sich zu beweisen, daß die Mutterfolge[45] nicht bei allen Völkern der Vaterfolge vorausgegangen sei, indem er eine große Anzahl von Belegen für patriarchalische Zustände bei vielen sehr primitiven Völkern anführt. Ich sehe aber nicht recht, wozu diese Aufzählung dienen soll. Darüber kann ja gar kein Zweifel sein, daß die Unterjochung der Frau und der Übergang zum Patriarchat (wenn es einen solchen Übergang gegeben hat), einer sehr frühen Kulturstufe angehören. Und es würde an und für sich gar nichts gegen die Hypothese des Matriarchats sprechen, wenn wir auch weniger Spuren von Mutterfolge fänden als es thatsächlich der Fall ist. Wenn daher auch Leist in seinem Werke „Altarisches Jus Gentium" und Delbrück in seiner Abhandlung über die indogermanischen Verwandtschaftsnamen sich nemlich so viel Mühe gegeben haben, nachzuweisen, daß bei den indogermanischen Völkern jede Spur von Matriarchat geschwunden sei, so beweisen sie, glaube ich, nur, was jedermann erwartet. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Indogermanen vor der Trennung durch viele Stufen der Entwickelung durchgegangen und bereits auf der Stufe einer patriarchalischen Familie angelangt waren. Nicht nur die sprachlichen Thatsachen, wie Delbrück unwiderleglich gezeigt hat, weisen darauf hin, sondern auch die Hochzeitsgebräuche. Eine Vergleichung der indogermanischen Hochzeitsgebräuche läßt keinen Zweifel darüber, daß das Urvolk bereits die Ehe durch Kauf kannte. Wenn daher von Matriarchat bei indogermanischen Völkern die Rede ist, so kann damit nur gemeint sein, daß es so weit in der Urzeit zurückliege, daß wir nicht mehr als höchstens die allerspärlichen Überbleibsel erwarten dürfen. Daß Targun

Digitized by Google

in seiner Schrift über „Mutterrecht und Raubehe“ gar so viele Spuren von Mutterrecht bei Indogermanen und Germanen gefunden hat, genügt allein, was gegen seine Argumente bedenklich zu machen. Und was von den Indogermanen gilt, mag auch von andern Völkergruppen gelten. Das Matriarchat gehört einer so frühen Kulturstufe an, daß wir nicht mehr als spärliche Reste desselben zu finden erwarten dürfen.

Wie immer es sich aber mit der Hypothese des Matriarchats verhalten mag, auf keinen Fall werden wir McLennans Folgerung zugeben, daß Promiscuität dem Matriarchat vorausgegangen sein müsse. Zunächst ist es eine ganz willkürliche Voraussetzung, daß von Haus aus der Vater das Haupt der Familie sein sollte, und daß, wo er es nicht ist, der Grund darin zu suchen sei, daß man den Vater nicht kennt. Ferner aber lassen sich Gründe genug anführen, welche einen engeren Zusammenhang zwischen Mutter und Kind als zwischen Vater und Kind erklären.

Es ist nicht einmal nothwendig, auf die Naturvölker hinzuweisen, welchen die Mutterschaft durch den Geburtsakt von Anfang an zum Bewußtsein kommen mußte, während die physiologische Thatsache der Vaterschaft keineswegs so klar zu Tage trat; daß, wie Maine sich ausdrückt, Mutterschaft eine Sache der Beobachtung, Vaterschaft eine Sache der Schlußfolgerung ist. Es ist auch kaum nöthig, daran zu erinnern, daß durch das Säugen, welches bei vielen Völkern Jahre lang fortgesetzt wird [45]), sowie durch das stete Zusammensein von Mutter und Kind in den ersten Lebensjahren ein engerer Zusammenhang zwischen Mutter und Kind gegeben ist, als zwischen Vater und Kind. Hören wir ja noch heutzutage von den Gegnern der Frauenemancipation, daß die Familie zerfallen würde, wenn die Frau an dem öffentlichen Leben theilnähme, wenn sie, wie die Phrase lautet, der Familie entzogen würde. Hören wir doch fortwährend, daß die Mütter fast ausschließlich für die Erziehung der Kinder verantwortlich sind, als ob der Vater gar keine andere Verpflichtung hätte, als für Mutter und Kind die Subsistenzmittel zu erjagen.

Daß Unsicherheit der Paternität Mutterfolge bedingt, wird aber auch durch die Thatsachen selbst widerlegt. Starcke hat auf zahlreiche Völker hingewiesen, bei welchen wir patriarchalische Zustände finden, trotzdem Vaterschaft entschieden unsicher ist. So finden wir bei den in Polyandrie lebenden Todas, daß die Kinder dem Vater gehören, trotz der natürlichen Unsicherheit bezüglich der Vaterschaft. Ja, wir finden Völker, bei denen die Kinder einem „Vater“ angehören, von dem es sicher ist, daß er nicht der Erzeuger derselben war; so, wenn die Eskimos ihre Weiber dem Angekok überlassen, um ausgezeichnete Kinder zu bekommen [46]).

Auf der andern Seite ist Mutterfolge nicht immer aus Matriarchat zu erklären. Starcke hat unter anderem darauf hingewiesen, daß wir bei polygynischen Völkern häufig die Sitte finden, daß jedes Weib mit ihren Kindern in einer separaten Hütte lebt. Dieses ist matterlicher, als daß in solchen Fällen die Kinder auch nach der Mutter benannt werden. Hier ist Polygynie die Ursache von Mutterfolge.

In einer außerordentlich wichtigen Schrift [47]), welche die Grundlage für alle künftigen Untersuchungen über den Ursprung menschlicher Institutionen bilden muß, hat E. B. Tylor darauf hingewiesen, daß in der Regel Mutterfolge sich bei jenen Völkern findet, wo der Mann bei der Heirat in das Haus der Frau übersiedelt; und er hat es wahrscheinlich gemacht, daß die verschiedenen Sitten von Mutterfolge und Vaterfolge wesentlich davon abhängen, ob der Mann zur Frau ins Haus zieht, oder umgekehrt. Freilich bleibt die Frage noch unentschieden, wodurch der Wohnort der Neuvermählten bestimmt wird. Aber wie immer auch diese Frage beantwortet werden wird, man wird jedenfalls zugeben müssen, daß es bessere Erklärungen für die Mutterfolge giebt als Unsicherheit der Paternität; wodurch aber Mc Lennans Schlußfolgerung von Mutterfolge auf vorhergegangene Promiscuität hinfällig wird.

Aus all den angeführten Gründen glaube ich, daß wir mit Westermarck die Hypothese, wonach die individuelle Ehe sich aus einem Zustand von Promiscuität entwickelt habe, als wissenschaftlich nicht berechtigt bei Seite legen müssen. Wenn es aber den Forschern, welche diese Hypothese aufgestellt haben, nicht gelungen ist, „den Schleier von dem Geschlechtsleben in der grauen Vorzeit“ zu heben, so werden wir mit um so größerer Spannung den weiteren Untersuchungen Westermarcks entgegen sehen. Wird es ihm gelingen, aufzubauen, wie es ihm gelungen ist, zu zerstören? Wird es ihm gelingen, das Dunkel zu erhellen, welches noch immer über den ersten Anfängen der Raub- und Kaufehe lagert, und Licht zu werfen auf jene in mehr als einem Sinne dunkle Periode der Geschichte der Menschheit, wo die Unterjochung der Frau ihren Anfang nahm?

[45]) The Primitive Family' p. 171 ff.
[46]) A. S. Krauß, Sitte und Brauch der Südslaven. Wien 1885, S. 1 bis 14.
[47]) Krauß a. a. O. S. 7 ff., 12.
[48]) Ich bezeichne mit „Matriarchat“ die Hypothese, wonach die Mutter in der Regel das Haupt der Familie bildete, während ich mit „Mutterfolge“ die Thatsachen der Benennung nach der Mutter und der Erbfolge in der weiblichen Linie zusammenfasse.
[49]) Siehe Ploß-Bartels, II, 413.
[50]) Starcke a. a. O. S. 121 ff., 123, 126.
[51]) E. B. Tylor, On a Method of Investigating the Development of Institutions; applied to Laws of Marriage and Descent. (Journal of the Anthropological Institute, February 1889, pp. 245 ff.) Siehe S. 258.

Der König von Annam.

Von H. Seidel.

Die jüngsten blutigen Kämpfe der Franzosen mit den tonkinesischen Piraten lenken die allgemeine Aufmerksamkeit von neuem auf die ostasiatischen Besitzungen der dritten Republik. Wahre Schauernachrichten werden über die Grausamkeit laut, mit welcher beide Teile, Eingeborne und Fremde, gegen einander wüthen. Am meisten leidet in diesen Wirren das unglückliche Land, das nun seit einem Jahrhundert von Räuberhorden zerfleischt wird.

Diese Plage erschien im Gefolge der Revolution von 1773, als der Usurpator Nac aus Kui-Nhon die altheimische Lê-Dynastie stürzte und sich zum Beherrscher Tonglings erhob. Bald darauf fiel ihm auch Annam zur Beute, dessen letzter angestammter König, N'Guyen-Anh, nach Siam flüchten mußte. Dort knüpfte er durch Vermittelung des Bischofs Pigneaux de Behaine mit dem französischen Hofe Beziehungen an, die 1787 zu einem förmlichen Bündnis führten [1]), dahin lautend, daß Frank-

[1]) Genaueres findet der Leser im Globus, Bd. LVII, S. 261, „Land und Leute in Tongking III“.

Digitized by Google

Dong-Khanh, König von Annam. Nach einer Photographie.

Digitized by Google

reich gegen Überlassung der Bai von Turan und der Insel Pulo Condor die N'Guyens in Annam restituieren sollte. Die große Revolution ließ diesen Vertrag unerfüllt, so daß der unternehmende Bischof für seinen Schützling nur private Hilfe, bestehend in Schiffen, Waffen und einem Dutzend wagehalsiger Offiziere, aufbringen konnte. N'Guyen-Anh erschien in seinem Vaterlande, schlug und tötete den Usurpator und eroberte das hereinlose Tongking, das von nun ab ein Teil des annamitischen Reiches wurde. Der glückliche Sieger legte sich den Titel „Kaiser" und den Regentennamen Gia-Long bei.

Fortan blieben die N'Guyens ungestört in ihrem Erbe, bis 1858 unter Tu-Duc, dem Vater des jetzigen Königs, der Krieg mit Frankreich ausbrach, der den Annamiten in der Folge Kambodscha, Tongking und zuletzt die eigene Unabhängigkeit kostete. Am 6. Juni 1884 wurde im Palais des französischen Residenten zu Hué das kaiserlich-chinesische Lehnssiegel feierlich zerstört und Annam unter das Protektorat der Republik gestellt. Tu-Duc nahm sich diese Niederlage derart zu Herzen, daß er in seiner Trauer selbst den großen öffentlichen Umgang durch die Straßen der Hauptstadt, eine der wichtigsten Handlungen im Leben der N'Guyen-Fürsten, ganz unterließ. Erst der junge König Dong-Khanh hat diese Gepflogenheit seiner Ahnen wieder aufgenommen und zeigt sich jetzt alljährlich an einem bestimmten Tage vor dem getreuen Volke.

Sonst ist es nicht Sitte, daß sich der Herrscher von jedermann begaffen läßt; er sieht, ohne gesehen zu werden, indem er sich im Palais hinter dünne Vorhänge begiebt oder durch die Jalusien blickt, welche seinen Palankin oder die Fenster in den Staatskabinen seiner Schiffe verschließen. In seiner Lebhaftigkeit und Wißbegierde beachtet Dong-Khanh oft scheinbar geringfügige Vorfälle. Ein neuer französischer Arzt, der die Citadelle von Hué, worin der König residiert, zu sehen wünschte, interessiert ihn derart, daß er ihn und seinen ältesten Kollegen zur Audienz befiehlt[1]). Dr. Hocquard photographiert; Dong-Khanh hat davon gehört, vielleicht auch heimlich zugeschaut, als der Fremde im Palaste seine Aufnahmen machte. Jetzt muß er die Bilder vorlegen.

Dong-Khanh ist noch jung, nicht über 27 Jahre alt und völlig bartlos, von regelmäßigen Zügen und matter Gesichtsfarbe; seine Augen sind schwarz und munter, seine Nase für einen Annamiten auffallend wohlgebildet, nur sein Mund ist etwas groß. Er weis sich bei feierlichen Anlässen mit erstaunlicher Würde und Majestät zu bewegen. Im Verkehr mit Europäern pflegt er die Höflichkeitsregeln ferner nicht zu lassen; seine Landeskinder bleiben jedoch bis zum Minister hinauf allen Geboten des Zeremoniells streng unterworfen. Fortwährend stehen Mandarinen von ersten bis zum dritten Range in einem benachbarten Palaste zur Verfügung des Königs. Nur zu häufig erscheint ein Eunuch und ruft diesen oder jenen der gradunierten Herren zur Dienstleistung auf. Zwanzig Schritt vor dem Herrscher fällt der Gerufene auf die Knie und beugt das Haupt, indem er das Abzeichen seines Standes, ein kleines Elfenbeinscepter, gerade vor das Gesicht hält. In dieser Stellung verharrt er, bis Dong-Khanh ihn näher befiehlt; dann erhebt er sich, um dicht vor der Majestät von neuem in die Kniee zu sinken und mit leiser Stimme die gewünschten Antworten zu erteilen.

Der König arbeitet in der Regel an einem zierlichen Schreibtisch, der in einem mit kostbaren Waffen geschmückten Saale aufgestellt ist. Sein jüngerer Bruder oder ein Mandarin legt ihm die Zuschriften und Berichte vor, die er entweder liest oder, wenn er ermüdet ist, von einigen der geschicktesten Frauen des Harems sich vorlesen läßt. Geheime Depeschen und sonst vertrauliche Meldungen kommen allerdings nicht in die Hände der Schönen. Dong-Khanh hat sehr viel zu thun; früh um 5 Uhr verläßt er sein Lager und bringt den größten Teil des Tages mit Regierungsgeschäften zu, denn die Zahl der einlaufenden Rapporte ist legion. Der König schreibt stets mit roter Tinte, ziehiger mit roter Farbe, da er nach Landessitte einen kleinen Pinsel, nicht eine Feder benutzt. Seine Wünsche, die er in Gestalt von Anmerkungen den Berichten zufügt, werden sofort den betreffenden Ministern zur Nachachtung übermittelt. Den Wach- und Eilbotendienst versehen die Krongarden oder Thi-vé; in den Seitenräumen der Gänge und Säle halten sich Polizeiposten verborgen.

Des Königs gewöhnliche Erholung ist ein mehrstündiger Spaziergang auf seinem munteren schwarzen Leibroß. Auch dem Theater ist er nicht abhold, was schon daraus hervorgeht, daß er gelegentlich selbst ein Stück für die aus 45 weiblichen Personen bestehende Hoftruppe schreibt. Awiewohl und Unterricht dieser Künstlerinnen überwacht die Königin-Mutter. Sie hält auch den königlichen Harem in Obacht, der immer ziemlich reichlich besetzt ist. Tu-Duc z. B. hatte nicht weniger als 104 Frauen. Sie zerfallen in neun Klassen, jede versehieden betitelt und besoldet, ja sogar ihre Kleidung richtet sich nach der Klasse, welcher sie angehören. Ihren Unterhalt bestreitet der Staat; die erste Frau, also die eigentliche Königin „Hoang-qui-phi" empfängt jährlich an Geld 1000 „Schnüre"[1]) oder 800 Franks, dazu 250 Maß schwarzen und 50 Maß weißen Reis und 60 Stück Seidenzeug zu ihrer Toilette. Recht häufig sind die Frauen 9. Ranges gestellt; sie erhalten 33 Sapeknschnüre, 180 Maß schwarzen, 36 Maß weißen Reis und 12 Stück Seidenzeug. Über die Haremsschönen wacht eine bestimmte Zahl älterer Weiber, denen zugleich der Oberbefehl über die Hunderte von uniformierten Dienerinnen (nuoong) zusteht. Alle Morgen wählen sie die für den König und seine Mutter erforderlichen Frauen und Dienerinnen aus. Letztere sind mit einem großen Säbel bewaffnet und hüten sorgfältig die Eingänge zu den königlichen Privatgemächern.

Für die Hofstaat sorgt ein Heer von 100 Köchen; daneben sind 500 voug-trauh oder Jäger angestellt, die das größere Wild zu beschaffen haben, und ferner noch 50 Mann, die als königliche Vogelfänger antieren. Selbstverständlich giebt es auch königliche Fischer und Salangauenfucher, je 50 an der Zahl, und schließlich kommen noch die 50 tuongtrovien, d. h. Theaterrichter, dazu, so daß das Küchenpersonal des annamitischen Herrschers im ganzen 800 Personen umfaßt. Außerdem hat jede Provinz verschiedene Tafelspenden in Natura zu leisten; so liefert Kochinchina das bei Dong-Khanh sehr beliebte Kaiman-Fleisch; in Hué wird der königliche Tafelreis, eine besondere feine Art, gezogen; Tongking muß die ersten reifen Leschi-Früchte senden; die Provinz Ba-Tuc giebt Fische, Krabben und Mangusten. Natürlich suchen die Beamten bis zum Finanzminister hinauf von diesen Tafeltributen einen Anteil für sich beiseite zu schaffen. Um etwaigen Vergiftungsversuchen vorzubeugen, wird über die Speisen des Königs die peinlichste Aufsicht geführt. Sein Vater Tu-Duc rührte keine Schüssel an, von der nicht einer seiner Leib-

[1]) Es ist der Oberstabsarzt Dr. Hocquard, bekannt durch seine Artikel „Trente mois au Tonkin" in der Zeitschrift Le Tour du Monde 1891, Nr. 1580 u. 1587.

[1]) Die landesüblichen durchlöcherten (Zink-) Sapeken werden zu je 500 auf Rohrteile gezogen und machen dann einen „Faden" oder eine „Schnur" aus. Roberts im „Globus", Bd. LVII, S. 267.

Digitized by Google

ärzte zuvor gekostet hatte. Er benutzte auch nie andre als einfache Bambusessstäbchen, die obendrein jeden Tag erneuert werden mußten.

So lebt der Fürst, umgeben von seinen Frauen und dem endlosen Troß der Beamten und Diener ziemlich abgeschieden von der Welt in dem weitläufigen Palaste, den sein Vorfahr Gia-Long inmitten der Citadelle von Hué erbauen ließ. Die Festung zerfällt in einen äußeren, für die Mandarinen und Soldaten bestimmten Teil und in einen inneren, welchen ausschließlich der König bewohnt. Der Zugang zu letzterem erfolgt durch die Pforte N'go-Mon. Ihr gegenüber weht auf hohem Mast die gelbe königliche Standarte, denn Gelb ist die Farbe des Herrschers. Rechts vom Thor beginnt die „Ministerstraße", früher das belebteste Viertel im Bereich der königlichen Ringmauer, jetzt still und verlassen, wie der entrückende Lustgarten, dessen kühlen Schatten Dong-Khanh nicht mehr aufsucht. Er meidet selbst die Bäder in der Bai von Tuan-An, einst das Bajä Annams, wo sich alljährlich in der heißen Zeit der Hof und die vornehme Welt der Hauptstadt einfand.

Im Schloßgarten sehen wir ferner die Königl. Druckerei, in der unter andern auch der annamitische Kalender mit Hilfe zahlreicher, sauber ausgearbeiteter Holzplatten hergestellt wird. Tiefer im Park liegt die Königl. Münze, das berühmte Institut, darin der Fürst außer den üblichen Gold- und Silberdarren noch die mit Trachtenbildnissen und philosophischen Sprüchen gezierten Ehrenmedaillen für die verdientesten Würdenträger prägen läßt. Durch die Citadelle zieht sich in ihrer ganzen Länge ein von reizenden chinesischen Holzbrücken überspannter Kanal; an seinen Ufern erheben sich prächtige Ahnen-Pagoden, mannorisch zeichnen sich die unter Tu-Duc für seine Vorväter Gia-Long und Tien-Tri errichteten Tempel durch architektonische Schönheit und reichen Innenschmuck aus.

Nicht weit von der Reitbahn, wo Dong-Khanh täglich sein Pferd tummelt, dehnt sich ein quadratisches, von einer niedrigen Mauer umfriedigtes Feld aus. Dasselbe wird Tich-Dien oder „Acker des Königs" genannt, weil der Herrscher jedes Jahr an einem bestimmten Tage hier mit eigener Hand etliche Furchen pflügt. Der Akt geschieht im Beisein des ganzen Hofes und unter feierlichen Opfern, um dem Volke anschaulich darzuthun, daß der Ackerbau unter allen Beschäftigungen den Menschen die höchste und edelste ist.

Eine wahrhaft blendende Pracht entfaltet der König bei Gelegenheit der großen öffentlichen Audienzen. Dann sitzt er auf dem roten, vergoldeten Throne, seine Füße stützen sich auf kunstvolle Drachen, sein gelbes Seidengewand strahlt von Diamanten und kostbaren Steinen, in der Hand führt er das Elfenbeinscepter seiner Geschlechts, auf der Brust leuchten die mystischen Zeichen des Glücks, die chinesischen Worte „Tausend Jahre und tausend Leben". Perlen und Brillanten schmücken sein Haupt, kostbare Stickereien das Kleid und vor ihm liegt im Staube das Heer der Mandarinen und Diener, die je nach Amt und Würden in seltsam verzierten Röcken erscheinen. Auf den Gewändern der Offiziere drohen goldene Tigerköpfe, auf dem Leibrock des Zivilbeamten schillert das Fabeltier Phong[1]).

Allein des Königs Jahre mehren sich; er altert, krankt und wird gebrechlich, bis das letzte Ziel naht. Die Kunst der Ärzte ist vergebens, das Räucherwerk dampft nutzlos auf den Hausaltären seines Volkes, sein Opfer hilft und sein Gebet. Der König stirbt. Mit erster Sorgfalt werden alle Bräuche nach dem Totenkultus Annams[2]) mit dem Entschlafenen vorgenommen. Eine stolze Nekropole kündet sein Gedächtnis; hier bringt der Erbe auf dem Thron dereinst am Feste Nam-Giao dem Himmel seine Spenden dar. Doch ruht des Fürsten Leib nicht unter jenem Riesenstein mitten in dem Grabgebäude. Die N'Guyens halten seit der Rebellion des Nae die letzte Stätte ihrer Toten sehr geheim. Als damals Gia-Long nach Siam flüchten mußte, schändeten die Europäer selbst den Leichnam seines Vaters, indem sie den Sarg aus der Erde rissen und die Gebeine des Königs in den Fluß verstreuten. — Deshalb macht jetzt der große Leichenzug am Außentthor der Nekropole Halt, — nur etliche erprobte Diener betreten mit dem Sarg den inneren Raum und senken an verborgener Stelle ihren Herrn zur Ernst.

[1]) Der Phong, ein dem Adler ähnlicher Vogel, gehört zu den vier heiligen Tieren der Annamiten, Globus, Bd. LVII, S. 248

[2]) Über den Totencultus vergl. Globus, Bd. LVII, S. 249 ff. und Bd. LVIII, S. 278 bis 280.

Das Gewohnheitsrecht der Samojeden.

Von P. v. Stenin.

I.

Das Volk der Samojeden, welches im Norden des russischen Kaiserreiches bis nach Lappland hin wohnhaft und dessen Spuren der berühmte finnische Forscher M. A. Castrén noch am Oberlaufe des Jenissei am Cajanischen Gebirge verfolgen konnte, interessierte die Ethnographen und Linguisten zu allen Zeiten, das geht schon daraus hervor, daß seit dem Erscheinen der klassischen Werke Castréns, „Die russischen Samojeden" und „Reisebriefe aus dem nördlichen Rußland", eine Masse ethnographischen und ethnologischen Stoffes über die Samojeden sich angehäuft hat. Eine gediegene Arbeit lieferte in jüngster Zeit die in ethnographischen Kreisen einen guten Ruf genießende Frau A. Efimenko unter dem Titel: „Juriditscheskija obyczaini Loparei, Korelof i Samojedof" (die Rechtsgebräuche der Lappländer, Korelier und Samojeden[1]). Wir werden auf Grund dieser und einiger andrer Arbeiten in folgendem das Gewohnheitsrecht der Samojeden des Gouvernements Archangelsk, d. i. derjenigen, welche auf dem Ramme zwischen dem Flusse Mezen, dem Uralgebirge, dem nördlichen Eismeere und der Grenze des Gouvernements Wologda wohnen, zu schildern suchen.

So lange die Samojeden noch Heiden waren, beobachteten sie streng die Sitte, sich Frauen nie aus benselben Geschlechte in männlicher Linie zu nehmen, denn eine solche Ehe war nach ihrer Ansicht eine Blutschande, dagegen durfte man die Schwester seiner eigenen Mutter zur Frau nehmen oder zwei Brüdern war es erlaubt, zwei Schwestern zu heiraten. Diese Sitte beobachtete in der Mitte unsers Jahrhunderts Koslawin unter den heidnischen Samojeden der Boschschemeleskaja Tundra[2]). Auch herrscht bei den

[1]) In den „Sapiski der Kaiserl. russischen geographischen Gesellschaft", Sektion für Ethnographie. Bd. VIII.

[2]) W. Joslawin, Die Samojeden in ihrem häuslichen und öffentlichen Leben. 1847.

Digitized by Google

heidnischen Samojeden das Levirat: Der Bruder ist bei ihnen sogar verpflichtet, die Witwe seines Bruders zur Frau zu nehmen [1]. Der Vater hält sich in der Regel für verpflichtet, seine verwitwete Schwiegertochter zu heiraten. Lieber der Vater noch der Bruder brauchen dabei den Brautpreis zu bezahlen und bekommen noch obendrein die ganze Aussteuer der Witwe. Sehr richtig bemerkt daher der Akademiker Schrenck, daß zur Entstehung dieser Sitte ebensowohl die Sorge um die Witwe und ihre Waisen, als auch die billige Erwerbung der Frau beigetragen haben [2].

Die Samojeden heiraten meistens sehr junge Weiber, beinahe Kinder, und nie kommt es bei ihnen vor, daß ein 18- bis 20jähriger Jüngling aus Gewinnsucht eine 60jährige Frau heiratet, wie das bei den Lappländern so oft der Fall ist [3]. Castrén beschreibt eine samojedische Hochzeit, der er beigewohnt hat und bei welcher die Braut nur 13 Jahre alt war [4], ja Schrenck schreibt sogar, daß Mütter von 12 Jahren keine Seltenheit sind. Doch soll es auch vorkommen, daß bei den Heiden unmündige Knaben mit erwachsenen Mädchen oder ganz kleine Mädchen mit Männern in besten Mannesalter verheiratet werden [5]. Trotzdem bei den heidnischen Samojeden die Vielweiberei gestattet ist, sieht man nur bei den Reichen zwei oder mehrere Frauen, da das Heiraten mit großen Ausgaben verknüpft ist. Die griechische Kirche, in der die Mehrzahl der Samojeden sich bekennt, hat noch wenig Einfluß auf das Leben des Volkes, so z. B. feiern die getauften Samojeden die Hochzeit nur dann, wenn sie recht viel Branntwein besitzen, ohne Rücksicht darauf, ob es Fastenzeit oder andre nach dem kanonischen Rechte der griechischen Kirche zum Heiraten verbotene Zeit ist. Nirgends werden die Brautleute von dem getraut, wenn sich in der Nähe eine Kirche befindet. Nicht selten muß vor der Trauung der Eltern ihr Kind getauft werden.

„Die Unentbehrlichkeit der Einwilligung der Eltern bei der Ehe", sagt Fean Efimenko, „erklärt sich aus dem ganzen Wesen der Eheschließung, welche von einer Seite Kauf, von der andern Verkauf ist. Es ist klar, daß der junge Mann, welcher in materieller Hinsicht von seinem Vater abhängig ist, nicht ohne dessen Einwilligung die Ehe eingehen darf; die Braut dagegen ist im vollen Sinne des Wortes eine Ware" [6]. Doch berichtet Wladimir Jochelson, daß, wenn auch selten, Fälle vorkommen, wo das Mädchen mit ihrem Geliebten entflieht, wodurch ihre Eltern des Brautpreises verlustig gehen [7]. Der Vater des Bräutigams wählt gewöhnlich ein Mädchen für seinen Sohn und schickt zu ihren Eltern einen Heiratsvermittler (ewu, analog dem swat der Russen), in der Regel einen Verwandten. Der Heiratsvermittler hält in der Hand einen Ladestock oder einen Haken, an dem der Kessel im Tschum (Zelte) hängt. Im Tschum des Vaters der Auserwählten angekommen, legt er demselben das Fell eines roten oder dunkelbraunen Fuchses, je nach den Mitteln des Bräutigams, in den Schoß. Ist der Vater des Mädchens gewillt, seine Tochter dem Betreffenden zur Frau zu geben, so behält er das Fell, widrigenfalls sendet er sofort dasselbe zurück. Hat der Vater der Braut das Geschenk behalten, so beginnt sich der Heiratsvermittler mit dem Bräutigam zu beraten. Der Bräutigam betritt den Tschum seines künftigen Schwiegervaters so lange nicht, bis der Heiratsvermittler den Brautpreis mit dem Vater des Mädchens festgestellt hat; bei diesem Handel wird kein Wort gesprochen, sondern der Heiratsvermittler überreicht dem Vater des Mädchens einen mitgebrachten Kerbstock; der letztere macht darauf so viele Einschnitte, wie viele Rentiere, Polarfuchsfelle ꝛc. er für seine Tochter verlangt und giebt ihm dann Heiratsvermittler zurück. Übersteigt das Vorschlagen die Mittel des Bräutigams, so schneidet der ewu einige Einschnitte ab. Beharrt der Vater bei seinem Preise, so geht er hinaus und pflegt mit dem Bräutigam Rat. Sind die beiden Parteien endlich einig, so legen sie ihre Stempel auf den Kerbstock auf und spalten denselben in zwei Teile, von denen die eine Hälfte der künftige Schwiegervater, die andere der Bräutigam erhält. Nach dem Abschluß des Handels betritt der Bräutigam den Tschum seiner Braut; ist der Handel nicht zustande gekommen, so entfernt er sich, ohne sich dem Vater des Mädchens gezeigt zu haben [1]. Als Aufgeld giebt der Beamtigam seinem Schwiegervater einige Rentiere. Wenn der Bräutigam aus irgend welchem Grunde das Mädchen nicht heiratet, geht das Aufgeld für ihn verloren; wenn dagegen der Vater des Mädchens ihm seine Tochter verweigert, muß derselbe für eine solche Beschimpfung dem Bräutigam das doppelte Aufgeld zurückerstatten. Einige Zeit darauf fahret der Vater der Braut zum Beamtigam, um den Brautpreis in Empfang zu nehmen. Der Bräutigam giebt ihm jedoch nicht alles, sondern nur die Hälfte oder zwei Drittel von der ausbedungenen Summe, der Rest bleibt bis zur Übersiedelung der Braut in seinen Tschum.

Die Hochzeitsgebräuche der Samojeden sind sehr einfach und beschen im wesentlichen in einem gewaltigen Trinkgelage. Ohne Branntwein ist eine samojedische Hochzeit undenkbar. Beim Freien wird gewöhnlich ausgemacht, wie viel Branntwein jede Partei zu geben hat. Ärmere Leute kaufen nicht mehr als zwei Eimer Branntwein, und dabei sind 10 bis 15 Gäste, die Reichen dagegen stellen 10 und mehr Eimer auf. Alle ohne Unterschied des Geschlechts teinken Branntwein und sehr bald artet das Fest in eine allgemeine Schlägerei aus. So ungefähr beschreibt Castrén einen samojedischen Hochzeitsschmaus: Bei unserer Ankunft im Hochzeitstschum waren einige Gäste schon bestinnungslos betrunken, einige lagen draußen auf dem Schneehaufen ohne Mützen und der Schnee bedeckte ihre Gesichter. Da kam ein Betrunkener aus dem Tschum heraus und suchte seine Frau, bis er sie fand und, neben ihr sich auf den Schnee niederlegend, schlief er bald ein. Ein andrer Samojede lief suchend mit einer Kaffeekanne umher; er fand zuletzt seine total betrunkene bessere Hälfte und goß ihr aus der Kaffeekanne etwas Branntwein in den Mund hinein. Der am meisten Betrunkene unter der Gesellschaft war der Bräutigam selbst. Als ein Rentier geschlachtet war, wurde ihm der Bauch aufgeschlitzt und es auf den Rücken gelegt. In seinem Innern schwammen im warmen Blute Stücke von Lunge, Leber und andre Leckerbissen. Die Hochzeitsgäste stürzten, mit langen Messern bewaffnet, auf den Kadaver und verschlangen die noch blutttriefenden Fleischstücke mit wahrer Gier; Blut floß ihnen am Bart und Halse hinab. Während dieses schenßlichen Mahles sangen die Mädchen samojedische Lieder von schönem poetischen Inhalt, der Melodie nach aber an das Quaken der Frösche erinnernd. Plötzlich erschien ein fremder Samojede, der auch am Feste teilnahm, doch auf den Wunsch des Gastgebers vor die Thür gesetzt wurde. Augenblicklich entstand eine riesige Schlägerei, wobei der

[1] Archimandrit Benjamin, Die Samojeden von Mezen. 1849.

[2] Schrenck, Reise nach dem Nordosten des Europäischen Rußlands durch die Tundren der Samojeden.

[3] Archangelskija gubernskija wjedomosti. 1861. Nr. 39.

[4] Castrén, Die russischen Samojeden.

[5] Akademiker Lepechin, Reisetagebuch.

[6] M. A. Efimenko, Die Rechtsgebräuche der Lappländer, Korelier und Samojeden.

[7] W. Jochelson, Die Samojeden ꝛc.

[1] M. A. Castrén in der Festschrift „Cowremennik" 1855.

Digitized by Google

Vater des Bräutigams sich mit dem Heiratsvermittler prügelte. Überall sah man zerbrochenes Geschirre und Leute, welche einander an den Haaren rissen und mit Fäusten, abgenagten Knochen ꝛc. einander wacker bearbeiteten. Sobald der Brauttausch zu Ende ist, endigt auch die Feier und die Hochzeitsgäste mit blaugeschlagenen Augen und verstümmelten Gesichtern begeben sich nach Hause [1]).

Die Hochzeitsbräuche der Samojeden beschreibt der Akademiker Lepechin folgendermaßen: „Der Bräutigam begiebt sich mit seinen Freunden und Verwandten zu seiner Braut. Alle gehen in den Tschum unter Verantritt des Heiratsvermittlers hinein. Die zu beiden Seiten des Einganges sitzenden Weiber versuchen ihnen den Eingang zu verwehren. Der Heiratsvermittler beschenkt sie mit Tuchsetzen und andern Kleinigkeiten, worauf sie ihn und seine Begleiter hereinlassen. Alle setzen sich nieder und das Fest beginnt. Der Hauswirt erdrosselt ein Rennttier, sein Fleisch wird gekocht und seine Haut erhält der Heiratsvermittler. Alle Anwesenden werden reichlich mit Brauntwein bewirtet; der erste Becher gebührt dem Heiratsvermittler, dann bekommen die Brautleute und alle übrigen Gäste nach dem Range und Ansehen. Einige Fleischstücke werden gemeinschaftlich von den Brautleuten verspeist. Nach dem Essen fahren alle nach Hause, nur der Bräutigam bleibt mit der Braut zusammen, ohne jedoch von seinen ehelichen Rechten Gebrauch zu machen. Am folgenden Tage begiebt er sich in seinen Tschum und schickt seine Mutter oder die älteste unter seinen weiblichen Verwandten nach der Braut. Die Eltern derselben despannen zwei zusammengebundene Schlitten mit Rennttieren (je einem von jeden 10 Stück des Brautpreises), ein Rennttier nach besonders für den Kessel, den der Bräutigam ihnen zugeschickt hat, zugebend, legen auf die Schlitten die Ausstever ihrer Tochter und fahren die Schwiegermutter und die Braut zu dem Bräutigam. Sobald sie dem Tschum des letzteren sich nähern, müssen sie zwischen zwei Reihen der weiblichen Verwandten und Bekannten des Bräutigams fahren. Diese eilen zum Schlitten der Braut und rufen ihr zu: „Warum liegst du? Stehe gerade: dein Vater lebt und deine Mutter lebt!“ Dann berühren sie ihr Gesicht mit den Worten: „Das Gesicht ist hübsch!“ Auf diese Weise umkreisen sie mit der Braut den Tschum dreimal, dann führt die Schwiegermutter die Braut dem Sohne zu und damit erreicht die Hochzeit ihr Ende. Bon nun an schlafen die Eheleute zusammen, natürlich, wenn sie schon erwachsen sind, sonst müssen sie die Geschlechtsreife abwarten [2]).

Ein anderer moderner Kenner der Samojeden, W. Jastawin, beschreibt die Hochzeitsbräuche etwas anders: „Nach dem Feste, wenn die Dunkelheit eintritt, verlassen die Hochzeitsgäste den Tschum, darin nur den Bräutigam mit seiner Braut zurücklassend. Nach Mitternacht verläßt auch der Bräutigam den Tschum, wobei er unbemerkt seinen Schlitten anspannen und abfahren muß. Am andern Tage setzen der Heiratsvermittler und der Vater der Braut den Tag der Hochzeit fest. Am bestimmten Tage fahren der Bräutigam und seine Freunde zu der Braut, in deren Tschum ihre Verwandten schon versammelt sind und die Thür von innen halten, dadurch den Angehörigen des Bräutigams den Eintritt verwehrend. Der Heiratsvermittler muß den Eintritt in den Tschum mit dem Felle eines gewöhnlichen Fuchses oder eines Polarfuchses, je nach dem Reichtum des Bräutigams, erkaufen. Im Tschum lassen sich alle nieder und der Bräutigam neben der Braut. Nach der Bewirtung mit rohem Rennttierfleisch und Brauntwein setzt sich die Braut in einen mit buntfarbigem Teppich bedeckten Schlitten, an welchen mehrere andre mit ihrer Aussteuer angebunden werden, und fährt zuerst um den Tschum ihrer Eltern, dann dreimal und möglichst schnell um den ihres Bräutigams, wobei seine weiblichen Verwandten und Bekannten, welche sich in zwei Reihen aufgestellt haben, sie mit Freudengeschrei begrüßen. Die Schwiegermutter führt darauf die Braut dem Sohne zu und damit ist die Hochzeit zu Ende“ [1]).

Der Brautpreis ist immer sehr bedeutend und richtet sich natürlich nach dem Reichtum des Bräutigams und nach den Vorzügen und der Schönheit der Braut. Nicht ohne Einfluß auf die Höhe des Brautpreises ist selbstverständlich die Schönheit der Braut. Als Ideal der weiblichen Schönheit wird in einem samojedischen Liede ein Mädchen besungen, welches „kleine Auglein, breites Gesicht mit der an die Morgenröte vor dem Gewitter erinnernden Röte, gerade Nase und nach auswärts gekehrte Füßchen“ hat. Die Reichen zahlen für die Braut 100 bis 200 Rennttiere, 100 bis 200 Felle von Polarfüchsen, 1 bis 2 Felle von dunkelbraunen Füchsen oder 10 von Rotfüchsen, 21 Fuß feines rotes, blaues oder gelbes Tuch, und einen kupfernen Kessel, die Armen dagegen 10 bis 20 Rennttiere oder bares Geld zwischen 7 und 15 Rubel. Eine Witwe, die sich zum zweiten Male verheiratet, wird nicht so hoch geschätzt. Als Ersatz für den Brautpreis bekommt die Braut von ihren Eltern eine Aussteuer, welche aus einem Tschum mit Zubehör, Kleidern, Brot, Butter, Rennttierfleisch, Betten, Decken ꝛc. und außerdem Rennttieren, je einem von jedem „Zehner“ [2]) des Brautpreises besteht. Der Bräutigam erhält von seinem Schwiegervater zwei Schlitten mit Kleidern und Jagd- und Fischereigeräten zum Geschenk. Auch hat die verheiratete Tochter das Recht, am Ende eines jeden Jahres von ihrem Vater ein Rennttier zu verlangen. Die Aussteuer gehört nicht der Frau, sondern dem Manne. Stirbt die Frau kinderlos, so wird ihre Aussteuer ihrem Vater oder denjenigen Verwandten, welche ihre Vormünder waren, zurückgegeben, der Brautpreis wird aber dem Manne zurückerstattet. Hinterläßt die verstorbene Frau Kinder, so bleibt ihre Aussteuer dem Manne, damit er sie ernährt und erzieht. Die verheirateten Frauen haben äußerst wenig Eigentum; nur die Rennttiere, welche der verheirateten Frau die Vater zum Geschenk macht, gehören ihr und ihr Stempel wird ihnen eingebrannt. Bei reichen Männern darf die Frau manchmal die Haut eines jungen Rennttieres, von ihr selbst verfertigte Schuhe (sinuy) oder die Haut von den Füßen eines Rennttieres (knanuoy) verkaufen und hat dadurch gewonnene Geld für sich behalten. Dabei arbeitet die Frau am meisten.

Die heidnischen Samojeden betrachten die Ehe als eine temporäre Verbindung, welche jeder Zeit auf den Wunsch eines der Eheleute leicht gelöst werden kann. Sobald der Mann seine Frau der Unfreue verdächtigt oder aus irgend welchem Grunde mit ihr unzufrieden ist, schickt er sie einfach zu ihren Eltern zurück, manchmal versolgt es seine Frau, bis dieselbe zur Verzweiflung gebracht, sich unter Mitnahme ihrer Aussteuer zu ihren Eltern flüchtet. Hat sie keine Eltern, so zieht sie in solchem Fall von einem Tschum zum andern, sich durch Betteln ernährend. Schickt der Mann seine Frau ihrem Vater zurück, so behält der Vater der Frau die aus Brautpreis bezahlten Rennttiere; verläßt dagegen die Frau ihren Mann aus freien Stücken, so muß ihr Vater dem Schwiegersohn die von ihm erhaltenen Renn-

[1]) Gästen in „Cowremennik“ 1846.
[2]) Lepechin, Das Reisetagebuch.

[1]) W. Jastawin, Die Samojeden ꝛc.
[2]) Es sei hier nebenbei bemerkt, daß der Samojede immer nach 9 rechnet, wenn er auch von 10 redet, so bedeutet z. B. 10 × 10 = 81 (9 × 9) und nicht 100. (A. Efimenko, Die Rechtsgebräuche ꝛc.)

Digitized by Google

tiere zurückerstatten [1]). Doch bleibt die Ausstener der Frau in beiden Fällen von rechtswegen bei ihrem Gatten [2]). Die getauften Samojeden kennen keine Ehescheidung, weil dieselbe in der griechischen Kirche mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist. Der Chef der Uralexpedition, Hoffmann, berichtet, wie er oft angegangen wurde, die ehelichen Zwistigkeiten zu schlichten, so hat z. B. eine von ihrem Manne verstoßene Samojedin, welche bei ihren Verwandten am Flusse Kara wohnte, den Begleiter des Reisenden, den Syrjanen Tschuprosoff, Hoffmann zu ersuchen, diese heikle Familienangelegenheit zu regeln. Unter Androhung, daß, falls er dem Befehle des Reisenden nicht unbedingt gehorcht, er leicht die Bekanntschaft des Gefängnisses in Mesen machen wird, wurde der samojedische Don Juan dazu gebracht, seine neue Geliebte zu entlassen und seine verlassene Gattin mit ihren Kindern wieder zu sich zu nehmen. Am Flusse Cio trat vor Hoffmann eine getaufte Samojedin und bat ihn um Erlaubnis, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen, da er ein notorischer Dieb und Schuft sei, und sie und die Kinder beständig mißhandle, außerdem, fügte die samojedische Schöne hinzu, wolle sie schon lange ein andrer Mann zur Frau nehmen. Überhaupt scheidet dieser Forscher die große Abneigung der Samojeden gegen das Christentum der Furcht zu, unausstehbare Ehen schließen zu müssen. Noch vor der Ehe ist der Verkehr der beiden Geschlechter zügellos und ein Mädchen, welches keine Kinder hat, wird mit Mißtrauen betrachtet [3]).

Die heidnischen Samojeden haben weder Familien- noch Taufnamen, sondern nur Beinamen, welche die Eltern nach den Eigenschaften oder Gebrechen des Kindes, nach den Ereignissen bei dessen Geburt ꝛc. ihrem Kinde geben, so z. B. die männlichen Beinamen: Atschekan (das Kind), Nentschyiko (der Mensch), Tarko (der Behaarte), Barmi (der Schwarze), Watalja (der Überflüssige), Njarwei (der Weiße), Jargad (der Greiner), Chanju (der Friercnde), Tagana (der Krankliche), Carmik (der Wolf), Tenoko (der Fuchs), Mjus (der Wagenzug), Paiga (die Meisine, salmo corregonus), Nenuju (der Teufche [4]), u. s. f. Die weiblichen Beinamen sind: Colono (die Dumme), Njukze (das Kindchen), Njeko (die Dirne), Piribtje (die Jungfrau), Maida (die Lahme), Jantschei (die Schielende) u. s. w. Die getauften Samojeden tragen in der Regel zwei Namen, den christlichen Taufnamen und den einheimischen Beinamen. Der heidnische Samojede, wenn er reich ist, rechnet es sich zur hohen Ehre von einem Russen einen Namen zu erhalten, er hält denselben für seinen Taufpaten und macht ihm jedes Jahr das beste Rentier seiner Herde zum Geschenk [5]). In offiziellen Papieren werden die getauften Samojeden meist nur mit dem Taufnamen und dem Patronymikum, manchmal mit dem Familiennamen und sogar nach dem Geschlecht oder der Horde genannt, z. B. Iwan Wassiljeff, Peter Michailoff Ardejeff, Grigorij Wassiljeff aus dem Tymtschei-geschlechte, Sawwa Chatanfei — Titjii, Logeiskaja (d. h. aus dem Logeigeschlecht).

Die Samojeden leben gewöhnlich vereinzelt, und, wenn auch häufig die Eltern mit ihren Kindern nur eine Familie bilden, was die Ernährung, gemeinsame Arbeit, Rentiere anbelangt, bewohnen sie doch besondere Tschums. Sehr selten hört man von einer so zahlreichen beisammenwohnenden Familie, wie P. Esimenko berichtet, die aus 11 Personen bestand: aus dem Manne und seiner Frau, seinem Schwager mit der Frau, seiner Schwester mit ihrem Manne und den Kindern [1]). Die Eltern genießen bei den Samojeden große Verehrung [2]), sie sitzen im Tschum auf dem Ehrenplatze zur Rechten des Feuerherdes, die Kinder dagegen links von demselben [3]). Der Vater verwaltet in der Regel das gesamte Familienvermögen, doch besitzen auch die noch nicht abgefundenen Söhne ihre Privateigentum, welches sie vollkommen nach ihrem Gutdünken verwenden können [4]). Nach dem Ableben des Vaters geht die Herrschaft in der Familie auf den ältesten Bruder über; versteht derselbe die Wirtschaft nicht zu führen, so geht die patria potestas auf einen der jüngeren Brüder über, der am meisten Fähigkeit gezeigt hat. Wie oben schon betont wurde, arbeitet bei den Samojeden am meisten das Weib. Sie muß den Tschum aufstellen, Erde und Moos oder Schnee rund um den Tschum legen, den Boden in demselben mit Matten aus geflochtenen Birkenruten bedecken und darüber Rennthierhäute ausbreiten, das Essen zubereiten, Brennmaterial sammeln, Wasser tragen, Rennthierhäute bearbeiten, Pelze und Kleider nähen, ja sogar ihrem Manne bei der Seehundsjagd und dem Fischfang behilflich sein [5]). Die Männer dagegen verbringen ein paar Wochen im Sommer auf der Gänsejagd und mit dem Fischfang, im Winter revidieren sie ab und zu die von ihnen für Polarfüchse aufgestellten Fallen, die übrige Zeit bringen sie vor dem Feuer sich wärmend im dolce far niente zu [6]). Und trotzdem das Weib am meisten zum Wohlstande der Familie beiträgt, genießt sie gar kein Ansehen. Die samojedischen Weiber sind die unglücklichsten und verachtetsten Geschöpfe, sie gelten für unrein und müssen sich vielen lästigen Verboten fügen, so dürfen sie den Tschum (die heilige Stätte der Thür gerade gegenüber, wo das Götzenbild sich befindet) nie betreten, sonst geschieht irgend ein Unglück, und der Tschum muß dann gereinigt werden, indem man dahin eine glühende Kohle wirft, denn das Feuer reinigt nach der Ansicht der Samojeden alles [7]). Sie dürfen auch nicht das Feuer überschreiten und überhaupt jede Sache, über welche ein Weib schreitet, wird unrein und muß mit Rennthierfett oder Haidekraut benäuchert werden. Kommt einem heidnischen Samojeden, welcher auf seinem Schlitten Götzenbilder fährt, ein Weib entgegen, so kehrt er um und macht lieber einen Umweg. Das Bett, worauf das Weib schläft, und sogar der Schlitten, worauf dasselbe fährt, gelten für unrein, so erzählt von Middendorff, daß, als er aus Versehen seinen Kompaß auf einen Weiberschlitten legte, der Samojedenfürst entsetzt ausrief: „Ein Weiberschlitten! du sündigst furchtbar gegen deinen Götzen" [8]). Seine samojedische Eitelkeit hielt den Kompaß für eine Art Gottheit. Das Weib darf nicht durch ihre Gegenwart den Tschum entweihen, so weigerten der Tadibei (Schamane) seine Schellentrommel (jenser) verfertigt. Sie darf nicht einem Opfer beiwohnen oder vom Fleische des Opfertieres essen, ebenso darf sie nicht das Götzenbild berühren und das Fleisch derjenigen Tiere genießen, welche die Samojeden für heilig halten, wie z. B. des Bären.

[1]) Lepechin, Das Reisetagebuch.
[2]) Schrenk, Reise ꝛc.
[3]) Hoffmann, Der nördliche Ural und das Küstengebirge Poë-Choi.
[4]) Dem finnischen Gelehrten Castrén zu Ehren, welcher im Petschoragebiet für einen Deutschen galt.
[5]) W. Jastawin, Die Samojeden ꝛc.

[1]) P. E. Efimenko, Sammlung der Rechtsgebräuche des Gouvernements Archangelsk.
[2]) Ganz vereinzelt steht der Fall da, daß 1837 ein Samojede seine alte und schwache Mutter ermordete und aufgefressen hat, wofür er in die Arrestantenkompagnie in Tobolsk eingereiht wurde. (Schafthoff. Die Samojeden von Archangelsk und die Syrjanen 1879.)
[3]) Castrén in „Lowremennik" 1846.
[4]) Castrén in „Lowremennik" 1845.
[5]) Lepechin, Das Reisetagebuch; Jastawin, Die Samojeden.
[6]) Schrenk, Reise ꝛc.
[7]) Jastawin, Die Samojeden ꝛc.
[8]) v. Middendorff, Die Reise nach dem Norden und Osten von Sibirien.

Digitized by Google

Geht das Weib der hidvistschen Samojeden durch einen heiligen Hain, so bringt sie für solche Entweihung des Heiligtumes Sühneopfer dar, indem sie einen Fetzen von ihrem Kleide, einen Knopf oder eine andre Kleinigkeit an einen Baumast aufhängt.

Für besonders unrein gilt die Wöchnerin. Für sie wird ein besonderer Tschum (sjamai njadiko — das unreine Zelt) aufgestellt. Diesen Tschum darf kein Mensch außer der Wöchnerin und der erfahrenen alten Frau, welche die Rolle der Hebamme spielt, betreten. Die Wöchnerin und die Hebamme dürfen nicht eher diesen Tschum verlassen, bis sie sich mit der Lauge aus Birkenschwämmen gewaschen haben. Sind die Leute nicht imstande, einen besondern Tschum für die Wöchnerin zu errichten, und sie kommt in dem gemeinsamen Tschum nieder, so muß dann die Hebamme den ganzen Tschum und alle Bewohner desselben mit der Lauge aus Birkenschwämmen besprengen. Acht Wochen lang nach der Niederkunft wird die Wöchnerin für so unrein gehalten, daß sie nicht einmal mit ihrem Mann zusammen speisen darf. Nach acht Wochen wird sie mit Rennthierfett oder Haidekraut berauchert und dadurch gereinigt. Kommt ein Weib naturwegs auf einem Schlitten nieder, so wird derselbe verbrannt, die vorgespannten Rentiere werden geschlachtet und deren Fleisch wird den Hunden vorgeworfen [1]). Wird ein Rennthier geschlachtet, so essen zuerst die Männer sich satt, und, wenn noch Fleisch übrig geblieben ist, so dürfen es die Weiber essen [2]). Als Castren einer samojedischen Hochzeit beiwohnte, gelang es ihm nur nach langem Zureden, den Ostjaken dazu zu bringen, die Begleiterin des Reisenden, die Frau eines Pfarrers, zum Thee einzuladen [3]). Wenn der Mann Branntwein trinkt, muß seine Frau, welche ebenfalls leidenschaftlich den Branntwein liebt, ruhig zusehen und geduldig abwarten, bis der Mann ihr ein paar Tropfen von diesem Nektar zukommen läßt. Hat ein heidnischer Samojede mehrere Frauen, so müssen sie ihn abwechselnd bedienen, obgleich die erste Frau einen gewissen Vorzug hat. Die an der Reihe befindliche Frau muß den Tschum in Ordnung bringen, die Betten aufmachen, ihren Herrn und Gebieter an- und auskleiden, seine Schuhe (ijuzy) trocknen ꝛc. Die Zeit, daß eine Frau an der Reihe ist, dauert gewöhnlich eine Woche [4]).

Nicolaus Cusas Karte von Deutschland 1491.

Nicht bloß das britische Museum, sondern auch das germanische Museum in Nürnberg bewahrt ein Exemplar dieser als Beilage zu Nr. 1 des „Globus“ gebrachten ersten Karte von Deutschland. Sie ist dort, wie ich mich bei meinem letzten Besuche des Museums überzeugt habe, im ersten Stock, den alten Globen gegenüber, ausgestellt, und trägt zwar die allgemeine, für die Museumsbesucher berechnete Bezeichnung „Deutschland 1491“, aber ohne den Namen Cusas zu erwähnen. Das Blatt ist wunderbar schön erhalten, vollkommen rein und klar im Stich, so daß ich nur bedaure, von dem Vorhandensein dieses Exemplares so spät erst Kenntnis erhalten zu haben. Eine Kopie nach diesem Blatte würde weit schmucker ausgefallen sein, als die nach dem unter der Last der Jahre und des Staubes schwarz gewordenen englischen Exemplare gelieferte. Auch die nach meinem Auftrage im „Globus“ noch vermißte, von Pentinger besorgte Kopie hat sich inzwischen gefunden. Durch eine Mitteilung in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ (1891, Nr. 192, Beilagenummer 160) aufmerksam gemacht auf die kartographischen Schätze der Staatskammer in München, fand ich im Katalog des Hauptkonservatoriums der Armee zu München (München 1832) auf S. 123 folgende Karte beschrieben: Germania, tota. tabella. communi, erudit. utilitati. Chusorundus. Pentinger. Augustan. jure. cons. archetypum. non. pecunia. sua. emptum. Joan. Burgkmair. pictori. municipi. suo. et. de. S. E. B. M. imprimend. concessit. Quod pieta est parva etc. Eystat 1491. Daraus ist ersichtlich, daß Pentinger sein käuflich erworbenes Exemplar der Originalkarte durch Hans Burgkmair kopieren und nun stechen ließ. Münsters Vermutung, daß der in meinem Aufsatze genannte schreiber Buchdrucker die Kopie besorgt habe, bestätigt sich danach nicht.

Es ist erfreulich, daß sich von Cusas Karte sowohl Original als Kopie in Deutschland erhalten haben.

Ruge.

Eine Mailänder Hexengeschichte 1891.

Da Sie im „Globus“ wiederholt auf Volkskunde bezügliche Nachrichten gebracht haben, übersende ich Ihnen hier die Schilderung einer Hexengeschichte, welche in diesem Sommer sich hier ereignete und viel Aufsehen erregte. Es genügt wohl die einfache Anführung der Thatsache, zu der jeder sich selbst leicht den Kommentar machen kann.

Im vierten Stock eines bescheidenen Hauses der Via Ripa Porta Ticinese Nr. 61 wohnte der Austreicher Malatera Francioni mit seiner Frau Virginia, einer Handschuhmacherin und deren zwei Kindern, von denen das eine schon längere Zeit krank war. Eine Nachbarin, die vorgab, von Krankheiten etwas zu verstehen, erklärte, daß das Kind behext sei. Priester und Arzt konnten hier nichts mehr helfen; nur allein die Entdeckung der bösen Hexe würde das Kind von seinen Qualen befreien und hierzu wisse sie Rat. Folgendes riet sie den Eltern: „Nehmt die Kleider des kranken Kindes, legt sie in einen großen Kessel voll Wasser und kocht sie darin. Sobald das Wasser zu kochen beginnt wird die Hexe durch unsichtbare Kraft angezogen werden, sie muß erscheinen und ihr habt die Uebelthäterin.“

Die Ehelente Francioni befolgten sofort den Rat, in der Hoffnung, ihrem kranken Kinde damit zu helfen. Da wollte es der Zufall, daß gerade, als das Wasser im Kessel zu kochen begann, eine gewisse Angela Micheletti, 34 Jahre alt, wohnhaft Via Tortona Nr. 11, die ihrem einen Hundehalters und damals im siebenten Monate schwanger, bei den ihr befreundeten Francioni vorsprach, um sich nach dem Befinden des Kindes zu erkundigen. Ihr Erscheinen versetzte die Eheleute Francioni, welche sofort in der Micheletti die gesuchte Hexe erkannten, in Wut und trotzdem diese ihre Unschuld beteuerte und die Leute zu beschwichtigen versuchte, begannen sie zu brüllen: „Jur Hilfe, wir haben die Hexe! Sofort war die ganze Nachbarschaft auf den Beinen und ohne weiter zu fragen, stürzten alle sich über das arme Weib Micheletti her, das geschlagen und getreten wurde und sich flüchtete. „Dalli alla strega“ (drauf, gebt es der Hexe) — mit diesem Rufe stürzte die Menge hinter dem gehetzten Weibe her, welches sich in die Kirche Santa Maria del Konigliu flüchtete, wohin ihr die Wütenden folgten, um sie zu zerreißen. Das unglückliche, am Hochaltar kniende Weib flehte um Gnade — umsonst, die wütenden Megären rissen ihr das Haar aus, traten sie und schlugen sie, bis der Priester herbeikam, der aber auch umsonst sich den Tobenden entgegenstellte und selbst bedroht wurde und sich zurückziehen mußte. Der Haufen ergriff nun die Micheletti und schleppte sie unter fortwährendem Schreien und Schlagen zur Wohnung der Francioni zurück, die vier Treppen hinauf zu dem kranken Kinde. Was

[1]) Lepechin, Tos Reisetagebuch.
[2]) Jeffowin, Die Samojeden ꝛc.
[3]) Castren in „Lowrenowmik“ 1846.
[4]) Nach dem Berichte der Kommission zur Erforschung des Petschoragebiets.

Digitized by Google

hier mit ihr geschehen sein würde, läßt sich nicht sagen; aber zum Glück erschien noch die Polizei mit dem Delegaten Omodei an der Spitze, um die halbtot Gemißhandelte zu befreien, die dann schwer krank zu Bette lag. Außer dem gerichtlichen Nachspiele hatte diese Geschichte noch ein andres: Die Weiber, welche in der Kirche der Micheletti die Haare ausgerauft hatten, verbrannten dieselben unter besondern Beschwörungsgesängen, wodurch dem kranken Kinde geholfen sein sollte.

Mailand, 1. August 1891. F. Bürkli-Wyß.

Aus allen Erdteilen.

— Birma. Der kleine Shanstaat Kaiamtschaing ist, wie der Mandalay Herald meldet, unter britische Oberhoheit gestellt worden. Derselbe dehnt sich zu beiden Seiten des Mekong aus und über den östlichen Teil behauptete bisher Siam Hoheitsrechte zu besitzen.

— Statistik der evangelischen Missionen (1889):

I. Asien.		
Vorderasien	43000	Heidenchristen [1])
Britisch Indien . .	700000	„
Niederl. Indien . .	185000	„
China	75000	„
Japan	45000	„
Sa.	1048000	
II. Afrika:		
Nordafrika	6500	Heidenchristen
Westafrika	115000	„
Südafrika	355000	„
Ostafrika	6000	„
Afrik. Inseln . . .	300000	„
Sa.	782500	
III. Ozeanien:		
Australien	800	Heidenchristen
Neuseeland	25000	„
Melanesien	18500	„
Mikronesien	10000	„
Polynesien	228000	„
Sa.	282300	
IV. Amerika:		
Grönland u. Labrador	10000	Heidenchristen
Nordam. Indianer .	130000	„
Westindien	407000	„
Centr. u. Südamerika	140000	„
Sa.	687000	
Gesamtsumme	2799800	

Auf die deutschen Missionen kommen von dieser Gesamtsumme 232714. Die Zahl der sämtlichen evangelischen Missionare (ordinierte und nicht ordinierte) beträgt zirka 4000, die der selbständigen weiblichen Mitarbeiterinnen zirka 1400. Deutsche Missionare sind 561. Die Gesamteinnahmen der evangelischen Mission betragen zirka 40 Mill. Mark. Die Hauptbeiträge kommen auf England und die Vereinigten Staaten. Deutschland liefert zirka 3 Mill. (inkl. Schweiz).

Mitarbeiter aus den Eingebornen (Pastoren, Evangelisten, Katechisten, Lehrer) zählt die evangelische Mission zirka 30000; Schulen aller Grade 14000; Schüler und Schülerinnen zirka 750000. W—k.

[1]) Die evangelische Mission zählt nur die aus den Eingebornen (Heiden) gewonnenen Christen; die katholische giebt stets die katholische Bevölkerung (also inkl. Kolonisten rc.).

— Die Indianerstämme Guayanas. „Es giebt fast keine Indianer in Guayana mehr", ist ein häufig gehörtes Wort. Dagegen wendet sich jetzt (Bull. Soc. de géogr. 1891, p. 116) der gründliche Kenner des Landes, H. Coudreau, „Für mich", sagt er, „giebt es heute in unsrer Kolonie (Französisch Guayana), wenn nicht mehr, doch sicher ebenso viele Indianer als zur Zeit der Entdeckung. Kein einziger Stamm ist ganz ausgestorben; nur die alten Völkerschaften haben sich mehr oder minder untereinander verbunden; sie haben sich vermischt, wieder zerlegt u. s. w., haben mit einem Wort im Verlauf von drei Jahrhunderten die verschiedensten ethnographischen Wandlungen durchgemacht, aber sie sind nicht verschwunden. Sich selbst überlassen, haben sie Zeit gehabt, ihre Kriege untereinander auszufechten und einander zu verzehren; aber sie verringerten sich nicht an Zahl; denn die Vermehrung bei den Siegern glich den Verlust bei den Besiegten aus. Nur die Stämme, die sich vor den fremden, weißen Eindringlingen an der Küste zurückzichen mußten, haben sich in die Gebirge im Innern und an die oberen Zuflüsse der Hauptströme zurückgezogen. Das alles und ein zweijähriges Reisleben, der Besuch von 30 Stämmen, sowie das Studium der alten Quellen befähigen mich in meiner Ansicht."

Coudreau zählt 53 Stämme in Französisch Guayana auf, von denen 16 an der Küste und 37 im Innern lebten und leben. Heute sind davon noch 18 bekannt, in denen die übrigen aufgegangen sind. Sie wohnen zwischen dem Aequator, dem Maroni-Tapanahoni, dem Meere und dem 58. Grad westl. L. von Paris. Ihre Zahl schätzt Coudreau auf 50000.

— Die Sterblichkeit unter den indischen Mekkapilgern ist eine ganz ungewöhnlich hohe; über ein Drittel der Pilger, welche Bombay verlassen, kehrt nie wieder zurück. Von 1885 bis 1890 verließen 64638 Pilger Bombay und 22449 kamen nicht wieder. Diese große Anzahl der Fehlenden geht an Seuchen, Hunger und, wie die „Times of India" sagt, durch Ermordung zwischen Dschedda und Mekka zu Grunde. Schon auf den überfüllten Schiffen, sowohl auf dem Hin- als dem Rückwege, starben viele, denn der Raum, der für einen Pilger zur Verfügung steht, beträgt an Bord nicht mehr als 6 Fuß in der Länge und $1^1/_2$ Fuß in der Höhe. Die indischen Gesundheitsbeamten schreiten jetzt gegen diese Zustände ein, welche der Verbreitung der Cholera nur zu günstig sind.

— Die Interglacialzeit in Rußland. Der Blockschutt, welcher ganz Mittelrußland bedeckt, ist nach der Ansicht der russischen Geologen nur die Grundmoräne der Eiskappe, welche sich in der Glacialzeit von Skandinavien und Finnland im Norden bis zur Breite von Kiew und Poltawa im Süden erstreckt. Professor Pawlow, der mit der geologischen Aufnahme der Gegend von Nischni Nowgorod beschäftigt war, wies zuerst vor einigen Jahren Spuren einer Interglacialzeit, einer mildern Periode, zwischen den Glacialablagerungen jenes Gouvernements nach. Ähnliche Ablagerungen wurden aus den Gouvernements Poltawa und Tschernigow nachgewiesen. Weitere Bestätigungen hat neuerdings N. Krischtafowitsch

Digitized by Google

beigebracht. Nach einer gründlichen Untersuchung der quartären Ablagerungen von Troitzkoje an der Moskwa, westlich von Moskau, gelangte er zu der Ansicht, daß diese Ablagerungen einer Interglacialzeit angehörn, während welcher Mittelrußland eine Flora und Fauna besaß, welche der heutigen ganz ähnlich waren; doch war das Mammut vorhanden. Die von Krischtafowitsch beschriebenen Schichten sind lacustrinen Ursprunges; sie sind mit zweifellosen Eisspät ablagerungen überdeckt und liegen wiederum auf Glacialsanden mit nordischen Blöcken. Eine nähere Untersuchung, namentlich mit Rücksicht auf die Schwankungen, das Vor- und Rückwärtsgehen der Eisdecke, wie wir es in Grönland und bei unsern Gletschern beobachten, ist noch notwendig, um festzustellen, daß es sich nun eine wirkliche Interglacialzeit handelt (Nature).

— Das Gebirgsland an Olekma und Witim, zwei mächtigen rechten Zuflüssen der Lena in Ostsibirien, ist im verflossenen Jahr von dem russischen Geologen W. A. Obrutschew untersucht worden. Die Verhandlungen der Londoner Geographischen Gesellschaft (1891, S. 506) berichten darüber Folgendes. Die Region, welche jährlich 15000 bis 18000 Pfund Gold liefert, war bisher nur oberflächlich bekannt und ist jetzt durch Obrutschews auch in orographischer Beziehung näher erforscht worden. Man wußte, daß der Witim etwa 56 km oberhalb seiner Vereinigung mit der Lena aus einer Schlucht hervortritt, die in ein 80 bis 110 km breites, sich von SW nach NO erstreckendes Hochland eingeschnitten ist. Kropotkin hatte dieses das Patom Plateau genannt. Es erreicht eine mittlere Höhe von 1200 m, besteht aus Granit und Gneis, ist in verschiedene Rücken getrennt, die mit abgerundeten Höhen von ungefähr 1500 m Höhe besetzt sind.

Obrutschew hat jetzt gefunden, daß nun den westlichen Ausläufern der Patom-Hochlande nach WSW hin sich eine Anzahl Parallelrücken mit Höhen von 1000 bis 1200 m hinziehen. Er untersuchte mindestens fünf solcher Ketten, die sich auch weiter nach Osten verfolgen lassen und so eine Reihe von Erhebungen darstellen, welche das Hochland fast rechtwinkelig kreuzen. Der wichtigste dieser Rücken, den Obrutschew nach Kropotkin benannte, trägt den Wbeklin Pik (1370 m), den Nakatami Pik (1280 m) und den Kremnowji Pik (1430 m). Alle diese Parallelrücken entstanden durch Faltung der untersilurischen und vorsilurischen (cambrischen ?) Schichten.

Hiernach scheint, daß in Ostsibirien sich die gleichen Verhältnisse finden, die Wyschtschew in Turkestan beschrieben hat, nämlich, daß, abgesehen von massiven Erhebungen, die in nordöstlicher Richtung streichen, parallel der Grenze des großen mittel- und ostasiatischen Hochlandes, eine Reihe späterer Erhebungen in senkrechter Richtung zu derselben (nordwestlich oder westnordwestlich) stattfanden und somit eine überraschende Gleichheit in der Struktur in dem ganzen Alpengürtel besteht, der im Nordwesten das große zentralasiatische Plateau umgiebt. — Obrutschew hat auch die Erscheinungen der Eiszeit in den Patomhochlanden studiert. Seine zahlreichen Beobachtungen über die goldführenden Schichten geben zum erstenmal einen Einblick in den Zusammenhang derselben mit den glacialen und nachglacialen Ablagerungen.

— Australische Eisenbahnen. Die Regierung der Kolonie Südaustralien hat am 25. März 1891 mit einem Syndikat englischer Geldmänner ein wichtiges Übereinkommen getroffen. Das Syndikat übernimmt den Bau einer ungefähr 850 km langen Eisenbahn von Port Augusta westlich nach Port Eucla, und erhält anstatt Barzahlung ausgedehnte, durch weitere Verhandlungen festzustellende Landkomplexe zu Seiten des Bahnkörpers entlang als freies Eigentum. Port Augusta mit 760 Seelen ist eine Hafenstadt an der Spitze des Spencer-Golfs und Port Eucla ein unbedeutender Ort auf der Grenze der Kolonie Süd- und Westaustralien an der großen australischen Bucht. Dadurch Syndikat hat sich gleichzeitig mit der Regierung der Kolonie Westaustralien über den Bau einer ungefähr 1125 km langen Eisenbahn von Albany nach Port Eucla unter ähnlichen Bedingungen geeinigt. Albany ist eine Hafenstadt mit 1200 Seelen am King Georges Sound an der Südküste von Westaustralien.

Das von diesen beiden Bahnen zu bestreichende Land hat allerdings wenig Wert. Es ist, soviel darüber bekannt, meist an Wasser armer Sandboden mit viel Scrub (Gestrüpp), vielleicht existierenden Mineralien. Da Albany durch eine 550 km lange Eisenbahn mit Perth, der Hauptstadt Westaustraliens, verbunden ist, so werden nach Vollendung beider Bahnen, worüber aber wohl acht Jahre vergehen mögen, die Hauptstädte der australischen Kolonieen, also Perth, Adelaide, Melbourne, Sydney und Brisbane, durch Eisenbahn verbunden sein.

Die große transkontinentale Eisenbahn der Kolonie Südaustralien, welche von Port Adelaide aus durch Zentralaustralien nach Port Darwin an der Nordküste des Kontinents laufen soll, ist jetzt in der Länge von 1188 km bis Angle Pool oder Mount O'Halloran in 27° 30′ südl. Br. und 135° 25′ östl. L. von Greenwich fertig. Da der Kolonie die Gebundtist fehlen für den Weiterbau stehen, so verhandelt die Regierung jetzt ebenfalls mit einem Syndikat englischer Kapitalisten, welches, gegen Überweisung beträchtlicher Landstrecken auf Seiten des Bahnkörpers, den Ausbau der Bahn übernehmen will. Greffrath.

— Die Bevölkerung Serbiens. Die vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dezember 1890 sind veröffentlicht worden: Danach gab es im Königreiche 71 städtische und 1199 Dorfgemeinden. Bei der Zählung der Häuser und der auf dieselben entfallenden Einwohnerzahl ergab sich die Thatsache, daß in der Stadt 5,8, auf dem Lande 6,5 Bewohner auf ein Haus entfallen. Dieses in den übrigen europäischen Staaten umgekehrte Verhältnis erklärt sich durch die Hausgenossenschaft (Zadruga), das kommunistische Beisammenleben großer Familien. Die Gesamtbevölkerung, welche vor 6 Jahren 1 901 736 betrug, ist auf 2 172 814 Seelen gewachsen, was einer jährlichen Zunahme von 2,37 Proz. entspricht. Die städtische Bevölkerung allein ist um 19,86 Proz. gewachsen, wobei auf die Hauptstadt Belgrad der Löwenanteil fiel. Sie stieg von 35 483 Einwohnern in 1884 auf 54 458 Einwohner. Über 10 000 Einwohner haben nur noch Wranja (11 591), Kragujewatz (11 932), Nisch (19 970), Pirot (10 108), Požarewatz (11 216), Leskowatz (12 264). Die größte Dichtigkeit zeigt der Donaukreis mit 80 Einwohner auf den Quadratkilometer (wegen der Hauptstadt). In der Krajina leben nur 28 Menschen auf dem Quadratkilometer.

— Bevölkerung der Kanalinseln. Der Census für dieselben vom 5. April 1891 liegt vor. Danach hat die Insel Jersey eine städtische Bevölkerung von 28 853 Einwohnern, sie zeigt gegen das Jahr 1881 eine Zunahme von 933 Seelen. Was Guernsey betrifft, so sind die Ziffern schon vollständig angegeben und danach zählt die Insel 35 218 Einwohner. Aurigny (so ist die amtliche Schreibart) hat 1843, darunter eine englische Besatzung von 451 Mann, Sercq 572, Herm 38 und Jethou nur 6. Herm gehört dem Fürsten Blücher von Wahlstatt. Mit Ausnahme von Guernsey, welches um 2839 Einwohner seit der letzten Zählung zunahm, haben die Inseln an Einwohnerzahl abgenommen. Die Stadt Saint-Pierre-Port zählt 17041 Einwohner.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LX. **Globus.** Nr. 12.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Versuch einer Geschichte der Ureinwohner von Rio Grande do Sul.

Von Dr. H. v. Ihering in Rio Grande do Sul.

I.

Über die Geschichte Brasiliens und der La Platastaaten liegen so zahlreiche und gediegene Arbeiten vor, daß es niemand schwer fallen kann sich darüber zu unterrichten. Anders aber steht es um die Kenntnis der Urbewohner, ihrer Geschichte und Kultur. In historischen Werken sind denselben nur wenige dürftige Worte gewidmet, die vielleicht kaum vom Standpunkte jener Studien aus genügen mögen. Heutigen Tages aber kann eine so einseitige Behandlung nicht mehr befriedigen; Anthropologie und Ethnologie haben sich als ebenbürtige Schwestern der Geschichtsforschung zur Seite gestellt, und wie dieselben aus dem Studium der Naturvölker wertvolle Schlußfolgerungen für die Urgeschichte menschlicher Kultur ableiten, so erheischen sie andererseits auch eine Neubearbeitung der älteren Geschichte dieser großenteils erloschenen oder halb zivilisierten Stämme, durch welche das ältere unvollkommene Bild allseitig ergänzt und ausgeführt werden muß.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist hinsichtlich der Ureinwohner Brasiliens noch sehr viel zu thun übrig. Uns vermitteln stehen einander die alten Schilderungen aus der Zeit der Conquista und die linguistischen und ethnologischen Darlegungen neuerer Reisenden gegenüber. Prähistorie und Ethnologie sind völlig getrennte, aufeinander trotz der Einheit des Untersuchungsobjektes nicht Rücksicht nehmende Gebiete, während die historischen Forschungen wieder ihrerseits ganz einseitig vorgehen. Von vielen Stämmen Brasiliens wissen wir wenig mehr als die Namen und einige dürftige Angaben über Wohngebiet und Beschäftigung, dazu günstigsten Falles eine kleine Wörtersammlung; wie viel unbefriedigender erst stellt sich das Verhältnis für jene jetzt erloschenen Stämme, von denen uns wenig mehr als Name und Wohngebiet überliefert worden ist! Hinsichtlich der ältesten Geschichte der Urbewohner von Peru und Mexiko haben alle die verschiedenen oben genannten Disziplinen einander in die Hände gearbeitet und auch für Venezuela und für Nordamerika ist in dem von mir angedeuteten Sinne schon viel geschehen. Nicht so in Brasilien. Eine ganz besonders wertvolle Förderung hat die Ethnologie Brasiliens durch die Xingueexpeditionen v. d. Steinens erfahren, aber die älteste Geschichte dieser Stämme bleibt uns dunkel.

Wesentlicher Fortschritt in dieser Richtung dürfte wohl nur durch fortgesetzte Studien im Lande selbst zu erzielen sein, welche für die betreffenden Regionen sowohl die geschichtlichen und prähistorischen Überlieferungen sammeln und zu kombinieren suchen, als auch die Herkunft der noch vorhandenen Indianerelemente zu enträtseln bestrebt sind. Ich habe in diesem Sinne seit Jahren mich um die Geschichte der Urbewohner von Rio Grande do Sul bemüht, auch einzelne kleine bezügliche Mitteilungen veröffentlicht, die aber teilweise von am La Plata wirkenden Forschern beanstandet worden. Es ist ja ganz wohl denkbar, daß wir in Brasilien zu teilweise andern Ergebnissen gelommen sind als die Gelehrten am La Plata, dann kann ja aber eine Klarlegung der Differenzen nur hierlich sein. In der deutschen Litteratur vollends findet es ganz an einschlägigen Arbeiten und da die zum Teil sehr wenig verbreiteten, in portugiesischer Sprache gedruckten Werke brasilianischer Autoren dort kaum besonders bekannt sein dürften, so wird eine Zusammenstellung dessen, was uns zur Zeit als bekannt und richtig erscheint, gewiß von Nutzen sein.

In Rio Grande do Sul leben zur Zeit wenig mehr als 1000 Indianer. Dieselben wohnen am oberen Uruguay in einer Anzahl kleiner staatlich beaufsichtigter „Aldeamentos“ und werden als „Coroados“ bezeichnet. Sie haben, wie schon R. Hensel hervorhob, offenbar keine besondere Bedeutung gehabt in der Geschichte von Rio Grande, denn keinerlei Ortsbenennungen, Pflanzen- oder Tiernamen sind ihrer Sprache entnommen. Sie scheinen erst in relativ später Zeit von San Paulo her gen Süden verdrängt oder eingewondert zu sein, was ich weiterhin besonders nachweisen

Digitized by Google

will. Daß aber ein guter Teil indianischen Blutes mit in die brasilianische Landbevölkerung aufgegangen ist, davon habe ich mich in der Bevölkerung, in deren Mitte ich wohne, an der Mündung des Rio Camaquam in die Lagoa dos Patos zur Genüge überzeugen können. Auch ihre alten Industrien und die dabei üblichen Namen, und unzählige Bezeichnungen der Tiere, Pflanzen, Orte ꝛc. haben diese alten Bewohner des Landes uns überliefert. Alle diese Wörter sind der Guaranisprache entnommen, ebenso auch am La Plata und ihr also müssen auch diese in die heutige Bevölkerung übergegangenen Stämme angehört haben. Wenn uns berichtet wird, daß zu Anfang des 16. Jahrhunderts Spanier wie Portugiesen an der ganzen Küste des östlichen Südamerika, vom Orinoko bis zum La Plata, die verschiedenartigen Stämme im Besitze einer gemeinsamen, von den Eroberern Guarani genannten Sprache antrafen, so würden wir auch, ohne von solchen Angaben Kenntnis zu haben, mit Notwendigkeit doch zur gleichen Erkenntnis kommen, wenn wir die identischen Bezeichnungen für bestimmte Tiere und Pflanzen on so weit voneinander entfernten Orten uns zu erklären versuchen wollten.

1. Geschichtliche Überlieferungen.

Bevor wir auf die Geschichte dieser Stämme eingehen können, wird es ratsam sein, die Geschichte der Entdeckungen dieser Länder kurz zu berühren. Das Gebiet der früheren Provinz, heute Staates von Rio Grande do Sul, bildete nicht, wie jenes der andern Provinzen Brasiliens, von Anfang an eine jener Capitonias, die teils on hervorragende Edelleute vergeben, teils als Staatseigentum verwaltet wurden. Erst sehr spät überhaupt hat sich Portugal um Rio Grande do Sul bekümmert, und dasselbe dann der Generalcapitonia von Rio de Janeiro unterstellt. Erst 1807 wurde eine selbstständige Generalcapitania San Pedro do Rio Grande do Sul geschoffen, zu welcher anfangs auch St. Catharino noch gehörte. Da sich lange Zeit hindurch weder Spanien noch Portugal um diese Gebiete bekümmerten, so unterlagen sie während des 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts überhaupt keiner Verwaltung. Beide jesuitischen Mächte erhoben darauf Anspruch, doch blieben die Spanier Herren der Küste und so kam es, daß beide südlichste Provinzen Brasiliens anfangs dem Governador von Paraguay unterstellt waren. Gay bemerkt hierüber (S. 15), daß zwischen 1530 bis 1534 Kämpfe stottfonden zwischen Portugiesen und den Spaniern unter Ruy Garcia Mosqueira, wobei letztere die portugiesische Kolonie St. Vicente, d. h. also die Küste von S. Paulo, besetzten und sich dann in St. Catharino niederließen. 1540 nahm der spanische Governador von Paraguay, Alvar Nunes Cabeça de Vacca, Besitz von Cananea an der Küste von Paraná und hier besond sich dann die nördliche Grenze von Paraguay. Cabeça de Vacca zog dann zu Land von St. Catharino nach Paraguay.

Man schreibt in Brasilien die Entdeckung dieses Landes allgemein dem Portugiesen Cabral zu, obwohl schon einige Monate früher, schon im Jahre 1499 zwei Spanier die Küste erreichten. Erst neun Jahre später, 1509 entdeckte Solis den La Plata, an dessen Gestaden ihn später die Charruas erschlugen. Damit war im wesentlichen die künftige Trennung der Kolonisationsgebiete gegeben, nur die Grenzgebiete Uruguay und Rio Grande do Sul blieben zunächst streitig, wie sie denn ja auch noch bis in unser Jahrhundert hinein für zahlreiche kriegerische Verwicklungen als Zankapfel den Anlaß bildeten. Obwohl nun die Portugiesen schon 1680 durch Gründung der Colonia do Sacramento in Uruguay ihre Interessensphäre ostentativ bis an die Mündung des La Plata vorschoben, so nahmen sie doch erst 1715 effektiv Besitz von Rio Grande do Sul, indem sie von Laguna in St. Catharino aus zwei Expeditionen nach Rio Grande ausrüsteten. Die eine derselben mißlang, die andre erreichte glücklich den La Plata und stieß auf dem Rückwege auf eine andre in gleicher Absicht von den spanischen Jesuiten ausgesandte, aus jesuitisierten Indianern bestehende Expeditian. Dieses Zusammentreffen und die daran sich anschließenden Reklamationen der Portugiesen hatte die Folge, daß die Jesuiten, welche bereits auf riograndenser Gebiete, also am linken Ufer des Uruguay, sieben Missionen gegründet hatten, sich nicht weiter noch Osten hin ausbreiten trochten, dagegen verblieben ihre Missionen zunächst unter spanischer Oberherrlichkeit. Erst 1737 begann die militärische Okupation von Rio Grande durch portugiesische Streitkräfte.

Wie Handelmann (Geschichte von Brasilien, Berlin 1860, S. 490) angiebt, ist indessen schon im 17. Jahrhundert Rio Grande teilweise von S. Paulo aus besiedelt worden, auch gelang es den Kaufleuten von Santos einen vorteilhaften Handel mit den eingeborenen Stämmen zu unterhalten; ihnen folgten Missionare und so woren schon um 1680 auf dem Gebiete von Rio Grande einige kleine Ortschaften gegründet. Jedenfalls haben aber wohl außer diesen und bekannten Handelsbeziehungen schon im 16. Jahrhundert solche auch mit den Bewohnern von Rio Grande bestanden. In alten Bezahlungsplätzen aber Ansiedlungen der Indianer, und zwar im Urwaldgebiete von Rio Grande do Sul haben wir schon mehrfach sorfältige, sogenannte Aggtperlen gefunden, welche, wie Tischler [1]) an einer besonders großen und schönen von mir erhaltenen nachwies, ihrer Technik nach altvenetianischen Ursprungs sind. Sicher sind derartige Perlen in Venedig am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts hergestellt worden, ob auch noch später ist nicht bekannt und wegen der andertweiten dann in Mode kommenden Verfahren nicht wahrscheinlich. Zu solchen älteren Importartikeln zähle ich auch die spärsamen Funde einzelner als Zierat dienender Blättchen von Silber und Kupfer, welche hier und da, zum Teil in Gräbern, aufgefunden wurden. Die Indianer Rio Grandes haben in bezug auf industrielle Leistungen stets einen sehr niedrigen Rang eingenommen, und es muß zur Fabrikation von großen Urnen, Steinwaffen ꝛc. gebracht, so daß wir noch allem was uns bisher von Altertümern vorliegt, solche Metallstückchen selbst dann als importierte Handelsartikel ansehen müßten, wenn wir nicht in jenen venetianischen Perlen viel beredtere Zeugen besäßen.

Außer den kurz geschilderten Unternehmungen der Spanier und Portugiesen woren es vor allem auch die Bestrebungen zu den Jesuiten, welche die Geschicke der Indianer von Rio Grande und der angrenzenden La Platagebiete bestimmten, und wir müssen auch auf sie hier um so eher eingehen, als gerade die mancherlei meist in Guaranisprache gedruckten Veröffentlichungen oder Manuskripte der Jesuiten zu den wertvollsten Quellen gehören, die wir über die Indianerstämme unsres Gebietes besitzen. Natürlich beabsichtige ich hier nicht die besonnte Geschichte des Jesuitenreiches in Südamerika zu wiederholen, sondern neben kurzem Hinweis auf die speziell für Rio Grande wichtigen Momente diejenigen Thatsachen mitzuteilen, welche bisher nicht oder kaum mitgeteilt wurden. Ich halte mich dabei vorzugsweise an das Werk des Paters J. P. Gay, Historia da Republica jesuitica do Paraguay, Rio de Janeiro 1863. Da Gay lange Jahre in S. Borja, in der Gegend also dieser alten Missionen lebte und vielerlei ungedruckte Guaraninanuskripte der Jesuiten benutzen konnte, und gerade diese offenbar den wertvollsten Teil seines Buches bilden, so ist sein Werk unentbehrlich für Rio Grande do Sul offenbar die wichtigste Quelle zum Studium der Geschichte und Kultur der Eingeborenen.

[1]) O. Tischler, über Aggtperlen. Sitz. Ber. phys.-ök. Ges. Königsberg. XXVII, 1886.

Digitized by Google

João Dias de Solis, welcher 1509 die Mündung des La Plata entdeckt hatte, kehrte 1515 dorthin zurück. Bei St. Lusia traf er am nördlichen Ufer des La Plata, in geringer Entfernung von Montevideo, auf Indianer, mit denen er in Verkehr treten wollte, welche aber ihn und einen Teil seiner Mannschaft erschlugen. Es waren dies Charruas, ein umherstreifender Stamm, welcher damals die Gegend zwischen dem Uruguay und Maldonado bis etwa 30 geographische Meilen landeinwärts und gen Norden besetzt hielt. Auch Solis' Nachfolger, Gaboto, schildert um 1530 die Guaranistämme des La Plata als kriegerisch, stolz, grausam und hinterlistig. So kam es, daß die Spanier 1539 ihre kurz zuvor gegründeten Niederlassungen bei Buenos Ayres aufhoben und von da ab bis 1580 nur in Paraguay Niederlassungen gründeten, weil dort die Wilden im allgemeinen friedfertiger waren. Hier erwiesen dann die Spanier rasch gute Erfolge und traten nach mancherlei Wechselfällen in gute Beziehungen mit den Indianern. So lagen die Verhältnisse als 1610 die Jesuiten nach Paraguay kamen, wo sie zumal in der Provinz Guayra eine so ersprießliche Thätigkeit in der Zivilisierung der Wilden entfalteten, daß sie 1631 dort 31 Reduktionen hatten. Trotzdem konnten dieselben nicht gedeihen, weil die in S. Paulo ansässigen Portugiesen in Verbindung mit den Tupyindianern Paraguay als günstigstes Ziel für ihre auf Erlangung von Sklaven berechneten Raubzüge ansahen. Diese als „Mamelucos" bezeichneten Paulistas raubten nach d'Orbigny allein während der Jahre 1628 bis 1631 aus den Reduktionen der Jesuiten über 60000 Menschen. Sehr wahr sagt daher das brasilianische Sprichwort: Nicht der Teufel fügt dem Menschen Übles zu, sondern ein Christ dem andern.

Unter diesen Umständen entschloß sich der Pater Maseta mit dem Reste seiner Gläubigen Paraguay zu verlassen und 1200 km weiter südlich zu ziehen, wo zwischen dem Uruguay und Parana bereits jahrelange andre Missionen bestanden und somit eher Hoffnung auf erfolgreiche Verteidigung gegen die Mamelukenwar. Dieser Zug mit über 15000 Menschen durch das Dickicht der Urwälder gehört zu den großartigsten Leistungen, welche die Geschichte in dieser Art kennt. Nicht Xenophon mit seiner tapfern Schar, nur Mosés, der ein ganzes Volk aus der ägyptischen Sklaverei der Heimat wieder zuführte, kann dem wackern Pater Maseta verglichen werden.

Nach vieler Mühsal gelangte der Zug an den Salto de Guayra, die großen Katarakte des Parana, wo die ganze Masse des großen Stromes plötzlich von 4500 m auf 66 m sich eingezwängt sieht, tosend etwa 18 m tief abfällt und noch auf 30 Meilen hin mit Wasserfällen weiter stürzt, einen Lärm erzeugend, den man auf acht geographische Meilen hin hört. In der Gegend dieser Fälle gingen die Lebensmittel zu Ende, welche auf dem Rücken mitgeschleppt wurden und von denen man nicht hinreichenden Vorrat mitnehmen konnte, weil die Weiber ihre Kinder, viele Männer aber Greise und Kranke trugen. So verteilten sich die Männer in die Waldungen um Nahrung zu schaffen, wobei selbst Schlangen und andres Ungeziefer nicht verschmäht wurde, was neue Erkrankungen und Todesfälle zur Folge hatte. Viele starben so unbeachtet in der Wildnis, willkommene Beute für die zahlreichen Raubtiere, welche, wenn es ihnen an Leichen fehlte auch unter den Lebenden große Verheerungen anrichteten. Pater Maseta war der Verzweiflung nahe, als Gott seine heißen Gebete erhörte und ein großes Boot leer ans Ufer antrieb, mit dessen Hilfe unter Hinzunahme von Flößen alle glücklich am andern Ufer landeten. Zwar waren sie hier um ihren auf den Fersen ihnen folgenden Peinigern entgangen, allein die Bewohner der Gegend fingen von den nach Nahrung umherstreifenden Leuten noch mehr als 2000 ab. Endlich kam man in Loreto, dem Reiseziele an, wo bereits eine Mission bestand und Rindvieh in großer Menge vorhanden war. Da aber die ausgehungerten Indianer im Fleischgenusse zu unmäßig waren, brach die Ruhr aus, so zwar, daß über 40 Personen täglich starben, bis die neuangelegten Pflanzungen heranreiften. Mit den noch übrig gebliebenen 12000 Menschen begannen nun 1631 die Jesuiten am Parana und Uruguay neue Reduktionen anzulegen.

Es ist bekannt, wie glücklich in der Organisierung und Verwaltung ihrer Missionen nunmehr die Jesuiten waren, und wie auch sieben solcher Missiones auf ringraubender Gebiete angelegt wurden. Nie früherhin wieder haben Spanier oder Portugiesen es verstanden, irgendwo die Eingeborenen auf eine solche Höhe der Entwicklung zu bringen als die Jesuiten in den reichgelegenen Ländereien. Nicht nur, daß Ackerbau und Viehzucht reiche Erträge gaben und das materielle Wohl ihrer Pfleglinge geschert war, selbst zu großartigen Kunstleistungen waren diese anstelligen Wilden zu brauchen. Welch ein Gegensatz! Heute eine ungebildete, halbverkommene arme Bevölkerung, wo vor 150 Jahren die Jesuiten beim Bau stolzer Kathedralen alles mit indianischen Arbeitern und Künstlern fertigten, von den Steinmetz-, Zimmererarbeiten ꝛc. bis zu den Glocken, Orgeln, Altargemälden und den in eigenen Druckereien hergestellten Büchern! Auch nach der militärischen Seite traf die Voraussicht der Jesuiten ein. Als die Paulisten auch über St. Catharina und Rio Grande ihre Raubzüge nach dem neuen Missionsgebiete ausdehnten, trafen sie schon im Matto Castellano die Wachen der Jesuiten, welche sich zur Warnung eilig zurückzogen, und als die Räuberbere am Ziele anlangten, trafen sie auf einen wohlbewaffneten starken Feind, der sie mit blutigen Köpfen heimschickte.

Diese Waffentüchtigkeit wurde bekanntlich, wie wohl mit geringerem Erfolge auch im 18. Jahrhundert bethätigt in den Kämpfen, durch welche der Jesuitenstaat der Ausführung des Traktates von 1750 sich widersetzte, doch waren und blieben die Jesuiten so sehr die geistigen Urheber und Leiter der neuen Zivilisation, daß diese in sich zusammenbrach als 1768 der Gouvernador von Buenos Ayres das zuerst 1759 in Portugal, dann 1767 auch in Spanien erlassene Ausweisungsgesetz gegen die Jesuiten zur Ausführung brachte. Die Patres stellten sich willig und wurden nach Italien eingeschifft. Ihre Schutzbefohlenen, über 100000 an Zahl, verkamen rasch unter der nachlässigen, unfähigen Verwaltung der Spanier; die mancherlei kriegerischen Verwicklungen der Missionen, auch die Blattern ꝛc. thaten das Übrige. Die sieben Missionen auf Rio Grandes Gebiete waren in ihrer Bevölkerung von ungefähr 30000 Seelen zur Zeit der Jesuiten schon 1801 auf 14000 und 1825 auf 1847 Seelen zurückgegangen. Die nun folgenden drei Kriegsjahre zerstreuten diesen Rest vollends; ein Teil derselben vereinigte sich mit den Charruas und nur wenige Familien dieser Indios missoneiros haben sich noch in der Alden de S. Vicente erhalten.

Bei dieser Sachlage ist es sehr begreiflich, daß unsre Nachrichten über die Ureinwohner von Rio Grande wenigstens bezüglich des 16. Jahrhunderts überaus dürftig sind, oder vollkommen fehlen. Selbst über die La Plataindianer sind viele älteren Quellen schon um deswillen sehr unvollkommen, weil die Conquistadores nur in feindliche Berührung mit ihnen kamen. Dagegen ist für den Anfang des 17. Jahrhunderts, zumal durch die Jesuiten, die Litteratur eingehender und ich stelle hier zunächst nach Gay das Bezügliche zusammen, wobei ich auf die nächst angrenzenden Gebiete mit Rücksicht nahm, nicht aber auf die weiter entlegenen.

1) Guaranis. Zwischen den Flüssen Parana und Paraguay und zwischen ersterem und dem Uruguay war die überwiegende Mehrzahl der Bewohner aus Guaranis gebildet. Obwohl wesentlich von Jagd und Fischfang lebend, trieben

Digitized by Google

sie teilweise doch auch etwas Ackerbau. Sie waren auch eher wie die meisten andern Stämme geneigt mit den europäischen Bewohnern der benachbarten Ortschaften sich zu vermischen. Diese Einteilung ist ungeschickt, da auch fast alle folgenden Stämme Guaraniś sind.

2) Guayanas. Dieselben unterschieden sich in Sprache und Lebensweise wenig von den übrigen; sie lebten in der Nähe des Salto Grande do Paraná. Hiermit sind wohl identisch die Guayanaś der Campos von Vacacahy.

3) Tapes. Ein großer Volksstamm, welcher anfänglich war im Centrum von Rio Grande do Sul, zwischen dem Meere, dem Uruguay und der Serra dos Tapeś in Rio Grande do Sul. Sie waren groß von Statur, aber bösartig und grausam. Die Toten beerdigten sie mit ihren Hängematten, Pfeilen und andern Waffen. Die Jesuiten gewannen einen Teil von ihnen der Zivilisation. Die Reste von ihnen, welche etwa noch bestehen, sind in der Bevölkerung von Rio Grande und Uruguay aufgegangen. Auf sie weisen außer der Serra dos Tapes noch eine Landzunge und eine Insel am westlichen Ufer der Lagoa dos Patos hin, welche auch den Namen Tapes oder Taipes, wie es andre aussprechen, führen.

4) Minuanos. Zur Zeit der Conquiste bewohnten sie die nördlichen Ebenen am Parana, sowie das Territorium zwischen Parana und Uruguay bis zur Höhe der Insel St. Thé. Bedrängt von den Conquistadoreś und den Jesuiten, überschritten sie den Uruguay und beherrschten die Region im Norden und Westen von der Lagoa Mirim und der Lagoa dos Patos. Als die Portugiesen sich in Rio Grande ausbreiteten, zogen sich die Minuanos nach Westen gegen die Flüsse Vaccacahy und Cacequi zurück. Sie errichteten aus Stangen und Matten ihre Hütten. Jedes Dorf bestand aus 50 von einem Chef regierten Familien. Sie waren kortpulenter und resoluter als die Tapeś. Ihre Waffen waren Pfeil und Bogen. Sie waren geschickt in der Zähmung von Tieren und gute Reiter. Nach Azara waren die Minuanos an der Gründung von S. Borja im Jahre 1690 beteiligt, wogegen der Bisconde de S. Leopoldo diese Mission der Jesuiten aus Charruas bestehen läßt. Möglicherweise haben beide Recht, da die Minuanos von den Portugiesen, die Charruas von den Spaniern zurückgedrängt, beide in eine Art von Alliianzverhältnis traten, das Territorium zwischen dem Rio Negro und dem Rio Ibicuhy besetzt haltend, wobei die ersteren mehr am Ibicuhy, die Charruas mehr am Rio Negro sich hielten. Sie nahmen nahezu die gleichen Gewohnheiten an, so daß manche Autoren sie sogar konfundieren. Der Autor der Cosmographia Brazilien sagt, daß kurz vor der Erbauung der Missionen durch die Portugiesen die Minuanos in der Reduktion von S. Borja einfielen, da vielen Schaden anstiftend. Gegenwärtig sind sie wie die Tapeś alle zivilisiert. Die Minuanos waren es, die João de Guaray, einen der ersten Conquistadoreś, töteten.

5) Charruas. Dieser volkreiche Stamm, welcher den Entdecker des La Plata, J. de Solis tötete, grausam und kriegerisch war, herrschte zwischen der Lagoa Mirim und dem Uruguay bezw. dem La Plata. Von den Paulistas beunruhigt, die, so viele sie ihrer nur erlangen konnten als Sklaven verkauften, zogen sie sich zum nördlichen Ufer des Rio Negro und in die Gegenden der Missionen zurück, sich mit den Minuanos alliierend. Im Kriege bedienten sie sich außer Pfeil und Bogen auch der Lanzen und Schleudern, in ihren Handbalmag sie sehr geschickt waren. Diese Schleudern sind nun offenbar nichts andreś als die Bolas, auf deren Gebrauch wir noch zurückkommen. Noch heute bezeichnet der riograndenser Campbewohner diese ab und zu aufgefundenen Schleudersteine der Indianer als Bolas de Charrua. Da Charruas auch noch in den Revolutionsjahren Rio Grandeś, von 1835 bis 1844, als Hilfstruppen teilnahmen, so sind sie vielen der älteren Bewohner noch wohl in der Erinnerung, und geschichtliche Überlieferung und Tradition stehen daher hier in Einklang, ebenso auch die Archäologie, die uns gerade in Rio Grande, zumal in den Kjökkenmöddinge die Schleudersteine jener Charruas nachweist, welche sonst in Brasilien nicht angetroffen werden. Es ist mir aber sehr wahrscheinlich, daß auch die Minuanos, vielleicht auch noch andre riograndenser Stämme von den Charruas den Gebrauch der Bolas annahmen. Ich glaube daher, daß Gay irrt, wenn er (S. 56) sagt: Die letzten Charruas verschwanden durch das Blutbad, das D. Fructuoso Rivera durch seine Expedition von 1828 unter ihnen anrichtete. Es müssen vielmehr verirrende Teile derselben sich noch ein Decennium länger erhalten haben. Einiges über sie findet man bei Azara in der Memoria historica sobn a provincia de missoes von 1785. Es wird darin von einem Cajiquen Miguel Caray berichtet. Sie nehmen, heißt es da, in ihren Zelten alle Guaranis auf, welche aus den Niederlassungen fliehen und bei ihnen leben wollen, unterhalten auch gute Beziehungen mit den Spaniern und Portugiesen, denen sie gegen Geschenke die Erlaubnis erteilen, Vieh aus ihren Campos wegzutreiben. Sie widersetzen sich daher auch der Ansiedelung in Reduktionen weniger aus Abneigung gegen die christliche Religion, als aus Widerwillen gegen den Zwang, den ihrer Lebensweise die Ansiedlung in Missionen auferlegen würde.

6) Tupys. Vor ihnen, welche bei Entdeckung Brasiliens die ganze Küste in Besitz hatten, wohnten die Carijoś von S. Paulo bis zur Insel St. Catharina. Ein Stamm derselben erstiegen zuweilen bei den riograndenser Missionen, ohne aber auf friedlichen Verkehr sich einzulassen. Sie lauerten wie Tiger auf die etwa isoliert in die Waldungen sich wagenden Indianer der Missionen und wenn dieselben daher Maté aus den Wäldern holen wollten, mußten sie sich hüten, sich von ihren Gefährten zu trennen. Die Guaranis haben daher eine überaus große Angst vor den Tupys, welche ihre Phantasie mit unglaublichen Eigenschaften ausstattete; so glaubten sie z. B., daß die Tupys keine Zehen an den Füßen hätten, sondern zwei Fersen, weil aus ihren Fußspuren nicht ersichtlich sei ob sie gingen oder kamen.

7) Bugres. Von S. Paulo über St. Catharina bis zum oberen Uruguay in Rio Grande und Corrientes verbreitet. Einige durchbohren die Unterlippe wie die Botokuden, andre unterscheiden sich durch die in Art einer Krone geschnittenen Haare. Sie errichten ihre Hütten aus Pfosten und bedecken sie seitlich wie oben mit den Blättern der Anápalme, die sie Guaricanga nennen." Die Uricanapalme des Hochlandes von Rio Grande do Sul ist Geonoma gracillima.

Mit diesen Bugres irrt man Gay. Man bezeichnet in Rio Grande alle wilden Waldindianer als Bugres, im Gegensatze zu den seßhaften Indios, oder den Campindianern (Charruas und Minuanos). Es sind daher die „Bugres" nicht etwa eine Nation, sondern ein Sammelbegriff für Coroados, Botocudos und andre isolierte Waldindianer, zumal der Crens.

Nächst diesen für Rio Grande in Betracht kommenden Stämmen gab es im 16. und 17. Jahrhundert noch mehrere am Uruguay hausende Stämme, die teils wie die Chanas sich mit den Spaniern verbanden und vermischten, teils wie die Jaroś und Jarriś von den Charruas vernichtet wurden. Vergessen aber hat Gay in seiner Liste die

8) Patos. Dieses Fischervolk hauste nicht nur an der Lagoa dos Patos und zwar, wie ich denke, vorzugsweise an deren östlichem Ufer, sondern wahrscheinlich längs der ganzen Kette kleiner Binnenseen an der Küste von Rio Grande zwischen der Lagoa dos Patos und St. Catharina. Man findet in geographischen Werken zwar allgemein angegeben, die Lagoa dos Patos habe ihren Namen von den Enten, die

Digitized by Google

an ihr so massenhaft vorkämen. Nun ist aber pato nicht Ente (marecca), sondern die türkische Ente (anitina moschata), welche an der Lagoa dos Patos nicht gemein ist, es wohl auch nie gewesen ist, da sie waldige Flußufer ꝛc. vorzieht. Es könnte sich also nur um den schwarzhalsigen Schwan handeln, den man auch Pato arminho nennt, und der früher wenigstens häufig an diesem großen See vorkam, der aber eben doch keine Ente ist, sondern ein Schwan. Wenn ich nun behaupte, daß die Lagoa dos Patos nicht von Enten ihren Namen hat, sondern von den Patosindianern, so bestätigt mich darin der Umstand, daß in der ältesten Litteratur St. Catharina nicht unter diesem Namen vorkommt, sondern als „Porto dos Patos", womit also, da dort Meer und nicht ein „enterreicher Binnensee" den Hafen bespült, doch wohl auch wieder die Patosindianer gemeint gewesen sein dürften. Auch der Hafen Laguna heißt anfangs Laguna de los Patos.

Endlich finde ich noch erwähnt die Guanaos, welche in der nördlichen Hälfte von Rio Grande, sowie in St. Catharina wohnten, und über deren teilweise Bekehrung ein vom Jahre 1683 stammender Brief des Paters Garcia berichtet. Da er in ihrer Sprache sich mit ihnen unterhielt, sind sie offenbar ebenso wie alle die andern bekehrten Stämme Angehörige der Guaranigruppe gewesen. Ihre Hütten waren aus Matten von langem Stroh oder Schilf errichtet, bei Trauerfällen schnitten sie sich ein Fingerglied ab. Dies sind wahrscheinlich die von Varagnay bekannten Guanäs.

Zur Ergänzung dieser Angabe füge ich noch einige Notizen bei, die Gay einem 1612 verfaßten Werke entnahm. „Der Rio de Prata hat im Süden das Cabo branco, im Norden Cabo de St. Maria bei den Ibhas des Caffithos an seiner Mündung. Nördlich vom letzteren Kap dehnt sich die spanische Herrschaft auf 200 Leguas weit aus bis Canarea. Diese Küste ist flach und bis zur Insel St. Catharina auch ohne Schutz. Der zweite Hafen ist jener von Rio Grande, in 70 Leguas Entfernung vom Rio da Prata. Seine Einfahrt bietet große Schwierigkeit wegen der großen Strömung mit der dieser Fluß ins Meer fällt. Ist man aber eingelaufen, so ist das Wasser ruhig und behält sich aus wie ein See. Die Einfahrt ist verborgen durch eine sie verdeckende Insel [1]). An seinen Ufern wohnen mehr als 20000 Guaraniindianer, welche man dort Arachänes nennt, nicht etwa weil sie in Sprache oder Gewohnheit von den übrigen Guaranis sich unterscheiden, sondern weil sie das Haar aufsetzlent, nach oben gekämmt tragen. Es sind wohlgeformte kräftige Leute, die häufig im Kriege liegen mit den Charrnas vom La Plata, oder mit den im Innern wohnenden Guayanas, ein Name, den man allen Indianern beilegt, die nicht Guaranis sind und keine besondere Bezeichnung führen."

„Der Hafen von Rio Grande liegt unter 32°; an der Küste nordwärts giebt es noch einige Niederlassungen derselben Stämme. Das ganze Territorium enthält ausgezeichnete Weiden für Vieh. An der nicht weit abgelegenen Cordillera bemerkt man Zuckerrohr- und Baumwollenpflanzungen, auch Gold und Silber soll da vorkommen."

„Unter 24½° folgt der Hafen Laguna de los Patos mit schwieriger Einfahrt 40 Leguas von Rio Grande. Es wohnen da über 10000 zahme Guaranis, die Freunde der Spanier sind. Zehn Leguas weiter folgt die Insel St. Catharina, die sieben Leguas lang und vier Leguas breit ist und einen vortrefflichen Hafen bietet. Sie hat Berge und große Waldungen. Sie war von Guaranis bewölkert, ist jetzt aber verlassen, da die Eingeborenen sich auf das Festland zurückgezogen haben. An oberen Uruguay wohnen Guayanas, Bates, Chovas und Chovaras die alle fast einerlei Sprache reden."

Es wäre denkbar, daß die als im Innern Rio Grandes wohnhaft bezeichneten Guanaos oder Guanoas mit diesen Guayanas identisch sind, und auch der Guaranigruppe zugehörten, trotz obiger gegenteiliger Versicherung. Der Umstand, daß Pater Garcia mit ihnen gleich in ihrer Sprache reden konnte, weist darauf klar hin. Von den echten Guanas aber versichern d'Orbigny, Martius u. A., daß sie ihrer Sprache nach nicht zur Guaranigruppe gehören. Überhaupt sind in Südbrasilien wie am La Plata und in Paraguay offenbar die Mehrzahl der zahmen, resp. der Zivilisierung leichter zugänglich und in größeren Ansiedlungen lebenden Völkerschaften Guaranis gewesen. Sehr richtig bemerkt Varnhagen, daß gerade diese relativ weitgehende Übereinstimmung in der Sprache bei den Typus der brasilianischen Küstengebiete wie bei ihrer Südgruppe, den Guaranis, welche zur Bezeichnung derselben als Lingua geral Anlaß bot, in so hohem Grade den Portugiesen die Ausbreitung in dem immensen Reiche erleichterte.

[1]) Diese Insel existiert nicht mehr. Es hat sich also in den letzten 280 Jahren hier die geographische Konfiguration der Küste wesentlich verändert.

Die Hochzeitskleider einer Chinesin.

Von J. J. M. de Groot [1]).

(Mit einer Tafel.)

Von allen in China getragenen Trachten ist keine vom ethnographischen Standpunkte aus so belangreich, als jene, in welcher die Braut in das Haus des Mannes gesendet wird, welcher von nun an der Gefährte ihrer Freuden und Leiden sein soll. Von dem Augenblicke an, wo sie die Schwelle ihres Bräutigams überschreitet, ist es ihr hauptsächlichster Beruf, eine zahlreiche männliche Nachkommenschaft zu erzeugen, welche ihren Mann einer endlosen Reihe von Nachkommen verschern, die getreulich die vorgeschriebene Berechrung und die Opfer für die Ahnen vollführen. Diese Nachkommen sollen aber auch glückliche Nachkommen sein, reich beglückt durch kaiserliche Gunst in Gestalt von amtlichen Titeln und Würden, die in China der sicherste und kürzeste Weg zu einem großen Vermögen und hoher Achtung sind. Gleichzeitig sollen es Nachkommen sein, begabt mit der Eigenschaft, ein hohes Alter zu erreichen; kurz, die Braut soll auf die zahlreichen Kinder, mit denen sie ihren Eheherrn einst erfreuen soll, die drei größten Güter übertragen, welche der Chinese kennt, nämlich: fuh, Glückseligkeit, luh, kaiser-

[1]) Mit Zustimmung der Redaktion übersetzt aus dem „Internationalen Archiv für Ethnographie" IV, S. 182, wo der bekannte Sinologe dieses Hochzeitskleid nach einem Stück aus seiner Sammlung beschreibt, als treut uns, bei dieser Gelegenheit wiederholt auf das jedem Fachmanne unentbehrliche, von J. D. E. Schmeltz mit großer Umsicht geleitete „Internationale Archiv für Ethnographie" (Leiden, Verlag von P. W. M. Trap) hinweisen zu können. Die Ausstattung ist trotz des geringen Preises von 21 M. eine außergewöhnlich schöne und gediegene, wofür die heute dem Globus beigegebene, uns von dem Verleger überlassene Tafel derselben Zeugnis ablegt.

Der Herausgeber.

Digitized by Google

liche Gunst und Einkommen mit amtlicher Stellung verbunden und sodann langes Leben.

Wie aber dieses anstellen? Als das beste Mittel hierzu gilt, daß man die zukünftige Mutter an ihrem Hochzeitstage in einer Weise kleidet, welche durch den Stoff, den Zuschnitt und die Verzierungen alle die eben genannten Glücksgüter vorstellt. Dadurch wird sie befähigt, die gewünschten Dinge in ihr neues Haus einzuführen; die wohlthätigen, durch die Tracht auf sie übergehenden Einflüsse werden sich alsdann durch natürliche Vererbung der Eigenschaften auf ihre Söhne übertragen. Hieraus können wir aber ersehen, daß die Chinesen noch nicht weit genug in der Kultur vorgeschritten sind, um zwischen Symbolen und dem, was solche in Wirklichkeit vorstellen sollen, klar zu unterscheiden. Die Unfähigkeit, zwischen dem Schein und der Wirklichkeit zu unterscheiden, ist sehr natürlich bei einem Volke, dessen Zivilisation noch keine bestimmte Grenzlinie zwischen dem möglichen und unmöglichen, zwischen dem natürlichen und unnatürlichen ziehen lehrt.

Die Abbildung des Brautanzuges, wie er in Amoy und dem ganzen Süden der Provinz Fukien getragen wird, ist auf der beigefügten Tafel gegeben. Diese Tracht wird von allen Klassen des Volkes getragen, selbst von den ärmsten, die dieselbe allerdings nicht kaufen können und sie deshalb in einem Laden gegen ein geringes für den Hochzeitstag leihen müssen oder sonstwie auftreiben. In der nachfolgenden Beschreibung sind die einzelnen Teile in der Aussprache von Amoy wiedergegeben.

Der Unterrock ist von grüner glänzender Seide. Er heißt hông kòn oder „Drachenunterrock", weil (siehe Fig. 2) er vorn und hinten mit einem Drachen gestickt ist, der sich aus den Wogen erhebt und landeinwärts fliegt, um sich auf die Felder und Wiesen in Gestalt befruchtenden Regens niederzulassen; denn der Drache gilt in China seit undenklichen Zeiten als die Hauptgottheit, welche Regen- und Nahrungsfülle verleiht. Jeder Drache ist von gestickten Figuren umgeben, welche Wolken vorstellen. Zur Rechten und Linken eines jeden Ungeheuers ist eine Fledermaus eingestickt, weil die Fledermaus das Zeichen der Glückseligkeit ist und zwar wegen der Klangähnlichkeit ihres Namens fuh mit dem Worte fuh, Glückseligkeit; auch kehrt dasselbe chinesische Element = Fülle, in der geschriebenen Form eines jeden der beiden Worte wieder. Endlich steht unter jedem Drachen ein Hirsch, eine Schildkröte und ein Kranich als nachstehenden Gründen.

Der Hirsch gilt allgemein als das Zeichen des Alters, der Freude und des Geldgewinns. Der berühmte Philosoph Liu Hiang, der im ersten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung lebte, stellt in seinen „Serien von Überlieferungen über die Unsterblichen" (Lieh-sien-ch'wen) fest, daß dieses Tier nach 1000 Jahren blau wird; und Koh Hung, der berühmte taoistische Autor aus dem vierten Jahrhundert nach Christus, erzählt in seinem Werke „Der Philosoph Pao Poh" (Pao Poh-tz'ze), daß es 1000 Jahre leben könne und nach 500 Jahren weiß werde. Der Hirsch ist auch ein Symbol der Freude und des Gedeihens, weil sein Name luh gleich einem Schriftcharakter ist, welcher „Vergnügen" bedeutet, gesprochen wird und gleich einem Symbol, welches bedeutet „ein großes, aus einer amtlichen Stellung bezogenes Einkommen".

Die Schildkröte angehend, so haben die Chinesen, die wissen, daß dieses Tier in der That recht alt wird, sich immer gern über deren Langlebigkeit verbreitet und es sind immer verschiedene hierauf bezügliche Wundergeschichten erzählt worden. Der berühmte Liu Ngan, aus dem zweiten Jahrhundert vor Christus, giebt in seinen „Auseinandersetzungen über das große Licht" (Hung-lieh-kiai) an, daß sie 3000 Jahre leben könne. Der Kranich oder Storch endlich ist ein Symbol des langen Lebens, weil er, „wenn 1000 Jahre alt, blau, und wenn doppelt so alt, schwarz wird." Diese weise Lehre wird gepredigt in den „Kommentarien über das Vergangene und Gegenwärtige" (Kukin-chu), einem Werk aus dem vierten Jahrhundert. Liu Ngan sagt auch in seinen „Auseinandersetzungen über das große Licht", daß der Kranich 1000 Jahre lebt. Seine Stellung als Vogel von glücklichem Einfluß verdankt er namentlich dem Umstande, daß sein Name hok oder hoh im vielen Mundarten des Reiches ein Synonym oder nahezu ein solches des Wortes für „Glückseligkeit, Gedeihen" ist.

Das Hauptstück der in Rede stehenden Tracht ist aber ein bellroter Seidenmantel, genannt hông ó oder Drachenmantel. Er hat auf der Brust einen breiten Aufschlag, der an der rechten Körperseite befestigt wird. Auf Brust und Rücken befindet sich ein großer Drache, der sich ebenfalls aus den Wellen erhebt und landeinwärts bewegt, aufrechten auf jedem der sehr weiten Ärmel ein kleinerer Drache.

Jedes dieser Ungeheuer sucht die Sonne zu verschlingen und ist von Wolken und Fledermäusen umgeben. Außerdem ist der Mantel beiderseits verziert mit Fischen, Blumen und Sternen, desgleichen mit Phönixen (Fig. 4), die in China das Symbol ehelicher Treue sind.

Über diesen Mantel kommt ein sogenanntes hó poè oder „Wolkenumkreisen" von schwarzer Seide. Es besteht keine Ärmel und wird auf der Mitte der Brust befestigt. Auf der Brust und auf dem Rücken ist ein großes Viereck von Seidenstoff befestigt, gestickt mit den Vögel oder Vierfüßer, welcher das Emblem des amtlichen Rangs ist, und unter jedem Viereck sind ein Paar einander zugewandte Drachen, welche die zwischen ihnen befindliche Sonne zu verschlingen suchen. Auch diese Ungeheuer sind als aus den Wogen aufsteigend dargestellt und umgeben von Wolken (Fig. 5), Fledermäusen (Fig. 3) und Phönixen, während das Kleid an den Schultern aufgerafft und um den Nacken mit Blumen verziert ist. Sowohl vorn wie hinten befindet sich hier eine lange seidene Fransе von verschiedenen Farben, die von einer Art seidenen Netzwerkes herabhängt.

Alle Figuren an diesen beiden Kleidungsstücke sind gestickt, die Drachen meist mit hellgelbem und dunkelgrünem Goldbraht in geschmackvoller Abwechslung, die übrigen mit verschiedenfarbiger Seide und Tuch der Kostbarkeit dieses Anzuges soll die Braut Söhne gebären, die wohlhabend genug sind, Kleider zu tragen entsprechend der geschilderten reichen Tracht; außerdem haben dadurch ihre Söhne Aussicht Mandarinen zu werden, da der Anzug nur eine Nachahmung der amtlichen Kleidung der Mandarinenfrauen ist. In der That haben nur vornehme Frauen unter gewöhnlichen Umständen das Recht, Drachen auf ihren Kleidern zu tragen, denn diese Ungeheuer sind, wie allgemein bekannt, das Wappen des Sohnes des Himmels und die Insignien der Würde seiner Mandarinen, seiner Regierungsstellvertreter in den verschiedenen Provinzen des Reiches. Es sind jetzt noch einige Worte über die zugehörigen Stücke des Anzugs zu sagen.

Ein sogenannter Kak toà oder „Hornгürtel" von Bambus, bedeckt mit roter Seide und verziert mit kleinen viereckigen Rähmchen, die jedes ein Stück echten oder nachgemachten Nephrit enthalten, hängt von dem roten Mantel herab, nur lose und nicht eng anschließend den Oberkörper umgebend. Zu dieser Tracht gehören auch ein Paar kleiner roter Seidenstrümpfe (Fig. 6), die sich dicht an die verkrüppelten

Digitized by Google

Separat-Abdruck aus: „Internationales Archiv für Ethnographie" Bd. IV. 1891.

4.

ex collauct

Beilage zum Globus. Bd. LX. 1891.

PWMTexc

Braunschweig Fr. Vieweg & Sohn.

CHINESISCHES BRAUTKOSTÜM.

Digitized by Google

Füße der Tanne anschließen und fast bis zur halben Wade reichen. Der Kopf ist bedeckt mit der long kona oder „Phönixlappe“ genannten Brauntuche (Fig. 7). Diese merkwürdige Kopfbedeckung kann als das Viertel von einer Kugel aus dünnem, geflochtenem Draht geschildert werden, bedeckt an der Außenseite mit Blättern, Blüten, Schmetterlingen u. dergl., alle aus dünnem, vergoldetem Kupferblech gefertigt. Vier über den andern hervorstehende Blätter sind mit chinesischen Charakteren versehen, welche zusammen den Spruch ergeben: „Ich habe eine amtliche Bestimmung vom Himmel erhalten“, d. h. von der kaiserlichen Regierung. Ein breites Band aus roter Seide wird mit dieser Mütze zusammen getragen; an diesem Bande sind Kupferfingnren der acht Hauptwesen, die zur Unsterblichkeit gelangten, befestigt, die sogenannten pah Sien, welche den Zweck der Tracht, langes Leben den zukünftigen Söhnen der Braut zu verleihen, noch fördern. Endlich geht durch die Haartracht eine silberne Nadel mit einem Edelstein als Knopf (Fig. 8); eine solche wurde schon im frühesten Altertum als unumgänglich nötig bei der Hochzeitsfeier angesehen.

Noch haben wir eine belangreiche, mit dem geschilderten Brauchtume zusammenhängende Thatsache zu erwähnen, nämlich, daß es sehr häufig als Totenkleid benutzt wird. Es ist bekannt, daß das ganze chinesische Volk davon überzeugt ist, daß die Seelen beim Leichnam im Grabe bleiben und von da aus Segen auf ihre Nachkommen verbreiten. Aus dieser Vorstellung entstand eine andre, daß nämlich das Schicksal einer Familie vollständig von den Gräbern ihrer Vorfahren abhänge und daß von allen glückverheißenden Dingen, welche sie innerhalb dieser Gräber fänden, sie die Frucht in Gestalt wirklicher Segnungen ernten würden. Infolgedessen kleiden Söhne ihre verstorbene Mutter sehr gern in ihr Hochzeitskleid, das die drei Segnungen sah, sah und scheu repräsentiert, indem sie nun übereinst sind, auf diese Art die drei Glückseligkeiten sich und ihren Nachkommen zu sichern.

Ein Besuch auf den Falklandinseln.

Von Gustav Schulz[1]).

Der Verkehr mit den abseits im Südatlantischen Ozean gelegenen Falklandinseln wird von der deutschen Dampfschiffahrtsgesellschaft „Kosmos“ unterhalten, deren Schiffe in Dartmouth und Antwerpen anlaufen. Der Anblick, den die Inseln bei dem Näherkommen gewähren, ist ein sehr wilder und keineswegs verlockender. Über den Felsklippen des Gestades erheben sich hohe Gipfel, etwas öderes und weniger Einladendes als diese zerrissenen Küsten kann man sich kaum vorstellen. Überall prallen die von weißen Kämmen gekrönten Wogen gegen die Riffe und Felsen und wenn das Auge nach dem Innern zu blickt, findet es vergeblich nach einem Baume, der die Felseneinöde unterbricht. Wo es auf Vegetation trifft, hat diese nur ein braunes, sturmzerrissenes Ansehen, das nur noch mehr den Anblick der Wildheit steigert. Hier und da leuchten spießenförmig weiße Quarzitfelsen aus den Flanken der Berge hervor — so ist der erste Eindruck, den wir beim Landen empfangen.

Der Verkehr unter den einzelnen Inseln und an den Küsten wird in Booten unterhalten und in einem solchen habe ich auch die Küsten umfahren. Zwischen der Küste von Patagonien und den Inseln dehnt sich ein untermeerisches Plateau aus, welches im Mittel nur 100 Faden tief liegt. Die Inseln liegen auf dem östlichsten Ende dieses Plateaus, so daß weiter nach Osten hin das Meer ungleich viel tiefer als im Westen derselben ist. Im Südwesten finden wir eine tiefe und enge Rinne im Plateau, durch die, von Feuerland her, ein starker Strom führt, welcher viel Treibholz mit sich führt, eine willkommene Erscheinung in diesem baumleeren Lande.

Die Ufer sind überall tief von Buchten und Föhrden zerrissen, die weit ins Land hineinführen, so den Verkehr erleichternd. Bald nachdem wir Port William (den Hafen von Stanley) verlassen haben, gelangen wir nach Port Fitzroy, benannt nach dem Kapitän des Beagle. Es folgt Choiseul Sund, in dem Darwin, der zweitgrößte Ort, gelegen ist. Dieser und der gegenüberliegende Brenton Sund trennen die Ostinsel in zwei Hälften. Zwischen beiden liegt ein nur wenig über 2 km breiter Isthmus. Weiterhin sind Adventure Sund, mit der davor liegenden Breaker-Insel, die ihren Namen von den sich an ihr brechenden Wogen erhielt. Überall dieselbe zerrissene Küste, die trübe Färbung der Felsenberge, der unwirtliche Eindruck des Landes! Felsen, Klippen, große Massive bleiben sich stets gleich. Kap Meredith, der südlichste Punkt der Ostinsel, ist 240 m hoch; die drei Kronen bei Port Stephens erreichen 140 m; Fanning Head 180 m. Im Norden dagegen zeigen die Küsten einen andern Charakter. Hier ist das Ufer flach und von einem etwa 2 km weit auf See befindlichen Schiffe kann man nur eine wolkige Linie bemerken, über der sich verschwommen die Bischamhöhen erheben.

Von dem Innern der Inseln war vor dem Jahre 1833, als Fitzroy und Darwin dieselben besuchten, wenig bekannt. Vieles hat sich seitdem geändert und Buchten, die damals öde und menschenleer waren, zeigen heute blühende Farmen.

Wie schon erwähnt, ist die Ostinsel durch den Choiseul- und Brentonsund in zwei Hälften zerschnitten. Im nördlichen Teile liegen die bis 680 m hohen Bischamberge, von Ost nach West verlaufend, scharf abfallend, mit Thälern, die mit Quarzblöcken überstet sind. Im Süden derselben ist das Land vergleichsweise flach, mit wenigen bis 60 m hohen Hügeln. Fast in jedem Thale findet man kleine Süßwasserseen und versiegende Bäche, eine Hauptgefahr für den Reisenden, denn sie machen den Boden sumpfig, so daß man leicht versinkt. Im Norden und Osten der Bischam-Berge ist das Land bergiger, mit dem Mount Simon, 480 m, und dem Mount Usborne, 653 m. Am letzteren wird Kalkstein gefunden und Tafelschiefer gebrochen. — Die Westinsel ist noch selsiger als die Ostinsel; ihre ganze Küste wird von Bergen umsäumt, die im Norden in Adamsberge am Byron Sund mit 705 m gipfeln, während die dem Falklandsund (zwischen beiden Hauptinseln) parallel laufenden Stormby-Berge eine mittlere Höhe von 580 m erreichen. Das Land gleicht hier den schottischen West-

[1]) Herr Gustav Schulz hat seit dem Jahre 1875 große Reisen unternommen, die ihn nach Südafrika, Südamerika, nach dem Feuerlande, wo er die Minerallager untersuchte, und durch Patagonien und Brasilien führten. Im fruchtbarsten ist wohl sein einjähriger Aufenthalt auf den Falklandinseln gewesen, die verhältnismäßig wenig bekannt werden. Er hat, wie auf allen seinen Reisen, auch hier vortreffliche Photographieen aufgenommen, die in seinem Album „Falland-Islands“ (London, G. Groß & Co.) veröffentlicht worden. Herr Schulz kehrte im verflossenen Jahre nach Europa zurück. A.

Digitized by Google

eilanden. Der Mariaberg im Hintergrunde von Port Howard ist 670 m hoch.

Das Klima der Inseln ist, bei vorwiegend westlichen Winden, ein gesundes, doch ungemein wechselndes. Es ist hier niemals sehr heiß, doch auch nicht sehr kalt. Dezember und Januar sind die heißesten Monate, wo die mittlere Temperatur zwischen 40 und 65° F. schwankt mit einem Mittel von 47° F. Sie schwankt dagegen in den beiden Wintermonaten zwischen 30° und 50° F. mit einem Mittel von 37° F. Das Klima ist daher ein keineswegs extremes. Im Sommer weht von früh 8 Uhr bis nachmittags 6 Uhr ein starker Wind, der um Mittag seinen Höhepunkt erreicht. Wenn starke Stürme eintreten, so beginnen sie gewöhnlich nach Mittag und wehen drei Tage lang ohne Unterbrechung. Süd- und Südwestwinde sind die vorherrschenden. Der Südwind, stets kalt, bringt selbst im Sommer nicht selten Schnee und Hagel; der Ostwind bringt Regen. Dank dem warmen Brasilstrom ist das Klima der Inseln wärmer als jenes Patagoniens. Der jährliche Regenfall beträgt 20 Zoll. Der einzige trockene Monat ist der November. Nebel sind häufig, leichter Regen sehr häufig, aber heftige Regen mit Gewitter sind unbekannt. Der Himmel ist meistens bedeckt und man zählt 200 Regentage im Jahre. Trotzdem ist, wegen der ständigen Winde, die Luft nicht übermäßig feucht und daher gesund. Im Winter erreicht die Eisdecke selten eine größere Stärke als ½ oder 1 Zoll; Schnee verschwindet schnell.

Der Verkehr auf den Inseln im Innern ist ein sehr

Steinstrom (Falklandinseln). Originalphotographie von G. Schulz.

schwieriger, da Straßen nicht vorhanden sind, sondern nur Saumpfade, die sich zwischen den Stümpfen und Morästen hinziehen und zu den Farmen führen. In der Viehzucht beruht jetzt die Bedeutung der Falklandinseln; sie wurde im größeren Maßstabe zuerst 1845 von einem Fellhändler aus Buenos Ayres, Lafone, eingeführt und wird in noch größerem Umfange seit 1851 durch die Falklandinselgesellschaft mit dem Sitze in London, betrieben, welche viele Schaffarmen anlegte und jetzt ein blühendes Geschäft betreibt. Die eigentliche Kolonisation der Inseln wurde 1840 von der englischen Regierung in die Hand genommen. Im Jahre 1847 lebten erst 270 Menschen auf der Ostinsel; die Westinsel war ganz unbewohnt; hier ließen sich erst zwanzig Jahre später Ansiedler nieder. Im Jahre 1887 betrug die Bevölkerung 1853 Seelen, von denen 650 in dem Hauptorte Port Stanley lebten. Die ersten Ansiedler waren 1820 dorthin von Buenos Ayres eingeführte Sträflinge und Argentinier erhob Ansprüche auf die Inseln, die aber 1833 von den Engländern in Besitz genommen wurden.

Der Handel begann mit der Ausfuhr der Häute des verwilderten Rindviehs; dann mit Seehundsfellen und Pinguinfedern. Die Vernichtung der zuletzt genannten beiden Tiere nahm einen solchen Umfang an, daß man ihre Ausrottung befürchtete und ein Schongesetz erlassen werden mußte. Eine weitere Quelle der Einnahmen bildet die Jagd auf Walfische, die bei der Westinsel früher häufig waren. Aber erst mit der Einführung der Schafzucht begann die Handelsblüte und Wolle und Talg bilden jetzt den HauptHandelsartikel. Auch gefrorene Schafe hat man, nach australischem Muster, schon nach England mit Erfolg verfrachtet. Die Einfuhren

Digitized by Google

von England erreichten im Jahre 1887 die Summe von 1 357 000 Mark; die Ausfuhr 2 027 000 Mark.

Die Falklandinseln sind eine englische Staatskolonie. Hauptort ist das 1844 begründete Port Stanley an der Nordostecke der Ostinsel mit dem Hafen Port William. Hier wohnt der Gouverneur und ist der Sitz der Regierung. Die etwa 700 Einwohner sind fast nur Engländer, doch finden sich auch Deutsche dort. Es bestehen drei gute Schulen, darunter eine katholische, eine englische Kathedrale und eine katholische Kapelle. Selbst zwei Gasthöfe sind vorhanden und es erscheint allmonatlich eine Zeitschrift The Falkland Island Magazine. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist der Handel und was damit zusammenhängt. Der zweitgrößte Ort ist Port Darwin im Choiseul Sund, eine Ansiedlung schottischer Schäfer, die hier in 30 Häusern wohnen und eine kleine aus Eisen erbaute Kirche besitzen. Von den kleineren Inseln ist Keppel-Island im Nordwesten von West-Falkland am Eingange des Keppelsundes die wichtigste, denn hier hat die südamerikanische Mission eine blühende Anstalt errichtet, in welcher die Kinder von Feuerländern (vom Yaghanstamme) unterrichtet werden, die man von der Missionsstation Ushuwia im südlichen Feuerlande hierherschickt. Sie kehren, nachdem sie hier eine christliche Erziehung erhalten haben, wieder in ihre Heimat zurück.

Die geologischen Verhältnisse der Falklandinseln sind sehr einfache. Das niedere Land besteht aus Thonschiefer und Sandstein und die Berge aus weißem, körnigem Quarzfelsen, welcher unmerklich in Sandstein übergeht. Im

Tussock-Gras (Falklandinseln). Originalphotographie von G. Schulz.

Sandstein und Thonschiefer sind zahlreiche Versteinerungen, Terebrateln, Encriniten und Trilobiten, enthalten, welche der Silurformation angehören und den entsprechenden europäischen Petrefakten sehr nahe stehen. Von den Gesteinen wird der Schiefer gebrochen und zur Dachdeckung verwendet. Sonst gewinnt man noch Kalk (am Mount Usborne), während andre nutzbare Mineralien fehlen; doch hat man Zinkerze entdeckt. An der Nordwestküste der Westinsel ist ein 100 m breiter und 48 km langer Strom von basaltischer Lava aufgefunden worden.

Die interessanteste geologische Erscheinung der Inseln sind die sogenannten Steinströme, die von Darwin folgendermaßen beschrieben werden: „In vielen Teilen der Insel ist der Boden der Thäler auf eine außerordentliche Weise mit Myriaden von großen, eckigen Stücken von Quarzfelsen bedeckt. Jeder Reisende, seit der Zeit von Pernetty, hat ihrer mit Erstaunen gedacht. Man kann das Ganze einen Steinstrom heißen. Die Blöcke wechseln zwischen der Größe eines Mannesrumpfes bis 10- oder 20mal diese Größe und zuweilen sind sie noch viel größer. Ihre Ränder sehen nicht aus, als wenn sie durch das Wasser abgerundet wären, sondern sind nur etwas abgestumpft. Sie kommen nicht in unregelmäßigen Haufen vor, sondern sind in gleiche Schichten oder großen Strömen ausgebreitet. Es ist unmöglich, sich eine Vorstellung von ihrer Dicke zu machen, aber man hörte das Wasser von kleinen Strömen viele Fuß tief unter der Oberfläche der Steine rieseln. Ihre wirkliche Dicke ist wahrscheinlich viel größer, denn die Spalten zwischen den unteren Bruchstücken müssen seit langem mit Sand ausgefüllt und das Bett des Baches muß auf diese Weise ge-

Digitized by Google

hoben worden sein. Die Breite dieser Ströme wechselt zwischen einigen hundert Fuß bis zu einer Meile. Aber der Torfboden drängt sich von den Rändern immer weiter vor und bildet selbst Inseln, wo zufällig einige Trümmer nahe bei einanderliegen. Die geringe Neigung ist der merkwürdigste Umstand bei diesen Steinströmen. An der Seite der Hügel bemerkte ich, daß sie in einem Winkel von zehn Graden sich gegen den Horizont neigten; aber in einigen von den flachen, breitgrundigen Thälern ist die Neigung nur so, daß man sie eben noch bemerken kann. An einigen Stellen erstreckte sich ein zusammenhängender Strom dieser Trümmer ein Thal hinauf, selbst bis zum Kamm der Berge. Auf diesem Kamme schienen ungeheure Massen, die größer als ein kleines Haus waren, in ihrem Laufe plötzlich aufgehalten worden zu sein: dort lagen auch die zertrümmten Schichten der Gewölbe über einandergehäuft, wie die Ruinen einer ungeheuren Kathedrale."

Was die Entstehung dieser Steinströme betrifft, so hat Whyville Thompson in seinem Berichte über die Challenger Expedition eine Ansicht ausgesprochen, die sich der Wahrheit nähern dürfte. Die harten Quarzitschichten wurden durch die Auflösung der weicheren Schichten bloßgelegt. Da ihnen so die Stütze fehlte, brechen sie in der Richtung ihrer natürlichen Gliederung und die Bruchstücke fallen den Abhang hinunter auf den vegetabilischen Boden. Dieser Boden ist schwammig und — da er abwechselnd trocken und naß ist und sich infolgedessen ausdehnt und zusammenzieht — gestattet so den schweren Blöcken durch ihr Eigengewicht in das That hinabzurutschen, wo sie sich aufschichten und wo die Thalwässer später den Boden über oder zwischen ihnen entfernen. Das einzige, was hiergegen spricht, ist aber, daß der Boden sich nicht von den Steinströmen entfernt, sondern im Gegenteil in dieselben hineinwächst, daß die Temperaturunterschiede hier sehr gering sind und endlich, wenn diese Bildung sich so hier ereignet hat, warum nicht anderweitig auch?

Was die Vegetationsverhältnisse betrifft, so fällt zunächst die gänzliche Abwesenheit von Bäumen auf, die doch auf den Inseln Feuerlands unter ähnlichen Verhältnissen gut gedeihen. Anpflanzungsversuche sind bisher mißlungen. Die schöne Senecio candicans, eine weißblühende Kompositee, ist die größte Pflanze der Inseln, die über meterhoch wird. Veronica decussata wird fast ebenso hoch; doch fand ich sie nur an einigen Plätzen der Westinsel. Nicht so hoch werden das gleichfalls buschförmige Chiliotrium amelloides und Pernettia empetrofolia. Myrtus nummulifolia ist eine kriechende Myrte mit holzigem Stamme und süßen Beeren, deren Blätter die Schäfer als Thee benutzen. In den Ebenen und auf den Torfgründen herrschen vor Caltha appendiculata, Astelia pumila, Gnamardia australis, Bostkovia grandiflora, Juncus grandiflorus und vor allem Empetrum rubrum, welches die Hälfte der Torfbildung mit ihren holzigen Wurzeln ausmacht. Als gutes Brennmaterial dienen die holzigen Stengel des harzreichen Bolax gummifer. Ohne diese Pflanze kann man kaum Feuer in dem regnerischen Lande im Freien erhalten. Gras ist kurz und häufig; Moose und Flechten sind massenhaft vorhanden.

Die beiden botanischen Merkwürdigkeiten der Inseln sind die Balsambogs und das Tussockgras. Erstere wurden anfangs für Steine gehalten, auf denen Gras und Flechten wuchsen, bis man erkannte, daß es eine harzausschwitzende Doldenpflanze, die Bolax glebaria sei; es ist eine verfilzte und verwachsene Staubenmasse, die so hart wird, daß man kaum mit dem Messer Stücke von ihr abschneiden kann. Oftich großen Steinblöcken liegen die massiven Büsche über den Boden verbreitet, an heißen Tagen ein blaßgelbes Harz ausschwitzend. Das charakteristische Tussockgras (Dactylis caespitosa) bildet 2 bis 3 m hohe, ausgebreitete Garben von gedrängtem, schilfartigem Wuchse, gleichsam Hügel. Die Schafe und das Rindvieh fressen dieses Gras ausserordentlich gern bis auf die Wurzel ab, so daß es in einigen Gegenden schon ausgerottet ist. Beide Pflanzen kommen auch auf dem südamerikanischen Festlande vor.

Mit einigen Bemerkungen über die Tiere der Inseln, die besonders die Aufmerksamkeit von Darwin erregten, will ich schließen. Die Geier, Enten, Gänse, Pinguine, der Albatros sind auch immer in großer Menge vorhanden. Von Reptilien findet man nur eine Eidechse; Kröten und Frösche fehlen. Insekten sind nicht häufig in dem feuchten Lande; die Hausfliege kommt vor und 1887 führt das Schiff „Stelembria" auch die blaue Schmeißfliege ein. Die einst so zahlreichen Kaninchen sind nur noch auf Lively- und Saunders-Island vorhanden. Der berühmte Falklandfuchs oder Wolf (Canis antarcticus), das einzige einheimische Säugetier, ist jetzt vollständig ausgestorben. Auch die wilden Pferde, von den 1764 von den Franzosen eingeführten Exemplaren stammend, sind fast ganz verschwunden und das gleiche ist mit dem schönen wilden Rindvieh der Fall, das ich nur noch zweimal antraf. Man hat es der Häute wegen getötet. Statt der Pferde und Rinder herrscht das nahrungende Schaf. Bekannt sind die Seelöwen der Falklandinseln. In neuer Zeit hatte ihre Vernichtung so zugenommen, daß sie unter ein eigenes Schongesetz gestellt wurden und daßselbe ist mit den Pinguinen der Fall gewesen.

Das Gewohnheitsrecht der Samojeden.

Von P. v. Stenin.

II.

Nach dem Tode des Mannes, wenn minderjährige Kinder zurückgeblieben sind, vertritt die Mutter die Stelle des pater familias, verwaltet das Vermögen, mietet zu der Jagd und dem Fischfang Arbeiter und so fort. Die außerehelichen Kinder genießen dieselben Rechte, wie die ehelichen, doch kommt es auch vor, daß der Mann seine Frau mit dem Kinde zu ihren Eltern unter dem Vorwande zurückschickt, daß das neugeborne Kind nicht von ihm sei. Die Sorge für die Waisen übernehmen gewöhnlich die Verwandten, sie kleiden und ernähren die Kinder auch dann, wenn sie gar kein Eigentum besitzen; haben dagegen die Waisen ein Vermögen, so verwalten es die Vormünder mit der größten Rechtschaffenheit und geben es ihnen, sobald sie großjährig sind, mit dem Zuwachs an Geld und Vieh heraus. Sind die Verwandten nicht in der Lage die Waisen zu sich zu nehmen, so geben sie dieselben irgend einem Bekannten mit der Bedingung ab, ihm für den Unterhalt der Kinder eine bestimmte Anzahl Rennthiere jährlich zu zahlen.

Da die Samojeden keine Schrift besitzen, so befindet sich eine jede Familie im Besitze eines Stempels, welcher von einer Generation auf die andre vererbt wird. Die Samojeden der Kanin-Halbinsel und der Matoschemelskaja oder

Digitized by Google

Timan-Tundra, welche im lebhaften Verkehr mit den Russen stehen, gebrauchen anstatt früherer phantastischer Stempel heutzutage schon Stempel mit den Anfangsbuchstaben (in russischer Schrift) ihrer Namen. Die Samojeden drücken ihre Stempel amtlichen Papieren, Pittschriften ꝛc. auf. Als Schuldschein gilt ein Kerbstock mit dem aufgedrückten Stempel des Schuldners, auch das getödtete Wild wird so gestempelt auf der Tundra liegen gelassen und niemand wagt es anzurühren[1]). Doch hauptsächlich sind diese Stempel beim Ausbrennen der Zeichen bei den Rennthieren im Gebrauch. Die Reichen brennen ihre Stempel den Rennthieren auf den Rücken, die Armen auf die Ohren. Stiehlt jemand ein Rennthier, so ist seine erste Sorge, seinen Stempel ihm aufzubrennen, so machten es z. B. die samojedischen Hirten der Bauern von Pustoserek und Ust-Zylma, welche ihren Herren Rennthiere stahlen und an ihre Landsleute zu Spottpreisen verkauften. Die Syrjanen nehmen in der Regel den Samojeden nicht nur ihre Weide fort, sondern vertreiben sie auch gewaltsam von fischreichen Flüssen und Seen, worin ihnen die russischen Bauern von Mesen und Pustoserek eifrig nachahmen. Der Finder einer Sache betommt bei den Samojeden selten eine Belohnung, höchstens bietet man ihm ein Glas Branntwein an. Findet ein Samojede ein getödtetes Thier, so kann er die Hälfte davon beanspruchen.

Die Samojeden sind sehr freigebig und beschenken recht gern, so herrscht z. B. die Sitte, daß der Mann der Wöchnerin ein Rennthier schenkt[2]). Ein heidnischer Samojede schützt sich zur Ehre, wie schon oben erwähnt ist, von einem Russen einen Namen zu bekommen und macht ihm jährlich ein Rennthier zum Geschenk, aber meistens erwartet er ein Gegengeschenk, so verlangt es geradezu, so erzählt Castrén, daß eine Samojedin ihm einen Fisch zum Geschenk brachte und dafür seinen Siegelring verlangte. Bei der großen Beliebe der Samojeden für geistige Getränke ist es selbstverständlich, daß kein Handel ohne reichlichen Schnapsgenuß abgeschlossen werden kann. Die russischen Händler (promyschleniki) und die Syrjanen[3]) nutzen diese verderbliche Leidenschaft der armen Nomaden aus und betrügen die betrunkenen Samojeden auf Schamlosesteꝛ[4]). Ein Samojede beschrieb folgendermaßen den Genuß, total betrunken zu sein: „Der Schnaps schmeckt besser als das Fleisch. Wenn man betrunken ist, fühlt man sich reich. Man hat viele Rennthiere und wähnt sich ein Kaufmann zu sein. Kommt man aber zu sich, so sieht man, daß man arm ist und sein letztes Rennthier vertrunken hat"[5]). Ebenso wie den Branntwein lieben die Samojeden Tabak zu kauen und für eine Handvoll starken Blättertabak geben sie oft ein Polarfuchsfell hin[6]).

Anstatt Gehalt bekommen die samojedischen Arbeiter häufig von ihren Herren, den Russen und Syrjanen, nur Nahrung (cidjat na jedomje, wie der terminus technicus in der Bolschesemelskaja Tundra lautet), welche nicht gerade besonders gut und nahrhaft zu nennen ist, denn sie besteht aus verendeten oder von Wölfen zerrissenen Rennthieren, verfaultem Fisch und einem geringen Quantum Brot. Seltener schon übernimmt der Herr für den Samojeden den Jassaf (Tribut, 1 Rubel pro Mann jährlich) zu zahlen oder bezahlt ihm jährlich einen kleinen Gehalt (nach Zoslawin etwa 15 bis 18 Rubel.) Sehr oft gerät der Samojede in eine Art Leibeigenschaft zu seinen Kreditoren[1]), den Russen und Syrjanen, und zwar nicht nur für seine eigenen, sondern auch für die Schulden seiner Eltern und Verwandten, von denen er oft seine Ahnung hat. Die Einwohner von Pustoserek bezahlen ihre samojedischen Knechte noch ziemlich gut (sie geben ihnen Essen und zirka 50 Rubel jährlich), verlangen aber von ihnen dafür, daß sie nicht nur ihre Rennthiere hüten, sondern auch für ihre Rechnung Pelztiere jagen und Fischfang treiben[2]). Auch werden die Samojeden von den Einwohnern von Mesen und Pustoserek zur Jagd auf der Insel Kolgujeff gemietet, wobei sie mit Waffen, Rennthieren und Kleidern ausgerüstet im Frühjahr auf der Insel gelandet werden und dort überwintern, Seehunde, Polarfüchse, Eisbären und Gänse jagend und Eiderdunen sammelnd[3]). Meistens bekommen sie dafür einen Anteil an der Beute. Auch bei ihren reicheren Landsleuten haben es die armen Samojeden nicht viel besser; am günstigsten sind diejenigen Knechte gestellt, welche von ihrem Herrn einen Gehalt von fünf bis zehn Rubeln jährlich bekommen oder für welche derselbe den Jassaf zahlt und sie mit Kleidern und Nahrungsmitteln versieht. Die Weiber vermieten sich, Gras zu mähen oder Felle aus Rennthierhäuten zu nähen, worin sie große Kunstfertigkeit besitzen. Die reicheren Samojeden halten sich für verpflichtet, ihre armen Landsleute zu unterstützen, indem sie ihnen Rennthiere schenken oder unentgeltlich leihen, da ihre Herden, wie sie sagen, das Moos auf der Tundra, dem gemeinsamen Eigentum aller Samojeden, abweiden. Weigert sich ein reicher Samojede, seinem armen Landsmann ein Rennthier zur Ermährung zu geben, so hat der Arme das Recht, dem Reichen eins oder einige Rennthiere wegzutreiben, ohne daß der letztere ihn gerichtlich belangen darf[4]). Jetzt jedoch verstehen sich auch die Samojeden auf Zinsen, so verlangen sie für 10 Rubel jährlich einen Rubel Zinsen oder für eine gelieheue Rennthierkuh auch ihre in dieser Zeit geworfenen Jungen. Natürlich zu solcher gewissenlosen Ausbeutung der ärmeren Samojeden, wie es die Syrjanen und Russen thun, haben es die reichen Samojeden noch nicht gebracht. Wie es einem Samojeden ergeht, wenn er in die Hände solcher verwerfenen Wucherer gerät, schildert sehr gut W. Joslawin: ein Samojede nahm bei einem russischen Händler in Mesen zwei Sack (à 400 Pfund) Mehl auf Kredit. Nach Ablauf der Frist verpreßte von ihm der Wucherer zuerst zehn Rubel an baarem Geld und dann nahm er mit Hilfe der Polizei ihm noch sechs Rennthiere ab, welche er zu drei Rubel das Stück schätzte, während in Wirklichkeit ein Rennthier nicht unter fünf Rubel kostet. Auf diese betrügerische Weise bekam der Händler für einen Sack Mehl, welcher gewöhnlich nur fünf Rubel kostet, 20 Rubel[5]). Merkwürdig ist dabei die Thatsache, daß die Samojeden ohne Widerspruch Schulden ihrer Väter und Großväter anerkennen, wenn der Kreditor auch gar keine Beweise für die Wahrheit seiner Behauptungen aufzuhringen vermag[6]). Recht charakteristisch ist ein Gespräch mit einem Samojeden, welches der Akademiker Schrenck mitteilt: „Höre mal, Hochwürden", sprach zu mir ein Samojede, welcher diese Titulation wohl aus dem Verkehre mit den russischen Missionaren gelernt hat, „wie denkst

[1]) Archangelskija gubernskija wjedomosti 1870, Nr. 22.
[2]) Joslawin, Die Samojeden ꝛc.
[3]) Zur Ehre der Samojeden sei hier erwähnt, daß keiner von ihnen mit Fabel Handel treibt; eine traurige Ausnahme macht ihr Gemeindeschreiber, ein Mischling, welcher lange in Archangelsk gelebt hat (nach den Mitteilungen des Placers Joseph Ginzoff.)
[4]) Archangelskija gubernskija wjedomosti 1850, Nr. 18.
[5]) Schalchaff, Die Samojeden von Nekonzelst ꝛc.
[6]) C. W. Maximoff, Ein Jahr im Norden.

[1]) Im Norden des russischen Reiches mit dem speziellen Namen „Kabala" bezeichnet.
[2]) Nach dem Berichte der Kommission zur Erforschung des Petschoragebietes.
[3]) Archangelskija gubernskija wjedomosti 1850, Nr. 18.
[4]) A. Ellmenin, Die Rechtsgebräuche ꝛc.
[5]) Joslawin, Die Samojeden ꝛc.
[6]) Archangelskija gubernskija wjedomosti 1867, Nr. 82.

Digitized by Google

du darüber, daß mein Wirt mich nicht entlassen will?“ „Warum will er denn dich nicht entlassen?“ fragte ich. „Die Leibeigenschaft (Kabala) hindert ihn daran.“ „Aber benutzungs giebt es keine Leibeigenschaft mehr.“ „Ich kann darüber nichts sagen, aber ich besinde mich in derselben.“ „Wie lange dienst du deinem Wirt?“ „Zwei Jahre.“ „Wieviel bekommst du jährlich?“ „Der Wirt sagt: 20 Rubel.“ „Wie oft bekommst du dein Geld?“ „Geld bekomme ich niemals.“ „Warum nicht?“ „Das ist eben die Leibeigenschaft.“ „Wie kamst du dazu?“ „Ich weiß es nicht; ich habe keine Schuld daran, aber mein Wirt sagt, daß meine Mutter und mein verstorbener Bruder bei ihm Schulden gemacht hätten.“ „Warum arbeitest du denn Schulden ab, welche du niemals gemacht hast? Vielleicht beträgt dich dein Wirt.“ „Ich weiß es nicht, aber der Wirt sagt, ich müsse ihm dienen, das Gesetz verordne es so, da meine Mutter und mein Bruder bei ihm Schulden gemacht hätten.“ „Wie hoch belaufen sich diese Schulden?“ „Wie kann ich es wissen?“ Der Wirt weiß es besser als ich, bei ihm sind sie notiert“[1]). Auch beim Tauschhandel übervorteilen und betrügen die Händler den Samojeden, so verlangen z. B. die Syrjanen von Johma für 20 Pfund Salz, welche etwa 40 Kopeken kosten, eine Rennthierhaut oder ein Fell von einem weißen Polarfuchse, also 1 Rubel bis 1 Rubel 15 Kopeken; für 40 Pfund Mehl (85 Kopeken) drei Polarfüchse (3 Rubel); nicht minder unverschämt sind die Russen in Pustozersk, so verlangen sie für 40 Pfund Roggenmehl 80 Pfund Thran (3 Rubel 60 Kopeken); für drei Pfund Blättertabak zwei weiße Polarfüchse (2 Rubel 20 Kopeken); für ein Pfund Pulver und etwas Blei 20 Pfund Thran; für 40 Pfund gebackenes Roggenbrot zwei schwarze Rennthierfälber (das Stück 1 Rubel 25 Kopeken) oder zehn Kreuzfüchse (etwa 4 Rubel). Es ist natürlich, daß bei solchem Tauschhandel die Samojeden mit jedem Tage mehr und mehr verarmen. Schon in den vierziger Jahren fand man, daß unter 5000 Samojeden im Gouvernement Archangelsk 1460 reine Rennthiere besaßen und 1200 Bettler waren[2]).

Die Samojeden zeigen große Vorliebe für das Genossenschaftswesen, ähnlich den russischen Artels. Oft vereinigen sich zwei bis zehn Samojeden zu einer Genossenschaft, welche Jagd auf Polarfüchse oder weiße Rennthiere oder Otter treibt und die Beute in gleiche Teile teilen soll. Diejenigen Genossenschaften, welche auf der hohen See dem Seehundsfang obliegen, bestehen je nach der Größe und Tragfähigkeit des Fahrzeuges aus fünf bis acht Mann. Die Jagdbeute wird auch hier in gleiche Teile geteilt, doch wird ein Teil für das Instandhalten des Fahrzeuges bestimmt, so daß bei fünf Teilnehmern der Jagdertrag in sechs gleiche Teile geteilt wird. Jeder Teilnehmer muß 60 bis 80 Pfund Roggenmehl, 40 Pfund gebackenes Roggenbrot oder 20 Pfund Schiffszwieback, vier Pfund Butter, 120 Pfund Rennthierfleisch oder gesalzene Fische, und etwas Pulver und Blei beisteuern. Gewehre giebt es zwei bis vier auf dem Fahrzeuge und sie gehören meist dem Steuermann, welcher in der Regel ein ausgezeichneter Schütze und häufig der Besitzer des Fahrzeuges ist[3]). Es giebt aber auch Genossenschaften, welche aus einem reichen Patron und mehreren Armen bestehen, denen der Reiche Nahrungsmittel, Kleider und Jagdgeräte leiht und einen Anteil an der Jagdbeute gewährt, meistens auf solche Weise, daß, falls die Genossenschaft aus ihm und sieben ärmeren Teilnehmern besteht, er $4^1/_2$ oder $3^1/_2$ Teile bekommt, und die übrigen je $^1/_9$ oder $^1/_8$.

Der Samojede ist selten eines Verbrechens fähig, weil sein Charakter friedsertig, gesellig und sanft ist. Der Einfluß der Russen und Syrjanen wirkt sehr nachteilig auf die Samojeden und es kommt vor, daß sie abgeleimte Spitzbuben werden, so z. B. verkaufte ein Samojede einem russischen Händler in Pustozersk Kreuzfuchsfelle, wobei natürlich tüchtig getrunken wurde; der Russe unterlag im Trinken und schlief ein; der schlaue Samojede nahm das Geld und die schon verkauften Felle, verkaufte sie wieder einem andern Händler und verschwand mit dem Erlös spurlos in der Tundra. Ein andrer Samojede spannte vom Schlitten eines betrunkenen Händlers, welcher gefrorene Fische nach Pinega brachte, zwei Rennthiere ab[4]). Todschlag kommt bei den Samojeden verhältnismäßig oft vor, weil sie im Zustande der Trunkenheit immer Streit suchen, welcher bald in eine großartige blutige Schlägerei ausartet, vorsätzliche Morde dagegen sind selten und ein Raubmord kam bis jetzt nur einmal vor[5]). Selbstmorde sind nicht selten, wobei Männer sich erschießen, Weiber sich erhängen, als Hauptmotiv kann man unglückliche Familienverhältnisse betrachten. Der sonst sehr ehrliche Samojede, welcher sein Hab und Gut nur dem Schutze des hölzernen Götzenbildes überläßt und weit davon mit seiner Familie der Jagd und dem Fischfang obliegt[6]), stiehlt häufig Rennthiere, was er gar nicht als ein Verbrechen, sondern als eine Art Jagd betrachtet, deshalb erklärt sich die eigentümliche Thatsache, daß, wenn ein Samojede dem andern sein Rennthiere gestohlen hat, der Bestohlene keine Klage darüber beim Gericht erhebt, sondern noch mehr Rennthiere dem Diebe wegzutreiben sucht, als der bei ihm gestohlen hat[7]). Namentlich sind die Samojeden, welche ihr Nomadenleben aufgegeben haben und ansässig geworden sind, durchtriebene Diebe, so sind z. B. die Bewohner des Kirchhorfes Kolwa berüchtigte Rennthierdiebe[8]). Findet ein nomadisierender Samojede in der Tundra Häute der von einem andern Samojeden auf der Jagd erlegten Tiere, welche mit dessen Stempel versehen sind, so nimmt er, falls er welche braucht, einige Häute mit und läßt einen Kerbstock mit so vielen Einschnitten zurück, als er Häute mitgenommen hat, und drückt auf denselben seinen Stempel. Dieser gestempelte Kerbstock gilt dann als Schuldschein[9]). In der Kanin-Tundra üben die erbitterten Samojeden nicht selten Lynchjustiz an den schamlosen russischen Händlern, indem sie dieselben überfallen, ihnen ihren ganzen Branntweinvorrat abnehmen und sie auf der Tundra bertrieben, unter Androhung, nächstes Mal sie dem Gerichte zu überliefern[7]).

Nach dem Archimandriten Benjamin lehren die Tadibei (Schamanen) den Heiden folgende Moralregeln:

1. Ehre deinen Vater und deine Mutter. 2. Ehre und achte ältere Personen. 3. Klage keinen Menschen ohne Grund an und spotte nie über einen andern. 4. Du sollst nicht morden und stehlen. 5. Liebe deine Frau und trage nie Verlangen nach einer fremden. 6. Sei nicht stolz. 7. Betrinke dich nicht. 8. Rede keinen Unsinn. 9. Gieb einem Bittenden, damit er nicht ohne eine Unterstützung dich verläßt; dafür wird Gott die noch mehr geben[10]).

[1]) Schrenck, Reise ic.
[2]) Schalschloff, Die Samojeden vom Archangelsk ic.
[3]) Archangelskija gubernskija wjedomosti 1867, Nr. 82.
[4]) Maximoff, Ein Jahr im Norden.
[5]) Archangelskija gubernskija wjedomosti 1868, Nr. 28 u. 29.
[6]) Schrenck, Reise ic.
[7]) Nach einer Mitteilung des russischen Pfarrers Joseph Cinjeff.
[8]) Hoffmann, Der nördliche Ural und das Küstengebirge Paß-Chrei.
[9]) Archangelskija gubernskija wjedomosti 1870, Nr. 22.
[10]) Die russische Regierung hat eigentlich die Einfuhr von Branntwein in die Tundren der Samojeden streng untersagt. Wie diesem Befehle die russischen Händler nachkommen, ersieht der Leser aus dieser Abhandlung.
[11]) Archim. Benjamin, Ethnography. Samml., Bd. IV.

Digitized by Google

Die Gemeinde (hier rod = das Geschlecht) übt einen sehr großen Einfluß auf das ganze Leben der Samojeden, namentlich bei denjenigen in der Polschesemelskaja Tundra. Schrenck teilt alle Samojeden in ethnographischer Hinsicht in drei Stämme (samojedisch: taenz[1]): Lagar, Wanoita und Hariji (Karatschei) ein. Diese Stämme zerfallen in Geschlechter (samojed. jerkar) und Zweige (russisch: pokolenija), z. B. der Stamm Lagar besteht aus den Geschlechtern: 1. Haetyanzei, 2. Paganzei (die Bewohner des Meerbusens, von der Bai Haejodepaedaera so benannt), 3. Taiwori, 4. Tysyi, welches in zwei Zweige: Hohotysyi (Polarfuchsstreifer) und Wonakana (Hundeschlitten) zerfällt, 5. Hoho (Polarfüchse), 6. Sadaei, 7. Paedraeggasowo (die Waldsamojeden), 8. Gyiwai, 9. Seda und 10. Waerae. Der Stamm Wanoita zerfällt in folgende Geschlechter: 1. Wyutschi, welches die Zweige Laptander und Lamdui umfaßt, 2. Walei, 3. Pyriky, 4. Hude, 5. Horolo, 6. Saeraedaeta, 7. Gokdaeta, 8. Jaeptik, 9. Myd, 10. Jabeng, welches in zwei Zweige: Apizyn und Waraesyn zerfällt. Die Samojeden erzählten verschiedene Sagen von der Entstehung der Namen dieser Geschlechter und Zweige, so leitet das Geschlecht Seda seinen Namen von einem Häuptling ab, welcher lindisch geworden war und den seine Enkel in den Schlaf singen mußten. Waerae leitet seine Abstammung von einem Samojeden ab, welcher aus der Bolschesemelskaja nach der Malosemelskaja (Timan-) Tundra eingewandert war, und wenn man von ihm sprach, so hieß es: „waeraetä jagghamy“ (bei ihm zucken die Fußsohlen[2]). Landaui betrachtet als seinen Ahnherrn einen Mann von sehr kleinem Wuchs, welcher deshalb „lamdo“ (klein von Wuchs) hieß. Als Ahnherr des Saeraedaeta gilt ein Mann, welcher weiße Rentiere (sar = weiß, ta = Rentier) und als derjenige des Gokdaeta, welcher sehr viele Rentiere (gok = viel, ta = Rentier) besaß.

Der Ahnherr des Wonakana kam einst aus dem Ostjakenlande her, wo man Hundeschlitten (wonka = Hund, han = Schlitten) benutzt. Andere Kenner der Samojeden, wie W. Jeslawin und der Archimandrit Benjamin, teilen alle Samojeden in sechs Geschlechter ein: 1. Tyssyi mit den Zweigen jam (jam = Meer), laptander (auf den Moosinseln = lapta hausend), nogo (nogo = Polarfuchs), paganczeda (paga = Meerbusen, ejeda = Pulkan), eiu-ejeda (von eiu = sieben und ejeda = Pulkan), 2. Loger mit den Zweigen ejadei (eja = Berg, ejsadei = Bergjäger), uanakan (uan = Hund), wylka, pyrerka (pyro = Hecht), 3. Wyutschi (Biber), 4. Chatansei, 5. Walei und 6. Wanoita[3]). Im Gouvernement Archangelsk giebt es unter den Samojeden keine Fürstengeschlechter, welchen solche hochangesehenen kriegerischen Häuptlinge entsprießen, wie Wauli Piettomin und Mairi Chadyl, die 1841 einen förmlichen Aufstand unter den sibirischen Samojeden organisierten, die Ostjakenhauptstadt Obdorsk mit bewaffneter Hand eroberten und den Ostjakenfürsten (knjasek) absetzten[4], sondern nur eine Geldaristokratie, welche sich allmählich zu den höchsten Aemtern in den Tundren aufgeschwungen hat und erblich geworden ist[5]). Heutzutage belegen diese Aristokraten regelmäßig alle öffentlichen Aemter unter den Samojeden. Die Samojeden von Archangelsk werden nämlich von zwei Häuptlingen (starschina) regiert, unter einem stehen die Horden in der Malosemelskaja oder Timan-Tundra und auf der Kanin-Halbinsel, unter dem andern diejenigen der Bolschesemelskaja Tundra; der letztere hat zwei Gehilfen: einen in Ust-Zyima, den andern in Ishma. Diese Beamten werden von der Gemeindeversammlung auf drei Jahre gewählt. Diese Versammlungen werden selten zusammenberufen, nur die Samojeden der Kanin-Halbinsel halten alljährlich zwei Versammlungen ab, eine im Herbst am Flusse Gubenicha, die andre im Dorfe Nessi, wo ihr Gemeindeschreiber wohnt und eine samojedische Kirche sich befindet. An der Spitze des Geschlechtes steht ein Gotelki (der Vorgesetzte über hundert Mann), welcher den Jassak eintreibt und den Polizeidienst versieht, sein Amt ist erblich[1]). Außer dem Jassak[2]) beschränken sich die Verpflichtungen der Samojeden dem Staate gegenüber nur auf die Unterhaltung der Postverbindung zwischen Nessi und Cömsha. Welche beinahe abergläubische Furcht die Samojeden vor einem russischen Beamten haben, schildert Castrén, welcher unterwegs einem Samojeden traf. „Wohin?“ fragte der Reisende. „Nach der nächsten Beamtenwohnschenke!“ war die Antwort. Castrén erklärte dem Samojeden, daß er ein reisender Beamter wäre, und erkundigte sich nach der Zahl seiner Rentiere. Der Samojede riß sich augenblicklich die Mütze vom Kopfe, warf sich auf die Kniee vor dem Reisenden und flehte ihn um Gnade an[3]).

Die samojedischen Schamanen (Tadibei) sind zugleich Wahrsager und Aerzte. Ihr Amt ist erblich in einer Familie, denn niemand darf Tadibei sein, ohne aus einer Tadibeifamilie abzustammen. Tadibei kann sowohl ein Mann als auch ein Weib werden, das letztere aber nur dann, wenn kein männlicher Erbe in der Familie existiert[4]).

Nicht nur die heidnischen Samojeden, sondern auch die getauften und die Russen im Gouvernement Archangelsk glauben an die übernatürliche Macht der Tadibei und ihren Verkehr mit den bösen Geistern. Marimoff schreibt der Kurpfuscherei der Tadibei die große Sterblichkeit unter den Samojeden zu, welche selten das sinfzigste Lebensjahr erreichen[5]). Für ihren Opferdienst oder ihre Zauberei (wofür bei den Russen des Nordens ein terminus technicus: „bitj kudesna“, eigentlich Gaukeleien schlagen, existiert) werden die Tadibei mit Rentieren und andern Sachen beschenkt, doch nur dann, wenn ihre Mühen von Erfolg gekrönt werden, wenn ihre Prophezeiung nicht eintrifft, oder der Tod des Kranken erfolgt, müssen sie die erhaltenen Geschenke zurückgeben[6]). Der Tadibei erhält auch ein Rentier für Absolution einer Wöchnerin von der Sünde der ehelichen Untreue, welcher die Samojede schwere Geburten zuschreiben[7]). Nach dem Buchstaben des Gesetzes entscheidet der Häuptling in allen Gerichtssachen, mit Ausnahme des Aufstandes gegen die kaiserlichen Behörden, des Mordes, des

[1]) taenz heißt im samojedischen Volk, z. B. Lutsae-taenz = die Russen, Hadsj-taenz = die Ostjaken. Stirend, Reisen ꝛc.

[2]) Daher heißt bei den Samojeden der Tschernaja-Fluß, an welchem er angeblich emit lompierte, Bara.

[3]) Jeslawin, Die Samojeden ꝛc. Archimandrit Benjamin, Die Samojeden von Mesen.

[4]) Schalchoff, Die sibirischen Samojeden 1879.

[5]) Wereschschagin, Übersicht des Gouvernements Archangelsk.

[1]) Nach dem Berichte der Kommission zur Erforschung des Petschora-Gebietes.

[2]) Beim Steuereintreiben haben die russischen Händler wieder ein Mittel gefunden, die Samojeden zu betrügen, indem sie für eine geringe Gebühmme den Beamten sich das Recht erkaufen, den Jassak einzutreiben und anstatt des festgesetzten Tributes von nur einem Rubel pro Mann je nach ihrem Gutdünken 2 bis 2 Rubel 50 Kopeken von den umwohnenden Nomaden erpressen. (Marimoff, Ein Jahr im Norden.)

[3]) Castren in der Zeitschrift „Gouvernemnik“ für das Jahr 1845.

[4]) Archangelskija gubernskija wjedomosti 1849, Nr. 12.

[5]) Marimoff, Ein Jahr im Norden. Tadel übersieht er die für die Gesundheit des Volkes schrecklichen Folgen der Trunksucht, die Syphilis und den Skorbut, welche auch ohne die Tadibei die Zahl der Samojeden von 70000 Seelen auf etwa 5600 zu reduzieren vermochten.

[6]) Archangelskija gubernskija wjedomosti 1849, Nr. 12.

[7]) v. Poschmann, Beschreibung d. Gouvernem. Archangelsk.

Digitized by Google

Raubes, der Notzucht und der Falschmünzerei, jedoch da facto teilt er seine richterliche Gewalt mit der Gemeindeversammlung, welche eigentlich die entscheidende Stimme hat. Statt des Eides nimmt der getaufte Samojede ein Heiligenbild (ikona) von der Wand und legt sich dasselbe auf den Kopf mit den Worten: „Möge Gott mich totschlagen, wenn ich schuldig bin.“ Die heidnischen Samojeden halten noch an der alten Form des Eides (rotta) fest, indem sie ein aus Schnee oder Erde verfertigtes Götzenbild entzwerschneiden und dabei sagen: „Möge ich ebenso entzweigeschnitten werden, wenn ich eine Unwahrheit gesagt habe, und daß ich morgen nicht aufstehe, sondern wie ich schlief, ewig liegen bleibe!“ oder sie benagen die Haut oder die Schnauze eines Bären mit dem Ausruf: „Möge mich das Tier so benagen, wie ich jetzt es benage!“[1] Castrén berichtet, daß bei den Samojeden noch folgende Eidesformel existiert: Ein Götzenbild aus Stein, Holz, Erde oder Schnee wurde verfertigt, vor ihm ein Hund geschlachtet und dabei rief man dem Angeklagten zu: „Wenn du gestohlen hast, so wirst du wie dieser Hund sterben!“ Dieser Eid wird von den Samojeden sehr gefürchtet und jeder Verbrecher gesteht lieber seine Schuld ein, als daß er sich diesem Eide unterzieht. Auch giebt es noch eine Art feierlichen Eid, welcher darin besteht, daß alle Beteiligten sich ganz nackt ausziehen, mit Andacht die Worte: „Möge Gott uns bestrafen, die Erde uns verschlingen und reißende Tiere unsre Körper zerfleischen!“ sprechen, einen schwarzen Hund schlachten, diesen noch zuckendes Herz sowie die Schnauze eines Giebären verzehren und mit dem Blute des geschlachteten Tieres ihre thönernen Götzen beschmieren[2]).

[1]) Otetschestwennyja Sapiski 1830. Finnländischer Bote 1845, Nr. 4.

[2]) Archangelskija gubernskija wjedomosti 1846, Nr. 11.

Bücherschau.

Philippson, Alfr., Der Peloponnes. Versuch einer Landeskunde auf geologischer Grundlage. Nach Ergebnissen eigener Reisen. Nebst einer geologischen und einer lapographisch-hypsometrischen Karte mit Ansichten (in je vier Blättern, Maßstab 1 : 300000), einer Profiltafel und 40 Profiltitzen im Text. Herausgegeben mit Unterstützung der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin. Bd. I (S. 1 bis 272). Berlin. A. Friedländer u. S., 1891. 8°. Preis pro kampl. 45 Mk.

Wir besitzen über die Peloponnes — leider haben die Namen Peloponnes und Morea in den meisten modernen Sprachen ihr Geschlecht vertauscht — ziemlich viele geographische Arbeiten, aber kein zusammenfassendes Werk aus neuerer Zeit. Aus dem Fonds der Karl Ritter-Stiftung war Herr Dr. Philippson in den Stand gesetzt worden, auf mehreren Exkursionen 1887 und in den folgenden drei Jahren die ganze Peloponnes nach den verschiedensten Richtungen hin zu bereisen und zu durchforschen. In zahlreichen Monographien gab er von den Resultaten seiner Beobachtungen Kenntnis. Auch diese Zeitschrift brachte im Jahrgang 1890 aus seiner Feder eine Studie über die Baltwinschaft der Griechen.

Nunmehr hat Herr Philippson, der übrigens auch in Nord- und Mittelgriechenland geologische Forschungen anstellte, die Ergebnisse seiner peloponnesischen Studienreisen in einem Werke zusammengestaltet, dessen hier angezeigter erster Teil eigentlich ein ausführlicher Kommentar zu der beigegebenen geologischen Karte ist.

Als leine Hauptaufgabe betrachtete der Verfasser die geologische Erforschung des Landes „als die wichtigste Grundlage für alle andern Zweige der Geographie und als dasjenige Wissensgebiet, in dem hier noch alles zu thun war“. Er kam nämlich bei seinen Untersuchungen, namentlich was Tektonik und Stratigraphie betrifft, zu andern Ergebnissen als die Geologen von der expedi. scient. de la Morée. Sein Verfahren bei der Schilderung der einzelnen geologischen Gebiete ist folgendes: zuerst werden die Reiserouten und die Reiserouten kurz angegeben, dann eine topographische Übersicht gegeben, die Einzelbeobachtungen mitgeteilt und endlich die Resultate zusammengefaßt. In der vorliegenden Abteilung behandelt der Verfasser nachstehende Haupt- und Unterabschnitte: A. Das altpeloponnesische Gebirge: I. Die Landtafel zwischen Mittelgriechenland und der Peloponnes und zwar 1. den Isthmus von Megara, der zum größeren Teil aus jungtertiären Gebilden aufgebaut ist, 2. das Geranieiagebirge, das a) aus grauem Kalk, b) Serpentin, c) Radiolarienkalk, d) Quarzitschiefer, e) Neogenmergel und Konglomeraten besteht. Er geht dann in der Beschreibung nach Süden zur (II.) sedimentären Halbinsel Argolis, die er in folgende Unterabteilungen zerlegt: 1. in das neogene Schollenland von Chiliomadion, 2. in das Kalkgebirge von Chéli (folgendermaßen geschichtet: a) Sandstein, b) Kalk von Chéli heller, gebänkter als grauer, dichter als halbkristallinischer Kalkstein an der unteren Grenze der griechischen Kreideformation], c) Schiefer, Serpentin u. s. w., d) Kalk von Epidauros [Kreideformation], e) cocäner, schwarzer, massiger oder grob geschichteter Nummulitenkalk [Triopolitakalk], f) Flysch-Sandstein und -Thanschiefer, g) Neogenablagerungen an den Säumen). 3. das Kalkgebirge von Phonäen und das Schiefergebirge Aderes. 4. Das Gebirge von Nauplia: a) untere Kalkstufe, b) Schieferton-Basiskonglomerat mit Serpentin, c) obere Kalkstufe. 5. Alluvial-Tiefebene von Argos.

B. Das zentralpeloponnesische Gebirge: I. Das arkadische Gebirgsland: 1. Das argalisch-arkadische Grenzgebirge: a) Glimmerschiefer, b) Triopolitakalk, c) Kalkschiefer und Sandstein, d) Olonoskalk ein heller, dichter Plattenkalk ohne Fossilien, nach einem 2224 m hohen Gipfel des arkadisch-argalischen Grenzgebirges genannt [alt Cryonarthos]). 2. Das östlich angrenzende arkadische Gebirgsland in engerem Sinne und die Skorkabische Hochebene. II. Die Hochgebirge und das Stufenland des östlichen Achaia, der Sikyonia und Phliasia in zwei scharf gelagerten Schichtgruppen, nämlich einer stark gefalteten und teil aufgerichteten vorneogenen Schichtreihe (Serie [geologisch besonders interessant] und Eibelwiß [hier Vergleichungsspuren]) und nicht gefalteten, sondern horizontal oder flach gelagerten, bis zu sehr bedeutender Meereshöhe aufsteigenden Neogenablagerungen, die im Osten unmittelbar mit dem Schollenland von Chiliomadion verwachsen. III. Das Parnongebirge mit stark zusammengefalteten kristallinischen Schieferschichtgruppen mit darüberliegenden mächtigen Kalkmassen von der Triopolitastufe, die wieder zuerst von Flysch und zuletzt von Olonoskalk überlagert werden. IV. Der Taygetos, die mächtigste Auftauung der Peloponnes, ein kristallinisches Zentralmassiv, darüber der Triopolitakalk; das Neogen tritt in marinen und unterpliocänen Binnenlee-Schichten auf. Nordwestlich von dem durch einen großen Querbruch ausgezeichneten Nordende des Taygetos tritt das kristallinische Grundgebirge in dieser Richtung auf griechischem Boden nicht mehr zu Tage. V. Das Becken von Megalopolis: dickere Mergel, darüber Alluvium.

C. Das westpeloponnesische Gebirge: I. Der Wordiás: Flysch, darüber hart zusammengefalteter, sehr dichter Plattenkalk; der Hornsteinkalk bildet die unmittelbare Auflagerung der plattigen Hornsteinkalke der ätolischen Kalkalpen und verbindet sich ohne Unterbrechung mit den Olonoskalken; ebenso ist der Flysch Mittelgriechenlands und Akarnas identisch. Hier bricht die erste Abteilung mitten im ersten Buch (speziellen Teil) ab. Ein allgemeiner Teil ist in Aussicht gestellt.

Der erste Teil enthält die Resultate außerordentlich vieler Peilungen. Die Höhen wurden mittels Aneroidbarometern gemessen, deren Korrektion nicht mit genauester Sicherheit bestimmt werden konnte (S. Zeitschrift der Ges. f. Erdk. zu Berl. 1889, S. 331 ff.). Die so gewonnenen Höhenzahlen weichen aus den Zahlen der Carte de la Grèce im allgemeinen erheblich ab. Die Arbeit macht den Eindruck großer Zuverlässigkeit. Herr Philippson ist so offen, auf die Punkte, die einergehenderer Erforschung bedürfen, hinzuweisen.

Zwischen der eingehenden geologischen Beschreibung finden sich zahlreiche landeskundliche Notizen über Bewässerung, Klima, Pflanzenkede, Vegetationsbedingungen, über die Bewohner, die

Digitized by Google

Besiedelungsbedingungen und die Siedelungsgeschichte in Altertum und Jetztzeit, über die wirtschaftlichen Verhältnisse eingestreut. Auch der Reste aus dem Altertum wird öfters gedacht. Die unterseeischen Ruinen bei Pitéa (Busfun: Pulitra) in der Bucht von Xuli werden der Aufmerksamkeit der Archäologen empfohlen. Wenn die Toponomastik, die gelegentlich berücksichtigt ist, im zweiten Teil etwa im Namensverzeichnis eine besondere Behandlung erfuhre, wäre das für diesen Wissenszweig der Geographie nur zu erfreulicher, als er für die östlichen Mittelmeergebiete noch nicht recht gepflegt ist. Nicht jeder Geograph weiß z. B., daß Akymowwasser Hilfsgewässer bedeutet. Daß in einem umfangreichen Buch, das so viele Namen und Zahlen enthält, Intonsexamen, unrichtige Schreibungen und Akzentverirrungen zuweilen vorkommen, ist zu entschuldigen. Es möge nur auf ein Versehen hingewiesen werden, das sich von der „Bemerkung über die Schreibweise der Ortsnamen“ an durch den ganzen Text hindurch und unter dem auch die Namen auf der Karte leiden: Dem Text wurde die landesübliche Aussprache zu Grunde gelegt. Für *ee* ist als Schreibweise nur *ae*, für *ew* nur *ew* angegeben, so daß also Aogo und Aowplon geschrieben wird. Nun scheiden aber alle in der Jetztzeit griechisch redenden Stämme ganz scharf zwischen der Aussprache von *ae*, *ee* und so vor Liquiden und sogenannten weichen Konsonanten und zwischen der Aussprache, wenn dieselben Silben vor (nun) sogenannten harten Konsonanten stehen. Vor ersteren lauten beispielsweise *aw*, *ew*, *ow* letzteren aber *af*, *ef*, *if*, mit scharf ausgesprochenem F-Laut; *o* lautet am Anfang, in der Mitte und wenn es am Ende der Wörter überhaupt ausgesprochen wird, wie *u* in Wesse.

Das Litteraturverzeichnis wird erst der zweiten Abteilung beigegeben werden. Wenn Buesans Geographie von Griechenland ein trockenes Buch genannt wird, so möge die Bemerkung gestattet sein, daß die allerangstlichste Verbesserung gelehrter Handbücher die glückliche Gabe eines E. Curtius oder B. Hehn besitzen und daß es bei einem wissenschaftlichen Werk vor allem auf den Inhalt ankommt. Was das betrifft, daß die Griechen nicht selbst die Erforschung ihres Landes in die Hand nehmen, so möchte das in etwas damit entschuldigt werden, daß die Pflege der Naturwissenschaften auf griechischen Schulen ganz jungen Datums ist und daß gerade die genannten Wissenschaften nur nach langsthreigen, sorgfältigem Betrieb sich gedeihlich entwickeln.

Die Profilzeichnungen im Buche sind überflüssig und deutsch. Gerade die Karte, die auf Grund der Karte der französischen Moreo-Expedition mit kreckenweiser Zuhilfenahme der einschlägigen Küstenkarten des deutschen Hydrographie Office entworfen ist. Nur wird die Übersicht über die Ziffern auf den Gebieten, die mit geschichten geologischen Bezeichnungen bedeckt sind, einigermaßen gestört. Indes wird ja die topographisch-hypsometrische Karte auch wieder die Isohypsen bringen.

Hoffentlich wird der zweiten Abteilung, der wir mit Spannung entgegensehen und deren Inhalt die weitesten Kreise der Geographen anziehen dürfte, ein recht umfängliches Namen- und Sachregister beigegeben werden. — Jedes, der unter ähnlichen Umständen Forschungsreisen im östlichen Mittelmeergebiet unternommen hat, weiß, wie vielen Beschwerden, Entbehrungen, ja sogar Gefährdungen sich der Reisende unterziehen muß und wird dem Verfasser für seine Arbeitsleistung Bewunderung und Dank zollen.

K. Bürchner.

Aus allen Erdteilen.

— Pearys Nordpolarexpedition (vergl. S. 63 dieses Bandes) ist im Beginn von Mißgeschick betroffen worden. Der Whale-Sund, wo man landen wollte, war durch Eis versperrt und die Expedition war daher gezwungen, in der M'Cormick-Bai des Murchison-Sundes ans Land zu gehen. Das Durchfahren der Melville-Bai war des Eises wegen mit großen Schwierigkeiten verknüpft, so daß man drei Wochen zur Bewältigung von 160 km gebrauchte. Peary hatte dort das Unglück, daß durch das Zurückschlagen der eisernen Ruderpinne ihm das Bein unter dem Knie zerbrochen wurde; doch ging die Heilung gut vor sich. Der arktische Dampfer „Kite“, welcher diese Nachricht nach Neufundland überbrachte, verließ Peary am 30. Juli. Er bringt verschiedene nordische Produkte mit, auch einen 300 Pfund schweren Meteoriten. Peary beabsichtigt im Herbste den Humboldtgletscher zu erforschen und alsdann nach dem Nordende Grönlands aufzubrechen.

— Der Zensus des Dominion of Canada 1891 ergab eine Einwohnerzahl von 4 823 344 gegenüber 4 324 810 im Jahre 1881. Diese Zunahme von rund 500 000 beträgt 11,52 Prozent, aber gegenüber dem Jahrzehnt 1871 bis 1881 eine Abnahme, denn damals betrug die Zunahme 18,97 Prozent. Die östlichen, am Meere gelegenen Teile, zumal Neu-Schottland, Neu-Braunschweig, Prinz-Edward-Inlel sind im Stillstande, während westlich von Ontario sich eine starke Zunahme zeigt. Manitoba zeigt eine Zunahme von 148 Prozent, die Nordwestprovinzen von 140 und Britisch Columbia von 87 Prozent. Die Provinz Ontario hat jetzt 2 112 989, die Provinz Quebec 1 488 586 Einwohner.

— Mrs French Sheldon gehört zu den Frauen, die, ohne besondere wissenschaftliche Ausbildung, doch daran Freude finden, große Reisen zu unternehmen. Sie ist etwa von dem Schlage unserer Ida Pfeiffer und hat den Kilimandscharo allein, ohne einen weißen, männlichen Begleiter, besucht und ist zu dem dort am Ostabhange gelegenen Kraterse Dschala hinabgestiegen. Es lag ihr, so erzählte sie auf der britischen Naturforscherversammlung in Cardiff, nur daran, die Sitten primitiver Menschen kennen zu lernen; sie stellte sich in Sansibar eine Trägerkarawane von 130 Mann zusammen, die sie selbst führte und der sie ganz allein gegenüberstand, da ihre weiße Dienerin erkrankte. Alle die vielen Mühseligkeiten und Widerwärtigkeiten, die mit den Trägern durchzumachen sind, hat auch Frau Sheldon erlebt, hat sie bemeistert und gelegentlich hat sie die Peitsche gebraucht. Manchmal, so sagt sie, hätte sie Lust gehabt, den einen oder andern Träger niederzuschießen. Sie hat auf dem Marsche alles ertragen, was harten Männern schwer angekommen ist und wurde von den Eingeborenen als woman master bezeichnet, ja, sie wurde, weil sie es verstand mit den Negern zu verfahren, „wie eine Fürstin“ von diesen behandelt. Ihrer Weisheit, so erzählt Frau Sheldon, habe sie auf der Reise nichts vergeben und als einst eine Schar Krieger vollkommen nackt in ihrem Lager erschien und dieses ihr nicht angenehm war, merkten die feinfühligen Schwarzen die Sache und waren am andern Tage hübsch verhüllt. Der gelungene Besuch des Kratersees Dschala durch Mrs Sheldon ist in diesem Bande S. 96 geschildert worden.

— Große Höhlen sind in Oregon im Josephine County in der Nähe von Kirby entdeckt worden. Sie liegen im Kalkstein und sind durch zwei schmale Öffnungen zugänglich. Die Gänge, Kammern, Dome, alle mit herrlichen Stalaktiten geschmückt, sollen an Ausdehnung und Schönheit noch die berühmte Mammuthöhle in Kentucky übertreffen. Nahe dem Eingange wurden Überreste von Bären aufgefunden.

— Die deutsch-ostafrikanische Küste ist durch Verordnung des Gouverneurs vom 9. April in folgende fünf Bezirke eingeteilt worden. 1) Tanga mit Pangani; 2) Bagamojo mit Saadani; 3) Dar-es-Salaam, im Norden durch den Bezirk Bagamojo, im Süden durch die nördliche Rufidschi-Mündung begrenzt; 4) Kilwa, derselbe reicht von der nördlichen Rufidschi-Mündung bis zu einem Punkt, welcher in der

Digitized by Google

Mitte zwischen den Orten Kisuani und Kisuere liegt; 5) Mgau, begrenzt im Norden durch den Bezirk Kilwa, im Süden durch den Fluß Rowuma. Eine genaue geographische Abgrenzung dieser Bezirke soll nach erfolgen.

— Die Verteilung der Bevölkerung der Union nach der Höhenlage ergiebt sich aus einem Berichte des „Geographen des Zensusamtes", Henry Gannett. Über ein Sechstel der Bevölkerung lebt in einer Höhe bis zu 100 Fuß, eine Stufe, welche im allgemeinen die Meeresgestade und die alluvialen und sumpfigen Regionen des Südens umfaßt. Mehr als Dreiviertel leben unter 1000 Fuß. In große Höhen ist die Bevölkerung noch nicht aber doch sehr wenig vorgedrungen. In der Area unter 500 Fuß lebt die ganze Bevölkerung, welche Handel und Industrie treibt, sawie diejenige, welche der Baumwoll-, Reis- und Zuckerkultur obliegt. Die Stufe von 500 bis 1500 Fuß umfaßt den größten Teil der Prärieſtaaten und der Getreide bauenden Nordweſtſtaaten. Im Osten des 98. Meridians zeigt die Höhenlinie von 1500 Fuß die Grenze der Bevölkerung an; darüber hinaus ist das Gebirge unbewohnt. Die zwischen 2000 und 5000 Fuß ſeßhafte Bevölkerung findet ſich hauptſächlich am Abfall der großen weſtlichen Ebenen. In dieſer Region iſt die Stufe zwiſchen 2000 und 3000 Fuß der ſtreitige Boden zwiſchen dem trockenen Plateau der Felsengebirge und den feuchten Landſchaften des Miſſiſſippithales. Über 3000 Fuß iſt, wenn Ackerbau ermöglicht werden ſoll, faſt überall eine künſtliche Bewäſſerung nötig. Zwiſchen 4000 und 6000 Fuß ſteigt die Bevölkerung wieder und iſt dichter als in der zunächſt unter 4000 Fuß liegenden Stufe. Der Grund hierfür iſt die Anſiedelung am öſtlichen Abfalle der Felſengebirge und in den Thälern am Großen Salzſee, Regionen, die zwiſchen 4000 und 6000 Fuß liegen. Die über 6000 Fuß wohnende Bevölkerung in Colorado, Neu-Mexiko, Nevada und Californien lebt einzig und allein vom Bergbau.

In allen Höhenſtufen nimmt die Bevölkerung abſolut zu. Je höher aber, deſto mehr wächſt ſie relativ und dieſes relative Wachstum iſt am größten in der Stufe zwiſchen 1000 und 6000 Fuß. Am dichteſten wohnen die Nordamerikaner in dem an den Meeresgeſtaden ſich hinziehenden ſchmalen Striche, wo auch die meiſten großen Städte liegen. Die Dichtigkeit vermindert ſich allmählich bis zur Höhe von 2000 Fuß, wo dieſelbe äußerſt dünn wird. Abgeſehen von Alaska beträgt die mittlere Höhe der Vereinigten Staaten 2500 Fuß. Die Durchſchnittshöhe der ganzen Vereinigten Staaten, in welcher Menſchen wohnten, betrug im Jahre 1870 erſt 687 Fuß; ſie rückte 1880 auf 739 Fuß vor und ſtieg 1890 auf 788 Fuß.

— Erforſchung des Kebbi-Benuë. Die Waſſerverbindung zwiſchen Benuë und dem Tſadſee ſcheint nach einem Reiſeberichte des Majors Claude M. Macdonald nicht zu exiſtieren. Bisher nahm man an, daß die Sumpflandſchaft Tubburi, bis zu welcher 1854 der deutſche Reiſende Dr. Vogel vordrang, nicht nur mit dem Flußgebiete des Schari, alſo mit dem Tſadſee, in Zuſammenhang ſtehe, ſondern daß auch aus dieſer Sumpflandſchaft der Kebbi fließe, der oberſte Nebenfluß des Benuë. Macdonald, der britiſche Oberkommiſſär für das Gebiet der Öſtflüſſe, erſtattete über ſeine Reiſe der Britiſchen Geographiſchen Geſellſchaft genaue Mitteilungen (Proceedings 1891, VIII), welche über die Hydrographie des oberen Benuë ganz Neues bringen. Bei Tepe (Taöpe) am oberen Benuë, an der Barthiſchen Reiſeroute von 1851, mißt der Strom 270 m Breite bei einer Tiefe von 30 m. Weiter aufwärts liegt Garua (Gurua), die am weiteſten vorgeſchobene Station der Britiſchen Royal Niger Company, wo der Strom 600 m breit iſt, und 10 bis 12 m tief. Es iſt zweifellos, daß die Benuëquellen ſüdlich in der Nähe der Bubandſchaberge zu ſuchen ſind. Die engliſche Karte giebt dieſen Teil nur als ungewiß in geſtrichelten Linien, trotzdem über die Quellflüſſe die Flegelſchen Beobachtungen in der höhſchen Bearbeitung von Kiepert vorhanden ſind (Mitteilungen der Afrikaniſchen Geſellſchaft in Deutſchland, Bd. V, Tafel 8). Flegel überſchritt ſämtliche Quellflüſſe, von denen der nördlichſte 15 m breit iſt, auf ſeiner Reiſe nach Ngaundere. Die Waſſerſcheide liegt hier etwa 1260 m hoch und der ſüdlichſte Quellbach, nach Angabe der Eingeborenen der eigentliche Benuë, bildet im oberſten Teile Sturzbäche von ungefähr 300 m Fall.

Der Kebbi war bisher von einem Weißen noch nicht beſucht worden. Macdonald fand ihn bei ſeiner Einmündung in den Benuë 230 m breit, aber nur 3 m tief, und zwar im Auguſt 1890 bei ſehr hohem Waſſerſtande. Der Fluß bewäſſert ein gut kultiviertes und bevölkertes Land. Zwiſchen bergigen, bewaldeten Ufern, über welche einige Waſſerfälle herabſtürzen, wurde der Ort Kaku erreicht. Hier breitet ſich der Fluß zu einem ſeeartigen Sumpf, Rabarat, aus, der aber in der Trockenzeit nur ein Viertel ſeines größten Umfanges hat. Im Süden ſah man bewaldete Berge, das Land nördlich und öſtlich war offen und leicht gewellt. Nordöſtlich vom Rabarat liegt die 6000 Einwohner zählende Stadt Bifara oder Bifare. Hier war die Schiffahrtslinie nur noch 7 m breit und 1 m tief bei ſchneller Strömung. Nicht weit davon war der Reiſende zur Umkehr gezwungen, da hier nur 60 cm Waſſertiefe war und die Breite des Fluſſes nur noch 5 bis 7 m betrug. In trockener Jahreszeit kann er hier durchwatet werden. Macdonald ſchließt hieraus, daß die Quelle des Kebbi nur etwa 5 km weiter zu ſuchen ſei. Von Dana, dem fernſten Punkte der Vogelſchen Reiſe, wäre dies aber noch 50 km entfernt, und deshalb könne man eine Waſſerverbindung nach Oſten hin nicht mehr feſthalten.

— Neu Nurſia, die Kalanie weſtauſtraliſcher Eingebarnen, etwa 110 km von der Hauptſtadt Perth entfernt gelegen, hat ſich nach Mitteilungen von Miß Clarke auf der Carbiffer Verſammlung der britiſchen Naturforſcher, ausgezeichnet entwickelt. Die Kalonie wurde im Jahre 1846 von zwei ſpaniſchen Benediktinern, den Patres Serra und Salvado, begründet, die es verſtanden das Vertrauen der Schwarzen zu gewinnen und ſie allmählich zu fleißigen und ordentlichen Menſchen heranzubilden. Neu Nurſia beſteht aus einem Kloſter, einer Kirche, Schule, einem Dorfe von 50 Hütten, in welchen ebenſo viele chriſtliche ſchwarze Familien wohnen, verſchiedenen Werkſtätten und iſt von weiten, gut beſtellten Feldern umgeben. Ein dort erzogenes ſchwarzes Mädchen hat von der weſtauſtraliſchen Regierung eine Anſtellung beim Poſt- und Telegraphenamte erhalten. Die Knaben entwickeln ſich gut, lernen leicht und werden gute Diener und Arbeiter. Jedenfalls ein Forſchreit gegenüber den urſprünglichen kannibaliſchen Gewohnheiten dieſes immer mehr dahinſchwindenden auſtraliſchen Stammes.

— Eine Volkszählung in Afghaniſtan iſt neuerdings vom Emir für das ganze Land angeordnet worden.

— Taſman See iſt der neue Name, welcher von der britiſchen Admiralität dem Meere zwiſchen dem auſtraliſchen Feſtlande und Neuſeeland beigelegt worden iſt. Die Anregung hierzu war von der auſtraliſchen Naturforſcherverſammlung ausgegangen.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldſtraße 27.

Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Digitized by Google

Bd. LX. **Globus.** Nr. 13.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

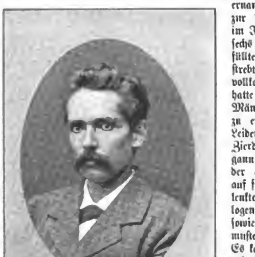
Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

George Alexander Wilken.

Mit dessen Bildnis.

Seine Laufbahn war kurz, sein Lauf schnell, doch lange leben ist nicht viel leben. — Und wenn viel denken allein viel leben ist, so war seiner Jahre nur für uns zu wenig. Lessing.

Der vorstehenden Worte ist es nötig, sich zu erinnern, wenn wir es unternehmen, den Lesern dieser Blätter zu berichten von einem Manne, der gestern hier, 44 Jahre alt, sein Leben beschloß, viel zu früh für seine Familie, für seine Freunde, für die ethnologische Wissenschaft. Der Tod Wilkens ist einem Blitz aus heiterm Himmel, einem Unglück für das Studium der Ethnographie Niederländisch-Indiens gleich zu achten; er läßt eine Lücke hinter sich, die nur schwierig wieder auszufüllen sein wird. So sei es uns denn gestattet, einen nur kurzen Abriß seines Lebens und seines Wirkens als einen Scheidegruß auf sein Grab zu legen.



Wilken wurde am 13. März 1847 zu Tomohon (Celebes) geboren als Sohn des deutschen Missionars P. N. Wilken, aus Hannover stammend, der sich ebenfalls durch gründliche Arbeiten auf ethnologischem Gebiete vorteilhaft bekannt gemacht, und mit einer inländischen Christin aus der Minahassa verehelicht war. Er besuchte die höhere Bürgerschule zu Delft und besuchte die Vorlesungen der sogenannten Indischen Schule am selben Orte, um sich zum Beamten bei der Regierung Niederländisch-Indiens auszubilden. Nach abgelegtem Staatsexamen wirkte er an verschiedenen Plätzen in Indien als Beamter, erreichte den Rang eines Kontroleurs erster Klasse und benutzte schon bereit seine Freistunden zu eifrigen Studien auf ethnologischem Gebiete. Gelegentlich eines ihm erteilten Urlaubes legte er in Leiden das Abiturientenexamen für das Studium und später das eines Kandidaten der Jurisprudenz ab; sich gleichzeitig in Leiden niederlassend, wo er dann zum Lektor an der städtischen Anstalt für die Anbildung indischer Beamten ernannt wurde, welches Amt er bis zur Aufhebung derselben Anstalt im Juni dieses Jahres, zuletzt seit sechs Jahren, sogar unbesoldet ausfüllte. Dabei war er immer bestrebt, an seiner weiteren Vervollkommnung zu arbeiten und hatte sich darin der Hilfe von Männern, wie de Goeje und Kern zu erfreuen, die noch heute der Leidener Universität zu hoher Zierde gereichen. Schon bald begann Wilken Beweise zu geben, daß der ausgestreute Same bei ihm auf fruchtbaren Boden gefallen und lenkte die Aufmerksamkeit der Ethnologen seiner Heimath und Indiens sowie der Fremde durch eine Reihe mustergültiger Arbeiten auf sich. Es kann denn auch kaum Wunder nehmen, daß die litterarische Fakultät der Universität ihn schon am 1. Dezember 1884 zum Doctor honoris causa der Sprach- und Litteraturkunde des Indischen Archipels ernannte; worauf schon schnell, am 27. April 1885, seine Ernennung zum Professor der Geographie und Ethnographie des Indischen Archipels als Nachfolger des berühmten P. J. Veth, der noch jetzt in Arnheim lebt, erfolgte; welches Amt er am 16. September 1885 mit einer Rede über: „Die Frucht der Ethnologie für die vergleichende Rechts-

Digitized by Google

wissenschaft", antrat. Mit rastlosem Eifer wirkte Wilken in diesem Amte, arbeitend an dem, was er sich zu einer Lebensaufgabe gestellt hatte, nämlich beizutragen zu einer besseren Kenntnis jener schönen Inseln, die Niederlands Scepter unterstellt. Stets bereit, mit seinem Wissen anderen jüngeren Kräften beizustehen, streute er bei seinen Schülern, meist für den Beamtendienst in Indien bestimmt, Saaten aus, die dereinst sicher reiche Früchte tragen werden. Bei alledem fand er noch Zeit zur Abfassung weiterer zahlreicher Arbeiten, alle zeugen von der Gelehrsamkeit, außerordentlichen Belesenheit und vorzüglichen Beobachtungsgabe des Verfassers, den trotz aller ihm gezollten Anerkennung große Bescheidenheit kennzeichnete. Im geselligschaftlichen Leben beschränkte sich Wilken nur auf den Verkehr mit Wenigen; die einzige Erholung, die er sich sonst gönnte, war die des Hörens guter Musik und der Besuch klassischer Schauspiele, sobald sich für letzteres hier oder in den benachbarten Städten infolge des Auftretens Possarts, Barnays, u. A. die Gelegenheit dafür bot; im übrigen gehörte seine ganze Zeit von des Morgens früh bis spät in die Nacht hinein seiner Wissenschaft. Von den vielen durch ihn publizierten Arbeiten erwähnen wir hier u. a. als die hauptsächlichsten folgende: Over de Verwantschap en het Huwelijks- en Erfrecht bij de Volken van den Indischen Archipel (Erfden 1883). — Het Matriarchaat by de Oude Arabieren (Amsterdam 1884). — De Bijzijdenis bij de Volken van den Indischen Archipel (Haag 1885). — De betrekking tusschen Menschen-, Dieren- en Plantenleven in het volksgeloof (Amsterdam 1884). — Het Animisme bij de volken van den Indischen Archipel (Amsterdam 1884—1888). — Über das Haaropfer und einige Trauergebräuche bei den Völkern Indonesiens (Amsterdam 1886 bis 1887). — Jets over de betekenis van de Ithyphallische beelden bij de volken van den Indischen Archipel (Haag 1886). — Plechtigheden en gebruiken bij verlovingen en huwelijken by de volken van den Indischen Archipel (I. Haag 1886; II, 1889). — Het Shamanisme bij de volken van den Indischen Archipel (Haag 1887). — De couvade bij de volken van den Indischen Archipel (Haag 1889). — Jets over de Schedelvereering bij de volken van den Indischen Archipel (Haag 1889). — Albinos in dem Indischen Archipel (Haag 1890). — Strama en Cretinisme in den Indischen Archipel (Haag 1890). — Over het huwelijks- en erfrecht bij de volken von Zuid Sumatra (Haag 1891). — Over Kinderhuwelijken enz (Tijdschrift voor Strafrecht, Deel V.) — De Hagedis in het volksgeloof des Malayo-Polynesiers (Haag 1891) rc. rc.

Schon diese immerhin noch unvollständige Aufzählung der Arbeiten Wilkens dürfte ein Bild geben, wie sehr durch ihn unsre Kenntnis der Völker des Indischen Archipels gefördert wurde. Und wieviel wäre noch von ihm, der nun so jung heimgegangen, zu erwarten gewesen; zumal wäre sein Lieblingswunsch in Erfüllung gegangen, nämlich der, noch einmal die Inseln, wo er einen Teil seiner Kindheit und später einen Teil seiner Jünglingsjahre zugebracht, wieder besuchen zu dürfen. Große Hoffnungen hatte man auf die Ergebnisse dieser Reise Wilkens. — —

Es sollte aber anders kommen! Im Frühling dieses Jahres wurden bei Wilken die ersten Spuren eines krankhaften Zustandes der Atmungsorgane bemerkt, die derart zunahmen, daß Wilken seit Beginn des Juni das Bett hüten mußte, bis ihn nun gestern ein sanfter Tod von hinnen rief. — Ein gut angewandtes Leben liegt abgeschlossen vor uns! Mögen andre ein Beispiel daran nehmen und in Wilkens Fußstapfen treten.

Nachschrift. Am 1. September wurde Wilken unter zahlreichem Geleite seiner Kollegen, Fachgenossen, Freunde und Bekannten auf dem Groenstegs-Kirchhofe zur letzten Ruhe bestattet. Einfach war sein Leben dahin gegangen, einfach und prunklos war auch seine Beerdigung. Reicher Kranzesschmuck deckte seine letzte Wohnung und nachdem der Sarg oberhalb des offenen Grabes aufgestellt war, trat Professor de Goeje, als Dekan der litterarischen Fakultät, zu demselben heran und schilderte zum letztenmal in kurzen, lernhaften Worten den Dahingeschiedenen, der sich aus eigener Kraft infolge ernsten Strebens emporgearbeitet und so dahin gekommen war, sich einen weit über die Grenzen seines Vaterlandes klingenden Namen zu erwerben, der der Universität zu dauernder Ehre gereichen und der ihr nie vergessen sein werde. In ergreifenden Worten nahm de Goeje Abschied von dem Heimgegangenen und nun trat Dr. jur. T. H. de Klinderen hervor, um im Namen des vollzählig erschienenen Vorstandes des Königlichen Instituts für Sprach-, Landes- und Volkskunde von Niederländisch-Indien im Haag den Toten zu ehren und ihm in kurzer Weise zum letztenmal zu danken für Alles, was der Verstorbene durch seine Arbeiten beigetragen zum Ruhme des Instituts, zum Besten jenes schönen Indiens, für das sein Herz so warm geschlagen. Nach einem Dankeswort für die erwiesene Teilnahme seitens eines der Verwandten, trennte sich die Trauerversammlung in tief bewegter Stimmung.

Leiden, 28. August 1891. J. T. E. Schmeltz.

Versuch einer Geschichte der Ureinwohner von Rio Grande do Sul.

Von Dr. H. v. Ihering in Rio Grande do Sul.

II.

2. Heutige Überreste der Indianer in Rio Grande.

Wenden wir uns nun den heute noch in Rio Grande lebenden Indianern zu, so sind, wie schon bemerkt, die meisten Stämme, von denen sich Reste erhalten haben, in der übrigen Bevölkerung aufgegangen. Daß sie alle den Guaraniś zugehörten, geht daraus hervor, daß alle die zahllosen Ortsnamen, Tier- und Pflanzennamen rc., welche von den Eingeborenen Rio Grandes übernommen wurden, der Guaranisprache angehören. Im Gegensatze dazu haben die einzigen noch unvermischt erhaltenen Indianer Rio Grandes, die Coroados, mit ihrer Sprache keine derartige Erfolge erzielt. Henfel, dem wir darüber eine vortreffliche Abhandlung [1] verdanken, erklärt diesen Umstand offenbar ganz richtig aus einer erst relativ späten Einwanderung nach Rio Grande. Das Gros dieser Coroados wohnt in Corrientes und in der

[1] A. Henfel, Die Coroados der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul. Zeitschr. f. Ethnol., Bd. I, 1869, S. 124 bis 135.

Digitized by Google

Provinz Parana. Es ist mir aus dem Vergleiche des Vokabulares der Coroados von Henfel mit jenem der Camés, welches Martius mitteilt, gelungen, festzustellen, daß beide Stämme identisch sind. Wir haben somit in den riogrondenser Coroados nichts andres vor uns, als noch Süden verdrängte Camés. Beide, Camés wie Coroados, stellt Martius zu den Crens, zu welchen auch die Botokuden gehören. Diese Camés werden auch Bugres genannt.

Die Coroados und Botokuden sind von allen Crens die einzigen, welche die in die südlichsten Provinzen Brasiliens vorgedrungen sind. Die Botokuden haben noch bis in die letzten Dezennien vielfach Unheil in den deutschen Kolonieen von St. Catharino angerichtet. Auch noch Rio Grande do Sul sind sie von da aus seitwerts gekommen. So giebt O. Canstadt an, sie am obern Urugnay getroffen zu haben (Brasilien, Land und Leute. Berlin 1877, S. 82), und die drei von ihm gesehenen Leute hätten Holzscheiben in Unterlippe und Ohrläppchen gehabt und eine Haarschnur rings um den Kopf. Während es sich bei diesen Leuten nur um einige von St. Catharina aus in die angrenzenden Waldungen Rio Grandes vorgedrungene Botokudos handelt, giebt dagegen Henfel (l. c., p. 125) an, daß im Norden der Provinz sich Botokuden vorfänden, „die sich dadurch von den nördlichen Botokuden unterschieden, daß sie in der Unterlippe nur eine kleine Öffnung ohne Holzpflock besäßen, deren sie sich zum Pfeifen bedienten. Sie waren ihrer Wildheit wegen sehr gefürchtet und haben noch die ersten deutschen Kolonisten im Urwald viel belästigt". Ferner meint Henfel, am oberen Taquary und zwischen ihm und dem Caby scheinen noch vollständig wilde Coroados vorzukommen. Tod ist aber für die Zeit, in welcher Henfel hier lebte (1864 bis 1865), nicht mehr richtig gewesen, wohl aber war es noch in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts der Fall, wo eine von Mahille geführte Expedition zur Eröffnung eines Weges von Baccaria nach S. Leopoldo mit ihnen in freundlichen Verkehr trat. Damals hörten die räuberischen Überfälle fast ganz auf, denn der letzte, vom Jahre 1852, ging nicht direkt vom ganzen Stamm aus, sondern von einer kleinen Bande, die sich von ihrem Caziquen Tobre abgetrennt hatte und von diesem deshalb später vernichtet wurde. Ich glaube daher auch nicht an die von Henfel erwähnten Botokuden, die schon wegen des angeblichen Pfeifens durch das kleine Loch in der Unterlippe verdächtig sind. Es ist ja möglich, daß auch die Coroados resp. Camés ehemals den Lippenschmuck beließen und daß als Erinnerung daran bei den von Henfel als Botokudos gedeuteten Wilden noch die Durchbohrung der Unterlippe beibehalten wurde, so etwa wie zu Henfel Zeit die Coroados die Tonsur schon aufgegeben hatten und nur noch einmal bei den Kindern sie scherten. To die Durchbohrung der Unterlippe ja auch bei Guaronis und Zupys weit verbreitet vorkam, so ist es sogar fraglich, ob diese Henfel'schen Botokuden überhaupt zu deren Verwandtschaft gehörten. Jedenfalls haben Botokuden, wenn sie noch zeitweise von St. Catharina aus noch dem Norden von Rio Grande gekommen sind, doch nie eine erhebliche Rolle in Rio Grande gespielt. Dagegen waren die heute in wenigen Dörfern noch überlebenden Coroados des Alto Urugnay im Anfange dieses Jahrhunderts noch weit über Rio Grande hin an die Costa da Serra verbreitet. Ob sie erst während der letzten hundert Jahre in Rio Grande einwanderten, oder ob sie schon zur Zeit der Jesuitenmissionen am oberen Urugnay hausten und dann mit einem der früher aufgezählten, nur dem Namen nach bekannten Stämme identisch waren, bleibt noch zu ermitteln. Ich beabsichtige an andrer Stelle näher auf diese Coroados zu sprechen zu kommen. Die einstige Anwesenheit der Botokuden auf dem Hochlande von St. Catharina bestätigt auch Avé-Lallement (Reise durch Südbrasilien. Leipzig 1859, Bd. II, S. 82). Er berichtet von einem ausgeführten räuberischen Überfalle der Botokuden 1854 bei Rio Bonito, in der Nähe von Lages und erzählt, daß zu seiner Zeit im Oberland von Lages noch Botokuden hausten, also in St. Catharino und in den Grenzgegenden von Rio Grande und St. Catharino.

3. Prähistorische Altertümer.

Werfen wir nun einen Blick auf die Alterthümer, welche wir in Rio Grande do Sul antreffen. Am häufigsten sind Steinwaffen und zwar behauene wie geschliffene, doch überwiegen letztere. Zu Pfeilspitzen zumal hat man gemeinen Kiesel, Achate und andere Steine benutzt, mogegen die größeren Arte ꝛc., in der Regel aus Diorit bestehend, polirt sind. Sehr gemein sind daneben Urnenscherben, alle sehr roh, durch übereinander gelagerte wurstförmige Ringstücke hergestellt, bald mit Eindrücken verziert, bald mit weißen und roten Thonerden bemalt und mit linearen Ornamenten geschmückt. Solche Urnen findet man in allen Größen, kleinere, offenbar zum Küchengebrauch bestimmte, und ganz große bis zu acht Sack (à 80 Liter) Frucht fassende, sogenannte Igacobas. In ihnen wurden die Leichen bestattet in hockender Stellung und zwar mit abwärts gerichteter Öffnung der Urne. Als in den sechziger Jahren Ringrondenser als Soldaten zum Uruguay und weiter gen Paraguay marschierten, trofen einige von ihnen, Söhne deutscher Kolonisten, wie sie mir erzählten, einmal in der Nähe des Urugnay einen so bestatteten Indianerleichnam. Andererseits erzählt Henfel, daß die Coroados ihre Toten nicht in Urnen, sondern in einen Poncho eingehüllt in die Erde bestatteten. Die häufigen Funde solcher Leichenurnen in allen Teilen von Rio Grande stehen daher ganz in Einklang mit der weiten Verbreitung der Guaronis in diesem Staate, und diesen Guaronis müssen wir daher auch die Beerdigung in Igacobas zuschreiben.

Die vollendetsten und in Form mannigfaltigsten Produkte ihrer keramischen Thätigkeit treffen wir in den Pfeifenköpfen. Zuweilen sind dieselben in Form eines Kopfes ausgearbeitet, immer ist der kegelförmige Behälter sehr klein, das in der Regel rechtwinkelig abgebende kurze Zugrohr sehr eng. Es bleibt noch ganz dahingestellt, ob nicht alle diese sogenannten Carimbos neueren Datums sind, d. h. also, ob nicht erst die Europäer den Guaronis das Rauchen und vermutlich auch selbst die Kenntnis des Tabaks beibrachten.

Von Schmuckstoffen findet man durchbohrte Zähne, zuweilen auch Meeresschnecken. Über die mancherlei importierten Schmuckstachen sprach ich schon. Als besondere Seltenheiten sind zu erwähnen: polierte Mörser, öfter findet man Steinkeulen, die wohl als Süßer für Mörser dienten. Ringen in Sandsteinstücken haben wohl zum Schleifen gedient, rätselhaft sind runde oder würfelförmige Steine mit einem oder mehreren Eindrücken von der Größe einer Fingerspitze, Näpfchensteine, wie sie auch in Europa vorkommen und auch dort in ihrer Bedeutung noch unverstanden scheinen.

Die Steinwaffen sind entweder noch hinein einfach geglättet, oder wie wohl selten mit einer Rinne zur Befestigung am hinteren Ende versehen. Sehr selten sind Arte mit halbmondförmiger Schneide, sogenannte Ankeräxte, die auch in andern Teilen Brasiliens vorkommen. Dagegen ist, soweit wir bis jetzt wissen, auf Rio Grande, St. Catharina und Parana eine andre höchst merkwürdige Form von Steinwaffen beschränkt, polierte, scheibenförmige, in einen scharfen Rand ausslaufende und in der Mitte durchbohrte Arte, wie sie ähnlich auch in Europa vorkommen. Es wird von großer Wichtigkeit sein, die sonstige Verbreitung dieser durchbohrten Arte zu erforschen, da sie bei ihrer beschränkten Verbreitung doch wohl ein Charakteristikum eines einzelnen bestimmten Stammes darstellen.

An der Meeresküste von Rio Grande trifft man Sam-

Digitized by Google

baquus[1]), meist von geringer Mächtigkeit und größtenteils aus den Schalen einer Muschel (Mesodesma mactroides Desh.) bestehend, welche heute noch an der Küste aus dem Sande gegraben und gegessen wird. Die in ihnen gemachten Funde sind in mehrfacher Hinsicht interessant. Pfeilen, Bolassteinen und durchbohrte Äxte fehlen. Die Steinäxte sind poliert, wie es scheint aus einem sonst nicht verbreiteten Materiale gefertigt, und am hinteren Ende mit ringförmiger Vertiefung für die Befestigung am Stiele. Die im Waldgebiete von Rio Grande gefundenen Äxte besitzen diese Rinne nicht, wohl aber findet man gleiche Waffen in St. Catharina und Parana. Vielleicht gehörten sie den in neuzeitlich gleicher Ausbreitung einst felsbauten Patos. Außerdem hat man zwei Tembetásteine gefunden, also den Zierat der Unterlippe, woraus C. v. Koseritz den Schluß zog (Bosquejos ethnologicos, Porto Alegre 1884, p. 61), daß diese Sambaquis Botokuden zugeschrieben werden müßten. Dies ist falsch. Tembetá ist ein Wort der Tupisprache, und bei Tupy und Guarany kam offenbar dieses Tembetá weit verbreitet vor. Es ist ein zylinderförmiger polierter Stein, dessen oberes in der Unterlippe befestigtes Ende knopfförmig erweitert ist. Dagegen heißt die Holzscheibe in der Unterlippe der Botokuden Batá, und sie ist stets aus einem sehr leichten Holze gefertigt. Es ist somit sicher, daß die Sambaquibindoner keine Botokudos waren. Hinsichtlich der Litteratur über prähistorische Altertümer von Rio Grande verweise ich noch auf folgende Mitteilungen in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie: H. v. Ihering, Die Verbreitung der Anteräxte in Brasilien (26. Mai 1888, S. 217 ff.) und zur Urgeschichte von Uruguay (16. November 1889, S. 655 ff.); sowie Kunert, Rio Grandenser Altertümer (11. Jan. 1890, S. 31 ff.).

Besonders merkwürdig erwies sich ein Sambaquy bei Conceiçao do Arroio, welcher etwa $1^1/_2$ Legua von der heutigen Meeresküste entfernt liegt. v. Koseritz mißt denselben deshalb ein Alter von mindestens 6000 Jahren bei. Der Umstand aber, daß in einer der dort ausgefundenen Urnen auch Schmuckstücke aus Silberplatten angetroffen wurden, läßt sich meines Erachtens nur so erklären, daß diese Metallstücke, ebenso wie an andern Stellen Kupferplättchen und altvenetianische Perlen, oft auch eiserne Messer, Bügeleisenbolzen u. s. w. den Indianern von den Spaniern oder Portugiesen geschenkt wurden oder als Tauschobjekte oder Beute in deren Hände kamen. Die große Entfernung von ungefähr 10 km, in welcher diese Sambaquis von der jetzigen Meeresküste entfernt liegen ist gar kein Beweis für hohes Alter, denn diese ganze Gegend ist flach. Ein von den Ingenieuren der Barrakommission vorgenommenes Nivellement ergab zwischen der Lagoa dos Patos und dem Ozeane eine Niveaudifferenz von 8 cm. Jedes neue Nivellement wird vermutlich andre Zahlen ergeben, da der Wasserstand auf 20 bis 25 cm Differenz vom Winde beeinflußt wird. Wir haben nicht den mindesten Grund zur Annahme, daß die vielen nach Norden an die Lagoa dos Patos sich anschließenden Seen ein wesentlich höheres Niveau einnehmen. Es kommt hinzu, daß erwiesenermaßen die Küste von Rio Grande in Hebung begriffen ist[2]). Wenn diese Erhebung nur 1 Fuß auf 100 Jahre ausmacht, so kann seit der Zeit jener Sambaquis die betreffende Gegend schon um 3 bis $3^1/_2$ Fuß gehoben sein, was vollständig genügt, um die seichten Buchten in Binnenseen abzuschließen. Das Übrige besorgte dann der Treibsand mit seinen Dünenketten. Diese Ansicht wird bestätigt durch die Thatsache, daß die Muscheln, welche jene Sambaquis bilden, genau dieselben sind, welche auch heute im seichten Wasser der Ufersone an der Küste leben, jene obengenannte Mesodesma nämlich. Daß in der kurzen Zeit von 200 bis 300 Jahren die Küsten von Rio Grande schon wesentliche Änderungen erfahren haben, geht ja auch hervor aus dem oben erwähnten Umstande, daß im Jahre 1612 die Einfahrt in den Hafen von Rio Grande durch eine Insel verlegt war, welche wahrscheinlich unterdessen ein Teil des Festlandes geworden ist. So wird es auch begreiflich, daß ich bei Rio Grande, d. h. der Stadt, ungefähr 8 km von der heutigen Barre, Sambaquis fand, welche oller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls an einem Teile der Meeresküste lagen, als sie noch den alten Bewohnern jener Gegend zur Wohnstätte dienten. Jetzt aber wechselt an jener Stelle Meerwasser und Süßwasser die Herrschaft, so daß Meermuscheln einwärts der Barre nicht leben.

Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß die von Azara labiata gebildeten Sambaquis von St. Catharina, welche auch heutigen Tages weit von der Küste entfernt liegen, in ähnlicher Weise zu erklären sein werden. Alle Behauptungen, die ohne Rücksicht auf die minimale Niveaudifferenz zu nehmen lediglich aus der jetzt beträchtlichen Entfernung vom Ozeane ein sehr hohes Alter der Sambaquis voraussetzen, halten vor gewissenhafter Kritik, soweit bisher erforscht ist, nicht Stand. In Rio Grande wenigstens haben wir keinerlei prähistorische Altertümer oder Kulturstätten, die wir als präsolumbisch ansehen müssen, wohl aber sehen die Änderungen, welche die Topographie der Küste in den letzten Jahrhunderten erlitten hat, uns in den Stand, die entfernter von der Küste liegenden Sambaquis als mehrere hundert Jahre alt zu bezeichnen.

Von besonderer Wichtigkeit sind bei den Altertümern aus Rio Grande die Bolasstücke. Die Gampesbewohner verwendet noch heute neben der Lassoschnur zum Einfangen flüchtigen Viehes auch die Bolas. Es sind das aus Eisen oder Stein gefertigte Kugeln von nahezu der Größe eines Hühnereies, welche in Leder eingewickelt an einem Riemen befestigt sind. Solcher ungefähr zwei Meter langen Riemen sind drei durch einen Knoten zusammengebunden, und zwar ist eine der Kugeln etwas kleiner als die andern beiden. Mit dieser kleineren Kugel faßt der Viehhirt die Bolas, sie im Kreise um Haupt schwingend und dann plötzlich in der Richtung gegen das zu erlangende Stück Vieh loslassend, welches, sobald die Kugeln und Riemen sich um seine Beine schlingen, gefesselt zu Boden stürzt. Der Campesbewohner fertigte sich noch heute diese Kugeln aus Stein an — der letzte Rest der Steinzeit. In 100 Jahren wird wohl auch er mit samt den Bolas der Geschichte angehören; schon jetzt nimmt ihr Gebrauch sehr ab gegenüber jenem des Lasso.

Die Charrua, welche in den Revolutionsjahren 1835 bis 1844 in Rio Grande do Sul zeitweise an den Kämpfen Teil nahmen, waren noch mit Bolas bewaffnet, deren sie aber nur zwei an einem ungefähr vier Meter langen Riemen befestigt hatten. Die Kugeln waren aus Stein gefertigt und nicht in Leder gehüllt, sondern mit einer kreisförmigen Rinne zur Befestigung der Schnur versehen. Diese heute noch von den älteren Bewohnern der Campos von Rio Grande „Bolos de Charrua" genannten Steinwaffen werden nun in Rio Grande noch häufig gefunden, auch an der Seeküste, aber nicht in den Sambaquis. Vereinzelt trifft man sie auch im Waldgebiete, ein Zeichen, daß die berittenen Stämme zeitweise auch Waldgebiete betraten, denn im Wald ist naturgemäß diese Waffe nicht brauchbar. Man findet die Bolaskugeln auch nicht im mittleren oder nördlichen Brasilien, sondern nur in den Campos von Rio Grande do Sul und in den angrenzenden Gebirgen. Wenn wir annehmen dürfen, daß

[1]) Vgl. Th. Bischoff, Über die Sambaquis in der Provinz Rio Grande do Sul. Zeitschr. f. Ethnologie, Bd. 19, 1887, S. 176 bis 188, Taf. V, sowie H. v. Ihering, Zum Vorkommen von Kürbiskernen in Sambaquis. „Ausland", 1891, Nr. 8, S. 149 ff.

[2]) Am eingehendsten ist die ganze Frage der Hebung dieser Küste behandelt in meiner Abhandlung „Die Lagoa dos Patos". Deutsche geographische Blätter, Bremen, Bd. VIII, 1885, S. 190 bis 196.

Digitized by Google

die in der Serra dos Tapes gefundenen Bolassteine von den Tapes herrühren, so ergiebt sich, daß außer den Charruas auch Minuanos auch noch andre Stämme in Rio Grande von den Charruas den Gebrauch der Bolas annahmen. Die Funde von marinen Schnecken bei S. Sebastião do Cahy wie in der Kolonie S. Lourenço weisen uns darauf hin, daß auch diese Gebirgsindianer zeitweise in den Campos bis zur Seeküste umherstreiften, es kann daher nicht überraschen, wenn sie auch mit den Waffen der Camposindianer sich bestreuchten.

4. Zusammenfassung.

Wir vermögen somit in Rio Grande aus den prähistorischen Kulturresten mindestens drei verschiedene Völks- und Kulturelemente nachzuweisen. Es sind das die Reste von:

1) einem Fischervolk, welches an der Küste und deren Buchten Seefische und solche Arten, die gern Flußmündungen ꝛc. aufsuchen, erbeutete und auch andre Meerestiere, zumal Muscheln, genossen. Ich habe aus den angetroffenen Gehörsteinen, die allein erhalten größeren Arten bestimmen können. Es sind zumal Pogonias chromis, Arius Commersonii und Micropogon undulatus L., alles Arten, die noch heute von den Fischern derselben Gegend vorzugsweise erbeutet werden [1]). Daneben weisen Reste von Säugetieren, Rehe ꝛc. darauf hin, daß zeitweise auch die Jagd für den Lebensunterhalt eintreten mußte. Auch Menschenknochen finden sich in ganz derselben Weise wie andre Knochen unter den Küchenresten. Diese Sambaquivehohner kannten weder Pfeifenköpfe noch Bolas, waren aber, wie so viele Stämme der Tupi Guaranigruppe in der durchbohrten Unterlippe mit dem Tembetásteine geschmückt. Eigenartig war ihnen die Ausstattung der Steinwaffen mit kreisförmigen, an deren oberem Ende angebrachten Rinnen zur Befestigung am Stiele, welche Befestigungsweise sonst in Rio Grande und am La Plata fehlt, aber im übrigen Brasilien nicht selten ist, vielleicht den Tupys zukommt.

2) Waldbewohnern. Auf sie bezieht sich vorzugsweise unsre obige Schilderung. Hier treffen wir die Pfeifenköpfe, die Anhängsel und die durchbohrten Wirtelsteine, ferner die großen Grabarten. In Bezug auf letztere kommen mancherlei Unterschiede vor, da man außer umgestülpten auch solche antrifft, die aufrecht stehen und mit einem Deckel versehen sind (Kunert).

3) Campindianer. Sie bieten in ihrer Kultur nichts dar, was nicht auch im Estado Oriental sich fände. Charakteristisch sind vor allem ihre Bolassteine.

Wir sehen hieraus, daß sich die Ergebnisse der prähistorischen Forschung recht wohl in Einklang bringen lassen mit den Daten, die uns Ethnologie und Geschichte über die alten Bewohner Rio Grandes liefern.

Die Sambaquis an der Lagoa dos Patos und an der Küste bis St. Catharina weisen wir dem Fischervolk der Patos zuschreiben dürfen, um so eher als auch die alten Namen von Laguna (des Patos) und von St. Catharina als Porto dos Patos dafür sprechen, daß die Patos nicht auf die Lagoa des Patos beschränkt waren, sondern länge der Küste bis St. Catharina ihre Wohnsitze hatten, an den zahlreichen fischreichen Seen dieser Zone.

Hinsichtlich der Waldbewohner sind unsre Kenntnisse ja sehr dürftig, doch wissen wir immerhin die Namen einer Anzahl dieser größtenteils der Guaranigruppe zugehörigen Stämme. Ob neben ihnen auch schon in älterer Zeit Crens vorkamen, welche heute in den Coroados-Camés und einigen Botokudenhorden in dem Gebiete von Corrientes bis St. Catharina ihre äußersten südlichen Repräsentanten besitzen, bleibt noch zu erforschen; vermutlich wird der Fortschritt in der Archäologie uns hier weiter helfen. Unter den von der Expedition Mabille mitgebrachten Sachen der Coroados sollen sich auch Exemplare von jenen durchbohrten Steinen befunden haben, von denen ich oben sprach. Wenn dies richtig ist, so stellt sich vielleicht heraus, daß wir diese Arte den Cams- und Crens zuzuweisen haben.

In den Campindianern endlich, deren Bolassteine in Rio Grande und Uruguay angetroffen werden, können wir mit Bestimmtheit die Charruas und Minuanos, sowie wohl auch die Tapes und andre in der Nachbarschaft der Charruas lebende Stämme wieder erkennen. Die vereinzelten Bolassteine, welche auch im augrenzenden Waldgebiete gefunden wurden, zeigen nur aufs Neue, daß auch Wanderungen vorkamen.

Hiernach eröffnet sich uns die Perspektive, der Reihe nach eine ganze Anzahl von eigenartigen Typen südamerikanischer Alterthümer auf bestimmte geographische Regionen beschränkt zu erkennen, und so bald dies geschehen, wird auch ihre ethnologische Erklärung leichter werden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß wir in dieser Art wohl zwischen Tupy- und Guaranialterthümern später Unterschiede nachzuweisen in die Lage kommen werden. So ist z. B. bisher nur ein einziges Mal eine Ankeraxt in Rio Grande do Sul angetroffen worden. Diesjenigen, welche Ladislau Netto im C. Baude der Archivos do Museu nacional beschreibt, kommen von mittleren und nördlichen Brasilien und von ebendaher stammt eine noch im Stiel eingefaßte Ankeraxt, welche zur Zeit der holländischen Herrschaft in Nordbrasilien nach Holland gelangte und auf welche jetzt Schmelz [1]) die Aufmerksamkeit lenkte. Vermutlich wird sich somit aus der Verbreitung dieser Ankeräxte entnehmen lassen, ob man sie den Tupys zuschreiben kann. Auch auf die mehr dem Norden zukommende, aber auch dort nicht allgemeine Verbreitung der ringförmigen Nille in den polierten Arten, behufs deren Befestigung am Stiele, wäre in dieser Art zu achten. Namentlich aber wird sich dies Studium der durchbohrten wirtelförmigen Arte und ihre Verbreitung wichtig erweisen. Ladislau Netto giebt an, daß Florentino Muegbino dieselben auch vom La Plata abbilde, leider kenne ich das betreffende Werk noch nicht. Sehr bemerkenswert scheint mir, daß in dem alten Mound auf der Marajóinsel in der Amazonasmündung nach L. Netto gleichfalls wie in den hiesigen alten Sambaquy die Cazimbos noch fehlen.

Es ist selbstverständlich, daß ein erster Versuch zur Lösung der hier behandelten Fragen nur unvollkommen ausfallen konnte, aber ermutigend scheinen mir die gewonnenen Ergebnisse immerhin zu sein, und wenn in gleicher Weise, wie es hier geschehen, einmal sämtliche Staaten Brasiliens und die angrenzenden Gebiete durchforscht und erklärt sein werden, so wird auch für die Beurteilung der alten Kulturen Rio Grandes eine zuverlässigere Grundlage gewonnen sein. Allzu sanguinischen Hoffnungen freilich wird man sich nach dieser Richtung hin nicht hingeben dürfen. Die Brasilianer fördern derartige Unternehmungen sehr wenig, und alle diejenigen, welche in Rio Grande do Sul an der archäologischen Forschung sich beteiligt haben (v. Koseritz, v. Ihering, Th. Bischoff, A. Kunert, P. A. Schupp) sind eingewanderte Deutsche. Daß die deutsche Kolonisation auch nach der wissenschaftlichen Seite Brasilien nützlich geworden, wird überhaupt Niemand verkennen können, der einen tieferen Einblick in die bezügliche Litteratur zu gewinnen sucht.

Rio Grande do Sul, Mai 1891.

[1]) Die Trivialnamen derselben sind in gleicher Reihenfolge: Miraguayo, Bagre, Corvina.

[1]) Intenation. Archiv f. Ethnographie. Leiden, Bd. III, 1890, S. 195, Taf. XV, Fig. 3.

Digitized by Google

Der Domplatz zu Pisa.

Einsam um den Domplatz gereiht, liegen am äußersten Nordwestende von Pisa jene vier erhabenen Meisterwerke der Baukunst, denen die Stadt in erster Linie ihre Berühmtheit verdankt. In heiliger Stille stehen sie nebeneinander auf der weiten, grünen Ebene und zeugen wie ein monumentaler Friedhof von der ehemaligen Größe Pisas. Überall pflegt sonst die Kathedrale im Mittelpunkte der Stadt zu liegen, sie ist der Kern, um den sich nach und nach Häuser und Straßen herumkristallisieren. Pisa macht hiervon eine merkwürdige Ausnahme. Man könnte versucht sein, diese eigentümliche exzentrische Lage des Domes Verschiebungen in der topographischen Gestalt der Stadt zuzuschreiben; aber daran ist nicht zu denken. Als Pisa im zwölften Jahrhundert (1155) mit Mauern umgeben wurde, zog man dieselben schon unmittelbar an der Kathedrale vorbei, ein Beweis, daß dieselbe damals bereits am Ende der Stadt gelegen war.

Diese Verbannung der natürlichen Verkehrsmittelpunkte an die äußersten Grenzen der Stadt hat mehr als irgend eine andre Ursache dazu beigetragen, Pisa seine düstere Physiognomie, seinen Charakter einer toten Stadt zu verleihen. Aber eben diese Abwesenheit von Geräusch, diese imposante Ruhe und die Nachbarschaft der weiten, grünen Ebene erhöhen nur noch die eigentümliche Wirkung jener heiligen Gebäude.

Der Domplatz bildet ein unregelmäßiges, mit grünem Rasen bewachsenes Rechteck. Wenn man aus der Stadt kommt, hat man zur Rechten den Campanile, im Zentrum den Dom, zur Linken das Baptisterium und im Hintergrunde den Campo Santo, hinter welchem die Zinnen der

Bronzethür des Bonnano im Dome zu Pisa. Nach einer Photographie.

alten Stadtmauern sichtbar sind. Keine Kaufbude, kein Baum stört die Aufmerksamkeit, welche sich vollständig auf die vier mächtigen Denkmäler beschränkt. Aus prachtvollen Blöcken weißen Marmors errichtet, denen die Zeit einen wundervollen gelblichen Schimmer verliehen hat, heben sich dieselben mit außerordentlicher Schärfe von dem Blau der Berge, welche man über die Stadtmauern hinaus gewahrt, und von dem reinen Azur des Firmamentes ab. Es ist ein Anblick, der selbst das kühlste Herz zu andächtiger Bewunderung hinreißen muß.

Der Dom. Die Grundlegung des Domes knüpft sich an eine der ruhmvollsten Thaten der pisanischen Republik. Es war im Jahre 1063: die Pisaner hatten einen siegreichen Zug gegen die Saracenen von Palermo unternommen; sie hatten den Hafen erobert und sich sechs großer, mit Reichtümern beladener Schiffe bemächtigt. Fünf derselben übergaben sie den Flammen, das sechste verkauften sie, und der Erlös wurde zum Bau dieses Heiligtums bestimmt.

Als Bauplatz wurde die Stelle gewählt, auf der sich eine Basilika des vierten Jahrhunderts, „Santa Reparata in Palude“, erhob; diese selbst war die Nachfolgerin von warmen Bädern gewesen, welche Kaiser Hadrian hier angelegt hatte. Die sumpfige Beschaffenheit des Terrains rechtfertigt den Beinamen „in Palude“ nur zu sehr; sie erklärt die zahlreichen Verschiebungen und Senkungen, die sich am Dom wie am Campanile gezeigt haben.

Der Name des Baumeisters ist Buschetto. Inmitten eines barbarischen Zeitalters, in dem die Persönlichkeit des Künstlers nur selten zur Geltung gelangte, tritt seine Physiognomie eigentümlich scharf hervor. Man weiß nicht genau, welches sein Heimatland war; die meisten nehmen Griechenland als solches an; in diesem Falle wäre die alte pisanische Schule eine Tochter der byzantinischen. Jedenfalls ist Buschetto eine hervorragende Erscheinung; wegen einer Reihe bedeutender Erfindungen ward er der Dädalus seiner Zeit genannt.

Die Arbeiten an dem Dome wurden mit außerordentlicher Schnelligkeit ausgeführt. Dem Meister selbst war es allerdings nicht vergönnt, die letzte Hand an sein Werk zu legen; sein Schüler Rainaldus vollendete es im Jahre 1100, kaum 40 Jahre nach der Grundsteinlegung; aber erst 1118 wurde das neue Gotteshaus durch Papst Gelasius II. geweiht.

Digitized by Google

Der Dom von Pisa hat die Form eines Kreuzes; er ist in fünf Teile geteilt, mit einer Kuppel über dem Transept. Seine größte Länge beträgt 95 m, die Totalbreite der fünf Schiffe 32½ m, die Höhe des Mittelschiffes etwas über 33 m. Die Fassade besteht aus fünf Etagen; 58 Säulen steigen in vier Reihen übereinander in Galerien über den Blendbogen des Portalgeschosses auf. Nur die oberen Etagen sind von Fenstern durchbrochen. Der prächtige Marmor ist aus den benachbarten Steinbrüchen genommen; doch ist vielfach antikes Material verwendet worden, was besonders in der Apsis bemerkbar ist. Eine Menge Säulen aus Granit, Porphyr oder mumidischem Marmor, die einen glatt, die andern kannelliert oder spiralförmig gewunden, stammen augenscheinlich von altrömischen Gebäuden. Man hat sich nicht einmal die Mühe genommen, sie zu ordnen; die Kapitäle sind nicht nur von verschiedener Gattung, sondern auch ganz ungleich in der Größe. Korinthischer und ionischer Stil gehen wirr durcheinander.

Das Äußere des Domes ist arm an Skulpturen, besonders an Statuen. Die ernsten Architekten der romanischen Schule müssen diese Art Ornamente zu frivol und profan gefunden haben. Nur die Fassade macht einen reicheren Eindruck. Die beiden Reihen Säulen sind mit den verzierten Schäften, welche das Hauptportal einfassen; die beiden Löwen, welche auf diesen Säulen ruhen; die Gesimsschnörkel, die auf allen pisanischen Bauwerken so häufig sind; die fünf Statuen aus der Schule des Giovanni Pisano, endlich die (modernen) Mosaiken der Thürlünetten verleihen dem Ganzen ein recht lebhaftes Aussehen.

Zahlreiche Sarkophage und Skulpturen, welche einst zu den architektonischen Schönheiten noch ein historisches Interesse hinzufügten, sind längst nach dem Campo Santo hinübergeschafft. Der Dom hat nur den Sarkophag behalten, in dem sein Gründer Buscheto ruht; derselbe ist in der Nähe des linken Portals eingelassen.

Der Hauptschmuck der Fassade sind die drei Bronzethüren, welche von Giambologna entworfen und von seinen Schülern Francavilla, Tacca, Susini u. A. modelliert wurden. Die alten Thüren, ein Werk des Bonnano (12. Jahrhundert), waren 1596 durch Brand beschädigt worden. Nach wenigen Jahren angestrengter Arbeit waren die neuen vollendet; es ist ein reizendes Werk der Spätrenaissance (1602). Auf den Feldern des Hauptportals ist das Leben Mariä, auf denen des linken Seitenportals die Geschichte Christi bis zum Einzug in Jerusalem, auf denen des rechten die Leidensgeschichte dargestellt. Diese Szenen sind unverkennbar denjenigen auf den Thüren des Baptisteriums zu Florenz nachgeahmt; aber wie schnell ist der Verfall seit dem 15. Jahrhundert vorgeschritten! Es war jedenfalls sehr unklug von Giambologna, durch die allgemeine Anlage wie durch die Einzelausführung zu einem Vergleich mit dem Meisterwerke Ghibertis herauszufordern.

Eine andre Bronzethür von hohem Alter befindet sich im rechten Kreuzschiffe, dem schiefen Turm gegenüber. Sie wird von verschiedenen Archäologen dem Bonnano zugeschrieben, demselben, der auch jene zerstörten Thüren des Hauptportals verfertigt hatte. Die Reliefs, das Leben Christi darstellend, zeigen trotz der grotesken, unproportionierten Behandlung doch schon ein erwachendes Formgefühl (s. Abbildung).

Treten wir jetzt in das Innere ein. Der erste Eindruck ist Staunen und Bewunderung. In ganz Italien haben nur San Marco in Venedig, die Kathedrale von Siena und die St. Paulsbasilika bei Rom eine derartige Pracht aufzuweisen. Da ist zuerst der Reichtum des aufgewandten Materials, die 24 gewaltigen monolithischen Säulen des Mittelschiffes und die unzähligen andern Säulen von Marmor oder Granit, die ringsum in den übrigen Schiffen zerstreut stehen; dann der malerische Wechsel von schwarzem und weißem Marmor; dann die Sauberkeit und Kraft der Anordnung, die Größe der Proportionen — das Transept allein ist so umfangreich, wie eine Basilika —, endlich der harmonische Glanz der Koloratur, deren Wirkung noch erhöht wird durch ein geheimnisvolles Halbdunkel, eine majestätische Dämmerung. (Der Dom wird von über 100 Fenstern erleuchtet, aber dieselben sind klein und sehr hoch angebracht.) Mit dem Säulenwald wechseln jene in der pisanischen Schule so beliebten Bleudbögen ab.

Prächtig ist der Durchblick von der Mittelnische aus durch die lichten Arkaden in drei Querschiffarme und ebenso prächtig die Durchsichten der oberen Pfeilerhallen. Zwei Treppen zwischen Sakristei und Presbyterium führen zur Galerie hinauf. Über dem Transept erhebt sich, von zwei gewaltigen Bögen aufstrebend, die etwas längliche Kuppel. Der Fußboden unter derselben ist mit kostbarer Mosaikarbeit geschmückt.

Die zwölf Altäre der Seitenwände, in karrarischem Marmor von Stagi da Pietrasanta einfach, aber geschmackvoll ausgeführt, sind wahrscheinlich von Michelangelo entworfen, als er 1529 zu Pisa die Arbeiten an der Citadelle leitete. Die Räume zwischen den Altären sind mit 23 großen Leinwandbildern von Mannieristen des 17. und 18. Jahrhunderts angefüllt. Sehr schön ist auch der 1744 errichtete Hochaltar mit einem Bronze-Christus darüber von Giambologna. Berühmt ist endlich jene hübsche, im Mittelschiff hängende Bronzelampe (s. Abbildung), deren Schwingungen Galilei zur Entdeckung des Isochronismus der Pendelschwingungen veranlaßt haben sollen. Aber auch ihr künstlerischer Wert ist bedeutend. Sie ist ein Werk von seltener Eleganz und Harmonie und macht ihrem Schöpfer, dem Pisaner Vincenzo Possenti (1587), alle Ehre.

Das Baptisterium. Der Hauptfassade des Domes gegenüber liegt die Taufkirche, il Battisterio, welche 1155 von dem pisanischen Architekten Bistifalci begonnen, aber infolge von Geldmangel erst 1278 vollendet wurde. Es ist ein gewaltiger Rundbau in noch viel edlerem, strengerem Stil als der Dom, von einer 54½ m hohen, birnförmigen Kuppel überragt. Verschiedene gotische Zuthaten am Außenbau erhöhen noch den malerischen Eindruck, den dieses ehrwürdige Bauwerk macht. Vier kreuzweis gestellte Portale, reich geschmückt, führen ins Innere. Hier lenkt zuerst ein gewaltiges achteckiges Becken die Blicke auf sich, welches im Mittelpunkt des Gebäudes auf einem Fundament mit drei Stufen ruht. Durch seine Dimensionen, wie durch seine Gestalt, versetzt uns dieses Taufbecken in die Zeit, wo die Taufe noch durch Untertauchen besorgt wurde. An vier Ecken des Octogons sind kleinere Ausbuchtungen angebracht, welche, wie berichtet wird, für die Taufe von Kindern bestimmt waren. Die drei Stufen und die acht Seiten des Beckens sind von Bizarelli (Como, 1246) mit feinen Ornamenten und eleganten, sauber ausgeführten Dekorationen versehen.

Wenige Schritte von dem Taufbecken erhebt sich, isoliert von allen Seiten, die herrliche Marmorkanzel, das Meisterwerk des Niccolo Pisano (1260), die Perle des Baptisteriums und eins der bedeutendsten Werke der Kunst überhaupt. Über neun Säulen, von denen mehrere auf dem Rücken von Löwen ruhen, erhebt sich die sechseckige Brüstung, deren Felder mit vortrefflichen Reliefs geschmückt sind. An den Ecken über den Säulen sind allegorische Figuren als Träger der Kanzel angebracht, während die Bogenzwickel durch die Gestalten der vier Evangelisten und sechs Propheten ausgefüllt wurden.

Diese Marmorkanzel des Pisaner Baptisteriums ist

Digitized by Google

Der Domplatz zu Pisa. Nach einer Photographie.

nicht bloß das Meiſterwerk eines großen Künſtlers: ſie bezeichnet einen Abſchnitt in der Geſchichte der Skulptur. Letztere befand ſich im Stadium der tiefſten Erniedrigung zu der Zeit, als dieſe herrlichen Bauwerke in Piſa entſtanden. Es iſt ſchwer, ſich plumpere, rohere Schöpfungen vorzuſtellen, als die der damaligen Skulptur. Jedes Verſtändnis für die Verhältniſſe der menſchlichen Geſtalt iſt verſchwunden; die Körper ſind ungeheuerlich, der Geſichtsausdruck ſtupide. Man kann das an den Fratzenköpfen beobachten, die in alten Kirchen Piſas auf den Kapitälen, an den Biegungen der Gewölbe, wie auch auf der Bronzethür des Domtransepts, die Bonnano zugeſchrieben wird, im Überfluß vorhanden ſind.

Das Innere des Domes zu Piſa. Nach einer Photographie.

Die allgemeine Tendenz der romaniſchen Schule war dem Studium der Natur keineswegs günſtig. Da ſie nur abſtrakte Kombinationen verfolgte, ſo waren Regelmäßigkeit und Harmonie ihre Hauptzwecke; unter der Herrſchaft ſolcher Grundſätze ordnete ſie die menſchliche Figur der Geſamtwirkung, welche dieſer oder jener Teil eines Bauwerks hervorrufen mußte, vollkommen unter; ebenſo trat für ſie die Symboliſk an die Stelle der Darſtellung realer Formen. Ein Stamm mit drei Blättern ſtellte einen Baum dar, einige ſummariſch angedeutete Zinnen eine Stadt. Endlich beherrſchten die düſterſten, traurigſten Ideen die Einbildungskraft der Künſtler, wie der Gläu-

Digitized by Google

bigen. Am Eingange der Kirchen scheinen ungeheure Löwen bereit, die Schuldigen zu verschlingen; aus der Fassade starren uns lange Reihen fabelhafter Tiere, Basilisken, Drachen, Greife an und lagern wie ein Alp auf der Einbildungskraft. Finstere Ideen und barbarischer Stil: das ist mit einem Worte der Charakter dieser ältesten Schule in Italien.

Plötzlich erscheint eine jener außerordentlichen Künstlergestalten, welche im ersten Anlauf das Ziel erreichen, ja bisweilen sogar überholen, und welche mehr mit der Nachwelt als mit ihren Zeitgenossen zu leben scheinen. Niccolo Pisano ist ein Reformator nach der Art eines Brunelleschi, Donatello oder der Brüder van Eyck, er ist einer jener Meister, die es verstehen, sich so hoch zu heben, daß ihre Nachfolger mehrere Generationen hindurch außer Stande sind, ihnen gleichzukommen, geschweige denn sie zu übertreffen.

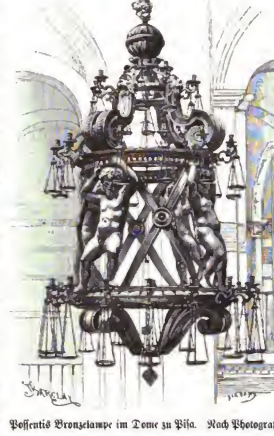
Im Studium der Antike hat Niccolo Pisano jene Kunst der Verhältnisse, des Rhythmus und des edlen Ausdrucks wiedergefunden, deren Geheimnis seit Jahrhunderten verloren war. Das Studium der Antike hat ihm den Stoff und die Anregung gegeben, die formlosen Versuche seiner Vorgänger durch einen ebenso neuen wie vollkommenen Stil zu ersetzen. Mit Verwerfung der Vorbilder der bisherigen christlichen Kunst hat er zum erstenmale wieder die Kunst des antiken Rom, von der gerade in Pisa noch so viele Überreste erhalten waren, mit vollem Verständnis in die Kirchen eingeführt.

Der Campanile. Hinter dem Dom erhebt sich, frei von allen Seiten, der berühmte schiefe Glockenturm, Campanile genannt. Er wurde 1174 von Bonnanus v. Pisa begonnen und 1350 von Tommaso da Pisa vollendet. Während die deutsche und französische Architektur Glockenturm und Kirche zu künstlerischer Einheit zu vereinigen strebte, waren dieselben in Italien unter dem Einfluß der antiken Überlieferung gewöhnlich getrennt und wurde jedes als selbständiges Bauwerk behandelt.

In acht Geschossen steigt der zylindrische Campanile empor, von geometrisch regelmäßigen Arkaden reizvoll umrahmt. Unten ist er durch 15 starke Wandsäulen gestützt, und darüber laufen sechs lustige, heitere Kreisbogenloggien mit 180 meist antiken Stützen um den Turm herum, während oben das Glockengeschoß ein wenig zurücktritt.

Über den Grund der schiefen Richtung des Turmes ist viel gestritten worden. Wahrscheinlich hat sich der Turm während des Baues trotz aller Vorsichtsmaßregeln auf dem sumpfigen, Erdbeben unterworfenen Boden stetig gesenkt, ist aber trotzdem in großen Zwischenräumen allmählich zu Ende geführt worden, indem die Differenzen regelmäßig ausgeglichen wurden. Dadurch ist er allerdings zugleich krumm geworden; die Konvexität der Südseite beträgt im Mittel gegen 30 m. Der oberste Punkt der Achse hängt gegen den untersten etwa $4^1/_2$ m nach Süden über! Die Aussicht von der Plattform ist prachtvoll. Auf der einen Seite, nach Lucca zu, gewahrt man die Appenninen, auf der andern die weite Fläche des Meeres, aus welcher zur Rechten, wie ein isoliertes Gebirge, die Insel Gorgon aufsteigt; nach links hin folgen der Reihe nach Capraja, fern am Horizont Korsika und endlich die Insel Elba, von der nur das eine Ende hinter dem Monte Nero südlich von Livorno sichtbar wird.

Die Schiefe des Turmes benutzte der 15jährige Galilei, indem er Kugeln von gleichem Durchmesser und verschiedener Dichtigkeit niederfallen ließ, zur Begründung der Fallgesetze. Eine Gedenktafel erinnert an diese berühmten Experimente.



Pessentis Bronzelampe im Dome zu Pisa. Nach Photographie.

Der Campo Santo. Noch berühmter ist der nördlich vom Dom gelegene Campo Santo, der Friedhof, ein edler gotischer Bau voll Poesie und Würde. Einer Inschrift zufolge ist er 1278 von Giovanni Pisano begonnen und im 14. Jahrhundert gleich dem schiefen Turm von Tommaso, dem Schüler des Andrea Pisano, vollendet.

Erzbischof Ubaldo de Lanfranchi von Pisa, der Anführer der Pisaner Truppen im dritten Kreuzzuge (1189—1192), hatte nach der Schlacht von Ptolemais heilige Erde vom Kalvarienberg aus Palästina nach Pisa gebracht, um sie zur Anlage eines Friedhofes in seiner Vaterstadt zu verwenden. Auf diesem Friedhof erhob sich dann später jener monumentale Bau, den wir noch heute bewundern. Der Campo Santo, der parallel mit dem Dom und dem Baptisterium gelegen ist, bildet ein längliches Viereck von 127 m Länge und 52 m Breite. Bis 1771 war er allgemeiner Begräbnisplatz; seit der Zeit werden nur noch außerordentlich verdiente Personen dort bestattet. Die Westfassade ist, wie der Dom, der Campanile und das Baptisterium, durch 44 Pilaster mit Kreisbogen gegliedert, welche die Wirkung der langen nackten Mauern mildern und beleben. Die Bogenverbindungen sind mit Köpfen von seltsamem Stil und Ausdruck geschmückt.

Öffnungen sind fast keine vorhanden, als ob das Heiligtum ohne Verbindung mit der Außenwelt bleiben sollte. Nur zwei Thüren führen ins Innere. Das Thor des Haupteinganges ist von einem Baldachin überdacht, den sechs Statuen zieren, darunter eine Madonna von Giovanni Pisano.

Die Wirkung beim Eintritt in den heiligen Raum ist eine tief ergreifende und wird durch die Einfachheit des

Digitized by Google

Äußern nur noch erhöht. Wohl selten hat der stille Ernst des Friedhofs einen so hehren, überwältigenden Anodruck gefunden. Der Anblick ist einer der fremdartigsten und eigensten, die Italien uns bietet. Die Führer empfehlen, den Campo Santo des Nachts bei schönem Mondschein zu besuchen, und sie haben nicht unrecht; um derartige Schauspiele voll zu genießen, bedarf es nicht bloß einer besonderen Seelenstimmung, sondern auch einer übernatürlichen Beleuchtung.

Anfangs entspricht der Campo Santo von Pisa nicht ganz der Vorstellung, die man sich von einem derartigen Bauwerk macht. Man erwartet, einen geräumigen Friedhof zu finden, der von engen Galerieen umgeben ist, wie zu Mailand, Bologna und Genua. Die Verhältnisse sind aber gerade umgekehrt, und vom künstlerischen Standpunkt aus ist das sicherlich nicht zu beklagen. Der Kirchhof ist nur winzig, um so gewaltiger aber sind die Hallen, welche ihn einschließen. Giovanni Pisano hat sich hier als genialen Architekten bewiesen; der Kreuzgang sollte einfach, aber zugleich großartig sein und würdig der Schätze, die er aufzunehmen bestimmt war. Ein Korridor teilt die Arkaden und den Friedhof in zwei Hälften.

Von eigentlichen Gräbern, von Kreuzen und Grabsymbolen keine Spur; nur Gedächtnissteine und Sarkophage haben einen Platz in dieser idealen Nekropolis. So ist der Campo Santo trotz seines Namens und seiner ursprünglichen Bestimmung viel mehr das Pantheon des pisanischen Ruhmes als eine Ruhestätte. Da herrscht kein Klagen und keine Trauer, und nichts erinnert an das schließliche Ende alles Sterben. Die Toten stellen sich und nur in ihrer unvergänglichsten Hülle, im Gedächtnis großer Thaten, glänzender Entdeckungen und Geistesschöpfungen dar.

Welch außerordentliche Vereinigung von berühmten Gedenksteinen: von demjenigen der Gräfin Beatrix, Mutter der berühmten Markgräfin Mathilde, bis zum Grabmal des Historikers Fabroni, vom Sarkophag Kaiser Heinrichs VII. bis zu dem des Polygraphen Algarotti, der auf Kosten Friedrichs des Großen errichtet wurde! Und dann die weltberühmten Freskobilder, die sich an den Wänden hinziehen! Es ist eine Fülle, ein Reichtum von Kunstwerken, die in der Einfachheit ihrer Anordnung ganz unvergleichlich ist.

So stehen diese vier altehrwürdigen Gebäude in hehrem Frieden beisammen. Fern vom Getöse der profanen Welt haben sie schon Jahrhunderte mit Bewunderung erfüllt und werden noch späten Jahrhunderten zeugen von dem Glanz und der Macht des mittelalterlichen Pisa.

Die Befestigung und Ausbreitung der französischen Herrschaft im westlichen Sudan.

Am oberen Senegal und Niger hat Frankreich neuerdings durch den Kriegszug des Oberstleutnants Archinard über zwei der gefährlichsten Gegner einen großen Erfolg errungen. Der Sultan von Segu, Ahmadu, ein Sohn des Fanatikers Omar, ist völlig niedergeworfen und hält sich als Flüchtling in Massina auf, und ebenso hat der Tyrann Samori, bekannt aus Bingers Schilderungen, vor der Schärfe der französischen Waffen das Feld räumen müssen.

Von Ahmadus Herrschaft ist vor der Hand das wichtige Kaarta, gerade nördlich von der Strecke Medine-Bahumbe, der Senegal-Kolonie eingefügt worden, die dadurch einen ansehnlichen Zuwachs empfängt. Das Land grenzt im Süden und Südwesten an den Ba ulé, im Norden an die Sitze der maurischen Duaisch, im Osten an Bakhunu und im Südosten an Beledugu. Das Ganze ist ein Schieferplateau, von einzelnen Hügelreihen durchzogen, die wieder der allbekannte afrikanische Laterit überdeckt. — Ursprünglich wohnten hier die Soninké, ein Mischvolk aus Mandingos und Fulbés, die, von Osten kommend, vor etwa 400 Jahren das Reich Galam bis in die Gegend von Bakel überschwemmten. Ihnen folgten im vorigen Säkulum die Bambaras aus der Bergregion von Kong und besetzten nacheinander Segu, Beledugu, Kaarta und den Bezirk um Nioro. Zuletzt, von 1855 bis 1860, erschien an der Spitze seiner Toucouleurs (seinem Fulbe-Stamm) der Schwertapostel des Islam, El Hadschi Omar, und bemächtigte sich unter gräulichem Blutvergießen all der genannten Länder.

Allein die mohammedanischen Eroberer machen trotz fortgesetzten Nachschubes noch heute die Minderzahl der Bevölkerung aus; sie sind fast durchweg auf die Städte beschränkt, während die Hauptmasse des Bodens sich in den Händen der heidnischen Bambaras und Soninkés befindet. An Flächenraum mißt Kaarta gegen 55 000 qkm mit höchstens 300 000 Einwohnern. Die Residenz des Sultans ist Nioro, ein lebhafter Handelsplatz, hart an der nördlichen Grenze, wo bereits der arabische Einfluß überwiegt.

Frankreich hatte in den unterjochten heidnischen Völkern längst seine stillen Bundesgenossen, die sehnlichst auf die Erlösung von der Despotie Ahmadus warteten. Ihnen erschien Oberstleutnant Archinard als willkommener Befreier; sein Sieg bedeutet zugleich den Sieg des Heidentums, richtiger: des zivilisierten Europa über den Halbmond. Für die Mohammedaner fällt diese Niederlage um so schwerer ins Gewicht, weil Ahmadu im westlichen Sudan allgemein als der „Beherrscher der Gläubigen" galt. Dabei ist dieser „Exfeiler des Islam", wie ein weiterer Ehrentitel des Sultans lautet, ein erbärmlicher Feigling, der noch nie seine Soldaten persönlich ins Feuer geführt hat. Bei den Kämpfen vor Yuri, auf dem Wege nach Nioro, floh der große Held nach den ersten Schüssen mit seinen Weibern in ein sicheres Versteck. Als die Hauptstadt fiel, hatte er längst die Grenze gewonnen. Sein Sturz erhöht das Ansehen und die Macht der Franzosen in ganz besonderem Maße und öffnet ihnen, wenn nicht inzwischen ein unberechenbarer Ausbruch des Fanatismus erfolgt, den Weg nach Timbuktu. Allein bei der gefährlichen religiösen Erregbarkeit der Massen dürfte ein Aufruf zum „heiligen Kriege" kaum Wunder nehmen, und damit würden die jüngst erstrittenen Vorteile sämtlich in Frage gestellt. — Die Empörung des Marabut Lamine in 1887 liefert den besten Beweis, wie der Fanatismus jedes andre Gefühl bei den Anhängern des Propheten überwuchert. Noch im vergangenen Jahre haben Schwarze, die vorher lange Zeit als Aufseher und Handwerker in französischen Diensten standen, einen Teil der Eisenbahnstrecke zwischen Kayes und Bafulabe zerstört und Schwellen, Waggons und Telegraphenstangen verbrannt. Äußere Ruhe und scheinbarer Gleichmut sind trügerische Zeichen, hinter denen sich oft genug ein Abgrund von Rachsucht, Blutgier und Intoleranz verbirgt.

Ungleich friedlicher und milderen Gemüts sind die Fetischdiener, die sich auch viel leichter einer fremden Herrschaft anbequemen. Sie würden sicher in größerer Zahl zum

Digitized by Google

Christentum übertreten, wenn dieses nicht ihrer altgewohnten Vielweiberei so feindlich entgegenstünde. — In richtiger Erkenntnis der Sachlage haben deshalb die Franzosen in den neu erworbenen Gebieten eine Reihe kleiner heidnischer Negerherrschaften ins Dasein gerufen und sie zum Teil mit Abkömmlingen der alten, von Omar verdrängten Königsgeschlechter besetzt. So residiert jetzt in Koniakary ein Nachfolger jenes Sambala, der während der Belagerung von Medine 1856 auf Seiten der Franzosen stritt. In Gemu ist ein früherer Häuptling, der greise Dama, den Achmadu 1874 vertrieben hatte, wieder an die Spitze gestellt. Noch wichtiger erscheint die Regentenfrage für Segu selbst, wo Archinard bald nach der Eroberung des Landes einen geschworenen Feind des Sultans auf den Thron erhob. Ebenso unterstützen die Franzosen, um Samory von Osten her im Schach zu halten, dessen Gegner Tiéba — einen Mohammedaner — in Kenedugu. Bei dem Mangel an Offizieren müssen diese Vasallenfürsten im Kriege zugleich als Truppenführer dienen.

In den letzten Januartagen dieses Jahres hatte Archinard die Unterwerfung Kaartos beendigt und wandte sich nun ohne Jögern zum oberen Niger. Am 24. Februar schlug er die aufrührerischen Bouinkos bei Diéna, so daß Samory, eingeschüchtert durch den Fall dieses Platzes, mit seinem Heere den Rückmarsch nach Süden antrat. Oberstleutnant Archinard folgte ihm und besetzte am 7. April das in kommerzieller Beziehung hervorragende Kankan, während ein Fliegendes Korps dem zurückweichenden Feinde auf den Fersen blieb.

Etwa zur selben Zeit durchzog die Expedition des Kapitäns Brosselard-Faidherbe das südwestliche Senegambien von Bentу an der Mündung der Malleeony (Mellacorée) bis nach Kakunja an der Grenze von Samorys Reich. Der Marsch ging im Thale der großen Scarcie über die Berge nach Bauffa, der Hauptstadt von Tamisso, hinauf, wo der Führer mit dem Häuptling einen Schutzvertrag abschloß. Gleiche Verträge wurden in Kakunja und in Kamaku, das Herr des Michels, ein Begleiter des Kapitäns, aufgesucht hatte, mit den Landesfürsten unterzeichnet. Frankreich sieht also auch nach dieser Seite hin sein Gebiet und seinen Einfluß vergrößert; natürlich treten infolgedessen mancherlei neue Anforderungen heran, zunächst die dringlichste nach einer besseren und schnelleren Verbindung der Küste mit dem Hinterlande. Kapitän Brosselard-Faidherbe schlägt eine Bahnlinie vor, die von Mamudou an der Malleeony in der Länge von 312 km um Futa-Djallon zum Niger geführt werden soll. Mit noch mehr Nachdruck tritt der Oberstleutnant Humbert im Bulletin der Pariser Geographischen Gesellschaft (1891, Heft 2, S. 233 ff.) für den Weiterbau der schon vorhandenen Senegalbahn bis Bammako ein. Zur Zeit bestehen 132 km Eisenbahn mit 1 m Spurbreite zwischen Kayes und Bafulabe; daran schließen sich 40 km mit 1,3 m Spurbreite von Bafulabe nach Dinbéba, ehe der Überlandweg mit seinen beiden Ästen nach Bammako über Kundu einerseits und nach Sigirei über Niagassola andererseits beginnt. Die Bedeutung dieser Nigerbahn in politischer, militärischer und kommerzieller Hinsicht wird von Humbert gründlichst erörtert, so daß wir uns hier mit einem Fingerzeig auf die Quelle begnügen müssen.

Nicht minder notwendig ist eine Verstärkung der Streitkräfte, die gegenwärtig derart beschäftigt sind, daß der Oberstkommandierende im Sudan kaum 400 europäische und etwa 800 bis 1000 schwarze Soldaten zur Verfügung hat. Damit kann ein Land vom halben Umfang Frankreichs unmöglich in Ruhe und Ordnung gehalten werden. Überdies sind die wenigen Truppen nach in 15 Militärposten zerstreut, die im Durchschnitt je 100 km voneinander entfernt liegen, und von denen nur elf durch den Telegraph in Verbindung stehen. Nach dem Fall von Segu-Sikoro und Nioro hoffte ein französischer Autor durch Verlegung starker Garnisonen nach diesen Plätzen die vorgenannten, oft beschwerlichen Senegal-Niger-Posten ganz oder teilweise entbehrlich machen zu können (Bergl. Le Tour du Monde, Nouvelles géographiques 1891, p. 27). Der in militärischen Dingen maßgebliche Oberstleutnant Humbert sagt aber von einem solchen Plane nichts; es ist auch kaum einzusehen, wie Frankreich ohne eine weitverteilte Macht seinen Absichten im Sudan gerecht werden soll. Diese Absichten zielen vor allen Dingen dahin, der fortschreitenden Entwälzerung des Landes zur les luttes entre les noirs et contres les noirs ein Ende zu machen, den Sklavenjagden zu steuern [1]), das Wohl und die Bedürfnisse der Eingeborenen zu heben und damit dem französischen Handel ein neues, kaufkräftiges Absatzfeld zu erschließen.

Ein an Naturprodukten so reiches Gebiet wie der französische Sudan, verdient es unbedingt, daß seine Entwickelung in jeder Weise gefördert werde.

H. Seidel.

Die Verwendung der Photographie für Kartendarstellungen.

Dieselbe wird heute mehr und mehr vervollkommnet und dem wissenschaftlichen Reisenden dadurch ein bequemes Hilfsmittel geschaffen. Es ist hier nur die Rede von der photographischen Naturaufnahme für geographische Zwecke, nicht von der Reproduktionstechnik, welche meist ohne alle geistige Arbeit Kartenmaterial reduziert oder „entlehnt", von der Generalstabskarte angefangen bis hinunter zu den einfachsten Schulkarten. Der reisende Forscher jedoch ist jetzt imstande, die Hauptpunkte seines Weges im Bilde festzuhalten, was allein schon für die Konstruktion der Reiseroute von großem Werte sein kann. Über diese Photogrammetrie oder Anwendung der Photographie bei Vermessungen wurde schon in der Osterwoche dieses Jahres im Deutschen Geographentage zu Wien Bericht erstattet. In den letzten Tagen befaßte sich damit auch die Jahresversammlung der Britischen Gesellschaft für Förderung der Wissenschaften zu Cardiff. Hier wies Herr Thomson auf die Bedeutung der Photographie hin, die schon vielfach von Reisenden und Ingenieuren in Europa und Amerika angewandt wird, im allgemeinen aber noch wenig in England. „Bei der Routenaufnahme und dem Festhalten von Landschaftsbildern ist die Photographie von unschätzbarem Werte. Eine allgemeine wissenschaftliche Anwendung wird bei der Geologie stattfinden (Erosion der Bergketten, Deltabildung, Uferformen), bei der Botanik und für militärische Zwecke. Man kann annehmen, daß die Landesaufnahme der Zukunft photographisch vom Fesselballon aus arbeiten wird. Der Ballon würde von den Winkeln eines gleichseitigen Dreieckes aus an drei Stricken verankert sein und seine Bewegungen würden mittelst eines künstlichen Horizontes reguliert werden, bis die Kamera über dem Mittelpunkte des zu photographierenden Raumes zu stehen kommt. Eine Reihe solcher Aufnahmen würde z. B. einen genauen Plan einer Stadt geben und könnte direkt ohne Nachhilfe eines Zeichners oder Stechers für die Druckpresse fertig gemacht werden (?)." Colonel Tanner von der Indian Survey berichtete über die Verwendung der Photographie von solchen Teilen des Himalaja, die von Europäern noch nicht besucht wurden, die aber in Karten niedergelegt werden sollen. Die Resultate sind zufriedenstellend, wenn man die großen Entfernungen (bis 160 km) berücksichtigt und die Höhe der Aufnahmegebiete (bis 6000 m). Dies Verfahren

[1]) Dagegen wird man die Haussklaverei, ähnlich wie die Polygamie, wohl oder übel noch dulden müssen.

Digitized by Google

kommt jetzt bei Herstellung einer Karte von Nepal zur Anwendung. — Die ersteren Angaben erscheinen uns doch etwas zu sanguinisch. Sollen die Ballonaufnahmen brauchbar sein, so dürfen nur verhältnismäßig kleine Teile des Landes aufgenommen werden. Es bleibt aber die Voraussetzung bestehen, daß als Grundlage stets ein sicheres trigonometrisches Netz vorhanden ist, in welches erst die Aufnahmen einzupassen wären. Schon aus diesem Grunde kann meines Erachtens von einer direkten Reproduktion der gewonnenen photographischen Originalaufnahme gar keine Rede sein. Es ist ferner die nach den Platteneindrücken hin meist vorkommende Verzerrung in Rechnung zu stellen. Der Ballon müßte auch ohne jede Schwankung bleiben, denn um eine proportionale Wiedergabe zu erzielen, muß Objekt und Bildfläche durchaus parallel sein und senkrecht zur Objektivaxe stehen. Bis zu weiterer Vervollkommnung des Verfahrens wird man also gut thun, die Photographie (aber auch ohne Ballon) als ein ganz vortreffliches Hilfsmittel zu betrachten, aber nichts weiter. Wie viel hier schon gewonnen wurde, geht aus den Aufnahmen im Hochgebirge hervor, wie diese topographischen Karte manches wertvolle Detail liefern. Und nur durch spezielle photographische Aufnahmen ist es einem Simon möglich gewesen, die topographischen Aufnahmen dahin zu ergänzen, daß er imstande war, das prächtige Relief der Jungfraugruppe zu schaffen, welches bei der Ausstellung des Geographen-Kongresses in Bern so viel bewundert wurde. A. Szobel

Lord Lamingtons Reise in den Schan-Staaten.

Vor der geographischen Abteilung der Britischen Naturforscher-Versammlung in Cardiff hielt jüngst Lord Lamington einen höchst anziehenden Vortrag über seine Expedition in den Schan-Staaten an der siamesischen Grenze. Der Reisende wanderte von Schieng-Wai, am Me-Ping im nordwestlichen Siam gelegen, zunächst an diesem Flusse hinauf bis zur Einlaufstelle des kleineren Me-Teng. Das Land erschien durchweg sehr fruchtbar und wohl dazu angethan, um eine dichte Einwohnerschaft zu ernähren; vorausgesetzt, daß bessere Verkehrswege und geordnete Zustände ins Leben gerufen werden. Dann führte der Weg über die Wasserscheide in das Thal des Me-Hang, der bereits dem Salwen zugehört, durch ein fremdes Gebiet nach Mung Tuen, wo eben die britischen Teilnehmer der angla-siamesischen Grenzkommission eingetroffen waren. Die Länderscheide entbehrt gerade in diesem Bereich noch immer der endgültigen Regelung. Außerordentlich lohnend gestaltete sich ein Besuch der Durchbruchsschluchten des Me-Hang, der sich in einem selbstgegrabenen Tunnel unter Hügelreihen fortwindet. Mit der Kommission marschierte Lamington über Mung Sat auf mühseligen Dschungelpfaden an den Me-Khot, einem kleinen Tributär des Me-Khong. Drei Wochen lang sah man keine bewohnte Stätte; die wenigen Dörfer und Häuser an der Raute lagen infolge der ewigen Kriege zwischen den einzelnen Schan-Staaten in Asche und Schutt. Desto erfreulichere Bilder entfalteten sich in der Ebene von Schieng-Seen, südlich der Konfluenz des Me-Khot mit dem Me-Khong. Statt der Dschungeln und Berge überschaute man ein blühendes Fruchtgefild von 100 englischen Meilen Länge bei 10 Meilen Breite, — ein Land, so schön und verlockend, daß die praktischen Engländer gleich an die Herleitung einer Eisenbahn dachten. Der Plan einer solchen — im Me-Khong-Thale hinauf — ist schon im Werke; es gilt nur, für das Gedeihen der Anlage ihre Weiterführung durch die reichen Distrikte von Sibsong-Pana und womöglich bis in das Yünnan den Engländern zu sichern. — In Hongkuk, einem Schandorfe am Nordende der Ebene, verließ der Lord die Kommission, um sich allein nach Tongking zu begeben. In vier Tagen traf er bei Kwang-Lay auf den Me-Khong, der jetzt in der Trockenzeit nicht mehr als 120 Yards breit, aber noch sehr tief war. Das Hochwasserbett mißt reichlich 600 Yards. Die erst seit fünf Jahren begründete Hauptstadt von Kwang-Kheng fand der Lord in erfreulichem Aufblühen. Der Ort liegt in einer großen, dicht bevölkerten Ebene von solcher Fruchtbarkeit, daß die indische Regierung wohl thun würde, den ganzen Bezirk unter ihre Schutzherrlichkeit zu nehmen. Solchen Winken pflegt man in England meist bereitwillig nachzukommen. Nun aber sitzen drüben in Annam die Franzosen und geben als gute Nachbarn scharf Obacht auf alle britischen Annektionsgelüste in Siam. Ein ungelehrter aber vereitelter Schachzug gegen dies Reich könnte leicht zu weitgreifenden Gegenmaßregeln Anlaß geben, besonders, weil die Franzosen aus vielerlei Gründen längst nach dem Besitz des linken Me-Khong Ufers (mit Luang-Prabang) trachten. — Kwang-Kheng war früher tributpflichtig an Kwang-Tung, das jetzt unter englischem Protektorate steht; es sagte sich aber rechtzeitig von dieser Verbindung los und begab sich in den Schutz des nördlichen siamesischen Grenzstaates Nan. Seit dem Besuch der britischen Grenzkommission in der Hauptstadt Mung-Sing scheint der Fürst von Kwang-Kheng indes geneigt, in sein altes und allein berechtigtes (?) Verhältnis zurückzukehren. Damit wäre natürlich die Einverleibung seines Landes in die anglo-indische Machtsphäre so gut wie vollzogen.

Die indischen Landesaufnahmen 1890.

Die indischen Landesaufnahmen wurden im Anfange des Jahrhunderts begonnen, sind aber heute noch weit davon entfernt vollständig zu sein; trotzdem ist man hier viel weiter, als in irgend einem andern asiatischen Lande, Palästina ausgenommen. Der letzte Report of the Indian Survey für das Jahr 1890 zeigt abermals bedeutende Fortschritte, trigonometrische, topographische und Katastervermessungen, sowie geographische Aufnahmen in den Nachbargebieten, in Beludschistan, Persien, Birma u. s. w.

Einer der wichtigsten aufgenommenen Distrikte ist der von Kyaukse im Norden des Distrikts von Mandalay, der von dem schönen und dicht bevölkerten Myitngeflusse bewässert wird. Zahlreiche Kanäle, deren Ursprung man in das Jahr 1065 (427 der birmanischen Ära) zurückverlegt, gehen von diesem Strom ab in das fruchtbare Land. Nach sind die Ruinen der alten Hauptstadt Myinsung sichtbar, die im letzer Zeit von König Nawvaze erbaut wurde. Die Einwohner des Distrikts sind reine Birmanen mit wenig Schanbeimischung.

Unter dem durch seine Reisen bekannten Rey Elias und Kapitän H. M. Jackson ging eine Expedition zur Aufnahme der englisch-siamesischen Grenze ab. Sie wurde in drei Abteilungen zerlegt, welche sich über das Transsalwinland, Schan und die Karenenstaaten verbreiteten. Ihre Aufnahmen umfassen 9620 Miles, niedergelegt in Karten von $^1/_4$ Zoll auf die Mile.

Eine kriegerische Expedition ging von verschiedenen Seiten in das Land der Tschin-Luschai, zwischen Bengalen und Oberbirma. Zwei Heeresabteilungen rückten aus, die eine von Tschittagong am Golf von Bengalen, die andre vom Mwitthaflusse (Nebenfluß des Chindwin) in Birma, um in dem wilden Berglande im Süden von Manipur zusammenzutreffen. Die westliche (indische) Abteilung durchzog ein bergiges Land mit engen Thälern, deren Abhänge bis zu 1500 m Höhe dicht bewaldet waren. Nachdem der Kaladynefluß erreicht war, änderte sich der Anblick des Landes, das dichte Unterholz verschwand, eine freie große Landschaft eröffnete sich und eine nordische Vegetation mit Fichten, Eichen

Digitized by Google

und Rhododendron trat an die Stelle des Dickungels und der Bambusdickichte. Die Triangulation dieser Abteilung erstreckte sich bis Kata an der Grenze Birmas und die topographischen Aufnahmen umfaßten 6000 Quadratmiles. Was die östliche, von Birma aus aufgebrochene Abteilung betrifft, so wurden die Aufnahmen von Leutnant Bennu Tailyour geleitet. Sie erstreckten sich über 3000 Quadratmiles bisher völlig unbekannten Landes.

Beludschistan, immer noch sehr ungenügend bekannt, hat auch in seinen Aufnahmen Fortschritte zu verzeichnen. Hier waren fünf Abteilungen teils mit trigonometrischen, teils mit topographischen und geographischen Aufnahmen beschäftigt, unter Oberst Holdich thätig. Eine dieser Abteilungen wurde der Expedition Sandemans in das Zhobthal angeschlossen; während eines einmonatlichen Aufenthalts in Apozai wurde die Triangulation nördlich und westlich bis an die Ufer des Kandar- und Gomuskflusses ausgedehnt. Leutnant Mackenzie gelang es, einen der hohen Berge im Westen der Tacht-i-Soliemankette zu ersteigen und von hier aus einen Ueberblick über die Gestaltung des Landes bis nach Afghanistan zu gewinnen. Für die nach Beludschistan sich ausdehnenden indischen Eisenbahnen wurden ganz speziell Aufnahmen gemacht. Andre Abteilungen triangulirten in Lus Beyla, Pischin, dem Toba-Plateau, in der Gegend von Panjschgur und an der Grenze von Persien. Der allgemeine Eindruck, der bei allen diesen Aufnahmen gewonnen wurde ist der, daß Beludschistan ein recht unfruchtbares Land ist.

Was Persien betrifft, so hat man sich hier zu Aufnahmen der Hilfe eines eingeborenen intelligenten Mannes, des Jusuf Scharif Khan Bahadur bedient, der dem Oberst Sartorius beigeordnet wurde, welcher im Sommer 1889 mit einer Sendung nach Persien betraut war und im Oktober vorigen Jahres zurückkehrte. Jusuf nahm nicht weniger als 25000 Quadratmiles im Maßstabe von acht Miles auf den Zoll auf, allerdings ohne eine trigonometrische Basis. Vergleicht man seine Arbeit mit einigen durch Oberst St. John gut bestimmten Orten, so erscheint sie vertrauenswert.

Oberst Tanner, der nach 28jähriger ehrenvoller Thätigkeit jetzt in den Ruhestand getreten ist, hat sich im verflossenen Jahre nochmals um den Himalaja verdient gemacht, den niemand besser als er kennt. In einigen aufgenommenen Seitenthälern zwischen Plach und Bozuru steigen die mit Tschungel bedeckten Berge so steil an, daß es nur mit Mühe einen Platz erreichte, auf dem die Instrumente aufgestellt werden konnten. Unter solchen Thälern zeichnet sich das im Juni 1890 aufgenommene Tirtanthal aus; seine reichen Wälder geben vortreffliche Ausbeute.

In dem diesjährigen Bericht des Surveyor-General, von dem das Wichtigste nur ein kurzer Überblick, fehlen die sonst soviel Aufsehen erregenden Expeditionen der einheimischen Pandits gänzlich, was alt ein Zeichen aufgefaßt werden kann, daß die noch nicht untersuchten Landstriche friedlicher und zugänglicher geworden sind.

Geologische Geschichte des Ohioflusses.

Der Ohio entsteht aus den beiden Quellflüssen, dem Monongahela und Alleghany, von denen ersterer in den wildesten Teilen der nördlichen Appalachen, die von der Kultur kaum berührt sind, entspringt, während letzterer aus einer flachen, reizlosen Gegend kommt und wahrscheinlich in einer früheren Periode dem Erieſee zugeflossen ist. Im Gebiete des Alleghanyflusses liegt die eigentliche Oregion Pennsylvaniens. Beide vereinigen sich bei Pittsburg. Das Alter des Ohio ist jedenfalls ein sehr hohes, es fällt in den Schluß der Karbonzeit, da die Auffaltung des appalachischen Systemes beendet war. In der langen Periode bis zu Beginn der Diluvialzeit furchte er sich ein breites tiefes Bett aus und war nahe an den Schluß seiner erosiven Thätigkeit angelangt; er mündete jedenfalls direkt in den nordwärts bis zum Staate Illinois vordringenden Nebenarm des Mexikanischen Meerbusens. In der Diluvialzeit aber wurde der Lauf des Ohio durch die bis in sein Gebiet vordringende Eisbarre beträchtlich gestört und abgelenkt. Aus dem Nachweise alter Flußläufe nördlich von Cincinnati hat sich ergeben, daß der Fluß ehedem in einem weit größeren Bogen bis zur Stadt Hamilton floß, mit dem Big Miami sich hier vereinigte und erst bei Lawrenceburg in den heutigen Lauf einlenkte. Nördlich von Cincinnati überschritt also die Eisbarre das alte Ohiothal, bildete eine riesige Thalsperre und veranlaßte so die Entstehung eines großartigen, 400 mls. thalaufwärts reichenden, bis 200 mls. breiten, bis 600 Fuß tiefen diluvialen Ohiosees, der z. B. bei Pittsburg noch 300 Fuß tief war. Neuerdings wurden alte aus Sand-, Lehm- und Thonschichten bestehende Terrassen bei Morgentown im oberen Ohiogebiete nachgewiesen, die überaus mächtig, 75 bis 275 Fuß über der Thalsohle gelegen als Strandbildungen dieses Diluvialsees gedeutet werden. Längs der Barrière hatte sich inzwischen der Abfluß des Sees eingegraben. Oszillationen des Gletscherendes führten zu temporären Entlecrungen des Sees. Letztere führten ungeheure Schuttmassen in das südlich vom Gletscher gelegene Ohiothal und erhöhten dessen Sohle mehr oder weniger, so daß später, als das Eis dauernd zurückging, sich der Fluß von neuem ein Bett und zwar in diese Schottermassen eingraben mußte, welche jetzt den Flußlauf als höher gelegene Terrassen begleiten. Auch jetzt noch zeigt der Ohio ein recht extremes Verhalten hinsichtlich der Wasserführung, er ist bald hoch geschwollen, sein Bett bis zum Rand erfüllend, bald so seicht, daß ihn ein Knabe durchwaten kann. Dafür macht J. James, und mit Recht, den Menschen mit seiner rücksichtslosen Waldverwüstung verantwortlich, welcher auf jeden Fall Einhalt gethan werden müsse. (J. James in Popular Science Monthly. April 1891.)

Südafrikanische Etymologien.

Von Missionar P. H. Brincker.

Stellenbosch, 4. August 1891. Die etymologische Bedeutung des jetzt vielgenannten Simbá-hje scheint „Metall" zu sein, oder „Metallgräberei" or; es deutet auf bantuistischen Ursprung. — Der Name Ovaherero ist bei den nördlichen Stämmen Ova-ſhimba (= simba), d. h. Erdspreng räuber, wie die armen Erdsprüche ausgrabenden Ova-herero Ova-tjimba = Ova-ſhimba und das Erdsperkel Ondjimbo heißen. Ob hier nicht noch ein ethnologisches Rätsel vorliegt? So ist der Name des jetzt so geschriebenen Flusses Zambesi bei einigen Stämmen Shimbá si und Timbá-si.

Das Wort Ma-ſhona ist wohl eine Korruption von Ma-tjaona = Ba-tjaona, woraus man endlich Ba-chuana geformt hat. Es ist erstaunlich, wie die richtigen Namen von Stämmen, Orten, Personen der Eingeborenen im Munde des Europäers geradezu verhunzt werden.

Die Vorgänger der Ama-ſulu (= Zulu) und Batjaona-Stämme südlich des Zambesi, die schon die Ureinwohner roter Nation mehr nach Westen und Südwesten gedrängt, scheinen Ba-mbári, als Volk Shi-mbári (ohne Nominalpräformatio Mbári, auch dialektisch Mbiri) geheißen zu haben, und sollen nach alten Sagen, wovon ich noch Bruchstücke von sehr alten Ovaherero vor etwa 25 Jahren vernahm, ein gewaltiges und äußerst kriegerisches Volk gewesen sein. Daher nannten die Ovaherero noch zu jener Zeit einen feindlichen Angriff der Khoikhoin (Bottentotten) mit Feuerwaffen Otji-mbari, welcher Ausdruck jetzt ganz obsolet und durch

Digitized by Google

ovita ersetzt worden ist. Ob die in Pfahlbaudörfern, im Okawango und in den Morästen des Kuando-Tschobe-Flusses (die West-Bantu nennen den Okawango Ombuénge) wohnenden Ba mbangára (für die ich, wenn ich nicht sehr irre, von jenen alten, nun längst verstarbenen, fast hundertjährigen Ovaherero auch den Namen Ombári = Ba mbari nennen hörte), die eigentlich gar nicht in den Rahmen der West-Bantu passen, vielleicht noch Reste jener großen Nation sind, lasse ich vorläufig dahingestellt. Möglicherweise waren jene Ba mbári (Ba mbari = Ba mbiri) ein mohrischer Stamm mit Kultur, etwa der der Ba ganda gleichstehend, der Handel nach der Ostküste hin trieben, etwa mit phönizischen, persischen ꝛc. Kaufleuten. Was nun den Untergang dieser mächtigen Stämme verursacht, — ob etwa die hereinbrechenden Horden der Zulu-Barbaren, ob innere Zersetzung, liegt und bleibt wohl im Dunkeln.

Aus allen Erdteilen.

— **Südafrikanische Eisenbahnen.** Seit die britische Südafrikagesellschaft das Maschonaland besetzt und die dortigen Goldfelder in Angriff genommen hat, liegt es ihr daran, die Eisenbahnen möglichst weit in das Innere nach Norden hin zu bauen. Das erste Stück derselben, von Kimberley nach Vryburg im Betschuanalande, 190 km lang, ist von der Kolonialregierung übernommen worden; die Fortsetzung nach Norden bis Mafeking, 157 km, ist stark im Bau begriffen und soll noch im laufenden Jahre vollendet werden. Die Bahn wird dann bis 26° südl. Br. reichen. Die fernere projektierte Linie geht alsdann über Molopolole und Tati nach Gubuluwayo im Matebeland unter 20° südl. Br. Bau Mafeking aus sind bis hierher noch über 700 km zu bauen.

— **Die Vulkan-Inseln** (Volcano Islands) sind nach einem Berichte endgültig von Japan in Besitz genommen worden. Sie liegen im Süden der Boninsseln unter 25° nördl. Br. und zwischen 141° und 142° östl. L. Die Nordinsel heißt St. Alessandro, die Südinsel S. Agostino und die mittlere und Hauptinsel Suphur Island. Entdeckt wurden sie von den Spaniern, näher bestimmt 1799 von King und Gore, den Gefährten Cooks. Dr. Warburg aus Hamburg, der sie vor kurzem besucht, fand die Schwefelablagerungen auf der 196 m hohen Vulkaninsel nur gering; die Vegetation auf dem kahlen Eilande, weiß Ferne, war unbedeutend, so daß er nur dreißig Arten sammeln konnte. Kolonisationsversuche, damals unternommen, schlugen fehl (Verhandl. Ges. für Erdkunde zu Berlin, XVIII, 267). Neue Berichte aus Japan melden jetzt, daß die Schwefellager doch bedeutend seien, einzelne darunter von vier engl. Acker Größe und von ausgezeichneter Güte, so daß direkte Verschiffung stattfinden könne. Es wohnen jetzt 24 Japaner auf Volcano Island und mit den Boninsseln ist ein regelrechter Schiffsverkehr eingerichtet worden.

— **Deutsch-Neu-Guinea.** Der Tabakbau beginnt dort sich sehr erfreulich zu entwickeln und das bisher erzielte Erzeugnis, welches in Bremen auf den Markt gelangte, hat sich besser als die so beliebten Sumatratabake erwiesen. Die diesjährige Tabakernte bei Stephansort hatte einen Wert von etwa 100000 Mark und wurde schnell verkauft. Für das nächste Jahr wird eine achtfache Menge erwartet. Neben der Neu-Guinea Kompanie, welche diesen Tabak liefert, hat sich eine Astrolabe-Kompanie gebildet, deren Pflanzungen in der Jomboebene beim Friedrich-Wilhelmshafen angelegt werden. Die Pflanzungen werden nach Art jener in Sumatra betrieben.

— **Zum Klima von Bangala am mittleren Congo.** Herrn M. A. Hodister, Agent der belgischen Congogesellschaft, verdanken wir eine meteorologische Beobachtungsreihe von Bangala (1° 33′ nördl. Breite, 18° 40′ östl. Länge von Greenwich), welche sich von Februar 1888 bis April 1889 erstreckt. Die Beobachtungen beweisen, daß das Klima sehr gesund ist und eine leichte Acclimatisation der Europäer gestattet; die Salubritätsverhältnisse der Eingebornen und Europäer sind vortrefflich; in den Jahren 1887 bis 1890 starben nur vier Weiße. Die mittlere Monatstemperatur beträgt 26° und variirt zwischen 24 und 28°. Die außerordentliche Gleichmäßigkeit der mittleren Monatstemperaturen fällt sofort auf. Der wärmste Monat ist Februar (28°), der kälteste Oktober (24°). Die extremen Temperaturen 34,5 als absolutes Maximum und 20° als absolutes Minimum bezeichnen die Grenzen der Temperaturunterschiede. Angenehmes, hübsches Wetter, das wochenlang anhält, wechselt mit stürmischen und regnerischen Wetter ziemlich regelmäßig ab, zuweilen stellt sich jedoch kühles Wetter ein, ähnlich den Novembertagen Belgiens. Bangala hat keine ausgesprochene Regenzeit, die Regen verteilen sich auf alle Monate, sie treffen in ziemlich regelmäßigen Pausen ein, sind mittelhoch und von kurzer Dauer. Im Mittel beträgt die Regenzeit zwei bis drei Stunden an Regentagen; öfter regnet es jedoch auch sechs bis sieben Stunden. Regentage zählte man im Januar 15, Februar 4, März 10, April 14, Mai 11, Juni 15, Juli 14, August 15, September 11, Oktober 16, November 14 und Dezember 8. Februar und März sind also Monate der Trockenzeit. Gewitter kommen durchschnittlich sechsmal im Monate vor, die wenigstens weißen Januar und Februar auf. Vorherrschende Winde giebt es in Bangala nicht, nur Windstöße von 10 bis 20 Minuten Dauer, die den Tornados vorangehen oder ihnen folgen. Die Temperatur des Congostromes ist um zwei bis drei Grad höher als die der Lufttemperatur. — Die Beobachtungen, deren Resultate wir hier mitteilen, sind enthalten im Journal „Le Mouvement Géographique“, 23. August 1891. Gn.

— **Die hygienischen Zustände in Indien.** In einer besonderen, den Fortschritten des Sanitätswesens in Indien gewidmeten Sitzung des Landauer Kongresses für Hygiene und Demographie kamen am 14. August d. J. drei Abhandlungen von eingebornen Indiern zur Verlesung, welche ein grauenhaftes, aber leider nicht übertriebenes Bild von den hygienischen Verhältnissen in den Dörfern und Städten Indiens entwerfen. Surgeon Major K. R. Kirtikar schildert diese Zustände (in welchen neun Zehntel aller indischen Eingebornen leben) in folgender Weise: Man stelle sich eine Gruppe niedriger, meist mit Stroh und Gras gedeckter Hütten vor, in welchen das Vieh Seite an Seite neben den menschlichen Bewohnern angebunden ist. Es sind Kühe, Ochsen, Büffel, gelegentlich auch Schweine, Esel, Ziegen und Hühner. Während des Tages leben diese Bewohner der Hütte in der freien Luft, in der Nacht liegen sie neben ihrem Herren, dessen Frau und Kindern auf dem Fußboden; ein Fenster oder sonst eine Oeffnung für Lufterneuerung kommt kaum vor. Der Mist der Vieches bleibt auf dem Boden

Digitized by Google

liegen. Eine gemeinsame Düngergrube in der Nähe der Hütten existiert freilich in jedem Dorf; sie werden jährlich einmal gereinigt und der Dung auf die Felder gebracht. Diese Düngergrube liegt nicht allzuweit ab vom Brunnen, und die flüssigen Bestandtheile der Düngergrube verunreinigen das Wasser im Brunnen. Dicht bei den letzteren werden Tag für Tag Kleider (oft nur schmutzstarrende Lappen) ohne Seife und ohne Desinfektionsmittel gewaschen, ebenso die Thiere und auch die Menschen waschen sich hier. Hat das Dorf einen Teich oder einen Brunnen mit Treppenstufen, auf welchen man zum Wasser selbst hinabsteigen kann, so wäscht man sich im Wasser selbst. Der Mann geht erst mit seinen Füßen ins Wasser, dann taucht er die Hände ein; weiter schlürft er einen Mund voll Wasser ein, um ihn wieder in das Wasser zurück zu speien. Dann wird der Körper gewaschen, das Tuch um die Hüften gewechselt und schließlich auch dies gewaschen. Geht eine Frau zum Bade, so bringt sie ihr ghurra (irdenes Gefäß) behufs Wasserversorgung zum Kochen, Trinken und für andere häusliche Zwecke mit, und trägt später dasselbe Wasser sorglos nach Hause. Auch menschliche Exkremente findet man nicht weit von der Wasserquelle; in kleinen Dörfern giebt es weder im Haus noch außer demselben Abtritte. In einem Lande, wie Indien, ist die Sonne während acht Monaten im Jahre sehr wirksam: sie trocknet Kot und und vermindert so in bedeutendem Maße die Übelstände, die ein Fehlen aller Einrichtungen zur Unschädlichmachung der Abfälle und Auswurfestoffe mit sich bringt. Das gilt besonders für kleine Dörfer mit sehr geringer Einwohnerzahl; aber in großen Orten, wo die Exkremente von Gesunden und Kranken im Verunreinigungsbereich der Wasserbrunnen und Quellen sich anhäufen, ist die Gefahr für die Gesundheit natürlich groß. Das ists, was in Zeiten von Cholera-Epidemieen alle Mühen der Ärzte vereitelt, was die Intensität des Krankheitsgiftes erhält, was die Epidemie zu einer Gefahr für Alle macht, indem sie Familien rettungslos hinrafft, ohne Unterschied von Reichen und Armen, von Jungen und Alten, von Schwächlichen und Kräftigen. So sieht es in den indischen Dörfern aus.

— Der Kohlenreichtum des neuen Staates Washington am Stillen Weltmeer stellt sich immer mehr als ein ganz gewaltiger dar. Für die im mächtigen Aufschwunge begriffene nördliche Pacificbahn und für den eben so gewaltig sich entwickelnden Dampferverkehr im nördlichen Großen Weltmeer ist dieses von außerordentlicher Wichtigkeit. Dort liegt jetzt das Durchgangsland und die schnellste Verkehrsstraße zwischen Europa und Ostasien. Die Kohlenfelder liegen hauptsächlich zwischen dem Cascadegebirge und den Küstengebirgen; die am Westabhang des Cascade sind am besten aufgeschlossen und liefern den größten Ertrag. Es sind bituminöse Lignite, welche man abbaut und die zur Verkoakung, wie zur Gasbereitung und zum Heizen gleich gut sich eignen. Bei Cowlets Paß im Yaquina Country sind auch Anthrazite gefunden worden. Die bedeutendsten Bergwerke befinden sich in der Nähe des Puget-Sundes, in King-, Pierce- und Thurston-Country. Die Kohlenfelder gelten als geradezu unerschöpflich und ihre Lage nahe dem Weltmeere erhöhen ihre Bedeutung. Nach einem Bericht des britischen Konsuls in Port Townsend, der dieser Notiz zu Grunde liegt, betrug die Gesammtkohlenausbeute des Staates Washington im Jahre 1889 schon 911 000 Tonnen, stieg 1890 aber auf 1 350 000 Tonnen.

— Ursprung der Flora Grönlands. Nachdem Hooker auf Grund sorgfältiger Untersuchungen zu dem Ergebnis gelangt war, daß die Flora Grönlands mehr zur europäischen als zur amerikanischen neige, glaubte neuerdings E. Warming das Gegenteil erweisen zu können. Diese Verschiedenheit der Ansichten hat nun den bekannten Paläontologen und Botaniker A. G. Nathorst veranlaßt, sich auch seinerseits mit dem Gegenstande eingehend zu beschäftigen. Seine Untersuchungen ergaben mit Bezug auf Verteilung der östlichen und westlichen Pflanzenformen, daß an der Island nahe gelegenen Küstenlinie europäische Formen fast wesentlich vorherrschen, an der Südküste nach überwiegen, während die dem amerikanischen Kontinente zugekehrte Seite westliche Pflanzen fast allein aufweist. Im großen und ganzen ist jedoch der europäische Charakter überwiegend. Während man früher die Davisstraße für die Grenze zwischen der amerikanischen und europäischen Pflanzenprovinz erklärte, fand Warming, daß die Davisstraße dafür anzusehen sei. Nathorst wies jedoch darauf hin, daß amerikanische Formen selbst bis nach Island anzutreffen seien. Warming glaubt, daß die Hauptmasse der gegenwärtigen Flora Grönlands den Grundstock einer spezifischen Glacialflora bildete, welche beschränkt gewesen wäre, auf eisfreien Punkten die Eiszeit zu überdauern. Nathorst macht dagegen geltend, daß die eisfreien Spitzen zu hoch lagen, um die Existenz von Phanerogamen zu ermöglichen. Demnach ist anzunehmen, daß die westliche wie östliche grönländische Flora in postglacialer Zeit von Amerika und Europa her einwanderte, ohne daß eine Landverbindung nötig war, da Eisschollen mit Bodentheilen, Vögel u. s. w. die Ueberführung von Samen von den Kontinenten ermöglichten. Hinsichtlich seiner Flora befindet sich England in einem ähnlichen Abhängigkeitsverhältnis zum Festlande wie Grönland, es weist eine südliche Flora Frankreich gegenüber auf, eine germanische an der Ostküste, eine lusitanische im Südwestteile und um äußersten Westrande zwei anderweitig in Europa unbekannte amerikanische Pflanzen.

Am Schlusse der Tertiärzeit war die britische Flora eine fast subtropische, diese verschwand; es wanderte eine arktische Flora ein, deren Ueberreste im Liegenden der Basaltenden Grundmoräne noch im Südteile von Norfolk nachzuweisen sind; dann bedeckte das Inlandeis alles und mit Rückzug desselben wanderte wiederum arktische Flora ein; denn in Schichten über dem Blocklehm wurden in Edinburgh und Devonshire Ueberreste von Salix reticulata, S. polaris, Betula nana gefunden. (Nature.)

— Die Heimat der Bronze ist trotz vieler Untersuchungen noch keineswegs bekannt, wenigstens nicht jene der europäischen und asiatischen Bronze. Virchow verspricht die Angelegenheit neuerdings durch Anhäufung bezüglicher Thatsachen wieder in Fluß zu bringen. Zu diesem Zwecke hat er nordkaukasische und assyrische Bronzen chemisch untersuchen lassen. Erstere zeigten eine ganz ungewöhnliche Mannigfaltigkeit der Zusammensetzung (I. 96,6 Kupfer, 3,4 Arsen, II. 93,1 Kupfer, 6,8 Zinn. III. 77,2 Kupfer, 12,0 Zink, 7,1 Blei, 2,9 Zinn. IV. 99,8 Kupfer, 0,2 Schwefel. V. 75,0 Kupfer, 21,9 Zinn, 2,8 Blei), so daß der Name Bronze kaum zulässig erscheint. In dem Gräberfeld von Koban im Kaukasus, welches Virchow untersuchte, fand er gegen dreißig die klassische Bronze (9 Kupfer, 1 Zinn). Die neuerdings untersuchten „Bronzen“ zeigen aber fast nur reines Kupfer-, Zink- und Arsenikbronzen. — Die assyrische Bronze stammte von dem berühmten Bronzekrug von Balawat (unter Salmanassar II, 859 bis 824 v. Chr.). Die Analyse ergab 92,14 Kupfer und 7,92 Zinn, also eine der klassischen Bronze nahe stehende Mischung, was sich auch bei andern früher analysierten assyrischen Bronzen gezeigt hat. (Verhandlungen Berliner Anthropolog. Ges. 1891, 354.)

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27.

Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LX. **Globus.** Nr. 14.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Ein Besuch bei den M'pangwes am Muni.

Von Heinrich Hartert.

Im vergangenen Jahre hielt ich mich längere Zeit in Gegenden auf, welche meines Wissens seit langem nicht von Forschern bereist wurden und gegenwärtig wohl nur wenigen, meist jüngeren Kaufleuten und vereinzelten französischen und spanischen Seeoffizieren oberflächlich bekannt sind, welch letzterer, an ihre Fahrzeuge gebunden, eben nur die Flüsse, soweit sie schiffbar sind, kennen.

Diese Flußläufe gehören sämtlich zum Flußsystem des **Muni**, welcher unter ca. 1° nördl. Br. seine Finten in die Corisobai, jenen innersten Winkel des großen Meerbusens von Guinea, ergießt. Der Muni ist nun an und für sich kein eigentlicher Fluß zu nennen, sondern er ist ein meerbusenartig erweitertes Sammelbecken für die Wassermassen einer ganzen Anzahl größerer und kleinerer Flüsse, deren Mehrzahl noch auf beträchtliche Strecken stromaufwärts für Fahrzeuge mit geringem Tiefgange, die etwa zu fünf Fuß, schiffbar sind. Von links, d. h. von Süden und Südosten münden in dieses Becken die untere und die obere Noya, fast ganz aus Osten kommt der weit im Innern entspringende Utambowi, von Nordosten der Utonga mit seinen Nebenflüssen Totze und Banje, von Norden kommt endlich der Congwe oder D'congwe mit seinem langen, ebenfalls weit im Innern entspringenden Nebenfluß, dem Manjane, dem „Rio de Mangiani" der Spanier.

Der Charakter dieser Gebiete ist im allgemeinen der eines einzigen ungeheuren, waldbedeckten Sumpfes, da der Muni und die Unterläufe aller seiner Nebenflüsse träge Wasserstraßen sind, die sich zwischen einer Unzahl von großen und kleinen Inseln und Eilanden während des größten Teiles des Jahres langsam dahinwälzen, und nur während und kurz nach der Regenzeit stärkere Strömungen besitzen. Diese eben erwähnten Inseln sind mit wenigen Ausnahmen nichts als Schlammablagerungen, auf denen sich Mangrove und Pandanus angesiedelt haben, welche auch zum größten Teil die Ufer der Flüsse und die Ränder der zahllosen Creeks, welche diese untereinander in verschlungenem Gewirr verbinden, bedecken. — Je weiter den Mündungen, d. h. dem Muni zu, desto mehr überwiegt die Mangrove, bis sie endlich allein übrig bleibt und erst am sandigen Ufer der See einer andern Flora weicht. — Am Muni und Utambowi öfter, seltener nur an den andern Flüssen wird das dunkle Grün der Mangroven von einem helleren Schimmer unterbrochen, welcher das Vorhandensein einer Bananenpflanzung und somit das eines Dorfes, einer „town", wie man zu sagen pflegt, anzeigt. Kommt der Reisende nun näher, so sieht er, daß am Ufer die Bäume niedergehackt sind und einem breiten Streifen schwelgerischen, übelriechenden Schlammes Platz gemacht haben, in dem einige mehr oder weniger primitive, oft auch defekte Kanus ruhen. — Nach Durchwaten dieses Streifens, der meist auch als Dorfstraße benutzt wird, gelangt man in eine einfache, hügelansteigende Doppelreihe von niedrigen Hütten, deren etwa mannshohe Seitenwände meist aus brettartig ausgedehnter Bauminde, seltener aus Bambu und nur vereinzelt aus etwa armdicken Stämmchen bestehend, ein Rechteck bilden. Gedeckt sind diese Hütten ausnahmslos mit kunstlosen Palmblattmatten, welche dachziegelartig übereinanderliegen und so eine vollkommen wasserdichte Bedachung bilden.

Oft genug findet man jedoch Hütten, deren Wände nur durch ein ziemlich wackeliges Gerüst aus Knüppeln, bekleidet mit eben erwähnten Matten, gebildet werden. Der Schutz, den eine so gebaute Hütte den Bewohnern gewährt, ist naturgemäß ein sehr geringer, und so brennt denn auch während der ganzen Nacht das Feuer in derselben, um den Insassen, welche sich möglichst dicht um die Kohlenglut lagern, wenigstens einen notdürftigen Schutz gegen die in diesen Gegenden besonders empfindliche Nachtkühle zu gewähren.

Das Meublement einer solchen Hütte, deren äußere Erscheinung bei allen nahezu dieselbe ist, besteht aus einem oder mehreren etwa fußhohen Schlafgestellen, die, wie ich aus Erfahrung sagen kann, nicht zu den bequemsten Einrichtungen dieser Art gehören. Das beständig in den Hütten unterhaltene Feuer aus halbtrockenem oder wieder naßgewordenem

Digitized by Google

Holz entwickelt einen unausstehlich beißenden Rauch, der zwar nahezu absoluten Schutz gegen die Mosquitos gewährt, aber dem hieran nicht gewöhnten Europäer das Schlafen recht erschwert.

Bewohnt werden diese Hütten von mehreren Völkern, deren wichtigstes und entschieden alle andern anmoshnenden Völker und Stämme an Zahl und Kraft weit übertreffendes die M'pangwes sind.

Die äußere Erscheinung dieses in jeder Beziehung kraftvollen Volkes ist eine außerordentlich wilde, so wild, wie ich sie noch bei keinem der zahlreichen mir bekannten Negervölker gesehen habe. — Meist über mittelgroß, breitschultrig und muskulös gebaut, zeigt ihr Gesichtstypus eine anfangs geradezu erschreckende Wildheit.

Dieser Eindruck, den jeder bei seiner ersten Begegnung mit M'pangwes empfängt, wird größtenteils wohl durch die spitz zugefeilten, vielfach auch spitzgewachsenen (?) Schneidezähne, sowie durch eine eigentümliche Haartracht hervorgerufen, die fast jeder freie erwachsene Krieger trägt. Dieser, nur dem Stamme der M'pangwes eigene Kopfputz besteht aus dem eigenen Haar des Trägers, welches zu diesem Zweck erst vorbereitet werden muß, indem man es möglichst lang wachsen läßt, dann die krause Wolle mit dem Kamme zu möglichster Länge ausdehnt, in kleine Zöpfe flicht und diese mit großer Mühe und Sorgfalt in die ungefähre Form eines bayerischen Raupenhelmes zusammenfügt. — Der hintere Raud dieses Helmes steht ab wie die Nackenkrempe eines Südwesters. Festigkeit erhält dieses Machwerk durch eine Unmenge von Kauriumscheln, die den Kopf wie mit einem Panzer bedecken, aber die über die Mitte des Kopfes laufende Raupe freilassen, welche meist mit einer Anzahl Messingringe durchzogen wird. — Von den Seiten hängen fußlange Schnüre von farbigen Glasperlen herunter, welche im Verein mit wohlriechenden Laub- und Kräuterbüschen das Groteske der Erscheinung vollenden helfen. Von der Mütze, welche die Anfertigung eines solchen Helmes erzeugt, macht man sich einen Begriff, wenn man bedenkt, daß zu einem einzigen Helm etwa 300 bis 350 Kaurimuscheln gehören, abgesehen von einigen zwanzig Pertschnüren.

Welch einen Ungeziefersherd mag ein solcher Kopfschmuck bilden, der niemals abgenommen werden kann, da er buchstäblich mit dem Träger verwachsen ist, der auch stets ein spitzes Rotholz oder Knochenstäbchen bei sich führt, um die allzu lästig werdenden Insekten hiermit zur Ruhe zu verweisen! — Der Hals der „Dandies" ist mit einem breiten, eng anliegenden Bande von Messing und Kupferdraht versehen, der kunstvoll aneinander befestigt wird; eben solchen Schmuck weisen auch Unter- und Oberarm auf, während die Knöchel der Männer selten mit mehr als einer einfachen Spange aus dünnem Kupfer oder Messingdraht belastet sind.

Im Gegensatze hierzu sind die Beine der Weiber und Mädchen in einer für die armen Geschöpfe bedauernswerten Weise mit dicken, meist massiven Messingringen überladen, welche die untere Hälfte der Wade bis zu den Knöcheln hinab bedecken, auch direkt unterhalb des Kniees werden meist einige Ringe angebracht, und nicht selten sieht man auch oberhalb des Kniees einen breiten Ring. Der Unterarm ist ebenfalls fast bedeckt mit Messingringen, auch Oberarm und Hals zeigen diesen schweren Schmuck. — Oft genug habe ich kleiner Mädchen, welche die schweren Metallasten noch nicht lange trugen, bitterlich weinen sehen, wenn die ganze Haut unter denselben blutig geschenert war; zumal scheint der Halsschmuck besonders lästig zu werden, da er ein Wenden des Kopfes unmöglich macht.

Der Haarschmuck ist bei den Weibern meist ähnlich wie bei den Männern, gewöhnlich aber hängen hinten noch einige lange, mit Kauriumscheln besetzte Schnüre herunter, die je nach Vermögen immer länger gemacht werden, bis sie bis auf die Fersen herabhängen. Dieser weitläufige, reichhaltige Schmuck ist der Hauptbestandteil der Kleidung; beide Geschlechter gehen bis auf fetze kurze Schurze um die Hüften, die manchmal aus selbstverfertigtem Baststoff, in der Regel jedoch aus geringwertigem europäischen Baumwollstoff bestehen, vollständig nackt. Kinder tragen gewöhnlich nur einen Bindfaden um das Handgelenk oder den Hals mit irgend einem Amulett; Häuptlinge sind meist im Besitz irgend eines europäischen Kleidungsstückes, einer Jacke oder eines Hutes; hosentragende M'pangwes habe ich nicht gesehen. — Ein mir wohlbekannter Häuptling zeigte sich mit Vorliebe in einem langen, überaus schmutzigen Damenhemde; wie dasselbe in seinen Besitz gekommen, habe ich nie aufklären können.

Der äußeren Erscheinung entspricht der Charakter vollkommen, über den ich nur wenig lobenswertes sagen kann. Der M'pangwe ist zwar recht tapfer, aber treulos und verräterisch, grausam, tückisch und hinterlistig, raub- und habgierig, er lügt und betrügt zum Vergnügen und betrachtet das Stehlen als Sport.

Die Kriegsgefangenen werden zwar meist binnen kurzer Zeit als Stammesgenossen betrachtet, aber vorher und wenn sie sich nicht fügen wollen, grausam behandelt. Sklaverei scheint nicht zu bestehen.

Die Stellung der Frau ist bei den M'pangwes eine weit freiere als bei den meisten andern mir bekannten Negervölkern, und nur selten kommt es vor, daß Frauen hart behandelt werden. Trotzdem aber bildet das Weib stets nur ein Kauf- oder Tauschobjekt. — Lobend hervorzuheben ist bei den M'pangwes ein in Afrika nicht eben allzu häufiger Charakterzug, der der großen Sittenreinheit, und will ich hierbei auch hervorheben, daß mir kein Fall von Polygamie bekannt ist, während ihnen solche Beispiele täglich vor Augen stehen, da die meist aus dem französischen Gabon stammenden Händler der Mehrzahl nach wenigstens zwei Frauen haben, mögen sie Heiden oder sogenannte Christen sein.

Die Hauptbeschäftigung der Frauen besteht im Ackerbau und der Herbeischaffung und Zubereitung der Speisen, welch letztere, da der Herr Gatte eigentlich immer hungrig ist und zu jeder Tages- und Nachtzeit essen kann und mag, sehr viel Zeit in Anspruch nehmen. Der Ackerbau beschränkt sich meist auf Kassawa und Bananen und zwar von letzterer die wohl größte, aber weniger schmackhafte Art, die sogenannten Plantains, welche selbst ein M'pangwemagen nicht roh verdauen kann. — Die eigentliche süße Banane kommt nur äußerst selten vor und wird erst an der Küste häufiger, ohne sich jedoch auch dort einer besonderen Wertschätzung zu erfreuen. Hin und wieder giebt es, nahe der Küste, auch Bataten, sowie eine Koko genannte Knollenfrucht (Colocasia esculenta Schott.), ab und zu eine melonenartige Frucht, deren Kerne zerstampft eine fette ölreiche, aber nicht üble Zuspeise zu der täglichen Kassawa bilden. — An Fleisch verzehren die M'pangwes alles, was nur entfernt auf diesen Namen Anspruch machen kann, mit großer Vorliebe, sie halten Hühner und Ziegen in Menge, Enten sieht man an den Flüssen nicht eben selten, weiter im Innern kommen Schafe, die einer großen, glatthaarigen Rasse angehören, welche etwas zur Buckelbildung neigt, in kleinen Herden überall vor. Alle Sorten von Wild, deren man nur irgendwie habhaft werden kann, werden genossen, auch selbst Tiere, die wir in Europa nicht als zur menschlichen Nahrung geeignet zu bezeichnen pflegen, als da sind Eidechsen, Schlangen, allerhand Kerbtiere u. s. w. — Krabben und Fische bilden große Leckerbissen und werden von den Frauen bei niedrigem Wasserstande mit kleinen Handnetzen in Menge gefangen, auch existieren überall an den Flußufern an geeigneten

Digitized by Google

Stellen Fischfänge, die bei Flut geöffnet werden; bei oder vor Eintritt der Ebbe geschlossen, bleiben nachher die Fische hinter den niedrigen Schilfzäunen zurück und können mühelos durch die Kinder eingesammelt werden. Werden zur Laichzeit größere Mengen Fische gefangen, so räuchert man dieselben an ziemlich scharfem Feuer so, daß dieselben durch und durch hart werden und sich in diesem Zustande lange aufbewahren lassen. Die Bevölkerung vieler ärmerer Gebirgsorte zieht zu diesem Zweck alljährlich an die Flüsse hinab, um an bestimmten Plätzen, wo provisorische Hütten errichtet werden, zu fischen und den Ertrag mitzunehmen in die heimatlichen Berge.

Daß bei einem Volke, welches, wie ich gezeigt, noch auf einer außerordentlich niedrigen Stufe steht, von einer Religion in unserm Sinne nicht die Rede sein kann, wird jedermann einsehen, und so sind denn auch die Ansichten, welche vielleicht für das Vorhandensein einer solchen bei den M'pangwes sprechen könnten, außerordentlich geringe. Ein Glaube an übernatürliche Kräfte, an höherstehende Wesen, an böse Geister und an Zauberei ist aber vorhanden, dafür sprechen schon allein die Anzahl von Amuletten verschiedenster Art, die, meist sehr einfacher Natur, den Kindern und Kriegern, seltener erwachsenen Frauen angehängt werden, und entweder mit einem schmutzigen Bastfaden oder mit einem zusammengedrehten Zeuglappen am Handgelenk oder Oberarm, bisweilen auch um durchlöcherten Thränenzähnen getragen werden. Es sind mir jedoch auch zwei Fälle vorgekommen, die den Fetischglauben so zur Evidenz bewiesen, daß ich nicht umhin kann, dieselben hier zu erwähnen.

Vor meiner Station in Kobódo am Utamboni stand ein mächtiger Rathalzbaum, der mir mit seinem ungeheuren Stamme und dem ihn umgebenden Strauchwerk die Aussicht auf den Fluß arg beeinträchtigte.

Um diesem Übelstande ein Ende zu machen, befahl ich meinen Leuten, welche jedoch nicht zum M'pangwestamme, sondern zu dem der Basselis gehörten, den Platz von allem Baum- und Strauchwerk zu säubern. Kaum hatten jedoch meine Leute, die übrigens mit sichtlichem Unbehagen an die Arbeit gingen, gleichwohl aber keinen Widerspruch wagten, die ersten Axthiebe gethan, als sich die bis dahin ruhig zuschauenden M'pangwes diesem Beginnen so energisch und wuthend widersetzten, daß ich nur durch meine Dazwischenkunft mit dem Revolver die erhitzten Köpfe auseinanderbringen und vom Blutvergießen abhalten konnte.

Zu meinem großen Erstaunen hörte ich nun, daß der Baum ein Dorffetisch sei und das Wohlergehen und die Existenz des ganzen Ortes, also auch meiner eigenen Faktorei von dem Baume, beziehungsweise von dem ihm innewohnenden Geiste abhängig sei. — Eine sichtbare Verehrung dieses Dorfgottes, etwa durch Darbringung eines Opfers oder dergleichen habe ich nie bemerkt. — Nach manche Woche hindurch hat mir der Baum die Aussicht versperrt.

Einige Wochen nach diesem Vorfall, nach dem ich natürlich noch schärfer als vorher auf irgend eine Religionsäußerung achtete, kam ich nach einem vor mir wohl kaum von Weißen besuchten, sehr abgelegenen Ort, in dem ich vor einer Hütte einen Mann mit Anfertigung einer etwa fußhohen sitzenden Menschenfigur beschäftigt fand, die er, nicht ohne einigen Geschmack, aus Rathalz schnitzte. Auf einen einladenden Wink des besjahrten Mannes trat ich in seine Hütte und sah dort etwa acht bis zehn groteske Holzfiguren, die, wie es schien, alle seit kurzer Zeit erst fertig geworden. Meist in sitzender Gestalt, konnte man an allen deutlich erkennen, welche Figuren Männer, Frauen oder Kinder darstellen sollten. Der Nabel war durchgehends durch einen weißen Porzellanknopf bezeichnet. Arme und Beine waren stets fest anliegend, die Augen, wie bei den Statuen der Alten, geschlossen. Auf einem rohen Pfosten in der Ecke der Hütte stand eine augenscheinlich schon recht alte, vom Gebrauch und Rauch gelbbraun gebeizte Gestalt, vor welcher zu meinem Erstaunen kleine Fruchtstilachen, einige selbstverfertigte eiserne Glöckchen, kleine Tabakspfeifchen und dergleichen Kleinigkeiten lagen, scheinbar also eine Art Opfer dargebracht war. In andren Hütten dieses Ortes fand ich auch ähnliche Figuren, deren Herkunft augenscheinlich dieselbe war.

Meine Bemühungen, die eine oder andre dieser Götzenbilder, als solche faßte ich dieselben auf, zu erwerben, stießen auf heftigen Widerstand, und zwar nicht bei dem Anfertiger, sondern bei den übrigen Bewohnern, die von dem Augenblicke an, daß der Wunsch geäußert, eine Figur zu erwerben, argwöhnisch und feindselig wurden.

Für nicht ausgeschlossen halte ich es, daß die graßartigen Tänze, welche zu Zeiten die Bevölkerung mehrerer Ortschaften an einem Platze veranstalten, einen religiösen Hintergrund haben. Nicht selten geschieht es, daß Tänzerinnen aus weit entfernten Orten gekauft werden, um dann fast die ganze Nacht im Takte der Trommeln und im Scheine hochlodernder Feuer zu tanzen, bewundert und angestaunt von einer zahlreichen Volksmenge, die jede Bewegung der Tänzerin nach Oper und mitmacht, und besonders schwierige und schöne „Pas" mit frenetischem Beifall lohnt.

Palmwein und Rum wird bei solchen Gelegenheiten in erstaunlichen Quantitäten getrunken.

Die Sendlinge des Islam sind zum Glück noch nicht zu den M'pangwes gelangt, denn die wenigen Händler, welche als Soldaten von Senegambien nach Gabun gebracht werden und später nach Vollendung ihrer Dienstzeit im Munigebiet als Händler Verwendung finden, sind meist so schlechte Mohammedaner, daß ihnen alles andre näher liegt als eine Bekehrung der Ungläubigen, die sie aber trotzdem tief verachten.

Die Christenmissionen haben unter den M'pangwes bisher noch so gut wie gar keine Erfolge aufzuweisen gehabt. Eine französische Missionsgesellschaft, die auch in Bata eine große Station besitzt, versuchte im vorigen Jahre am Utambuni Fuß zu fassen, wurde aber überall von den M'pangwes abgewiesen; bezeichnenderweise mit dem Bemerken, daß ihnen die frommen Väter weder Handel noch sonst irgend welchen Nutzen brächten, sondern nur kämen, um ihnen ihre Hühner und Ziegen aufzuessen.

Am Unterlaufe des Muni, gegenüber der französischen Faktorei Batika, in nächster Nähe des sündigen Ankerplatzes französischer Kanonenböte, ist mittlerweile mit der Säuberung eines Platzes für die viel weiter oben geplant gewesene Mission begonnen, und inzwischen wird wohl die Mission schon entstanden sein.

Die spanische Mission auf der Insel Elobi-Eloby hat nur sehr wenige M'pangwekunden, etwa 95 Prz. der Zöglinge gehören zu den Küstenbewohnern oder stammen von den vorgelagerten Inseln Groß-Eloby und Corico.

Nicht ganz so ablehnend, wie den Missionaren gegenüber, haben sich bisher die M'pangwes zu den Kaufleuten verhalten.

Das Vordringen der Weißen ins Innere wird zwar noch sehr ungern gesehen, und Thatsache ist, daß die Sierra da Cristal, die man bei klarem Wetter vom unteren Utamboni aus deutlich sehen kann, seit der Lenzschen Expedition im Jahre 1874 nicht von Weißen überschritten ist. In den Vorbergen derselben bin ich wohl mehrfach und an mehreren Stellen längere Zeit gewesen, zu meinem Bedauern hat es mir aber während der ganzen Zeit meines dortigen Aufenthaltes an Zeit und Mitteln gefehlt, diese Bergkette zu überschreiten.

Digitized by Google

Der Widerstand der Bevölkerung, die überall ziemlich dicht zu sein scheint, der mir in einzelnen Fällen entgegengesetzt wurde, war stets, freilich meist erst nach längeren „Palavern", zu überwinden. Der Erfolg einer Expedition, deren Aufgabe die Überschreitung der Sierra do Cristal wäre, würde sowohl in wissenschaftlicher, als auch in merkantiler Hinsicht hin keinesfalls ausbleiben, da das Land reich ist an Schätzen aller Art, wie Elfenbein, Kautschuk &c., von billigeren Produkten, deren Transportkosten den Gewinn aufzehren würden, gar nicht zu reden. Es dürfte nicht ganz allgemein bekannt sein, daß alle Produkte durch den Zwischenhandel eine ganz ungeheure Verteuerung erleiden, die einzig und allein durch Gründung von mit Weißen besetzten Stationen am Fuße der Gebirge, oder an der Grenze der Schiffbarkeit der Flüsse zu vermeiden ist. Der M'pangwe selbst handelt viel lieber mit Weißen als mit den meist betrügerischen Händlern aus dem Gabunstamme.

Die M'pangwes sind in einem beständigen Vorrücken an die Küste begriffen, unaufhaltsam drängen sie vorwärts, alle sich ihnen entgegenstellenden Stämme und Völker in sich aufnehmend und sie, falls sie dem widerstreben, vernichtend, indem sie sie in die Sümpfe jagen, wo ihr Untergang nur eine Frage der Zeit ist. Fieber und Mangel an Nahrung helfen dort die von den M'pangwes begonnene Arbeit vollenden. Die Zeit, in welcher an all jenen Stellen, an denen jetzt noch Bassekis, Balengis, Itámus &c. friedlich ihre Plantains bauen, der M'pangwe herrschen wird, ist nicht mehr fern, zumal unter den Balengis, die noch am ersten widerstandsfähig sein dürften, die Pocken in furchtbarer Weise anrümmen.

So sind z. B. am Congwe innerhalb eines Jahres weite Länderstrecken ausgestorben und verlassen worden, den leer gewordenen Raum nimmt natürlich der M'pangwe sofort in Besitz.

Nicht nur in den hier beschriebenen Gegenden dringt der Stamm der „Fañ", d. h. „Menschen", wie sich die M'pangwes selbst nennen, fortgesetzt vor, auch weiter im Norden am Benuëflusse erscheint er schon, wenn auch nicht in Massen. In Bata und Batanga, wo er bis vor wenigen Jahren eine noch unbekannte Erscheinung, gehört er nicht mehr zu den Seltenheiten.

Ob die M'pangwes von einem mächtigeren Volke aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen verdrängt werden und sich stetig der Küste nähern, habe ich nicht feststellen können.

Es hat den Anschein, als ob dem so wäre, es steht aber dieser Hypothese der Umstand entgegen, daß nach allen übereinstimmend lautenden Nachrichten die nächsten Nachbaren der M'pangwes nach dem Innern zu die innerafrikanischen Zwergvölker sind, von denen mir auch zweimal Vertreter zu Gesichte gekommen sind.

Die Masken in Afrika.

Von R. Andree.

Die weite Verbreitung der Masken durch Afrika wird uns erst neuerdings an der Hand der Reiseberichte bekannt. Sie sind bei den Sudannegern und Bantu häufig, scheinen aber bei den Hottentotten zu fehlen. Es liegen bereits sehr alte Nachrichten über dieselben vor, auch wenn wir von den altägyptischen Masken absehen wollen, die von den Priestern getragen wurden und über den Mumiengesichtern (als Leichenmasken) sich finden oder auch — aus buntbemalter Leinwand bestehend — das Gesicht einer altägyptischen Ballerina schmückten (Flinders Petrie, Kahun, Gurobani Hawara, Taf. VIII). Schon der arabische Reisende Ibn Batuta, der im 14. Jahrhundert Afrika durchreiste, fand im Negerreiche Melli im Sudan, daß die Sänger und Possenreißer in Maskentrachten, welche Vögel vorstellten, erschienen (Ausgabe Defrémery et Sanguinetti, IV, 413) und je weiter heute unsre ethnographischen Kenntnisse gedeihen, desto mehr sehen wir die Masken bei den zu fröhlichen Festen und Geheimbünden geneigten Negern in Anwendung. Diese beiden Formen der Masken, als Spiel- und Tanzmasken und als Justizmasken, sind hauptsächlich in Afrika vertreten; auch als Kriegsmasken, den Feind zu schrecken, kommen sie vor, während die anderweitig weit verbreiteten Formen der Leichenmasken zu fehlen scheinen. Die Kultusmasken endlich berühren sich allenthalben mit den Tanzmasken. Oft fehlt in den Schilderungen die genauere Bestimmung und Bedeutung, wir sehen nur das Äußerliche, können über den tieferen Sinn uns aber nicht leicht klar werden. Dazu gehört weiteres Eindringen, Kenntnis der Sprachen, mehr als von einem das Land schnell Durchreisenden verlangt werden kann oder was wir einem Sammelstück unserer Museen ablauschen können.

Kitschitänzer-Maske. Nach Holub.

In die Klasse der Justizmasken gehören die von verschiedenen Geheimbünden in Afrika getragenen Masken. An der Loangoküste besteht der erblische Bund der Sindunga, dessen Mitglieder Holzmasken tragen und in Blättergewinde gehüllt sind. Sie bilden eine Art Behme und üben Haberfeldtreiben, ziehen Schulden von säumigen Zahlern ein oder strafen solche durch Zerstörung seiner Bananenfelder und Töten des Viehes (Bastian, Loangoküste I, 222). In Kalabar treibt der Ibdem-Eßi sein Wesen, der im Zusammenhang mit dem Geheimorden der Egbo steht. Mit schwerem Visier vor dem Gesicht, in Matten, Zweige, Felle gehüllt, strafen die Mitglieder des Ordens Missethäter. Jeder hat das Recht, die Hilfe des Ordens anzurufen, dessen Mitglieder unter dem Schutze der Maske unerkannt bleiben (Bastian, Rechtsverhältnisse 402). Die maskierte Figur des Mambo-Jumbo bei den Wandingo hat das Geschäft, Ordnung, Ruhe und Frieden unter zankenden Weibern zu stiften. Maskiert und mit dem Stabe versehen, greift er die Schuldigen heraus und züchtigt sie (Mungo Parks Reise, Hamburg 1799, 46). In Kamerun besteht der Geheimbund der Ekongolo, d. h. „Erschütterung des Gemüts durch schreck-

Digitized by Google

Umzug der Du. Nach einer Skizze von Binger.

Der maskierte Sowa (Häuptling) der Ganguela vor seinen Unterthanen tanzend (aus Serpa Pintos Reisewerk).

Digitized by Google

haste Frauen", deren Masken Buchner (Kamerun 26) erwähnt.

In den Staaten Tiöbas, im Bereiche des oberen (schwarzen) Wolta, lernte Binger eine Art von Masken kennen, die an die Justizmasken uns mahnen und die ihrem Äußeren nach dem bekannten Tuk Tuk in Neu-Pommern (Melanesien) ähnlich sind. Es sind dieses die Tu, welche er bei den Kotedugu (11° n. Br.) beobachtete. „Die Tu", schreibt der französische Offizier (Tour du Monde, T. LXI, p. 110), „sind lächerlich verkleidete Gesellen, welche Kleider tragen, die man mit Tafu, einheimischem Hanf, benäßt hat und mit Fasern von den Blättern der Banpalme. Als Kopfbedeckung tragen sie eine Kappe gleichfalls aus Hanf, and der oben eine mit Ocker rot bemalte Holzgeierrat hervorsteht oder an der auch ein aus Holz geschnitzter Vogelschnabel angebracht ist. Zwei Löcher sind für die Augen freigelassen. Diese Tu werden von der sie begleitenden Bevölkerung freigebig mit Tolo (heimischem Bier) getränkt. Tag und Nacht durchschwärmen sie den Ort, die Felder, prügeln die Jungen and oft die Erwachsenen durch, wenn letztere Furcht vor ihnen zeigen. Tüchtig eingenommmt, in der großen Hitze umherlaufend and gehörig Tolo trinkend, sieht man diese Gesellen wütend betrunken die Leute mit Knüttelhieben behandeln. Bei den Bobo (den dortigen Negern) ist es Sitte, bei einbrechender Nacht und am frühen Morgen den Tu zu folgen und im Chor mit vollen Lungen eine ernste, nicht unharmonische Weise zu singen, die allerdings von Gebrüll wie von wilden Tieren unterbrochen wird. Dieser Umzug der Tu findet nur selten statt; ich glaube aber versichern zu können, daß diese Gebräuche namentlich beim Beginn der Winterzeit stattfinden. Die Umzüge haben vielleicht den Zweck, die bösen Geister zu verscheuchen zur Zeit, wenn die Feldarbeit beginnt oder mehr noch den Regen herbeizulocken."

Der Mosho Missi Ku im Reiche des Samori. Nach einer Zeichnung von Binger.

Eine solche Verscheuchung böser Geister, übler Einflüsse oder von Krankheiten durch Maskenträger kommt mehrfach in Afrika vor. Die ganze übelwollende Geisterwelt, die dem Neger feindlich gegenüberseht, wird mit Hilfe der Masken bekämpft und getänscht. Im Kibodwe, südlich von Bühe, schwärmen die Wälder von mächtigen Teufeln, die untereinander eifersüchtig sind. Teifft ein solcher Teufel in seinem Gebiet einen andern Dämon, so ärgert er sich dermaßen darüber, daß er fortzieht, um sich einen andern Bezirk zu suchen, über den er die unbestrittene Herrschaft ausüben kann. Deshalb stellen die schlauen Neger „Scheinteufel" her, die sie in die Reviere der echten Teufel schicken, damit letztere davonlaufen. Sie tragen Masken, sind bezahlt und angesehene Leute (Cameron, Quer durch Afrika II, 162).

Wie hier der übernatürliche Feind durch Masken geschreckt und vertrieben wird, so auch der menschliche, der vor dem grimmen Gesicht der Maske zurückschreckt. Wir haben dann die Kriegsmaske. Mandaras Krieger am Kilimandschaco tragen abscheuliche Kleidung, augenscheinlich dazu bestimmt, dem Feinde Furcht einzuflößen „und nicht wenige hatten am Kopfe Masken von abscheulicher Häßlichkeit befestigt, die mit einem doppelten Gesicht nach vorn und hinten schauten" (Johnston, Der Kilimandscharo. Deutsche Ausgabe, 162). Cameron (Quer durch Afrika I, 259) sah einen Eingebornen von Kinjari am Tanganjikasee mit einer häßlichen Kriegsmaske von Zebrafell ausgestattet.

Mit dem Kultus hängen die Masken zusammen, welche von den Fetischpriestern getragen werden. Reinlich lassen sich dieselben nicht überall ausscheiden und der Nganga, der Fetischdoktor, trägt und benutzt die Maske oft zu verschiedenen Zwecken. So hat Güßfeldt (Zeitschr. f. Ethnologie 1876, S. 207) die Trauermasken der Ganga Missi (Fetischdoktoren) in Loango geschildert, die bei Todesfällen getragen werden: Kolossale Masken aus leichtem Holz mit Federkronen und einem über den ganzen Körper fallenden Gewande von grauen Ziderfedern. Verwandt damit ist die belangreiche Doppelmaske aus Kabinda (Westküste, 5° südl. Br.), welche sich im Leidener Museum befindet und der Dr. Serrurier eine besondere Abhandlung (Internation. Archiv für Ethnographie I, 154) gewidmet hat. Doppelmasken, als Kriegsmasken, habe ich sonst nur vom Kilimandscharo erwähnt gefunden. Es ist die Maske aus Kabinda, ein janusköpfartiges, regelmäßig geschnitztes, vollständiges menschliches Gesicht mit Öffnungen für Augen und Mund, ringsum mit schönen abstehenden Vogelfedern besetzt und mit beiderseits nach unten zu sich anschließenden Federkragen. Gemalt sind die Gesichter mit Weiß, Grau und Gelb. Serrurier stellt sehr geistvoll die Hypothese auf, daß die eine Seite die trockene, die andre die nasse Jahreszeit vorstellen solle, letztere symbolisiert durch Regentropfen darstellende Flecken auf dem Gesicht. Bei den Beziehungen der Fetischpriester zum Regen erscheint eine solche Hypothese nicht grundlos.

Bei der Bey im Hinterlande von Liberia hängen die Masken mit den Gebräuchen der Beschneidung und Mannbarkeitserklärung zusammen. Sie werden von den Sobah, d. h. Teufeln, getragen, die in Blätterwämtel gehüllt sind und

Digitized by Google

die helmartige, den ganzen Kopf bedeckende hölzerne Masken tragen. Diese Schaih stehen mit den Geistern der Verstorbenen in Verbindung und sinnen Schaden wenigstens, wenn man sich nicht freundlich zu ihnen stellt. Die Masken heißen Devilheads, Teufelsköpfe, sind aus einem Stück Wollbaumholz geschnitzt und werden über den Kopf gestülpt. Durch ein paar Löcher kann man bequem sehen. Die Masken sind männlich oder weiblich, dann die Frisur genau nachahmend, meist schwarz gebeizt oder auch weiß und rot bemalt[1]). Direkt nach unten zu schließt sich der große, die ganze Gestalt verhüllende Blättermantel an. „Es sind", sagt Büttikofer, „wie ich glaube, reine Spielmasken ohne irgend welche höhere Bedeutung, da sie auch bei andern Festen und besonders an den Gedenktagen Verstorbener getragen werden" (Büttikofer, Liberia II, 307 ff.). Ähnlich in Sierra Leone, wo bei der Mannbarkeitserklärung der Mädchen die Bundumasken getragen werden, welche häßliche Teufelsfratzen darstellen (Griffith in Journ. Anthrop. Instit. XVI, 309).

Weit verbreitet sind die Tanz- und Spielmasken der Possenreißer und Lustigmacher, wie sie schon Ibn Batuta kennen lernte; sie schienen in den 600 Jahren, die seitdem vergingen, sich kaum verändert zu haben. Der Sowa (Häuptling) der Ganguela im zentralen Südafrika tanzt bei hohen Festen maskiert vor seinem Volke. Sein Kopf steckt in einem großen schwarz und weiß bemalten Kürbis, sein Körper in einem Rahmenwerk aus Weidengeflecht, das mit Zeug überzogen ist. Ein Rock aus Haaren und Tierschwänzen vervollständigt seinen Anzug und so springt er wie toll vor seinen Unterthanen umher (Serpa Pintos Wanderung. Deutsche Ausgabe I, 219).

Im Reiche des Samori (im südlichen Nigerbogen) fand der schon erwähnte französische Reisende Binger Maskentänze, die unter der Bezeichnung Mokho Mîfsi Ku als Lustigmacher dienten. Ein solcher war in ein enganliegendes Gewand aus rotem Baumwollzeug gekleidet und trug eine Mütze mit borstigen Kuhschwänzen geschmückt. Von der Mütze hing ein Stück Stoff herab, welches das Gesicht bedeckte und in welchem Öffnungen für die Augen und den Mund angebracht waren, besetzt mit Kaurimuscheln. In einem umgehängten Täschchen führte er Schellen und allerlei Eisenkram bei sich; unten an den Beinen waren Glöckchen angebracht und in den Händen schwang er einige Kuhschwänze. Nach Bingers Bericht (Tour du Monde, T. LXI, p. 37) scheint es sich hier um einen bloßen Maskenträger zu handeln, der dafür angestellt war, die Krieger im Lager durch seine Künste zu unterhalten.

Bei den obscönen Kitschiänzen der Marutse (inneres Südafrika) treten maskierte Tänzer auf, maskiert, weil sie der Unschicklichkeit des Tanzes sich wohl bewußt sind (Holub, Sieben Jahre in Südafrika II, 197). Weiter sind zu erwähnen die Tänzer der Beschidange am Lulua (südlicher Congozufluß), die nach P. Pogge (Mitt. Afrikan. Ges. IV, 255) nichts mit dem Fetischwesen zu thun haben, sondern nur zur Unterhaltung des Volkes dienen. Der Musikch trägt Maske und aus Baumfasern geflochtene Gewänder. Masken kommen am obern Congo bei Mokala oberhalb Bangala vor (Internation. Archiv für Ethnogr. II, 53), in welche Kategorie dieselben zu rechnen, ist noch unbestimmt. Eine „Fetisch-Maske aus Holz geschnitzt, bei festlichen Gelegenheiten vom Boeänzge getragen", bei den Bakuba am Lulua, bildet Ludwig Wolf ab (Büßmann, Wolf, François, Müller, Im Innern Afrikas, 255).

Leichenmasken kann ich in Afrika nicht nachweisen.

[1]) Die farbig bemalten Holzmasken aus Dahomé, die sich öfter in unsern Museen finden, bei denen auch die Frisur nachgeahmt ist und die groß genug sind, um über den Kopf gestülpt zu werden, ähneln in vieler Beziehung der von Büttikofer abgebildeten Maske, dienen daher vielleicht auch bei ähnlichen Gelegenheiten.

Das Fürstentum Kammin.

Historisch-topographisch dargestellt von Dr. Zechlin.

I.

Das Fürstentum Kammin erstreckt sich von den Gestaden der Ostsee bis an die Grenzen Westpreußens, wo dasselbe im Süden an den Kreis Schlochau und an den pommerschen Kreis Neustettin stößt. Im Osten grenzt es an die Kreise Rummelsburg und Schlawe, im Westen an die Kreise Belgard, Schivelbein und Greifenberg. Den Genuß zu dem Fürstentume legte der Bischof Wilhelm von Kammin im Jahre 1248, welcher die östliche Hälfte des Landes Kolberg von dem Herzog Barnim I. gegen das Land Stargard eintauschte. Als nun derselbe Herzog an den Bischof Hermann 1276 und 1277 auch den westlichen Teil des Landes Kolberg abtrat, gelangten die Bischöfe in den Besitz des ganzen Gebietes, welches nach dem Hauptsitze der Bischöfe Stift Kammin genannt wurde und dessen Ost- und Südgrenzen seit 1321 dieselben geblieben sind. Es war ein ansehnlicher Distrikt, welcher dem Bischof gehörte: Vom Kampschen bis zum Buckowschen See an der Küste und dann südlich vom Gollenberg bis an das Gebiet des Hochmeisters, machte es im Reformationszeitalter fast den sechsten Teil Pommerns aus, so daß die Einkünfte des Bischofs 40000 Gulden betrugen[1]). Durch die Einführung der evangelischen Lehre war die Existenz katholischer Bischöfe unmöglich geworden und die Herzöge von Pommern besetzten mit ihren jüngeren Familienmitgliedern den Bischofssitz. Unter den Bischof-Herzögen bestand das Stift Kammin unter besonderer Verwaltung und mit selbständigen Ständen. Nach dem Tode des letzten Greifenherzogs Bogislav XIV. († 1637) erhielt das Stift Kammin in dem Herzog Ernst Bogislav von Croy bis 1648 noch einmal einen eigenen Bischof, kam aber infolge des westfälischen Friedens an Brandenburg. Im Jahre 1654 hob der große Kurfürst die besondere Verwaltung des Stiftes Kammin auf und vereinigte dasselbe mit den übrigen Teilen Pommerns. Es hieß seitdem das inkorporierte Land, bis es im Jahre 1669 den Namen Fürstentum Kammin erhielt[1]). Bei der Reorganisation des Regierungsbezirks Köslin (1816) blieb der Kreis Fürstentum in seinen alten Grenzen; außer den Dörfern des Kolberger Domkapitels wurden ihm noch einige Ortschaften des Greifenberger, des Ostern-Pütcherschen und des Boeckschen Kreises, welche weiter unten nanhaft gemacht werden, hinzugefügt. Da der Kreis 43,29 Quadratmeilen

[1]) Sell, Geschichte des Herzogtums Pommern, II, 293.

[1]) Hoyer, Territorialgeschichte des Kösliner Regierungsbezirkes, S. 11.

Digitized by Google

oder 2383 qkm groß war, wurde er 1872 in drei Teile geteilt und zwar in den Bublitzer (südlich), 705 qkm groß, in den Köslitzer (östlich), 748 qkm groß, in den Kolberg-Körliner (westlich), 929 qkm groß. Die Einwohnerzahl des ersteren betrug 1881 21 865, davon 4734 in Städten, des Köslitzer 46 390, davon 16 834 in Städten, des Kolberg-Körliner 52 016, davon 19 328 in Städten. Auf die Quadratmeile betrug die Einwohnerzahl in den drei Kreisen 1882 bezüglich 1881, 3313 und 3251 gegen 1500 Einwohner im Jahre 1832.

In geologischer Beziehung sind hauptsächlich alluviale und diluviale Schichten vertreten: Lehmlager, Mergel mit Sandschichten wechselnd, Sand und Geschiebe, reiche und ausgedehnte Lager von Torf. Im Bublitzer Kreise hat sich das Diluvium unter bewegten Verhältnissen abgesetzt, hier ist besonders der Sand mächtig entwickelt, auch viele erratische Blöcke finden sich namentlich im südlichen Teile des Kreises. An silurischen Kalksteinen ist die Umgegend von Drawehn reich. Das Bodenrelief bietet mit seinen Wäldern, Seen und Mooren viel Abwechselung und ist stellenweise sehr koupiert. Die Wasserscheide des pommerschen Landrückens geht durch den südlichen Teil des Kreises, dessen Gewässer der Netze tributär sind. Die höchsten Erhebungen des Landrückens finden sich am Papenjuner-See, der selbst 176 m über den Ostseespiegel liegt und besitzen östliche Bergkuppen, der Pfingstberg und der Lübenberg, 225 bezw. 230 m hoch sind, während der Gollenberg nur eine Höhe von 144 m hat. Von romantischen Punkten ist außer den oben erwähnten Seen noch der Birchowsee bei Bisterhow zu bemerken. Im nördlichen Teile des Fürstentums Kammin ist das Terrain eben, so daß sich allmählich von Süden nach Norden ab, leidet aber in der Nähe der Küste an der Schwierigkeit der Entwässerung. Hier bildet der Gollenberg, dessen bewaldete, in blauen Duft gehüllte Gipfel an Thüringens Wälder erinnern, die einzige nennenswerte Erhebung. Etwas bergiger wird wieder der westwärts von der Persante liegende Teil unsres Gebietes. Den Glanzpunkt dieser Gegend bieten die lieblichen Umgebungen des durch Berge und Wald vor östlichen und nördlichen Winden geschützten Kämitzsee. „Hier, wo waldige Ruhöhen mit ammitigen Thalgründen und freundlichen Durchsichten auf den klaren Wasserspiegel wechseln, wehen laurere Winde, spricht eine südlichere Vegetation [1]." Auch die Zusammensetzung des Diluviums wird an der Küste besser, namentlich ist der Strich zwischen Köslin und Kolberg aus Thon, Mergel und Sand zusammengesetzt, so daß der gute Lehmboden bei weitem überwiegt, welcher schönen Weizen liefert, während auf dem Landrücken der leichte und kalte Boden nur Roggen hervorbringt. Ebenfalls leichter ist der Boden westwärts der Persante und zwar je weiter man sich von der Küste entfernt, desto weniger ergiebig. Hier erregte an der Stettin-Danziger Heerstraße das sogenannte große Heideland schon vor hundert Jahren die Aufmerksamkeit der fremden Reisenden. Von alluvialen Bildungen sind die großen Moore zwischen Kolberg und der Kreisgrenze, die Wiesenkalklager am Kämitz- und Lübowsee zu bemerken. Tertiäre Schichten (z. B. Glimmersand) zeigen sich am Gollenberg und am Restbach; auch die Soole, welche bei Kolberg den Erdboden entquillt, gehört wohl hierher. Von älteren Formationen kommt nur der Jurakalk bei Bartin, südlich von Kolberg vor. Daher besteht das Bodenareal des Fürstentums Kammin aus 310 qkm Lehm- und Thonboden, etwa 1000 qkm sandigem Lehm und lehmigen Sand, aus fast ebenso viel reinem Sandboden, aus 69 qkm Moorboden und ebenso vielen Wasserflächen. Größere Seen sind der Jamunder-, der Lübtow- und der Birchowsee. Von den drei Kreisen hat die größte Ackerfläche der Kolberg-Körliner, nämlich 599 qkm oder 63,9 Proz. der Gesamtfläche; er wird in dieser Beziehung im Regierungsbezirk nur vom Schwelbeiner um ein weniges (64,2 Proz.) übertroffen. Der Köslitzer Kreis benutzt 386 qkm zur Ackerfläche (51,6 Proz.); der Bublitzer 347 (49 Proz.). Die Hauptfrucht ist der Roggen, von welchem in allen Kreisen ziemlich gleich viel, nämlich 26 Proz. der Ackerfläche, bebaut wird; dagegen wird Weizen am meisten im Köslitzer Kreise, nämlich 26 qkm oder 6,8 Proz. der Ackerfläche, gebaut, womit sich der Kreis an die Spitze aller andern des Regierungsbezirks stellt; im Kolberger Kreise wird nur wenig (1,5 Proz.), so gut wie gar keiner (0,3 Proz.) im Bublitzer Kreise produziert. In den beiden ersten Kreisen ist das Wiesenverhältnis ein sehr günstiges, nämlich 11,4 Proz. und 10,4 Proz. der Ackerfläche, das geringste Wiesenverhältnis hat Dramburg, 4,6 Proz. der Ackerfläche). Forsten finden sich am meisten im Kreise Bublitz, 214 qkm oder 30,5 Proz. der Gesamtfläche, 142 qkm im Kreise Köslin gleich 19 Proz. und 99 qkm gleich 10,7 Proz. im Kreise Kolberg. Der Grundsteuerreinertrag beträgt im Durchschnitt pro Morgen 21 Sgr., und ist der Morgen 1. Klasse zu 120 Sgr., der der 8. zu 3 Sgr. eingeschätzt. Die Zahl der Rittergüter beträgt 167.

Ohne Zweifel ist unser Gebiet von allen Teilen des Regierungsbezirkes zuerst germanisiert worden. Die Mähe des Klosters Belbuk, die Gründung der beiden deutschen Städte Kolberg und Köslin und die Stiftung verschiedener Klöster in denselben lockten viele Deutsche herbei, wovon noch die Reihe der Hagendörfer zwischen Köslin und Kolberg Zeugnis ablegt, wie denn der Gollenberg längere Zeit deutsches und wendisches Wesen schied. An der Persante wird zuerst von Dörfern Zwicilyp 1159, östlich von demselben zuerst Rügow, an der Straße von Kolberg nach Köslin, 1182 genannt; nun 1250 existierten die meisten Ortschaften dieses Distriktes, während der Bublitzer Kreis erst 50 bis 100 Jahre später in Kultur trat.

Die klimatischen Verhältnisse sind im nördlichen Teil des ehemaligen Fürstentummerkreises durch die See beeinflußt. Spät, oft Ende April, beginnen mildere Tage eines allzu kurzen Frühlings, häufig noch unterbrochen und verkümmert durch stürmischen Regenwetter und scharfe Seewinde. Daher sind diese Teile den kalten nördlichen, besonders nordwestlichen Luftströmungen ausgesetzt. Jedoch kommen diesen Landstrichen auch die Niederschläge zu statten, welche die Ausdünstungen der See hervorbringen und deren Vorteile für die Vegetation nicht gering ins Gewicht fallen. Wenn auch die Ernte am Strande später eintritt, wie auf dem südlichen Landrücken, so reifen dafür am Strande auch manche Früchte, z. B. Balmüsse, welche im Bublitzer Kreise gewöhnlich in der Blüte erfrieren.

Die Frühjahrstemperatur beträgt in Köslin 4,64° R.; in Kolberg 4,82° R. Die Wintertemperatur in Köslin — 1,13°, in Kolberg — 0,59°. Die jährliche Regenmenge in Köslin 63,1 cm. Es regnet also in Köslin und Umgegend mehr als in den übrigen Teilen des Kreises, namentlich als im Bublitzer Kreise, da der Gollenberg eine Wetterscheide bildet. Überhaupt beträgt die jährliche Regenhöhe für die Küste von Swinemünde bis Stolp fast 50 cm, sie ist in diesem Teile Pommerns größer als in den südlicheren Pommern. Im Bereich des hinterpommerschen Landrückens beträgt beispielsweise die jährliche Regenmenge in Konitz 48,7 cm (Ostsintertemperatur dort — 2,09° R.).

Nach dieser allgemeinen Schilderung gehen wir nun zur Einzelbetrachtung über.

[1] Bahdt, Beiträge zur Kenntnis der klimatischen und Vegetationsverhältnisse von Kolberg. Kolberg 1854. Doch übertrieben.

Digitized by Google

1. Der Kreis Bublitz.

Der südliche Teil des Kreises gehört dem Flußgebiet der Küddow an und liegt also auf dem südlichen Abhange des Landrückens. Die Ansiedlungen sind weit voneinander entfernt, und kümmerlich ernährt sich der kleine Landmann von seinem Acker. Durch diesen Teil des Landes geht die Landstraße von Neustettin nach Baldenburg. Nachdem man Sparkee im Neustettiner Kreise passiert hat, wandert man in gerader, nordöstlicher Richtung immer bergauf und bergab, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen, in der Ferne hier und da eine einsame Ansiedlung entdeckend; am Wege findet sich selten Getreide, in der Tiefe Moore, auf der Höhe einzelne Fichtkussen. Ich bin als Neustettiner Gymnasiast oftmals nach Baldenburg zu Fuß gewandert, aber immer mit dem Gefühle der Einsamkeit und Verlassenheit. Auch die Post, welche früher diese Landstraße fuhr, verunglückte an der baumlosen Landstraße im Winter häufig oder blieb im tiefen Schnee stecken. Durch zwei Seen klemmt sich die Landstraße, bis man endlich das schmutzige und ärmliche Dorf Bischofstum erreicht. Es war ein altes Amtsdorf des Amtes Bublitz und hat fast nur Boden siebenter Klasse. „Die Bauern dieses Dorfes sollen von gedrungenem Körperbau, noch unter mittlerer Größe und mit dicken Köpfen und harten Schädeln versehen sein. Der Baner wohnt meistens noch in elenden Lehm- oder Holzhütten, hier und da mit ungeheltem oder höchstens mit Steinen gepflastertem Fußboden und seine täglichen Mahlzeiten sind die der ärmsten Klassen anderer Gegenden. Selbst von dem Nationalgetränk des deutschen Bürger- und Bauernstamms, dem Bier, ist bei ihm noch keine Rede — es ist ihm viel zu kalt und schal — er liebt nur den feurigen Schnaps [1])." Das Festen mancher Singvögelarten in diesem Landstrich schreibt Karl Ruß dem Einfluß der eigentümlichen Witterung auf der hochgelegenen Wasserscheide, und zwar hauptsächlich den rauhen Ost- und Nordostwinden zu, die das Gedeihen einer großen Anzahl von Tier- und Pflanzenarten unmöglich machen. Denn von Pflanzenfamilien fehlen hier die Linde, die Walnuß, Akazie, Edeltanne und Fichte und eine große Menge andrer Gewächse. Vom Laubholz gedeihen eigentlich nur die Buche, Eiche, Birke, Erle, Haselnuß, und vom Nadelholz die Kiefer und der Wachholder, alle übrigen, welche etwa noch einzeln vorkommen, sind angepflanzt und fristen ein kläglichen Dasein. Dasselbe ist auch mit den feinen Obstarten der Fall, welche nur mit Mühe zu ziehen und zu erhalten sind. Ebenso fehlen von Vögeln die Nachtigall, obwohl Flüsse und kleine Bäche genügsam vorhanden sind. Es fehlen die gelb: Bachstelze, der Ortolan, die Fliegenschnäpper-, Laubvögelchen und Schilfsängerarten, sowie die schwarze (Saat-) Krähe und die Dohle. Einzelne andre, die sich in andern Gegenden fest ansiedeln, lassen sich hier nur als Strichvögel blicken.

Nördlich von der eben erwähnten Landstraße liegt Kasimirshof. Bei diesem Dorfe entspringt aus mehreren Rinnseln die Küddow. Brüggemann läßt sie aus dem tief abgelassenen See Bütterbek entspringen. Sie fließt dann in westlicher Richtung durch sumpfiges und wiesiges Terrain, aus welchem fast langer Zeit viele Kiefernstubben und Wurzeln herausgegraben werden. Im vorigen Jahrhundert lag nahe bei dem Dorfe ein von Wasser, Wiesen und Gebüsch umgebener Wall, auf welchem man noch die Mauerstücke und Grundsteine eines fürstlichen Schlosses erblickte [2]). Der Name weist auf Bischof Kasimir hin. Jetzt ist der Wall abgetragen und auf die Wiesen gebracht [3]). Nachdem die Küddow den großen Sindnitzsee durchflossen hat, durchbricht sie die schmale Landzunge, welche diesen von dem benachbarten, größeren und romantischeren Birchowsee trennt. Beide Seen liegen 141 m hoch. Auf der Landzunge liegt der Bührberg (auch Wurtsberg oder Würtberg genannt; Berghaus, Landbuch von Pommern, Bd. I, S. 293) der steil zum Birchowsee abfällt. Auf demselben, der jetzt mit Eichen und Buchen bestanden ist, stand früher eine Burg. Der See hat die Gestalt eines Dreiecks, an seiner nördlichen Seite gehen zwei Halbinseln in ihn hinein, von denen die eine den Namen Burgwall führt. Diese Halbinsel war vorspringlich eine Insel, zu der ein ungefähr 600 Schritt langer Damm führte. Auch auf dieser Insel stand eine Burg. Zwischen beiden Burgen, welche durch den 1000 m breiten See getrennt sind, spielt eine ähnliche Sage wie die griechische von Hero und Leander [4]).

Südlich vom Birchowsee liegt Sassenburg, nördlich Grumsdorf. Namentlich ist der Boden südlich vom Birchowsee leicht.

Grumsdorf, ein altes Somnitzsches Lehen, wurde von Peter von Somnitz, auf einer wüsten Feldmark, welche er von den Herzögen von Pommern gekauft hatte, erbaut; östlich dehnt sich die Forst Zuberzow aus, in welcher der kleine fischreiche Kölpinsee liegt, westlich davon und nördlich von Grumsdorf zieht sich eine große Moose, fast 7 km lang, bis Post hin, hier, zwischen dem Kölpin- und dem Priebosee liegt ein Burgwall, der auf der alten Generalstabskarte noch als alter Schloßwall bezeichnet ist. Das Dorf Post liegt an der Chaussee von Bublitz nach Baldenburg. Es ist ein ziemlich großes, doch unsonderes und unfreundliches Bauerndorf mit meist recht alten Häusern. Eine neue massive Kirche mit ziemlich hohem Glockenturm ist dort erbaut. Das Land ist sehr bergig und steinig, und teilweise wenig tragbar, der Boden gehört überwiegend der 6. und 7. Klasse an. Die Einwohner leben meist in dürftigen Verhältnissen. Dicht am Dorfe liegt der Klewesee mit steilen Ufern 152 m hoch. Auf der Landzunge im See liegt ein merkwürdiger Wall [5]). Die Forstliche Mühle liegt an der Gotzel und somit kommen wir zum Quellgebiet der Radüe, des größten Nebenflusses der Persante.

Sie entspringt bei einem zu Kleinkarzenburg gehörigem Vorwerk, Friedrichshof, unter einem Berge aus einer starken Quelle, der Soobsche Brunnen genannt, allerdings noch unter andrem Namen, und nimmt erst 8 km nördlich, nachdem sie den Niederfee verlassen hat, den Namen Radüe an, welcher zuerst 1159 erwähnt wird. Ostwärts von den Quellen der Radüe ist das Terrain koupiert und hoch; eine Anzahl von Seen, von denen der größte, der teilweise zum Schlawer Kreise gehörige Papenzinersee ist, belebt das Bodenrelief. Derselbe ist von hohen Uferrändern eingeschlossen und an seiner östlichen Seite erheben sich die in der Einleitung erwähnten Berge. Eine Halbinsel, auf der eine nicht mehr im Betriebe befindliche Glashütte steht, geht auf derselben Seite in den See. Südöstlich liegen eine Menge kleiner ausgebauter Besitzungen, welche auf Waldboden angelegt sind und zu Hölkewiese gehören. Hölkewiese hat kalten Boden. Nachtfröste finden überaus häufig statt, und verhindern die Obstkultur. Wiesenkalk, Mergel, Rosensteinerz kommen in Menge vor. Von den vielen Steinen daselbst und den Namen des Dorfes wird eine Sage erzählt [6]). Hölkewiese gehört kirchlich zu Großkarzenburg, welches west-

[1]) Karl Ruß, Auf der Grenze von Hinterpommern und Westpreußen. Globus, Bd. VI, S. 24.

[2]) Brüggemann, a. a. O. S. 543.

[3]) Baltische Studien IV, S. 153.

[4]) Baltische Studien XXV, S. 32.

[5]) Baltische Studien III, S. 202.

[6]) Knoop, Volkssagen, Erzählungen im östlichen Hinterpommern. Posen 1885.

Digitized by Google

lich davon liegt. Letzteres ist ein großes, freundliches Dorf mit vielen Bauern und Eigenthümern und einem großen Gute. Der Boden ist schlecht, sehr bergig, steinig und wenig tragbar. Das Dorf liegt an der Chaussee, welche von Trawehn in die Bublitz-Baldenburger hineingeht. Nach Baldenburg zu wird der Boden immer geringer, und liegt dort noch viel steiniges Heideland unbedeckt. Die Bauern können dem Boden nicht viel abgewinnen und leben in ärmlichen Verhältnissen. Der Gutsacker ist indes — dank der Wohlhabenheit der Besitzer — in hoher Kultur und trägt ein schönes Korn, ein Beweis, daß der Sandboden noch eine Zukunft hat, wenn nur das nöthige Anlagekapital vorhanden ist. Übrigens ist derselbe schon viel kulturfähiger geworden, als im vorigen Jahrhundert, wo derselbe nicht einmal Roggen trug. 3 km davon liegt das kleine Dorf Kleinkarzenburg, unfruchtbar und dürftig, größtenteils Bauern und Eigenthümer enthaltend. Die Kirche ist alt und besteht aus Fachwerk. In diesem, wie in andern benachbarten Dörfern haben die kleinen Besitzer vielfach keine Kühe, sondern Ziegen, und man sieht häufig Kühe und Ziegen zusammen auf der Weide. Auch werden die Kühe häufig zum Ziehen benutzt und müssen die Stelle des Pferdes ersetzen. Kleinkarzenburg hat nebst einigen Strandhöfereien des Köslíner Kreises den geringsten Grundsteuerreinertrag pro Morgen, nämlich drei Silbergroschen.

Westlich vom Dorfe der Schlossberg, auf welchem sich früher eine Landwehr befand. Die Chaussee führt von Gr. Karzenburg in nordwestlicher Richtung nach dem über 8 km entfernt liegenden Dorfe Trahwehn. Südlich von derselben liegt die Oberförsterei Oberfier aus 1391,3 Morgen Wald bestehend. In derselben sind wiederholentlich Hünengräber ausgegraben worden. Trawehn ist ein großes Dorf, in welchem sich zwei Chausseen kreuzen. Es macht einen sauberen, freundlichen Eindruck. Die Kirche besteht aus Fachwerk und ist vor etwa 20 Jahren ausgebaut. Das Land ist sehr bergig und teilweise reich an Steinen. Der Boden ist hauptsächlich sogenanntes Grandland, ein tragbarer Mittelboden. Es ist das Stammthaus derer von Lettow und scheint 1492 zum erstenmale genannt zu werden. Brüggemann spricht von einem hier vorkommenden Kalkgebirge (wohl Kalklager), dessen Kalk weit verfahren wird und von Eisenstein, daher hier auch ein Eisenhammer gewesen ist, an den noch der kleine Hammerbach erinnert. Bernstein wird in großen Stücken auf dem Lande und in Morästen gefunden. Zu Trawehn gehört das sogenannte Köslínsche Gut, welches ehemals ein Klostergut war und dem Köslíner Magistrate gehörte. Beim Mühlenkamp befindet sich auf einem steilen Berge eine alte, mit starken, von Geschieben aufgeführten Wällen, und mit tiefem Graben versehene große Schanze, welche das Schlösschen heißt, und ehemals als Landwehr gegen die feindlichen Einfälle der Polen gedient haben soll. Nachdem die Radüle den Niederfee verlassen hat, bildet sie 3 km weit die Grenze zwischen dem Bublitzer und Schlawer Kreis, hier kommt ihr von der linken Seite der Mühlenbach vom Dorfe Gerwin zu. Hier lag die wüste Feldmark Neffelow oder Neffelkow. Die Feldmark hat sehr kompliertes Terrain; der Wiesenkalk wird in einer Kalkbrennerei verwertet. Nun tritt die Radüle in den Kreis und bildet ein weites Thal, dessen bewaldete Abhänge wort zurücktreten. Auf hohem und steilem Rande des Thales liegt Zeblin an der Landstraße von Bublitz nach Pollnow. Christian Ewald von Kleist erblickte hier am 7. März 1715 das Licht der Welt, 1735 verkaufte das Gut der Vater des Dichters an den Hauptmann Haus von Humboldt, den Großvater des berühmten Brüderpaares Wilhelm und Alexander von Humboldt. Nicht dabei an derselben Seite am Radüleende liegt das Kirchdorf Kurow, 1288 genannt, mit neuer Kirche auf einer Hochebene, welche nördlich und nordöstlich schroff ins Radülethal abfällt und von der man einen hübschen Blick in dasselbe hat. Das Plateau selbst hat Lehmboden. Das Trinkwasser wird von der Radüle geholt, in deren Thal die Landstraße von Westpreußen nach Köslín entlang geht. In der Nähe des Dorfes liegt eine hübsche Buchenholzung.

Am rechten Radüleufer, ungefähr in derselben Entfernung, liegt Lubow, am Endpunkte eines Höhenzuges, der von vielen tiefen Schluchten zerschnitten nach Nordwesten geht und die Zetthuner Forst begrenzt. Von den Bergen, welche verschiedene Namen haben, heißt der eine zwischen Zetthun und Karzin Schlossberg; mehrere kleine Bäche rinnen ins Radülethal. Lubow selbst hat ein Kalklager, welches durch einen Kalkofen verwertet wird. Der Boden ist sehr leicht. Nördlich von diesem Höhenzuge liegt Zetthun fast unmittelbar an der Kreisgrenze auf dem Abhange einer Bergplatte, welche plötzlich 16 m abfällt und an deren Fuß sich am Guttgarten ein runder klarer See, 25 ha groß, von einem Bergkranz umgeben, befindet. Westlich von Zetthun, an der Grenze des Kreises, liegt Reckow an einem Bache, der aus dem bewaldeten Nitzminersee kommt. Das Gut in hügeliger Umgebung, zuerst 1485 genannt, hat überwiegend Boden 8. Klasse. Dies und das benachbarte Karzin gehören seit 1762 der Familie von Hellermann. Karzin ist das größte Gut im Kreise, 2324 ha mit 24309 Mark Grundsteuerreinertrag. Namentlich gehört zu dem Gute viel Wald, etwa 2000 ha, welcher sich nordwestwärts ausbreitet, regelrecht verwaltet wird und viel Schwarzwild enthält. Karzin, an der Chaussee von Brüderkrug nach Trawehn, war zwar nicht das älteste, aber doch ein bedeutendes Bominches Lehen, da es das Stammthaus des einen Zweiges der Familie Bonin wurde. In der dortigen alten Kirche befinden sich mannigfache Erinnerungen an die Familie, auch das Bominche Erbbegräbnis bestand bis Anfang der sechziger Jahre dort, zu welcher Zeit das Gewölbe einstürzte [1]).

Von Kurow wendet sich die Radüle nach Westen; ihr Thal ist bis zur Aufnahme der Gogel breit und zeichnet sich durch scharfe Thalränder aus, dann verengert sich dasselbe, sie fließt fast fortwährend durch Fichtenwälder; bei Brüderkrug, wo sich eine Dampfschneidemühle befindet, geht die Chaussee von Köslín nach Bublitz über dieselbe, hier zweigt sich auch die Chaussee nach Karzin ab; dann tritt sie in den Köslíner Kreis, bildet unterhalb Roßnow wiederum die Kreisgrenze und hält dann in weiterem Laufe die Grenze zwischen dem Belgarder und Köslíner Kreis. Auf der linken Seite nimmt die Radüle zuerst die Gogel auf. Dieselbe entspringt 4 km südöstlich von Bublitz an der Porster Mühle und fließt dann durch ein Wiesenthal längs der Bublitz-Baldenburger Chaussee. An ihrem sanft ansteigenden Thalrande auf ihrem rechten Ufer liegt Bublitz. Der höchst gelegene Teil der Stadt wird Oberstadt genannt. Die lange Straße führt von der Baldenburger Chaussee auf den Markt, an dem das Rathaus steht; dabei die St. Johanniskirche, welche ganz neuen Datums ist. An der Oberstadt befindet sich die Irrwinianer Kirche. Fünf Chausseen nach verschiedenen Richtungen gehen von der Stadt aus. Das frühere landesherrliche Amt lag an der nördlichen Seite der Stadt. Zu dem Amt gehörte die sogenannte Schlossfreiheit. An der südlichen Seite der Chaussee nach Bärwalde liegt ein Burgwall, von welchem sich einige Promenaden an die Baldenburger Chaussee heranziehen. Von industriellen Unternehmungen ist eine Dampfspinnerei an der Gogel und einige Mühlen zu erwähnen.

[1]) Geschichte des Hinterpommerschen Geschlechts v. Bonin, Berlin 1861.

Digitized by Google

Bublitz aus dem Personennamen bobolice, d. h. Sohn des Bobola (Rundbauch), wird zuerst 1262 genannt [1], allerdings in einer Urkunde, welche der Verf. des pommerellischen Urkundenbuches (Perbach) beanstandet. Im Jahre 1339 kaufte Bischof Friedrich von Kammin von den Geschlechtern von Bebell, von Spewing und von Sanitz deren Anteil an Schloß, Flecken und Land Bublitz für 1850 Mark landesüblicher Pfennige. Im nächsten Jahre wandelte der Bischof den Flecken in eine deutsche Stadt um (1340). Um 1411 griff Herzog Bogislav VII. die stiftische Burg und Stadt Bublitz mit gewaltsamer Hand an und hielt sie bis 1418 in seinem Besitz. Die Bischöfe von Kammin verkauften sie oder Anteile von ihr an verschiedene adelige Familien. 1531 verkaufte Bischof Erasmus Bogtei, Schloß und Städtchen an Martin Puttlamer. Von letzterem kaufte Jürgen Massow Stadt und Schloß. 1561 nennt sie sich selbst ein armes Städtlein und 1577 verkauften die von Massow das ganze Städtlein und Haus Bublitz an den Bischof Herzog Kasimir, worauf die Stadt dem Amte Bublitz als Amtesstädtlein einverleibt wurde. Nach der brandenburgischen Besitznahme (1653) wurde Stadt und Amt dem Herzoge Ernst Bogislav von Croy auf Lebenszeit überlassen und nach seinem Tode (1684) wieder eingezogen.

Die Stadt hatte 1782 1091, 1880 4734 Einwohner, so daß die Zunahme bedeutend ist. Aus 100 Einwohnern des Jahres 1782 sind 433 des Jahres 1882 geworden. Südlich von Bublitz dehnt sich der Bublitzer Stadtwald aus, vor diesem Walde wurde nach vorgenommener Rodung auf Vorschlag des Fürsten Moritz von Anhalt-Dessau das Dorf Neudorf 1753 angelegt.

3 km nordwestlich von Bublitz, nicht weit von der Gogel, liegt Goldbeck, hier treffen die von Köslin und von Br. Tychow kommenden Chausseen zusammen. Das Gut liegt am nördlichen Anfang des Dorfes und hat einen schönen Park. Die Feldmark ist von vielen Bächen und kleinen Seen durchschnitten. Boden 6. und 7. Klasse. Südlich von Goldbeck liegt Dorfstädt, mehrere an Stelle eines ehemaligen Dorfes neu angelegte Buschkaten. Unmittelbar an der rechten Seite der Gogel liegt Ubedel, welches am Abhange des zur Gogel steil abfallenden Plateaus liegt, so daß der von der Chaussee Kommende eine hübsche Aussicht auf das Tief hat; es ist ein altes Bublitzer Amtsdorf mit viel sinsllagigem Boden und wird seines Namens wegen vielfach verspottet, dort betten die Hunde mit dem Schwanze. Früher bestand es aus den Dorfstädten Ubedere und Uberede, welche campi villarum das Kloster Bukow dem Bischof Hermann von Kammin 1288 abtritt. Ein Teil der Gemeinde ist altlutherisch, welche auch hier ein gottesdienstliches Gebäude hat. Christian Kranz aus Ubedel, Panzerreiter in Friedrichs II. Leibwache, wurde in einer Schlacht des siebenjährigen Krieges, wahrscheinlich bei Lowositz, wo das Regiment heldenmütig focht, verwundet. Indem er sich von der Wahlstatt fortschleppen wollte, wurde er vom König gesehen, der an ihn herantritt und ihm sein spanisches Rohr schenkte, um sich damit besser fortzuhelfen. Auf dem Bauernhofe der Familie Kranz zu Ubedel wurde die kostbare Reliquie aufbewahrt, bis sie der Prinz von Preußen (Kaiser Wilhelm) ankaufte und der Königl. Kunstkammer überwies [2].

Östlich von Ubedel liegt das große Amtsdorf Gust mit über 1000 Einwohnern. Die Gobel fließt dann im nördlichen Lauf mitten durch das Gut Schloßkämpen und mündet unterhalb desselben in die Radüle. Schloßkämpen wurde auf den Ländereien des zerstörten Schlosses Bevernhusen oder Beverenhusen angelegt. Es war ein altes Kastrum, welches die Beverenhusen besaßen. Das Geschlecht kommt 1256 vor und verschwindet 1463 aus der Geschichte. 1565 war das Schloß noch vorhanden. Nach dem allmählichen Verfall und Untergang des Kastrums Beverenhusen während des heftigjährigen Krieges entstand aus den dazu gehörigen Schloßgärten das Bewerer Schloßkämpen, während die Mühle die ursprüngliche Benennung behielt. Das Schloß oder der Burgwall, Beverburg genannt, liegt in einer sumpfigen, fast unzugänglichen Gegend, von Wiesen umgeben. Nur auf der Westseite fanden sich (1830) Spuren eines Fundamentes. In den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts entstand auf den Ländereien der auch nicht mehr vorhandenen Mühle die kleine Ortschaft Beverenhusen [3].

Ein fernerer linksseitiger Nebenfluß ist ein kleiner Bach, der an der Belgarder Kreisgrenze auf der Feldmark des kleinen von Wald umgebenen Dorfes Jastthum entspringt. An der Chaussee nach Tychow liegt Dubbertick, früher Dubbertick genannt, in bergiger Gegend mit kalkgründigem Boden. Den Namen führt der Bach noch dem Amtsdorf Glienke, welches in einiger Entfernung von ihm liegt. Dann folgt das Kirchdorf Klanmin; an der östlichen Seite des Dorfes fließt ein Rinnsel mit scharfen Uferrändern, welches den Glienker Bach verstärkt. Unmittelbar am Glienker Bach liegt Alt-Griebnitz an der Chaussee von Köslin nach Bublitz. Der Acker ist wegen des unburchlassenden Untergrundes, der aus Schlick und Eisenoder besteht, drainiert. In der Griebnitzer Forst, die sich nördlich vom Dorf hinzieht, fließt das Bächlein in die Radüle.

Auf der Feldmark von Schwellin entspringt der Funkenbach. Das Dorf liegt an der Landstraße von Bublitz nach Belgard auf einer Anhöhe in ebener Gegend und hat leichten Boden. Eine Kalkbrennerei gehört zum Gut. Unmittelbar am Funkenbach, der hier auch Krampnitz genannt wird, liegt Krampe mit schönem Herrenhause und Park, seit dem 15. Jahrhundert dem aus Schweden gekommenen Geschlecht von Berfen [4] gehörig. Ein Rettungshaus für 12 körperlich und sittlich verwahloste Kinder weiblichen Geschlechts ist von der Gutsherrschaft erbaut. Dann fließt der Funkenbach durch waldigs Gebiet an Kurfewanz vorbei und mündet oberhalb Rosnow in die Radüle. Kurfewanz (Kurzewanska) war ein altes Mönchswaldes Lehen, welchem Geschlecht es seit 1523 bis in unser Jahrhundert gehörte. Etwa zehn Minuten vom Dorfe, im Walde verkreckt, liegt der Kirchhof.

Die Grenze mit dem Belgarder Kreis bildet der Kautelbach, der nur bei Neu-Bukow auf Bublitzer Kreisgebiet übertritt. Von seiner Quelle bis Mündung gehören zu seinem rechtsseitigen Gebiet nachstehende Dörfer: Wogenthin, unmittelbar am Kautelbach, der hier in einer tiefen, quellreichen Schlucht entspringt, hat ein schönes Schloß mit weithin sichtbarem Turm und einen schön angelegten Park, der sich eines großen Rufes erfreut. Vom Schloß hat man eine sehr schöne Aussicht. Überhaupt sind die Bauliches leien im guten Zustande. Ein Manfolerum liegt auf einer Halbinsel in einem tiefgelegenen Teiche des Kautelthales. Das Waldterrain ist komplett, die Feldmark eben, nur der Mürbeeg, der drei bis vier Meilen weit sichtbar ist, erhebt sich auf derselben. Überhaupt ist die Gegend romantisch, so daß sie häufig als hinterpommerische Schweiz bezeichnet wird. Namentlich gewährt das Kautelthal, das von steilen,

[1] Pömmers, Pommersches Urkundenbuch, IX. Bd., S. 92.
[2] Nicht bei Fornbort, wie Berghaus, Handbuch III, Bd. I S. 360, angiebt, vergl. „Bär", 1887, Nr. 46.

[1] Vergl. V. Jahresbericht der Gesellschaft für pommersche Geschichte S. 58. Über die Vögel in der Umgegend von Schloßkämpen, deren Ankunft und Brutzeit, siehe Hirn, Journal für Ornithologie, XIV. Jahrg. 1866.
[2] Ein Dominus Johannes de Berfen wird 1301 genannt, Pertbach a. a. O., S. 527.

Digitized by Google

bewaldeten Höhen eingefaßt ist, eine Reihe hübscher landschaftlicher Bilder. Ebenfalls unmittelbar am Kautelbache liegen Alt- und Neu-Bukow, beide alte Münchowsche Lehen mit überwiegend fünf- und sechsklassigem Boden. Neu-Bukow liegt hübsch im Thal des Kautelbaches; die Häuser des Dorfes zerstreut; das herrschaftliche Wohnhaus stößt dicht an den Wald, so daß sich das Wild bis zu den Fenstern des Hauses nähert. Das Terrain ist eben, nach Dubberow ist die Landstraße fest, nach Rottow sehr sandig. Die Kirche ist alt (1594); am Seitenchor zwölf Wappen von Patronen der Kirche. Hinter der Kanzel wird als Reliquie ein Hut und Degen, wahrscheinlich eines Generals aus der Zeit Friedrich des Großen, aufbewahrt. Es war vor der Reformation eine Ecclesia parochialis [1]). Ferner Kl. Satspe, in flacher, bruch- und waldreicher Gegend, mit schönem Park, seit einem halben Jahrtausend im Besitz des Münchowschen Geschlechts; östlich davon die Zabelsberge, die steil abfallen. Hier liegt das Gut Zabelsberg, welches zu Zerrthene gehört. Zabelsberg gilt als Stammhaus der Familie von Münchow, welche auf Zerrthene seit dem Mittelalter saßen. Kl.-Satspe hat einen Eisenhammer, Zeegen eine Glashütte. Nach dem Raubethal zu wird die Gegend armuthig. Unterhalb der Zerrthener Feldmark ergießt sich der Kautelbach in die Radüe.

[1]) Klempin, Diplomat. Beitr. z. Gesch. Pommerns, S. 148.

Slovenische Forschungen über Tirol.

Von Kreisschulinspektor Dr. Grabow. Bromberg.

Im Globus, Bd. LIX, Nr. 19 und 20, giebt Professor Bidermann eine „Uebersicht der Slowenreste in Tirol", enthaltend Bemerkungen über Sprache, Gebräuche, rechtsgeschichtliche Ueberlieferungen und Rassentypus seiner Bewohner. Es ist das eine Zusammenstellung der Ergebnisse, zu welchen Forscher wie Dr. Val. Hintner, Pfarrer Tavorin Trstenjak, L. Hübner u. A. gekommen sind. So anregend auch einzelne Ausführungen, namentlich die über Miethäuserei, Hausvater (gospodar) und Hausgenossen sind, so werden doch auch Thatsachen angeführt, die an und für sich recht wenig beweisen, so z. B., daß es in Tirol auch slavisches Vieh gäbe. In andern Gegenden Deutschlands giebt es z. B. viel holländisches Vieh, aber darf man daraus Schlüsse auf teilweise holländische Abstammung seiner Bewohner machen? — Trstenjak führt mehrere den Kühen beigelegte Kosenamen wie Rumel, Mutschga, Jacka, Rinja als slawisch auf; aber abgesehen davon, daß diese vielleicht richtiger aus dem Romanischen abzuleiten sind, wird damit doch gerade soviel bewiesen, als wenn man aus den anderswo gebräuchlichen Kuhnamen Bella, Lise, Lotte u. a. Schlüsse auf italienische, hebräische oder französische Herkunft der Kühe oder ihrer Besitzer machen wollte.

Bei der Anführung sprachlicher Beweismittel hat Bidermann seinen Gewährsmännern, obwohl er ausdrücklich erwähnt, daß sie manches falsch gedeutet haben und geneigt seien, slavische Klänge als Belege für slavische Niederlassungen zu benten, doch mehr Vertrauen geschenkt, als sie verdienen. Von Trstenjak z. B. werden außer obigen Kosenamen noch 19 andre Wörter als slawisch aufgeführt, die zum größten Teil falsch erklärt werden, so z. B.:

1. „Bisen, bestes = Rennen des von Bremsen gestochenen Rindes (slov. bez — ate, biz — ati)". Der gelehrte Pfarrer hat überlehen, daß das Wort nicht nur in Tirol, sondern auch in der deutschen Schweiz und in ganz Deutschland gebräuchlich ist in Gegenden, die niemals mit Slowenen in Berührung gekommen sind. Aus dem slavischen Wortschatz sind ja allerdings einige wenige Wörter, wie Grenze, Petschaft, Zeisig, Stieglitz in das Deutsche eingedrungen, aber doch nur aus dem Tschechischen und Polnischen, während es bisher noch keinem wirklichen Sprachforscher erschlich ist den Sinn gekommen ist, allgemein verbreitete deutsche Wörter aus dem Slowenischen abzuleiten. Im Polnischen heißt die Bremse, welche das Bisen veranlaßt, gzes und gzik, das Bisen selbst gzid sig; aber keines dieser Wörter ist ins Deutsche übergegangen.

2. „Plöschen, Bleichen-Schlagen, daß es schallt (slov. plesk — ati)". — Das gleichbedeutende polnische plaskac, ein plätscherndes Geräusch machen, ist aus dem Deutschen entlehnt und hängt mit platschen = platzen, mit Schall auftreffend fallen, zusammen.

2. „Brenta-Kuhe, Botich (slov. brenta)". — Trstenjak will offenbar nicht wissen, daß das auch bei Rosenklut vorkommende „prenta" im Thal. und Mittellat. brenta, im Piemont. brinda heißt, also romanischen Ursprungs ist.

4. „Brüsch flaches Scheit zum Plattschlagen des Düngers (slov. perie, peraca)". — Die Prüsche, Brüsche oder Brüse als Schlaginstrument heißt poln. trzepaczka, und nur der Sitz hinten am Rennschlitten heißt pryeza (spr. Prüscha), das offenbar eine Entlehnung aus dem Deutschen ist. Wenn auch unsre sehr vorsichtigen deutschen Forscher den Ursprung des Wortes Prüsche für dunkel erklären, so steht doch soviel fest, daß es mit den schallnachahmenden Wörtern prasschen, brasch zusammenhängt. Aus dem Altslav. könnte höchstens die Wurzel prati = schlagen, treten, waschen hierhergezogen werden.

5. „Gumpe-Kretin (slov. gumpež wo gump = Kropf)". — Im Poln. heißt der Kropf wole oder wolak; eine allgemein slawische Wurzel gump = Kropf giebt es gar nicht; das von Trstenjak für slawisch gehaltene Wort könnte also ebenso gut deutschen Ursprungs sein. Da es sich um dialektische Wörter handelt, so können nur ähnliche Wortbildungen der Dialekte verglichen werden, z. B. rappeln und rumpeln, Lappen und Lumpen. Wie stapfen, stampfen und stumpf, auch Stempel zusammen gehören, wie hoch, Zapfen und niederd. Zumpel, so kann aus addhochd. kapfen, niederdeutsch. gaffen sich wohl ein dialektisches gump entwickeln mit der Bedeutung: offenen Mundes vor sich hinstierend, blödsinnig.

6. „Törcher = Bogabund (slov. derhal = Gesindel)". — Wo Trstenjak eine allgemein slawische Wurzel durh gefunden hat, weiß ich nicht. Wäre sie vorhanden, so müßte das abgeleitete deutsche Wort offenbar Drechel heißen. Vielleicht hat der gelehrte Forscher sich verhört und irgend ein andres Wort, etwa „Durchgeher" mit etwas gutem slawischen Willen als Törcher aufgefaßt.

7. „Kamber = Werg (bei den karantan. Slaven čoder)". — Auch dies Wort ist durch ganz Deutschland verbreitet, dagegen düerten nur wenige Deutsche wissen, wo der Slawenstamm zu suchen sei, dem Altdeutschland dieses Wort zu verdanken haben soll. Im Poln. kommt das Wort nicht vor; gut hochdeutsch ist es auch nicht; in den Dialekten aber finden sich Anhaltspunkte genug, um es mit deutschen Wörtern in Beziehung zu setzen. So heißt in Norddeutschland ein Wischlappen, namentlich zum Abwaschen, ein Kobber. Kuber bedeutet in Süddeutschland Werg, Hede, Hadern, aber auch den Bodensatz von Flüssigkeiten. Zwei Sprachwurzeln scheinen also in den Bedeutungen des Wortes zusammen-

Digitized by Google

zutreffen: 1. Althochd. „ohnzjan = umhüllen, bedecken, dazu die Bedeutung Berg als äußere grobe Hülle des Flachsstengels; vielleicht auch das Wort Lotze = grobes Gewand, altfranz. cote; 2. „Altbochd. quât = böse, schlecht, dazu die Bedeutung Bodenfaß. Mit quât hängt ja bekanntlich auch das neuhochd. Koth zusammen.

8. „Schmöchen = fortglimmen (slov. smoha = ein schwer entzündbares Tannengeäste)". — Auch smoha ist kein allgemein slavisches Wort: im Poln. kommt es nicht vor; dagegen ist die deutsche Abkunft von schmauchen, schmocken, schmöken (Schmauchkneter zum Räuchern von Fleisch und Fischen) längst erwiesen.

9. „Schurimurri = übereilt, ungeschickt (slov. čurimuri)". — Ob Trstenjak die Bedeutung des Wortes vollständig und richtig angiebt, erscheint mir zweifelhaft. Eine slavische Sprachwurzel, auf welche čurimuri bezogen werden könnte, giebt es nicht, wohl aber hat Fritz Reuter ein Buch „Schurrmurr" geschrieben:

„wat tausamen is schrapt ut de hochdüsche Schöttel, ut den plattdütschen Pott un den meßingschen Ketel".

Der Zusammenhang dieses Titels mit dem Wurzelwort „scharren" ist offenbar. Sollte die von Trstenjak angegebene Bedeutung richtig sein, so könnte das Wort einen Menschen bedeuten, der planlos allerlei zusammenscharrt, selbst das, was Zur Erreichung eines bestimmten Zieles nicht erforderlich ist. Das Reimwort Schurrmurr erinnert an ähnliche Bildungen wie: Hadmack, Ruckedigauk, Papperlapapp, Hinkepinke, Hallerhuller und ähnliche, die im Deutschen ungemein häufig, in den slavischen Sprachen äußerst selten sind.

10. „Tschogli = Holzschuh (slov. čokel)". — Die Schreibweise Tschogli ist festsam, weder slavisch noch deutsch, noch selbst slovenisch. Denkt man sich an Stelle des Tsch ein bloßes Sch, an Stelle des gl ein ch, so erhält man ein leichtverständliches Schuchel = Schuh. Sollte Trstenjak das Wort mit slovenischen Ohren gehört haben? oder hat gar unser deutsches Wort Schuckel oder Schuckel mit der slavischen Schreibung cokel Eingang ins Slovenische gefunden?

11. „Tschore = Märrin (slov. čura)". — Zu Polu. kommt ein Wort czurylo = Schwindelmacher vor. Eine zwingende Notwendigkeit, das Wort Tschore aus dem Slov. abzuleiten, kann doch aber nur dann anerkannt werden, wenn die Ableitung aus dem Deutschen unmöglich ist; Schnore aber ist ein in vielen deutschen Dialekten, z. B. auch im Berliner, vorkommendes Wort, das ein weibliches Wesen bedeutet, welches beim Gehen nicht die Füße hebt. Daß man in andern Gegenden diese Vorstellung auf die Geistesverfassung eines solchen Menschen überträgt und ihn damit als närrisch bezeichnet, kann nicht wunder nehmen.

So sind denn von den 19 vermeintlich slavischen Wörtern 11 ganz entschieden nicht slavisch; die übrigen richtig zu stellen, kann ich am so eher unterlassen, als ich sehe, daß auch die außer Trstenjak angeführten Forscher mit recht leichtem Rüstzeug und mit sehr unzuverlässigen Mitteln sich an ihre Arbeit gemacht haben müssen. So will Dr. Val. Hintner „Val (Pölle)" für Hügel mit einer abhüflügen Wand von slav. polje = flügelige Gegend ableiten. Welches Wörterbuch mag dieser Forscher benutzen?! polje hat im Altslav. diese Bedeutung gar nicht, sondern heißt das flache Feld, und dieselbe Bedeutung hat auch das entsprechende russische und polnische Wort; ja die Polen haben davon ihren Namen als Bewohner des Flachlandes erhalten. Hat also Voll, Pölle wirklich die ihm zugeschriebene Bedeutung, so kann es unmöglich mit polje, Feld, zusammenhängen, eher müßte man vermuten, daß es eine dialektische Nebenform zu puhil, althochd. Bühl = Hügel, sei, wenn nicht die Erwägung, daß unser slav. Forscher vielleicht nicht richtig gehört oder geschrieben habe, zur Vorsicht mahnte.

Braucht man somit, wie Trstenjaks und Dr. Hintners Beispiel beweisen, keine gründliche Kenntnis der slavischen Sprachen, um derartige Sprachforschung zu treiben, so beweist uns ein anderer von Bidermann erwähnter Schriftsteller, L. Hübner, daß man sogar ohne Kenntnis der deutschen Grammatik auskommen kann. Auf S. 294 heißt es nämlich wörtlich:

„Zu Ende des 18. Jahrhunderts waren im unmittelbar an die Aschregion grenzenden Nachbarlande nach Ausdrücke wie: Fempitzen für Flimmern, Gamitzen für Gähnen, Garitzen für Wimmern, Mauitzen für Zanken, Narritzen für Foppen, Napfitzen für Schlummern, Nauitzen für Jammern — gang (so!) und gäbe. Ist gleich die Wurzel dieser Wörter nur ausnahmsweise slavisch, so verrät doch die Endung große Vertrautheit mit slavischen Sprachformen und die Hinneigung zum Gebrauche derselben".

Hier wird also die in den verschiedenen slav. Sprachen vorkommende Infinitiv-Endung — iti, ić (itsch) u. s. w. für die Quelle der deutschen Endung — itzen gehalten, während man sich aus Grimms Grammatik II, S. 216 ff. leicht überzeugen kann, daß — itzen eine urdeutsche Endung ist, im Got. —atjan, im Althochd. —azan, Neuhochd. —zen oder —ßen, in den verschiedenen neuhochd. Volksmundarten —atzen, oder —itzen heißt und zur Verstärkung des der Wurzel anhaftenden Begriffes dient. So entsteht neuhochd. druckfen aus druckizen, ächzen aus althochd. achazan, später achizan. Ebenso sind gebildet grunzen, krächzen, schluchzen, schmatzen, und Grimm führt Grammatik II, S. 219 mehr als 40 solcher Wörter aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands an, selbst aus solchen, wo man slavische Wörter gar nicht aussprechen kann.

Also Mauitzen, Narritzen, Napfitzen, (Verstärkungswort zu napfen, südd. = schlummern) u. s. w. verraten durch ihre Endung keine Vertrautheit mit slav. Sprachformen, auch keine Hinneigung zum Gebrauch derselben, und der Versuch des slov. Forscher, zu beweisen, wie tief das Tiroler Deutsch mit slav. Wörtern durchsetzt sei, ist gründlich fehlgeschlagen; ja wenn wir von ihren Voraussetzungen aus rückwärts schließen, kommen wir sogar zu einem für die Herren vielleicht sehr wenig angenehmen Ergebnis: sie legen selbst, daß die Wörter Bilen, Pleschen, Britsch, schmöchen, Klauber u. l. w. in dem Slovenischen, das an den Grenzen Tirols gesprochen wird, vorkommt. Da nun diese Wörter nicht slavischer, sondern deutscher Abkunft sind, so haben die Herren Trstenjak, Hintner und Hübner bewiesen (was allerdings jeder Sachkenner längst wußte), daß das Slovenische mit deutschen Wörtern stark durchsetzt ist. Für die Herbeischaffung der sprachlichen Beweismittel fühlen wir uns den genannten Forschern zu Dank verpflichtet.

Zum Schluß sei noch eine Bemerkung über slavische Musik gestattet. Auf S. 312 wird noch einer Veröffentlichung Anton Auers als typisches Merkmal slavischer Bevölkerung deren „melancholische Grundstimmung, die sich im Moltton der von ihnen gesungenen Melodien offenbare", angegeben. Das Charakteristische der slavischen Musik liegt aber noch vielmehr im Rhythmus und in der Hinneigung zu weiblichem (d. h. zumbischem) Schluß der Strophen. Das steht im Zusammenhange mit den Betonungsgesetzen. Die deutsche Sprache zieht, ihrem männlichen Charakter gemäß, die männlichen, d. h. mit der betonten Silbe schließenden Reime vor, daher haben auch die meisten deutschen Lieder wenigstens am Schluß der Stellen oder des Absatzes männlich schließende Reimworte, wechseln in einem Gedichte männliche und weibliche Reime ab, z. B. Befiehl du deine Wege — kränkt, so stehen fast immer die männlichen Reime an den geraden Stellen 2, 4, 6 u. s. w. Die dazu gehörigen Melodien endigen natürlich mit dem sogenannten guten (d. h. betonten) Taktteil. Als Beispiele führe ich nur an: „Heil

Digitized by Google

dir im Siegerkranz", „Sieh ich in fünfter Mitternacht", „Deutschland über alles", deren letzteres die männlichen Schlüsse nur an den oben genannten Abschnitten hat. Die slavischen Sprachen dagegen haben wenig Reimsilben mit männlichem Schluß; die gepflegteste und litterarisch bedeutendste derselben, die polnische, verlegt den Ton aller Wörter sogar immer auf die vorletzte Silbe. Natürlich folgen die Melodien und Tonweisen dieser Betonung und lassen so beim Schluß der Verse auf die betonte Silbe immer noch eine unbetonte folgen, d. h. sie bevorzugen in der Dichtung weibliche Reime, in der Musik Schlüsse mit dem unbetonten Takteil. Dies zeigt sich nicht nur in den Volksmelodien, z. B. „Noch ist Polen nicht verloren", sondern auch in den Tänzen: der Krakowiak, die Mazurka und die Polonaise haben in allen Teilen und Gliedern stets weiblichen Schluß. Ebenso haben die mir vorliegenden polnischen und oberschlesischen weltlichen Gebietsammlungen, Kirchenlieder, Kolenden u. s. w. fast nur weibliche Reime. Daraus lassen sich Schlüsse auf den Charakter derjenigen Völker thun, welche solche Sprachen gebildet haben, und die von Anton Auer angegebenen Charaktereigenheiten der Bewohner des Isthsalzes, „in sich gekehrtes, zu mystischer Richtung geneigtes Seelenleben, rascher Wechsel entgegengesetzter Affekte, melancholische Grundstimmung", würden sehr wohl mit dem weiblichen Charakter der slavischen Sprachen übereinstimmen. Ob dieselben aber im Isthsalz wirklich so vorhanden sind, wie Auer es angiebt, daß läßt sich mit viel größerer Sicherheit aus dem Rhythmus der Volkslieder als aus dem Mollton der Melodien entnehmen, denn Melodien in Moll kommen auch bei unsern deutschen Kirchenliedern vor, z. B. bei den Buß- und Passionsliedern, da deren Inhalt diese Tonart erfordert; aber kein deutsches Lied der Freude kann eine mit dem unbetonten Takteile schließende Melodie haben. Kommt einmal zufällig ein derartiges Lied etwa in einem Kommersbuche vor, wie z. B. Arndts „Aus Feuer wird der Stahl geschaffen" mit der Melodie des Luther Kommersb. S. 152, so kann man fast mit Sicherheit darauf schließen, daß die Melodie slavischen Ursprunge ist, auch wenn sie, wie diese, aus einer Durtonart geht. Der schwungvolle Text und die weinerliche Melodie passen herzlich schlecht zu einander. Singen die Bewohner des Isthsalz nur solche Lieder, so würde das für den slavischen Charakter seiner Bewohner beweiskräftig sein. Da es aber, wie ich selbst beobachtet habe, nicht der Fall ist, so hat wohl der slavische Charakter, falls er überhaupt vorhanden sein sollte, gerade an der entscheidenden Stelle sich zu behäftigen vergessen.

Bücherschau.

A. F. W. Schimper, Die indo-malayische Strandflora. Mit 7 Textfiguren, 1 Karte und 7 Tafeln. Jena, G. Fischer, 1891.

Diese wertvolle und belangreiche Arbeit bildet den dritten Band von des Verf. botanischen Mitteilungen aus den Tropen, deren erstes Heft die Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Ameisen enthält, während das zweite die epiphytische Vegetation Amerikas zum Gegenstand hat.

Schon in einem in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften in Berlin, Bd. VII, 1891, erschienenen Aufsatze „Über Schutzmittel des Laubes gegen Transpiration" besonders in der Flora Javas", hat Verf. den Inhalt des ersten Kapitels in abgekürzter Form veröffentlicht und in demselben eine für die Pflanzengeographie höchst interessante Thatsache ausgesprochen, daß nämlich „die Eigentümlichkeiten der europäischen Hochgebirgsfloren ebenso wie diejenigen der javanischen auf die durch Luftverdünnung und stärkere Insolation bedingte größere Transpiration und die dadurch erschwerte Wasserversorgung" zurückzuführen sei. Bisher hat man die geringe Größe der alpinen Pflanzen, ihre bodenlende Wurzelbildung, ihre Dickblättrigkeit und Behaarung lediglich als Folge der niederen Temperatur aufgefaßt. So diese Eigenschaften der alpinen Gewächse aber in ähnlicher Weise bei einer nahezu konstanten Temperatur in Java auftreten, so müssen noch andre Gründe für dieselben maßgebend sein. Diese liegen nach Ansicht des Verf. in den Schutzmitteln gegen Transpiration.

Nun ist es bekannt, daß viele Meeresstrandpflanzen (Halophyten) durch ihren fleischigen Wuchs und ihre starke Behaarung den Alpenpflanzen ähnlich sind, und daß die Strandflora eines Landes oft mit der alpinen Flora desselben manche Arten gemeinsam hat, welche den Zwischenregionen fehlen. (Nach des Verf. Beobachtung in Südamerika und Südafrika verhalten sich auch die tropischen Epiphyten wie die alpinen Pflanzen.) Sie zeigen daher dieselbe gemeinsame Eigentümlichkeit; sie haben nämlich durch ihre ungünstige Wasserversorgung (die Strandpflanzen infolge des Salzgehaltes) wesentlich gleiche Schutzmittel gegen die Transpiration erworben und können infolge dieser Eigenschaft sowohl den Meeresstrand, wie die Alpenregion bewohnen.

Als Pflanzen trockener Standorte gegen Wasserverlust gesichtigt sind u. B. durch geringe Oberfläche, wenig Interzellularräume, tiefe Spaltöffnungen, starke Behaarung, Wachs- und Harzüberzüge, haltige Stengel und fleischige Stengel und Blätter) ist bekannt; es ist aber das große Verdienst des Verf., nachgewiesen zu haben, daß solche Schutzmittel allen Pflanzen zukommen, welche dauernd oder periodisch gegen erschwerte Wasserversorgung zu kämpfen haben, möge die Ursache der letzteren in Trockenheit der Atmosphäre und des Bodens, wie bei den Steppen- und Wüstenpflanzen, in kräftiger Insolation und Luftverdünnung, wie bei den Alpenpflanzen, in Salzreichtum des Substrates, wie bei den Strandpflanzen oder in zu niederer Temperatur zu suchen sein. Diese Beobachtungen und Entdeckungen des Verf. sind für die Pflanzengeographie von größtem Interesse und von weittragender Bedeutung.

Es ist hier nicht der Ort, die zahlreichen Beobachtungen und Versuche des Verf. näher darzulegen, welche zeigen, daß der Salzgehalt des Bodens eine Abnahme der transpirierenden Oberfläche, eine Verdickung der Blätter und eine Verkleinerung der Interzellularräume in den Pflanzen bewirkt; wir können auch auf den Charakter der im zweiten Abschnitt des Buches behandelten indo-malayischen Strandformationen nicht näher eingehen (Mangrove-, Nipa-, Barringtonia-, Pescaprae-Formation), von denen vorzüglich die letzte durch die weite geographische Verbreitung ihrer Formen aufgezeichnet ist, während die vierte durch das Vorkommen von Salsola kali und Portulaca oleracea eine Ähnlichkeit mit unsrer europäischen Strandformation zeigt.

Die im dritten Abschnitt gegebene systematischer Zusammenstellung der indo-malayischen Strandflora enthält 337 Arten. Unter ihnen befinden sich keine Kryptogamen. Verf. bemerkt ganz richtig, daß die Moose salzfeindlich sind. Da wir aber in Europa ein entschieden halophytes Moos, die Pottia Heimii Fürnr. besitzen, welches außer zum Meeresstrande auch an den Salinen des Binnenlandes, sowie in den Alpen des 1800 m, ferner in Nordamerika und am Kap Horn vorkommt, so dürften vielleicht auch noch weitere halophyte Moose in den Tropen zu finden sein.

Die Verbreitungsweise der indo-malayischen Strandgewächse ist im vierten Abschnitt behandelt. Verf. findet die Thatsache bestätigt, daß viele Strandpflanzen große Areale bedecken. Dies ist mit 80 Arten, also einem Viertel der indomalayischen Strandflora, der Fall und findet seine Erklärung in der leichten Verbreitungsweise der Früchte und Samen bei den betreffenden Arten. Vögel und Wind tragen nur wenig zur Ausbreitung derselben bei, dies mehr die Meeresströmungen. Die Früchte und Samen der betreffenden Pflanzen erhalten nämlich durch große, lufthaltende Hohlräume, oder durch schwammige Samenlexine, oder durch luftführendes Schalengewebe eine große Schwimmfähigkeit, in daß sie oft Monate lang im Wasser liegen und von Meeresströmungen fortgetragen werden können. So kommt es, daß nicht nur die assoziatische Strandflora vom Golf von Bengalen durch den malaiischen Archipel bis zur Nordostküste von Australien große Ähnlichkeit zeigt, und daß neuentstehende Inseln sehr bald mit derselben bedeckt erscheinen; die Früchte und Samen werden selbst durch die westliche Meeresströmung an die Küste des tropischen Westafrikas und nach Madagaskar geschwemmt, so daß daselbst 29 Arten der indo-malayischen Strandflora vorkommen, und

Digitized by Google

vorzüglich die Mangroven beider Landstriche sehr ähnlich erscheinen, wie dies auch in bezug auf die Strandflora von Westafrika und Westindien der Fall ist.

Im fünften Abschnitt: „Zur Entwickelungsgeschichte der indomalaiischen Strandflora“ bespricht Verf. den wechselseitigen Austausch zwischen halophytischen und nichthalophytischen Formationen, den abgestuften Charakter der Mangrove und das Kolonisieren der übrigen Formationen durch Binnenlandformen und zeigt die Bedeutung der Anpassung für die Entstehung und Differenzierung der Typen. Auch auf diesem Gebiete bringt der Verf. neues, indem er zeigt, daß die durch eine besondere Struktur erzeugte Schwimmfähigkeit der Früchte und Samen, sowie die Resistenten des Pappus der Strandkompositen als Anpassungen aufzufassen sind. Da die Verschleimungen ein ungiftig wirksames Verbreitungsmittel für die betreffenden Pflanzen sind als der Wind, so erscheinen diese Eigentümlichkeiten als Anpassungen, wie für die Pflanzen von großem Nutzen sind und die weite Verbreitung derselben erklären.

Darmstadt. Dr. J. Röll.

Wilhelm Göginger, Die romanischen Ortsnamen des Kantons St. Gallen. Freiburger Diszert., St. Gallen 1891. 91 S. Mit Karte.

Der Verf. der vorliegenden Arbeit hat sich nicht bloß auf die etymologische Seite der Ortsnamenforschung beschränkt, sondern bei seinen Untersuchungen auch allgemeine Gesichtspunkte im Auge behalten; darnach ist seine Untersuchung für den Geographen und Historiker wie für den Romanisten von gleichem Interesse.

Der Kanton St. Gallen gehört heute seinem ganzen Umfange nach dem deutschen Sprachgebiete an. Das war aber nur einige Jahrhunderte anders; in der ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bildete Graubünden, die Umgebung des Walensees und das St. Gallische Rheinthal bis zum Bodensee mit dem größten Teil von Bayern und Tirol die römische Provinz Rätien. Im Rheinthale hat sich die rätoromanische Sprache bis auf den heutigen Tag behauptet; aber im 9. Jahrhundert wurde sie selbst noch im Bozarberg getödet, und in der Gegend des Bodensees und von St. Gallen hat sie, wie Arbo Holzmann und Gaston Paris nachwiesen, bis ins 10. Jahrhundert fortgedeht.

Zuerst wurden naturgemäß die Flußthäler und Niederungen von den nordeingedrungen Alemannen besetzt; das rätische Gebirgsland fand noch im 6. Jahrhundert unter römischer Herrschaft, und hier haben sich demgemäß die romanischen Ortsnamen am zahlreichsten erhalten. Aus der sorgfältig ausgeführten Karte, welche der Arbeit beigegeben ist, ersieht man, wie geht dies hervor. Murg-, Tamina- und Calfeisenthal weisen 40 bis 50, das Gebiet der Grauen Hörner und das westlich davon dis zur Glarner Grenze sogar 50 und mehr Prozent romanische Ortsnamen auf. Je weiter wir aber nach Norden kommen, um so spärlicher werden sie. Eine sehr scharfe Grenze bildet in dieser Beziehung der Ramm der Kurfirsten; nördlich derselben nimmt die Zahl der romanischen Ortsnamen plötzlich sehr stark ab. Als nördlichste romanische Ortsnamen sind Deichenprung bei Ritti anzusehen; im Nordwesten bildet der Alpstein eine natürliche Scheide.

Einen Beweis für die ursprünglich romanische Bevölkerung dieser Gegenden liefern auch die Namen Walenser, Walenstadt u. a. m., welche mit dem ahd. mhd. Walh, Walch = Welscher, Romane zusammenhängen. Freilich kann ich der Ansicht des Verf. nicht beistimmen, wonach „zur Zeit der Gründung dieser Ansiedelungen das Bewußtsein im Volke noch deutlich vorhanden war, daß hier einst Romanen gesessen hätten“ (S. 87). Es dürfte doch wohl wahrscheinlicher sein, daß diese Orte ihre Namen von den germanischen Nachbarn empfingen. Die deutschen Anwohner des Zürcher- oder Bodensees nannten jenen mitten im welschen Gebiete gelegenen See Walensee und die anliegende Stadt Walenstadt, und als sie später die Romanen hier verdrängten, blieben die Namen an den Plätzen haften.

Bei jenen etymologischen Untersuchungen stützt sich der Verf. nicht bloß auf die alten Urkunden und die topographische Karte, sondern vor allem auch auf den persönlichen Augenschein der Gegend und das Hören der Namen aus dem Munde der Eingebornen. Das sollte bei allen derartigen Forschungen noch viel mehr beachtet werden als es meist geschieht. Von den 410 Namen, welche der Verf. etymologisch untersucht hat, seien hier nur einige der bekanntesten genannt. Die zahlreichen Schweizer Bergnamen mit Furtz, Furtli, Fuocla, Furggiten, Furkelen u. l. w. geben sämtlich auf lateinisch furca, furcula (rätoromanisch fuorcla) zurück, welches „Bergsattel, Engpaß“ bedeutet; vergleiche die sureuuae Caudinae, den bekannten Engpaß in Samnium (S. 25 f.). Ragaz, der Name des viel besuchten Kurorts, stammt entweder aus rauentia, runcaza von runcus „Reute“, im welchem Falle es dem deutschen Roda, Rüti, Rütti entspräche, oder aus rauclia von ruca = Raute, wo es alle Rautenfelds bedeuten würde (S. 43). Das benachbarte Bad Pfävers wird dementsprechend von fabaria „Bohnenfeld“ (aus fabа Bohne) abgeleitet (S. 70). Der Name der Kurfirstenkette hat natürlich mit Kurfürsten nichts zu thun, sondern bedeutet die Firsten gegen Kurwelschland (S. 53). Davos (in Urkunden Davos cassas) ist ein häufiger Orts- und Flurname in Graubünden und wird abgeleitet von de ab-vorsum = hinter, hinten (S. 53). Der Name Säntis geht auf ein älteres Sämbtis zurück, und dieses ist aus den urkundlich bezeugten Formen sigis Sambutinus (1155), mons Sambuti (868) entsprungen. Ein Ausgut im Sämtisgebirge heißt noch heute Sämbtis (S. 74). Uralt ist der Name des Flühschens Sax. Er ist nicht romanisch, sondern gemein-indogermanisch und jedenfalls identisch mit dem deutschen Saxe. Es kommt ein altes Wort für Fluß zu Tage. Der Name findet sich noch in den zusammengesetzten Ortsnamen Sarbach, -boden, -hall, -gans, -mühle. In Sargans möchte Göginger den zweiten Teil mit dem lateinischen campus zusammenbringen, welches in rätoromanischen Ortsnamen sehr häufig als gamb auftritt (S. 74 f.). Die Tamina erscheint in den ältesten Urkunden als Tuminga, Tumin, Tymmunen. Der Name dürfte wohl mit der Wurzel tu-, lateinisch tumere = schwellen zusammenhängen (S. 79 f.). Bedeutsam sind die Namen der Ortschaften Prämsch, Segnuns, Terzen, Cnarlen, Cuinten am oder in der Nähe des Walensees. Die Zahlenbenennungen beginnen von Osten, von der Gegend von Flums her. Dieselbe scheinlich dienten sie zur Benennung der Besitzungen eines weltlichen oder geistlichen Grundherrn zu einer Zeit, als diese Gegenden noch unbenannt und nicht mit Gütern belegt, sondern unbebaute Weidepläße waren. Möglich, daß sie der Abtei Pfävers angehörten, in der noch im 12. Jahrhundert ausschließlich romanisch gepredigt wurde (S. 392 f.).

Sowiel aus dieser gründlichen und gewissenhaften Arbeit, die auch in ihrer äußeren Ausstattung einen sehr vorteilhaften Eindruck macht. Es wäre jedenfalls lohnend, wenn der Verf. in einer weiteren Arbeit seine Untersuchung auch auf die übrigen rätoromanischen Gebiete der Schweiz ausdehnen würde.

Tr. J. Hoops.

L. Friederichsen, Die deutschen Seehäfen. Ein praktisches Handbuch für Schiffskapitäne, Rheder, Assekuradeure, Schiffsmakler, Behörden ꝛc. Hamburg 1889 und 1891.

Die Absicht des Herausgebers, ein Handbuch über die deutschen Seehäfen zu schaffen, welches als Ergänzung des Werkes von Jülis und Ballcer: „Die wichtigsten Seehäfen der Erde“, dienen könne, ist in ganz ausgezeichneter Weise erreicht worden. Der erste Teil des Werkes erschien bereits 1889 und enthält die Häfen, Lösch- und Ladeplätze an der deutschen Ostseeküste; der 1891 erschienene zweite Teil bringt dieselben Nachweise für die deutsche Nordseeküste. Vorangestellt wurden die geschichtlichen Bestimmungen, welche auf alle Seehäfen des deutschen Reiches Anwendung finden und internationales Interesse haben, darunter auch Angabe der Meßeinheiten und ein Verzeichnis der Rettungsstationen an den deutschen Küsten. Es sind ferner die Wasserstandsdifferenzen angegeben. Die Beschreibung der Häfen, angefangen von den nördlichsten Häfen in Schleswig und dann fortlaufend einerseits bis zur russischen Grenze, andererseits zur holländischen Grenze, ist eine äußerst sorgsame. Außer der Angabe von geographischer Breite und Länge, sowie der Einwohnerzahl des Wohnplatzes ist der Schiffsbestand und der Schiffsverkehr genau verzeichnet, ferner treffliche Mitteilungen über die topographisch-nautischen Verhältnisse, über Lootsenwesen, sonstige Behandlung, Schleppdienst, Hafenreglement, Schiffsunkosten, Anstalten für Schiffsreparaturen, Konsulate, Schiffsmakler und Seeversicherungsgesellschaften. Die besten offiziellen Quellen liegen der sorgsamen Arbeit zu Grunde, das Heranziehen vieler Daten erforderte jedoch außerdem eine sehr ausgedehnte Korrespondenz und auch vielfach Studien an Ort und Stelle. Als Seehäfen, Lösch- und Ladeplätze wurden sämtliche in den letzten Jahren in der amtlichen Statistik der Seeschiffahrt verzeichneten Ortschaften aufgenommen. Pläne, welche in den letzten Jahren von kleinen einzigen Seehäfen bekannt worden sind, wurden fortgelassen. Von den beigegebenen Plänen und Karten bieten besonders Interesse die Übersichtskarte der Ostsee von Bunthaus bis Gothaven 1:15000; der Plan des Hamburger Hafens 1:10000; Karte der Unterweser von Bremen bis Bremerhaven 1:100000. Das Werk ist gleich wertvoll für alle Berufsbetreibenden und Beamten, aber auch dem Geographen wird es ein schätzenswertes Nachschlagebuch sein! A. Stobel.

Digitized by Google

Aus allen Erdteilen.

— Über die geheimnisvolle Expedition der englischen Nigergesellschaft nach Kuka zum Sultan von Bornu ist jetzt ein Bericht erschienen („Times", 14. Sept.), welcher sich durch eine ganz ungewöhnliche Unkenntnis afrikanischer Forschungsgeschichte auszeichnet. Wenn uns dort erzählt wird, „daß das Land zwischen Bornu und dem Tsadsee völlig unbekannt ist" und wir hören müssen, „daß seit Barth in Kuka kein Europäer wieder gesehen worden sei", so vermögen wir die Geographen der Royal Niger Company nur mitleidig zu bedauern.

Was die Gesandtschaft zum Sultan von Bornu anbetrifft, von der es heißt: scientific observations of the country were taken on the way, so wurde dieselbe von Herrn Charles Macintosh geführt und bestand aus 300 Trägern. Ausgangspunkt war Ribago am Benuë, von wo die Karawane im Oktober 1890 aufbrach und in nördlicher Richtung nach Kuka am Tsadsee gelangte, dessen Einwohnerzahl auf 120000 angegeben wird (Nachtigal, der 1870 dort war, giebt ihr nur 60000). Die „Gesandtschaft" wurde gnädig vom Sultan empfangen, wiewohl infolge des mahdistischen Aufstandes und der Einwirkungen der Senussiten der mohammedanische Fanatismus stark emporkommt war und Furcht vor den Europäern herrschte. Dieses machte die Unterhandlungen schwierig, der Sultan schickte alle Geschenke, die er anfangs angenommen, zurück und bat die Engländer, abzureisen. Dieses geschah auch, der Vertrag, den Macintosh dem Sultan vorgelegt hatte, wurde nicht unterschrieben. Die Royal Niger Company tröstet sich mit den gewonnenen Erfahrungen.

— In Deutsch-Ostafrika haben die Küstenplätze seit der Besitzergreifung durch Deutschland durchweg ein andres Gepräge erhalten und es sind dort so bedeutende Kulturfortschritte zu verzeichnen, daß nur ein Blinder sie nicht begreift. „Niemand, der die früheren Verhältnisse in Ostafrika gekannt, wird jenen Männern die höchste Achtung versagen können, welche in dem kurzen Zeitraum von einem Jahre ein so bedeutendes Kulturwerk geleistet haben." Diesen Ausspruch thut der ebenso erfahrene als nüchterne Dr. Oskar Baumann in seinem neuen Werke „Usambara" und er zeigt dieses an den Zuständen des nördlichsten deutschen Hafens, Tanga, wo schon 25 bis 30 Europäer wohnen. Das deutsche Fort bort mit bequemer Treppe zum Strande hin, ist mit steinernen Vorwerken versehen und hat eine mit Geschützen besetzte Umfassungsmauer. Im Innern erheben sich zwei größere Gebäude, eines davon für die Offiziere bestimmt, „ein prächtiges, in geschmackvoll maurischem Stile erbautes Haus mit luftigen Zimmern und einer schönen Veranda, von welcher man einen herrlichen Blick auf die Tangabai mit den reizenden Inselchen genießt. Ein besonderer Glanzpunkt ist die Messe, ein freundlicher mit Flaggen und malerischen Palmwedeln geschmückter Raum. Wer dort einmal mit den liebenswürdigen Offizieren an weißgedeckter Tafel vortrefflich gespeist und mindestens ebensogut getrunken hat, der muß zugeben, daß es sich unter solchen Umständen auch in Afrika leben läßt. Freilich der Dienst muß auch hier strenge eingehalten werden. Beim ersten Strahl der Sonne hört man den Hornisten die Tagewache blasen und bald darauf rückt ein Offizier mit den Sandeli- und Sudanesensoldaten auf den neben der Station gelegenen Exerzierplatz oder ins Freie hinaus zu Gefechtsübungen, oder aber nach dem unweit der Stadt errichteten Schießstand. In den Morgenstunden verläßt auch der Stationschef das Fort und begiebt sich nach einer Palmengruppe, wo ihn schon der arabische Vali des Ortes und meist zahlreiche Eingeborene erwarten. Dort wird oft bis in den hellen Mittag hinein regiert, d. h. in Streitfällen entschieden, Gericht gehalten und in politischen Fragen die Entscheidung gefällt. Missethäter werden in den Arrest gesetzt oder bekommen meist kurzer Hand ihre wohl verdiente Tracht Prügel."

Wie überall in neuen Kolonieen, tauchen auch hier schon tragikomische Gestalten und Glücksjäger auf, welchen die Heimat nichts mehr bietet. Selbst „Goldgräber" sind dort schon aufgetreten. Der Typus des deutschen Weltbummlers in Tanga ist der Kilimandscharosucher, der schon alle Länder und Meere befahren hat und nun nach dem Kilimandscharo wandern und dort Pflanzungen anlegen wollte. Daza kam er aber nicht und er blieb in Tanga, wo er die Stiefel der Sudanesensoldaten flickt und sich gar nicht schlecht dabei steht. Daß an einem Orte, wo über 20 Deutsche leben, auch ein Bierwirt nicht verhungern würde, war anzunehmen. Die Bierwirtschaft nahm dort ein Grieche in die Hände, denn seit 1888 begann dieses betriebsame Volk sich auch über Ostafrika auszudehnen. Der Grieche trat sein Geschäft an einen Deutschen ab, der auch schon viel in der Welt mitgemacht, bevor er in den Bierkasten von Tanga eingelaufen. Unter der Veranda seiner Lehmhütte kann man oft die Unteroffiziere fröhlich beisammen sehen, während die Honoratioren ihr Bier meist in einer Laube im „botanischen Garten" trinken.

— Gold in Korea. Der britische Konsularbeamte Campbell hat größere Reisen in Korea gemacht und dabei auch die Goldseifen des Landes besucht, über deren Vorhandensein wir bisher nur durch die Ausfuhr von Goldstaub unterrichtet waren. Nach seinem Bericht sind dieselben sehr zahlreich; sie werden aber in sehr unvollkommener Art nach alter Weise bearbeitet. Campbell meint, daß hierselben, nach neuer Methode ausgebeutet, zu einer der reichsten Goldquellen der Erde gemacht werden können.

— Eisenbahnen in Japan. Die Hauptinsel Hondo ist jetzt fast ihrer ganzen Länge nach von Eisenbahnen durchzogen, denn am 16. August d. J. wurde die letzte Bahnstrecke nach Norden hin zum Hafen Aomori eröffnet. Nur an dem südwestlichen Ende der Insel, in der Provinz Sanjoho, sind noch einige Strecken zu vollenden und die Lokomotive durchläuft dann die ganze Hauptinsel. Welche bedeutende Leistung dieses ist, erkennt man daran, daß von der Hauptstadt Tokio, die so ziemlich in der Mitte der Ostküste liegt, der Zug 24 Stunden nach Norden und 24 Stunden nach Süden braucht, um das Nord- oder Südende von Hondo zu erreichen. Auf der Nordinsel Jesso giebt es schon seit längerer Zeit eine Bahn und auf der Südinsel Kiuschiu ist eine solche im Bau begriffen.

— Britisch-Nordborneo erfreut sich einer günstigen Handelsentwickelung. Die in der Hauptstadt Sandakan erscheinende amtliche Zeitung brachte kürzlich die Einfuhr- und Ausfuhrlisten der letzten sechs Jahre, die eine große Steigerung aufweisen. Die Einfuhren im Jahre 1885 betrugen 618319 Dollars; sie stiegen 1890 auf 2018089 Dollars. Die Ausfuhren stiegen in denselben Jahren von 401641 Dollars auf 901290 Dollars. Eingeführt wurden besonders Stoffe, Reis und Geld; ausgeführt Tabak, Nutzhölzer und Geld.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27.

Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LX. Globus. Nr. 15.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Zu Virchows siebzigstem Geburtstage.

Von Dr. R. Neuhauß in Berlin.

Am 13. Oktober dieses Jahres feiert Rudolph Virchow seinen siebzigsten Geburtstag. Geboren 1821 zu Schivelbein in Pommern, studierte er in den Jahren 1839 bis 1843 zu Berlin Arzneiwissenschaft, wurde 1844 Froriceps Assistent, zwei Jahre später dessen Nachfolger und habilitierte sich 1847 an der Berliner Universität. Wegen seiner Beteiligung an den politischen Unruhen des folgenden Jahres wurde er gezwungen, sein Lehramt niederzulegen; er folgte 1849 einem Rufe an die Universität Würzburg. Jener Zeit entstammt ein Bild, welches in nebenstehender Ätzkätzung wiedergegeben ist. Dasselbe wurde von dem bekannten Maler und Kunstkritiker Lydwig Pietsch, nach einer Daguerreotypie auf den Stein gezeichnet. Obgleich 42 Jahre darüber hingingen und das Fehlen des Bartes befremdet — Virchow trug damals, wie er jüngst scherzend bemerkte, die bartlose Tracht der Demokraten —, so sind doch die Züge des Greises in denen des jungen Mannes unschwer zu erkennen, vor allem der fein geschnittene Mund, die charakteristisch gebogene Nase und die hohe Stirn.

Rudolf Virchow im Jahre 1849.

1856 kehrte Virchow als ordentlicher Professor und Direktor des neu errichteten pathologischen Instituts nach Berlin zurück. Seitdem gehört er ununterbrochen dem Lehrkörper der Berliner Universität an. Es ist nicht unsre Aufgabe, die einzelnen wissenschaftlichen Arbeiten des Jubilars aufzuzählen und nach ihrem Verdienste zu würdigen. In der Natur der Sache liegt es, daß die Mehrzahl dieser Arbeiten sich auf dem Gebiete der Medizin, vorwiegend der pathologischen Anatomie bewegt. Gehört doch auch hierher sein bedeutendstes Werk, die Cellularpathologie, in der er die pathologische Forschung auf das letzte Formelement aller lebendigen Erscheinung, auf die Zelle, als ihr Ziel hinwies.

Obgleich diese Werke so umfangreich sind, daß sie vollauf genügten, ein langes, arbeitsames Leben anzufüllen, so erstreckte sich doch der Wirkungskreis des Gelehrten weit über die Grenzen seines eigentlichen Berufes hinaus. Er entwickelte auf verschiedenen andern Gebieten der Wissenschaft eine so rege und von reichsten Erfolgen gekrönte Thätigkeit, daß es schwer

Digitized by Google

hält zu sagen, wo seine Erfolge die größten waren. Eine Hauptanziehungskraft übte auf ihn der Mensch in seinem Urzustande, wie er noch heute an vereinzelten, entlegenen Teilen unsers Planeten wohnt, oder wie ihn der Staub von Jahrhunderten und Jahrtausenden deckt. Wir erinnern nur an seine Schriften über die Pfahlbauten, an die endlose Reihe von Untersuchungen vorgeschichtlicher Gräber und Fundstätten, an die mit genauesten Messungen einhergehenden klassischen Beschreibungen der Vertreter unzivilisierter Völkerstämme, welche im Laufe der letzten Jahrzehnte nach Europa gebracht wurden.

Virchow besitzt in seltenem Maße die Fähigkeit zu sehen. Wer aufmerksam seine Arbeiten verfolgt, erstaunt über den Scharfblick, mit welchem er die scheinbar nebensächlichsten Dinge gewahrt und bei der Abgabe des Gesamturteils verwertet. Nicht ohne Komik war die Verblüffiheit der schweizerischen Altertumsforscher, als er zu Marpach das älteste schweizerische Haus mit der Jahreszahl 1346 entdeckte. Wie viele mit zwei Augen behaftete Schweizer und Ausländer mögen wohl vor ihm an diesem Hause vorübergegangen sein, ohne die so merkwürdige Zahl zu sehen?

Virchow legte nicht allein selbst überall Hand an, wo es galt, Verborgenes ans Licht zu ziehen und das Vorhandene nach allen Seiten hin zu prüfen. Er verstand es auch, wie wenige vor ihm, andre zum Forschen anzuregen. Sein bedeutsamstes Werk in dieser Richtung war die Begründung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte (1869). Er zog einen Kreis gleichgesinnter Männer herbei, die sich zusammenthaten, um das in allen Weltgegenden zerstreute Material zu sammeln und allerwärts den Anstoß zu weiteren Untersuchungen zu geben. Die gegenwärtig über 600 Mitglieder zählende Gesellschaft, welcher Namen vom besten Klange aus allen Zweigen der Wissenschaft angehören, hänste unter Virchows Leitung in ihrer Zeitschrift ein unglaublich umfangreiches Material an. Beim Durchblättern der Jahrgänge sehen wir mit Staunen, was ein einzelner Mann auf einem Gebiete zu leisten vermag, das er der Natur der Sache nach nur in seinen Mußestunden bearbeitet. Da ist kein Band, welcher nicht die reichste Fülle von selbständigen Abhandlungen, Referaten, Kritiken und allen möglichen längeren und kürzeren Bemerkungen von Virchow enthält.

Von größter Bedeutung waren des Gelehrten Einfluß auf die deutschen wissenschaftlichen Reisenden, welche in den letzten Jahrzehnten in ferne Länder auszogen. Die überwiegend größere Mehrzahl von ihnen verließ die Heimat nicht ohne seine spezielle Unterweisung, und ohne von ihm auf besonders dankbare Felder der Untersuchung in den zu bereisenden Gegenden aufmerksam gemacht zu sein. So blieb Virchow der geistige Sammelpunkt der im Auslande weilenden deutschen Gelehrtenwelt, und diesem Umstande haben wir es mit zu danken, daß gegenwärtig das Museum für Völkerkunde in Berlin in bezug auf Mannigfaltigkeit der vorhandenen Gegenstände in der ganzen Welt unerreicht dasteht.

Durch die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, durch den regen Verkehr mit Reisenden und Gelehrten aller Länder, ist Virchow in gewissem Sinne eine wissenschaftliche Centralstelle für die ganze Welt geworden, so wie es ehedem in demselben Sinne Alexander von Humboldt war.

Wie entscheidend Virchows Einfluß in einzelnen Gebieten der Altertumskunde wurde, beweist Schliemann und seine Ausgrabung in Kleinasien. Als die Kunde nach Europa drang, daß das homerische Ilios wieder aufgefunden sei, verlachte und verhöhnte man den unermüdlichen Gräber. Teils trug daran die Schuld Kurzsichtigkeit unsrer Fachgelehrten, welche dem ehemaligen Krämer aus Mecklenburg solche Thaten nicht zutrauten, teils jedoch Schliemann selbst, welcher die Schilderungen der homerischen Gesänge allzu wörtlich genommen hatte. Es ist schwer zu sagen, was daraus geworden wäre, wenn hier die vermittelnde Hand unsers Virchow nicht eingriff. Auf Schliemanns Einladung begab sich Virchow an den Ort der Ausgrabung. Auf seine Berichte hin verstummten die Spötter und es währte nicht lange, bis Schliemanns Verdienste von allen in gerechter Weise gewürdigt wurden. Schliemanns Tank war eine Freundschaft, die bis zum Tode währte, und die prachtvolle Sammlung aus Troja als Geschenk an das Berliner Museum. Ohne Virchow wäre dieselbe in London verblieben, wo sie bereits Bewunderer und eine Heimstätte gefunden hatte.

Die Gründlichkeit der Forschungen Virchows wird am besten gekennzeichnet durch seine Stellung zum Darwinismus. Als die darwinische Lehre ihren Siegeszug um die Erde hielt und man allgemein annahm, daß nunmehr der Stein der Weisen gefunden sei, durch den sich alles in der Schöpfungsgeschichte erklären lasse, gehörte Virchow zu den wenigen, welche die Sache nüchtern betrachteten. Das in der neuen Lehre liegende Gute und Wahre anerkennend, warnte er immer wieder vor dem leichtfertigen Hinwegsetzen über die größten Hindernisse. In vielen Fällen konnte er nachweisen, daß sich die Dinge auch ganz anders erklären ließen, als sie Darwin und seine Nachfolger erklärten, daß man ferner vieles für Merkmale von Affenähnlichkeit angesehen hatte, was in der That krankhafte Bildung ist. Besonders umbarmherzig verfuhr er mit jener Klasse von Fruchtenanthropologen, die in Sonntagsblättern vor der großen Menge ihr Wissen und Nichtwissen austeramten.

Der Standpunkt, den Virchow der neu aufgetauchten Darwinischen Lehre gegenüber einnahm, ist derjenige, auf dem heute so gut wie alle Gelehrten stehen, diejenigen natürlich ausgenommen, welche, um nicht zu verhungern, stets phantasievoll schreiben müssen.

Als unvergleichliche Beispiele wissenschaftlicher Behandlung des Stoffes im Gegensatze zu den oberflächlichen Fasseleien anderer nennen wir Virchows Abhandlungen über den Neanderthal-Menschen und den Kiefer von la Naulette. Wie viele hunderttausend Jahre hatte man dem armen Neanderthaler nicht aufgebürdet und was für ein Ungetüm sollte der einstige Inhaber jenes räthselhaften Kiefers gewesen sein! Virchow wies darauf hin, daß die ungewöhnliche Länge des Neanderthal-Schädels keineswegs einen Schluß auf besonders hohes Alter zulasse; denn im Kopenhagener Museum befinde sich ein moderner Schädel von einem bekannten dänischen Edelmanne, welcher in bezug auf Länge, Bildung der Stirnteile und mächtige Entwickelung der Augenhöhlenränder die auffallendste Ähnlichkeit mit demjenigen aus dem Neanderthal aufweist. Auch die Absonderlichkeiten der erhaltenen übrigen Skeletteile lassen sich zwanglos als krankhafte Erscheinungen erklären, ohne daß man gezwungen wäre, von Affenähnlichkeit zu sprechen. Virchow schließt, daß ein Individuum, welches trotz überstandener englischer Krankheit, trotz mehrerer, äußerst schwerer, aber gut verheilter Schädelverletzungen, trotz später sich einstellender Gelenkentzündung, welche den linken Arm unbrauchbar machte, dennoch ein hohes Greisenalter erreichte, niemals im Zustande affenähnlicher Wildheit, niemals ohne sicheren Familienverband und ohne gewisse Seßhaftigkeit gelebt haben kann.

In gleicher Weise zerrannen unter Virchows Händen die ungezählten Jahrtausende, welche man dem Kiefer von la Naulette zugedacht hatte. Der Gelehrte bewies, daß die angeblichen Merkmale von Affenähnlichkeit dieses Kiefers zum Teil bei Affen überhaupt nicht vorkommen, zum Teil auch recht häufig sich bei andern Menschenkindern finden. Um falsche Behauptungen mit einer Sicherheit widerlegen

Digitized by Google

zu können, wie es unser Forscher besonders auf dem Gebiete der Urgeschichte oft gethan hat, dazu gehört allerdings ein Wissen, wie es allein Virchow besitzt.

In vorliegender flüchtiger Skizze können wir aus dem unermeßlich arbeitsvollen Leben des Jubilars nur einiges Wenige herausgreifen. Der Biograph, welcher des Gelehrten Schaffen und Wirken einst in seinem ganzen Umfange zur Darstellung bringen soll, wird bei der Mannigfaltigkeit des Stoffes einen schweren Stand haben. Bedenken wir, daß gegenwärtig das Verzeichniß der königlichen Bibliothek in Berlin nicht weniger als 40 selbständige, zum Teil recht umfangreiche Arbeiten von Virchow aufweist, daß die von ihm redigierten oder unter seiner Beihilfe herausgegebenen Zeitschriften und Archive ein nicht minder reiches, von seiner Hand herrührendes Material enthalten; bedenken wir ferner hin, daß ein großer Teil der Arbeitszeit durch die Thätigkeit als Universitätslehrer, als Politiker, als Vorsitzender verschiedener wissenschaftlicher Gesellschaften verbraucht wird, so staunen wir über die Arbeitskraft, die so Vieles vollbringen konnte, und über den Arbeitswillen, der stets mit neuem Mute an die Lösung neuer Aufgaben ging; wir begreifen, daß keiner unter den jetzt Lebenden imstande ist, seinen Platz auszufüllen, und daß man von ihm, wie von wenigen andern sagen darf:

Es wird die Spur von seinen Erdentagen
nicht in Aonen untergehn.

Ghardaja und die Mozabiten.

Von Dr. W. Kobelt.

Wer jemals Algerien und besonders die Provinzen Algier und Konstantine besucht hat, dem sind neben den Arabern, den Kabylen und den eingebornen Israeliten die klugen Händler aus der Wüste aufgefallen, die auch dem kleinsten Dorfe nicht fehlen und von denen allein er im Innern die notwendigsten Bedürfnisse der Zivilisation erhalten kann, die Beni M'zab, oder wie sie gewöhnlich genannt werden, die Mozabiten. Aus dem Herzen der Sahara, aus dem gefürchteten „Lande des Durstes“ kommend, rastlos arbeitend, um möglichst bald als wohlhabende Leute dorthin zurückkehren zu können, eine Zeit unter sich zusammenhaltende, enggeschlossene Genossenschaft bildend, die allen andern Völkerschaften ablehnend gegenübersteht und ihnen doch unentbehrlich ist, auf Gewinn im höchsten Grade erpicht, aber auf kaufmännische Ehre haltend, haben sie sich seit Jahrhunderten in Nordafrika behauptet, den Kleinhandel und manche Gewerbe geradezu monopolisiert; und dabei sind sie ihren Landgenossen jederzeit rätselhaft und als Ketzer unheimlich geblieben. Nur äußerst selten ist es einem Fremden gestattet worden in die Gebiete vorzudringen, wo sie, gestützt auf ein ausgezeichnetes Militärsystem, in ihren festen, ummauerten „Ksors“ die Araber wie die gleich räuberischen Tuareg in Respekt zu halten verstanden. Den Texs als Geschäftsleute unentbehrlich, und von ihnen gegen den Fanatismus der Rechtgläubigen geschützt, haben sie sich durch alle Stürme der letzten fünf Jahrhunderte behauptet; nach der Eroberung Algiers haben sie sich alsbald den Franzosen angeschlossen und mit ihnen als Freiwillige gegen Abd el Kader gefochten, aber sie haben dabei stets ihre Unabhängigkeit bewahrt und erst in der neuesten Zeit, als französische Truppen die benachbarten Oasen besetzten, haben sie sich dazu verstanden, auch in ihrer Heimat die französische Schutzherrschaft anzuerkennen, einen kleinen Tribut zu zahlen und vorübergehend französische Truppen in ihre festen Städte aufzunehmen. Erst 1883 haben infolge eines blutigen Bürgerkrieges die Franzosen das Mozabitenland wirklich annektiert, französische Beamte wohnen in Ghardaja, französische Naturforscher sind mehrfach dorthin entsandt worden, und nach und nach beginnt sich das Dunkel zu lichten, das Herkunft und Wesen des eigentümlichen Stammes seither umhüllte. Diese Forschungen sind um so wichtiger, als die Beni M'zab im Gegenteil zu den andern Bewohnern der Wüste eine sorgsam gepflegte Tradition haben, welcher fast die Bedeutung einer geschriebenen Ueberlieferung beigelegt werden kann, und welche für die Völkergeschichte der Wüste seit der zweiten arabischen Invasion von großer Wichtigkeit ist.

Ein Mozabite. Nach einer Photographie.

Die neueste Zeit hat zwei Arbeiten über die Mozabiten gebracht, deren interessantem Inhalte das Nachfolgende entnommen ist, die eine, von Dr. Chr. Amat[1]), fußt sich auf eigene Beobachtungen während eines sechsmonatlichen, dienstlichen Aufenthaltes in Ghardaja und auf die Uebersetzung der Chronik des Abu Zakaria durch Mas-

[1]) Les Beni-M'zab in Revue d'Anthropologie 1884, p. 617. Die fast gleichzeitig mit meinen „Reiseerinnerungen“ erschienene Arbeit war mir damals leider noch nicht in die Hände gekommen.

Digitized by Google

Ansicht von Ghardaja. Nach einer Photographie.

Digitized by Google

queray; dem Autor stand außerdem die Unterstützung des offiziellen Interpreten am Bureau Arabe zu Ghardaja, des M. de Motylinsky, zur Verfügung. — Die andre ist der Reisebericht des von der Regierung zu ethnographischen Forschungen in die Sahara entsandten Mr. E. Zeys, der mit zahlreichen Abbildungen geschmückt in le Tour du Monde Livr. 1583 und 1584 erschienen ist.

Fragt man einen Mozabiten nach der Abstammung seines Volkes, so wird er, wenn er sich überhaupt auf die Frage einläßt, antworten, daß sie von den Moabitern abstammten, die, vor den einbrechenden Juden aus Kanaan geflüchtet, an die Syrten angesiedelt und später von den Arabern in die Wüste gedrängt worden seien. Die Chronik des Abu Zakaria zeigt uns eine andre Abstammung. Sie bringt die Mozabiten in Verbindung mit den ersten Wahabiten, die, gleich unzufrieden mit Ali wie mit Moawiah, die wörtliche Anwendung des Korans erlangten. Sie empörten sich gegen Ali, wurden aber von ihm in der Schlacht bei Nahruan geschlagen und fast vernichtet; nur zehn sollen entkommen sein, welche die Lehre weiter verbreiteten. Lange als Ketzer (Kharedisten) verfolgt, eine zeitlang nur als Geheimbund existierend, gelang es fünf Maghrebinern, die als Schüler des Scheits Abu Dheiba in den Wahabitenglauben eingeweiht worden waren, die unterdrückten Berber Nordafrikas zum Freiheitskampfe zu begeistern. In einem mörderischen Kampfe, in welchem nach Ibn Khaldun 365 Schlachten geschlagen wurden, mußten die Araber Nordafrika räumen und die Berber, von denen sie trotz der Bekehrung den Fünften, wie von Christen, erpreßt hatten, waren wieder frei. Die Sekte der Wahabiten hatte sich schon vorher in zwei Abteilungen gespalten, von denen die eine den Lehren des Abdallah ben Ibad, die andren denen des Abdallah ben Soffar folgten. Die Apostel des Maghreb gehörten beiden Abteilungen an und sie teilten sich friedlich in das Land; die Soffariten wandten sich nach Marokko, die Ibaditen unter Abu el Khattab besetzten Tripolis und eroberten von dort aus 777 Kairuan und Tunis. Durch eine arabische Armee vertrieben, banten sie Tiaret und drängten von dort aus die Araber in langem Kampfe wieder zurück. Da aber die ibaditischen Imame sich auch den Fatimiden widersetzten und überhaupt keine Khalifen anerkennen wollten, erschien ein fatimidisches Heer vor Tiaret, eroberte und verbrannte die Stadt und zwang den Imam Jacub mit seinen fanatischesten Anhängern in die Wüste zu flüchten, während die ibaditischen Berberstämme durch die grausamste Verfolgung gezwungen wurden, die schiitische Lehre anzunehmen. Imam Jacub siedelte sich zunächst am Ued Mia in der Nähe von Wargla an und baute dort verschiedene feste Städte, aber die Leute von Wargla, denen die aufkeimende Macht in ihrer Nähe nicht gefiel, vertrieben ihn von dort. Die Ibaditen fanden Zufluß auf dem nördlich von Wargla gelegenen von Schluchten zerrissenen Plateau Schebka, wo nur einige schwache Berberfamilien wohnten, die sich ihnen anschlossen. Hier gründete Khalfa ben Abror 1013 die älteste Mozabitenstadt, den Ksor el Ateuf. Die Gründung von Ghardaja erfolgte später an dem Grabe eines marokkanischen Heiligen aus der Scherifsfamilie Yahia, wo sich Bendeteile verschiedener Fraktionen ansiedelten, deren Nachkommen sich heute noch getrennt halten. 1407 wurden Bu Nura und Beni Isguen gegründet, 1350 Melika, 1589 Guerrara und 1720 Berrian, alle diese Gründungen veranlaßt durch innere Streitigkeiten, welche die unterliegenden Minoritäten zur Auswanderung zwangen.

Die genannten sieben Städte sind heute noch die Wohnsitze der Beni M'zab. Der zweite Einbruch der Araber in den Maghreb und besonders das Eindringen der Beduinenstämme in die Sahara zwang sie, von ihren Zwistigkeiten abzusehen und eine geschlossene Konföderation (Thalebilt) zu bilden, wie sie so auch anderweitig in Verberländern vorkommen. Ihr religiöser Fanatismus verhinderte jede Mischung mit den Arabern, wie sie selbst in den entlegensten Bergthälern der Aures und des Dschurdschura unvermeidlich war, und so können wir die heutigen Mozabiten als die reinsten Repräsentanten des Berbertypus betrachten, denen sich höchstens die freien Amasirgh im hohen Atlas als ebenbürtig an die Seite stellen können.

Das Gebiet der Mozabiten trägt den Namen Sebkha oder Schebka, Netz, und hat denselben erhalten wegen seines wirrzerissenen, verworrenen Reliefs. Es liegt südöstlich von Laghuat, zwischen dieser Oase und Wargla, und ist neuerdings insofern an die Zivilisation angeschlossen worden, als es Diligencenverbindung mit der erstgenannten Oase und also über Tschesta und Boghar mit der Küste hat. Der Segen der Konkurrenz macht sich hier bereits in ungewöhnlicher Weise fühlbar; es haben sich zwei Unternehmer für den Diligence gefunden und die Mozabiten werden für $1^1/_2$ Francs von Laghuat nach Ghardaja, eine Entfernung von beiläufig 180 km, befördert. Die Billigkeit ist freilich der Hauptvorzug der Route, denn an Wegbauten hat man noch nicht gedacht, und Brücken über die tief eingeschnittenen Ravins sind ein unbekannter Luxus. Von Laghuat aus hat man zunächst für zirka 115 km das eigentümliche Gebiet der Dayas zu überschreiten, eine nahezu ebene Fläche ohne eingeschnittene Wasserläufe, in welcher sich der Ueberschuß der Winterregen in kleinen Vertiefungen sammelt und diese feucht erhält, ohne doch dauernd stehende Wasserflächen zu bilden. Die Feuchtigkeit genügt indessen, um das ganze Jahr hindurch einige Vegetation in diesen Dayas zu unterhalten; in den größeren findet man das ganze Jahr hindurch Trinkwasser. Ihr Charakterbaum ist der Betum (Pistacia atlantica Desf.), welcher unter seiner dichten Krone kaum eine andre Vegetation duldet und selbst die genügsame Dent du Chien (Ziziphus lotus L.), den ersten Ansiedler an allen feuchten Stellen, an den Rand der Daya drängt. Die ausgedehntheste Daya auf der Route nach dem Mozabitenland ist die von Tilremt, welche ungefähr 100 Bäume enthält. Hier wird übernachtet und einige Stunden weiter läßt man die Region der Dayas hinter sich und erreicht ein höher liegendes, von unzähligen Schluchten zerrissenes Plateau, den Rand der Sebkha. Hier, am Duëd Settafa, hat die Regierung eine Baumschule angelegt, die von zwei Soldaten mühsam erhalten wird, aber bis jetzt noch keine besonderen Erfolge zu verzeichnen hat.

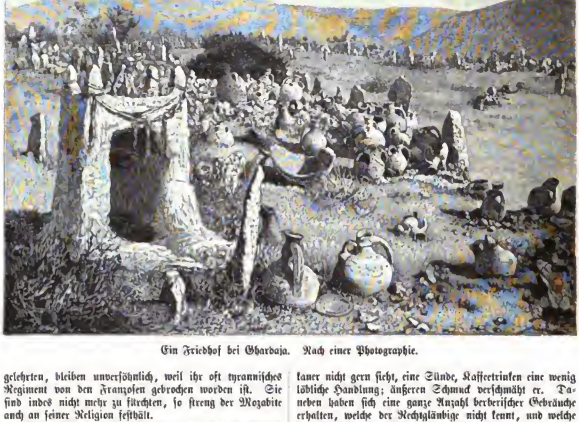
War der Weg durch die Dayas beschwerlich, so wird er in der Sebkha geradezu gefährlich, so daß die Regierung nicht umhin gekonnt hat, hier einige Straßenbauten durch Militärsträflinge ausführen zu lassen. In unzähligen Windungen zieht sich die Straße durch das Labyrinth von Schluchten; noch sieht man überall die Steinhaufen, welche einst den Karawanen als Wegweiser dienten. Die Gegend ist unbeschreiblich öde, keine Pflanze, kein Tier, kein Tropfen Wasser in den tiefen Flußbetten. So dauert es mehrere Stunden, während der Weg immer ansteigt. Endlich biegt er um einen Felsen herum, und ganz unvermittelt liegt vor dem Reisenden die erste Mozabitenstadt, Berrian, umgeben von einer dreifach übereinander geschichteten Masse des üppigsten Grün, oben die Kronen der Dattelpalmen, darunter die Fruchtbäume, am Boden die zarte junge Gerste; nur das Weiß der Mandelblüte und das leuchtende Rot der Granate unterbrechen das Grün.

Berrian ist wie oben erwähnt, die jüngste unter den sieben Mozabitenstädten, kann aber als 200 Jahre. Dank ihrer günstigen Lage zählt sie trotzdem 5200 Einwohner, darunter eine jüdische Gemeinde von 190 Seelen, die ein Stadtviertel

Digitized by Google

für sich bewohnt, und eine Anzahl Araber, welche früher als Söldner zur Vertheidigung der Stadt dienten. Sie sind jetzt überflüssig geworden, denn seit 1883 die Franzosen ihre Hand auf das Land der Mozabiten gelegt haben, läßt die Sicherheit nichts mehr zu wünschen übrig und haben auch die blutigen Bürgerkriege der Parteien (Soff) aufgehört. Die Mozabiten haben sich als praktische Kaufleute durch die erhöhte Sicherheit und die andern Errungenschaften der Civilisation — sogar ein Telegraph führt in ihre Stadte — für den Verlust ihrer Unabhängigkeit trösten lassen und zahlen gern die Kopfsteuer, welche seit der Annexion 4 Frcs. 40 Cts. für die Familie beträgt.

Die Oase von Berrian enthält zirka 28000 Palmbäume, welche aus 274 Brunnen bewässert werden. Sie ist ein weit vorgeschobener Posten, den eine Einöde von 50 km Durchmesser von den andern Ksors trennt. Diese liegen ziemlich dicht beisammen, um eine Ebene herum, welche der Oued Mzab durchfließt, festungsartig am Abhange von steilen Hügeln zusammengedrängt. Die beifolgende Abbildung giebt eine ausgezeichnete Darstellung von Ghardaja, der Hauptstadt, daneben Melika und weiter zurück Beni-Isguen, die Ansicht ist von dem kleinen Fort aus aufgenommen, in welchem die französischen Behörden wohnen. Eine kleine Militärmacht genügt, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, denn die Mozabiten wissen sehr wohl, daß sie vollständig von der französischen Regierung abhängen, welche jeden Aufstand sofort mit einer Sperrung des Handelsverkehrs beantworten würde. Nur die Tolba, die Schrift-



Ein Friedhof bei Ghardaja. Nach einer Photographie.

gelehrten, bleiben unversöhnlich, weil ihr oft tyrannisches Regiment von den Franzosen gebrochen worden ist. Sie sind indes nicht mehr zu fürchten, so streng der Mozabite auch an seiner Religion festhält.

Bekanntlich wird der Mozabite von dem orthodoxen Moslim des Maghreb, sei er nun Malekite oder Hanefite, nicht als rechtgläubig anerkannt, und nicht mit Unrecht; denn wenn auch der Mozabite als echter Nachfolger der alten Wahabiten und Ibaditen den Koran als seine einzige Richtschnur betrachtet und in allen seinen Vorschriften aufs peinlichste befolgt, hat er doch als Berber zäh an den demokratischen Traditionen seiner Rasse festgehalten und erkennt vor allen Dingen keinen geborenen Oberherrn, keinen Chalifen über sich an. Die Heiligenverehrung, welche bei den maghrebinischen Rechtgläubigen eine so sehr große Rolle spielt, ist ihm ein Greuel, Tabakrauchen, das freilich auch der Marokkaner nicht gern sieht, eine Sünde, Kaffeetrinken eine wenig löbliche Handlung; äußeren Schmuck verschmäht er. Daneben haben sich eine ganze Anzahl berberischer Gebräuche erhalten, welche der Rechtgläubige nicht kennt, und welche ihre Wurzeln in der vorislamitischen Zeit haben, so die Zeitrechnung nach dem julianischen Kalender mit den römischen Monatsnamen und vor allem der Kirchenbann (tebria). Wer sich eines Vergehens gegen die Religion schuldig macht, oder wer sich weigert, die von den Tolba, den schriftgelehrten Richtern, auf Grund des unveränderlichen Herkommens, des Kanun, verhängten und im Falle der Appellation von der Gemeindeversammlung, der Djemâa, bestätigten Strafen zu erleiden, gegen den wird diese Strafe verhängt. Sie bedeutet den bürgerlichen Tod genau wie bei den Christen des Mittelalters; der Gebannte darf nicht am Gebet teilnehmen und niemand hat die geringste Gemeinschaft mit

Digitized by Google

ihm. So wird wenigſtens im Mozabitenlande jeder Widerſtand ohne Gewaltanwendung raſch gebrochen, und der Gebannte betritt den einzigen Weg der ihn rehabilitieren kann und unterwirft ſich der öffentlichen Kirchenbuße genau in denſelben Formen, wie der gebannte Chriſt im Mittelalter. Zum Teil kommt es wohl vor, daß ein Starrkopf, auf ſeinen Reichtum vertrauend, der Tebria zu trotzen wagt; dann wird alle Geſchäftsverbindung mit ihm abgebrochen, er wird von ſeinen Landsleuten geſchädigt wo es möglich und iſt bald ruiniert. Gegen den Mißbrauch dieſer furchtbaren Waffe ſchützt den einzelnen indes die Genoſſenſchaft, welcher er angehört; iſt dieſe überzeugt, daß ihm Unrecht geſchieht, ſo ſteht ſie zu ihm trotz des Bannes; die endloſen Bürgerkriege in der Mozabitenkonföderation und die Gründung der meiſten jüngeren Ksors ſind durch ſolche Zwiſtigkeiten hervorgerufen worden. Die Franzoſen miſchen ſich verſtändiger Weiſe nicht in dieſe Streitigkeiten ein; ſie haben die Tolba el Kadis und Imams anerkannt, laſſen die Gemeindeverſammlung ruhig fungieren und begnügen ſich damit, Blutvergießen zu verhindern. Denn Amin der ganzen Konföderation haben ſie den Titel eines Baſchaga verliehen, ein harmloſes Vergnügen, ſo lange ſie nicht den Verſuch machen, dieſe Stelle einem Nichtmozabiten zuzuteilen. Sie werden das aber ſchwerlich thun und werden es überhaupt der Zeit und dem geſteigerten Verkehr überlaſſen, die Sonderſtellung der Mozabiten zu brechen. Die Friedhöfe der Mozabiten ſind wüſt und baumlos, wie alle in Nordafrika [1]), wo man die ſchöne Sitte der Türken, ſie mit Cypreſſen zu bepflanzen,

Ziehbrunnen bei Ghardaja. Nach einer Photographie.

nicht kennt. Eine Anzahl unbehauener Steine decken die Grabſtätten; nur hier und da erhebt ſich eine kleine ungeweißte Kubbah, die Ruheſtätte eines Taleb oder eines Bornehmen bezeichnend. Zwiſchen den Steinen ſtehen überall zerbrochene Waſſergefäße nach uralter, noch unerklärter Berberſitte.

Ghardaja umſchließt in ſeinen Mauern, die ein ziemlich gleichſeitiges Dreieck von 500 bis 600 m Seitenlänge bilden, etwa 13 000 Einwohner, welche drei ſcharf geſchiedene Gruppen bilden, die Mozabiten, weitaus die Mehrzahl, die Madabia, arabiſche Söldner, welche ſeiner Zeit von den Uled Ami Aſſoa in einem Bürgerzwiſt gegen die Uled Ba Sliman gedungen wurden, und Juden, welche die durch eine Mauer abgetrennte Oaſe bewohnen. Nur die Mozabiten dürfen, dem alten Berberrechte entſprechend, Grundeigentum außerhalb der Stadtmauer beſitzen. Ihnen gehören die 64 074 Palmbäume — man kennt die Zahl ſo genau, weil jede Dattelpalme, ſobald ſie ſo hoch iſt, daß ein Eſel unter ihrer Krone hindurchgehen kann, Steuer zahlen muß —, welche aus 1240 Brunnen bewäſſert werden. Die Waſſerhebung aus einer Tiefe von 60 m erfolgt auch hier noch mit den einfachen Schläuchen, welche durch einen Eſel emporgezogen werden und ſich von ſelbſt füllen und ausleeren. Das beſtehende Bild zeigt einen ſolchen „Bir“. Es iſt merkwürdig, daß die ſonſt ſo ſeßſamen Mozabiten die ſpaniſche Noria, die ſie doch aus dem Tell genau kennen, noch nicht in ihre Heimat eingeführt haben. Die franzöſiſchen Behörden haben indeß alsbald nach der Annexion im Bett des Oued Mzab eine großartige Barrage angelegt,

[1]) Nur die Friedhöfe von Algier, der Janitſcharenſtadt, machen darin eine Ausnahme.

Digitized by Google

welche eine sehr erhebliche Vermehrung der Palmen, und der Einwohnerzahl gestattet.

Die zweite Stadt der Konföderation ist Beni-Isguen, die heilige Stadt par excellence, in welcher kein Nichtmozabite die Nacht hindurch bleiben darf. Sie hat nur 5000 bis 6000 Einwohner, ist aber wohlhabender und besser gebaut als Ghardaia, und stark beschattet. Ihre 25 874 Dattelpalmen sind in ausgezeichnetem Stande, da der zur Verfügung stehende unterirdische Wasservorrat dank der Vereinigung der Ued N'issa mit dem Ued Mzab sehr reichlich ist.

Wenig weiter liegt auf dem Rücken eines steilen Felsenhügels Melika, die frühere Hauptstadt der Konföderation, welche die Bevorzugung Ghardaias durch die Franzosen nicht verwinden kann. Ihre Bedeutung wird bedingt durch die uneinnehmbare Lage, welche den in der Moschee aufbewahrten Bundesschatz vor jedem Angriff sicherte, und durch das Grab des Si Aissa, des einzigen Heiligen, dessen Andenken die Mozabiten ehren. Ihre Einwohnerzahl beträgt nur 1200, die der Dattelpalmen 2685. — Auch el Atteuf, die älteste Stadt, ist im Vergleich zu Ghardaia nur unbedeutend, hat etwa 2400 Einwohner und 16000 Dattelpalmen. Ebenso ist Bu-Nura im Rückgange, zur Hälfte zerfallen, seine Einwohnerzahl kaum größer, als die von Melika. Das etwa 90 km nach Nordosten gegen die Schotts und Biskra vorgeschobene Guerrara zählt 4000 Einwohner und 28000 Dattelpalmen.

Über die Sitten und Gebräuche der Mozabiten ist schon so viel geschrieben worden, daß wir hier nicht weiter darauf einzugehen brauchen, besonders da die benutzten Quellen nichts sonderlich neues bringen. Sie haben eben die alten Berbersitten in voller Reinheit bewahrt. Von dem Interpreten M. de Motylinski ist ohnehin in einiger Zeit eine sehr eingehende Schilderung ihres Lebens zu erwarten. Hätte es noch einer Bestätigung ihres rein berberischen Ursprunges bedurft, so würde derselbe durch die von Amat in seiner Praxis an 50 Mozabiten vorgenommenen Messungen erbracht. Die Haarfärbung ist braun, mitunter heller, nie schwarz. Der Kopf ist subdolichocephal mit auffallend breiten Jochbeinen; die Größe bleibt etwas unter mittel, besonders sind die unteren Extremitäten kurz. Auch die Sprache ist ein echtes Berberidiom; von einem Alphabet ist keine Tradition mehr vorhanden, obwohl wir aus Ibn Chaldun wissen, daß bei der Invasion die Berber eine Schrift hatten, deren letzte schwachen Reste sich im Tifinar der Tuareg erhalten hat.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit auf eine wenig beachtete Arbeit von Camille Sabatier[1]) aufmerksam machen, in welcher dieser genauste Kenner der Kabylen neben zahlreichen andern eigenthümlichen Ansichten über die Einwanderung der Stämme nach Nordafrika auch eine neue Erklärung des Namens Berber giebt. Er verwirft die Ableitung von dem griechischen Barbaros gänzlich und bringt ihn in Verbindung nicht nur mit den Sabarbares, die Diodor und Strabo unbekannt sind, aber bei Plinius auftauchen, sondern auch mit dem Berabisch in der Sahara, den Mördern des Majors Laing, mit Berberua in Ober-Bornu, mit Berber am Nil, den Berabra in Nubien, den Berbera an der Somaliküste und in letzter Linie mit der Landschaft Berberistan, die Firdusi östlich von Persien nennt und deren Hauptstadt Cheri-Berber nach Bamberg zwischen Kabul und Herat liegt. Die genannten Stationen bezeichnen ihm den Weg, auf welchem die Berber von Berberistan bis an den Maghreb vorgedrungen sind. Daß die Berber an der Straße von Gibraltar nicht Halt gemacht, beweisen ihm die Iberer und der Ebro, deren Namen von demselben Wurzelwort Ber abstammen.

Von den überlieferten Völkernamen hat Maure weder mit μαυρος, noch mit dem semitischen mahurin (Westleute, in Gegensatz zu scharikhin, Ostleute, Sarazenen) zu thun, sondern heißt kabylisch immauren, Bergbewohner. Den Gegensatz dazu bildet Getuler, vom kabylischen Igoudal, Schüfer. Die Marser sind Imaziren, die Ackerbauer, die Ataranten wieder Jaderaren, die Bewohner der aderar, der Berge. Die Garamanten sind „Gara amedden", die Hirten von den Garas, wie der Targi heute noch die Festlebenden der Wüste nennt. Numider und Nasamonen lassen sich aus der kabylischen Sprache nicht deuten. Libyer scheint dagegen auch kabylisch zu sein und mit Ellib, Berg, zusammenzuhängen; es ist also synonym mit Mauri.

[1]) Essai sur l'Ethnologie de l'Afrique du Nord in Revue d'Anthropologie 1884, p. 401.

Das Fürstentum Kammin.

Historisch-topographisch dargestellt von Dr. Jechlin.

II.

2. Der Köslíner Kreis.

Betrachten wir zuerst die Pertinenzen der Radüe. Unmittelbar in ihrem Thale liegt Rosnow, das größte Dorf im Kreise, 2500 ha, während Parnow und Strippow den größten Grundbesitzerreichthum haben; es ist ein altes Glasenappsches Lehn mit leichtem Boden; in den Rosnower Fichten mehrere kleine Seen. Auch bis zu dem 8 km gelegenen Neblin fließt die Radüe durch Kiefernwald. Bei Neblin ist guter Lachs- und Aalfang. Das Dorf wurde 1227 von Barnim I. nebst 12 andern mit dem Nonnenkloster zu Treptow vereinigt. Sie bildet, indem sie sich nach Norden wendet, die Grenze zwischen dem Köslíner und Belgarder Kreis. Hier liegt Barzelin an der Landstraße von Belgard nach Köslin, ein altes Münchowsches Lehn mit ebener Feldmark; beim sogenannten Krähenkrug führt eine Brücke über die Radüe. Etwas weiter von dem Fluß liegt Thunow, Haltestelle der Stettin-Danziger Eisenbahn, in ebener Gegend mit moorigen und sandigen Flächen, 1278 urkundlich erwähnt. Die Radüe, nach Westen umbiegend, tritt nun auf eine kurze Strecke in den Köslíner Kreis und fließt durch das Dorf Rassow, 1364 Rassenburg genannt. Es gehörte um diese Zeit nebst noch andern Dörfer dem angesehenen Kolberger Patrizergeschlecht Holk, teilweise auch den Kameckes[1]). Das feste Schloß wird noch 1438 genannt. Rassow hat besseren Boden mit vielen Wiesen; die Chaussee von Körlin nach Köslin führt an der nördlichen Seite des Dorfes vorüber; der Bahnhof liegt auf Belgarder Fundum. Andre Dörfer liegen bis zur Einmündung in die Persante nicht mehr an derselben, doch nördlich von ihr noch folgende Dörfer, deren Feldmark teilweise an den Fluß stößt, auf welchem viel Holz geflößt wird. Bisher an eben erwähnter Chaussee in ebener und flacher, aber fruchtbarer Gegend; es gehörte zu den Besitzungen des

[1]) Riemann, Kolberg, S. 183.

Digitized by Google

vorher erwähnten Patrizier-geschlechts Holk, von denen das Schloß Naſſow den Mittelpunkt bildete; später war es ein Lehn der Krauſkpora, die 1373 aus der Priegnitz kamen und am Schluß des 16. Jahrhunderts ausſtarben. Etwas nördlich von der Chauſſee Krakig ein altes Kamekeſches Lehn, 1565 urkundlich, aber ohne Zweifel ſchon länger im Beſitz der Familie. Das Wohnhaus iſt im alten Stil gebaut: großer Flur, von welchem zwei bogenförmige Treppen nach oben gehen, an den Flur ſtoßen dann einige große Gemächer, während durch Anbau für kleinere Zimmer geſorgt iſt. Das Patronat der Kirche in Crasnich wird 1278 dem Jungfernkloſter in Köslin übertragen. Es folgen Parſow und Schwenmin. Parſow, mit herrſchaftlichem Wohnhaus, hatte früher eine ſelbſtändige Pfarre und wurde 1741 zu Schwenmin eingepfarrt. Die Gärten ſind zum Teil parkähnlich eingerichtet und ſtarker Obſtbau wird getrieben. Auf der Feldmark findet ſich ein mehrere Fuß mächtiges Kalkmergellager. Parſow wurde 1227 von Herzog Bornin an das Jungfernkloſter zu Treptow verſchenkt. Beide Güter waren alte Parſowſche Lehen, welche Familie man dort ſeit 1393 findet. Der letzte dieſes Geſchlechts ſtarb 1654. Seit 1765 im Beſitz der Familie von Oerlach. Von dem Hofgerichtspräſidenten von Oerlach wurde 1806 Parſow und Schwenmin zu einem Fideikommiß nach dem Rechte der Erſtgeburt erklärt. Die Oerlachſche Familie gehört nicht zu den alt eingeſeſſenen Geſchlechtern Pommerns, ſondern wurde erſt 1755 in Pommern anſäſſig. Ihr Adelſtand wurde 1735 von Friedrich Wilhelm I. anerkannt. Beide Güter haben fruchtbaren Acker, der zur Hälfte mit Weizen beſtellt werden kann. Zu Parſow gehört der an der Chauſſee gelegene Dankzeug, in welchem die hinterlaſſene Witwe Georg I., Margarethe, nachdem ſie mit einem Knecht davon gelaufen, gewohnt haben ſoll [1]). Gleich hinter dem Dankzeuge beginnt der Kolberg-Körliner Kreis.

Während im öſtlichen Teil des Kreiſes die Waſſerſcheide zwiſchen Radüe und Oſtſee bis 2 km an die Radüe herantritt, tritt ſie weſtlich vom Manow und Bonin weit nach Norden vor, denn die ganze Gegend, 5 bis 6 km ſüdlich von Köslin, wird vom Schwarzbach, einem rechtsſeitigen Nebenfluß der Radüe entwäſſert. An ſeiner Quelle, wo er Moorbach heißt, liegt Zewelin, er fließt dann durch eine niedrige Gegend, deren Ränder von niedrigen Hügeln eingefaßt ſind. Dicht bei Meſſin. An beiden Seiten der großſteinernen Straße Kaſtanienbäume. Das herrſchaftliche Wohnhaus zweiflügelig und von Gärten umgeben. Ebenfalls auf der linken Seite des Baches Schwetzin an der Landſtraße von Belgard nach Köslin, früher Köslíner Amtsdorf. Auf der rechten Seite ſteht teilweiſe die Waſſerſcheide, hier findet nach der alten Generalſtabskarte durch den Radeckbach (auch Radüſche genannt) eine Diſkuſſion zwiſchen Mühlenbach und Schwarzbach ſtatt. Ungefähr in der Mitte der Radüſchen Niederung liegen Konikow und Augaſtin beide gegenüber, letzteres auf ziemlich ſteilem Thalrande. Beide Dörfer waren Köslíner Amtsdörfer und produzieren viel Torf, erſteres iſt Kirchdorf; Gräberfelder ſind bei demſelben aufgedeckt worden. Bei Giesdow, weſtlich von Konikow, geht die Waſſerſcheide weit nach Norden noch über die Körliner Chauſſee hinaus bis Datjow, deſſen See durch einen längeren Graben abgeleitet iſt. Am Datjower See liegt ein Burgwall.

Wenden wir uns nun zu den Bächen, welche direkt der Oſtſee zufließen. Daß der Küſtenſtrich fruchtbar iſt und in demſelben viel Weizen gebaut wird, wurde ſchon in der Einleitung erwähnt. Die Bauern ſind wohlhabend, halten aber mehr an ihren einfachen Gebräuchen und Sitten als die Bauern auf dem Höhenzuge, die ſich mehr ſtädtiſchem Weſen nähern. Der Reſtbach entſpringt auf der Grenze des Köslíner und Schlawer Kreiſes, fließt dann an der öſtlichen Seite des Gollenberges immer durch waldiges Revier, einige kleine Bäche ſtrömen ihm zu. An der Chauſſee nach Pollnow liegt hier das langgeſtreckte ſüdliche Eigentumsdorf Mocker, früher zum Neuſtettiner Kreiſe gehörig. Mocker gelangte 1287 durch Schenkung an das Nonnenkloſter zu Köslin, wurde 1718 von der Stadt erworben und hat leichten Boden. Dann Steglin an der Grenze des Schlawer Kreiſes, zu welchem noch ein Teil gehört, ebenfalls 1718 von der Stadt erworben; beide für 13500 Thaler; die Kirche mit ſpitzem und ſchlankem Turm. Viel Wald iſt in der Nähe, auch Fiſchteiche ſind hier angelegt. Nördlich von Bangerow erſtreckt ſich der Hammerwald bis zur Kreisgrenze und bis zur Chauſſee nach Zanow. An derſelben liegt Kluß, dicht an der Grenze, welche hier der Reſtbach bildet, 1614 erbaut, im ſiebenjährigen Kriege verwüſtet und 1764 wieder aufgebaut und in ein Vollſpinnereidorf verwandelt, welche Induſtrie aber nicht gedieh. Dann folgt Gohrband, d. h. am Berge wohnend, am nordöſtlichen Abhange des Gollen, freundlich im Grünen gelegen. In Gohrband war ein feſtes Schloß, welches Peter Swenz, Palatinus von Pommern, dem Köslíner Magiſtrat 1308 für 100 Mark (= 2400 Mark) verkaufte [2]). In derſelben Entfernung vom Gollenberg die Koloniedörfer Meyringen und Schwerinsthal, beide im Jahre 1749 auf Köslíniſchem Grunde durch Rodung von Buchen und Eichen neu angelegt. Erſteres nach dem General Meyering genannt und mit Kolouiſten aus Mecklenburg beſetzt, letzteres nach dem Generalfeldmarſchall Schwerin genannt und mit 18 württembergiſchen Familien beſetzt, welche alle bis auf zwei wieder fortliefen, an ihre Stelle traten Leute aus Zamund. Große Möſſen ziehen ſich von dieſen Dörfern nach Norden zum Reſtbach hin, der in der öſtlichen Bucht des Zamundes See zwiſchen Labuſ und Buſſekenn mündet.

An der öſtlichen Grenze des Kreiſes ſind noch einige Dörfer zu erwähnen: Schlibben, Bahnhof der Stadt Zanow, 1265 genannt, Zuchen, in niedriger Gegend, ebenfalls 1275 genannt, 1565 als Lehen der Heidebrecks erwähnt; Klein, wahrſcheinlich 1518 angelegt, Neplow, 1309 erwähnt, letztere beiden gehören zum Güterkomplex von Buſſekenn.

„Jetzt werden meine Leſer ein Herz faſſen, mit mir auf den Gollenberg zu gehen, welcher wegen ſeiner ehemaligen Heiligkeit und Gottlofigkeit den Auswärtigen das größte Denkmal von Hinterpommern geweſen iſt [3]).“ Derſelbe liegt weſtlich von Reſtbach zwiſchen den Städten Köslin und Zanow und heißt Berg. Er hat die Geſtalt einer Ellipſe und gehört der Stadt Köslin. Mit derſelben wird er zuerſt 1214 erwähnt, den öſtlichen Teil, zu Schloß Gohrland gehörig, erwarb die Stadt 1313. Wenn er auch nicht, wie Mirael ſchreibt, bis an die Karpathen reicht, ſondern wirklich vereinzelt gegen das flache Küſtenland ſteil emporſteigt und gegen Zanow ſich in tiefe Schluchten ſpaltet, ſo galt er doch bis zum Jahre 1836 für den höchſten Punkt im Pommernlande, zu welcher Annahme wohl ſeine iſolierte Lage das meiſte beitrug. Der mit Wald bewachſene, in blauen Duft gehüllte Berg erhöht den Eindruck eines kleinen Gebirges. In Wirklichkeit iſt er nach Berghaus 423 Fuß (133 m) hoch; auf der alten Generalſtabskarte wird die Höhe des Fahnenberges auf 458 Fuß, die Höhe des Schiefenberges auf 460 Fuß (144 m) angegeben. Wie er ſelbſt einen hübſchen Anblick

[1]) Barthold, IV, 1, 245.

[2]) Berlbach, Pommerelliſche Urkunde, S. 584.

[3]) Niemann, S. 175.

[3]) Haken, Diplomatiſche Geſchichte von Köslin, S. 33.

Digitized by Google

gewährt, so hat man auch von seinen höchsten Spitzen eine schöne Aussicht auf das umliegende Land. Vor uns die Stadt Köslin, zu beiden Seiten ragen einzelne Dörfer, von üppigen Saaten umgeben, aus dem Grünen hervor. Das Auge schweift über den Jammuder See, der durch einen schmalen weißen Streifen von der See getrennt ist, auf die im weiten Bogen den Horizont begrenzende Flut, an deren östlichen und westlichem Ende die Kirchtürme von Kolberg und Rügenwalde sichtbar sind. Auch innerhalb schöne Spaziergänge, so wohl der beliebten Försterei von Schröder und nach dem Treppenfrieg, der Trepp auf, Trepp ab bis zum Hammerwald führt, der seinem Namen nach einen Eisenhammer haben soll. Auf dem nördlich von der Chaussee nach Zanow liegenden Fahnenberge stand eine Bergkapelle, welche ein hochberühmtes Bild der unbefleckten Jungfrau Maria einschloß, nach der 1378 von Rom aus gewallfahrt wurde, 1533 ging dieselbe in Flammen auf. Im siebenzehnten Jahrhundert (1667) wurde an derselben Stelle eine Stange mit eiserner Wetterfahne und einem Kreuz errichtet. Im Jahre 1829, 3. August, wurde von den pommerschen Kreisen auf dem Fahnenberge ein Denkmal errichtet, welches aus einem 42½ Fuß hohen, von Eisen gegossenen Kreuze besteht, zur Erinnerung an die in den Freiheitskriegen gefallenen pommerschen Landsleute. Vor Zeiten war der Gollenberg wegen der in seinen Thalschluchten verübten Räubereien und Mordthaten sehr verrufen, auch hat sich wirklich der Name Mördergrube als Bezeichnung eines verdächtigen Orts in demselben erhalten [1]). So erzählt Hanncke [2]), daß in dem Dorfe Klutz bei Zanow der Postwagen vier Stunden liegen bleiben mußte, weil die Passagiere — drei Juden, die viel Geld bei sich führten — die Nacht nicht durch den verrufenen Gollenberg hätten fahren wollen.

Der Mühlenbach, der in seinem Ursprung auch Seidelbach genannt wird, entspringt nordöstlich vom Dorfe Seidel an der Grenze der Karziner Forst. Hier liegt das Dorf Seidel mit leichtem Boden, seit dem 14. Jahrhundert ein Glasenappsches Lehen, bei demselben wurden 1878 2000 Münzen gefunden. Der Bach fließt nun in nördlicher Richtung an mehreren kleinen Seen vorbei in den Achtersee. Südlich davon an der Chaussee nach Bublitz Manow, durch welchen Ort auch die sogenannte südliche Straße nach Pollnow führt; es ist ein altes Glasenappsches Lehen, 1375 erwähnt, mit schlossartigem Herrenhaus. Augenblicklich gehört es dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen. Viele Wiesen (gegen 1000 Morgen) gehören zu dem Gute, außerdem große Torfmoore, Kalk- und Mergelgruben. 1760 befand sich Tottlebens Hauptquartier hier. An der östlichen Seite des Achtersees Wisbuhr, 1420 urkundlich erwähnt, in einer bergigen Gegend, östlich an die Ausläufer des Gollen stoßend. Der Boden ist guter Roggenboden, früher war ein Eisenhammer hier. Der Ausfluß des Achtersees geht dann in den größeren Lübtowsee, der diesen Namen auch dem kleinen Dorfe Lübtow führt, früher Boninsee genannt. Die Fischerei in demselben ist ziemlich bedeutend. Zur Stiftszeit gehörte Stagnum Bonini mit allen seinen Ufern und Erzeugnissen zu den Tafelgütern des Bischofs der Kamminschen Kirche. An denselben sind bedeutende Wiesenkalklager. Mitten durch den See führt der sogenannte Teufelsdamm, der seinen Namen davon erhalten hat, weil ein Ritter seine Seele dem Teufel verschreiben wollte [3]). In der Nähe des Teufelsdamm stand eine Burg, von welcher man 1870 verschiedene Überreste von Baulichkeiten und alterümlichen Geräten gefunden hat. An seiner westlichen Seite das Dorf Bonin, niedrig gelegen. Das Dorf ist das Stammhaus des Geschlechts Bonin, welches 1288 zuerst genannt wird und in dessen Besitz es sich 1301 befand. Später kam das Dorf an das Nonnenkloster in Köslin. Etwa 1500 Schritt vom Dorfe, an der Pollnower Straße, liegt die sehr alte Kirche des Dorfes auf den Boniner Kirchbergen, seit 1816 geschlossen. Ohne Zweifel lag die Kirche in der Mitte des Dorfes, welches erst später näher an den See gelegt ist. Der Ausfluß des Lübtowsee nimmt jetzt den Namen Mühlenbach an und fließt nach Norden zwischen den städtischen Eigentumsdörfern Kretmin und Dörfenthin, nach Dirsenthin 1284 genannt. Einen kleinen Arm, die Radüsche, entsendet er, wie erwähnt, nach Westen. Wendland [4]) berichtet, daß die Radüsche ihren Ursprung im Boninschen See gehabt habe und an den Dörfern Gerin und Thunow vorbei in die Radüe gegangen. Später sei der alte Gang verstopft und die Radüsche auf die Stadt geleitet und mit dem Mühlenbache um der Mühlen willen vereinigiert worden. Diese Ansicht des Chronisten wird durch zwei in den Urkundenbüchern gedruckte Urkunden bestätigt: 1274 gestattet Bischof Hermann der Stadt Köslin, den Bach Radesse in den Jammundschen See abzuleiten. Dieser entsprang im See bei Wisbuhr (Achtersee), denn es heißt zum Jahre 1289: „quod a stagno, qui dicitur Wisbuhr, usque in stagnum Jamene dictum". Es folgt Rozzow, unmittelbar an Köslin stoßend, an der Chaussee nach Pollnow mit villenartigen Gebäuden. Rozzow (Rokesowe) wird 1284 dem Nonnenkloster in Köslin geschenkt. So kommen wir von den städtischen Eigentumsdörfern zur Stadt Köslin selbst: Das Tiemergefolge kündet die Herrschaft an.

Köslin liegt auf der linken Seite des Mühlenbaches auf einer ebenen Fläche 45 m über dem Ostseespiegel. Vom Bahnhof führt die neue Thorstraße auf den großen Markt. Hier das Rathaus (1827 gebaut) mit der Bache. Auf dem Markt das Denkmal Friedrich Wilhelm I., 1724 errichtet, zum Andenken an die Wohlthaten, welche er der Stadt nach dem Brande von 1718 zukommen ließ. Vom Markt führt weiter östlich die Berggstraße bis zum Wall, beide eben erwähnten Straßen sind die Hauptverkehrsadern der Stadt. Dann führt eine Brücke über den Mühlenbach, dessen mit Bäumen umsäumtes Wiesenthal einen hübschen Anblick gewährt, zu der Friedrich-Wilhelmsallee. Dieselbe nach Friedrich Wilhelm III. so genannt, wurde 1816 auf den sogenannten Fürstberge angelegt. Hier das große Postgebäude, vor demselben das Kriegerdenkmal, dann das Seminar (1816 gegründet, 1828 gebaut). Hinter der Gabelung der Straßen, welche schöne und belebte Spaziergänge sind, an der Straße nach Zanow das Gymnasium (1821 gegründet, 1877/79 gebaut). Vom Markt südlich die Hohe Thorstraße nach dem Holzmarkt, senkrecht auf derselben die Regierungsstraße, bei Halen Schmorrenhäger und Heilige Geiststraße genannt, mit dem Sitz der Regierung, nördlich vom Markt die Mühlenstraße, parallel mit ihr von der Bergstraße aus die Junkerstraße, welche zur Schloßkirche, zum Gerichtsgebäude und zur Loge führt. An die innere Stadt schließen sich außer der Friedrich-Wilhelmstadt drei Vorstädte an.

Die Stadt ist nach dem großen Brande größtenteils in holländischem Baustil aufgeführt, regelmäßig gebaut und eine der freundlichsten Städte Pommerns. Eine Menge Gärten befinden sich in der Stadt, von denen der Lütkesche Garten, den man nach Überschreiten des Mühlenbaches tief im Grunde liegen sieht, und der Schützengarten besonders zu erwähnen ist. Sie war mit einer Ringmauer umgeben,

[1]) Bruno, Geschichte der Stadt Köslin S. 207, wo auch einige Mordthaten angeführt werden.
[2]) Pommersche Skizzen S. 64.
[3]) Näheres bei Knoop a. a. O. S. 122.

[4]) Bei Bruno S. 207.

Digitized by Google

von der noch einige Stücke erhalten sind, an Stelle der Wälle sind hübsche Promenaden angelegt. Dem Schöpfer derselben, dem Präsidenten Fritsche, ist auf dem kleinen Walle ein Denkmal errichtet worden (1851). Seit 1737 hat die Stadt Wasserleitung aus einer Quelle im Gollen, 2000 m von der Stadt. Der nahe Gollen bietet überhaupt dem Kösliner leicht Gelegenheit, Waldesluft und Waldesfrische einzunehmen.

Von öffentlichen Gebäuden ist die Marienkirche zwischen der Großen und Kleinen Papenstraße zu bemerken. Sie gehört dem gothischen Stile des 14. Jahrhunderts an und hat niedrige Seitenschiffe. Urkundlich wird ihrer zuerst im Jahre 1331 gedacht. Über das Schnitzwerk am Hochaltar siehe Kugler, Pommersche Kunstgeschichte, S. 213. Außer der noch zu erwähnenden Schloßkirche sind noch die katholische und die Irvingianer Kirche zu nennen.

Vier Kapellen dienten ehemals zu gottesdienstlichen Gebräuchen, von welchen jetzt nur noch die St. Gertrudskapelle ihrer äußeren Gestalt nach vorhanden ist. In dem Gebäudekomplex, wo jetzt das Gerichtsgebäude (1825), die Loge und die Schloßkirche steht, stand das Kloster. Dasselbe wurde 1568 abgebrochen und von Johann Friedrich ein Schloß erbaut. Sein Nachfolger vollendete und vergrößerte den Bau, legte Lustgarten und Stechbahn an. Auf einer Anhöhe gelegen, sah es stattlich aus, vor ihm dehnte sich ein weiter Teich aus, der jetzt in ein Wiesenthal umgewandelt ist. In demselben residierten die Bischof-Herzöge aus dem pommerschen Greifengeschlecht. Auch das Schloß ist verschwunden; neuerdings ist in der alten Mauer eine Tafel angebracht mit den Worten: Hier stand das durch Feuer zerstörte Residenzschloß der pommerschen Herzöge, Kasimir, Franz und Ulrich, Bischöfe von Kammin 1574 bis 1622. Den letzteren Bischof besuchte Johann Sigismund von Brandenburg auf dem Schlosse (1619). Aus der Klosterkirche, welche lange wüste gelegen, entstand die Schloßkirche, sie wurde 1609 eingeweiht, brannte ebenfalls 1718 ab, 1724 wieder aufgebaut, 1839 restauriert. Aus derselben habe, erzählt man, wie fast in allen Städten, ein unterirdischer Gang nach der Wallfahrtskapelle im Gollen geführt.

Köslin ist eine wohlhabende Kommune, die über 16000 Morgen Forst besitzt. — Gollenberg 9000 Morgen groß, daher ist das Schulgeld in der Elementarschule erlassen, im übrigen ist sie wesentlich Beamtenstadt, Sitz verschiedener Behörden (Regierung, Landgericht, Oberpostdirection u. s. w.). Von industriellen Unternehmungen sind zu nennen, eine Papierfabrik, Eisengießereien, Mineralwasserfabrik, Ölraffinerie, Bierbrauereien, Wollspinnerei und einige Mühlen. Daher hat sich die Bevölkerung wesentlich vermehrt, aus 2933 Einwohnern des Jahres 1780 sind 16834 des Jahres 1880 geworden, so daß aus 100 Einwohnern des ersten Jahres 574 des letzteren geworden sind. Nächst Stettin hat Köslin die bedeutendste Zunahme von allen pommerschen Städten aufzuweisen.

Fragen wir uns nun, warum sich gerade an dieser Stelle eine verhältnismäßig bedeutende Stadt entwickelte. Obgleich die Stadt im Sinn des Mittelalters nicht sehr fest war, so lag sie doch an einem Fluß, der mit der Ostsee in Verbindung stand, so daß sie Seehandel treiben konnte. Man hatte die Schanzen vor dem Kösliner Thor und fuhr sie auf Wagen nach dem Jammdschen See, der zu diesem Zwecke einen schiffbaren Abfluß zwischen Deep und Vaase hatte; noch 1859 bestand die Kösliner Rhederei aus sechs Schiffen. Ferner lag sie an der äußersten Grenze des bischöflichen Gebietes; der Bischof mußte großes Interesse daran haben, seine Ostgrenze zu schützen. Am Fuße des Gollenberges gelegen, beherrschte und sicherte sie die gefährliche Passage durch denselben und schied lange deutsches und wendisches Wesen, wie denn den Köslinern noch 1516 verboten wurde, von den wendischen Leuten mit wendischen Sprachen zu kaufen. Aus der Slawenzeit stand eine Burg an dieser Stelle. Daher zeugt es von dem praktischen Blick des Bischofs, gerade hier ein starkes Gemeinwesen zu gründen.

Das Dorf Koffalin, adj. poss., vom Personennamen Kosla, d. h. Krummbein, schenkte Bogislaw II. noch einer allerdings angezweifelten Urkunde 1214 dem Kloster Belbeck. Am 23. Mai 1266 gründete Bischof Hermann die deutsche Stadt Köslin, 1277 stiftete er das Cistercienser Nonnenkloster auf der insula s. Marine. Um 1417 [1]) fand eine Fehde zwischen Köslin und Kolberg statt, in welcher die Kolberger von den Kösliner geschlagen wurden. Eine interessante aber nicht gerade angenehme Episode der städtischen Geschichte ist die, als Bogislaw X. 1480 von den Kösliner in Zanow überfallen und gefangen nach Köslin geführt wurde. Der nähere Hergang ist in Kürze folgender. Kaufleute und Krämer aus Köslin fuhren an Zanow vorüber und das Hofgesinde des Herzogs nahm ihnen ohne Wissen desselben ihre Waren fort. Die Kösliner machten nun großes Geschrei in der Stadt und zogen in hellen Haufen vor das Zanower Schloß. Der Herzog suchte sie zu beruhigen und befahl ihnen, Namen zu nennen. Da sie aber keinen der Übelthäter kannten und heftig auf die Burg drangen, erhob sich ein allgemeiner Tumult, in welchem viele verwundet wurden. Ein Kösliner hob eine Hellebarde gegen den Herzog auf, um sie ihm auf den Kopf zu treiben, und hätte ihn erschlagen, wenn nicht Adam Podewils, der Hauptmann von Zanow, dazwischen gesprungen und den Bürger niedergeworfen hätte. Zuletzt wurde der Herzog gefangen und im Triumph nach Köslin geführt. Der Stadtdiener ritt voran und rief den Bürgermeistern, die auf dem Markte standen, zu: „All gewunnen, all gewunnen.“ Aber die Bürgermeister erschraken auf die Nachricht von der Gefangennehmung des Herzogs, gingen ihm vors Thor entgegen und baten ihn um Verzeihung. Der Herzog Bogislav ließ die Kösliner nicht so leichten Kaufes davon und legte ihnen harte Bedingungen auf. Etliche tausend Gulden war er ihnen schuldig, von welchen weiter nicht die Rede war, dazu mußten sie noch 3000 Gulden geben und einen goldenen Becher. Wenn er nach Köslin käme, sollten sie ihn und seine Gemahlin mit 200 Pferden stattlich verpflegen, das Thor niederreißen und ihn zum Zeichen der Unterwerfung darüber reiten lassen; ferner sollten sie ihm mit der ganzen Kleisei, den Amtsfrauen aus dem Kloster, entgegengehen, ihm einen Fußfall thun und ihn um Vergebung bitten, schließlich noch seiner Gemahlin ein Kleinod mit 200 Goldgulden geben. „Und von dieser Geschichte ist entsprungen das Sprichwort, daß man sagt, daß die Kösliner wohl eine Thorheit thun dürfen und dürfen sie auch wohl bezahlen [2]).“ Auch bei Einführung der Reformation fanden Tumulte statt. Ein angetrunkener Barbier störte mit einer schreienden Ente unter dem Arme den Gottesdienst. Er wurde zur Strafe in einen Sack gesteckt und ersäuft. Daher sagt Kantzow von Köslin: „Köslin ist auch eine feinliche Stadt, nicht weniger denn Aufam, ausgenommen, daß es keine Seefahrt hat, hat eine Pfarre und ein Jungfrauenkloster. Gehört auch dem Bischof von Kamin; treibt auch nicht selten Aufruhr und Mutwillen, welches sie denn gemeiniglich hoch verbüßen. In kurzen Jahren haben sie eine unmenschliche That begangen an einem Barbier. Item, ein Sprichwort ist: uns Kösslin.“ Wegen des ihnen von den Bischöfen bestätigten Rechtes der freien Seeschiffahrt gerieten die Kösliner 1510 mit Kolberg und

[1]) Vergl. Niemann, S. 225.
[2]) Kantzow. Ausgabe von Kosegarten II, S. 195.

Digitized by Google

Rügenwalde in Streit. Zur Erinnerung an die Zeit der bischöflichen Herrschaft prangt noch heutigen Tages über dem Eingange des Rathauses die Inful im Wappen der Stadt über der Schiffsel mit dem abgeschlagenen Haupt Johannis des Täufers und ihm zu Ehren wird noch jetzt alljährlich der St. Johannistag in dem nahe gelegenen Buchwalde — schon 1266 genannt — durch ein altes herkömmliches Volksfest gefeiert. Wie schon erwähnt, brannte das Schloß, die Schloßkirche, das Rathaus und 297 Häuser 1718 ab. Friedrich Wilhelm I. gründete das Kösliner Hofgericht. Im siebenjährigen Kriege hatte die Stadt von den Russen viel zu leiden. 1764 wurde hier ein Königl. Kriegs- und Domänenkammer-Deputations-Kollegium gegründet. 1816 wurde die Stadt der Sitz der Regierung. Sie ist der Geburtsort des Hans Hülekschwager (Johannes Micraelius), gest. 1658, eines pommerschen Geschichtsschreibers.

Von berühmten Persönlichkeiten besuchte König Friedrich Wilhelm I. öfters Köslin und übernachtete dann in dem Hause des Kreisphysikus und Bürgermeisters Nüglin. 1717 passierte Peter der Große die Stadt. 1723 logierte die Landgräfin von Hessen Darmstadt mit ihren Töchtern und dem Freunde Goethes, Merck, im Hause des Deputatskollegium [1]). 1776 besuchten Prinz Heinrich, Bruder Friedrich des Großen, und der nachherige Kaiser Paul I. die Stadt. 1786 logierte Friedrich Wilhelm II. beim Kaufmann Zeltwach am Markt. 1798 kamen Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise in die Stadt, sie bestiegen den Gollen; letztere übernachtete beim Kaufmann Berdinetti. 1817 passierten Prinzessin Charlotte und Prinz Wilhelm auf der Reise nach Petersburg die Stadt. 1818 Friedrich Wilhelm III. auf der Rückreise von Petersburg. 1834 endlich der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm IV. und seine Gemahlin Ludovika.

Von Köslin fließt der Mühlenbach in nördlicher Richtung, begrenzt im Osten den Buchwald und ergießt sich zwischen Jamund und Puddenzdorf in den Jamunder See.

Betrachten wir nun die Küste und die an ihr oder nicht weit von ihr liegenden Dörfer. Eine flache Waldniederung trennt den Bindower See von dem Jamunder. An der Nordseite desselben, bei Beginn der Nehrung, liegt das Fischerdorf Laase (1278 genannt). Von demselben zieht sich die Nehrung 10 km südwestlich hin ungefähr bis zum Fischerdorfe Nest. Dieselbe ist etwa 500 bis 750 m breit [2]). Die Dünen sind auf der Nehrung nur kümmerlich bewachsen. Ungefähr in der Mitte ist der Abfluß aus dem Jamundschen See, welcher nach Brüggemann 1640 entstand, durch welche eine wegen des Sagsandes gefürchtete Furt geht, östlich davon das ärmliche Fischerdorf Deep. Hier in der Nähe führen die Küsse mit ihren Schuten ins Meer, wo die sogenannte Bollwerksdüne liegt. Am Westrande der Nehrung liegt das Fischerdorf Nest, 1278 urkundlich erwähnt, in welchem Jahre dem Nonnenkloster in Köslin die Taberne im Torfe Benest verliehen wurde. 1281 war das Kastrum Nest im Besitz des Ritters Johann Rouele. Bis vor kurzem führte ein sandiger Weg von Woellen dorthin. Es wurde im Jahre 1552 bei der großen Sturmflut zerstört und nachher bei seinem Wiederaufbau an die frische See verlegt, wo der Ostsee durch eine 18 m hohe Düne geschützt. Das Weideland, welches ehemals reichlich vorhanden war, ist versandet. Im Sommer haben die Fischer durch Badegäste, welche sich hier zahlreich aufhalten, einen reichlichen Verdienst.

Hinter der Nehrung liegt der Jamundsche See, 2 bis 3 m tief, 24 qkm groß, 10 km lang, zwei Halbinseln ragen auf der südlichen Seite in denselben hinein, welche drei Buchten bilden. Zwei mächtige erratische Blöcke liegen in demselben. An der Ostseite unmittelbar am See Wusseken, überwiegend Boden vierter Klasse. Die Kirche war ein berühmter Wallfahrtsort, da in demselben eine gewisse Hostie gezeigt wurde, aus der Blut herausquoll. Wendland berichtet darüber. Bei Austeilung des Sakramentes kamen viele Gläubige herbei, unter anderen sei auch eines Hirten Frau hinzugetreten und zwar vor der Edelfrau, nämlich vor Ritter Paul Bulgrins Ehegemahlin. Diese habe das arme Weib zurückgestoßen, worüber aber die konsekrierte Hostie dem Priester nicht allein aus der Hand auf die Erde gefallen, sondern auch gedachte Ehefrau knietief in die Erde gesunken sein soll. Der Entstrafen hob die Hostie unter dem Vorgeben, daß sie blute, von der Erde auf und ein großer Wallfahrtsort wird bis 1534 errichtet. Auch ihr Ehemann, Paul Bulgrin, scheint ein sehr sündhafter Mensch gewesen zu sein, denn die Priester legten ihm eine Wallfahrt nach Santiago de Compostella auf. Als er aber von den dortigen Priestern nach dem viel gnadenreicheren Marienbilde auf dem Gollen verwiesen worden war, suchte und wetterte der gottlose Ritter bei seiner Rückkehr nach Wusseken, 1416, über die Gemeinschaftlichkeit seiner Pfaffen, der ihn habe 400 Meilen reisen lassen, da er doch den Ort der Gnade vor seiner Thür und seines Vaters Dachsen sehr oft daselbst gehütet habe. Auch in der Kirche des benachbarten Jamund wird ein Kruzifix gezeigt, welches inwendig hohl ist und auf Verlangen Blut schwitzen konnte. Wusseken war der Sitz eines alten slawischen Geschlechtes, dessen urkundlicher Ahnherr der schwarze Ritter Bartus war und nach dem sich das Geschlecht Bartuskewitz, später Bulgrin, nannte. Süblich von der Kirche am See hatten sie ein festes Schloß erbaut, welches noch auf der alten Generalstabskarte angegeben ist. Auf dem östlichen Vorsprunge liegt Labus, dann folgt südwestlich Jamund, schon 1224 urkundlich genannt, gehörte zu den 13 Dörfern, welche 1227 dem Nonnenkloster zu Treptow geschenkt wurden, seit 1331 im Besitz der Stadt Köslin, es ist ein wohlhabendes Bauerndorf mit gutem Acker. Hier wirkte 22 Jahre lang der Pastor Wilhelm Haken (1749 bis 1771), der sich um die pommersche Lokalgeschichte verdient gemacht und die Geschichte der Stadt Köslin nach Stolp veröffentlicht hat. Auch über die Lage der Jomsburg hat er eine Arbeit herausgegeben, welche noch dazu von der dänischen Akademie der Wissenschaften mit einem Preise gekrönt ist. Er verlegte dieselbe in die Umgegend von Jamund [3]). Auch eine Bibliothek in der Kirche hat er gestiftet. Die Bewohner Jamunds und Labus haben ihre eigentümliche Tracht und Sitten treuer bewahrt als die Nachbardörfer. In beiden Dörfern kommen nur seben Familiennamen seit mehreren Jahrhunderten vor: die Lassahn, die Lemken, die Lüttschwager, die Mallow, die Manken, die Marre und die Otten, und ebenso nur wenige Vornamen. Den Anzug hat Benno, a. a. O. S. 186 anschaulich geschildert, nur den Brautstaat einer Jamunderin wollen wir nach demselben Autor hervorheben. Die Jamunderin trägt als Braut einen seinen schwarzen Anzug nach altem herkömmlichem Schnitt, der von einem mit Silber und Goldbressen reich besetzten Leibstittel zusammengehalten wird, um den Hals einen bis auf die Brust Linn reichenden Faltenkragen, um die Schultern einen kurzen Tuchmantel, auf den Händen schwarzlederne, blankgestickte Handschuhe. Der Hauptschmuck ist immer der sogenannte Pfeil, eine seltsam geformte hohe Brautkrone, auf einem metallenen Bügel,

[1]) Das Nähere bei Hannecke, a. a. O. S. 68.

[2]) Lehmann, Das Küstengebiet Hinterpommerns 1884.

[3]) Haken, historisch kritische Untersuchung sämtlicher Nachrichten von der ehemaligen, auf der pommerschen Küste befindlich gewesenen und so hoch berühmten Seestadt Jomsburg. 1776.

Digitized by Google

worüber sich andre Bügel sphäroidisch erheben, die sämtlich mit Knistergold, vielen silbernen Flittern und sonstigen Zierraten prangen. Seit 1817 ist dieser Schmuck noch durch eine goldene Haskette vermehrt worden. Am 15. Juni 1817 passierte die nachmalige Kaiserin Charlotte, Gemahlin des Kaisers Nikolaus, Tochter Friedrich Wilhelm III., den Gollen, wo sie von einer Schar junger Mädchen begrüßt wurde. Alle erschienen in ihrer eigentümlichen Tracht, nur die Führerin namens Anna Lassahn im vorbeschriebenen Brautstaat. Sie begrüßte die Königstochter mit einem Gedicht und erhielt zur Belohnung eine goldene Kette, welche noch heute jede Braut an ihrem Ehrentage trägt. Ebensalls verdienen die Gilden, das sind Zusammenkünfte, erwähnt zu werden. Sie werden zu Jannnd im Monat Mai oder Juni gehalten. Dieselben fangen Mittwoch an und endigen Sonnabend. In jedem der dazu bestimmten drei Höfe versammeln sich Mittwoch nachmittags 12 Familien. Während Knechte und Mädchen im Vorhause tanzen, unterhalten sich die Hausväter in den Stuben oder spielen Karten. Es wird nebenbei feines Weizenbrod und Butter verabreicht. Am folgenden Tage nimmt die Gilde schon vormittags wieder ihren Anfang; der Hausvater sorgt für ein reichliches Frühstück, aus Fischen, Butterschnitten und Branntwein bestehend; des nachmittags wird ein eigens für diese Tage gebrautes starkes Bier gegeben, so gehts bis Sonnabend. Die Gildewirte benutzen dafür zugleich als Entschädigung ein Grundstück, die Gildewiese genannt, wovon jeder ungefähr drei Hinder Heu erhalten mag.

An derselben Entfernung vom See Neuenhagen mit fruchtbarem Acker. Dicht dabei Groß- und Klein-Streitz am Baskerkanal, der in den Jannnder-See führt, erheben ein altes Schmeilingsches Lehen. Unmittelbar hinter den Tümen Groß- und Klein-Möllen. Groß-Möllen 1288 genannt; 1333 verkaufte es der Kolberger Patrizier Henning Schlief an einen Tamitz, ebenfalls Bürger von Kolberg; in dem Besitz dieser Familie scheint es sich über 400 Jahr. Beides sind freundliche Dörfer, in ersterem sind einige hübsche Häuser zu Badewohnungen eingerichtet, hier endet die Chaussee von Köslin, welche hinter Jüdenhagen sich gabelt, und deren westlicher Arm nach Kolberg führt. Jüdenhagen ist ein langgestrecktes, freundliches Dorf, nördlich vom Buchwald gelegen, ein altes (1368) Schmeilingsches Lehen mit gutem Acker. Mit ihm beginnt die Reihe der langgestreckten Hagendörfer. Den Namen leitet Berghaus vom slavischen Chädo, d. h. schlechter Hagen ab. Dann führt die Chaussee an dem Amte Kasimirsburg vorbei zum Dorfe Bast. Kasimirsburg ist ein fruchtbare Domäne. 1592 legte der Fürst-Bischof Kasimir IX. eine Smterei an und ließ ein Schloß bauen und einen schönen Garten anlegen an den lustigen frischen See (dem abgelassenen Baster). Dem Schlosse gab er seinen Namen und verlegte hierhin den Sitz seiner Beamten. Seit dieser Zeit wurde das Amt Kasimirsburg genannt, welches seither Bast hieß. Bei dem Gutshofe wurde eine römische Münze gefunden. Dicht dabei Bast am Ostende des Baster See, der in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts trocken gelegt und durch einen Kanal in den Jannnder See abgelassen ist. Die Kirche ist ein gut erhaltenes gothisches Gebäude mit einem Querschiffe auf der Südseite und vielen auf Glas gemalten Wappen an den Fenstern aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. An derselben hängt das Bildnis Kasimirs, außerdem ein Gerippe von einem Walfisch, der 1590 in der Ostsee gefangen wurde. Bastland oder Pestland (indago Bast) wurde 1277 Eigentum des Jungfrauenklosters zu Kolberg. 1288 wurde das Dorf an das Kloster Dargun verliehen. Der Wendo Milota hatte nach um das Dorf einen Streit mit dem Kloster, welchen der Budewer Abt schlichtete [1]). Das Dorf hatte früher die Marktgerechtigkeit, welche Märkte 1733 nach Köslin verlegt wurden. Dicht dabei Todtenhagen (d. h. der Hagen des Todt) mit dem größten Grundsteuerreinertrag, nämlich 85 Sgr. vom Morgen Ackerland. Ebensalls unmittelbar am Strande liegen die Ortschaften Bauerhufen und Sorenbohm, ersteres ein freundliches Fischerdorf, in welchem im Sommer viele Badegäste ein geselliges Leben führen, durch eine Düne, welche am westlichen Ende hoch ist und eine steile Böschung hat, geschützt. Ein tiefer Sandweg, wenn man nicht einen großen Umweg durch fruchtbares Feld vorzieht, führt zu den benachbarten Sorenbohm, welches unmittelbar am Strande liegt, so daß die Gärten an den dünenlosen Strand stoßen. Hier hat die See viel Land weggerissen. Die Kirche, 1856 gebaut, ist von freundlichen Bäumen umschattet. Westlich davon Fauntshagen, 1288 genannt, ein langes Dorf, eben und fruchtbar; das Gut verkauft viel Gemüse an die Badegäste. Es war wie das benachbarte Parpart ein Tamitzsches Lehen. Die Kirche, welche 1490 als ecclesia parochialis unter dem Patronat des Nonnenklosters zu Köslin erwähnt wird, hat die Ostsee hinweggerissen. Der Leuchtturm ist weithin sichtbar. Westlich von Neuenhagen, dem Geburtsorte des Kriegsministers Roon (geft. 1879), mündet die Bonne in die Ostsee.

Der rote Bach oder die Bonne ist der Abfluß des Parnower Sees, welcher in gerader Linie 12 km von der Ostsee entfernt ist. Am östlichen Ufer des See liegt Tessin, urkundlich 1227 erwähnt, in welchem Jahre das Dorf Tessin von Barnim I. dem Nonnenkloster zu Treptow geschenkt wurde, mit fruchtbarem Acker und schlosbartigem Beighohnen. Hier fand, wie schon erwähnt, das Treffen zwischen Kolbergern und Kösslinern statt. An der andern Seite des Sees Parnow, 1288 genannt. Dann folgt am linken Ufer des kleinen Baches Barchimi, 1288 genannt, mit altertümlichem Herrenhause, es hat strengen Lehnsboden. Seit 1410 im Besitz der Kamcke. An dem zu Barchim gehörigen Gehölz liegt ein kleiner Burgwall, der seinen Namen noch dem dabei gelegenen Burgwall führt. Westlich davon ein großes Torfmoor. An derselben Seite liegt das lange und große Dorf Nordenhagen, d. h. Kurtehagen, hauptsächlich eine Straße bildend. Eine Apotheke befindet sich in demselben. Wo der Weg nach Strippow abgeht, liegt die Kirche, welche 1497 durch einen Sturm umgerissen wurde [2]). Die Fortsetzung des Dorfes bildet das hochgelegene Hohenfelde mit Schloß und daran schließendem schönen Park. Friedrich Wilhelm I. besuchte seinen Etatsminister Ernst Bogislaw von Kamcke in Hohenfelde. In dem Park wird noch eine Vertiefung gezeigt, wo der König sich ausstiert, und welche noch das Königsthal heißt. Später sist derselbe in Ungnade (geft. 1726). Jetzt gehört es dem früheren Kriegsminister von Kamcke. Das Gut scheint erst Ende des 16. Jahrhunderts angelegt zu sein. Es hat guten Weizenboden, woran sich auch in trockenen Jahren ein großer Wassermangel fühlbar macht. Die Bonne macht hier einen großen, nach Norden gerichteten Bogen, der sich bis Klepzowdorf erstreckt. Gerade über Hohenfelde durch das Bonnethal getrennt, liegt Borkenhagen mit gutem Acker. Von hier wandert man bis an die Küste durch lang gestreckte Dörfer, wie denn hier die Ansiedelungen viel zahlreicher sind als auf dem Landrücken. Unmittelbar an Borkenhagen schließt sich Schnitzenhagen an. An mehreren Gütern (z. B. Bosterberg), an fruchtbaren Feldern und schönen Gärten vorbei zur einfachen Kirche, bei der der Weg nach Kaltenhagen (Grundsteuerreinertrag 77 Sgr.) führt. Der südliche Weg führt durch Wiesen, und mehrere Brücken durchs Bonne-

[1]) Pertbach, S. 168.
[2]) Zeitschrift für preußische Geschichte, Bd. V, S. 583.

Digitized by Google

thal, an deren linken Seite Timmenhagen liegt, mit fruchtbarem Boden, 1399 im Besitz der Familie Weyer, dann Lappenhagen, endlich Lassehne, beide mit fruchtbarem Acker. Zwischen beiden Dörfern mündet der Strachminsche Mühlenbach. Die Kirche, in welcher viele Schiffe hängen, ist von hübschen Bäumen umschattet. Die Häuser sind einfach gebaut und die Bevölkerung hält am althergebrachten. Am (nördlichen) Ende des Dorfes das Schloß mit schönem Park, der, da lange der Besitzer gefehlt hat, etwas verwildert war. Urkundlich seit 1561 ein Kamelesches Lehen, wechselten in der Folge häufig die Besitzer. So war unter andren Otto von Schwerin, der Erzieher des ersten Königs von Preußen, Besitzer von Lassehne. Im vorigen Jahrhundert war der Feldmarschall Adrian Graf von Borcke im Besitz des Gutes und seine Nachkommen. In unserm Jahrhundert wurde es ein v. Arnimsches Lehen. Als der Kammerherr von Arnim mitte der sechziger Jahre, ohne Söhne zu hinterlassen, starb, gelangten nach langen Prozessen die Güter in Besitz der Familie Bedell-Schwerin. Hohe Linden (21 m) schützen das Dorf vor der See. Westlich werden noch einige Feldmarken zur Wonne hin entwässert, diesselben liegen an der alten Landstraße von Köslin nach Kolberg. Zuerst Strippow mit einfacher Holzkirche, am (östlichen) Anfang des Dorfes das Gut mit schwerem und nassen Boden. Etwas westlich davon Strachmin. Der Ort liegt kreisförmig um eine Wiese, die früher ein See war, auf einer Anhöhe, ist also noch eine wendische Niederlassung. Auf der gegen Süden gelegenen steil abfallenden Höhe steht die alte Dorfkirche, auf der nördlichen Seite der Wiese die herrschaftliche Hoflage mit altem Wohnhaus, welches zu Anfang des 18. Jahrhunderts von Paul von Kamele, Großmeister der Gewänder (grand maître de la maison royale, gest. 1717) gebaut wurde. Seine Gemahlin, geb. von Brünnow, Gouvernante des Kronprinzen Friedrich II., welcher ihre Kinder in den Grafenstand hob. An ersteren erinnert noch ein Grabdenkmal, bestehend aus Sandstein und weißem Marmor, oben die Büste desselben. Er selbst ruht in einem Gewölbe neben der Kirche. Außerdem hängen in der Kirche zwei Porträts als Brustbilder farbig auf Stein in halberhabener Arbeit, den Statthalter Paul von Pomm und dessen Frau darstellend. In Strachmin tritt die Familie von Kamele zuerst in Hinterpommern auf, nachdem der erste Ahnherr des Geschlechtes auf der Insel Usedom zuerst in einer Urkunde 1263 erwähnt wird. In Hinterpommern wird ein Petrus von Kamele 1299 genannt. Es ist ein altes wendisches Geschlecht, von welchem allein im siebenjährigen Kriege 41 Mitglieder (19 fielen) die Schlachten Friedrichs des Großen mitfochten.

Die Entdeckung vorgeschichtlicher Felsenbilder in Südindien.

Bellari liegt im südlichen Indien unter 15° nördl. Br. an der großen, von Madras nach Goa führenden Eisenbahn. Seine Nachbarschaft ist schon seit einiger Zeit als Sitz eines Steinzeitvolkes bekannt gewesen, das, nach den vorhandenen Überresten zu urteilen, hier einst sehr dicht angesiedelt war. Vor einigen Jahren hat der indische Geolog Bruce Foot (Journal of the Asiatic Soc. of Bengal, vol. LVI, 1887) gezeigt, daß der etwa 8 km nordöstlich von Bellari gelegene Berg Kapgal eine bedeutende Werkstatt, ein „Atelier" der indischen Steinzeit gewesen war, die dort durch paläolithische und neolithische Geräte vertreten ist. Außer diesen Steingeräten aber entdeckte er kleine Terassen an den Abhängen des Berges aus roh zusammengehäuften Steinen und gewaltige Köstenhöddinger von Asche, zerbrochene Topfscherben, Geräte, die als nutzlos in den Abfall geworfen waren, zerbrochene Nahrungsknochen u. s. w. Auch kleine, durch Abdämmung eines Baches entstandene Teiche scheinen von dem Volke der Steinzeit herzurühren, ebenso ausgehöhlte Blöcke von Granit und Gneis, in denen man die Geräte angeschliffen zu haben scheint. Letztere bestanden namentlich in Beilen von verschiedener Form und in allen Stadien der Vollendung; überall lagen die beim Schlagen entstandenen Steinsplitter in großer Menge umher. Der Stoff zu den Steingeräten besteht aus einer Art Grünstein (Diorit?), welcher in unregelmäßigen Bändern am Nordabhange des Kapgal vorkommt. Bis hinauf auf die Spitze des Hügels kann man unschwer diese Geräte sammeln, Steinbeile, Mahlsteine, Schaber, Kornquetscher, Meißel in allen Formen, bald roher, bald besser ausgeführt, die meisten aber zerbrochen, dazwischen zerbrochenes Töpfergeschirr, teilweise gut glasiert.

Dieser für die Vorgeschichte Indiens wichtige Hügel ist nun neuerdings (im Juni dieses Jahres) von F. Fawcett besucht worden, welcher darüber in der Orientalistenversammlung zu London im September berichtet hat. Ihm ist es gelungen, dort eine neue wichtige Entdeckung zu machen, nämlich Felsenbilder, die er den vorgeschichtlichen Bewohnern am Kapgal zuschreibt. Seit wir die künstlerischen Leistungen des prähistorischen Menschen in der Dordogne und Thayingen kennen, seit wir mit den vielfachen Felsenbildern niederstehender Völker, wie z. B. der Buschmänner, bekannt sind, hat es an und für sich nichts auffallendes, auch in Indien prähistorische Felsenbilder zu finden.

Fawcett war überrascht, als ihm an einer senkrechten Fläche des Felsens das erste Bild entgegentrat, das noch kein Europäer gesehen hatte und von dem er sich gleich die Frage vorlegte, ob es dem Steinzeitvolke sein Dasein verdankte? Die Stelle war in der oben angegebenen Weise terrassiert und zahlreiche Steingeräte lagen ringsumher. Die Felsenbilder, offenbar sehr alt, schienen zu verschwinden, wenn man sich ihnen näherte und waren am besten in einiger Entfernung, etwa aus 5 bis 8 m zu erkennen. Bei zweien sah Fawcett Figuren, welche Bogen und Pfeil zur Jagd brauchten. Er legte sich die Frage vor, wie die Spitzen der Pfeile beschaffen seien, denn bisher sind in Südindien (nicht südlicher als Tschutia Nagpur) keine feinerne Pfeilspitzen gefunden worden und auch am Kapgal kommen sie nicht vor. Die Urvölker haben hier gewiß nur Spitzen aus hartem Holz benutzt, wie das noch heute bei den Kani von Travancor der Fall ist. Diese kleinen, zu den Dravidisch gehörigen Kani benutzen allerdings eiserne Messer und sonstige Geräte aus Eisen, aber ihre Jagdpfeile sind mit Holzspitzen versehen. Eiserne Pfeilspitzen kommen auch in den südindischen Gromlechs vor, die aber aus späterer Zeit stammen; feinerne jedoch fehlen.

Fawcett bemerkt, daß er leider keine Zeit gehabt habe, die Felsenbilder näher zu untersuchen. Viele von ihnen sind über älteren Bildern hergestellt, die fast ganz verschwunden sind. Daß aber die Bilder dem prähistorischen Volke zuzuschreiben sind, welches am Kapgal hauste, ergiebt sich aus mehreren Gründen. Zunächst der Ort mit seinen reichen Funden aus der Steinzeit. Die Hindu in der Umgegend

Digitized by Google

schreiben dieselben einem Gotte mit Namen Pitlappa zu und schon dieser übernatürliche Ursprung deutet auf hohes Alter. Ein Bild, welches den Gott Pitlappa darstellt, mag dem prähistorischen Volke so heilig gewesen sein, wie es heute den Hindu der Umgegend ist. Es ist die einzige Figur ungefähr in Lebensgröße und die bei weitem am besten gezeichnete, an einem abfallenden, gegen Osten zu gelegenen Felsen, der beim Aufgange der Sonne von dieser beschienen wird. Der Kopf der Figur ist mit einer harten, pechartigen Substanz bedeckt, deren Entfernung die Berechrer Pitlappas beleidigt haben würde. Man glaubt von ihm, daß er Regen spenden und Seuchen abwenden kann. Vielleicht war auch die Schlangenfigur an denselben Felsen heilig. Von den Hauptheiligtümern gehen sieben Straßen aus. Schlangendienst ist in Südindien, wie wir durch Fergusson wissen, etwas gewöhnliches, und er durchdringt dort die Religion. Im Bellaridistrikte sind Steine mit darauf abgebildeten Schlangen eine häufige Erscheinung bei den Quellen. Wie bei allen auf den Felsenbildern dargestellten Figuren ist auch Pitlappa unbekleidet und dieses allein schon deutet darauf hin, daß das Bildnis Pitlappas aus der Vorhinduzeit stammt, denn niemals ist ein Hindugott unbekleidet dargestellt worden. Gegen Hindumachwerk spricht auch der ganze Charakter des Bildes, der Mangel konventioneller Formen, zu schweigen davon, daß die dargestellten Tiere nicht genau die jetzt dort im Lande vorhandenen wiedergeben. Die Darstellungen von Fußtapfen, obwohl sie jenen in den ältesten Hindudarstellungen gleichen, sind nicht im konventionellen Stile. Neben den alten Bildern finden sich aber auch moderne, die wahrscheinlich den Hirtenjungen der Gegenwart ihre Entstehung verdanken und nicht leicht verwechselt werden können, denn die Technik ist eine andre; die modernen Bilder sind mehr abgeplättert vom Felsen, die alten durch Pochen der Oberfläche entstanden. Hunde, Hyänen, Tschen, Antilopen, Leoparden, Elefanten und ihnen ähnelnde Geschöpfe kommen in Felsenbildern vor, aber das Pferd fehlt. Auf den ältesten Skulpturen Südindiens, denen von Amrawati, sowie auf den Hindubildhauserien kommt das Pferd vor. Die Hauptlinie auf den alten Steinbildern im Bellaridistrikte, die dort sich in fast jedem Dorfe finden, sind gewöhnlich zu Pferde dargestellt und da diese Heroenbilder sehr alt sind, so fällt der Mangel des Pferdes unter den Steinbildern des Kapgal auf; vielleicht war es zu jener Zeit, als die Felsenbilder geschaffen wurden, dort noch unbekannt. Viele der Felsenbilder liegen auf Blöcken, mit der Bildfläche nach unten auf der Erde, viele sind so hoch angebracht, daß sie nicht ohne die Herstellung eines Gerüstes gefertigt werden konnten. Auch das letztere spricht stark dagegen, daß die Bilder von Hindus ausgeführt worden, die niemals sich die Mühe gegeben haben würden, an den steilen Felsen emporzuklettern, dort Gerüste zu bauen und dann die Bilder einzuklopfen. Riesengroß auch Spuren von Szenen aus dem Hindubleben und der Hindureligion.

Fawcett, dem wir diesen unvollkommenen, aber anregenden Bericht verdanken, weist noch darauf hin, daß am Fuße des Kapgal noch merkwürdige Mounds liegen, daß Südindien überhaupt der prähistorischen Forschung ein großes, dankbares Feld darbiete. Der Orientalistenkongreß berief einen Ausschuß, der die bei bei Bellari gemachten Entdeckungen weiter verfolgen soll.

Die Überwinterung Rossilows auf Nowaja Semlja.

Herr K. D. Rossilow, der bereits früher zweimal auf Nowaja Semlja überwinterte, ist von seiner dritten Überwinterung 1890/91 zurückgekehrt. Dieser letzte Winteraufenthalt 1890/91 war erfolgreicher als der frühere, sowohl in betreff der Untersuchungen als auch der Lebensbedingungen. Hierüber berichtet die russische „Neue Zeit“ (Nowoje Wiremä, Nr. 5515 vom 27. Aug.), 8. Sept. des letzten Jahres, wie folgt.

Rossilow verließ Archangelsk im Sommer des vorigen Jahres und er führte ein besonders konstruiertes, nach seinen Plänen eingerichtetes Haus und einen meteorologischen Pavillon mit. Das Haus wurde am westlichen Eingang des Matotschkin Scharr (der Meerenge) aufgestellt, am Ufer des Hafens, wo früher bereits andre Expeditionen gelandet waren. Innerhalb zweier Wälle hatten die Begleiter Rossilows, darunter drei Samojeden, alles geordnet und die gewöhnlichen Arbeiten konnten beginnen.

Die erste Stelle in der Reihe der täglichen Beschäftigungen nahmen die meteorologischen Beobachtungen ein. Zu diesem Zweck begnügte sich Rossilow nicht mit der Gründung einer einzigen meteorologischen Station: er errichtete eine zweite Station südlicher als die erste am Müller-Busen in der Kolonie Kormoluli. — Bis zum November unternahm Rossilow wiederholte Ausflüge in einem Boote durch die Meerenge in das Karische Meer hinein. Er sammelte Tiegethiere, Vögel, machte Tiefenmessungen und Küstenaufnahmen. Im November begannen Fröste — die Polarnacht brach ein — die Beobachter blieben auf ihrer Station. Der Winter zeichnete sich durch ungewöhnlich heftige Stürme aus; das Meer blieb die ganze Zeit bis zum Frühjahre frei von Eis, auch tief einschneidende Buchten froren nicht zu. Besonders viele Stürme gab es im Dezember und im Januar 1891; gleichzeitig traten ungewöhnliche Temperaturschwankungen ein: die Temperatur sank bis auf — 35° C. und stieg im Verlauf einiger Stunden bis auf + 3° C. Dabei fielen solche Regenmassen, daß sich — mitten im Winter — seeartige Wasseransammlungen bildeten und die Flüsse anschwollen. Viele Seevögel, die sonst nicht auf Nowaja Semlja zu überwintern pflegen, hielten sich den ganzen Winter hindurch auf — wahrscheinlich waren sie durch die Stürme dahin getrieben. Sie kamen in großen Massen durch die Kälte um — bei der Dunkelheit der Polarnacht verirrten sie sich in den Bergen. Auch viele Rennthiere und Polarfüchse gingen durch Hunger zu Grunde: infolge des Regens bedeckte sich die Oberfläche der Insel mit einer solchen Eiskruste, daß die armen Tiere sich nur mit großer Mühe ihre Nahrung suchen konnten. Sogar die Meertiere litten durch die schrecklichen ununterbrochenen Stürme, hunderte von Seehunden ertroren auf dem Eise; Fische sagen hausenweise am Ufer — alle waren durch die Wasserwogen herausgeschleudert. Es schien, als wollte der Winter alles Lebendige vernichten.

Innerhalb der Station ging das Leben während des ganzen Winters ruhig dahin; niemand erkrankte an Skorbut, der bei allen Reisen im hohen Norden so sehr gefürchtet wird; die wissenschaftlichen Beobachtungen konnten regelmäßig gemacht werden. Der Frühling war keineswegs milder, er war kälter als die früher durchlebten und auch reich an Stürmen. Erst gegen Ende des Mai wurde es wärmer. Nach dem ungewöhnlichen Winter und Frühling folgte ein so rauher Sommer, wie sich die Samojeden, die schon 17 Winter auf der Insel verlebt hatten, keines ähnlichen erinnern konnten. Bis gegen Ende des Juli stieg die Temperatur nicht über + 5° C. Nebel, Regen, Frost, Schnee wechselten ununterbrochen miteinander ab. Zahllose Vögel, die hier nisten wollten, wurden im Juni in ihrer Brutstätte von Schnee bedeckt und gingen zu Grunde, weil sie kein Futter fanden. Als der Reisende im Juli die Station verließ, war etwa noch die Hälfte des Wintereises vorhanden und die See waren noch mit Eis bedeckt; ebenso die Meerenge und viele Buchten.

Digitized by Google

Der Reisende hat eine umfangreiche zoologische Sammlung mitgebracht. Diese Überwinterung — die dritte — soll die letzte auf Nowaja Semlja sein, der Reisende begiebt sich zur Erholung in den Kaukasus und in die Krim; im Herbst wird er nach Moskau zurückkehren, um sich mit der Bearbeitung der gesammelten Materialien zu beschäftigen.

Die nächste Reise wird Rossilow nach der Halbinsel Jalmal machen. —a.

Aus allen Erdteilen.

— Eine Zwergrasse in Marokko? Auf dem Markte von Tanger lernte R. G. Haliburton einen Elfenreiter kennen, der nur 4 Fuß 6 Zoll englisch groß war. Er forschte weiter und hörte, daß der Kleine einer „Rasse“ von Zwergen im Süden Marokkos angehöre. Man sagte ihm, sie wohnten in Akka, hießen Taata Tajakouts und verstünden es, verlorenes Geld wieder aufzufinden. Der Elfenreiter war von rötlicher Farbe, wohlgebildet, hatte Augen, welche an jene der Chinesen erinnerten und stammte nach seiner Angabe aus den Wadi Nun. Sein Volk, so sagte er, jage Straußе und reite pommarige Pferde, auch besuche es die Märkte von Sus und Tazzerult (südwestliches Marokko). Caillé, welcher durch Akka kam, berichtet auch von Zwergen, die er dort traf. Baldwinton erfuhr von Europäern, die längere Zeit in Marokko gelebt hatten, daß sie auch wiederholt Zwerge in Fez, der Hauptstadt Marokkos u. s. w. gesehen hatten.

Diese Nachrichten, welche Haliburton auf der Orientalistenversammlung in London gab, erhielten durch Walter Harris Bestätigung. Er sah zu Fez einen Zwerg, 4 Fuß 2 Zoll hoch, dunkelbraun, der ihm sagte, sein Stamm, mohammedanisch, lebe in Zelten und Höhlen im Südosten des Wadi Draa, zöge mit seinen Ziegenherden umher und spräche sowohl arabisch wie berberisch. — Jedenfalls ist hier noch näher zu erforschen, ob es sich um einen wirklichen Zwergstamm oder nur um einzelne Zwerge, wie sie überall vorkommen, handelt. Die gerühmte afrikanische Zwergrasse ist bisher nur im Süden von Äquator bis zu den oberen Nilländern, gefunden worden. Rohlfs, Lenz und andre Reisende, die in jene Gegenden südlich vom Atlas gelangt sind, wissen nichts von einer Zwergrasse dort zu berichten.

— Die deutsche Expedition zum Victoria Nyansa, welche, ausgerüstet durch die Mittel der Antisklaverei-Lotterie, den See auf seine Schiffbarkeit durch den Wißmanndampfer untersuchen soll, hat am 16. September Hamburg verlassen. Der Dampfer besitzt einen Tiefgang von 2 m und es ist fraglich, ob derselbe überall, wenigstens an den Küsten, verwendbar ist. Die Expedition soll den See wissenschaftlich erforschen, astronomische Ortsbestimmungen vornehmen, meteorologische und ethnographische Beobachtungen anstellen und dabei praktische Fragen (Anlage von Häfen, Stationen, Unterdrückung des Sklavenhandels ꝛc.) nicht außer Auge lassen. Zu den Vermessungen auf dem See führt die Expedition zwei zerlegbare hölzerne Boote mit, sowie die nötigen Instrumente. Leiter ist der Bauinspektor Emil Hochstetter; beigegeben sind ihm als freiwilliges Mitglied der österreichische Oberleutnant v. Fischer, Offizier Ludwig Meyer als Führer der Träger und Soldaten, Steuermann August Blett als Führer des Boots.

— Peter Iwanowitsch Paschino, bekannt als Orientreisender, starb am 5./17. September 1891 in St. Petersburg. Geboren am Ende der dreißiger Jahre im Gouvernement Kasan, besuchte er das Gymnasium zu Kasan, und studierte dann an der Universität daselbst. Zu Anfang der sechziger Jahre unternahm Paschino eine Reise nach Indien und machte sich sehr schnell mit allen Eigentümlichkeiten jenes Landes bekannt. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte er im „Golos“ über Indien eine Reihe von Aufsätzen, die später in Form eines Buches herausgegeben, einen außerordentlichen Erfolg hatten. Der Name des Verfassers wurde bald bekannt; eine kurze Zeit gab Paschino ein Journal, „Der asiatische Bote“, heraus. Außerdem verfaßte er eine Anzahl kleinerer Abhandlungen, die zum Teil in der „Nowoje Wrjemä“ veröffentlicht sind. (Nowoje Wrjemä.)

— Kapitän Lugard in Uganda. Der in Diensten der britischen ostafrikanischen Gesellschaft stehende Kapitän Lugard, dessen Reisen im Hinterlande von Mombas wir schon erwähnten (Globus, Bd. LIX, S. 159), befand sich gegen Ende des verflossenen Jahres in der Landschaft Likuja am Kenia, beschäftigt mit der Errichtung einer Station, als er den Auftrag erhielt, nach Uganda am Viktoria Nyansa vorzudringen, um mit dessen wankelmütigem Könige einen Vertrag abzuschließen. Mit 300 Trägern und Soldaten, sowie mit einer Maximkanone zog er über den Baringosee nach Usoga auf dem Wege, den auch Dr. Peters marschiert war. Usoga schildert er als den Engländern freundlich, als schönes Plateauland von 1500 bis 2400 m Erhebung mit einer Vegetation von Heidelbeeren, Klee, Disteln, Nesseln und Vergißmeinnicht. Am 13. Dezember 1890 kreuzte er den Nil an seinem Ausflusse aus dem Victorisee und fünf Tage später befand er sich zu Mengo am Nordufer des letzteren, wo der Ugandakönig Mwanga residiert. Er fand das Land noch verkommen und durch die Parteikämpfe zwischen Katholiken und Protestanten zerrissen, dabei warteten die im Norden stehenden Anhänger des Mahdi nur auf günstige Gelegenheit zu einem Einfall, um Uganda an sich zu reißen. Die Katholiken zeigten sich gegen Lugard, der sich auf einem Hügel verschanzte, sehr feindlich und thaten alles, um den König von einem Vertrage abzuhalten, welcher alle Handelsrechte in die Hände der Briten gab. In der That war Mwanga ein Spielzeug in der Hand der Katholiken und erst nach längerem Zögern unterzeichnete dieser einen Vertrag, welcher ihn, jedoch nur auf zwei Jahre, den Engländern verpflichtet. Räume, so sagte er später, einmal ein stärkerer, so würde er diesem sich fügen. Offenbar hielt der König sich noch gegenüber Dr. Peters verpflichtet und er hatte Boten nach Deutsch-Ostafrika gesandt, um zu erfahren, wie die Lage dort stände. Ohne das bekannte britisch-deutsche Abkommen würde heute sicher Uganda unter deutschem Einflusse stehen.

Was die Ausbeute von Uganda und Usoga betrifft, so glaubt Lugard, daß nur durch eine Eisenbahn dem Handel aufgeholfen werden kann. Der Transport eines Zentners Ware nach der Ostküste kostet jetzt noch 40 Mark und dabei ist kein Handel möglich. Die Eisenbahn von Mombas aus (deren Bau begonnen hat) wird sich durch den Salzhandel bezahlt machen, denn Salz ist in jenen Gegenden ein großes Bedürfnis und wichtige Handelsware. Die Berechnung, die Lugard anstellt, sieht auf dem Papiere sehr gut aus. Er nimmt fünf Millionen Abnehmer an, die jeder jährlich 14 Pfund Salz gebrauchen, und damit sind die Kosten gedeckt und für Gehbire, welcher das Salz liefern soll, springt noch ein ansehnlicher Gewinn heraus.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27.

Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LX. Nr. 16.

Globus.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Das serbisch-türkische Grenzgebirge.

Von W. Götz.

Weder dem gebildeten Zeitungsleser, noch im Unterricht, ja nicht einmal für den Geographen von Fach bieten sich die Gebirge der Balkanhalbinseln in wohl unterscheidbaren Systemen dar. Es gehört namentlich zu den ungelösten orographischen Aufgaben, bezüglich dieses Landes eine unterscheidende Übersicht über die sämtlichen Gebirge des Westens, insbesondere zwischen der Adria und dem Nilodagh zu gewinnen. Denn es wird ja eine solche Übersicht nicht nur einfach und einleuchtend, sondern vor allem der Wirklichkeit verlässig angepaßt sein müssen.

Wie für die südliche Hälfte Bosniens, so erweist sich die Schwierigkeit, sraglicher Anforderung zu genügen, noch mehr für die angrenzende Zenagora, wenngleich die grossartige Gruppe der Kouhege sich als eine beherrschende und gleichsam sürgende Gipfelmasse eindrucksvoll zur Geltung bringt. Eine Lösung dieser Aufgabe, wie sie der Kaiserl. und Königl. Oberst v. Steb, ein vorzüglicher Kenner der Halbinsel, in den „Mitt. d. Geogr. Gesellsch.“, Wien 1889, bringt, nach welcher so schluchtartige Flußstrecken, wie z. B. der Westlauf des Tein, desgleichen der östlichen oder binnäsischen Morava unterhalb Branja, als Grenzen des von ihm so benannten „Illyrischen Gebirgelandes“ zur Verwendung kommen, kann vor allem dann Bedenken veranlassen, wenn diesseits und jenseits einer solchen Flußspalte weder die Bodengestalt noch die geognostische Beschaffenheit sich ändert. Einwandfreier erscheint die Scheidung des Westens dieser Gesamtheit durch eine Tiefenlinie vom Sutarirse durch das Moračathal über den Predelesattel zum Lim und aus dessen Thal in das der Drina bis nahe ihrer Mündung. Immerhin wird man angesichts der vorhandenen Schwierigkeiten sich auch mit dem Verfolgen von engen Thalgrenzen behelfen müssen, um Abschnitte von mäßiger Ausdehnung zu gewinnen. Als ein solches zusammengehöriges Gebirgsganzes fassen wir die Rücken, welche von dem untersten Lim bis zur oberen binačkischen oder „bulgarischen“ Morava als Hochboden der Staatsgrenze des jungen Königreiches Serbien eine besondere Wichtigkeit gefunden haben.

Dieser Zug findet auf den Übersichtskarten eine sehr verschiedene Darstellung. Während ihn z. B. die österreichische Karte von Mitteleuropa im Maßstab 1:300000 ziemlich unklar als sanft profilierte, unkräftige Rücken sich abheben läßt, werden sie in Stielers Handatlas so scharf markiert wiedergegeben, daß man die Richtigkeit dieser Form zu bezweifeln bestimmt wird.

Aber auch abgesehen hiervon, wird es bei den fortdauernden ethnographischen Schwankungen im Innern der viel benennbigen Halbinsel für wissenswert genug gelten, ob der serbische Staat und seine Bevölkerung mit einiger natürlicher Berechtigung an der fraglichen Gebirgsgrenze eine Schranke erhalten haben. Für die Antwort hierauf wird man sost nur die Gestalt des Ganzen derselben zu Rate ziehen müssen.

Das Ganze.

Vor allem beachten wir den fast ohne alle Unterbrechung auf rund 250 km Länge festgehaltenen Zusammenhang des Zuges. Denn es hat ja sich auch der Ibar, obwohl er bis zu einer Seehöhe von nur 427 m eingeschnitten ist, größerenteils nur mit einer Furche ohne alle Thalsohle hindurchgearbeitet, so daß in seinem, über große Geröllsteine rasch dahineilenden klaren Wasser die Kopaonikmasse ihren Fuß wegt, während gegenüber die ausgezeichnete Chaussee nach Kraljevo in die Böschung des Abhanges eingeschnitten werden mußte (s. Abbildung S. 244).

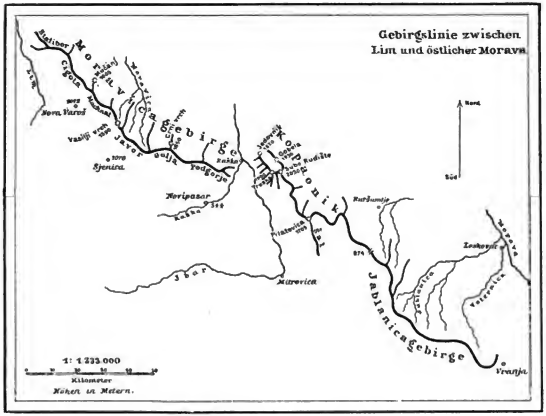
Lassen sich auch, wie wir alsbald erkennen, drei Hauptabteilungen in dem südöstlichen Verlauf unterscheiden, so erweist doch Profil und Höhe das Ganze als ein einheitliches Gebirge. Vor allem tritt dies in der Art der Abdachung entgegen, indem dasselbe von seinem „Kamme“ (freilich fast immer stumpf) aus nach Südwesten, Süden und Westen sich viel rascher als nach Serbien hin und meist ohne Zweige zu Thal neigt. Durch die Nähe der Tiefenlinie, welche von den Städten Nova Varoš (Neustadt), Sjenica (Augapfel) und Novipasar (Neumarkt) punktiert erscheint, haben wir

Digitized by Google

eine unmittelbare Veranschaulichung der erwähnten Thatsache. Sie gestaltet die Aussicht nach Süden, während man auf dem Grenzgebirge vorwärts geht, stets genußreich, da die südlich parallelen massiven Erhebungen sich um so imposanter darbieten, wenn auch allenthalben wenig gegliedert und meist kahl.

Auch das Längsprofil des Gebirgskammes ist dadurch gleichartig, daß es überall sanfte oder doch nur selten lebhaftere Konturen zeigt, mit Ausnahme des mittleren Teiles, des Kopaonik. Nach der Nord- oder Nordostseite vollzieht sich die Abdachung zumeist in vielen kurzen Rücken, welche vom Hauptzuge im rechten oder andern Winkeln abgehen, durch die Erosionsarbeit zahlreicher Bäche aus der einstigen Gesamtmasse herausmodelliert. Ihr Querschnitt würde nicht wie der eines stumpfen Kegels aussehen, indem wir da zumeist Gewölbe vorfinden, die sich auf einer untersten, sanft geneigten Stufe erheben. Von dieser aus geht es beim Mangel gewundener Wege steil auf die eigentliche Höhe, welche aber dann nur in schwacher Steigung zu dem obersten Rücken hinleitet. Von dem Verlaufe der Haupterhebungen geben wir hier eine allgemein gehaltene Skizze.

Die Seehöhe sodann sichert unserm Grenzgebirge zweifellos eine besondere Stellung gegenüber Serbiens sonstigem Reichtum an Bergland. Denn in letzteren Gebieten pflegen sich nur einzelne stumpfe Kuppen um etwa 500 bis 600 m über die benachbarten Thalsohlen zu erheben, die Gebirgsrücken aber um 300 bis 500 m. An der Südgrenze aber steigt man von den meisten Thalpunkten, wenn sie durchschnittlich 15 km von der Mittellinie des Kammes entfernt angenommen werden, um 600 bis 900 m empor, wenigstens vom Lim bis zum Ibar; dann freilich folgt mit alpiner Hochentwickelung und andrer Kammrichtung der Kopaonik,



abgesehen von seinen Gipfeln, 1000 bis 1100 m höher als die nahen Thalsohlen; der Südosten aber erhebt sich gleichfalls 500 bis 600 m über die vielgewundenen nahen Bacheinschnitte, deren Sohle 400 bis 600 m über dem Meere zu sein pflegt.

Es beherrscht so unser Grenzgebirge fast allenthalben durch eine Höhe von 1000 bis 1600 m seine beiderseitige Umgebung; oft steigen kurze Abschnitte noch etwas höher. Man bewegt sich also dort auf Höhen, welche denjenigen vielgenannter bayrischer Alpenberge gleichkommen. Nur im äußersten Westen und südlich von Kursumlje sinkt der Rücken unter 900 m (Kursumlje hat 381 m Seehöhe; die Einsattelung des Straßenüberganges nach Pristina in Türkisch-Serbien 874 m).

Terrassig stattliche Gebirgszüge, durch einzelne stumpfe Gipfel noch überragt, sucht man im Innern und in den westlichen zwei Dritteilen Serbiens vergebens; nur dessen Osten wird durch die letzten Zweige des Balkansystems zu einem mit ähnlich gehobenen Zügen stark profilierten Grenzgebiete.

Teile.

Doch nötigt immerhin Höhe und Unterbrechung der Richtung von Seiten des wiederholten Kopaonik, dazu einige Veränderung der Gestalt, das Ganze in drei wohl unterscheidbare Teile zu gliedern. Diese sind:

1. Das Gebiet des Westens vom Lim (oder Drina) bis zum Ibar. Es besteht natürlich aus verschieden benannten Teilen, ohne daß deren gegenseitige Abgrenzung in der Gestalt sich deutlich ergiebt. Wir fassen es nach demjenigen Gewässer zusammen, welches als wichtigster Sammelkanal der Abflüsse dieses Einzugsgebietes erscheint. Es ist die Moravica, d. h. der obere Teil der westlichen Morava, auf den Karten vorwiegend als serbische bezeichnet; daher

Digitized by Google

haben wir die westliche Hauptabteilung als Moravicaberglaud vor uns.

2. Der Kopaonik am Ostufer der Ibar, ein sonderlich geformtes Hochgebirge, unterbricht die Streichungsrichtung des Grenzrückens, indem er sich vorwiegend nördlich wendet, mit ausgestreckter Auszweigung nach Südsüdost.

3. Die beträchtlich südlicher gerichtete Gebirgsmasse links der obersten östlichen Morava, der binacškischen, auf den meisten Karten als bulgarische benannt, erfährt ihre beträchtliche Wasserabbruche durch die Jablonica, welche in der mit Hanf- und Tabakfeldern reich bebauten Fläche das ausgedehnten, behäbigen Leskovac mündet. Natürlich haben auch die Einzelstrecken des Jablanicagebirges örtliche Namen.

Das Besondere dieser drei Hauptteile in ihrer äußeren Erscheinung ist etwa dies:

Das Moravicagebirge gleicht in seinem Grundriß am meisten von den genannten drei Teilen einem einseitig gefiedert-gelappten Blatte, welches eine sehr starke Mittelrippe besitzt, deren Fiedernerven meist noch sehr kurze Seitennerven abzweigen lassen. Dies fehlt auf der Südseite, wo nahe der Böschung die Folge der drei Thalfurchen einschneidet, in welchen innerhalb armseliger Vegetationsumgebung reich an Gärten und Baumgruppen die schon erwähnten Städtchen Nova Varoš, Sjenica und Novipasar einladend lagern. Nach Norden setzen sich, höher als der Hauptzug ansteigend, hauptsächlich drei Seitenrücken an, welche parallel den niedrigeren Zweigen als stumpfe, dunkelbewachsene Massen an so vielen Aussichtspunkten sich bemerkbar machen. Am hellsten, weil von bräunlichem Gestein und Boden, thut dies der Statibor (= Goldsöhre), ein fastreres Gewölbe nahe der Limmündung. Dann biegt an der Westseite des etwa 1590 m hohen Bastijš Brch (= Königsgipfel) der trotzige Mučanj (1605 m) ab; er hat eine schürfere Kuppenbildung und ist düster bewaldet. Nahezu eben so massig, aber einförmiger macht sich am Ostende des Gebirgsteiles Golja, der blinn mit Bäumen und Gebüsch bestandene Crni Brch (Schwarzer Gipfel) geltend.

An den Hängen und auf den Mittelstufen der Thälchen der nördlichen Gebirgsglieder ist häufig Raum für die in weitverteilten Häusergruppen entstandenen Ansiedelungen, welche auf der serbischen Seite weit häufiger — wenn auch immer noch spärlich genug — die nötige Weide- und Waldvoraussetzung finden. Gegen den Ibar hin treten schärfere Formen der Bodengestalt auf, da hier die vorhandenen Serpentinmassen der Verwitterung und Erosion auffallend geringen Widerstand leisten.

Östlich des Ibar sodann ragt der Kopaonik als ein gewaltiger Bau aus quarzitischen Schiefer- und aus Eruptivmassen empor. Schon die hiermit angedeutete unruhige Vergangenheit dieses Hochgebirges zeigt eine größere Mannigfaltigkeit der Formen an, weil gewaltsamere Emporhebungen und ungleiche Verwitterung. Die Streichungsrichtung zweier innerhalb Serbiens von der Grenzlinie an unterscheidbarer Züge geht in Nordnordwesten, und diese Züge entstanden, weil eine empordrängende Syenitgraniteruption das ehemalige Gesamtmassiv zweiteilig auseinander warf. So entstanden zwei parallele Gipfelreihen, zwischen denen eine Mulde eingelagert ist. Im Nordwesten wird diese durch eine mächtige Porphyrmasse (Jedovnik) abgeschlossen, wie im Süden durch das nahe Aneinanderrücken des 2030 m hohen Subo Rudište und seines südwestlichen Nachbarberges (Treška). So ruft der Anblick des inneren Kopaonik (Ravni Kopaonik = ebener Kopaonik) den Eindruck einer Umrandung, eines riesigen Kratergebildes hervor, während es sich in der That nur um eine mit reichlichem Verwitterungsboden bedeckte Spalte handelt, deren Seiten durch die Gipfel und Kammstrecken der weit langsamer verwitternden Quarzitschiefer in verschiedenartiger Gestalt gebildet sind. Namentlich im Osten zeigen sie besondere Felsformen, an die Auswitterung kleiner, fast senkrechter Karrenfelder der Kalkalpen erinnernd; aber es trifft sich dies nur an einzelnen Hängen. Große und reiche Blicke gewährt jede Kuppe oder „Spitze", wenn man jene stumpfen Gipfel so bezeichnen darf. Reich sind sie schon durch die vielerlei Erscheinungen des Kopaonik selbst. Da ragen imposant die Felsbrocken teeren Kuppen hellfarbig in die Lüfte, bis zur höchsten Zone mit absterbenden Grasbüschseln und dann mit den anfangs verzettelten, etwas abwärts aber zusammenhängenderen Flecken des dichten, kurzgeschornen Juniperusteppiches bestanden. Dieser macht allerdings beträchtliche Strecken ebenso ungünstig für den Anstieg, als dichteres Gras, auf dessen trockenen und zähen Halmen man bei jedem Schritte gleitet. Im Inneren des Kopaonik gedeiht auf üppigem Untergrunde mächtiger Wald, nur in allergeringstem Maße zur Holznutzung verwendet: eine Baumleiche fällt über die andere; Wölfe treiben sich in Menge umher, auch Bären sind noch anzutreffen. Zahllos sind die Raubvögel; nun nimmt sie auf jeder Strecke in Luft und Wald wahr. Aber das weitaus Großartigste bleibt immer der Umblick von den Hauptgipfeln, besonders dem Subo Rudište, in das nächste Vor- und Nachbargebiet des Kopaonik und in die Ferne. An hellen Tagen tritt im Norden noch der bescheidene, aber bestimmt profilierte Zug der Frusko Gora jenseit der Donau vor dem Auge empor, und der Rila Dagh im Osten zeigt seiner dunklen Absturze oberste Lagen. Aber auch ohne solche Gunst der Beleuchtung ist ein ausgedehntes Gesamtrelief der Gebiete des serbischen Volkes vorgelegt, welches auch bei hochgespannter Erwartung den Betrachter Entzücken und erhebenden Genuß bereitet. Der zu 2030 m Höhe von uns gemessene Subo Rudište ist ohne alle Mühe zu besteigen, da weder ein steiler Gipfel, noch jähe Wände zu bewältigen sind; ein Hirtenanwesen wird in einer Stunde nach Nordwesten hin erreicht, wenn man dessen Lage im Walde kennt.

Nach Süden ist freilich das Gebirge noch fast gar nicht erkundet oder dargestellt. Man kann nur das Bedauern aller Freunde der Balkanhalbinsel ausdrücken, daß in diesen und den weiter südlich und westlich gelegenen Gebieten des türkischen Staates die persönliche Sicherheit eines jeden, von welchem die Landesbewohner vermuten, er habe manches für sie wertvolle in seinem Gepäck oder in seinen Kleidern, ebenso oder noch mehr gefährdet ist, als in den federlistigsten Stricken Afrikas, wo man wenigstens durch Beziehungen zu den Häuptlingen sich vor den Raubmordgelüsten der einzelnen sichern kann. Aber soweit Arnauten und arnautisierte Serben hausen, betreibt am Barbar, Ibar und Drin jeder das Schnapphahngeschäft mit freiester Selbstbestimmung.

Die Soldaten der türkischen Regierung greifen nicht ein, so lange nicht strenge Befehle von oben her, unbedeutsa vom Wali und Pascha selbst erfolgen. Verfasser hat in Raska nächtlich erlebt, wie eine türkische Halbkompagnie fast neben ihren Wohngebäuden ein nächtliches Feuergefecht zwischen wenigen Räubern und zwei Angegriffenen trotz mehr als hundert gefallener Schüsse völlig teilnamslos sich vollziehen ließ.

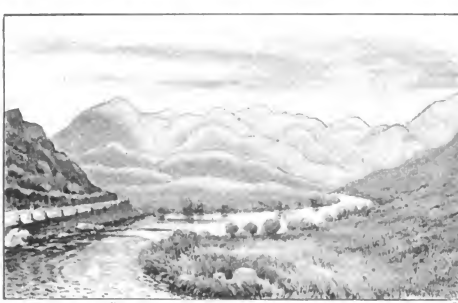
Allerdings wird man in diesen südlichen Kopaonikgegenden, wo sich nach einer Senkung des Hochkopaonik der Hauptrücken unter dem Namen des Kal nach Pristina hin fortsetzt, keine so anmutig stattliche Kette als radialen Zug des Hochgebirges vorfinden, wie sie von dem Subo Rudište nach Südosten und von den Ostkuppen des Kopaonik nach Ostnordosten abgehen. In letzterer Richtung bauen sich als deutliche, regelrechte Ketten der Lepenac und

Digitized by Google

östlich der ihn begrenzenden Jankova Klissura der mächtigere, dunkle Jastrebac auf, um zur Ebene um Ras niederzugehen; beide erlangen nur eine Mittelgebirgshöhe von 900 bis 1200 m. Nach Südosten streicht vom Hochkopaonik in lebhaftem Profil eine dichte Bergkette mit dem hohen Endgipfel Pilatovica; dieser steigt zu 1705 m auf.

Der dritte Teil endlich, der Südosten jenseits des Überganges von Kuršumlje, wird plump und massig und regellos; es sind die Gebirge der Jablanica (auch der Petrenica), wie man solche ähnlich im südlichen Bosnien und östlich des Rilo erschaut. Wenn man von dem lebhaft aufblühenden Branja aus durch ein düsteres Schluchtthal zwischen Gneisschiefer aufsteigt und die einst große und imposant ausgebaute Sperrveste Markovokale in ihren malerischen Ruinen beiderseits der Straße hinter sich hat, gelangt man über häufiges ab und auf zu einer ungleichförmigen Kuppe der graubraunen Felsenmasse bei Dobrosevo 1258 m hoch. Der Überblick ist weit und wirkt eindrucksvoll. Aber letzteres thut doch wesentlich die Gleichartigkeit und das Massenhafte der überall 1000 bis 1200 m emporstrebenden, durch Thälchen und immer gewundene Tiefenlinien gegliederten Plateaus, welche, wie in Verwirrung aneinander gedrängt, bald grün bestanden, bald öde und braun, als ein Heer von Individuen angedeutet werden. Nur nach Nordwesten hin, nach der nur 440 bis 410 m hohen Ebene des schon oben genannten Lestovac, neigt sich das Ganze erschöpft, wie ja bei dieser Stadt auch die genannten beiden Hauptgewässer des Gebirges münden.

So erinnert denn von den drei Hauptabschnitten unsres Gesamtgebirges der südöstliche in seiner Gestalt an die Erhebungen Südbosniens, wie der Kopaonik an den Rilo und Vitoš, das Moravicabergland an die Balkangegenden etwa beiderseits des Sipka. Gleichwohl wird die morphologische Beschaffenheit des 250 km durchmessenden Gebirges vom Lim bis Branja dadurch bemerkenswert, daß die Böschungen nur sehr wenig den petrographischen Unterschied und die abwechselungsvolle Herkunft dieser Rücken anschaulich machen, vielmehr auffallend gleichartig erscheinen. Darin haben wir



Der Ibardurchbruch am Westfuße des Kopaonik bei Raška. Nach einer Skizze von Prof. W. Göz.

eines der vorhandenen Zeugnisse von der überaus durchgreifenden Verwitterungsarbeit, welche in diesem Lande die Niederschläge und Temperaturwechsel verrichten. Denn an und für sich treffen wir ja gründlich verschiedene Gesteinsmassen gemäß deren Entstehung an. Im Westen greift aus Bosnien Buntsandstein herüber, an welchen sich Kalke der Trias anschließen, von Spatadern viel durchzogen. Auch der Basilit Verh ist aus solchem Kalk errichtet. Dann machen schwer verwitternde Thonschiefer die Erhebung des Javor und seiner Seitenzüge aus. Tieferen Boden trifft man meistens in dem erhaltungsteren Schiefer des Golja und bis zu den Serpentinmassen, deren arme Hänge einige Stunden westlich des Ibar beginnen und ihn noch überschreiten, um die westlichen Glieder und Hänge des Hochkopaonik zu bilden, von stattlichen Trachytmassen zweimal unterbrochen. Beiderlei Gesteinslagen streichen nordwestlich, wie die Hauptrücken dieses Gebirges selbst. Granitheuit, quarzitische und Thonschiefer mit wenig und mit sehr viel Glimmer, schließen sich östlich und nördlich an, von Kalkeinlagerungen, auch von Serpentinlagen unterbrochen. Tief nach Serbien hinein setzen sich diese Erscheinungen fort, während auf türkischem Staatsgebiet westlich des Ibar alte Sandsteinbildungen zur Geltung kommen, was im Ibar und in der Raška herbeigeführte Steine darthun.

Wie schon durch Andeutung des bald tiefergründigen, bald nahezu mangelnden Bodens gesagt ist, finden wir die Vegetation sehr verschieden auf dem Kamme des Gesamtgebirges, während sie auf den Abhängen mehrzu einförmig überall auf serbischem Gebiete die gleiche Farben- und Gestaltenfolge zeigt. Auf die Höhen und stumpfen Kuppen steigen zu 1100 bis 1300 m die Bestände von Eichen minderer Größe, in der oberen Zone nur hier und da von Fichtenwäldchen abgelöst. Aber ausgedehnter ist das Auftreten niedriger Baumgruppen, das man nicht mehr als Waldbestand bezeichnen kann, inmitten von Buchheideflecken und langweilig werdenden Farren- und Saubuenesflächen, die das Gras so überwuchern, daß schon deshalb das Laub der Bäume als Hauptfutter vom Groß- und vom Kleinvieh immerzu abgerissen wird. Weiter unten sind Ackerkomplexe, wo der Abfall dem Pflug, der in Serbien eiserne Schar zu

Digitized by Google

führen pflegt, nicht hinderlich wird. Hoch oben auf dem Hauptrücken aber ist gar oft in den Einsattelungen und am Kamme herrliches Fichtengehölz, besonders westlich des Ibar und im Kopaonikinnern. Es verwesen in letzterem ungezählte gewaltige Stämme, vom Sturme entwurzelt, während außerhalb dieses Striches durch die unglaubliche Roheit, die lebenskräftigsten größten Bäume unten anzuzünden, um sich zu erheitern, jährlich tausende von Kubikmetern Holz und zugleich so viele Schutzbäume vernichtet werden. Daß aber hier oben die schönsten und stattlichsten Exemplare gedeihen können, wo der Boden nicht weggeschwemmt wird, mag schon daraus hervorgehen, daß man noch in Höhen von rund 1500 m Getreidefelder antrifft, freilich nur sehr wenige.

Aber es hat dies wohl seinen Hauptgrund in dem geringen Bedürfnis nach solchen: die Bevölkerung ist überaus spärlich verteilt. Immer und immer wieder wird der reisende Mitteleuropäer in Serbien, Mazedonien und Bulgarien staunen und fast schmerzlich berührt sein bei dem Anblick der weiten Flächen und ausgedehnten Bezirke, in welchen er so oft im Bereich mehrerer geographischer Quadratmeilen nur wenige ganz kleine Dörfer sieht. Man möchte einigermaßen neidisch werden im Hinblick auf das übervölkerte Drängen bei uns, welches den Leuten so vielen schweren Konkurrenzkampf aufwindt. Auf serbischem Staatsgebiete ist es übrigens noch immerhin etwas minder menschenöde als auf türkischem, wo uns freilich auch die Entwaldung und Steppenbürre der Plateauabhänge beträchtlich trostloser entgegensieht, als von den nur streichweise verarmten Bergrücken Serbiens her. Es mag aber mit der geringen Dichte der Ansiedelungen zusammenhängen, daß der Menschenschlag in diesen Gegenden diesseits und jenseits der Grenzlinie hinsichtlich der Männer vorteilhaft und anmutig in Gestalt, Kopf- und Gesichtsbildung wie in den Bewegungen sich zeigt. Die Frauen allerdings leiden auch hier offenbar durch den Druck vieler und nicht selten auch schwerer Arbeit; man trifft unter ihnen sehr selten eine zugleich lebensvolle und anmutige Erscheinung. Doch verbleibt ihnen im Durchschnitt ein gutmütiger und freundlicher

Serbische Karaula (Grenzwachthaus). Nach einer Skizze von Prof. W. Göz.

Sinn, wie letzteren die Männer unschwer zu Tage treten lassen, wenn nicht ihr Verlangen nach Geld und Nahrung sie daran hindert. Anspruchslos leben sie natürlich im Gebirge selbst, wo sie fast ausschließlich mit der Milch und dem Fleisch der Schafe sich ernähren und den Ertrag ihrer Herden als einzige Einnahmequelle besitzen. Auch die Grenzwächter (Granicari) in ihrer meist nur kegelförmigen Hütte (siehe Skizze) leben fast nur von den gleichen Produkten, aber zufrieden und pflichttreu, meist vier bis acht in jenen etwa 3 bis 4 km von einander entfernten Karaulas stationiert. Sie sind es, welchen natürlich zunächst das sicherste Geleit eines Reisenden an der Grenze obliegt, und in deren Behausung er sein Nachtlager auf etwas erhöhter Erd- und Brettlage neben dem erwärmenden Feuer findet. Denn die Nächte lassen im August auf jenen Höhen das Thermometer zumeist auf 8° und 7° C., auch auf weniger herabsinken, während überdies nicht selten Regen abkühlen, welche in diesen Konsinien des Mittelmeer- und des europäischen Kontinentalklimas (pontische Einflüsse) naturgemäß eine beträchtliche Wassermenge herabführen.

Aber wenn auch nach diesem allen unsere Gebirgsfolge als ein zusammengefegter langer Rücken eine beherrschende Höhe gewissermaßen besitzt, so ist damit eine ethnographische Grenze noch nicht empfohlen, daher auch die politische nur äußerlich berechtigt. Denn es wird überhaupt von der gesamten Völkergeschichte, mag sie ethnographische oder politische Grenzlinien in Betracht ziehen, die Ansicht, die Gebirgskämme seien Naturgrenzen der Völker, ungleich mehr widerlegt als gestützt. Man betrachte die Völkergeschichte beiderseits des Hindukusch, die sibirischen Rücken im Süden, den Ural, transsilvanische Alpen und Balkankarpaten, den böhmischen Gebirgsrand, die Uralpenketten, den Balkan u. s. w.: man wird vorwiegend finden, daß längsgebirgsrücken, besonders in nicht meridionaler Richtung mehr als festigende Hochwälle des betreffenden Volkstums im Innern seines Gebietes betrachtet und benutzt wurden, denn daß man sich mit der einen Seite derselben hätte begnügen wollen.

Allein die besonderen Gebirgsformen Serbiens, welche minder hohe Rücken und bei aller Gliederung und Ausprägung doch fast nur sanfte Profile zeigen — sie werden

Digitized by Google

ohne Zweifel durch unser Lim-Moravagebirge nach Süden hin beendet. Gleichwohl beginnt erst an der Wasserscheide des obren Ibar, d. h. an den Massivs von Nordalbanien, und mit dem Schardagh ein andres Gebiet der Bodengestalt in bezug auf Berg- und Thalbildung. Mit diesem hört dann auch das Volkstum der ungemischten Serben auf, und namentlich nach Süden, am Schar und jenseit dessen wohnen dann die alten Slaven der Battahalbinsel, zu welchen von der Morava her wie auch aus Nordosten, vom Bulgarenvolke, die Thäler der Archipelagusausflüsse Wege boten.

Das Fürstentum Kammin.

Historisch-topographisch dargestellt von Dr. Zechlin.

III.

3. Der Kolberg-Körliner Kreis.

Der größte Teil des Bodenreliefs dieses Kreises gehört der Persante an. Wir besprechen zuerst ihr rechtsseitiges Gebiet. Sie tritt bei Körlin in den Kreis, wo sie, nachdem sie die Radüe aufgenommen hat, ihre nordöstliche Richtung aufgiebt und sich direkt nach Norden wendet. Am Zusammenfluß beider liegt Körlin, südlich und westlich von denselben begrenzt, unmittelbar an der Kreisgrenze, so daß, wenn man über die Brücke, die über die Radüe führt, getreten ist, man im Belgarder Kreise steht. Vom Bahnhof geht der Weg am Kirchhof vorbei durch die 1859 abgebrannte Vorstadt auf den Markt. Hier das Rathaus. Dicht dabei die thurmlose Michaeliskirche, 1510 gebaut; 1685 durch Feuer beschädigt, verlor sie ihre beiden Merkwürdigkeiten, nämlich das in Lebensgröße gemalte Bildniß des Bischofs Martin, der hier begraben ist, und die Tafel, auf welcher das Gastmahl des Herodes und die Enthauptung des Johannis gemalt war. Nach Süden führt eine kurze Straße bis unmittelbar zur Radüe, nach Osten die Kolberger Straße, da hier die alte Landstraße nach Kolberg führte, während die spätere Chaussee sich östlich von der Kösliner abzweigt, zum Schloß. Dicht unterhalb der Belgarder Brücke führt ein Mühlengraben aus der Radüe in die Persante, welche die Stadt auf der Ostseite unmittelbar umgiebt, so daß die Straßen und Gärten bis an den Graben heranreichen. Eine Brücke führt in östlicher Richtung durch vorher erwähnte Straße zum Schloß, welches auf einer Insel lag, die durch die Radüe, Mühlengraben und Persante gebildet wurde. Vom Schloß ist nichts mehr vorhanden, nur einige Wirtschaftsgebäude führen noch aus alter Zeit her. Mauern und Thore existieren nicht mehr. Am Karlsberg, dem Abhange des Mühlengrabens sowie am Ritterkruge an der Chaussee nach Plathe sind Anlagen angelegt. Vom Karlsberg hat man eine hübsche Aussicht auf das Persantethal.

Körlin lag ehemals an der großen Straße von Berlin nach Ostpreußen, so daß hier ein lebhafter Post- und Frachtverkehr stattfand, denn hier zweigten sich die Straßen nach Kolberg, Belgard und Neustettin u. s. w. ab. Dieser Verkehr hat seit 1859 durch Eröffnung der hinterpommerschen Bahn aufgehört und Körlin ist ein stilles Städtchen geworden. Nur Getreide- und Holzhandel wird noch getrieben. Außer einigen Mühlen und Maschinenbauanstalt ist von Industrie nichts vorhanden. Die Stadt hatte 1782 894, 1880 3301 Einwohner, so daß aus 100 Einwohnern des ersten Jahres 369 des letzteren geworden sind. Körlin adj. poss. vom Personennamen Chorunta (frank) war eine königl. Mediatstadt. Veranlassung zu ihrer Gründung gab ohne Zweifel das alte Kastrum, das, durch Flüsse geschützt, einen vorzüglichen Platz zur Vertheidigung bot. Urkundlich wird der Ort zuerst 1299 erwähnt, in welchem Jahre ein civis Horn in Körlin genannt wird, es scheint schon 1308 deutsche Stadt gewesen zu sein. Sicher wird sie 1385 Stadt genannt. Das Körliner Schloß war für die Stiftslande von großer Bedeutung und schon seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts residierten hier mehrere Bischöfe. 1409 wurde das Schloß von Bogislav VIII. angegriffen, und 1484 von den Kolbergern und Köslinern besetzt. Das Vorwerk Hühnerheide soll an der Stelle aufgebaut sein, wo Adelheid, Gemahlin Bogislav V., 1324 ein Cistercienser Kloster angelegt hatte.

Die Persante strömt zunächst 15 km in nördlicher Richtung, dann biegt sie nach Südwesten um; das Thal derselben ist eng und mit Holz bewachsen, in ihrem Thale liegen keine Niederlassungen. Die Gegend ist zunächst eine förmig, leichter Boden mit Fichtkussen und Moor wechseln ab. So um Tossow. An der Chaussee nach Kolberg das kleine Putzernin, 1363 erwähnt. Auf der Feldmark mächtige Kalklager, die aber durch fortwährendes Mergeln bedeutend abgenommen haben. Weiter von der Persante liegt Alt-Marrin, Kirche, zu ihr gehört seit 1741 die Kirche zu Parsow als Ecclesia vagans. Im Jahre 1278 wurde das Patronat der Kirche dem Jungfrauenkloster zu Kolberg überwiesen, es ist ein altes Münchonsches Lehn, welches über 300 Jahre im Besitz dieser Familie war. In Marrin befand sich ein Kastpel oder Kuhgericht, das einzige im Regierungsbezirk Köslin [1]. Es bestand im ganzen aus vierzehn Personen und wurde gebildet aus dem Pfarrer, den Kirchenvorstehern und den Schulzen von sechs umliegenden Dörfern. Der Rechtsumfang desselben beschränkte sich lediglich auf Streitigkeiten zwischen den Gemeinden und den Eigenthümern des Viehs mit den Hirten. Der Ort des gehegten Gerichtes war vor dem Altar der Kirche. Nach dem Gottesdienst trat der Pfarrer vor den Altar, die Schöffen stellten sich von beiden Seiten neben ihn, die Parteien gegenüber. Ort der Berathung des Gerichts war die Sakristei. Die Sache war stets in einem Termin beendet, Appellationen nur an ein andres Kühgericht zulässig. Diese Gerichte scheinen bis zu Anfang unsres Jahrhunderts bestanden zu haben. Ferner das Kirchdorf Fritzow, Bahnhof der Belgard-Kolberger Zweigbahn, Kirchdorf, urkundlich 1240 erwähnt, mit Weizenboden. Auf dem Gute wurden schwere Pferde französischer Race gezüchtet. Östlich davon Schönow, 1276 genannt. Es war aus den Ortschaften Ganscow, Zombowa, Zelitz und Sweyrow zusammengelegt [2], wie denn die slavischen Dörfer bedeutend kleiner waren. Auf der Feldmark, die ebenen aber fruchtbaren Acker hat, entspringen mehrere kleine Bäche, darunter der Panskenbach. In der Nähe desselben Wiesenkalk. Die Gegend macht einen einförmigen Eindruck, namentlich um Jaadbe, Amtsdorf; nach der Persante zu hügeliger und sandiger Boden, 1288 dem Jungfrauenkloster in Kolberg geschenkt. Westlich von Jaadbe mündet der Panskenbach,

[1] Harthausen, Die Kastpel- und Kühgerichte in Pommern, 1840.

[2] De quibus facta villa Schotsow, Prümers Urkundenbuch, II. S. 320.

Digitized by Google

der bei Rügow entspringt. Rügow hat die Ehre, als eine der ersten von allen Ortschaften jenseits der Persante erwähnt zu werden, nämlich 1182. Es war damals Eigentum des Klosters Stolp an der Preene. Es liegt im Thale und hat einen großen schönen Park (43 Morgen), ein altes Damitz'sches Lehen.

Durch die Berge bei der Mündung des Paustenbaches gezwungen, wendet sich die Persante scharf nach Südwesten, ungefähr 7 km, und dann erst wieder nach Norden, so daß ihr Lauf einen rechten Winkel bildet, dessen Hypotenuse die Chaussee nach Kolberg bildet. An dieser Chaussee liegt Degow, zugleich Bahnstation, 1276 genannt, ehemaliges Kapiteldorf. Mitten durch das Dorf fließt der Ellerbach in die Persante. Die Kirche ist alt, und viel Torf wird hier produziert. Nördlich davon Stoikow. Das Dorf wurde nach einer Urkunde von 1224 von Anastasia, der Witwe des Herzogs Bogislav I., dem Nonnenkloster zu Treptow, 1288 aber dem Jungfrauenkloster zu Kolberg überwiesen. Der Acker ist kalt. Dicht dabei Quetzin, 1229 urkundlich erwähnt, in unmittelbarer Nähe viel Bruch und Moor. Das Kolberger Amtsdorf ging von den Damitz in die Hände des Jungfrauenklosters zu Kolberg über. Nördlich von diesen beiden Dörfern dehnt sich der Kolberger Stadtwald aus. An der Küste liegt noch das langgestreckte Henkenhagen, teilweise dicht am Strande, Seebad, überwiegend Acker 3. Klasse. Das Ufer ist 10 bis 12 m hoch. Auf der Westecke ein Wäldchen mit stattlichen Buchen. Im Dorf wechseln freundliche Häuser und ärmliche Katen, welche zwischen Kastanien, Eschen, Dornen und Flederbüschen zerstreut liegen, ab. Der Ulrichshof wurde von dem Herzog Ulrich angelegt. Im Jahre 1673 wurden aus Henkenhagen sechs Hegen verbrannt. Westlich vom Dorf der Kolberger Stadtwald. Zwischen demselben und der See liegt auf einer Anhöhe an der Ostsee das auf einer Nehung im Kolberger Stadtwald 1753 angelegte Bodenhagen. Kehren wir zur Chaussee zurück. Hier liegt noch Tramm, 1276 genannt, vormaliges Kolberger Kapiteldorf. Im siebenjährigen Kriege wurde das Dorf dem Erdboden gleichgemacht, auch während der Belagerung von 1807 hatte Tramm sehr zu leiden. Hier war das französische Hauptquartier, in welchem der kommandierende General Teulié starb.

In dem Winkel, welcher von Persante und Chaussee gebildet wird, liegen noch folgende Ortschaften, meistens wohlhabende Bauerndörfer, die früher zum Amt oder Domkapitel Kolberg gehörten. Unmittelbar an der Persante Wechentin, dessen Feldmark sich plateauartig über dem Persantethal erhebt, urkundlich zuerst 1281 genannt. Dicht dabei Bartin, an der Chaussee von Poploth nach Degow, dem Bischof von Kammin von Gottfried Winde 1309 geschenkt. Der Bischof Friedrich verkaufte dieses Dorf sowie das benachbarte Darmgard 1332 für 1600 Mark Pfennige an das Kapitel zu Kolberg. Damgard, 1281 genannt, wurde 1761 von den Russen dem Erdboden gleich gemacht und wieder aufgebaut. Auf dem Wege nach Damgard liegt ein kleiner mit Fichtenholz bewachsener Hügel, in welchem sich zwei Brüche befinden. Die oberen Schichten dieser Brüche bestehen aus Kalkstein, welcher dem von Frisow (Kreis Kammin) gleicht. Darunter liegt ein weißer, fein oolithischer, stark abfärbender Kalkstein, welcher sehr arm an organischen Resten ist[1]). Etwas westlich von der alten Landstraße von Körlin nach Kolberg liegt Zwirlipp, Swelube in der Urkunde von 1159 als Eigentum des Klosters Grobe genannt, es ist somit das zuerst erwähnte Dorf östlich der Persante. Hier wurde schon damals ein Zoll über die Brücke (theloneum de ponte) erhoben; es war dies eine Fährbrücke mit zwei Fährerlügen, deren Zoll einst Eigentum des Kolberger Jungfrauenklosters war. Auf Befehl des Kommandanten Loucadou wurde die Brücke 1806 abgebrannt und nicht wieder aufgebaut, wodurch die Kommunikation sehr erschwert wurde. Durch den Bau der Chaussee nach Kolberg 1836 verödete die Passage. Auch hat sich in Zwirlipp lange die Tradition erhalten von einer alten Fahrstraße, die jetzt mit Haidekraut bewachsen ist. Ums Jahr 1830 sah man einen Burgwall unfern des Flusses auf einer niedrigen Wiese. Ludwig Giesebrecht ist geneigt, diesen Wall für die Burg zu halten, deren Martinus Gallus im 11. Jahrhundert gedenkt[1]). Am Thalrande der Persante das einzige adelige Dorf dieses Dreieck, Pustar, 1281 genannt. Die Äcker dieser Dörfer sind meistens abgekalkt und dadurch recht ertragsfähig geworden. Dann Bogentin, 1194 der Kolberger Marienkirche (auf der Altstadt) zugeeignet. Das Dorf war ehemals nach Kolberg eingepfarrt. Als aber die Wallensteinischen Truppen die Brücke im Jahre 1630 abgebrochen hatten, wurde das Dorf der Kirche zu Zernin beigelegt. Bei dem Dorf lag der untergegangene Ort Goreshow. Mitten durch Bogentin fließt ein Bächlein, an welchem auch das benachbarte Wobrodt liegt, welches 1288 von Bischof Hermann dem Kloster geschenkt wurde. Östlich von beiden Zernin, niedrig gelegen, aber mit gutem Boden. Die Kirche wird schon 1281 erwähnt, von Bischof Hermann der Stadt Kolberg geschenkt. Dabei lag das im dreißigjährigen Kriege untergegangene Dorf Koikow, 1277 erwähnt, 1506 noch vorhanden. Es stand im Ruf eines Raunestes. Wer einem andern etwas Böses wünschen wollte, sagte: ich wolle, du süßest auf Koikow[2]). Endlich noch Neckin in dem Winkel, welchen Chaussee und alte Landstraße bilden, seit 1287 im Besitz der Stadt Kolberg. Im siebenjährigen Kriege dem Erdboden gleichgemacht und nach dem Frieden regelmäßig in einer Straße wieder aufgebaut.

Ehe wir zum linken Persantenufer übergehen, betrachten wir die einzigen bedeutenderen Nebenflüsse, welche an der südlichen Kreisgrenze in die Persante gehen. Der größte ist das Krumme Wasser, welches zwar kleiner als die Radüe, aber mit derselben korrespondiert. Es tritt unterhalb Bierhof in den Kreis, an demselben liegt Stolzenberg, 1291 genannt, ein ansehnlicheres etwas zerstreut liegendes Dorf an der Chaussee von Schivelbein nach Kolberg, in dieselbe mündet die von Belgard kommende bei dem dortigen Gasthof. Der Fluß treibt hier mehrere Mühlen. Die Dampfschneidemühle steht jetzt still. Erhebliche Torfmoore sind in der Nähe. Die Bewohner nähren sich von Ackerbau und Holzfällen. Auch ein größeres Handelsgeschäft befindet sich am Orte. Stoltenberg oder Stolzenberg wird noch 1628 bis 1644 als Städtlein aufgeführt, doch schon 1606 werden die Blankenburgs mit dem Orte belehnt. Das Krumme Wasser bildet unterhalb Stolzenberg bis zu seiner Mündung die Kreisgrenze, es fließt in einem tiefen bewaldeten Thale. Die Dörfer liegen 1 bis 2 km von ihm entfernt. Zunächst Leppin mit viel Wald und leichtem Boden, die Glashütte ist eingegangen. Mächtige Linden stehen im Garten, unter denen nach einer lokalen Tradition Friedrich der Große, als er sich in Leppin zum Besuch aufhielt, gesessen haben soll. Hinter dem Garten ein kleines Gehölz, durchfließen von einem leise rieselnden Bach. Dann Rozzow mit leichtem Boden. Zum Dorf gehört das Gut Neugasthof an der Chaussee von Schivelbein nach Kolberg mit neuen

[1]) E. Nibbentrop, Zeitschrift für Geologie, Bd. V, S. 618 und 666 und in derselben Zeitschrift Bd. XVII, S. 651: Sadebeck, Über die oberen Jurabildungen in Pommern.

[1]) Vergl. I. und III. Jahresbericht der Gesellschaft für pommersche Geschichte, S. 26 bezw. 51. Auch Baltische Studien XI, S. 23.

[2]) Niemann, Kolberg, S. 66.

Digitized by Google

Wirtschaftsgebäuden. Dasselbe hieß früher Poststhof, denn an demselben führte früher die Poststraße von Berlin nach Preußen vorbei, dieselbe wurde durch den Bau der Chaussee 1828—35 nördlicher gelegt. Sie ging über Schwantow und Tunzin unmittelbar nach Roman durch das große Heideland. Der Gasthof ist verschwunden, aber der Name ist geblieben. Dann Tunzin, auch Tannzin genannt, ist das Stammhaus des Tanzischen Geschlechts, welches Gerhard Tunzig schon 1243 besaß. Burg Tunzin wird 1353 erwähnt. Die Familie war bis 1780 im Besitz des Gutes. Schwantow auf der Höhe des zum Teil bergigen Terrains, welches ziemlich steil gegen das Krummebachwasser abfällt, altes Podewilsches Lehen, im fremdländischen Thal desselben Gerhart, unterhalb welchen Dorfes es sich in die Persante ergießt.

Unmittelbar darauf nimmt die Persante den viel kleineren Mühlenbach auf, der auf der Feldmark des Dorfes Romelow zusammenfließt. Es ist ein fremdliches Dorf mit neuer Kirche, hat mittelguten Boden mit Kies, Mergel und Kalk durchsetzt. Mehrere Altuthcraner. Romelow verdankt seine Entstehung dem Geschlecht von Rauel, einer deutschen Familie, welche zu den ersten Einwanderern Pommerns gehört. Wahrscheinlich baute der Ritter Johannes Romelow Ende des 13. Jahrhunderts die Burg Romelow. In der Folge kam die Burg an die Familie Abebar, welche auch zum älteren Adel gehörte. Kaspar Abebar war der Letzte seines Namens um 1530. Dann Karwin, unmittelbar an der Chaussee und niedrig gelegen zwischen dem Mühlenbach und einem andern, die sich bald darauf zu einem vereinigen. Matnow, 1276 genannt, ebenfalls an der Chaussee in hügeliger Gegend mit kaltem Boden, auf welchem sich südwärts der Schießenberg hervorhebt. Im Garten werden viel Zwiebeln, Wohrüben und Kohl gebaut, sowie auch Obst. Matnow ist ein altes Podewilsches Lehen. Endlich Kesegar (Kosegar) in hügeliger Gegend, mitten durch das Dorf fließt der Mühlenbach. Schloß mit hübschem Park, beide Güter mindestens seit Anfang des 16. Jahrhunderts im Besitz der schloßgesessenen Familie von Podewils.

Auf dem linken Persantenufer liegt 3 km von Körlin an der Chaussee nach Gr. Jestin das reiche Bauerndorf Kowanz, dann in derselben Entfernung von der Persante Lübchow, 1276 genannt, in welchem sich seit 1747 eine Kapelle befindet. Das Gut hat einen schönen Park. Es war seit 1737 der Wohnsitz des Regierungsrats Loeper, eines der vorzüglichsten Forscher und Kenner der pommerschen Geschichte. In Emmathal bei Lübchow sind römische Münzen gefunden worden. Dann Klaptow, 1276 genannt, auf der Höhe, und ebenfalls mit schönem Park, beide Dörfer liegen hübsch, da hier die Persante ein liebliches Thal bildet, von letzterem Dorf führt eine Fahrt nach Fritzow. Klaptow war der Geburtsort des russischen Generalleutnants und Ritter vom Orden des heiligen Alexander Newsky von Bauer, eines Bauern Sohn aus dem Dorfe. Es folgen Peterwitz und Lustebuhr, bei ersterem, welches 1319 genannt wird, sind Kegelgräber aufgedeckt worden; letzteres auf einem Plateau, das sich gegen die Persante und den Lostbach steil abdacht, ein altes Rauelsches Lehen (1381 bis 1738). Südlich von diesen vier letztgenannten Dörfern zieht sich ein schmales, langes Moor hin, in welchem zuletzt eben genannter Bach in die Persante fließt. Südlich von dem Moor geht die alte Landstraße von Körlin nach Kolberg. An derselben Kerstin, ein reiches Dorf, 1276 genannt, seit 1764 im Besitz der ostpreußischen Familie Gaudecker. 3 km östlich Gr. und Kl. Poploth an der Chaussee nach Jestin, zwischen beiden Dörfern zweigt sich eine andre Chaussee nach Degow ab. Sie werden 1159 genannt als Eigentum des Klosters Grobe auf Usedom und liegen in einer einförmigen welligen Ebene, aus der sich einige Bergkuppen hervorheben. An einem tief eingeschnittenen linksseitigen Bach der Persante liegen Moltow und Krüne. Höhen, Thäler und Niederungen wechseln ab mit anmutigen Partien und Aussichtspunkten auf die Persante. Ersteres hat ein Schloß und gehört seit 1798 der Familie Braunschweig. Dieselbe stammt aus Braunschweig, welches einige Familienmitglieder 1248 verließen und nach Osten wanderten; in Pommern finden wir sie 1256, sie gehörte zu den angesehensten Patrizierfamilien in Kolberg, ihr Adel wurde 1570 von König Sigismund August von Polen erneuert. Krüne, urkundlich 1270 genannt, war 1306 ein wüstes Dorf und gelangte 1494 in Besitz des Manteuffelschen Geschlechtes.

An der Biegung, welche die Persante nach Norden macht, empfängt sie zur linken Hand einen Bach, der von Mötzelin kommt; letzteres 1238 urkundlich erwähnt, 1309 an das Domkapitel zu Kolberg verkauft. An demselben Bache liegt auch das große Dorf Gr. Jestin an der Chaussee von Schivelbein nach Kolberg, in welche hier die von Körlin kommende mündet, fruchtbaren Bodens. Arzt, Apotheker und Schützengilde am Ort. Urkundlich 1236 genannt, wurde das Dorf 1290 vom Kloster Dobberan erworben. Auch die Johanniter hatten 1238 Besitzungen in demselben. 1347 kaufte es der Kolberger Magistrat. Im 18. Jahrhundert erbaute der Pfarrer zu Gr. Jestin, Lukas Kundemreich, von der reichen Kolbergschen Familie dieses Namens die Küsterwohnung und ein Armenhaus und errichtete auch 1749 ein Kornmagazin. Auch bei der Belagerung von Kolberg durch die Russen blieb das Dorf ganz verschont. Der dortige Prediger Kamter, ein Bender des Dichters, imponierte den Kosaken durch seine Bestallung, die er ihnen stets mit dem drohenden Worte „Akas“ vorhielt. Der Gr. Jestiner Wald stößt an das Persantethal. Unmittelbar am Rande desselben liegt Semmerow. Im siebenjährigen Kriege wurde dies Kolberger Eigentumsdorf abgebrannt, nachher aber wieder aufgebaut. Dicht dabei Seefeld und Garrin. Der Boden ist hier leichter. Garrin 1219 genannt und 1220 von Jngardis der Kirche der heiligen Jungfrau zu Kolberg geschenkt, ehemaliges Kapitelsdorf. An der Mitte zwischen Persante und Spiebach, zwischen Garrin und Nassin, befindet sich, durch eine schmale sumpfige Wiese vom Spiebach getrennt, ein langgestreckter wüster Hohenzug, nur mit Heidekraut bewachsen; auf demselben viele Steinkistengräber. Trotz der nicht günstigen ökonomischen Lage nimmt die Bevölkerung zu, so daß 1859 ein zweites Schulhaus erbaut wurde. Seefeld, welches früher Wolnowina genannt wurde [1]), 1270 genannt, gelangte 1280 in den Besitz des Kolberger Domkapitels. In der Fehde zwischen der Kolberger Bürgerschaft und dem ersteren wurde es wiederholentlich verwüstet (namentlich 1462) und erst allmählich wieder aufgebaut. In Seefeld, dem Mittelpunkt der Altuthcraner in dieser Gegend, befindet sich eine altlutherische Kirche. Wiederum unmittelbar an der Persante Rossenthin, 1288 urkundlich genannt. Das Dorf wurde 1302 von dem jetzt nicht mehr in Pommern ansässigen, aber früher sehr angesehenen Geschlecht von Rauel an Kolberger Bürger für 400 Mark verkauft, welche dasselbe noch und nach dem Domkapitel vermachten. Unterhalb Rossenthin dehnt sich eine moorige und ebene Fläche bis zur Ostsee entlang. An der Chaussee nach Kolberg noch Sellnow, welches der Magistrat 1286 von dem Ritter Bork kaufte. Jm siebenjährigen Kriege wurde es zerstört und nach dem Wiederaufbau mit polnischen Familien besetzt.

[1]) Prümers Urkundbuch, S. 320.

Digitized by Google

So kommen wir denn zur Stadt Kolberg am rechten Persantenufer, 1 km vom Strande gelegen. Wer kennt nicht die Geschichte der ruhmreichen Ostseefeste, wer hat nicht gehört von dem Landes- und Opfermut ihrer Bürger? Von der Zeit an, wo sie aus dem Dunkel ins Licht der Geschichte tritt bis in die neueste Zeit wird ihr Name genannt und gepriesen von allen deutschen Stämmen und Gauen. Freilich änderte sich im Laufe der Jahrhunderte das Objekt ihres Ruhmes. Zuerst als Salzquelle aufgefunkt und genannt — schon Thietmar von Merseburg nennt sie im Jahre 1000 salsa civitas Colbergiensis — lag sie am Ende einer großen Handelsstraße; zahlreiche Karawanen von und nach Polen brachten das Geschenk der Natur ins Innere des Landes. Später Mitglied der Hansa, wurde sie der Sitz eines streitbaren Bürgertums. Die Kämpfe der Kolberger Patrizierfamilien Ahdvar und Schieffen sind ja bekannt und noch heute erinnert eine Straße, die Schieffenstraße, an das streitbare Bürgermeistergeschlecht. Dann wurde sie durch ihre Lage und durch Fürstengunst eine kleine, aber mächtige Festung und durch vier Belagerungen, welche sie tapfer aushielt, stattete sie den Fürsten den Tribut ihrer Dankbarkeit ab. Jetzt stehen die Salztoten still, die Festungswerke sind geschleift, die Wälle abgetragen, aber die Soole, die der Erde entquillt, bringt Tausenden Linderung und Erleichterung, und die See, aus der einst stolze Handelsschiffe in den Kolberger Hafen fuhren, erquickt und kräftigt das nervöse Geschlecht des 19. Jahrhunderts.

Besichtigen wir zunächst die Stadt. Von dem Bahnhof, der auf der Münde liegt, geht es über einen nach rechts ausfertigen Platz, auf dem 1881 die Gewerbeausstellung stattfand, durch die Münderstraße in die Stadt. Rechts fällt uns die schöne Marienkirche in die Augen, von der hier nur dasjenige, was für Pommern ein Unikum ist, hervorgehoben werden soll. Sie stammt aus dem 14. Jahrhundert und ist die einzige Kirche in Pommern, welche fünf Schiffe hat, von denen die drei mittleren gleich hoch sind. Ebenso eigentümlich ist der hühnenartige Bau, welche den Chor von dem Schiff der Kirche trennt; es ist ein sogenannter Lettner. Ferner sind die Malereien am Gewölbe bemerkenswert, sie stammen aus dem 14. Jahrhundert und sind in dieser Ausdehnung einzig in ihrer Art. Das ganze geräumige Mittelschiff wird von ihnen ausgefüllt. Es sind im Ganzen 32 Darstellungen und 40 Nebendarstellungen, welche Szenen aus dem alten und neuen Testament enthalten, und zwar so, daß die ersten prophetische Andeutungen der letzteren sind [1]). Als Kuriosum mag bemerkt werden, daß auf der First des kupfernen Kirchendaches der junge Nettelbeck seine ersten Reitversuche machte.

Das der Marienkirche gegenüberliegende Gebäude, in welchem sich augenblicklich die Poetsche Buchhandlung befindet, trägt eine Gedenktafel mit der Inschrift: Hier wohnte N. von Gneisenau im Jahre 1807. Durch eine frühere enge Straße gelangen wir nach wenigen Schritten zum Markt, der nur klein ist und in dessen Mitte das in den zwanziger Jahren erbaute Rathaus steht. Bemmt wird dasselbe von den städtischen Behörden und dem Königlichen Amtsgericht. Vor dem Rathaus steht die eherne Bildsäule Friedrich Wilhelms III., von Drake in Berlin modelliert. Sie wurde zum Andenken an die Belagerung des Jahres 1807 errichtet und am 2. Juli 1864 in Gegenwart des Kronprinzen eingeweiht. Sie trägt die Inschrift: Dankbarkeit, Liebe und Treue sollen unsre Stadt erfüllen und eine Wahrheit bleiben immerdar. Am Markt befinden sich auch die Geburtshäuser des Patrioten Nettelbeck und des Dichters Ramler, beide mit Inschriften versehen. Nettelbecks Grab liegt von einer einfachen, ephenumwachsenen Säule bezeichnet auf dem Münder Kirchhof, ein ähnlicher Denkstein schmückt die Ruhestätte des im Jahre 1807 gefallenen Bigelommandanten von Waldenfelds. In der Verlängerung der Münderstraße geht die Sattlerstraße; von hier an der Ecke der Baustraße konnte man die drei Thore der Stadt, von denen leines mehr steht, sehen. Denn die Stadt ist durchaus regelmäßig angelegt, die Straßen schneiden sich rechtwinklig, von diesen gelten die auf die Persante stoßenden als Hauptstraßen, die übrigen als Querstraßen. Früher galt als die vornehmste die erste, die jetzige Proviantstraße, welche nach dem Patrizergeschlecht Landeband Landebandstraße hieß. Hier liegt die reformierte Kirche, 1663 vom großen Kurfürsten erbaut. Dann folgt die Klausstraße. An derselben liegt die Klosterkirche, welche 1481 gebaut wurde, als das Kloster in die Stadt verlegt wurde; das jetzige Gebäude (seit 1863) dient zugleich als Garnisonkirche. Parallel mit dieser die Lindenstraße, deren nördliche Fortsetzung die Wendestraße ist. Hier wohnten nach Gründung der Stadt viele Wenden. Länger als in der Stadt fristete auf benachbarten Dörfern die wendische Sprache ihr Dasein, um 1300 liegt auf der Kolberger Feldmark an der Maßnitz (Make) eine Ortschaft Rödglem, die als eine Behausung der Wenden bezeichnet wird [2]). Jetzt liegt in der Wendestraße das Gymnasium, und der Domschule hervorgegangen; zu demselben wurde 1859 in Gegenwart des Kaisers Wilhelm der Grundstein gelegt. Ferner das Kundenreichshaus, dessen Anfänge bis 1421 zurückreichen. Es folgt die Schlieffenstraße nach dem Patrizergeschlecht der Schlieffen so genannt. In derselben das Haus mit Inschrift, in welchem Schill gewohnt hat. Als letzte Parallelstraße ist die Baustraße zu nennen. Das nördliche Ende derselben führt zur Lauenburger Vorstadt, aus welcher die Chaussee nach Körlin und Köslin geht. Hier liegt die Georgskirche. Aus dem südlichen Ende der Baustraße geht es über die Persante und den Holzgraben nach der Geldervorstadt. Beide bilden eine langgestreckte Insel, auf deren nördlichem Teil der Salzberg liegt. Westlich der Schwennenger und das Siederland, d. h. Niederland.

Wenden wir uns nun wieder zurück und verlassen die Stadt durch das frühere Münderthor in nördlicher Richtung, so kommen wir nach dem Hafen und der Strandstadt, Kolbergermünde genannt. Man passiert zuerst die älteste Vorstadt Kolbergs, die erste Pfannschmiede; in dieser Straße liegen an der rechten Seite die früher Behrendschen Soolbäder, ferner die zweite Pfannschmieden und dann gelangt man an der neuen Nikolaikirche vorbei durch die Hafenstraße zum Hafen, der durch die Persante gebildet wird und der durch zwei lange Molen geschützt ist. Er gelangte 1831 in Besitz des Staates und hat ein Fahrwasser von ungefähr 14 Fuß. Ungefähr in der Mitte der Hafenstraße führt links ein kleiner Promenadenweg zur Schiffbrücke nach der Maikuhle. Dieselbe war früher eine Birkenniederung und stammt aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Brüggemann nennt sie einen Kienenwald. Zur Zeit der Belagerung 1807 wurde sie viel genannt. Zahlreiche schattige Gänge führen hier umher; der schönste Platz in denselben ist der Königssitz, von dem man eine herrliche Aussicht auf das Meer hat.

Von der Nikolaikirche führt die Schillstraße direkt nach dem Strandschloß. Östlich von derselben dehnt sich die sogenannte Strandstadt aus, in welcher sehr viele Badegäste wohnen; auch das Theater befindet sich hier. Die ganze Münde liegt eigentlich im Grünen; vor den Häusern, deren

[1]) Ausführliches siehe bei Kugler, Pommersche Kunstgeschichte 1840 und Riemann, Kolberg, S. 457.

[2]) Riemann, S. 35.

Digitized by Google

viele und Holz gebaut sind, befinden sich Lauben oder Veranden, schattige Promenadenwege verbinden die Pfannschmieden mit der Strandstadt. Von derselben erreicht man in einigen Minuten den Strand; auch hier dehnen sich vom Hafen bis zur Waldeneichschanze Anlagen aus, deren Schöpfer der Stadtrat Glogau ist, dem auch ein Denkmal in diesen Anlagen errichtet. Den Mittelpunkt dieser Anlagen bildet das schon vorher erwähnte Strandschloß, unmittelbar vor demselben ist ein großer Perron, auf welchem sich die Badewelt versammelt; hier finden auch nachmals in der Woche Konzerte statt. In die offene See führt ein 110 m langer Steg, rechts davon das Herrenbad, links das Damenbad; die Badeanstalten sind seit 1875 städtisch.

Die Mündung verdankt ihr Entstehen wesentlich der Vereinigung von Sool- und Seebad. In vergangenen Jahrhunderten war die Gegend einförmiger als jetzt, eine Wasserfläche bedeckte einen Teil des Mündungsfeldes, auch auf der Merianschen Zeichnung (1652) sind nur ein paar Häuserchen an der Mündung der Persante zu sehen; zu Netteldecks Jugendzeit wurde die Gegend von Wälsen unsicher gemacht. Und jetzt ein Seebad ersten Ranges von 6000 bis 7000 Badegästen besucht; bis zur Eröffnung der hinterpommerschen Bahn (1859) war die Benutzung aber eine wesentlich lokale und überstieg nicht das erste Tausend; von da an hat sich der Besuch des Bades von Jahr zu Jahr vermehrt. Und wunderbares Zusammentreffen: Als die Saline stillstand und aufhörte eine Quelle des Erwerbes zu sein, trat das Seebad an ihre Stelle. Allerdings sucht die Stadt allen Anforderungen der Neuzeit gerecht zu werden; erst in jüngster Zeit ist mit großen Kosten eine Wasserleitung angelegt, um einem wesentlichen Mangel abzuhelfen. Auch der Handel, wenn er auch nicht mehr so bedeutend ist wie früher, ist einem Teile der Bewohner ein Erwerbszweig. 1843 waren 200 Schiffe, 1867 447, 1876 229 Schiffe eingelaufen und ungefähr ebenso viel ausgelaufen; die Einfuhr besteht hauptsächlich aus Eisen, Materialwaren und Fischen, die Ausfuhr aus Holz und Getreide. Von Industriezweigen sind einige Kalköfen, Eisengießerei, Zigarren- und Seifenfabrik und verschiedene Mühlen zu erwähnen. 1740 hatte Kolberg 5027, 1782 4006, 1880 16 027 Einwohner, so daß aus 100 Einwohnern des Jahres 1780 400 des Jahres 1880 geworden sind.

Veranlassung zur Gründung der Stadt waren unzweifelhaft die Salzquellen. Ursprünglich lag die alte Burg Kolberg, d. h. am Ufer, in der Nähe des jetzigen Ritterguts.

Altstadt 2 km südlich von der Stadt. Hier fiel der Burgberg mit steilerer Böschung als jetzt zur Persante herab, beherrschte den Fluß und war durch die weitere Entfernung vom Meer eher gegen plötzliche Überfälle von Seeräubern geschützt. Der Burgwall hat sich noch lange erhalten. Dann trug dieser Berg das Jungfrauenkloster, welches 1277 von Bischof Hermann gegründet wurde. 1468 in die Stadt verlegt, 1545 endgültig in der Stadt blieb und jetzt ein evangelisches Jungfrauenstift ist. Die Kirche bei dem Kloster lag noch 1222 in der Stadt, 1360 wie heute in der Mitte wogender Ährenfelder. 2 bis 3 km von dieser Stelle, auf fruchtem Moor und Wiesengrund in der Nähe des Quellbezirks, siedelten sich die freien Arbeiter des Salzbergers an, zu ihnen gesellte sich der deutsche Händler und bald übertraf die neue Ansiedelung die alte an Größe und Ansehen. So wurde das neue Kolberg am 23. Mai 1255 deutsche Stadt und bald noch mehr von deutschen Einwanderern, welche durch den Gewinn angelockt waren, bevölkert. Die Sage erzählt [1]: Die Gegend, wo Kolberg liegt, war Wald und Morast, wo man Kohlen brannte und Jagden abhielt. Als nun eines Tages die Nachbarn ein großes Treibjagen auf die zahlreichen Wölfe, die gefährlichen Feinde ihrer Herden, anstellten, stürzte einer der Hunde auf dem Jällenberge in eine Pfütze. Ein auf sein Gebeul herbeieilender Jäger zog ihn heraus und bemerkte dabei, als er sich von der Arbeit erhitzt durch einen kühlen Trunk aus dem Wasser laben wollte, an dem Geschmack, daß hier eine Salzquelle aus der Erde sprudele. Er bewahrte sein Geheimnis, bis der Fürst des Landes ihn, der durch die Offenbarung des Erdsegens schon von den Göttern begnadet war, auch mit der Freiheit begnadet hatte, die Quelle für sich und seine Freunde und Verwandten auszunutzen zu dürfen. Sie bauten zusammen Hütten in der Nähe des Salzberges und nannten den Ort zum Gedächtnis, daß einst an der Stelle, wo sich später Kirche und Rathaus erhob, die Meiler der Kohlenbrenner geschwelt hatten, Kohlenberg oder Kolberg. Das Wohl der Stadt beruhte auf der Saline und Jahrhunderte lang wurde die Siederei auf beiden Ufern der Persante getrieben. Die Hauptquelle war aber immer diejenige auf dem Salzberge, welche $4^1/_2$ Proz. Salz enthält. Ein lebhafter Handel entwickelte sich nach Polen und nach Schweden und Norwegen. Noch nach 1700 kamen zu Zeiten Züge von 200 Wagen zugleich in Kolberg an. Allmählich versiel die Saline, hauptsächlich durch der Besitzer Schuld, 1801 faufte sie der Staat, 1860 hörte der Betrieb auf.

Es kann hier nicht der Ort sein, auf die reiche Geschichte der Stadt näher einzugehen und verweisen wir auf das eingehende Buch von Niemann, nur einiges wollen wir hervorheben. Da ist vor allem für die Auffassung des Mittelalters charakteristisch der Anlaß zu der bittern Feindschaft der beiden mächtigsten Geschlechter Adebar und Schliessen. Es sind lange Jahre, erzählt Kantzow, zwei Geschlechter die gewaltigsten in Kolberg gewesen, die Schliessen und die Adebare. Davon sind ungefähr vor 60 Jahren oder mehr (cr. 1485) zwei junge Bürger gewesen, Benedictus Adebar und Niklas Schlieff. Dieselben hielten sich wie Brüder untereinander. So begab es sich einmal, daß sie samt anderer Gesellschaft auf einen Abend zusammen gezecht hatten und Schlieff guter Zeit heimging und sich zu Bette legte, und etwa eine Stunde danach Adebar ihm folgte und an seine Thür klopfte. So hörte Schlieff, daß es war und stand selbst auf im Hemde und wollte ihn einlassen. So hörte Adebar, daß er kam und sprach mit seinem Schwerte durch die Thür und wollte Schliessen erschrecken, und wie Schlieff im Finstern zulief, daß er die Thür aufmachen wollte, lief er ins Schwert. So machte er dennoch auf und schrie laut über Adebaren, daß er ihn so fast erstochen hätte. So erschrak Adebar hart und verstopfte ihm von Stund an die Wunde und führte ihn zum Arzt und entschuldigte sich sehr, daß er es aus keinem bösen Gemüte, sondern aus Irrwitz gethan. So ließ sich Schlieff verbinden, aber befand sich sehr übel. Darum warnte er Adebar, daß er möchte weichen, denn er getraute sich nicht, lebendig zu bleiben, wo ihn dann seine Freundschaft erhaschte, müßte er sterben, welches er ihm nicht gern gönnte. Adebar mühte sich fort (grämte sich sehr), sonderlich, daß er wider seinen Willen seinen guten Gesellen in Todesgefahr und sich auch in Sorge gebracht und versteckte sich, denn er konnte in der Nacht nicht aus der Stadt kommen. Schlieff starb bald danach, darum suchte Schliessens Freundschaft so fleißig nach Adebar, daß sie ihn fanden und ins Gefängnis setzten. Die Freundschaft Adebars gab sich nun viel Mühe, daß sie ihr Mitglied gegen gebührende Genugthuung frei bekamen. Das wollten die andern nicht, sondern ließen Adebar zum Gericht bringen und zum Tode verurteilen. Als er aber verurteilt war, da wollte ihn Schliessens Freundschaft losgeben, damit man sage, sie hätten ihm das Leben geschenkt.

[1] Niemann, S. 115.

Digitized by Google

Das wollten die Abebare nicht annehmen, denn sie ließen sich bedünken, ein Verurteilter wäre weiter zu leben nicht wert. Darum ging Abebar freien Mutes hin und sagte: er wolle lieber bei seinem guten Gesellen und Bruder, dem erschlagenen Schiefl, sein, als länger zu leben. Aber damit er nicht wie ein Missethäter gefühlet würde, durfte ihm der Nachrichter und seine Diener nicht anrühren, sondern er ging selbst gutwillig, und der Rat und die ganze Stadt begleiteten ihn und betrübten sich seinethalben. So hatte Abebar eine Schwester im Jungfrauenkloster zu Kolberg, die war Äbtissin. Dieselbe ergriff ein Kruzifix und trat vor ihm her und stärkte ihn und sagte: er solle auf Gott trauen und in seinem Glauben sterben. Also kam er außer der Stadt; da wurde ihm gesonnt, daß er auf einen Kirchhof ging, daselbst ließ er sich abhauen. „Von der Zeit an erstund ein ewiger Zank zwischen den beiden geschlechten."

Nachdem Kolberg brandenburgisch geworden, wurde es Sitz der hinterpommerschen Regierung, welche 1668 nach Stargard verlegt wurde, auch eine Ritterakademie war von 1654 bis 1716 hier. Peter der Große kam zur See von Königsberg nach Kolberg und reiste von da weiter [1]). Der Dichter Karl Wilhelm Ramler wurde 1725 in Kolberg geboren. Friedrich der Große erließ von Kolberg aus in Begleitung seines Neffen Friedrich Wilhelm II. das berühmte aber wieder zurückgenommene Edikt über die Leibeigenschaft 1763. 1782 (27. Januar) starb zu Kolberg die Markgräfin Leopoldine, Tochter des alten Dessauer und der Anna Luise Föhse, getraute Gemahlin des Markgrafen Heinrich Friedrich von Schwedt, nachdem sie 31 Jahre in der Verbannung in Kolberg gelebt hatte. Gneisenau traf am 29. April 1807 ein. Der Stadt wurde die Kontribution von 180 216 Thalern erlassen. Professor Jahn langt 1819 in Pommern an unter strenger polizeilicher Aufsicht. 1824 starb Nettelbeckd im 86. Jahre seines Lebens. 1825 bis 1830 saß Arnold Ruge auf dem Lauenburger Thor als Gefangener.

Westlich von Kolberg ziehen sich im allgemeinen niedrige Dünen bis zur Kreisgrenze hin, einige Stubben ragen aus dem Strauch hervor; hinter den Dünen erstreckt sich 4 km landeinwärts ein moorigos Gebiet, welches jetzt entwässert worden ist und teilweise fruchtbaren Acker hat. Hier liegen die früheren Kämmereiorschaften Alt- und Neuwerder, erstered ein aus der sumpfigen Niederung sich inselartig erhebender Werder, welcher 1287 noch nicht mit Hufen besetzt war. 1863 ist in demselben Orte eine Parochie errichtet worden. Ebenso das Kämmereidorf Alt-Bork an einem kleinen See niedrig gelegen, wohl von dem letzten wendischen Kastellan Bork angelegt, 1260 ein kleines Wendendorf, vom Kloster Dobberan um 1280 gekauft und germanisiert; 1337 an die Stadt Kolberg verkauft. Neu-Bork wurde 1775 angelegt und mit 24 Wollspinnerfamilien vom Kolberger Magistrat besetzt, welche mit der Zeit Landleute geworden sind. Dicht am Strande Kolberger Deep. Der Boden ist sehr schlecht und der Ackerbau unsicher. Eine Fähre geht über den Ausfluß des Kamper-See's und vermittelt den nächsten Weg zwischen Kolberg und Treptow.

In den Kamper-See, der zum Greifenberger Kreise gehört, fließen noch einige Bäche, welche den westlichen Teil des Kolberg-Körliner Kreises entwässern. Zunächst der Spiebach, der aus dem langgestreckten, romantischen Kämitz-See entspringt, der von steilen und bewaldeten Ufern eingefaßt ist. Auf dem höchsten Berge, hart am See gelegen, ein alter Burgwall. Auf der Höhe ein großes Plateau mit tausendjährigen Eichen, an drei Seiten ein Wall aus erratischen Blöcken mit Erde bedeckt, zu dessen Höhe eine Steintreppe führt. Die Seite nach dem See zu geht ganz steil hinunter, ein kleiner Fußsteig, wie in Felsen gehauen, führt zu demselben hinunter. Die ganze Anlage ist großartig gehalten und mit Tischen und Bänken versehen. Sie erinnert an den Herthe-See in Rügen. Man genießt von diesen Punkten wundervolle Aussichten auf den Kämitz-See, die Forsthäuser zu Kämitz und Eichstedtswalde, sowie auf Eichstedtswalde selbst. Daselbe an der Ostsee wurde 1829 angelegt mit stattlichem, herrschaftlichem Wohnhause. Der Gründer von Eichstedtswalde, Freiherr von Eichstedt, hat im Jahre 1853 aus seinen eigenen Mitteln ein Waisenhaus und eine Veteranenanstalt für 24 Kinder und 2 Veteranen gestiftet. Im Jahre 1834 wurde in dem neu angelegten Garten ein seltener Fund gemacht, bestehend aus Schmucksachen und deutschen und arabischen Münzen. Der Besitzer des Gutes schenkte den Fund dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm (IV.), der ihn dem alten Museum überwies. Dort werden sie unter einem Glasdatten mit der Überschrift: Gefunden zu Eichstedtswalde bei Kolberg, 18. Juli 1834, verwahrt.

Nördlich davon Plauenthin, auf einer Hochfläche mit grandigem Boden, die gegen das rechte Ufer des Spiebaches steil abfällt. Auf dem linken Ufer Neurese, auf der Höhe über dem Spiebach, der hier ein weites Wiesenthal, welches ohne Zweifel früher See gewesen ist, bildet. 1226 überließ der Bischof Hermann v. Kammin das Dorf dem Kloster Dargun. Das benachbarte Neßin hat leichteren Boden; hier verengert sich das Spiethal. 1269 verkaufte Bischof Hermann v. Kammin das Dorf dem Abt des mecklenburgischen Klosters Dargun. König Friedrich Wilhelm IV. nahm im Jahre 1850 ein von der Gemeinde zum Zeichen ihrer Anhänglichkeit und Treue überreichtes Geweihe an, und gründete dafür eine Stiftung für dortige Witwen und Waisen mit einem Kapital von 100 Friedrichsdor. Es liegt an der Verbindungschaussee, welche über Garrin, Simitzel, Baldelow u. s. w. sich an die große Staatschaussee anschließt. Unmittelbar am Spiebach die Kolberger Eigentumsdörfer Nehmer und Spie, 1276 erwähnt, ersteres 1606, letzteres 1368 vom Rat zu Kolberg gekauft. Nehmer ging 1761 zu Grunde bis auf die Kirche, und eine Zeitlang wurde diese Parochie mit der Garriner verbunden. Letzteres an der Chaussee von Kolberg nach Treptow. Auf der sich nach Westen fortziehenden Berglangerung des Kauzenberges liegt Prettnin, urkundlich 1223 erwähnt, in welchem Jahre es dem Kloster Mogilno verliehen wird. Unterhalb der Chaussee beginnt die Niederung, durch seine westliche Richtung nähert er sich dem Grenzbach, das heißt dem Kreiserbach. Auf der Wasserscheide dieser beiden Bäche liegt Naugard, vielleicht das 1228 genannte Necore, 1320 Klein Naugard genannt, seit 1855 ein Bauerndorf, dann das langgestreckte Papenhagen, welches fast von einem Bach zum andern reicht, wahrscheinlich von Kloster Belbuk gegründet, beide ehemalige Lehen der ausgestorbenen (1741) Familie Güldenklee. Durch moorige Niederungen ergießt sich der Spiebach in den Kamper-See.

Die nordwestliche Kreisgrenze bildet der Kreiserbach, der zuerst unter verschiedenen Namen aus mehreren Rinnseln entsteht, welche an der großen Chaussee von Plathe nach Köslin bei Leslin und Damitz entspringen. Südlich von diesen Dörfern zieht sich das große Heideland hin, welches, noch teilweise unbebaut, nothürftig Kiefern oder kümmerlichen Roggen hervorbringt. Ein Vorwerk wird im Volksmunde der rote Strumpf genannt, angeblich weil alle Besitzer auf den Strumpf kommen. Leslin ist ein altes Mantreuffelsches Lehen. Auf dem schön bewaldeten Höhenrücken, an dessen Fuß das Gut liegt, ist ein Erbbegräbnis dieser Familie; ein Granitblock mit beträglicher Inschrift bezeichnet den Zweck des eingefriedigten Platzes. Das einfache Wohnhaus, von hohen Bäumen umschattet, liegt geteruut von dem Gehöft; in der Nähe desselben, mitten in

[1]) Brückner, Peter d. Gr., S. 147.

Digitized by Google

den Rieselwiesen, ein Burgwall, von dem noch das Gemäuer sichtlich ist und der jetzt abgefahren wird. Nördlich davon liegt Trosedow, d. h. Drosselort, 1170 urkundlich erwähnt und dem zu gründenden Kloster Belbuk geschenkt, von welchem Orte der Bach eine Strecke den Namen führt in kouvierter Gegend, vor 1816 dem Greifenberger Kreise gehörig. Der Parochie der Kirche Trosedow wird 1494 Erwähnung gethan. Am Wege nach Roman ein hoher, steiler Burgwall. Gegenüber am rechten Ufer des Baches Trienke. In den Wiesen steht ein Kalklager an, welches ausgebeutet wird. Es war ein altes Mantenffelsches Lehen, das später in den Besitz des Kabinetsrates Beyme kam, eines unter der Regierung Friedrich Wilhelm III. sehr einflußreichen Mannes, der, 1798 Chef des geheimen Kabinets, 1816 geadelt wurde. Auf derselben Seite liegt Simonsel am Rande des Baches, der hier ein größeres Wiesenthal bildet, 1297 urkundlich genannt, 1456 an die Stadt Kolberg verkauft. Bei diesem Dorfe sind wendische, bei Schwedt römische Sachen gefunden worden. Letzteres liegt hart an der Kreisgrenze und gehörte bis 1816 zum Greifenberger Kreise, 1224 wurde das Dorf von Anastasia, Witwe des Herzogs Bogislav I., dem Kloster Belbuk geschenkt, 1462 kam das Dorf durch Tausch an Jost Wachholz, in dessen Geschlechte das Gut mit geringen Unterbrechungen bis in die sechziger Jahre unsres Jahrhunderts geblieben ist. Dann Gandelin, ebenfalls hart an der Kreisgrenze auf einer Anhöhe am Kreiterbach, welcher die Kreisgrenze bildet und sich dann ebenfalls in den Kamper-See ergießt.

Eine kleine westliche Ecke des Kreises gehört zum Flußgebiet der Rega. Der größte Teil dieses Gebietes ist erst 1816 zum Fürstentumer Kreise gelegt. Südlich von dem vorher erwähnten großen Heidelande liegt das Trybnbruch, an dessen Nordrande in einsamer Lage die Kolonie für die Tagabonden „Meierei liegt; das Bruch wird jetzt urbar gemacht durch die sogenannte Rimpanlkultur. In diesem Bruche entspringt der schwarze und der auf der alten Generalstabskarte fälschlich so genannte Molstowbach. Nach Vereinigung beider fließen sie in östlicher Richtung, hier liegt Petershagen mit leichterem Boden, das größte Gut im Kreise, 2629 Hektar; dagegen hat Trienke bei 800 Hektar den größten Grundsteuerreinertrag. Der Acker stößt im Norden an das große Heideland, Hünengräber sind hier angesdeckt worden. Dann bildet der Schwarze Bach die Grenze zwischen dem Kolberger und dem Schivelbeiner Kreise, reich an Forellen; derselbe ergießt sich in die Molstow, welche in nördlicher Richtung fließt. Hier sind wenig Ansiedelungen, erst an der Chaussee von Körlin nach Platbe, dicht an der Molstow, Reselkow am Winkelbach, der sich hier in die erstere ergießt, 1227 urkundlich erwähnt, bis 1816 zu dem Östenschen Kreise, zum kleineren Teile zum Greifenberger Kreise gehörig. Die Feldmark ist bergig und hat leichteren Boden. Früher bedeutende Poststation. Schmuckentin, westlich vom Molstowbach, leichten Bodens; altes Mantenffelsches Lehen; noch westlicher die alte Mantenffelburg Kölpin an einem kleinen See in hügeliger Gegend, ein Stammhaus dieses Geschlechtes, wo bedeutende Bronzefunde gemacht worden sind. Viele Götter gehörten demselben, so daß man im Mittelalter von einem Lande Kölpin sprach. Ein Dominus, Johannes Manduwel, wird 1299 genannt als Zeuge einer Urkunde, in welcher Bogislav dem Kloster Buckow neun Häuser in Bulgarin verleiht. Wie ihre Burg zerstört wurde, wollen wir nach Kantzow[1]) erzählen: „Um diese Zeit haben in Pommern die Manduvels von Kölpin viel Raub und Mords gegen den wandernden Mann und die armen Bauern gebraucht und sonderlich gegen die Klosterleute vom Belbuk. Darum hat der Abt von Belbuk auf Tage Petri und Pauli im Jahre 1432 alle sein Leute aufgebracht und sie vor Kölpin geschidt. Sie haben sie es berannt und zuletzt gewonnen und haben Heinrich Manduwel erwürget und die andern gefangen, und mit allem, was sie darauf gefunden, mit sich weggeführet und dem Abte gebracht. Und um dieser Viktoria willen hat man hernach im Kloster Belbuk alle Jahre auf St. Petri- und Paulitag das te deum laudamus gesungen und 12 Arme gespeist." Die mündliche Tradition fügt noch hinzu, daß es den Rittern nicht gelingen wollte, die Burg zu erstürmen, bis endlich die Amme des jüngsten Sprößlings von Unreen aus Liebe zu ihrem Säugling und um mit demselben nicht umzukommen, dem Abte unter der Bedingung, daß er ihr und dem Kinde Leben und Freiheit schenke, einen durch das Gebüsch bis dahin verborgenen Eingang in die Burg entdeckte, wo dieser mit seinen Kriegern bei Nacht in die Burg drang und sämtliche Bewohner mit Ausnahme der Amme und des Kindes niedermachten. „Von diesen Manduwels", fährt Kantzow fort, „ist eine gemeine Sage, daß ihre Vorältern gehriften haben die Herren von der Unreen und sind so boshaft gewesen, daß man gesagt auf pommersch: ji sind man Düwel, das ist soviel als: das sind nur Teufel und keine Menschen, davon sollen sie den Namen haben, daß sie Manduwel heißen. Und hernach sind daraus Michel Manduwel samt seinen Brüdern und Vettern arge Räuber gewesen. Doch sei es wie es wolle, es sind sonst viele andere ehrliche Männer und Frauen in dem Geschlecht gewesen, die solche Bosheit ungern gedacht, viel weniger gethan hätten und bei unsren Zeiten weiß man von solcher Bosheit von ihnen nicht, sondern es ist ein gar ehrlich Geschlecht, daraus auch jetziger Bischof von Kammin, Erasmus Manduwel, ist, der durch seine Lehre und Geschicklichkeit zu dem Stande gekommen ist."

Die Molstow empfängt an der Kreisgrenze bei der Kölpiner Mühle auf der rechten Seite noch den kleinen Ückerbach, der in den Bergen zwischen Lektin und Roman entspringt; letzteren an der Chaussee von Körlin nach Platbe mit schlossartigem Wohnhaus, 1240 urkundlich erwähnt, dessertum quod vocatur Riman, bis 1816 zum Kreise Greifenberg gehörig. Syrupfabrik. Es war ein Mantenffelsches Lehen, wofelbst das Geschlecht zwei Burgen hatte, deren Lage man sowohl in Roman als im Buchwalde an den Überresten von Wällen und Gräben noch deutlich erkennen kann. Der nördliche Teil der Feldmark ist hügelig mit steil abfezenden Höhen, unter denen gegen Westen hin der Fierberg bedeutend hervorragt, von dessen Gipfel der Blick bis an die Türme von Greifenberg und Kolberg schweift. Mehrere kleine Bäche bewässern das Gutsgebiet, das auf der Abdachung zum Molstowsluß liegt. Die sechste Klasse hat die größte Morgenzahl aufzuweisen. Ein anstehendes Kalkflötz wird in geringer, Bleisenkalk in großer Menge benutzt. Der jetzige Besitzer Andrae hat im Jahre 1853 ein Ayl für entlassene Sträflinge errichtet. Von hier fließt der Ückerbach in nördlicher Richtung, biegt dann südlich von Gervin nach Westen um. Letzteres 1224 urkundlich erwähnt und von Anastasia dem Kloster Belbuk geschenkt, bis 1816 zum Kreise Greifenberg gehörig, in flacher Gegend an der Verbindungsschaussee von Reselkow nach Kolberg. Die Kirche ist 1647 gebaut. Vor der Thür des Herrenhauses große Kastanienbäume. Knochenmehlmühle. Zwischen Ückerbach und der Molstow liegt noch Sternin, ebenfalls bis 1816 zum Kreise Greifenberg gehörig, mit leichterem Boden, ein altes, zum Lande Kölpin gehöriges Mantenffelsches Lehen, seit 1315 im Besitz der Familie. (Schluß.)

[1]) ed. Kosegarten II, 36.

Nordwestamerikanische Totempfeiler.

Von Adrian Jacobsen.

Von alten, berühmten Geschlechtern abstammen, gilt auch bei den Indianern Nordwestamerikas als ein hoher Vorzug, ja viele Häuptlinge leiten sogar ihren Ursprung geradewegs, wie einstmals die griechischen und römischen Helden, von einer Gottheit her. Wer nicht eine derartige edle Abkunft nachzuweisen vermag, sucht den Rang eines Häuptlings oder sonst eine hervorragende Stellung unter seinen Stammesgenossen durch Heirat oder Adoption zu erreichen. Um nun ihren Nachkommen oder Untergebenen ihre Familiengeschichte und Herkunft vor Augen zu führen, errichten sie die sogenannten Totempfeiler. Man versteht darunter einen oft von oben bis unten en relief geschnitzten Baumstamm von 3 bis 20 m Höhe und darüber.

Die oberste Spitze dieses Pfeilers nimmt der Stammvater des Geschlechtes ein; bei den Haida- und Tschimsianstämmen meist in Gestalt eines Raben, Adlers, Wolfes oder Bären, während im Norden bei den Tlinkiten und den Kwakiutl im Süden neben Walfischen und andern Tieren, sich auch häufig menschliche Figuren als Stammhalter vorfinden.

Die Familienüberlieferung lautet bei allen diesen Stämmen so, daß ehemals Götter bald in Gestalt der oben erwähnten Tiere, bald auch in Menschengestalt sich mit den Urahnen der Indianer verheiratet haben und auf diese Weise Ahnherrn des betreffenden Geschlechtes wurden.

Man unterscheidet bei den Haida- und Tschimsianindianern dreierlei Pfeiler: 1. Solche, welche die oben erwähnten Familientraditionen darstellen und häufig noch bei Lebzeiten von dem Familienoberhaupte auf den Sohn oder Schwiegersohn vererbt werden. In diesem Falle wird jedoch ein neuer Stammbaum errichtet und das eigene Geschichte mutterseits in Gestalt der sie repräsentierenden Figuren hinzu. 2. Solche Pfähle, die für einen berühmten verstorbenen Häuptling errichtet worden. Diese sind gewöhnlich kurz und durch eine große Tafel am Ende des Pfahles gekennzeichnet, oder sie werden in Gestalt eines Walfisches oder eines andern Tieres einfach vor dem Hause des Verstorbenen auf die Erde gelegt. Pfeiler dieser Art kommen vornehmlich bei den Haidastämmen in Anwendung. 3. Solche Pfeiler, welche die Dachbalken des Hauses stützen, gewöhnlich vier an der Zahl; sie finden sich am häufigsten bei den Ahts und Kwakiutl, und ich habe oft bemerkt, daß, wo diese Art Totempfeiler innerhalb des Hauses gebraucht wird, selten noch außer dem Hause ein Pfeiler errichtet ist.

Fig. 1. Totempfeiler der Tlinkiten. Nach einer Photographie.

Die schönsten und am besten ausgeführten Stammbäume findet man in den Haidadörfern, auch scheint die Auffassung der betreffenden Stammtiere hier weitaus klarer zu sein, wie bei den weiter südlich oder nördlich wohnenden Völkern. — Merkwürdigerweise stimmt bei allen Küstenbewohnern die Sage darin überein, daß berichtet wird, die Sitte der Totempfeiler sei durch einen auf dem Meeresgrunde hausenden Gott den Indianern gebracht worden und es behaupten beispielshalber die Haida, bei heiterem Himmel und ruhiger See auf dem Meeresgrunde ganze Dörfer mit solchen Stammbäumen gesehen zu haben.

Die Stammbäume werden zuweilen (besonders bei den Haida) unmittelbar an der Hauswand befestigt, so daß der Totempfeiler den Giebel des Hauses überragt. Zuweilen richtet der Holzschnitzer die unterste Figur des Pfeilers so her, daß der Mund der betreffenden Gestalt als Eingangsthür benutzt werden kann, was denn auch, jedoch nur bei besonders festlichen Gelegenheiten, geschieht. Für den täglichen Gebrauch ist rechts oder links vom Stammbaum in der Hauswand eine Thür angebracht. Die meisten Stammbäume werden in einer Entfernung von 3 bis 4 m vor dem Hause aufgestellt, so daß zwischen den Stammbäumen und den Häusern sich eine Straße bildet. Bei den Haida finden sich auch an den untersten Dachbalken kleine Stammbäume, die Bezug haben auf den großen Stamm.

Soll ein neuer Stammbaum errichtet werden, so beruft der Betreffende den Holzschnitzer und einigt sich mit diesem

Digitized by Google

über den Preis. Ein jeder Häuptling hat je nach ſeinem Range das Recht auf eine gewiſſe Höhe des Pfeilers. Nachdem die Größe desſelben feſtgeſtellt iſt, wird die Familienüberlieferung den Schnitzern erklärt. Die Ausführung der Arbeit wird unter die einzelnen Arbeiter verteilt und einer führt dabei die Oberaufſicht. Da die Indianer gewohnheitsgemäß oft längere Zeit auf Jagd und Fiſchfang abweſend ſind, ſo widmen ſie ſich nicht beſtändig ſolcher Arbeit und über die Herſtellung des Pfahles vergehen oft Jahre.

Die Stämme ſind halbrund und werden auf der vorderen Seite en relief behandelt. Die Rückſeite wird ausgehöhlt, da es ſonſt unmöglich wäre, einen Pfahl von 20 m und höher mit den dortigen einfachen Hilfsmitteln aufzurichten. Zum Einſetzen des Pfahles wird ein Loch von 2 bis 4 m Tiefe gegraben, und der Pfahl, deſſen unteres Ende nicht geſchnitzt iſt, durch Rollen hineingeſchafft. Nun werden ſtarke Taue aus Cederbaſt an dem Baume befeſtigt und durch Stützen und Ziehen von hundert en Männern und Weibern das Richten des Pfeilers vorgenommen. — Jeder Pfahl wird mit einem Namen belegt.

Die hier nach Photographieen abgebildeten drei Totempfeiler ſtammen von den Tlinkiten, ſpeziell von Port Wrangel, zwiſchen 56° und 57° nördl. Br.

Die Fig. 1 zeigt oben einen Vorſahren des Errichters des Stammbaumes [1]). Derſelbe iſt ein gewaltiger Medizinmann geweſen; das lange Haar, welches bis auf den Rücken herabfällt, bezeugt dies [2]). Das Haupt des Mannes ſchmückt ein hoher Holzhut. Dieſe Hüte werden von den nördlich wohnenden Indianern häufig bei Geſchenkfeſten oder bei Errichtung von Totempfeilern gebraucht [1]). Der obere Teil des Hutes zeigt eine Reihe Holzringe, die den Rang des Trägers andeuten; bei einigen Stämmen ſoll auch wohl die Zahl der von dem Beſitzer veranſtalteten Geſchenkfeſte dadurch angezeigt werden. An dem Hute (häufig beſitzt ſchon der Hut ſelbſt die Geſtalt eines Tieres) befindet ſich das Stammtier oder ein dieſem dienendes Tier, das entweder aufgemalt oder als Relief angebracht iſt. (Das auf unſerm Bilde en relief geſchnitzte Tier iſt nicht gut erkennbar, es ſtellt wahrſcheinlich einen Fiſch dar.)

Fig. 2 u. 3. Totempfeiler der Tlinkiten. Nach einer Photographie.

Die zweite Figur zeigt einen Geiſt oder eine Gottheit, die wohl der dienende Geiſt des über ihr befindlichen Medizinmannes iſt. Solche dienende Geiſter beſitzt der Schamane mehrere, und iſt das Geſicht des Geiſtes, falls er einen Ahnen darſtellt, ſtets blau bemalt; doch können nur die Familienmitglieder die Überlieferung desſelben genau kennen.

Die dritte Abteilung des Stammbaumes zeigt einen Mann, deſſen Geſicht und Hände aus dem Rücken eines Wales hervorragen. Dieſes dürfte der oben am Stamme befindliche Medizinmann ſein, wie er ſich entweder in einen Walfiſch verwandelt, ein Glaube, der ſich namentlich bei den Walfiſch fangenden Stämmen findet [2]), oder der Wal gilt als ſein Totemtier. Bei verſchiedenen Stämmen, wie beſpielsweiſe bei den Kwakiutl im Süden, vertritt häufig ein dienendes Tier die Stelle des oberſten Stammtieres. Bei den Haida iſt der große Walfiſch das dienende Tier des

[1]) Die Geſichter der Ahnen werden ſtets mit kleinem, der Größe des Geſichts angemeſſenem Munde dargeſtellt, während die Gaſthelten, die bald Tier- bald Menſchengeſtalten annehmen, oft mit einem tieriſchen Munde verſehen ſind.

[2]) Nur den Medizinmännern iſt es bei den meiſten Stämmen geſtattet, langes Haar zu tragen, während das Volk die Haare wie unſere Artiſten trägt und es durch ein Kopftuch oder einen Kopfring aus dem Geſicht hält.

[1]) Bei den Bella-Coolas ſitzt der Gott Mes-mes-ſalame häufig oben auf dem Stammbaume und ſtets hat er auf dem Kopfe einen Holzhut, der mit vielen Rangkuten verſehen iſt.

[2]) Bei den Haida z. B. verwandelt ſich der Medizinmann oder die Medizintrau in einen weiblichen Walfiſch, ſie locken dann den männlichen Walfiſch in ſeichtes Waſſer, wo er ſtrandet und den Küſtenbewohnern als Nahrung dient.

Digitized by Google

Adlers, da der Adler die an die Küste antreibenden Walfische verzehrt [1]). Sonach stammen in unserm Falle die Ahnen des Besitzers des Pfeilers vom Adler ab.

Die unterste Figur am Stammbaum dürfte den Stammvater mütterlicherseits darstellen. Bei den Tschimsian und Haida ist es streng verboten, daß Angehörige ein und desselben Stammtieres sich verheiraten, da eine solche Ehe als Blutschande betrachtet wird. Daher findet man fast auf jedem Stammbaume zwei der Haupttotemtiere und etliche ihnen untergebene angebracht. Die erwähnte unterste Figur zeigt eine Gottheit, die eine Gestalt annahm halb Bär halb Mensch. Der Sage nach entführte die Gottheit aus dem einen Stamme Jünglinge, aus dem andern Mädchen und wurde somit Stammvater von ganzen Geschlechtern.

Der Errichter dieses Baumes scheint demnach aus einer außerordentlich berühmten Familie zu stammen. Das über den Kopf hervorragende Gesicht soll wohl einen Waldteufel vorstellen. Ein ähnliches Gesicht findet man fast stets bei den Bella-Coolastammbäumen. Der Geist soll der Erzählung nach im Walde schwangere Frauen überfallen und ihnen die Leibesfrucht nehmen.

Fig. 2. Dieser Stammbaum ist weniger interessant als der vorige. Die Hauptfigur desselben stellt einen in Indianerweise sitzenden Vorfahren dar. Auf dem Kopfe trägt er den oben erwähnten, bei Geschenkfesten und Errichtung von Pfählen gebrauchten Hut. Derselbe repräsentiert sein Totemtier und zwar den Schwertwal (Delphinus Orca oder Gladiator). Der vordere und hintere Teil des Hutes zeigt den Kopf und die Finne des Tieres; zwischen den Finnen sieht man drei Ringe, welche die Rangstufe des Besitzers andeuten. Da der Schwertwal das hiesige Tier des Raben ist, so ist mit Bestimmtheit zu entnehmen, daß der Mann der Rabenfamilie angehört. Die unter dem Manne sich befindende Figur scheint ein Biber zu sein. Da nun der Biber dem Adler untergeben ist, so stammt der Errichter des Pfahles mütterlicherseits vom Adler ab [2]).

[1]) Über Stammtiere und die ihnen untergebenen Tiere, siehe „Globus" Bd. LIX, Nr. 11.

[2]) Nicht immer wird der Biber als untergebene Stammgottheit allein auf den Baum geschnitzt, denn bei den Bella-Coolas sah ich ihn einmal am Fuße eines Stammbaumes, ohne jeden Zusammenhang mit dem oberen Stammtiere. Auf meine diesbezügliche Frage wurde mir erklärt, daß der Errichter des Pfahles durch vielen Fang von Bibern reich geworden und dadurch in den Stand gesetzt sei, einen Baum zu errichten.

Da der untere Teil des Baumes ohne weitere Schnitzereien ist, so läßt sich daraus schließen, daß das Geschlecht kein altes und berühmtes gewesen ist.

Fig. 3 ist meines Erachtens ein Totempfahl, der zur Erinnerung an einen berühmten Verstorbenen von dessen Verwandten errichtet wurde. Der auf der Spitze befindliche Bär dürfte die Abstammung des Verstorbenen angeben. Die Bedeutung der an dem Stammbaume angebrachten Fußstapfen ist nur den Verwandten des Toten bekannt, die mit der Familienüberlieferung bekannt sind. Eine andre Deutung wäre die, daß der Verstorbene auf der Bärenjagd ums Leben gekommen und dieser Pfeiler gewissermaßen ein Kenotaphium ist; wenigstens habe ich bei den nördlicher wohnenden Eskimos Ähnliches gefunden.

Keines der auf den Abbildungen sichtbaren Häuser gehört zu dem Stammbaume, da dieselben wie die Bauart zeigt, aus neuerer Zeit als die Stammbäume sind.

Um eine vollständige Erklärung der Stammbäume geben zu können, müßte ich, wie oben bereits erwähnt, vollständig mit den Orts- und Familienüberlieferungen vertraut sein und es würde z. B. selbst der beste Holzschnitzer der Bella-Coola-Indianer keine genügende Erklärung eines Tlinkitenbaumes geben können.

Da die drei Stämme, die hauptsächlich die schönsten Totempfeiler fertigen, namentlich die Tschimsian, Haida und Tlinkiten, meist zum Christentum bekehrt sind, so hört das Herstellen der Stammbäume allmählich auf. Statt der 20 m langen Häuser mit den holzen Stammbäumen findet man heutzutage fast überall kleine, Villen ähnliche Häuser, die nach amerikanischem Muster gebaut sind und nur von einer Familie bewohnt werden. Auch durch Heiraten der Totemverwandten, die seit der Einführung des Christentums stattfinden, verwirren sich allmählich die früheren klaren Begriffe der Abstammung. So ist es auch auf diesem Felde der Ethnographie die höchste Zeit zu sammeln und die Deutung der Nachwelt zu überliefern.

Aus allen Erdteilen.

— Russische Expedition nach den Ruinenstädten der Mongolei. Die Lage der alten Hauptstadt der Mongolenchane, Karakorum, die uns der mittelalterliche Reisende Plan Carpin beschrieben hat, ist lange streitig gewesen. Plan Carpin war päpstlicher Gesandter und 1246 im „Goldnen Zelte" des Großchans. Seine Nachfolger dort waren Rubruck von Lonjumel (1249) und der bekannte Gesandte Ludwig des Heiligen, Ruysbroek (1253). Die Frage nach der Lage Karakorums schien 1873 durch den russischen Reisenden Paberin gelöst, der die Ruinen im Thale des Togtscho-Tologot da auffand, wo Abel Rémusat sie bereits vermutet hatte. Der russische Orientalist Jabrintsew bestätigte durch seine Reisen 1889 diese Anschauungen und entdeckte zugleich die Ruinen verschiedener anderer mittelalterlicher Mongolenstädte im Flußgebiete des Orchon (Quellfluß der Selenga).

Die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg hat die Summe von 12000 Rubel zur weiteren Erforschung der Ruinen bewilligt und die Expedition, welche unter Leitung des Professors Wilhelm Radloff steht, ist am 15. Mai von Petersburg aufgebrochen und hat glücklich ihr Ziel erreicht. Außer Radloff nahmen daran Teil dessen Sohn, der Reisende Jadrintsew, ein Botaniker und ein Topograph. Neben den archäologischen Forschungen wurden auch geographische und meteorologische ausgeführt, welche dort ein ergiebiges Feld boten. Die Expedition ist nach weiter in die Landschaften östlich vom Changaigebirge vorgedrungen. Jadrintsew begab sich mit den gemachten Sammlungen darunter zahlreiche Bilderschriften) nach Kiachta zurück, während Radloff die Rückreise über Peking antrat.

— Die amerikanische Labradorexpedition (oben S. 63) unter Prof. Leslie-Lee hat eine ihrer Hauptaufgaben, die Feststellung der Wasserfälle des Grand River unter 53° nördl. Br. erreicht. Zwei Mitglieder der Expedition, Coles und Cary, machten sich zur Entdeckung der als fabelhaft hoch angegebenen Fälle auf den Weg und langten am 8. August am Waminikapou-See an, der eine Erweiterung des Grand River ist. (Vergl. Karte von Dolme in den Proceedings 1888.) Die Wälder, durch welche sie kamen, waren fast undurchdringlich, und Moskitos und schwarze

Digitized by Google

Fliegen setzten ihnen ununterbrochen zu. Nach einem dreitägigen Fußmarsch wurde ihre Ausdauer endlich belohnt. Schon aus der Ferne vernahmen sie betäubenden Donner und bald darauf breitete sich ein herrliches Schauspiel vor ihnen aus. Eine Wolke bleudendweißen Gischtes und Schaumes stieg vor ihrem Auge in die Höhe, welche mindestens auf 30 km sichtbar war. Unter furchtbarem Ungestüm ergießen sich die Fluten durch eine Schlucht, an deren Seiten sich die Felsen, von düsterem Wald bedeckt, bis zu einer Höhe von 150 m erheben. Was die Höhe des Wasserfalls anbetrifft, so ist dieselbe arg übertrieben. Dieselbe mißt in senkrechter Linie nur 60 m. Oberhalb des Wasserfalles beträgt die Breite des Flusses 450 m, dagegen an dem Fall nur 45 m, von welcher Stelle das Wasser sich mit furchtbarem Getöse über die Stromschnellen herabstürzt. Nachdem sie einige Photographien aufgenommen, begaben sich die beiden unternehmenden Entdecker auf den Rückweg, auf dem sie noch schreckliche Leiden ausstehen mußten, da sie Boot, Zelt und Proviant verloren hatten. Unter Anstrengung der letzten Kraft gelang es ihnen, wieder zu ihren Gefährten zu stoßen.

— Der Saltonsee in der Coloradowüste, dessen Bildung oben S. 137 ausführlich besprochen wurde, hatte Ende August eine Fläche von 156 Quadratmiles eingenommen. Gespeist wurde derselbe durch zwei Kanäle, den New-River und einen zweiten, kleineren. Der Zufluß des Wassers hat mit dem Sinken des Coloradoflusses bedeutend abgenommen und seit Mitte Juli hielt die Verdunstung dem Zufluß die Wage, so daß kein Steigen des Sees mehr bemerkbar war. Man nimmt daher an, daß der See durch Austrocknen wieder verschwinden, aber beim nächsten Hochwasser des Colorado wieder entstehen werde.

— Die Nunivakinsel, unter 60° nördl. Br. an der Küste Alaskas im Beringsmeer belegen, ist im laufenden Jahre von dem Agenten der Vereinigten Staaten, Iwan Petroff, besucht worden. Er giebt die Zahl der Eingebornen (Eskimo) zu 600 an. Sie führen ein sehr armseliges Dasein und sind vollständig auf Walrossfleisch angewiesen. Die Zähne des Walrosses bilden den einzigen Handelsartikel der selten besuchten Insel.

— Die russische Expedition unter Maschkow nach Abessinien (Globus LX, S. 143), welche im Juni in dem französischen Hafen Obok eingetroffen war, hat im Beginn des Juli ihre Reise über Harrar nach Schoa angetreten. Vor der Abreise waren zwischen dem Leiter der Expedition und dem Mönche Tychon Streitigkeiten entstanden, infolge deren der letztere heimkehrte.

— Ein Denkmal des französischen Generals L. Faidherbe wurde am 27. September 1891 zu Bapaume im nördlichen Frankreich errichtet. Galt dieses auch zunächst dem tapferen Feldherrn, der bei jener Stadt 1870 gegen die Deutschen unter General v. Göben gekämpft hatte, so ist damit doch auch der hervorragende Mann der Wissenschaft geehrt worden, dessen auch wir hier bei dieser Gelegenheit kurz gedenken wollen. Faidherbe ward 1818 in Lille geboren und starb 1889 in seiner Vaterstadt, nachdem er noch zuvor seinen Schädel und sein Gehirn der Pariser Anthropologischen Gesellschaft zur wissenschaftlichen Untersuchung vermacht hatte. Seine wiederholte militärische Thätigkeit in Algerien und am Senegal waren die Ursache, daß er eingehend sich mit der Völkerkunde und den Sprachen Nordafrikas beschäftigte. In den Bulletins der Pariser Anthropologischen Gesellschaft, deren Präsident er 1874 war, veröffentlichte er in den Jahren 1869 bis 1874 Abhandlungen über die megalithischen Gräber und die Dolmen in Nordafrika; über die blonden Libyer, über die Ethnographie Nordafrikas, über die Beziehungen der Libyer zu den alten Ägyptern, über den künstlichen Prognathismus bei den Wauroloffen am Senegal, über die Ethnologie der Canarischen Inseln und über die Tamahu. Mit Topinard gab er 1874 die Instructions sur l'anthropologie de l'Algérie heraus; sein linguistisches Hauptwerk Collection des inscriptions numidiques erschien 1870 zu Lille. Desgleichen hat er die Grammatik der Fulbesprache bearbeitet.

— Max Quedenfeldt, Premierleutnant a. D., starb am 18. September 1891 zu Berlin. Derselbe hat sich durch seine vortrefflichen ethnographischen Arbeiten über Marokko, das er nach den verschiedensten Richtungen hin bereiste, um die Wissenschaft verdient gemacht. Seine Hauptarbeit ist die „Einteilung und Verbreitung der Berberbevölkerung in Marokko", erschienen in der Zeitschrift für Ethnologie 1888 und 1889 nebst Karte (1 : 3800000).

— Der amerikanische Meteorolog William Ferrel starb zu Kansas City im September. Er war 1817 in Pennsylvanien geboren, seit 1857 Mitherausgeber des amerikanischen Nautical Almanac und seit 1882 bei der Küstenvermessung angestellt; auch die Beobachtung der Tiden war ihm speziell anvertraut. Unter seinen Werken sind hier folgende zu nennen: Motions of Fluids and Solids relative to the Earth's Surface (1859). Determinations of the Moon's Mass from Tidal Observations (1871). Tidal Researches (1874), Meteorological Researches (1875 bis 1881) und Temperature of the Atmosphere and the Earth's Surface (1884).

— Altägyptische Schöpfungsgeschichte. Maspéro, der bekannte französische Ägyptologe, stellte die verschiedenen altägyptischen Schöpfungsberichte zusammen. Die Berichte aus der Zeit der zwölften Dynastie (2460 bis 2260 v. Chr.) zu Hermopolis erzählen alle, daß die Schöpfung durch wiederholte Reden oder Incantationen der Götter bewirkt wurde. So soll z. B. Hermes sechsmal gelacht haben und bei jedesmaligem Lachen entstand ein Wesen. Die Erde, welche den Laut hörte, stieß einen Schrei aus, benetzte sich vorwärts und drei Flüsse begannen zu fließen. In einer andern altägyptischen Stadt, Heliopolis, wo schon sehr frühzeitig sich eine theologische Schule gebildet hatte, entstand eine von der hermopolitanischen ganz verschiedene Schöpfungsgeschichte. In Hermopolis war es die Stimme der Götter, welche schaffend wirkte, in Heliopolis aber schuf die materielle Kraft. Jedenfalls aber, so zeigte Maspéro, war die Schöpfung durch die Stimme der Gottheit („Und Gott sprach") eine uralte ägyptische Überlieferung, ähnlich jener der Bibel.

— Die John Crow Berge auf Jamaika sind von Herbert Thomas zuerst gekreuzt worden. Sie liegen im östlichen Teile der Insel und bilden eine Abzweigung des großen Zentralgebirges. Von Port Antonio an der Nordküste verlaufen sie südöstlich bis in die Gegend von Bath, machen dann eine scharfe Biegung nach Osten, die Nordgrenze der als Plantain Garden bekannten Alluvialebene bildend, und endigen bei Cuaw Hill am Meere. Der höchste Punkt liegt 992 m über dem Meere. Der höchste Teil ist ein zerrissenes Kalksteinplateau mit Baumfarnen und Mangrovegebüsch. Die von dort zur Küste gehenden Flüsse sind nur in der Zeit heftiger Regen gefüllt, doch stauen sie an gewissen Orten, wie z. B. Cubjac Hole, Wasser auf. (Proceed., Sept. 1891.)

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LX. **Globus.** Nr. 17.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Über Tagewählerei bei den Mohammedanern.

Von Dr. Goldziher. Budapest.

„Dies aegyptiaci" (in quibus nulla opera incipere debes) heißen im römischen Kalendarium die Tage, denen man unglückselige Natur zuschrieb [1]). Bereits Paul Ernst Jablonski hat in seinen Opuscula (ed. Te Water, Leiden 1806, II, S. 274 bis 308) aus dieser Benennung gefolgert, daß der Ursprung der Vorstellung von Glücks- und Unglückstagen auf das alte Ägypten hinweist. Die leider entdeckten kalendarischen Papyrusse [2]) haben die Vermuthung Jablonskis bekräftigt. „Wenn so die Ägypter die Grundlagen unsres Kalenders geschaffen haben, so haben sie andrerseits vermutlich auch einen starken Anteil an dem Aberglauben, der sich an den Kalender knüpft, an der sogenannten Tagewählerei" (Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum, S. 469).

Dies kann natürlich nur für die von Ägypten in kultureller Beziehung mehr oder weniger abhängigen Völkergebiete gelten. Ganz unabhängig von solchem Einflusse findet sich, wie Richard Andree im ersten Bande der „Ethnographischen Parallelen" nachgewiesen hat, derselbe Aberglaube bei verschiedenen Schichten [3]) von Natur- und Kulturvölkern. Unter den verschiedensten mohammedanischen Völkern ist die Tagewählerei sehr verbreitet. Wir glauben nicht, daß dieselbe bei ihnen unter dem Einfluß des Islam zuerst entstanden sei; vielmehr ist es wahrscheinlich, daß bereits die Araber der heidnischen Zeit, bei welchen auch hinsichtlich des „Anganges" und andrer teratologischer Momente ein buntes System von abergläubischen Vorstellungen heimisch war [4]), auch die Tagewählerei trieben. Einer der berühmtesten Dichter der vorislamischen Zeit, Zuhejr (6. Jahrhundert) spricht von „ominöser" und „glücklicher" Zeit (Stunde). Diwân, ed. Ahlwardt, 3, 30. — Der Koran (Sure 41, V. 15) erwähnt im Sinne der Heiden ajjâm nâhisât, d. h. unglückbringende Tage; ein Beweis dafür, daß diese Vorstellung den arabischen Heiden geläufig war. Vor dem Islam — so berichten wenigstens mohammedanische Schriftsteller — wurden bei den Arabern im Monat Schawwâl keine Ehen geschlossen. Damit, daß Mohammed die Frische in diesem Monat heiratete, wollte er andeuten, daß er mit der Zeitenwählerei der heidnischen Araber gebrochen habe. Auch die Tagewählerei in beduinischen Kreisen ist als Rest der heidnischen Art der Tagewählerei zu betrachten. Von den 'Aneze-Beduinen berichtet Burckhardt, daß sie am 6., 16. und 21. Monatstage sich des Kriegführens enthalten; ebenso scheuen sie den Mittwoch, weil sie glauben, daß sie an diesem Tage notwendig unterliegen müßten (Voyage en Arabie, Paris 1835, III, p. 107).

Wie viele andre vorislamisch-heidnische Anschauungen und Übungen ist auch die Tagewählerei in den volkstümlichen Islâm eingedrungen und hat sich in dieser neuen Verbindung in die Form mohammedanischer Vorstellungen gekleidet. Die glückliche oder unglückliche Natur einzelner Tag- und Jahreszeiten wird mit biblischen und koranischen Motiven begründet und in dieser Form wird der Glaube daran, trotz der Kritik der Theologen, auch innerhalb des Islam lebensfähig gestaltet.

Wie man leicht voraussehen kann, herrscht in den spezifischen Einzelheiten dieser Tagwählerei keine Einhelligkeit bei den Anhängern des Islam. Die Schwankungen hinsichtlich dem den einzelnen Tagen zugeschriebenen Charakter kommen auch

[1]) Vergl. Mommsen in Corp. Inscr. Lat. I, p. 374 und eine darauf bezügliche Abhandlung des Budapester Professors Emil Thewrewk im Philologiai Közlöny 1879, S. 111 ff.

[2]) Beispielsweise: der Leidener Papyrus 346 (worüber Brugsch in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft 1852) und besonders Papyrus Sallier 4 (Maspero, Le conte du prince prédestiné, Journ. asiat. 1878, I, p. 341 ff.).

[3]) Ein Datum über Schuli-Neger bietet Zerlin (Uganda und der ägyptische Sudan, II, S. 299): „Als die Leute hörten, daß wir von Lowejro bis hierher sechs Tage unterwegs gewesen, und ich mir das Beim berechnet hatte, schrieben sie unser Mißgeschick dem Umstande zu, daß wir an einem Dienstag abgereist waren." „Montag, Donnerstag und Samstag sind die besten Reisetage, aber Sonntag, Dienstag und Freitag sind Unglückstage, so daß man, wenn die Reise nicht unumgänglich nötig ist, am besten thut, sich dem Vorurteil zu fügen u. s. w."

[4]) Wellhausen hat in seinem „Reste altarabischen Heidentums" (Berlin 1887) S. 146 ff. das dahingehörige Material gesammelt und erläutert.

Digitized by Google

in den litterarischen Angaben über diesen Volksglauben zur Erscheinung. Al-Tschâlia, ein berühmter mohammedanischer Philolog und Freidenker (gest. 869), der in seinen zahlreichen, bisher nur aus Handschriften und Citaten bekannten Werken, viel Material zur Kenntnis des arabischen Volksaberglaubens zusammengetragen hat, liefert hierüber folgende Mitteilung: „Der Sonnabend ist ein Tag des Betruges und der List, der Sonntag ist günstig für Pflanzungen und Banten, der Montag, um Reisen zu unternehmen und seinen Lebensunterhalt zu besorgen, der Dienstag für das Schröpfen, der Mittwoch ist ein unglückbringender, ominöser Tag, der Donnerstag ist günstig für Ballfahrten, der Freitag ist für die Moschee, die Frauen (Ehekchließung) und gottesdienstliche Übungen (Handschrift der Wiener Hofbibliothek, Mixt. Nr. 94, Fol. 175a). In einer die Wochentage behandelnden arabischen Monographie, „Al-Sab'ijât" (gedruckt in Tunis 1863, Kairo 1875, 1887) von Abu Nasr-al-Hamdâni wird folgende Überlieferung mitgeteilt: Gott schuf Himmel und Erde am ersten Tage; wer daher pflanzen und bauen will, der thue dies am Sonntag; Sonne und Mond wurden am zweiten Tage erschaffen, diesen Kreaturen ist die fortwährende Bewegung eigentümlich; daher beginne man seine Reisen am Montag; Tier und Vieh schuf Gott am Dienstag: dieser Tag ist demnach besonders für die Kriegsführung günstig (die Tiere sind nämlich da, um geschlachtet zu werden); am Mittwoch schuf Gott die Meere und Flüsse: dieser Tag ist daher für den Gebrauch von Heilmitteln günstig; Paradies und Hölle wurden am Donnerstag erschaffen: daher ist dieser Tag speziell berufen, daß man an demselben Gott seine Bitten vortrage; am Freitag wurde das erste Menschenpaar erschaffen: dieser Tag ist daher besonders für das Schließen von Ehebündnissen günstig; der Sonnabend wird (ohne besondere Motivierung) als Jagdtag empfohlen.

Wir wollen hieran noch einige aus der mohammedanischen Litteratur zu schöpfende Angaben hinsichtlich einzelner Tage anschließen. Der Sonntag, welcher, in den soeben mitgeteilten Überlieferungen unbedingt als dies faustus gilt, wird, ohne Zweifel auf Grund allgemeinen Volksglaubens, bei einem späteren Schriftsteller, Al Jamachschari, (gest. 1144), in seinem belletristischen Buche „Früchting der Frommen" (Rebi al-abrâr) in folgender Weise charakterisiert. „Wir rufen Gott um Schutz an, vor den Listen dieses Tages, dessen Schärfe der Schärfe des Schwertes gleicht." Von demselben Tage, welcher nach der einen der angeführten Überlieferungen besonders für Heilkuren günstig ist, berichtet ein neuerer Reisender bezüglich Syrien: „Kein Arzt geht am Mittwoch zum Patienten" (Die heutigen Syrer, XXVIII. Bd. der Cottaschen Reisebeschreibungen, S. 143). Im allgemeinen überwiegt der aben von Al-Tschâbia angeführte Volksglaube, daß der Mittwoch „ein unglückbringender, ominöser Tag" ist. Nach Al-Nasr'âbi (gest. 957) wird jeder Mittwoch, der mit dem vierten oder einem andern Monatstage, der mit der Zahl vier in Zusammenhang steht (z. B. mit 14., vierzehnten u. a. m.) zusammenfällt, als dies infaustus betrachtet (Les prairies d'or, Pariser Ausgabe, Bd. III, S. 422). Weitere Angaben hierüber sind bei Tha'âlibi (gest. 1038) zu finden (Lata'if al-ma'ârif, ed. De Jong, p. 59). Nach einer bei Al-Zamachschari angeführten Überlieferung ist der Mittwoch ohne Rücksicht auf den entsprechenden Monatstag ein „fortwährender Unglückstag" seit uralten Zeiten. Am Mittwoch „war es, daß Gott den Pharao ins Meer versenkte, die Aditen und Thamuditen vernichtete und andre Strafgerichte vollzog. Den ominösen Charakter dieses Tages, den die Araber „den unbeweglichen [1]) Mittwoch" nennen, deutet auch das alte arabische Sprichwort aus: „athkal min arba'â' lâ tachir", d. h. schwerer als der unbewegliche Mittwoch (Al-Meidâni, ed. Bulak, I, S. 139). In diesem Zusammenhange kann noch folgende Mitteilung des Chwalsier Ghardin angeführt werden: „Was ihre (der Perser) schwarzen Tage anbetrifft, so haben sie deren mehrere; am gewöhnlichsten wird der letzte Mittwoch des Monats Safar, den sie „Mittwoch des Unglücks" nennen, als solcher betrachtet; aber im allgemeinen ist der Mittwoch ein weißer Tag, weil, wie sie sagen, das Licht an diesem Tage erschaffen wurde. Man beginnt daher seine Beschäftigung mit Studium und Wissenschaften immer an diesem Tage" (Voyages en Perse, ed. Amsterdam 1711, T. II, p. 152).

Ebensolches Schwanken kann auch in Bezug auf den Dienstag erfahren werden. Eine Tradition nennt ihn „den Tag des Blutes", an welchem der Brudermord Kains verübt wurde, an welchem auch viele Propheten von ihren Feinden getötet wurden. Es wird daher diesem Tage ominöse Bedeutung zugeschrieben. Hingegen beginnt der persische Dichter Nizâmi den vierten Teil seines „Hest Peiker" mit einer Lobpreisung des Dienstags als „des lichsten aller Wochentage" (Erdmann, Die Schöne des Schlafes, S. 8). Darin ist der Einfluß jüdischer Volksanschauung zu erkennen. Bei den Juden ist seit alter Zeit der Glaube verbreitet, daß der Dienstag der günstigste Wochentag sei. Jüdischen Einfluß können wir auch in der Stellung des Montags und Donnerstags bemerken. Diese Wochentage, welche seit alter Zeit in der synagogalen Gottesdienstordnung besonderer Auszeichnung teilhaft sind, hat auch der Islam als privilegierte Tage behandelt. Aus den vielen zur Verfügung stehenden Stellen der mohammedanischen religiösen Überlieferung wollen wir hier nur eine anführen. In der Traditionssammlung des Muslim (in fünf Bänden, Kairo, Bd. V, S. 236, vergl. Bd. III, S. 120) heißt es: „Es werden geöffnet die Thore des Paradieses alle Montag und Donnerstag und es werden die Sünden vergeben jedem Menschen, der Gott nichts zugesellt, mit Ausnahme des Menschen, der mit seinem Bruder in Feindschaft lebt." Viele günstige Ereignisse aus dem Leben der Propheten und Patriarchen werden auf diese Tage verlegt, um den glückbringenden Charakter derselben zu erweisen. Darum bestehen sich auch fromme Mohammedaner diese Tage gottesdienstlichen Übungen, Fasten u. s. w., zu weihen. „Zu den vorzüglichsten Wochentagen", lehrt der große Theologe Al-Ghazâli (gest. 1111) in seiner „Wiederbelebung der Religionswissenschaften", „gehören der Montag und Donnerstag, an welchen die Haudungen der Menschen dem Allmächtigen vorgelegt werden... Gott nimmt es wohlgefällig auf, wenn man an diesen Tagen fastet und recht viele gute Werke übt, damit der Lohn für dieselben, infolge der sogenannten Eigentümlichkeiten dieser Tage, verdoppelt werde". Die Überlieferung führt aus dem Leben Mohammeds viele Ereignisse an, an die glückbringende Natur dieser Tage, namentlich des Donnerstages, zu erweisen. Seine Reisen soll der Prophet am liebsten am letzteren Tage angetreten haben [1]).

Im allgemeinen können wir jedoch nicht behaupten, daß die Tagewählerei von den Religionslehren des Islam begünstigt worden sei. Man hat ihr, wo man derselben Konzessionen machte, wie das letztere Beispiel zeigt, ihren Kreis gern im rituellen Gebiete angewiesen, jedoch nicht gern gesehen, wenn man nach heidnischer Art für alltägliche Unter-

[1]) „Unbeweglich" heißt dieser Tag als der mittlere in der Reihe der Wochentage. Wenn man Sonntag-Sonnabend, Montag-Freitag, Dienstag-Donnerstag, also je einen Tag vom Anfang und je einen vom Ende der Woche zusammenstellt, so bleibt der Mittwoch unbeweglich; freilich beziehen einige Philologen diese Bezeichnung auf den Mittwoch der letzten Monatswoche.

[1]) Daumas (La vie arabe et la société musulmane, Paris 1869, p. 80) erwähnt als algierischen Volksaberglauben: „Heureux lui qui prend la route un samedi. Pourquoi? Parce que le prophète préferait ce jour à tous les autres."

Digitized by Google

nehmungen Omina suchte. Aber ebenso wie der Kirchenvater Chrysostomus und einige Kirchenversammlungen des Mittelalters (Augsburg 1548, Bordeaux 1583) die Tagewählerei des Volkes streng verpönten [1]), so haben auch mohammedanische Theologen den volkstümlichen Aberglauben mit den Dogmen des Islam unvereinbar gefunden. Diese Stimmen erhoben sich gegen die auf Glück- und unglückbringenden Charakter einzelner Tage bezüglichen Volksanschauungen. Von dem gegen den Mittwoch gehegten Vorurteile sagt der andalusische Theologe Abu Bekr ibn al-Arabi (gest. 1148): „daß kein Muslim darauf achten und sein Gemüt darauf wenden dürfe“ (Al-Makkari, Analects I, p. 488 f.), und ein türkischer Theologe des 16. Jahrhunderts urteilt in folgender Weise: „In der vorislamischen Zeit hielt man den Monat Safar für einen unglückbringenden Monat; der Prophet bekämpfte dies Vorurteil. Dennoch halten viele unsrer Zeitgenossen an demselben fest und scheuen sich, in diesem Monat Reisen zu unternehmen, Ehen zu schließen u. a. m. In dieselbe Reihe gehört auch die Ansicht, daß gewisse Tage unglückbringen Charakter haben. Zeit ist der Ausdruck für eine Größe, welche nach der Bewegung der Sphären und der Sterne gemessen wird; sie ist also in allen ihren Teilen gleicher Natur und man kann von ihr nicht sagen, daß sie als solche Glück oder Unglück bringt, sie thut dies nur, insofern der Mensch in ihr Gutes oder Sündhaftes übt ... Glück oder Unglück bringt in der That der Gehorsam und die Widerspenstigkeit, nicht aber die Zeit“ (Handschrift der Wiener Hofbibliothek, Mixt. Nr. 154, Fol. 126 ff.). Wir ersehen hieraus, wie unrichtig es wäre, zu behaupten, daß die mohammedanische Lehre der Tagewählerei Vorschub leistet. Allerdings sind es oder nicht die Theorien der Theologen, welche im Denken und Leben der Völker ihren Ausdruck finden.

[1]) Man findet darüber sehr interessante Daten in Joh. Bapt. Thiers Traité des superstitions qui regardent les sacremens. 4. Aufl., Avignon 1777, T. I, p. 248 bis 270.

Die Westküste Irlands.

Während die schottischen Hochlande und Wales auch von Reisenden aus dem Kontinent ziemlich häufig besucht werden, ist dies weniger der Fall mit Irland, welches lange nicht so bekannt ist, wie es verdiente. Freilich finden wir hier weder die Reize alpiner Hochgebirge, noch auch die der von Gletschern und hohem Lande umgebenen Fjorde Norwegens, noch auch die blendenden Lichteffekte des Südens. Und doch bietet die Natur, namentlich an den Küsten Irlands, eine Reihe von Landschaften dar, welche wegen ihrer Großartigkeit und Eigentümlichkeit vielen landschaftlich berühmten Gebieten Europas an die Seite gestellt werden können. Weithin bekannt sind ja die Seen von Killarney im Südwesten der grünen Insel, am Fuße der höchsten Erhebungen derselben. Das ist aber auch fast die einzige Lokalität Irlands, welche größeren Ruf im Auslande besitzt. Wir wollen daher hier auf die Küstengebiete aufmerksam machen, welche sich denen Schottlands würdig anschließen.

Während der Osten und Süden Irlands vielfach flache Küsten besitzt, welche sich ziemlich einförmig ohne starke Einschnitte und ohne Inselbildung von Bedeutung der stärker gegliederten englischen und schottischen Küste gegenüber erstrecken, tragen die westliche und nördliche Küste Irlands die Spuren heftiger Veränderungen in jüngerer geologischer Zeit, welche sich in den tief eingeschnittenen Buchten, den zerrissenen Umrissen, den scharf vorspringenden Halbinseln mit Fjordcharakter und den zahlreich vorgelagerten Inseln aussprechen.

Wir wissen, daß Irland sich auf demselben Sockel erhebt, welcher auch England und Schottland trägt, und sich unter der Nordsee bis nach Dänemark, Deutschland, Holland, Belgien und Frankreich fortsetzt, während er von Norwegen durch eine tiefe Rinne getrennt wird.

Dieser Sockel setzt sich auch westlich von Irland nach auf eine beträchtliche Entfernung hin fort, bis er endlich in steilerem Abfturz zu den größeren Meerestiefen hin abfällt. Irland ist daher der äußerste vorgeschobene Posten des europäischen Landgebietes, mit welchem es, wie auch Schottland und England, vor dem Einbruch der diese Länder umgebenden Meere zusammenstieg. Irlands Gebirgsbau kann daher nur durch Vergleichung mit dem des übrigen Großbritanniens und des Festlandes verstanden werden.

Man unterscheidet in Irland zwei Gebirgssysteme, welche durch ihr Streichen voneinander abweichen. Das ältere nördlichere, den größeren Teil der Insel einnehmende, wird als Forsetzung des sogenannten kaledonischen Systems von Schottland und Nordwales betrachtet, und zeichnet sich durch nordöstliches Streichen aus, während der südliche mit Südwales und Südengland, sowie dem nördlichen Frankreich einen zweiten Gebirgszug bildet, welcher westöstlichen Streichen verfolgt, und nach der Bildung des nördlichen Gebirges Faltungen erlitten hat, und der amorikanische Bogen genannt worden ist. Die Grenze zwischen beiden Gebirgssystemen bildet eine Linie von der Mündung des Shannon nach Wexford. In ihrer Zusammensetzung sind dieselben übrigens ähnlich: kristallinische Schiefer und paläozoische, besonders silurische und devonische Ablagerungen setzen sie zusammen; eine weite Tafel von Kohlenkalk dehnt sich über Mittelirland aus und repräsentiert hier die jüngsten sichtbaren sedimentären Ablagerungen.

Beide Gebirgssysteme, das nördliche kaledonische sowohl wie das südliche amorikanische, sind nach ihrer Bildung einer langen Periode der Zerstörung und Abtragung ausgesetzt gewesen. Der Zusammenhang mit Schottland, England, Wales wurde unterbrochen, die Küsten der immer mehr zur Insel gewordenen irischen Landschaft beträchtlich abgetragen, das Innere so stark abgehobelt, daß zwischen Galway und Dublin eine weite Ebene liegt, welche der Shannon und große Kanäle durchziehen.

Die Abrasion des Meeres hat im Laufe der Zeit die irische Westküste immer mehr zerbröckelt, und dieser und der Nordküste jenes zerrissene Ansehen gegeben, welches denselben jetzt eigen ist. Die Thätigkeit der Meeresbrandung dauert auch jetzt noch an und zerstört in Verbindung mit Regen und Sturm die festigen Gestade von Jahr zu Jahr mehr. Die auf Südwestirland fallende Regenmenge von etwa 150 cm im Jahre gehört zu den größten in Europa. Nur die Westküsten des übrigen Großbritanniens, Norwegens, Spaniens, sowie die höheren Gebirge des Festlandes empfangen eine gleich hohe Regenmenge. Gleichzeitig wüten die fast das ganze Jahr hindurch wehenden Südwest-, West- und Nordwestwinde, teilweise von stürmischem Charakter, die Wogen gegen die West- und Nordküste. Der Tropfen höhlt den Stein, die Niederschläge lockern das Gefüge der Felsmassen, das Meer unterzieht dieselben und zerstört sie mit

Digitized by Google

der Zeit, und ſo entſtehen die vielfach höchſt bizarren Gebilde der iriſchen Küſten.

Wir betrachten hier zunächſt die Weſtküſte. Die Weſtküſte Irlands zerfällt in vier große Abſchnitte, von denen der letzte bereits der Nordküſte zugezählt werden kann.

Der ſüdlichſte Abſchnitt wird von dem amerikaniſchen Gebirgsbogen, dem ſüdlichen Gebirgsſyſtem gebildet, erhebt ſich in den Carrentuohöhen weſtlich des Sees an Killarney zur höchſten Höhe der Inſel, 1046 m, dem geringen Reſte des ehemaligen großartigen Hochgebirges der Vorzeit, und läuft in einer Reihe von Vorſprüngen aus, zwiſchen denen Buchten von fjordartigem Charakter, die Bantry, Long Island, Dunmanus, Kenmare, Ballinskellig und Dingle-Bai tief ins Land einſchneiden.

Die weite trichterförmige Mündung des Shannon trennt den ſüdlichſten Abſchnitt von dem folgenden, anders gebauten, weniger hohen, der Grafſchaft Clare, welche der tiefen Einbuchtungen ermangelt, aber durch mauerförmigen Verlauf der Küſte ausgezeichnet iſt.

Nach Überſchreitung des Buſens von Galway, welcher gegen das offene Meer durch die Araninſeln abgeſperrt iſt, folgt der dritte Abſchnitt der Weſtküſte, wiederum, mit tiefen fjordartigen Buchten, welche landeinwärts in langgezogene Seeketten übergehen, während zahlreiche Inſeln, darunter die große Inſel Achill, der Küſte vorgelagert ſind. Die Clew-Bai teilt dieſen vielfach bergigen Abſchnitt in zwei Teile.

Jenſeits der Halbinſel Mollet öffnet ſich die große Done-

Felsbildung an der Clareküſte (Weſtirland). Nach einer Photographie.

gal-Bai, welche den vierten Abſchnitt der Weſtküſte abtrennt, welcher jedoch beſſer zur Nordküſte gerechnet wird, und durch die gewaltigen Baſaltſäulen von Giants-Causeway bekannt iſt.

An der Hand der beifolgenden kennzeichnenden Abbildungen betrachten wir zunächſt den zweiten Abſchnitt der Weſtküſte, die Grafſchaft Clare.

Die Schönheiten der Landſchaft liegen in Clare, wie im Weſten Irlands überhaupt, an der Küſte, ſind aber noch wenig aufgeſchloſſen. Am beſten erreicht man dieſelben von Killee aus, wohin von Kilrush an der Mündung des Shannon eine Eiſenbahn führt. Von Killee gegen Südweſten erſtreckt ſich die lange mit dem Kap Loop Head endende Landzunge, welche die Mündung des Shannon im Norden begleitet. Von hier aus bietet die Küſte nordwärts ſtets denſelben Anblick. Gewaltige Einſchnitte, Wirkungen der Brandung, ſchroffe Abſtürze, natürliche Brücken, Pfeiler, Säulen, Höhlen, Gänge und Schlunde, in welche das Meer donnernd einſtrömt, wechſeln miteinander ab. Vor der Küſte ſtehen als Reſte des früheren Steilufers Säulen und Felsgipfel, welche den Bogen des Meeres allmählich zu erliegen drohen. Eine der bedeutendſten dieſer Felſeninſeln iſt die Inſel des aufgelungerten Erzbiſchofs, welche Steinmützchen trägt, die bereits vor 1200 Jahren von keltiſchen Einſiedlern bewohnt wurden. Auf der Höhe der Küſte iſt die Vegetation ſehr gering. Büſche und Bäume fehlen faſt ganz, nur ſalziges Kraut kriecht am Boden.

Einer der intereſſanteſten Teile der Küſte iſt das nahe Killee gelegene, nach dieſem primitiven Badeorte genannte Felsamphitheater, eine terraſſenförmig aufſteigende Felsmaſſe, deren gewaltige Stufen in ſchwarzen und weißen Farben

Digitized by Google

Das Klippengestade von Moher (Irlands Westküste). Nach einer Photographie.

Digitized by Google

wechseln und nicht schwer zu passieren sind, so daß man die anscheinend unbesteigbare Treppe ziemlich bequem bis dicht an den Strand herabsteigen kann, dessen glatte Felsplatten mit Seegras bedeckt sind.

Ein weiterer Punkt von landschaftlicher Schönheit und Großartigkeit an der Westküste ist Mittown Mal-Bay mit den benachbarten Steilwänden von Moher. Das ist eine auf mehrere Meilen Entfernung fortlaufende Mauer, aus schwarzem Gestein, mit Moos und Flechten bedeckt, häufig fast 200 m hoch steil aus dem Meere aufsteigend, mit Bastionen und Vorsprüngen wie an einer Festung, unterhöhlt durch das Meer, mit zahllosen Nischen versehen, in welche die Brandung hineinschäumt und umkreist von dichten Schwärmen von Seevögeln, welche freischend ihre Nistplätze aufsuchen.

An wenigen Stellen erlaubt eine aus Erde aufgeschüttete Kunstmeile die Annäherung an die äußerste Kante des Strandrandes, und den Blick in das unmittelbar darunter in der Tiefe schäumende Meer. An diesen Klippen sollen 1588 Teile der spanischen Armada zu Grunde gegangen sein und die vorspringende Spitze, Spanish Point, südlich von Mittown Mal-Bay, erinnert an dieses Ereignis.

Zwischen den Moherklippen und Mittown Mal-Bay schiebt sich die Bucht von Liscannor ein, welche einen Ruhepunkt in dem wilden Schauspiel des Angriffs des Meeres auf die Küsten darbietet. An die Stelle des tosenden Sturmes der Brandung tritt hier die Ruhe und Blüte des geschützten Meeresarmes, und die Bai liegt da wie eine ruhige Lagune zwischen den hochstrebenden Felsen, umgeben von Weiden und Pappeln und hier und da von kleinen, anscheinbaren Ansiedelungen der Viehzucht treibenden Bevölkerung anschließen.

Zwischen der Bai von Liscannor und der von Galway breitet sich ein weites Hochland aus, welches in großartigem Maßstabe amphitheatralisch zur Höhe von 300 m ansteigt und auf seiner Fläche das durch eisenhaltige Quellen ausgezeichnete Städtchen Lisdoonvarna trägt. Von allen Seiten stürzen Gießbäche über die Schieferstufen herab, in welche sie sich tief eingegraben haben; an andern Stellen sind auch hier Höhlen, Nischen und Gratten eingeschnitten, alte Ansiedelungsplätze der Cisnabiten und der Zeit des heiligen Columban, zum Teil noch mit Resten alter Bauwerke und uralten Bildwerken versehen. Auch hier fehlt die Vegetation fast ganz; das Auge schweift nur über Steinplatten und gewaltige Abstürze, über Felsblöcke und Hauswerke, die der Verwitterung entspringen. Nur gegen die Bucht von Galway hin trifft man auf einzelne Oasen in dieser Steinwüste, mit verkrüppelten Baumwuchs, durch den Seewind ungebogenen Stämmen und knatigen Stronken dicker Dornbüsche, unter welchen sich die niedrigen Behausungen der Bewohner, meist nur durch den auffteigenden Rauch angedeutet, befinden.

Die Bucht von Galway selbst ist ohne Zweifel die schönste an der irischen Westküste. Sie verdankt ihre Entstehung einem gewaltigen Einbruche des Meeres in die Küste, welche sich früher von den Moher Cliffs über die Aranninseln nach Connemara hinzog. Jetzt sind die Aranninseln die zerstückelten Reste derselben und zugleich die Schanzen der Bucht von Galway, welche die Hauptmacht der Meeresbrandung brechen. Die Bucht von Galway dehnt sich in der Breite von 15 bis 30 km zwischen den hohen Tafelländern von Burren im Süden und Jarconnaught im Norden aus, während gegen Osten, nach dem Innern Irlands zu, niedriges Land sichtbar wird. Hier liegt, an der Mündung des Abflusses des Lake Corrib in die Bucht Galway, eine historisch interessante, aber wirtschaftlich heruntergekommene alte Stadt, der Endpunkt der Eisenbahn aus dem Osten.

Bei Galway beginnt der dritte große Abschnitt der irischen Westküste, der Westen der Grafschaft Connaught, die zerklüftete Küste von Galway, Connemara und Mayo, durch die Clew-Bai in zwei annähernd gleich große Hälften zerlegt. Man erreicht die Küste von Galway an auf der Poststraße, welche am westlichen Ufer des Sees Corrib über Oughel mit Föhrenwald und Torfmoorflächen, magerem Weiden und Ruinen oder wenigen Dörfern nach Cisden führt. Zahlreiche kleine Seen erfüllen hier das Land zwischen dem Corrib-See und der Küste, während 700 m hohe Berge über ihnen aufsteigen. Eine Reihe von Buchten, Killieran, Birterburg, Ballyconelly, Mannin und andre greifen ins Land ein, und werden durch Seen im Laufe fortgesetzt, von denen der See am Ballinakinch mit einem Schlosse auf einer Insel der schönste ist.

Weiter nördlich ist die Bucht von Killary am bekanntesten, da sie am meisten den Charakter eines Fjords trägt. Ruhig wie ein See, von gewaltigen Felswänden umgeben, die mit rosa Heidekraut und grüngrauen Flechten bedeckt sind, zieht sie sich weit ins Land hinein. An der Mündung des Erriff in das Offene dieser Bucht liegt das kleine Dorf Leenane.

Einen ganz andern Charakter trägt die Clew-Bai, welche zwischen der oben genannten Landschaft und Mayo eingreift. Sie zeichnet sich durch außerordentlichen Reichtum an kleinen Felseninseln aus und wird durch die Insel Clare gegen das Meer zu abgeschlossen, welche sämtlich Reste des der Brandung zum Opfer gefallenen Küstenlandes sind.

Während trotz der vielen Inseln die Umgebung der Clew Bai an romantischem und pittoreskem Reiz der Grafschaft Clare nachsteht, beginnt nördlich derselben wieder ein außerordentlich zerrissenes und hoherbar zerklüftetes, aber landschaftlichen Schönheiten reiches Land, von merwürdelten topographischen Verhältnissen. Vor der Küste liegt, durch die Kraft der Brandung abgerissen, die Insel Achill, aber auch einige nach Halbinseln gebliebene Landstücke geben dem Schicksal der Inselwerdung rasch entgegen; mehrere von ihnen, wie Curraun und Mullet, sowie kleinere hängen mit dem Festlande nur noch durch ganz schmale, fast brückenartige Engen zusammen; gewaltige Felsenmassen drängen sich überall gegen die Küste, und entdrehren auch hier fast völlig der Vegetation. 600 m hohe Berge, wie der Slieve More und der Croughan auf der Insel Achill, wechseln unvermutet mit niederen Lande und geben dem Ganzen einen wilden und romantischen Anstrich.

Zu den großartigsten landschaftlichen Erscheinungen der ganzen Westküste gehören die 300 m hohen Felsen von Meenane am Ende der Insel Keel westlich vor der Insel Achill. Diese Felsen von Meenane sind bekannt unter dem Namen der Kathedralen von Meenane, da gewaltige Nischen und Grotten durch das Meer ausgewaschen und den Portalen von großen Kirchen nicht unähnlich sind. Es sind natürliche Bogengänge, welche den Eindruck erwecken, als ob man sich an der Schwelle einer Kathedrale befände, von wo aus die großartigen Bogengänge der Kirche am besten zu übersehen sind. Auch an diesem Felsen von Meenane scheiterte 1588 ein Teil der spanischen Flotte.

Die Blacksod-Bai trennt die Insel Achill von der Halbinsel Mullet, welche den äußersten Nordwesten dieses Teils der Küste bildet. Von hier beginnt dieselbe gegen Osten zurückzuweichen und zieht nun immer noch in schroffem Abfall und mehrfach von 300 m hohen Bergen begleitet ziemlich geradlinig einher. Größere Einschnitte erfolgen nur an der Killala-Bai, in welche der Moyluß mündet und an derjenigen von Sligo. Hier beginnt wieder eine tiefe Einbuchtung in die Insel Irland einzugreifen, welche unter dem Namen der Donegal-Bai bekannt ist.

Von hier aus lassen wir die Nordküste beginnen. Die verschiedenen Formen der Küste werden besonders durch den Wechsel der Gesteine hervorgerufen. Zwischen der Shannonmündung und der Bucht von Galway liegt der flach gelagerte

Digitized by Google

Die Kathedralen von Meenane (Irlands Westküste). Nach einer Photographie.

Digitized by Google

Kohlenkalkstein, während nordwärts von Galway Granite, krystallinische Schiefer vorwalten. Die leichter zerstörbaren Kalksteine der Kohlenformation sind vom Meere rascher beseitigt worden, so daß daselbe hier jetzt am weitesten in das irische Schollenland eingreift; eine bogenförmige, aber wenig ausgezackte Küstenlinie war das Ergebnis. Im Norden dagegen setzen die festen Granite und krystallinischen Schiefer stärkeren Widerstand entgegen. Die Küste springt daher noch weiter gegen das Meer vor und ist schärfer ausgezackt und von Inselschwärmen belagert; die Höhe der Berge ist bedeutender, der Abfturz steiler wie beim Croaghan, und die großartigsten Steilküstenbildungen sind die Folge.

China als staatlicher Organismus.

Von Dr. Joseph Grunzel.

Die Ureform eines jeden Staatswesens, gewissermaßen die Zelle, aus welcher sich der staatliche Organismus aufbaut, ist die Familie. In weiterem Wachstum führt die Familie naturgemäß zu einer Abzweigung neuer Familien, die sich durch das gemeinsame Band gleicher Abstammung, Sprache und Sitte gerint fühlen und zum Volke gliedern. Erst das Moment der Seßhaftigkeit, die innige Verbindung der Familien mit dem Grund und Boden eines bestimmten Territoriums, ermöglicht die Entstehung eines Staatswesens in unserm Sinne. Damit tritt auch schon ein bedeutender Wendepunkt in dem innern Werdeprozeß des Volkscharakters ein, denn mit der Occupation eines bestimmten Gebietes ergiebt sich eine größere Abhängigkeit des Menschen von Klima und Boden, sowie die Notwendigkeit eines höheren Schutzes nach innen und außen. Die Konsolidierung der sozialen Verhältnisse zeigt sich insbesondere darin, daß der Grund und Boden als alleiniger Wertmesser des Kapitals besondere Vorrechte erlangt und als Träger der Rechte und Pflichten gilt, welche die an ihn geketteten Individuen dem Staate gegenüber haben. Erst in weiterer Entwickelung, wenn infolge gesteigerter Kulturbedürfnisse Handel und Gewerbe in den Vordergrund treten, verschwindet die Präponderanz von Grund und Boden, und das mobile Kapital — das Geld — übernimmt zum größten Teil seine Funktionen in sozialer Beziehung. Hand in Hand damit geht eine andre Erscheinung. Die Familie, welche ursprünglich ein kleines Gemeinwesen für sich war und einen weitreichenden Einfluß in religiöser, rechtlicher und sozialer Richtung entfaltete, erleidet durch die Erstarkung der Staatsgewalt eine Lockerung und es verbleibt ihr nur noch eine privatrechtliche und ethische Bedeutung. Der Staat besteht nicht mehr aus Familien, sondern aus einzelnen Individuen — aus Staatsbürgern.

So stellt sich das Schema des natürlichen Entwickelungsganges dar. Trotzdem daßselbe bei seiner Anwendung auf China seine wesentliche Änderung erleidet, so tritt dabei doch eine Eigentümlichkeit des chinesischen Staatswesens scharf hervor. Bei keinem zweiten Volke, mit Ausnahme der Juden, welche frühzeitig versprengt auf die Gemeinschaft der Familie angewiesen waren, hat sich der öffentlich-rechtliche Charakter der Familie so erhalten, wie bei den Chinesen[1]), obwohl man nach den zahlreichen und gewaltigen Umwälzungen, welche China bestand, auf keine schwache Staatsgewalt schließen darf. Die hauptsächlichste Stütze dieser streng konservativen Institution liegt in der Agrarverfassung des Landes. Das Grundeigentum (tien-ti) gehört dem Staate als dem Repräsentanten der Gesamtheit des Volks, nur das Nutznießungsrecht (tien-mien) ist ein individuelles und kann frei veräußert und erworben werden, mit Ausnahme eines jeder Familie zustehenden unveräußerlichen und unverletzlichen Erbgutes[2]). Aber auch die politische Einheit bildet in China die Familie, indem sie durch einen Mandatar, gewöhnlich das älteste und angesehenste Mitglied, nach außen vertreten wird und nur korporativ an den politischen und staatsbürgerlichen Rechten teilnimmt. Für Angelegenheiten innerhalb der Familie gebührt dem aus allen Mitgliedern, Männern wie Frauen, zusammengesetzten Familienrate eine fast ausschließliche Kompetenz. Hat ein Mitglied der Familie, sei es durch Alter oder Heirat, seine Mündigkeit erlangt, so kann es Lösung von der Gemeinschaft verlangen und einen eigenen Familienstand gründen, kann aber auch weiterhin in der Familie verbleiben. Wie zähe diese Familienverbindung wirkt, beweist am besten der Umstand, daß die ins Ausland oder in die Kolonien Ausgewanderten deshalb, weil keine Blutsverwandtschaft unter ihnen besteht, sich wenigstens als künstliche Familie zu rekonstruieren bemüht sind, indem sie einen Rat wählen und diesem alle Funktionen eines natürlichen Familien-Oberhauptes übertragen.

So sehr man auch auf den ersten Blick versucht wäre, China eine in orientalischer Despotie gipfelnde Fürsten-Souveränität zu imputieren, so erfieht man bei näherer Beleuchtung eine fast an Volks-Souveränität grenzende Staatsform. Die sehr alten und die größten Männer des eigenen Landes zu ihren Vertretern zählende Litteratur über Regentenpflichten und Volksrechte stellt durchwegs in dieser oder jener Form den Grundsatz auf, daß das Volk über dem Fürsten stehe, daß der Fürst nur für das Wohl seines Volkes da sei und für seine Gebahrung einst dem Himmel verantwortlich werde. Ein Philosoph des 12. Jahrhunderts, Tschu-hi, spricht in seinem Kommentar zu Ta-hio dem Volke sogar das Recht zu, einen Fürsten, der seine Regentenpflichten nicht erfülle, zu entfernen. Und dieser Kommentar zählt zur klassischen Litteratur! Aber nicht nur in der Stellung des Fürsten zeigt sich diese Bedeutung der Volksrechte, sondern auch in einer gewissen Volks-Repräsentanz, welche als Gegengewicht gegen die staatliche Beamten-Hierarchie wirkt und mit derselben in wohlthuender Weise ineinander greift.

Das Reich ist nämlich administrativ in 18 Provinzen, 182 Kreise (fu), 544 Bezirke (tachen), 1293 Distrikte (hien) und eine unbestimmte Zahl von Gemeinden, an deren Spitze ein freigewählter Bürgermeister (yang-yo) steht, eingeteilt. Diese administrativen Abteilungen, von der Gemeinde aufwärts bis zu den Provinzen, werden durch eine Bürgerversammlung repräsentiert, welche, so oft es die Bürger für nötig erachten, ohne jede Einberufung, Genehmigung oder Kontrolle seitens der Regierung zusammentreten kann. Aus der Mitte dieser Versammlung werden Räte gewählt, deren Amt ein Ehrenamt ist und drei Jahre

[1]) Vergl. „Das Familienrecht der Chinesen im Vergleiche zu dem der andern Völker". Globus, Bd. LVIII, Nr. 14 u. 17.

[2]) Vergl. „Die Landwirtschaft in China". Globus, Bd. LIV, S. 393 fg.

Digitized by Google

währt. Nach Ablauf dieser Periode sind die abtretenden Räte wieder wählbar, andrerseits können sie aber auch noch vor Ablauf dieser Zeit abberufen werden, denn das freie Versammlungsrecht und die freie Meinungsäußerung über alle Tagesfragen bleibt den Bürgern unbenommen. Die Wirkungssphäre der gewählten Räte ist vorwiegend administrativer Natur und bezieht sich auf die Verteilung und Einhebung von Steuern, auf die Anlage und Konservierung öffentlicher Bauten und Einrichtungen, auf die Polizei u. s. w. In denjenigen administrativen Abteilungen, wo ein Staatsbeamter an der Spitze steht — in Gemeinden nie —, bilden die Räte eine der staatlichen Behörde zur Seite stehende beratende Körperschaft, welche das Vermittelungsorgan der Behörde mit der Bürgerschaft bildet und letztere bei allen neu zu ergreifenden Maßnahmen vertritt.

Dieses von unten aufsteigende System der Volks-Repräsentanz findet seine natürliche Ergenzung in dem von oben nach unten divergierenden System der Staatsämter. Die Central-Regierung in Peking besteht aus einer Anzahl von Reichsbehörden, unter welchen hervorragen: 1. das Ministerium des kaiserlichen Hauses (tsung-jin-fu), 2. der Staatsrat (nei-ko), vorzugsweise Exekutivorgan für die zu publizierenden Gesetze; 3. der Geheimrat (kinu-ki-tschou), dem die Vorberatung und Berichterstattung über die neu zu erlassenden Gesetze obzuliegen ist. Außerdem bestehen noch sechs Ressort-Ministerien, nämlich 1. für die Civilämter (li-pu), 2. für die Finanzen (hu-pu), 3. für das Äußere (li-pu) mit dem tsong-li ya-mon, 4. für Krieg (ping-pu), 5. für Justiz (hing-pu) und 6. für öffentliche Arbeiten (kong-pu), welche aus zwei Präsidenten, vier Vize-Präsidenten und 24 Räten bestehen und zur Hälfte mit Chinesen, zur Hälfte mit Mandschu besetzt sind. Weiter steht an der Spitze der Provinz ein Vize-König (tsong-tu), doch sind manchmal auch zwei Provinzen nur einem unterstellt, so daß es für die 18 Provinzen nur 11 solcher Beamten giebt. Ebenso steht auch in den Kreisen, Bezirken und Distrikten ein Beamter (tsche-fu, tsche-tschen, tsche-hien) an der Spitze der gesamten Administration und Jurisdiktion, immer unter Vorbehalt des Appellationsrechtes von der niederen Instanz zur höheren. Alle Staats-Beamten (und auch die Offiziere der Militärmacht) sind in neun durch die Farbe und das Material der Knöpfe auf den Mützen unterschiedene Rangklassen eingeteilt, deren jede wieder aus einer oberen und unteren Abteilung besteht. Alle, vom niedersten Beamten bis zum höchsten, zum Kaiser, sind verantwortlich, und zwar erstreckt sich ihre Verantwortlichkeit nicht nur auf ihre öffentlichen Handlungen, sondern auf alle wie immer gearteten Vorfälle in ihrem Verwaltungskreise, ja sogar auf Naturereignisse. Eine Überschwemmung oder Trockenheit kostet dem Beamten des dadurch betroffenen Gebietes sehr oft die Stelle, in den meisten Fällen für die Bevölkerung allerdings nur ein willkommener Anlaß, sich eines mißliebig gewordenen Beamten auf möglichst einfache Weise zu entledigen.

Eine ganz eigentümliche Auffassung herrscht in China in bezug auf das Wesen und das Zustandekommen eines Gesetzes. Während nach unserer Anschauung das Gesetz im Gegensatze zu dem in Brauch und Sitte des Volkes lebenden Rechte das von der Staatsgewalt gesetzte Recht bedeutet, stellt das Gesetz in China in Wirklichkeit nur das kodifizierte Gewohnheitsrecht dar. Hat nämlich ein Beamter in irgend einer Provinz die sorgfältige Übung eines Rechtssatzes beobachtet, von dem er glaubt, daß seine offizielle Publikation und allgemeine Anwendung Vorteil bringen könnte, so bringt er ihn im Dienstwege zur Kenntnis der Central-Regierung in Peking. Dort wird derselbe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften (han-hin-yuen) zur Überprüfung zugewiesen und im Falle der Genehmigung in alle Provinzen zur probeweisen Einführung übersendet. Erst wenn der Entwurf durch die allgemeine Praxis sozusagen sanktioniert wurde, wird er als Gesetz in das Gesetzbuch eingetragen, eine Formalität, welche nur bei der Thronbesteigung eines Kaisers stattfindet. In Wahrheit teilt sich somit in die gesetzgebende Gewalt in China das Volk und die durch die Akademie der han-lin repräsentierte Gelehrtenwelt. Namentlich der Einfluß der letzteren ist ein sehr großer und ihre Stellung eine völlig unabhängige. Die 232 Mitglieder, aus welchen dieselbe besteht, erhalten von der Regierung ein Haus mit einem Garten zur Nutznießung, ferner einen Gehalt, und haben das Recht, bei Vakanzen sich selbst zu ergänzen.

Eine weitere merkwürdige Institution, welche höchstens in Japan, aber in keinem europäischen Staate eine Analogie findet, ist das Censorat (tu-tscha-yuen), welches alle Staatsbeamten, ja auch den Kaiser selbst nicht nur im öffentlichen, sondern auch im privaten Leben zu überwachen und bei Übertretungen zu mahnen und zu strafen hat. Daß dieses dem Souverän gegenüber gewährte Recht kein fiktives ist, beweisen mehrere Beispiele aus der Geschichte. Als im Jahre 1860 die alliirte französische und englische Armee gegen die Hauptstadt vordrang, beabsichtigte der Kaiser, unter dem Vorwande einer Jagd nach Gehol, in die Mongolei zu entfliehen. Die Censoren widersetzten sich jedoch diesem Vorhaben in sehr entschiedener Weise. „Wollen Eure Majestät", heißt es in einer Denkschrift, „die ererbten Pflichten von sich wälzen, wie ein abgetragenes Kleid? Was wird die Geschichte der kommenden Jahrhunderte dazu sagen? Noch nie hat man einen Herrscher den Moment der Gefahr und des Unglücks zu einer Jagd wählen sehen" u. s. w.

So sehen wir denn in China ein ganz eigenartiges und doch in sich selbst vollendetes Staatengebilde, das des Stimdiums um so mehr wert erscheint, als sich in nicht allzu ferner Zukunft die Notwendigkeit ergeben wird, in die völkerrechtliche Gemeinschaft Europas auch Ostasien aufzunehmen.

Scylla und Charybdis.

Ebbe und Flut machen sich nur an wenigen Stellen des Mittelländischen Meeres bemerkbar; den Seeleuten der alten Welt waren sie so wenig vertraut, daß die geheimnisvollen Erscheinungen des Tidewechsels, wo sie entgegentraten, Furcht erregten und abergläubische Erklärungen wachriefen. Durch die Schilderung Homers und seiner Nachfolger am meisten bekannt ist die Fabel von der Scylla und Charybdis, jenen Seeungeheuern, welche in der sizilianischen Meerenge unerbittlich den Schiffen ihre Opfer entreißen. Diese Schreckgestalten galten den ältesten Seefahrern als eine Verkörperung der Gefahren der gefurchten Meerenge, für die man erst später bestimmte Örtlichkeiten suchte. Als Sitz der Scylla nahm man den steil aus der Meeresbrandung aufragenden Gneisfels an, den heute auf der calabrischen Seite das Städtchen Scilla krönt, während der Name Charybdis auf die Strudel am Hafen von Messina bezogen wurde. Auch heute noch ist die Straße von Messina für unsere Fahrzeuge, wenigstens für kleinere Segelboote, keineswegs un-

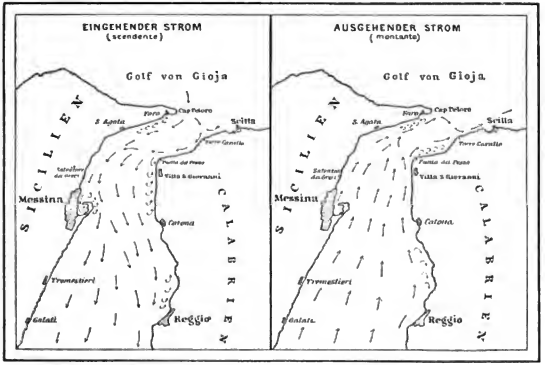
Digitized by Google

gefährlich, wenn ihre Leitung nicht kundigen Händen anvertraut ist.

Wenig wahrscheinlich erscheint es, daß seit den Tagen des Altertums die natürlichen Verhältnisse der Straße — durch die Arbeit des Meeres und vulkanische Einwirkungen — sich verändert haben. Die Kenntnis, wie sie heute beschaffen sind, verdanken wir einer Untersuchung des Wasserbauinspektors Keller in Rom (Annalen der Hydrographie, 1891, Heft 8), welcher die folgenden Auszüge entnommen sind. Die Strömungen der Meeresenge hängen in erster Linie von Ebbe und Flut, aber auch gleichzeitig vom Winde ab. Letzteres geschieht als unmittelbare Beschleunigung oder Verzögerung durch den augenblicklich herrschenden östlichen Wind und als Verstärkung oder Abschwächung durch die Verschiedenheit der Wasserstände des ionischen und tyrrhenischen Meeres.

Daß die Tideströmungen in der Straße von Messina überhaupt so mächtig auftreten, erklärt sich aus der Verschiedenheit der Hafenzeiten in den nächstgelegenen Häfen jenes beiden Meeresteile: nahezu sechs Stunden. Im ionischen Meere herrscht Niedrigwasser, während das tyrrhenische Meer Hochwasser hat und umgekehrt. Die Flutgröße beträgt zur Zeit der Syzygien durchschnittlich nur 33, höchstens 45 cm, zur Zeit der Quadraturen durchschnittlich 20, mindestens 5 cm. Auch die Schwankungen des mittleren Wasserstandes sind nicht erheblich. Der größte Abstand zwischen Hoch- und Niedrigwasser mißt etwa 80 cm. Charakteristisch ist das rasche Aufsteigen der Flutkurven in ein bis zwei Stunden und ihr langsames Abfallen in zehn bis elf Stunden.

Für die Stärke der Tideströmungen in der Meerenge bieten die Flutkurven des Hafens von Messina ein getreues



Spiegelbild. Je bedeutender die Flutgröße, um so bedeutender sind die ein- und ausgehenden Ströme in der ganzen Straße. Der eingehende Strom (corrente scendente) ist von Norden nach Süden gerichtet, der ausgehende Strom (corrente montante) umgekehrt; diese Bezeichnungen sind nur für die geographische Richtung gültig und dürfen nicht, wie fälschlich geschieht, mit Ebbe und Flut überspezt werden. Gerade im Gegenteil entspricht scendente (herabkommend) dem Flutstrom und montante (hinaufsteigend) dem Ebbestrom. Jene erhöht, diese erniedrigt den Pegelstand. Ebenso unrichtig ist die Auffassung, als ob neben diesen Tideströmungen noch andre Meeresströmungen vorhanden seien. Dagegen steht fest, daß infolge der schroffen Wechsel in der Gestaltung des Strombettes vorübergehend sich seitliche Gegenströmungen und Unterströmungen ausbilden.

Die Strömungen sind im einzelnen durch die Gestalt des Strombettes bedingt. Die calabrische und sizilianische Küste laufen in spitzen Winkel auseinander zu und bilden bei Messina einen 7 km breiten Trichter. Zwischen Punta bei Pezzo und Santa Agata zieht sich ein 3,7 km langer Felsrücken unterseeisch durch die Straße, dessen tiefste Einsattelung nur 120 m beträgt. Trotz seiner geringen Breite ist der benetzte Querschnitt des Strombettes am Kap Peloro dreimal größer als der Querschnitt an jenem Felsrücken. An den Küsten ragen zahlreiche Klippen und Felsspitzen empor und bei Messina finden die Strömungen ein Hindernis in der sichelförmigen Halbinsel des Hafens, welche einstmals der Stadt ihren Namen Zankle, Sichel, verliehen hat.

Der Verlauf der eingehenden und ausgehenden Strömung ist durch die Pfeile der beiden Kärtchen ersichtlich gemacht. Die von den Messinesen rebbi, von den Neapolitanern garofoli genannten Wirbelbildungen treten am heftigsten auf, wenn die Strömungen am stärksten sind. Mit merklicher Gefahr verknüpft sind jedoch nur:

1) der Strudel im Norden des Hafens von Messina, besonders zur Zeit der Syzygien bei starken Südostwinden, die das Wasser aus dem ionischen Meere in die Straße treiben;

Digitized by Google

2) die Strudel am Dorfe Faro, welche öfter Boote auf den Strand geschleudert oder von den Ankern los in die Querströmung gerissen haben.

Keinenwegs ist der Scyllafelsen die bedenklichste Stelle jener Küste und nur seiner auffallenden Erscheinung ist es nach Keller zu danken, daß ihm in später Zeit jener Name beigelegt wurde, der sich auf die gefahrdrohenden Wirbelerscheinungen bezieht.

Unter Scylla versteht man daher nach Keller die Strudel und Querströmungen am Ausgange der Meerenge, unter Charybdis die Strudel vor dem Hafen von Messina. Zwischen diesen beiden Stellen heften die Strömungen ihre größte Geschwindigkeit und wechseln am häufigsten ihre Richtung. Nur unter kundiger Führung kann ein Segelboot die Straße von Messina sicher durchfahren, wenn Ebben und Winde die Ströme und Strudel mächtig erregen. Für den unkundigen Seefahrer gilt dann auch heute noch: Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim.

Fourneau und Gaillard am Sangha.

Im „Globus“ (Bd. LIX, S. 58) ist bereits der französischen Sangha-Expeditionen Chalets gedacht worden. Jetzt liegen seit Fourneaus verunglückter Reise zum Tschad zahlreiche Ergänzungen der früheren Daten vor, und außerdem ist jüngst ein Bericht des Administrators Gaillard, der sich auf dem Begleitdampfer befand, veröffentlicht, worin uns der nördliche Abschnitt des Sangha noch viel über Chalets fernsten Punkt hinaus eingehend beschrieben wird.

Gaillard fuhr am 11. Januar dieses Jahres mit den Kanonenboaten „Djoué“, „Ubanghi“ und der Dampfschaluppe „Ballay“, das Personal wie die Ausrüstung der Mission Fourneau an Bord, von Brazzaville den Congo und später, von Bonga ab, den Sangha stromauf und erreichte schon am 3. Februar die Mündung des großen Nebenflusses N'Goko. Bei dem Häuptling Miniganga in dem Inseldorfe Uoso oder Wassu wurde längere Zeit Halt gemacht, einmal, um sich der Hilfe dieses mächtigen Negerfürsten zur Unterstützung der Expedition zu versichern und zum andern, um auf einem geeigneten Platze des linken Ufers einen befestigten Posten anzulegen. Die Lage desselben und damit der Zusammenfluß des Sangha und N'Goko ward von Kapitän Hussan astronomisch zu 1° 36′ nördl. Br. bei 15° 34′ 44″ östl. L. v. Gr. bestimmt[1]). Chalet hat im Vorjahre diesen Platz beinahe bis 2° 30′ hinaufgerückt, wohingegen er jetzt nur wenig nördlich von dem Orte Ekunda unserer Skizze aus Band LI zu suchen wäre. Der Lauf des Sangha würde also mit dem des Lekoli oder Ndjchna der Chaletschen Karte ungefähr zusammenfallen.

Am 7. März brach Fourneau zu Fuß nach Norden auf, indem er zunächst dem linken Ufer des N'Goko folgte. Tags darauf steuerte das Kanonenboat „Djoué“, welchem sich zwei Handelsdampfer angeschlossen hatten, denselben Fluß aufwärts und erreichte bei Molondo, dem Mulenda Chalets, am Eintritt der Nebenarms Bumba und Lobi, fast genau im zweiten Parallel, den nördlichsten Punkt des N'Goko, der sich jetzt nach Südwesten kehrt, bald aber durch Felsbarren so gesperrt wird, daß sich Gaillard in Kürze am Ende der Schiffbarkeit sah. Die Quelle des N'Goko glaubt der französische Forscher auf dem durch Fourneaus und Crampels westafrikanische Reisen bekannten Massiv des Ivindo suchen zu müssen. Für das Bestehen von Handelsverbindungen zwischen den Okotas aber Bakotas am oberen Ogowe und den Anwohnern des N'Goko sprechen die bei letzteren entdeckten europäischen Waren, wie sie in der Umgegend von Franceville im Verkehr sind, und die nur auf dem Wege vom Ogowe durch den Ivindo und dann zu Lande an den N'Goko hinübergebracht sein können.

Die Expedition Fourneau hatte inzwischen den N'Goko verlassen und war zum Sangha marschiert, und da mittlerweile das Wasser in letzterem gegen Ende des März um 50 cm stieg, so dampfte Gaillard am 3. April mit Kapitän Hufson in der Schaluppe „Ballay“ den Fluß thalauf. Noch am selben Tage traf man auf Chalets fernsten Punkt, der bei dem höheren Flußstande glücklich passiert wurde, ja, man konnte trotz der eiligen Fahrt bis zum 9. April die Reise fortsetzen und hatte die Freude, bei dem Inseldorfe N'Dango (3° 21. N. und 15° 30′ 14″ Lg. O. Gr.) auf Fourneaus Karawane zu stoßen. Diese wanderte bereits auf dem linken Ufer des Sangha unter Benutzung einheimischer Handelspfade, weil das rechte Ufer wegen seiner Sümpfe und Moräste nicht mehr passierbar war. Nach drei weiteren Reisetagen gelangte der „Ballay“ unter 3½° nördl. Br. (15° 20′ Lg. O. Gr.) in das Land der Bakatas, wo sich der Sangha, seit dem N'Goko auch Massa genannt, in zwei größere Adern teilt, in den von Nordwesten herkommenden Massiéba oder Massipa und in den Likelle, der aus Norden dem vorigen zufrömt. Beide sind nach Gaillards Untersuchungen nur bei Hochwasser und auch dann nur auf einige Meilen schiffbar.

Fourneau mußte von nun an auf eigene Hand vorgehen. Bis zum 1. Mai blieb er am Likelle oder Ekéa; dann kam der Sobi in Sicht, und zugleich änderte sich das so lange freundliche Benehmen der Eingeborenen. Sie überfielen die Begleitmannschaft, verhinderten ohne bedeutenden Schaden anzurichten, bis mit dem 8. und 9. Mai die feindlichen Scharen immer größer und drohender wurden, so daß ständlich ein ernster Angriff zu befürchten stand. Am 10. Mai lagerte Fourneau in dem Dorfe M'Baure, dessen Häuptling Frieden und Freundschaft erheuchelte, dann aber in der Frühe des 11. Mai zwischen 4 und 5 Uhr mit ermüdender Übermacht die Expedition anfiel. Von allen Seiten prasselten die Speere und Pfeile hernieder; das Jammern der Sterbenden und Verwundeten möchte sich mit dem gellenden Kriegsgeschrei der Feinde, die während auf die wenigen Fremden eindrangen. Die Zelte waren bald wie Siebe durchlöchert. Dicht neben Fourneau stürzte sein Geschütze Thiriet gräßlich verstümmelt zu Boden; gleich darauf wurde Herr Blam getroffen, und zur selben Zeit empfing auch der Führer einen schweren Lanzenstoß. Nur das Schnellfeuer der Senegal-Tirailleure,

[1]) Gaillards zahlreiche und mit Anspruch auf große Genauigkeit auftretende Ortsbestimmungen wiederholen wir in sehr beschränkter Auswahl, da uns der Bericht des Autors nur in dem Abdruck des Moniteur du Congo, vom 20. September vorliegt und wir berechtigte Zweifel an der richtigen Wiedergabe (bezeichnungsweise Umwandlung) der Positionswerte hegen. Zum Beweise dessen möge man versuchen, den Lauf des N'Goko nach folgenden Bestimmungen zu konstruieren:

1. Uoso oder Wassu 1° 36′ Lat. N. 15° 34′ 44″ Lg. O. Grw.
2. Molondo (Mulende) 2° 05′ Lat. N. 15° 54′ 14″ Lg. O. Grw.

(Herr A. J. Wauters schreibt gar: 15° 54′ 14″ est de Paris, was ganz unmöglich ist.)

Von Molondo ab soll der N'Goko südwestlich gerichtet sein bis zum fernsten Punkte Gaillards in 1° 58′ Lat. N. und 13° 08′ 14″ Lg. O. Das kann aber keinesfalls Greenwicher Länge sein, trotz der von Herrn Wauters auf Seite 91, Note 2 behaupteten Verwandlung der Pariser Längen; 15° 28′ 30″ Lg. O. Grw. dürfte die Position heißen. U. S.

Digitized by Google

die allein im Getümmel Stand hielten, trieb die Wilden endlich zurück. Aber 7 Tote und 28 Schwerverwundete bedeckten den Platz; die einzige Rettung lag in schleuniger Flucht. Das Lager, die überflüssigen Sachen und vor allem die Leichen wurden verbrannt, und dann gings unter steten Kämpfen mit den Eingeborenen zum Ekola hinab, wo sich die Expedition auf schnell eroberten Booten einschiffte und die gefährliche Thalfahrt antrat. Am Ufer drohten die Schwarzen mit ihren langen, gezähnten Pfeilen, die noch auf 100 m Entfernung höllische Wunden erzeugten. Im Strome tauchten bald Wirbel und Schnellen auf, zuletzt die Wasserstürze von Bania, deren Passage neue Verluste nach sich zog, bis man die Dörfer der befreundeten Mokoloo erreichte und Ruhe, Nahrung und Pflege fand.

Am 14. Mai lief die Expedition aus dem Ekola in den Massissba ein und ruderte mit Aufbietung der letzten Kräfte immer stromab, um den Posten Wassu am Sangha zu erreichen. Am 17. Mai traf man den Dampfer „Ballay“, und tags darauf um 7 Uhr früh zogen die Flüchtlinge auf der Station ein. Der Gesamtverlust seit dem 1. Mai betrug 15 Tote und 30 Verwundete ohne den gefallenen Thiriet und die Verwundeten Blom und Fourneau.

Trotz des unglücklichen Ausganges hatte die Expedition wichtige Erfolge zu verzeichnen. Hauptsächlich fällt ins Gewicht die Bestimmung des Sangha-Laufes bis 6° 30′, nach andrer Lesart sogar bis 7° nördl. Br. und in einer Ausdehnung von 800 km Luftlinie. Die Wasserscheide des nördlichen Congobeckens rückt hoch gen Norden hinauf, mindestens bis zum 7. Parallel, vielleicht noch weiter. Der obere Sangha scheint unsern des Logone, jenes großen linkseitigen Nebenflusses des Schari, fortzuziehen, und das beweist von neuem, welch vorzügliches Eingangsthor zum Sudan wie zum Tschadsee in dem Thalwege des Sangha gegeben ist. Das Ende der Schiffbarkeit liegt unter gewöhnlichen Verhältnissen auf dem N'Goko an der Einlaufstelle des Bumba in 2° 03′ Lat. N. und in der Hauptader bei dem Dorfe Ewo unter 3° 9½′ Lat. N. Oberhalb dieses Ortes beginnen allerhand Schwierigkeiten; am gefährlichsten sind die Schnellen von Lipa, wo der Fluß in einem scharfen Knie durch beiderseits herantretende steile Felsmassen auf einen nur 30 m breiten schäumenden Kanal zusammengedrängt wird.

Die Siedelungen sind durchweg — am oberen wie am unteren Sangha — auf Inseln angelegt; diejenigen, welche ausnahmsweise am Ufer ihren Stand haben, werden durch einen starken Palissadenzaun gegen feindliche Überfälle geschützt. Die Bevölkerung scheint am Sangha selbst recht dicht zu sein, desgleichen die Zahl der bestellten Felder, so daß es nirgend an Lebensmitteln gebricht. Die Eingeborenen besitzen viel Elfenbein, kennen aber noch nicht den bedeutenden Wert dieses Artikels. Fast jeder Häuptling hat in seinem Dienste eine oder mehrere Familien der innerafrikanischen Zwergjäger, hier Babingas genannt, die als schwierende Nomaden im Urwalde hausen und dort mit ihren langen Speeren unter Entwickelung großer Geschicklichkeit der Elefantenjagd obliegen. Die Babingas bleiben im Wuchs unter Mittelgröße zurück; Messungen, wie sie Schweinfurth, Bismann, Wolf und Andre bei den Zwergen vorgenommen haben, werden uns durch Gaillard nicht berichtet. An sonstigen Völkerschaften sind vom Posten Wassu (Iloso) ab nach Norden folgende zu merken: 1. die Bomassso (2½° Lat. N.), 2. die Bayangas (bis 3½° Lat. N.), 3. die Bondjikolas (3½° Lat. N.), letztere ein Räuberstamm, der gleich den Pahuins am Ogowe seine Dörfer in schwer zugängliche Hinterhalte verlegt, am liebsten gerade oberhalb beschwerlicher Flußpassagen, wo die Fremden ihre Kanus aufs Land ziehen müssen und dabei den Piraten zum Opfer fallen.

Europäische Waren sind jenseits des N'Goko noch unbekannt; erst die Bakoso am Likelle und Massissba, nördlicher als 3½ Grad, empfangen durch Zwischenhandel aus dem mohammedanischen Norden gegen Elfenbein ihre Steinschloßgewehre, Pulver und Perlen. Am untern Sangha und N'Goko besorgen dagegen die Akurus den Vertrieb unserer Erzeugnisse, wie dies auch von Ebolet bereits angemerkt ist.

H. Seidel.

Der Weg des steinzeitlichen Bernsteinhandels.

Von Dr. W. Fischer. Berntburg.

Viele Gräber der Steinzeit Skandinaviens und Mitteleuropas haben Bernstein enthalten, und dieser würde noch häufiger gefunden sein, wenn die Erde solcher Gräber jedesmal durchgesiebt wäre. Oft hat der Bernstein, welcher 2000 und 1500 v. Chr. in das Grab gelegt ist, ein Aussehen angenommen, das ihn schwer von der Erde unterscheiden läßt, so daß er leicht übersehen wird, wenn die Aufmerksamkeit des Gräbers nur den Urnen und Steinwaffen zugewandt ist.

Der Bernstein war also überall verbreitet. Asiatische oder afrikanische Händler trafen ihn an den Küsten des Mittelländischen oder Schwarzen Meeres an, erkundigten sich nach seiner Herkunft und gelangten, ihm nachgehend, in sein Heimatland. Natürlich schlugen sie dabei den Landweg ein; aber wenn dieser auch durch barbarische Bevölkerungen führte, so haben wir ihn uns durchaus nicht als gefährlich vorzustellen. Wissen wir doch, daß die Hansa von den rohen Völkerschaften des Nordens zuerst mit offenen Armen empfangen wurden und daß ein Weißer von Negern, die noch nicht mit Weißen in Berührung gekommen sind, nichts zu fürchten hat, wenn er unbewaffnet unter sie tritt.

Wenn die Phönikier später, wo die Lage des Bernsteinlandes bekannt geworden war, den kostbaren Stoff auch zu Schiffe holten, dann bekamen sie ihn nicht in der Ostsee, wo von jetzt nicht mehr ernstlich die Rede sein kann, sondern von der deutschen Nordseeküste, den friesischen Inseln oder Schleswig-Holstein, wo er noch jetzt, namentlich in der Nähe der Eidermündung, häufig gefunden wird.

Für die Gefahrlosigkeit des Landweges spricht auch eine dunkle Sage von einem Pfade des Herakles, die noch in aristotelischer Zeit lebte. Dieser über die Alpen führende Pfad sollte unter dem Schutze der Anwohner stehen und diese für jede Unbill verantwortlich sein, die einem Reisenden zugefügt würde. Die nach dem Bernsteinlande reisenden Kaufleute konnten aber auch den von ihnen besuchten Bevölkerungen sehr wohl durch das, was sie ihnen brachten, als Wohlthäter erscheinen. Sie konnten ihnen neue Fertigkeiten, z. B. für die Bearbeitung des Thones, und die Verzierung der Gefäße, sowie für die Anfertigung von Steinwaffen mitteilen, konnten ihnen Haustiere und Sämereien bringen, und namentlich tauschten sie den Bernstein auch gegen Bronze und Gold ein. So konnte es kommen, daß der Ackerbau, die Haustiere und gewisse Thongefäße Skandinaviens mit denen Norditaliens und der dazwischen liegenden

Digitized by Google

Länder am Ende der Steinzeit eine unverkennbare Übereinstimmung erhielten, so daß sich für alle diese Länder auch eine gleiche Kulturstufe ergiebt.

Das Ende der Steinzeit aber wurde herbeigeführt durch die Bronze, welche der Bernstein nach dem Norden zog.

* * *

Tischler unterscheidet drei gesonderte Gebiete des steinzeitlichen Bernsteins: 1) das ostbaltische, Westpreußen und was östlich davon liegt, 2) das westbaltische, von Hinterpommern bis Holland und alles, was nördlich davon liegt, 3) das britannische. Die Verschiedenheit in der Bearbeitung des Bernsteins, welche diese drei Gebiete charakterisiert, deutet zugleich an, daß sie höchstens geringe Berührungen miteinander hatten oder wenigstens geringen Einfluß aufeinander ausübten. In der That ist auch das ostbaltische Gebiet in den Bernsteinhandel später hineingezogen als das westbaltische. Wir haben es hier nur mit dem letzteren zu thun.

Nun stellt Montelius für Skandinavien vier Perioden der jüngeren Steinzeit auf: 1) noch keine Steingräber, 2) freistehende Dolmen ohne Gang, 3) Ganggräber und 4) Steinkisten, von welchen wieder die mit Erde bedeckten die jüngeren sind.

Während der Bernstein in den Gräbern der dritten Periode in großer Menge vorkommt, findet er sich in denen der vierten, alle der letzten nur spärlich. Aber dafür treten jetzt als neue Erscheinungen Bronze- und Goldsachen auf. Bei einer Prüfung der beglaubigten Grabfunde der cimbrischen Halbinsel fand Olshausen in keinem Grabe Gold und Bernstein zusammen, und wenn auch früher wohl bei den Grabungen weniger auf Bernstein geachtet ist, so traf derselbe Forscher doch auch bei seinen eigenen Grabungen auf Amrum an der Westküste Schleswigs in Gräbern mit keinem oder wenigem Bernstein dreimal je zwei- und einmal sogar drei goldene Fingerringe aus spiralig gewundenem Draht. Er schließt sich dem Ausspruche Engelhardts, „daß in Dänemark die einheimische Verwertung des Bernsteins aufhörte, so bald dauernde Handelsverbindungen mit dem Süden angeknüpft waren“ an, wenn auch mit der Einschränkung, daß geringe Mengen von Bernstein auch noch den Gräbern der ganzen Bronzezeit beigegeben sind.

Neben goldenen Gefäßen aus sehr dünnem Blech und goldenen sogenannten Einbringen sind von besonderer Bedeutung die schon erwähnten Spiralfingerringe.

Schon Sophus Müller bemerkte, daß von dänischen Funden solcher Ringe die meisten da gemacht wurden, wo sich der Bernstein an Ort und Stelle verfand und schloß aus dem Umstande, daß neben 100 ganzen Ringen noch eine viel größere Zahl von Ringbruchstücken gefunden wurden, daß diese Bruchstücke absichtlich und zu dem Zwecke hergestellt seien, als Zahlungsmittel zu dienen, wie jo auch später aus gleichem Grunde das Hacksilber entstand.

Olshausen fand nun, daß die Goldspiralen nur auf einem Gebiete gefunden werden, dessen westliche Grenze sich längs der unteren Weser und Aller, die Altmark einschließend, nach der Elbe zieht, die Saale und Unstrut hinaufgeht, bis zum Meridian von Erfurt und sich von da nach Mainz hinüberwendet. Ostwärts sind sie nicht über die Persante hinaus gefunden. Der Hauptstrom dieser Goldspiralen, die aus Doppeldraht gefertigt sind, hat sich nach Olshausens eingehenden Untersuchungen durch die östliche Hälfte des Elbethales nach der cimbrischen Halbinsel bewegt und kam wohl aus Österreich-Ungarn, wo diese Spiralen und die besondere Art der goldenen Noppenringe eine so große Rolle spielen. — Die Noppenringe entstehen aus Draht, der in Weisen gebogen ist, von denen diese Figuren

einige Beispiele geben.

Wenn im Ostbaltikum nach Tischler und Lissauer vor der römischen Zeit gar kein Gold vorhanden war, dann liegt der Schluß nahe, daß diese Gegend sich auch erst zur Zeit der römischen Kaiser an dem Bernsteinhandel beteiligte.

Der die Elbe hinauf geführte Bernstein gelangte wohl über Böhmen nach dem späteren Noricum und, zur Umgehung der Alpen, durch Pannonien an die Küste des Adriatischen Meeres, wohin auch die Sagen des Altertums das Vaterland des Bernsteins verlegen.

Den von Olshausen zum Beweise des Landhandelsweges angeführten zahlreichen Funden können als Bestätigung für den Weg an der Saale noch drei Funde angereiht werden, die bei Bernburg, also an der unteren Saale gemacht sind. Im Anfange dieses Jahrhunderts ist eine halbe Meile von der Stadt in einem der Beschreibung nach steinzeitlichen oder frühbronzezeitlichen Grabe ein goldener Spiralring gefunden. Im Jahre 1882 aber fand man bei Bernburg selbst an der Saale ein idolartiges Bernsteinbild und zwar unter dem angeschwemmten Lehm, mit welchem die Kiesaufschüttung des Saalethales dort bedeckt ist. Tischler hat es als steinzeitlich anerkannt; aber die vier Durchbohrungen sind in einer Weise angebracht, wie bei keinem Stücke des Ostbaltikums. Nicht weit davon entdeckte man im Acker eine Urne mit Muschelsachen, zwei Armringen, zwei brochenartige Schalen und über 170 Perlen, von Taubenei- bis Erbsengröße und der Länge nach in steinzeitlicher Weise durchbohrt. Die mit drei vertieften Voluten und drei kleinen Höckern verschene, fast halbkugelige Urne scheint nirgends ihresgleichen zu haben, wenn sich nicht unter den cyprischen Sachen ähnliches findet. Nach den wiederholten Untersuchungen von Martens stammen die Schalen von Spondylus, wahrscheinlich auch dem Roten Meere, die andern Sachen aber von Tridacna gigas, aus dem Indischen Meere. Dieser Fund dürfte ebenso, wie die goldenen Spiralringe auf Ungarn hinweisen, da bisher nur dort ähnliche Sachen vorgekommen sind. Zwar ist der Fundort der Muschel-Perlen und Ringe des Museums zu Pest, die den Bernburgern gleichen, nicht bekannt; aber neuerdings hat Bosinsky in einem steinzeitlichen Grabfelde bei Lengyel in Südungarn ganz ähnliche Muschelperlen entdeckt, und auch sie sind von Much der Tridacna zugewiesen.

Wenn Klopfleisch die fremdartigen Zeichnungen des Merseburger Grabes auf semitische und ägyptische Zeichnungen und Vorstellungen zurückführte, so dürfte man sich gegen den Gedanken, daß Phönizier oder andre Semiten während der Steinzeit vom Meere her bis zum Mittellaufe der Saale vorgedrungen sein sollten. Aber durch den nachgewiesenen Landweg erhält die Sache ein andres Ansehen. Auch ein bei Krufe (1827) beschriebenes Grab nicht weit von Halle enthielt Zeichnungen, die in Stein geritzt waren und unter diesen ein semitisches Zeichen. Übrigens fand sich in letzterem Grabe auch einiger Bernstein.

Da nun, wie schon oben erwähnt wurde, von Skandinavien bis zur nördlichen Küste des Mittelmeeres ein und dieselbe Kultur herrschte, indem dieselben Haustiere, Getreidearten und Thongefäße in Gebrauch waren und eine gewisse Art von Thongefäßen sich sogar bis nach Cypern verfolgen läßt, so kann die nordische Steinzeit der Ganggräber füglich als gleichzeitig mit der nordafrikanischen Steinzeit angenommen werden, und da die Bronzezeit Italiens und Mitteleuropas zwischen 2000 und 1500 v. Chr. begann, so ist ihr Anfang für Skandinavien etwa um 1500 v. Chr. anzusetzen.

Digitized by Google

Bücherschau.

Dr. Oskar Baumann, Usambara und seine Nachbargebiete. Allgemeine Darstellung des nordöstlichen Deutsch-Ostafrika und seiner Bewohner. Auf Grund einer im Auftrage der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft im Jahre 1890 ausgeführten Reise. Mit 24 ethnographischen Abbildungen, 2 Textplänen, 8 Originalkartenbeilagen und 4 Kartenskizzen. Berlin, Dietrich Reimer, 1891.

Dieses ist ohne Zweifel die genaueste und beste Beschreibung, die wir von irgend einem größeren Teile der deutschen Kolonieen besitzen. Baumann war durch seine verschiedenen ostafrikanischen Reisen und gründliche Vorbildung der geeignete Mann zu dieser Forschung und, als Österreicher, auch ein unparteiischer Zeuge, wo es darauf ankam den kolonialen Wert zu bestimmen. Sei es nun nach der geographischen, ethnographischen oder kolonialpolitischen Seite hin — er hat überall Vorzügliches geleistet. Seine Hauptaufgabe war die Herstellung der Karte und eine solche im großen Maßstabe von 1 : 300000 in vier Blättern mit Nebenkarten, technisch und wissenschaftlich eine vortreffliche Leistung, liegt dem Buche bei. Man fühlt sich, an der Hand Baumanns, hier auf sicherem Boden, während in anderen Gegenden Deutsch-Ostafrikas der kartographische Grund noch sehr schwankt.

„Wer etwa aus einem Luftschiffe herabblickte konnte, der würde ausgedehnte rothraune Flächen wahrnehmen, aus welcher sich größere und kleinere Partieen mit niedergerafften, aber stets scharfen Kämmen hervorheben. Die rothraunen Teile sind die Steppen, die dunklen Gebirge oder, besser gesagt, die Gebirgsinseln, die der Ebene schroff und unvermittelt entragen.“ So charakterisiert Baumann mit einem Schlage das Land, dessen Ebene allmählich ansteigt und dessen Hauptstufe der Pangani ist. Das Plateauland Usambara und das Vorgebirge sind die schroffen Inseln, die aus Ebene (der Nyikasteppe) emporsteigen. Während Usambara uns bereits durch die frühere Expedition Meyer-Baumann bekannt war, werden wir mit dem Voregebirge erst jetzt näher bekannt. Es besteht ausgesprochene Längenerstreckung und gegenüber in Süd-, Mittel- und Nordpare, durch Einsattelungen im Kamme völlig voneinander getrennt. Unter Nordpare versteht Baumann das bisher als Ugueno bekannte Gebirge, da es orographisch, geologisch und ethnographisch zu Pare gehört.

Der geologische Aufbau (erläutert durch eine Nebenkarte) zeigt den schematischen Aufbau, welcher für die Küstengebiete Mittelafrikas in Ost von Nil begegnen ist. An der Küste erst die schmalen tegenen Korallenkalkbänke, dann etwas breitere, barte, lichtgraue Kalke, dem Jura zugehörig, mit Ammoniten. Dahinter meridional streichende Thonschiefer, und weiter hinter diesen Gneis und kristallinische Schiefer bis zu jenen gewaltigen Bruchlinie, der die mächtigen Eruptivbildungen des Kenia und Kilimandscharo entstiegen sind.

Das meteorologische Bild kann Mangels genügender Beobachtungen noch nicht näher festgestellt werden. Aus überaus mäßig feuchten Landstrichen kann man schnell in ganz trockene Gegenden gelangen. Das Gebirge regenreicher als die Küste; die Temperatur nicht so drückend, als allgemein angenommen wird; die mittlere Jahrestemperatur an der Küste in Dar-es-Salam 25° bis 28° C., im Gebirge 18° bis 21° C. Die Extreme sind + 36° C. und + 5° C.

Ein sehr großer Teil des Landes ist von der wiederholt geschilderten Steppe (Nyika) eingenommen, andere Gebiete, zumal die Gebirge, weisen tropische Waldmassen auf; Galeriewälder an den Flüssen. Ausgedehnt ist, wie schon ein Blick auf die Karte lehrt, die Kulturlandschaft mit Anbau von Sorghum, Mais, Bohnen, Manioc, Bananen.

Wie die geographische Schilderung eingehend und ausführlich, so auch die ethnographische. Verschiedene Bantistämme bilden den Grundstock, sie sind Ackerbauer. Später Einbruch linge, hamitischen Stammes, sind die Wakuafi und Masai, Jäger und Hirten. Wer sucht, wird viele belangreiche Mitteilungen auf ethnographischem Gebiete bei Baumann finden; auch die schwierige Frage der Waldschichtigkeit hat er durch mühsame Aufnahmen der Lösung nahe gebracht. Etwas ähnliches besitzen wir, von der Küste abgesehen, in Ostafrika nicht. Das auf der Karte dargestellte Ländig bewohnte Gebiet umfaßt etwa 20000 qkm, auf denen 150000 Menschen leben, d. i. 7,7 auf den Quadratkilometer; dazu ein Steppengebiet von 26500 qkm mit nur 5500 Bewohnern oder 0,2 auf den Quadratkilometer. Für das ganze Land ergeben sich 46000 qkm mit etwa 156000 Bewohnern oder 3,4 Menschen auf den Quadratkilometer. So dünn ist das Land bevölkert und diese Zahlen von bewohntem Kulturlande und kaum bevölkerter Steppe sprechen auch laut den wirtschaftlichen Wert jener Nordostecke, im allgemeinen wenigstens, aus.

Wir erfahren durch Baumann viele in ethnographischer Beziehung wichtige Einzelheiten, dann denen einige kurz berührt werden sollen. Die Wabandei im Bartande besitzen eine Art Trommelsprache, ähnlich einer in Kamerun, doch nicht so ausgebildet und da durch Wijmann u. A. derlei Signale auch aus dem Innern bekannt sind, so dürfen wir schließen, daß dieses Verständigungsmittel von Ost bis West reicht. Mag immerhin die Schnapseinfuhr als verderblich zu verdammen sein, so ändert dieses doch nichts daran, daß viele, sehr viele Neger schon von Haus aus Säufer sind, die in nationalen Getränken sich berauschen und nicht erst auf den europäischen Fusel warten. Die Wadigo „trinken im Tumbo- (Palmwein-) trinken geradezu Unerhörtes und betreiben dieses förmlich systematisch“. Die Weiber, die zu den öffentlichen Kneipereien nicht zugelassen werden, ergeben sich unterdessen dem häuslichen Suffe. Nu die Alpen gemahnt, was Baumann von der Rinderzucht im Paregebirge erzählt, wo schöne Buckelrinder auf den grünen Matten der Hochweidegrenzen umherziehen und die eisernen Glocken des Viehs wie in der Schweiz erklingen. Und wie am Kilimandscharo, versteht man es auch, die stäffle und Bäche mit wasserbuchten Steinmauern abzudämmen und das so gesammelte Wasser in Halbmeterbreiten Kanälen auf weite Strecken an den Hängen hin zu führen, um die Felder zu bewässern.

Wie ist der wirtschaftliche Wert des Landes beschaffen? Baumann darf uns da wohl als ein gerechter und unparteiischer Zeuge gelten, dem Kolonialenthusiast ist er nicht; er ist dabei Österreicher, der also nicht direkt interessiert erscheint und seine Rauten gehen, wie die Karte zeigt, treu und quer durch das ganze Land. Die Kaufschwierzeugung, die sich nach sehr steigern wird, und das Elfenbein, sagt er mit Recht, bilden nur Opfer im wirtschaftlichen Leben Mittelafrikas. An absehbarer Zeit werden beide verschwinden. Er befürwortet die Zähmung der afrikanischen Elefanten und beklagt, daß in dieser Beziehung noch nichts geschah. Die erste Stelle nehmen im Handel die landwirtschaftlichen Erzeugnisse ein. Die Kopra ist wichtig und die Kokospalme gedeiht vortrefflich, die Copalme kann eingeführt werden. Das Mineralreich verspricht nichts und wenig Hoffnung ist auf die Entdeckung von Kohlenlagern zu legen. Vermehrung der Bevölkerung, Anregung der einzelnen kleinen Kriege sind Vorbedingungen für größere Ausnutzung der Viehzucht und des Ackerbaues, letzterer zu heben durch Einführung neuer Kulturpflanzen, denn die Zukunft des Gebietes liegt im Plantagenbau, wofür namentlich das Küstengebiet und Usambara in Betracht kommt. Sehr hoffnungsreich lauten die Schilderungen der Tabakspflanzung Lewa. Baumann giebt viele beherzigenswerte praktische Winke. Von allen Projekten ist das projektierte Eisenbahn von der Küste nach Usambara zur Erschließung des Gebietes erbaut werden. Der Verf. hat die Linie festgestellt. Sie führt in der Länge von 90 km vom Hafen Tonga nach Kwogwe (320 m) östlich vom Usambaragebirge am Panganiflusse. Die Steigung ist unbedeutend, etwa 3 m auf den Kilometer betragend und die technischen Schwierigkeiten sollen unbedeutend sein. Schwierigkeiten bieten nur die Anwerbung und Erhaltung der eingeborenen Arbeiter. Für der Zukunft sieht Baumann ein der Kultur erschlossenes Usambara.

Wissenschaftliche Anhänge des Werkes beschäftigen sich (bearbeitet von Hochsinnern) mit den Getreidearten, Bohnen, Schmetterlingen und Schädeln des Landes; den Sprachen der Wasiegeju und Wapare, sowie mit den Metalldiren der Eingeborenen.

R. Andree.

M. Besler, Die Ortsnamen des lothringischen Kreises Forbach. I. Teil: Die Ortsnamen im engeren Sinne. Forbach 1888. II. Teil: Die Namen der Flüsse, Bäche, Quellen und Weiher, der Berge und Hügel, der Wälder und Forstbezirke und der Gewannen. Forbach 1891.

Die Forschungen Albelelieins über lothringische Ortsnamen, die in den Jahresberichten des Vereins für Erdkunde in Metz niedergelegt sind, nahm in jüngster Zeit M. Besler auf, der die Ortsnamen des lothringischen Kreises Forbach in den oben angeführten Programmarbeiten behandelte.

Neben der etymologischen Erklärung der Namen zieht er aus ihnen auch Schlüsse auf die Urbesiedlerung und Wälder hinsichtlich des lothringischen Kreises Forbach im zweiten Teil

Digitized by Google

S. 48 zu folgendem Ergebnis: Im historischen Rückblicke des ersten Teiles sahen wir, daß auf Grund der Namen der bewohnten Orte unseres Kreises ein überschuß oberfränkischer Benennung sich ergab, woraus gefolgert wurde, daß der oberfränkische Stamm der Bevölkerung das Übergewicht über den alemannischen hatte. Betrachten wir aber die „Ortsnamen im weiteren Sinne", besonders die Wald- und Flurnamen, so kommen wir zu dem Ergebnisse, daß dieselben zum größeren Teile alemannischen Ursprunges sind. Eine Erklärung dafür ist leicht gegeben. Gegen Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr. waren Alemannen in die von den Römern besetzten keltischen Gebiete Lothringens eingewandert. Sie besetzten die Täler der Flüsse und die fruchtbaren Niederungen, wo sie teuteten durch Sengen und Brennen und teilweise die von den Römern und Galliern bewohnten Städten zu ihrem Heim machten. Man ersieht das aus den ältesten Namen der Flüsse des Kreises, der Saar, Albe, Nied, Rosel, in denen die uralte alemannische Endung aha (ach) enthalten ist. Die Alemannen sind es gewesen, die den meisten Bergen und Wäldern, den Fluren um ihre Höfe die Namen gegeben haben.

Die um die Mitte des fünften Jahrhunderts durch die Täler der Mosel und Nahe in Lothringen einwandernden Oberfranken nahmen, da sie die Flußthäler von Alemannen bereits besetzt vorfanden, die höher gelegenen Gebiete ein, wo die Bäche entspringen; daher sind denn auch die meisten Bachnamen fränkischen Ursprungs. Sie verbreiteten zunächst wohl freundschaftlich mit den Alemannen und redeten mit Bei und Art, wobei die vielen Namen auf -rod, -rat, -roder stammen. Nach dem im Anfange des sechsten Jahrhunderts stattgefundenen Zusammenstoße der Franken und Alemannen aber und nach der Unterwerfung der letzteren durch Chlodwig blieb ein Teil der Alemannen in Lothringen zurück als Untergebene der Franken. Diese rückten in die von den Alemannen früher besetzten und ihnen genommenen Gebiete ein, wobei sie die alten Berge-, Wald- und Flurnamen wohl teils mit übernahmen, teils auch neue fränkische Benennungen einführten. So ist es gekommen, daß in Lothringen, ganz besonders aber im Kreise Forbach in nördlichen Gemeinden, auch wenn diese rein fränkische Namen führen, durchweg alemannische und fränkische Namen sich kreuzen; erstere finden sich jedoch in der Überzahl in der Niederung, letztere auf den Höhen. Der herrschende Stamm wurden die Franken, und sie sind es auch wohl, deren Nachkommen heute noch die Hauptbevölkerung des Kreises bilden, wenn auch zugegeben werden muß, daß viele alemannische Elemente sich heute noch zäh erhalten haben.

Colmar (Elsaß). Stehle.

Aus allen Erdteilen.

— Daß Gletscher und Gletscherspuren in den Westgebirgen des amerikanischen Doppelkontinentes eine weit größere Verbreitung besitzen, als man sonst anzunehmen geneigt ist, erhellt man recht deutlich aus einer Zusammenstellung aller darauf bezüglichen Nachrichten, wie sie kürzlich von G. Schwarze im „Auslande" (Nr. 11, 12, 1891) mitgeteilt wurde. Reiß, Stübel und besonders Whymper wiesen in Ecuador zahlreiche Gletscher nach, die bedeutendsten am Cayambe, Sara urcu, Antisana und Chimborazo, die sich von den alpinen kaum unterscheiden; am Südfuße des letzteren begegnet man Spuren früherer ausgedehnterer Vergletscherung. In Kolumbia sind Gletscher z. B. am Paß de Ruscar mit tiefer gelegenen halbkreisförmigen Endmoränen, in Venezuela fehlen Gletscher, doch scheinen Anzeichen älterer Vergletscherung vorhanden zu sein; kleinere Gletscher und zahlreiche Spuren alter Vergletscherung mit Rundhöckerbildung, Stirn- und Seitenmoränen traf man in der Sierra de Santa Marta, nur Anfänge von Gletscherbildung in der Kordillere von Mexiko (Itzaccihuatl). In den Schneebergen Nordperus dürften Gletscher nicht fehlen; genauere Angaben hierüber stehen jedoch noch aus; südwärts können in der Westkordillere Gletscher wegen allzu großer Trockenheit sich nicht entwickeln, dagegen sind in der feuchten Ostkordillere Gletscherbildungen nicht selten, besonders an den Bergriesen der bolivianischen Kette. In den nördlichen chilenisch-argentinischen Anden fehlen entweder die klimatischen oder die topographischen Bedingungen zur Bildung zusammenhängender Gletscher; nur in dem Cajon de los Cipreses fand Güßfeldt einen Gletscher erster Ordnung. Weiter südlich (36°/° südl. Br.) trifft man häufiger auf Gletscher, zuerst auf jenen des Vulkanes Chillan, dann folgen die Gletscher des Antuco, der Sierra Velluda, des Tronador, an dessen Ostseite die Eismassen bereits bis 550 m herabgehen. Je weiter nach Süden, um so niederschlagsreicher gestaltet sich das Gebiet, um so zahlreicher werden die Gletscher. In 46½° südl. Br. erreicht in 100 m mächtiger Stirnwand der Rafaelgletscher das Meer; zahlreich sind die Gletscher im Gebiete der Magellansstraße und des Feuerlandes. In Nordamerika trifft man in den mittleren und nördlichen Breiten auf zahlreiche Spuren ehemaliger ausgedehnter Vergletscherung. In der südlichen Hälfte der Rocky Mountains kommen mehrfach noch jetzt kleine Gletscher vor, so auch im nördlichen Montana. Die südlichsten Gletscher in der Sierra Nevada, überhaupt in den Vereinigten Staaten gehören den Bergen der Mercedgruppe an (3500 m hoch); daran schließen sich weiter nördlich die Gletscherbildungen des Mt. Shasta (41½° nördl. Br.). Im südlichen Teile des Cascadengebirges fehlen Gletscher, im nördlichen werden sie beträchtlich, z. B. am Mt. Rainier (46°/° nördl. Br.), von welchem drei mächtige Gletscher bis 16 km lang und 2,5 km breit mit bis 150 m mächtigem Eiswalle an der Stirnseite herabkommen. In dem nördlichen Felsengebirge sind Gletscherbildungen häufig, sie wachsen sich in dem Maße, als man weiter nach Norden sich bewegt; in Alaska nehmen sie gewaltige Dimensionen an und steigen bereits im Gebiete der Mt. Elasapläne bis nahe aus Meer herab. Sr.

— Die Eisenbahn von Mombas nach dem Innern Ostafrikas, die von der englischen ostafrikanischen Gesellschaft gebaut wird, ist in Angriff genommen. Sie führt von der auf einer Insel gelegenen Stadt etwa 5 km lang über die Insel und überschreitet alsdann den nur 300 m breiten Meeresarm, welcher die Insel vom Festlande trennt, auf einer (noch nicht gebauten) Brücke. Railway Point ist der Ausgangspunkt auf dem Festlande, von wo aus nach dem Innern zu bereits 5 km Bahn vollendet sind, auf der schon zwei Lokomotiven laufen. Das ideale Ziel der Bahn ist der Viktoriasee.

— Die Ausländer in China. In der in Tientsin erscheinenden chinesischen Zeitung Schibao findet sich eine Notiz über die Zahl der in offenen chinesischen Häfen lebenden Ausländer. Im ganzen leben in diesen 21 den Fremden geöffneten Häfen 8107 Fremde in 552 Handlungshäusern, darunter 3317 Engländer in 327, 1153 Amerikaner in 32, 883 Japaner in 29, 618 Deutsche in 80, 618 Portugiesen in 5 und 131 Russen in 12 Häusern.

Gleichfalls, um die Chinesen darüber zu beruhigen, daß die Menge der Fremden doch nur eine sehr geringe ist, wird unmittelbar darauf auch die Anzahl der in jenen Häfen lebenden Chinesen berichtet. An den 21 Orten leben 5630000 Chinesen, darunter in Kanton 1600000, in Tientsin 915000, in Han-kou 800000, in Fu-tschou 630000, in Schanghai 380000.

Digitized by Google

Es ist nicht ohne Interesse, die Zahl der in China aus kaufmännischem Interesse lebenden Russen (131) zu vergleichen mit der Zahl der auf russischem Gebiet lebenden und handeltreibenden Chinesen. So z. B. leben in Blagoweschtschensk (am Amur) beständig mehr als 900 Chinesen, außerdem halten sich daselbst stets viele Kaufleute aus der Stadt Aigun und aus dem Dorfe Groß Sachalin auf.

In allen Städten Transbaikaliens, auch in den kleinsten Ansiedelungen leben Chinesen; überall sind einige chinesische Verkaufsläden vorhanden, deren Inhaber ungehindert Handel treiben; in China dagegen dürfen die europäischen Kaufleute nur in festgesetzten Orten handeln und sind dabei in vollkommener Abhängigkeit von den Chinesen. (Wostotschnoje Obosrjenie 1891, Nr. 30.)

— Gold im Gebiet von Semiretschensk (Turkestan). Seit den letzigen Jahren dieses Jahrhunderts wird im Flußgebiet des Ala-Kul an dem Flüßchen Archaity und an den beiden Tenteky Gold gefunden; hier im Kreis Sergiopol sind alte chinesische Goldwäschen. Die beiden Tenteky kommen aus den Schluchten des nordöstlichen Ausläufers des Alatau. Gold ist ohne Zweifel hier vorhanden, jedoch nur in geringer Menge; trotzdem ist hier zu verschiedener Zeit Gold gewaschen worden. Im Jahre 1871 wurde vom 13. August bis zum 10. Oktober etwa 52 500 Pud (840 000 kg) Sand ausgewaschen und darin 1 Pfund 32 Solotnik (530 g) Gold gefunden. — An vielen Stellen in den Vorbergen des Alatau, besonders in der Dschungarei, bestehen alte verlassene chinesische Goldwäschen; jedenfalls waren die Eingebornen imstande, hierbei ihre Vortheile zu finden, deshalb sind die russischen Goldwäscher, ungeachtet des geringen Goldgehalts des Sandes, noch voller Hoffnung. Die eifrigsten Goldsucher sind die Bekker (Baiguschi), die sich mit dem allergeringsten Gewinn begnügen. (Turkestanskie Zeitung.)

— Die Amerrique Indianer in Nicaragua, von denen Marcou fälschlich den Namen „Amerika“ ableitete, sind von dem Geologen J. Crawford besucht worden, welcher der Bostoner Naturwissenschaftlichen Gesellschaft über dieselben Bericht erstattete. Sie bewohnen einen goldreichen Teil des Distriktes La Libertad, in welchem man noch durchbohrte Goldschmuckschaben aus vorspanischer Zeit fand. Sie sind nach Crawford wohlgebildete, gesunde Leute, 6′ 6″ bis 6′ 8″ hoch, sterben aber rasch aus. Gegenwärtig beträgt ihre Zahl noch gegen 300. In den dichten Wäldern gewinnen sie Kautschuk, den sie nach Nama oder an die Mündung des Matagalpa auf weitem Wege zum Verkaufe bringen. Hier und da haben sie im Walde kleine Flächen urbar gemacht, wo sie Mais bauen. Crawford fand bei ihnen einen Messiasglauben. Einst stand an ihrer und der befreundeten Stämmen Spitze ein mächtiger Prophet, der plötzlich im Laube erschienen war, dessen nebelhafte Gestalt alte Indianer auf der Spitze der Mesa Totumbla umherwandeln gesehen haben wollen. Er liegt in einer tiefen Höhle dieser Mesa begraben, kehrt daraus zurück und zeigt durch Geberden den Indianern an, daß er eines Tages eine große Armee sammeln wird, die er zum Siege führen will. Crawford fand die bezeichnete Höhle und darin drei Skelette, sowie einige rohe Perlen aus vorspanischer Zeit (Nature).

— Die ehemalige Landverbindung zwischen Amerika und Europa war das Thema eines Vortrages, den E. Blanchard in der Pariser Akademie der Wissenschaften hielt, in welchem er durch zahlreiche Thatsachen der Tier- und Pflanzengeographie das ehemalige Vorhandensein einer Landverbindung zwischen Nordeuropa und Amerika nachzuweisen sucht. Die Orthoeus, Färöer, Island, Grönland u. s. w. sind nach ihm als Reste der Brücke anzusehen, welche die beiden Kontinente einst verband. Der botanische Nachweis stützt sich auf eine vollständige Liste jener Pflanzen, die das nördliche Europa und das nördliche Amerika gemeinsam besitzen, zusammengestellt von dem Botaniker O. Franchet.

Bezüglich der Fauna wird namentlich hingewiesen auf die zahlreichen Käferarten, welche der Norden beider Weltteile gemeinsam beherbergt, dann auf die Schmetterlinge (Vanessa antiopa, V. polychloros, V. urticae, V. Atalanta, Argynnis Freya, A. Frigea) sowie, als besonders beweisend, auf die gemeinsamen Spinnen. Ferner führt Blanchard als Zeugen seiner Ansicht den Edel- und Steinmarder, das Hermelin, den Biber, den Lemming und das Rennitier an. Als Süßwasserfische, welche beiden Faunen gemeinsam sind, bezeichnet er Perca fluvescens (Spickart von P. fluviatilis), den Hecht und Cottus gobia. (Mitt. Wiener Geogr. Ges. 1891, 408.)

Mit diesen Ausführungen stellt sich Blanchard auf die Seite jener Geologen, welche bereits früher das Vorhandensein einer Landbrücke zur Miocen- und Pliocenepoche zwischen Europa und Amerika nachzuweisen gesucht haben, z. Jukes Browne (The building of the british Isles 1888) und Spencer (Geolog. Mag. 1890, 208).

— Der Geschmack außereuropäischer Völker ist nicht mit unserm Maßstabe zu bemessen und dieses hat zu seinem eigenen Schaden mancher Kaufmann erfahren müssen, welcher europäische Waren ausführte und dieselben nicht absetzen konnte. Es ist aber nicht der bloße Geschmack allein, der hier in Betracht kommt, oft spielen der Aberglaube und religiöse Vorurteile eine Rolle, die berücksichtigt werden müssen. So macht Professor Schlegel darauf aufmerksam, daß bei den Chinesen die verschiedenen Farben eine große Rolle spielen, daß manche bei ihnen glückbringend sind, andre aber Unglück bedeuten, daß alle europäische Waren mit Unglücksfarben niemals auf Absatz in China rechnen können. Eine Ware in braunes Papier verpackt, wird anstandslos bei uns genommen, in China aber zurückgewiesen, weil Braun zu den Unglücksfarben gehört. Europäische Nadeln, die weit besser als die chinesischen sind, werden dort aber nicht gekauft, weil sie meist in schwarzem Papier verpackt sind und Schwarz auch eine Unglücksfarbe ist. Eine unternehmende europäische Firma hatte jahrelang Japan mit Kalendern versehen, die guten Absatz fanden. Um die Sache recht schön zu machen, druckte dieselbe den Kalender einmal auf grünes Papier — und nicht einer wurde verkauft.

— Der Vulkan Poás in Costarica, 30 km nordwestlich von der Hauptstadt Santiago gelegen, ist im verflossenen Jahre von Dr. Pittier erforscht worden. Er fand denselben aus verschiedenen Erhebungen bestehend, deren jede einen eigenen Krater gebildet hatte. Von den drei heutigen Kratern liegt der älteste in 2560 m Höhe noch 76 m unter dem Gipfel; er ist jetzt mit Wasser gefüllt von + 15° C. und hat einen Durchmesser von 450 m. Das Wasser hat an der Nordwestecke des Kraterö seinen Abfluß zum Rio Angel. Der zweite Krater ist fast ganz bei der Bildung des dritten zerstört worden, welch letzterer der gegenwärtig thätige ist. Dieser Krater ist sehr tief mit fast senkrechten Abhängen, ausgenommen an zwei Stellen, wo der Abstieg unternommen werden kann. Auch am Boden dieses Kraters liegt in 2277 m Höhe ein kleiner See von 76 m Durchmesser mit heißem Wasser, dessen nördliches Ufer in Zwischenräumen mit heftigen Bogen ausbraust und heiße Dämpfe ausstößt, die einige hundert Meter hoch steigen.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27.

Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LX. Nr. 18.

Globus.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Die westindische Insel Barbados.

Reiseerinnerungen von Dr. med. Ernst H. L. Krause in Kiel.

Seit der Aufhebung der Sklaverei und der Entwertung des Rohrzuckers sind die kleinen Antillen in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung und ihrem Wohlstande sehr zurückgegangen, manche Insel kann man ohne Übertreibung geradezu verkommen nennen. Eine rühmliche Ausnahme macht Barbados, und es ist deshalb von Interesse, die natürlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Insel einer Betrachtung zu unterziehen.

Barbados ist von Norden nach Süden fast 4½ deutsche Meilen lang und von Osten nach Westen etwas über drei Meilen breit; der größte Teil der Insel ist nicht über 100 m hoch, nur im Nordosten erreichen einige Punkte fast 400 m Höhe. Nähert man sich der im Südwesten gelegenen Hauptstadt Bridgetown von der See her, so sieht man am Ufer Fabrikschornsteine, Lagerhäuser und kleine, gelbe oder graue Wohnhäuser mit lattenumzäunten Höfen oder Garten. Weiter landeinwärts stehen große, mehrstöckige Gebäude mit schwarz- oder rotgefärbten Dächern. Dazwischen ragen einige Kirchtürme auf, der eine spitz, der andre zinnengekrönt nach englischer Art. Alle diese Gebäude erscheinen von zahlreichen, dichtbelaubten Bäumen und Palmen umgeben. Der Hintergrund der Stadt ist ansteigendes Hügelland: Alles grüne Felder, dazwischen Häuser- und Baumgruppen und einzelne Windmühlen. Stellenweise fällt das Hügelland mit einer steilen weißen Wand ab gegen das flache Vorland, auf welchem die Stadt erbaut ist. Ferner findet sich etwas Vorland an der Südostküste, wo sich vor dem steilen Uferabhange des Kalkgesteins ein schmaler, sandiger Streifen hinzieht, der in Buchten Anfänge von Dünenbildung aufweist. Ein vorliegendes Korallenriff mildert die Brandung, und da es außerdem die Hafenstadt abhält, so hat man in dieser Gegend ein Seebad angelegt (Crane-Hotel). Auch im Nordosten ist etwas Vorland, meist aber bespült die See den Fuß des Steilufers.

Die Stadt Bridgetown hat nur wenige Straßen mit zweistöckigen Steinhäusern, das sind die Straßen, in denen die Weißen ihre Geschäfts- und Verkaufslokale haben. Hier sind einige recht gute Restaurationen, in Westindien meist „Eishäuser“ genannt, weil alle Getränke auf Eis gekühlt oder mit Eis gemischt sind. Ihre Wohnhäuser haben die Weißen in einigen Vorstadtgegenden oder auch weiter landeinwärts im Hügellande. In der östlichen Vorstadt, Hastings mit Namen, liegt die Garnison, weiße und schwarze Truppenteile. Die ziemlich kleinen Detachements bewohnen ein verhältnismäßig ausgedehntes Areal, denn der englische Berufssoldat hat oft Familie, und kann daher nicht so faserniert werden, wie deutsche Mannschaft. In der Nähe von Hastings, schon an der Südküste der Insel, liegt das Marine-Hotel, eine angenehme Sommerfrische. Pferdebahn geht von der Mitte der Stadt nach drei Richtungen so weit, wie sich zusammenhängende Straßen erstrecken.

Den größten Teil der Bevölkerung in Stadt und Land machen die Neger aus. Sie wohnen in äußerst bescheidenen Häuschen. Einige niedrige, aus unbehauenen Steinen errichtete Grundpfeiler tragen eine Bretterbude, deren Länge und Tiefe etwa 5 m, die Höhe etwas weniger beträgt. Das abgeschrägte Dach ist mit Schindeln gedeckt. Meist sind außer der Thür ein oder zwei Fenster vorhanden, welche durch hölzerne Läden oder Jalousien geschlossen werden. Aus solchen Bauwerken bestehen alle Nebenstraßen Bridgetowns. Nur selten sind diese Häuschen mit Grund und Boden fest verbunden, dann wird die Diele aus Kalksteinen gebildet.

Die Bevölkerung der Insel ist dicht, fast übermäßig dicht, darauf beruht ihre Kultur. Der Neger muß nicht nur Bretter und Schindeln zum Bau seiner Hütte, sowie Kleidung erwerben, er muß auch die wenigen Lebensmittel, deren er bedarf, durch Viehzucht oder Gartenbau gewinnen und durch Lohnarbeit die Mittel zum Pachten des nötigen Landes verdienen. Ölländereien, deren Naturprodukte der Neger verwerten kann, giebt es auf Barbados nicht. Infolge des Arbeitsbedürfnisses und der Tüchtigkeit der Bevölkerung sind die Löhne niedrig, so daß die Schwarzen nicht nur gelegentlich, sondern regelmäßig (wenn auch nicht täglich) arbeiten müssen.

Barbados hat seine Bedeutung hauptsächlich als Handelsplatz. Alle Segelschiffe — meist norwegischer Nationalität —,

Digitized by Google

welche von Westindien Fracht suchen, erwarten Angebote auf der Rhede von Bridgetown. Die Lage von Barbados im Osten der Antillenreihe macht es möglich, bei dem herrschenden Passatwinde von hier aus jede andre Insel zu erreichen. Außerdem hat die Regierung durch Einführung billiger Hafengebühren und Zollsätze zur Hebung des Verkehrs wesentlich beigetragen. Früher war St. Thomas der Zentralpunkt aller Schiffahrt zwischen den westindischen Inseln, jetzt hat der Segelschiffsverkehr sich ganz nach Barbados gewandt.

Neben dem Handel blüht auf Barbados der Landbau. Die Benutzung des Bodens ist verschieden in den beiden Landschaften der Insel, dem niedrigen Lande des Südens und Westens und dem hohen Lande im Nordosten.

Der südliche Teil und der Westrand bilden das Unterland der Insel. Es ist im allgemeinen eben, etwa 40 m hoch, einige Hügel erheben sich bis 80 m und mehr. Der Boden besteht aus Korallenkalk, welcher an der Oberfläche zu fruchtbarer Ackererde verwittert ist. Stellenweise wird die Ackerkrume künstlich erzeugt, indem man Löcher in den Kalk schlägt, diese mit Dung und Erde füllt und da hinein das Zuckerrohr pflanzt. Der Kalkboden ist überall sehr durchlässig für Wasser. Die Wasserläufe sind tief eingeschnitten, ihre steilen, zerklüfteten Abhänge sind oft 20 m und mehr hoch. Es giebt aber auch einige stehende Tümpel, deren Seeroseuvegetation anzeigt, daß sie dauernd Wasser führen.

Ein Teil des in den Kalk einsickernden Wassers kommt erst im Meere wieder zum Vorschein. Beträchtliche Süßwasserquellen sind in einer Bucht westlich von Bridgetown. Diese Bucht wird von den Eingeborenen zur Zeugwäsche benutzt.

In dem Gebiete des Unterlandes führt der Weg nur selten längere Zeit durch häuserlose Strecken, überall trifft man größere und kleinere Gruppen von Hütten der schwarzen Arbeiter. Auch die Guts- oder Pachthöfe liegen nicht gar weit voneinander — bei weitem nicht so zerstreut wie etwa in Mecklenburg. Diese Gehöfte sind meist von Mauern umgeben; neben einigen weißen Steinhäusern erhebt sich regelmäßig ein hoher Schornstein und eine Windmühle. Hier und da trägt eine Kirche zur Belebung des Landschaftsbildes bei. Die Fahrstraßen sind durchweg gut; eine Eisenbahn führt durch das Unterland von Bridgetown nach der Ostküste.

Das Haupterzeugnis des Bodens ist Zuckerrohr. Die Ernte fällt in den Dezember und Januar. Die Verarbeitung des Rohres ist eine sehr primitive. Die Windmühle preßt den Saft aus, dieser wird dann in großen Pfannen ausgesotten. Als Feuerungsmaterial dient das ausgepreßte Rohr der vorigen Kampagne, welches neben jedem Hof in großen Diemen aufgeschichtet liegt. Der ungereinigte Zucker wird nach den Vereinigten Staaten verschifft.

Von Getreidearten wird Mais („indian corn“) für den Bedarf der Bevölkerung gebaut.

Wichtiger sind die Knollengewächse, von denen in erster Linie die Batate zu erwähnen ist. Es werden weiß- und rotblühende, breit- und schmalblättrige Rassen gezogen. Meist werden diese Knollen im Überschuß gewonnen und dann nach Demarara und Trinidad ausgeführt. Neben der Batate wird auch die Igname („yams“) kultiviert. Die Knollen dieser Aridacee sind außerordentlich haltbar, bleiben bei einigermaßen sachgemäßer Aufbewahrung ein ganzes Jahr gut. Gekocht, schmecken sie wie trockene und sehr mehlige Kartoffeln und werden von den Europäern meist den süßen Bataten vorgezogen. Es werden drei voneinander beträchtlich verschiedene Ignamenrassen auf Barbados gebaut, Pflanzzeit ist für alle der Oktober, Erntezeit Januar. Sehr interessant war mir, zu hören, daß sich die Neger beim Pflanzen und Ernten dieser Knollen nach dem Stande der Plejaden richten. Wenn das Sternbild nach zeitweiliger Unsichtbarkeit wieder am Abendhimmel erscheint, ist es Zeit, die Igname zu pflanzen, wenn es seinen höchsten Stand erreicht hat, sind die Knollen reif. — Der Plejadenaufgang war den alten Römern das Zeichen zum Säen des Wintergetreides. — Außer den beiden genannten wird als Knollengewächs noch Colocasia („addar“) öfter angebaut. Selten ist dagegen Manioc („cassawa“), die unbedeutende, aber verbreitetste der tropischen Hackfrüchte.

An Hülsenfrüchten ist in erster Linie die Straucherbse (pigeon pea = cajanus) zu erwähnen, sie stammt aus Ostindien. Ferner werden ziemlich viel Bohnen gebaut, und zwar zwei Arten, ein unserer Kruphohne ähnlicher, weißblühender Phaseolus („bean“) und Lablab („bonavis“). Bei allen drei Hülsenfruchtarten bemerkte ich im Dezember und Januar viele reife Früchte neben Blüten. Die Hülsenfrüchte umgeben oft saumartig die Zuckerrohrfelder, oder sie wachsen mit den großen Gräsern (Mais und Panicum maximum) durcheinander. Außer den zum Gebrauch des Menschen bestimmten Kulturpflanzen wird Viehfutter sehr verwirrt gebaut. Paspalum conjugatum („sour grass“) ist ein halbunterhohes Gras, welches einen etwas lückenhaften Rasen bildet. Große Strecken sind damit bewachsen. Sie werden gemäht und danach als Tristen benutzt. Oft sind auch die Begränder des Ackerlandes mit diesem Grase besät. Ein zweites Futtergras ist Panicum maximum („cornmeet“), eine hohe, stark verzweigte Pflanze mit breiten Blättern und großen Früchten. Man baut es wie Mais mit dem Erbsenstrauch durcheinander auf demselben Felde.

Damit sind die Feldfrüchte aufgezählt. Mancher wird die Baumwolle vermissen, heißt doch die amerikanische Baumwollpflanze in der Wissenschaft Gossypium barbadense! Dieser Strauch ist hier in früheren Zeiten massenhaft kultiviert, am meisten blühte dieser Zweig der Landwirtschaft zur Zeit des nordamerikanischen Bürgerkrieges. Jetzt sieht man nur ganz vereinzelte Sträucher in Gärten. Von wildwachsender Baumwolle ist keine Spur zu bemerken.

Angenehme Abwechslung bringen in die Landschaft größere Gruppen oder kleine Wälder von Mahagonibäumen, welche hin und wieder in der Nähe der Höfe gepflanzt sind. Manchmal führt eine Allee von Kohlpalmen zu einem Hofe, dann und wann trifft man einzelne Brotfrucht- und Melonenbäume und Gruppen von Bananenbüschen.

Die Reste ursprünglichen Pflanzenwuchses sind ganz unbedeutend und nicht anders als durch vergleichend-geographische und historische Untersuchungen von den Resten ehemaliger Kulturen und von eingeschleppten Unkräutern zu unterscheiden.

Die Dünen an der Südostküste ist mit Kokospalmen bewachsen, zwischen deren schlanken Stämmen Coccoloba uvifera („sea grap“) dichtes Gestrüch bildet. Einige kleine Sträucher aus der Familie der Rubiaceen wachsen dazwischen. Auf dem Sandstreifen, den die Palmen am Meere freilassen, treibt eine windenartige Pflanze ihre langen Ausläufer, dazwischen gedeihen niedrige Wolfsmilch- und Physalisarten, der gemeine Portulak und kleine, teppigartig wachsende Korbblütler. Stellenweis breitet sich ein Rasen von Gräsern und Seggen aus. Zwischen diesen niedrigen Gewächsen erhebt Calotropis procera ihre weißlichen, dichtbelaubten Zweige. Diese Pflanze ist afrikanischen Ursprungs, bekannt unter dem Namen Oschur, sie ist vor Zeiten zur Gewinnung von Baumwolle zum Anbau empfohlen. Ob in Westindien solche Versuche gemacht sind, weiß ich nicht zu sagen.

Am Uferabhange, in den Klüften des Kalkes, sprießen struppige Sträucher der Bignonia Leucoxylon („white

Digitized by Google

ocolar") ihr kümmerliches Dasein. Die immergrünen Blätter ähneln denen der Orange, die weißen Blumen denen des Fingerhutes. Zwischen diesen stehen, ebenfalls verkümmert, Sträucher der erwähnten Coccoloba mit großen, runden, dunkelgrünen, rotgeaderten Blättern. Dazwischen ranken einige Winden. Diese Formation kann man für den Rest des Waldes ansehen, der ehemals Barbados Küsten bedeckte und der Insel den Namen der bärtigen eintrug (die Romanen nennen sie Barbada). Oben, am Rande des hohen Ufers trägt die Flora einen tubusalen Charakter: da wächst ein Feigenkaktus, einige breitkrätige Sträucher aus der Wolfsmilchfamilie (Phyllanthus epiphyllanthus und Croton floccuiosus) u. a. m., sämtlich amerikanische Arten zwar, aber wahrscheinlich nicht alle auf Barbados inländisch.

Binnenlands findet man wildwachsende Pflanzen in größerer Menge nur an den zerklüfteten Abhängen der Wasserrisse. Dort finden sich allerlei Sträucher, Kräuter und Farne, aber Bäume sind nur wenige dazwischen. Unter diesen erreicht eine ansehnliche Größe nur der Seidenwollbaum („silkcottontree"). An den Wegen wachsen zwischen dem „Sourgrass" eine Reihe meist weit verbreiteter Unkräuter, da ist Argemone mexicana, deren Blätter denen der Mariendistel ähnen, während die gelbe Blume mohnartig erscheint, da ist eine Lobelie mit langen, weißen Blumen (Icotoma), verschiedene Schmetterlingsblütler, Acanthaceen u. s. w. Die Serosen der wenigen Tümpel erwähnte ich schon.

Vom südlichen Teile der Insel aus erscheint der Gesichtskreis nach Norden eingeschränkt durch einen Höhenzug von durchschnittlich 100 bis 150 m Meereshöhe. Die Insulaner nennen ihn die Boralpen („foreralpes"). Er bildet die Südgrenze des gebirgigen Nordostens von Barbados, welche Gegend auf der Insel als „Scotland" oder „the highland" bezeichnet wird. Dies Gebiet erreicht indessen die eigentliche Nordspitze der Insel nicht, indem sich das niedrigere Land der Westküste weiter nach Norden erstreckt als das Bergland des Ostens. Das Hochland ist am höchsten an seinem Westrande, so daß die Zugänge von dieser Seite durch beträchtliche Steigung unbequem werden. Der Verkehr aus diesem Bezirk geht zur Ostküste hinab, längs welcher die erwähnte Eisenbahn bis zum Ausgang des nördlichsten der Hauptthäler fortgeführt ist. Die durchschnittliche Höhe der Hauptbergkette, welche sich nördlich von den „Boralpen" von Ost nach West erstreckt und dann in der Mitte der Insel nach Norden umbiegt, beträgt 350 m, der höchste Punkt wird zu 1100 Fuß englisch angegeben. Der Boden dieser Landschaft ist einem zähen Lehm vergleichbar, Regengüsse machen die Wege für Fuhrwerk ganz, für Fußgänger fast unpassierbar. Unter dem Lehm treten stellenweise rasenseifen- und sandsteinähnliche Gebilde und ein blaues, weiches, toniges Gestein zu Tage. Die Formation gilt hier für vulkanisch, was sie auch sein mag. Kalkschichten sind jedenfalls auch vorhanden, denn es giebt Cementfabriken, und am Meere stehen Kalkklippen am Tage. Interessant ist das Gebiet durch zwierlei Quellen. Nicht unbeträchtlich an Zahl sind solche, welche grünen Theer („green tar") liefern. Eine grüne, petrolenartige Masse schwimmt auf dem aus der Tiefe aufsteigenden Wasser. Die Neger schöpfen dieses Produkt ab und genießen es mit Wahlbehagen, weil es sehr heilkräftig sei. In vergangenen Zeiten hat man dies Landesprodukt durch Ausfuhr nach Rußland besser verwertet. Die andre Art Quellen ist nur in Einzahl vorhanden, es ist die sogenannte kochende Quelle („boiling spring") im Turnershallwalde. Hier steigen in einer Pfütze von der Größe einer gewöhnlichen Wasserschüssel fortwährend große Blasen eines brennbaren, übelriechenden Kohlenwasserstoffgases auf. Die anwohnenden Neger sind bei Ankunft von Weißen gleich bei der Hand, das aufsteigende Gas über einem umgedrehten Trichter in Brand zu setzen und dafür Trinkgelder einzusammeln.

Auf den Feldern wird im Hochland das Zuckerrohr nicht so häufig angetroffen wie im Unterland. Mais ist etwas häufiger. Auf einigen Feldern sah ich zwischen den sehr weitläufig stehenden, blühenden Maispflanzen frisch gepflanzte Stecklinge des Zuckerrohres. Manioc ist ebenfalls etwas häufiger, und ein dem Unterland fehlendes Knollengewächs kommt hinzu, nämlich die Pfeilwurz („arrow root" — Maranta indica). Bohnen sind häufig. An Stelle des Paspalum tritt als Futtergras vielfach das „parrow grass" der Insulaner. Ich habe weder Blüten noch Früchte davon gesehen, halte es aber für Panicum barbinode, das „paragrass" der Nordamerikaner. Ein andres Kulturgras, welches sich im Unterlande wohl in Gärten, im Oberland aber auch auf Äckern findet, ist das „eneeus", welches seiner süßen Wurzelknollen wegen zum Export nach den Vereinigten Staaten gebaut wird. Ich habe es bisher nicht bestimmen können. Eingelo sieht man auch Kürbisse auf den Feldern.

Die Bodennutzung ist im Hochland nicht so intensiv wie im Unterland. Die Begränder werden zur Grasgewinnung kaum herangezogen. Hier wächst überall der Grasgewranch. Es ist dies eine Myrtacee, deren Früchte in der Form Birnen und Äpfeln gleichen, über den Geschmack sind die Ansichten sehr verschieden. Man gewinnt ein Gelee daraus, das dem Vogelbeergelee nicht unähnlich schmeckt. Unter den Kräutern der Begränder sind altweltliche, auch der gemäßigten Zone entstammende Arten vertreten, z. B. ein Senf und der große Wegerich („english plantain"). Man zeigte mir im Hochland auch eine wüste Stätte, die einige auf der ganzen Insel; Gras und Grasgestrüpp bedeckte die verlassenen Felder. Auch einen Wald sieht es dort noch, er bedeckt ein schmales Thal in der Nähe des Hofes Turnershall, in ihm ist die erwähnte Sumpfgasquelle. Der Wald besteht aus sehr verschiedenartigen Bäumen, die Stämme sind meist schlank, dünner als man erwarten sollte. Die häufigste Baumart bezeichnen die Eingeborenen als „spanish oak", sie ist durch hohen Wuchs und dunkelgrüne, unpaarig gefiederte Blätter ausgezeichnet. Ihrer Früchte wegen interessant sind der „sandbox tree" (Hura crepitans) und „jack in the box" (Hernandia sonora), beide haben Blätter von der Form derer der Linde. Hura gehört in die Wolfsmilchfamilie, die Früchte bestehen aus 12 bis 18 um eine Mittelsäule angeordneten Fächern, welche je einen Samen enthalten. Bei der Reife springen die Fächer mit lautem Krachen auseinander und schleudern ihre Fruchtfülle nebst den Samen soll 10 m weit. Hernandia ist den Lorbeergewächsen verwandt, ihre knapp haselnußgroße, gerippte Frucht steht frei im Grunde eines kugelig aufgeblasenen, lebhaft gelb gefärbten Kelches. Ein kleiner schlanker Baum mit äußerst scharf gefägten langen Blättern wird als „poison-tree" gefürchtet, und seiner Rinde flickt schon nach oberflächlichem Ritzen eine reichliche Menge Milchsaft aus. Bemerkenswert ist, daß viele Baumarten eine stachelige Rinde haben. Die Palmen erreichen im allgemeinen nicht die Höhe der Landseite, die Kohlpalme ist die größte unter ihnen. Eine kleinere Art zeichnet sich durch lange, dünne, aber sehr kräftige Stacheln des Stammes und der Blattnerven aus. Lianen habe ich in diesem Walde nicht gesehen, nur einige Farnkräuter klettern nach Epheuart an den Baumstämmen. Öfter sind die Zweige mit Orchideen besetzt. Sträucher, vorwiegend Rubiaceen und Acanthaceen, bilden ein lichtes Unterholz, welches nur am Rande des Bestandes durch Hinzutritt von Gnaven und den rankenden Abrus precatorius dichter wird. Abrus ist ein ursprüng-

Digitized by Google

lich altweltliches Gewächs mit Wickenblüten, seine fast erbsengroßen Samen sind rot mit einem schwarzen Fleck und werden im Ausland wie in Europa zum Verzieren von allerlei Nippessachen gebraucht. Den Boden des Waldes bedecken Kräuter, Gräser und Farne, unter welch letzteren Gymnogramme calomelanos („silverfern") durch ihre silberweißen Sporenhaufen bemerkenswert ist.

Nachdem Feld und Wald der Insel geschildert sind, bleibt noch einiges über die Gärten zu bemerken. Bei den Häusern der kleinen Leute sieht man Mango-, Brotfrucht-, Maumei (Lucuma)-, Kaschu, Granatapfel-, Limonen- und Sternapfelbäume, ferner Papai, Bananen, Rieinus und Agaven. Aus dem Bast der letzteren werden Gewebe gefertigt. Die Kokospalme ist auf das saudige Meeresgestade beschränkt. In den großen, oft parkartigen Gärten der Europäer sieht man Palmen, Mahagoni-, Weißceder-, Tamarinden-, Banianen-, Sandbüchsen-, Baynum- und viele andre Bäume, ferner Tecoma stans, Draya Ebenus („brown ebony"), Persea gratissima („alligator pear"), Tamarisken, Casuarinen, Kalebassenbäume (Crescentia), den Flamboyant, Pluweria [„frangipan"[1]), Melio, Croton in zahllosen Formen, Hibiscus, Rosen u. s. w. Unter den Baumfrüchten giebt es „cherries", „apples", „goosberries" u. dgl., aber es sind ganz andre Arten, als die, welche in England mit diesen Namen bezeichnet werden.

An Gemüsen sind noch zu erwähnen: Okra (Hibiscus esculentus), Kohl und Mohrrüben.

Der Baumwuchs ist selbst an der Westküste von dem herrschenden Passatwinde beeinflußt, alle Baumkronen haben eine größere westliche und eine kleinere östliche Hälfte.

Die Tierwelt ist, den Anbauverhältnissen entsprechend, vorwiegend durch Haustiere repräsentiert: Schwarze Schweine, Puter, Hühner, Perlhühner und Tauben treiben sich bei den Hütten herum; hier und da trifft man einzelne Kühe grasen; Pferde, Maultiere und Ochsen weiden in kleinen Herden auf den Grasfeldern. An wilden Säugetieren giebt es einige Affen, welche den Kulturen manchmal argen Schaden thun und deshalb verfolgt werden. Sie sind jedenfalls hier nicht inländisch, sondern nur verwildert. Unter den Vögeln ist sehr häufig der Ani, ein ganz schwarzes, unserm Kuckuck entfernt verwandtes Tier von der Größe einer Elster. Kolibris kommen nicht häufig vor. Unter den Amphibien ist ein kleiner Frosch bemerkenswert. Man sieht ihn tagsüber zuweilen am Wege, aber wie übermäßig häufig er ist, bemerkt man erst nach Eintritt der Dunkelheit. Dann ertönt die ganze Insel von seinem Lärmen, welches indes von dem Gequak und Geschnatter der europäischen Arten gänzlich verschieden ist und vielmehr dem Gezirp der Grillen gleicht. Diese Froschart ist nach Erzählung der Insulaner erst vor etwas mehr als zehn Jahren auf Barbados eingeschleppt. Echt amphibisch leben hier wie in allen heißen Ländern einige Vertreter der Krustentiere. Zahlreiche Krabben (Taschenkrebse) treiben nicht nur am Strande ihr Wesen, sondern leben massenweise in Erdlöchern oben auf dem hohen Ufer.

Insekten giebt es nicht wenige auf der Insel, Fliegen fallen manchmal lästig, Stechmücken sind dagegen selten. Libellen sah ich viel, Schmetterlinge nur einzeln fliegen. Erwähne ich nun noch das ziemlich häufige Vorkommen von allerlei giftigen Tausendfüßern, so ist von der Tierwelt des Landes alles berichtet, was dem Nichtzoologen auffällt.

Von größerer Wichtigkeit für die Insulaner und von größerer Mannigfaltigkeit ist die Tierwelt des Wassers.

Die Rhede von Bridgetown wimmelt von kleinsten Fischlein, sie haben die Farbe des Meeres und werden von Unaufmerksamen gar nicht gesehen. Nahe der Wasseroberfläche treiben sich Hornhechte umher, schlanke, grüngraue Tiere mit hellblauen Flossen und rötlicher, schnabelförmiger Schnauze. Diese Raubfische fahren oft mit größter Wut Rachen zwischen die kleinen; sie schnappen auch mit großem Geschick nach allerlei Schiffsabfällen, die auf dem Wasser treiben. Häufiger als die Hornhechte sind mehrere Arten aus der Makrelenfamilie. Sie gleichen in der Größe einem guten Brachsen und sind höher und kürzer von Gestalt als die eigentlichen Makrelen, mehr der Gattung Lamprisa sich nähernd. Einige von ihnen sind blau und grün, schillernd, zum Teil gestreift, haben blaue oder braune Flossen, häufig ist eine braune Art mit grünem Schwanz. Diese Makrelenfische zeigen sich meist in kleinen Schwärmen von 6 bis 12, schwimmen sehr behend, viel schneller als die Hornhechte, und springen oft aus dem Wasser. Wie es scheint, fahren sie auf kleine Beutefische von unten her los mit solcher Gewalt, daß sie über die Wasseroberfläche hinausschießen. Sie gehen auch an treibende Abfälle und an die Angel. Abends schwimmen größere, dunkelbraune Rochen mit fast englandlicher Geschwindigkeit an der Meeresoberfläche umher.

Fischerei wird von der Insel aus eifrig betrieben. Zu Markt gebracht werden in größter Menge Flugfische. Die Tiere werden von den heimkehrenden Fischern am Strande ausgenommen und entgrätet und kommen so vorbereitet auf den Markt. Neben den Flugfischen werden Makrelen von mehr als Meterlänge („kingfish") angegeben. Lebiglich von den Farbigen gegessen wird eine große Seeschnecke, die zerschlagenen Schalen findet man oft auf der Insel.

Zahlreiche schön präparierte Seetiere findet man in dem Museum eines Korallenhändlers bei Bridgetown. Leider ist das Institut ohne jede wissenschaftliche Beihilfe eingerichtet, und von vielen Präparaten wird sich die Herkunft kaum feststellen lassen. Des Besitzers Stolz ist, elf „specimens" zu besitzen, die dem Britischmuseum in London fehlen. Etiquettiert sind von der ganzen Sammlung nur zwei Prachtexemplare von Pentacerinus Mülleri Oested, welche in 60 Faden Tiefe bei Barbados gefischt wurden.

Auch das Pflanzenleben ist im Meere ein üppiges. Am Ufer sind die Kalkklippen mit grünen Algen dicht bewachsen, und massenhaft angetriebene rotbraune Tange bezeugen, daß auch in einiger Tiefe noch reichliche Vegetation vorhanden ist.

[1]) Auf andern Inseln „Pauupan".

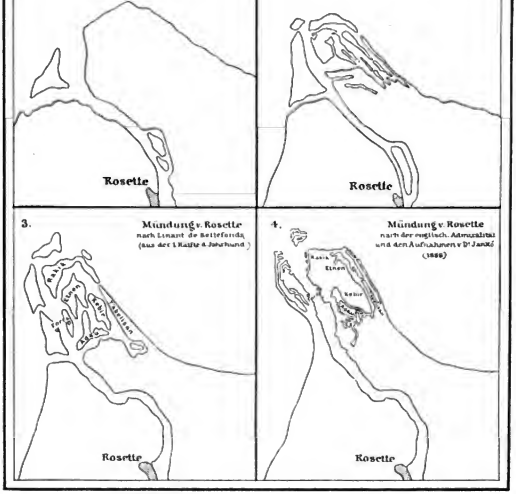
Das Delta des Nil.

Von Dr. A. Sauer.

Daß es bisher nicht gelang, ein durchaus befriedigendes Gesamtbild vom Aufbau und der Bildungsweise des Nildelta zu entwerfen, so oft dasselbe auch von den Zeiten Herodots bis auf unsre Tage Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung war, lag wohl in der Hauptsache mit daran, daß man einseitig allzu großes Gewicht auf die rein topographischen Verhältnisse des Gebietes legte, die geologischen aber kaum gebührend berücksichtigte. Geologische Beobachtungen im Nildelta verdanken wir wesentlich der Neuzeit; die allerneuesten verdanken wir Dr. Johann Jankó, der

Digitized by Google

die in geologischer Hinsicht noch sehr wenig bekannte nördliche Uferlinie bereiste. Die Ergebnisse seiner Arbeit [1]) sind reich an Einzelheiten und enthalten viele kritische Betrachtungen über ältere Angaben bezw. Lage und Ausdehnung des Deltas, Verlauf der Arme, Ausdehnung der Seen u. s. w. Gleich hinsichtlich der Ausdehnung und Umgrenzung des Deltas gingen die Ansichten sehr auseinander; die Einen nennen Delta ausschließlich den zwischen den beiden Hauptarmen gelegenen Teil der Niederung, die Andern das Gesamtgebiet des in Kultur befindlichen Landes, Dritte das Gebiet der fluviatilen Ablagerungen. Mit keiner dieser Bezeichnungen ist aber das Gebiet richtig umgrenzt. Wie der Araber sagt, wenn der Nil steigt, das Wasser reiche von einem Berge zum andern, so läßt sich auch in Übereinstimmung mit seiner geologischen Anlage das Deltagebiet als dasjenige aller der am unteren Nil gegen Ost, Süd und West durch älteres Tertiär abgegrenzten Quartärablagerungen bezeichnen. So sind auch die Angaben über die Länge der Deltaränder



recht schwankend. Für die geradlinige Grenze gegen Norden berechnet Jankó 285 km, gegen Westen 185 km, gegen Osten 174 km Länge, während die thatsächliche Länge etwa 380, bezw. 250, bezw. 230 km beträgt. Das ganze Deltagebiet gliedert er in die Spitzenregion von Gizeh bis zum gegenwärtigen Teilungspunkt des Nil, bis Bain el Bakara, in die Region des Kanalnetzes, die Seenregion (mit den Seen Mariut, Abukir, Edku, Burlus und Menzaleh) und die Mündungsregion. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die älteste Südspitze des Deltas, d. h. der Punkt, wo in allerfrühester Zeit sich die Gabelung vollzog, nicht noch oberhalb Gizeh zu suchen ist, wo das Bett auffällig eng und gleichförmig wird. Unter dem Memphis, wohin die Alten die erste Gabelung verlegten, wäre demnach Gizeh zu verstehen.

Eine genaue vergleichende Betrachtung aller Niveauverhältnisse im Delta läßt erkennen, daß dasselbe als Ganzes sich schwach nach Westen hin senkt. Demzufolge wurde

[1]) Das Delta des Nil. Geologischer und geographischer Aufbau. Mitteilungen aus dem Jahrbuch der Königl. ungarischen geologischen Anstalt, Bd. VIII. Budapest 1890.

Digitized by Google

dasselbe auch hauptsächlich von Ost nach West fortschreitend aufgefüllt und die frühesten Alluvionen des Nil dürften im östlichen Teile zu suchen sein; diese reichen ostnordöstlich bis an das Dschenef-Gebirge heran. Bekanntermaßen wird durch der Isthmus in seiner ganzen Breite, wo ihn der Kanal durchschneidet, aus Alluvial- und Quartärablagerungen gebildet und zwar sind es in der Mitte fluviatile Süßwasserschichten, welche gegen Süd in die marinen Ablagerungen des Roten Meeres, gegen Nord in die des Mittelländischen Meeres übergehen. Diese Anordnung erklärt sich am ungezwungensten mit der Annahme, daß in frühester Zeit der Nil in der Mitte des jetzigen Isthmus das Meer erreichte und mit seiner großen Menge süßen Wassers die seichte Meerenge derart erfüllte, um eine Scheide zwischen beiden Meeren und deren Faunen bilden zu können. Das gesamte Gebiet des heutigen Delta stellte ehedem einen Meerbusen, ein sogenanntes negatives Delta dar, welches im Norden durch zwei ziemlich übereinstimmende Richtungen verfolgende Inselreihen gegen das offene Meer abgegrenzt wurde, den Zug Abukhir-Abukir und Rosette-Damiette. Der Kern der Uferstreifen besteht aus einem zusammengekneten, breccienförmigen Kalkstein, der zum Teil von Dünensanden verhüllt ist. Die von Westen kommende Meeresströmung gelangte bei Abukir in das ruhige Wasser des Busens, lenkte die von Süd einströmenden Nilwässer gegen Ost ab und bewirkte, daß die Sedimentation sich vorwiegend in den östlichen Teilen des Meerbusens zuerst vollzog. Die Verschlammung der Landenge von Suez ging nach den gleichen Gesetzen vor sich, die noch heute die Entwicklung der Arme und Mündungen im Nildelta bestimmen. Darum lagerte sich der größte Teil des Schlammes am südlichen aber rechten Ufer ab; neue Überschwemmungen haben die Ablagerungen höher und die schließliche Verschlämmung der Urmündung bewirkte, daß sich der Nil nach Norden wandte. Es entstand hiermit die Pelusiummündung; im Laufe der Zeit wurde diese durch westlicher gelegene ersetzt, erst durch den Damiette-, dann durch den Rosettearm. Gegenwärtig fließt die Hauptmasse des Wassers nach Nordwest, während zu Beginn der Deltaaufschüttung die Richtung ostnordöstlich war.

Die auf die Kanalregion noch außen folgende Seenzone verdankt nicht, wie man mehrfach glaubte, ihre Entstehung ausgedehnten Senkungen und Einbrüchen des Meeres. Erstere konnte Jankó im Gebiete nicht nachweisen. Große Strecken des Kulturlandes waren bei früherer starker Übervölkerung eingedeicht; mit Aufhören der Kultur wurden solche Gebiete wieder, wo sie früher waren, Sümpfe und Moräste. Bodensenkungen dürfen aber aus solchen Wandlungen nicht abgeleitet werden.

Und so sind die Seen am Nordrande des Deltas schließlich als die durch Nilalluvium noch nicht verdrängten Überbleibsel des alten Meerbusens zu betrachten. Im Großen und Ganzen baut der Nil sein Delta noch nicht in das Meer hinaus, noch bleibt die alte Uferlinie nahezu unverändert; nur bei Damiette und Rosette hat die Ablagerung die Barrière überschritten und hier liefert der Nil für seine landbildende Thätigkeit besonders interessante Belege, wo die Neubildungen ziemlich rasch vorschreiten und wir zudem in der Lage sind, durch vorhandene Kartenskizzen aus früheren Jahrhunderten den Gang der Landbildung in seinen Fortschritten ziemlich genau zu verfolgen.

Ein schönes Beispiel hierfür liefern die verschiedenalterigen Aufnahmen der Rosettenmündung. Die beistehenden Kärtchen stellen dieselbe nacheinander dar: 1) aus dem Jahre 1687 (nach Nazaud); 2) aus dem Jahre 1800 (nach der französischen Aufnahme); 3) aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts (nach Linant de Bellefonde); 4) aus der Gegenwart (nach der englischen Admiralität und eigenen Aufnahmen Jankós).

Handarbeiten der ungarischen Zeltzigeuner.

Von Dr. Heinrich v. Wlislocki.

In den folgenden Zeilen, die uns einen Einblick in das geistige Leben der Zigeuner thun lassen, uns mit ihrer Schaffenskraft und ihrem Kunstsinn bekannt machen, habe ich zum größten Teil nur solche Handarbeiten aufgenommen, die mit dem religiösen Brauch und Volksglauben der Zigeuner mehr oder weniger zusammenhängen. Die Abbildungen sind genau nach den Originalen, wenn auch verkleinert, gezeichnet worden, sowie ich diese auf meinen häufigen „Zigeunerfahrten", besonders im Laufe dieses Jahres in Süd- und Mittelungarn, zu sehen Gelegenheit hatte.

Neben der Verfertigung von Backtrögen, Holzlöffeln, Besen, Kesseln, Hufeisen und Nägeln u. s. w. verfertigen die Zigeuner Südungarns zur Sammetzeit aus kleinen Kürbissen Flaschen, die sie mit verschiedenen Zeichnungen versehen.

Fig. 1 stellt eine solche Flasche dar und zwar mit den verbreitetsten Zeichnungen; im obersten Kreis bedeuten die Kreuze — wie mir ein Zigeuner erklärte — „Sei du glücklich!" (Ac tu baçtales); in der zweiten Kreisfläche sind schlängelnde Linien eingekrannt, die Schlangen darstellen sollen, und ihre Bedeutung ist: „Habe du keine Feinde!" (Na hin tute bijarolosa!); die Kreise in der dritten Fläche bedeuten: „Habe du stets Geld!" (Min tute taysa lova!); die Zickzacklinien endlich der letzten Fläche bedeuten: „Bleibe du gesund!" (Ac tu sastes!). In diesen Kürbisflaschen halten nämlich die Zigeuner Branntwein und wenn sie ihren Gast bewillkommnen, so spricht der, welcher zuerst trinkt: „Sei du glücklich!", worauf der zweite, bevor er trinkt, sagt: „Habe du keine Feinde!" u. s. w.

Große Geschicklichkeit bekunden die südungarischen Zeltzigeuner bei der Verfertigung dieser Kürbisflaschen. Die jungen Kürbisse werden einige Tage in Salzwasser gelegt, dann wird am spitzen Ende ein kleines Loch gebohrt und durch dasselbe mittelst eines feinen greifzangenförmigen Instrumentes das Innere des Kürbisses bis auf die äußerste harte Schale ausgehöhlt; dann wird in den Kürbis eine starke Salzlösung gegossen und derselbe in die nächste Nähe des Feuers gestellt. Nach einigen Tagen wird er so weich, daß man ihm eine beliebige Form geben kann. Nachdem dies geschehen, wird er am Feuer — und zwar ohne daß sich eine Flüssigkeit darin befindet — getrocknet und nach kurzer Zeit er ist so hart, daß er, selbst auf den Boden geworfen, nicht so leicht zerspringt oder zerbricht. Auf eben diese, selbstverständlich viel leichtere Weise (was nämlich die Aushöhlung anbelangt) werden Näpfe, Kannen, Becher, Krüge, ja selbst Löffel und Messerscheiden verfertigt.

Aus Kürbissen verfertigen sich die südungarischen Zeltzigeunerkinder eine Art Dreh orgel, die heute leider immer mehr aus dem Gebrauche kommt. Der Kürbis wird in zwei gleiche Hälften zerschnitten, beide Teile ausgeweicht und dann auf die oben beschriebene Weise behandelt. Sind die norddeutschen Schalen gehörig getrocknet, so werden durch die Mitte beider Hälften je fünf Drahtseiten von verschiedener

Digitized by Google

Dicke angebracht und zwar so, daß je eine dünne Saite einer Kürbishälfte je einer dickeren der andern Hälfte gegenüber zu stehen kommt. Nun werden beide Teile aufeinander gepaßt und ein Loch geschnitten, jedoch so, daß die eine Hälfte des Loches je einer Kürbishälfte zu Teil wird. Durch dieses Loch wird ein aus Holz verfertigter „Schläger“ (csigaroló) angebracht und befestigt. Das Ende dieses Schlägers, das sich im Innern des Kürbises befindet, hat die Gestalt eines kleinen Hammers. Wird nun dieser Schläger um seine Achse herum gedreht, so berührt er die Saiten und ein ganz jämmerlicher Ton wird vernehmbar. Zum Verfertigen und besonders bei der Befestigung des Schlägers muß man eine besondere Kunstfertigkeit und Übung besitzen.

Zierliche Spazierstöcke verfertigen die Zeltzigeuner der Donauländer. Gewöhnlich sind diese Stöcke von ihrem oberen Ende, vom Griff bis ungefähr zur Mitte mit Zeichnungen versehen, die zwar keinen Anspruch auf „Kunst“ erheben können, immerhin aber für den Volksforscher von besonderem Belang sind. Diese Zeichnungen werden ohne Vorlage, ohne vorher auf dem Stocke angedeutet zu werden, aus freier Hand mit einem glühenden, spitzen Eisenstab in den Stock so geschickt eingebrannt, daß sie überall gleichförmig, d. h. feine Erhöhungen und Vertiefungen bemerkbar sind; ebenso die Farbe der Zeichnung überall eine gleichmäßige, d. h. an seiner Stelle heller oder dunkler ist. (Fig. 2.)

In Fig. 3 ist die Zeichnung nur nach ihren Konturen eingebrannt und stellt eine Schlange dar, der als Anhängsel Kleeblätter und drei Halbmonde mit je einem Stern beigefügt sind. Solche Stäbe, eigentlich Stäbchen führen die sogenannten Zauberfrauen mit sich, über die wir („Globus“, Bd. LIX. S. 259) bereits gesprochen haben. Solche Stäbe heißen „Zauberstäbe“ (covalyakri kopalori). Fig. 4 stellt die Zeichnung dar, die sich auf dem Stäbchen der berühmten, über 80 Jahre alten Zauberfrau, namens Mara Tetaka, aus dem südungarischen Wanderzigeunerstamme Tekai, befindet. Drei Schlangen, ein „Hans“, ein Halbmond vor einem Kreuze und schließlich wieder drei Schlangen bilden die Zeichnung, die auf beiden Seiten, d. h. zweifach auf dem Stäbchen zu sehen ist, nur die Konturen der einzelnen Figuren sind eingebrannt, und umschlingen das Stäbchen also nicht. Die drei oberen Schlangen bedeuten drei „gute Urmen“ (Schicksalsfeen, die dem neugeborenen Kinde sein zukünftiges Schicksal bestimmen); das „Haus“ soll die Geburtshütte versinnbildlichen, während der Mond das „Unglück“ (bibaet) und das Kreuz das „Glück“ (baet) des jeweiligen Kindes bedeutet, zu dessen Geburt die Zauberfrau gerufen wird; die drei unteren Schlangen stellen „böse Urmen“ dar, die dem Kinde im Leben Unheil bereiten.

An dem mit einem großen Silberknopf versehenen Stocke des Wajwoden des obengenannten Wanderzigeunerstammes, namens Milivoj Sarwoj, befinden sich ringsum den Stock je drei zunehmende und je drei abnehmende Monde — jeder mit je drei Sternen — eingebrannt, Fig. 5. Der Besitzer dieses Stockes erklärte mir die Bedeutung dieser Zeichnung also: Der Wajwodenstock bringe über die Untergebenen je nach Verdienst Glück oder Unglück. Die zunehmenden Monde und die drei Sterne bedeuten das Glück (baet) und drei „gute Urmen“; die drei abnehmenden Monde und die drei Sterne bedeuten das Unglück und drei „böse Urmen“.

Über den Stab erzählen sich die südungarischen Zeltzigeuner folgende Sage, die ich in genauer Verdeutschung hier mitteilen will: Als Gott die Welt erschuf, war im Anfang nur ein großes Wasser. Da warf Gott seinen Stab in das Wasser und ein großer Baum wuchs daraus hervor, von dessen Ästen die ersten Menschen auf die Erde herabfielen, die Gott aus dem Stande des Wassers geformt hatte. Und Gott verbot dann den Menschen Stöcke zu tragen, indem er sagte: „Ihr dürft nie einen Stock in die Hand nehmen, sobald ihr dies thut, so schlagt ihr euch und dann kommt Not und Elend über euch!“ Die Menschen befolgten auch lange Zeit hindurch Gottes Gebot; da aber traf es sich, daß ein Ehepaar in Unfrieden lebte. Der Mann konnte mit seiner Frau nichts anfangen, denn sie war ein gar böses Weib. Einmal zankte die Frau wieder mit ihrem Manne und dieser ging dann traurig hinaus in den Wald, wo er sich unter einem Baume niedersetzte. Da kam der oberste Teufel, der Teufelskönig (legbarecbe beng) heran und sprach also zu ihm: „Ich weiß, warum du so traurig bist und ich will dir helfen! Mache dir aus einem Baumast einen Stock, geh nach Hause und prügle damit deine Frau; dann wird sie dir schon folgen!“ Der Mann erwiderte: „Ob sie den Stock auch fühlen wird?“ — „Ob nicht!“ versetzte der Teufelskönig und schnitt sich schnell einen Stock, mit dem er auf den Mann loszuschlug. Dieser schrie vor Schmerz laut auf. Da sprach der Teufelskönig: „Siehst du, auch die Menschen spüren die Stockschläge! Nimm den Stock, geh nach Hause und prügle dein Weib!“ Der Mann that also und von der Zeit an ward seine Frau gehorsam und zankte mit ihm nicht mehr. Als dies die andern Menschen sahen, thaten sie auch also und mit der Zeit hatte fast jeder Mensch einen Stock in der Hand. Bald kam es zu allgemeinen Schlägereien. Da erschien einmal der „große Gott“ (baro devla) unter den Menschen und sprach: „Ich habe euch verboten Stöcke zu tragen und ihr habt es doch gethan! Bis jetzt habt ihr ohne Mühe und Arbeit gelebt, von nun an könnt ihr euch mit Stöcken schlagen, aber ihr müßt in Not und Elend leben und mühselig arbeiten, um leben zu können!“ ... Die ungarischen Zigeuner nennen den Stock neben kopal und kopalori daher auch oft „Teufelswerkzeug“ (bengeskro sersamo). In einem uniederten Liede meiner Sammlung heißt es:

Bengeskro sersameha marelas	Mit dem Teufelswerkzeug schlug
Andasoste çoçayipe	Für so manchen Lug und Trug
Bute romn romnake;	Seine Frau so mancher Mann;
Megisb, megisb the janel;	Doch was hilft's! wo ist nur kein,
Save romni beif romes	Jede Frau, der Mann schlägt,
Tavel mindig te benges!	Und den Teufel selbst belügt!

Einen in vielfacher Beziehung höchst interessanten Stock besitzt die Zeltzigeunerfippe Gariè in Südungarn, den der Großvater des jetzigen Vorstandes verfertigt hat und von dem wir in Fig. 6 eine genaue Abbildung geben.

Der eigentliche Stock ist dreikantig und hat einen ungefähr $1/_2$ cm dicken und 3 cm hohen Aufsatz, der oben mit einem Messingring versehen ist, welcher den Griff des Stockes bildet. Wie aus Fig 6 ersichtlich ist, ja ist der Aufsatz zu beiden Seiten geschnitzt und zeigt Stirn, Nase, Mund und Kinn zweier Frauenköpfe, deren übriger Teil auf die Holzplatte auf beiden Seiten eingebrannt ist. Zwischen und unter beiden Frauenköpfen befindet sich je eine Schlange; beide Köpfe sind durch eine Schnur von Fröschen miteinander gleichsam verbunden. Was nun die beiden Frauenköpfe anbelangt, so sollen beide die Königin des Kelchatzi (Elbsfeen), die Ana, darstellen, welche nach zigeunerischem Volksglauben die neuen Krankheitsdämonen zur Welt gebracht hat. Die Kelchatzi wohnen hoch oben im Gebirge, wo sie je zu dreien auf einem Felsen sitzen und ihr meilenlanges Haar weit hinab in die Thäler flattern lassen, wodurch der Nebel entsteht. Ihre Königin, die Ana, wohnt in einem schwarzen Palaste und durchstreift gar oft die Welt in der Gestalt eines Frosches. Die Frösche, Kröten und Schlangen sind ihre Lieblingstiere. Ihren Namen Ana hat sie daher, daß, wenn sie jemandem in ihrer natürlichen Gestalt begegnet, demselben zuruft: „Ana!“ (zig. = bring'). Wer die Bedeutung dieses Zurufes versteht, bringt der Kelchatzi-Königin sogleich einen Frosch, eine

Digitized by Google

Kröte oder eine Schlange oder auch nur im Notfall ein Insekt, und wird dann von der Ana reichlich belohnt; wer ihr aber auf diesen Zuruf hin nichts bringt, der wird von ihr mit einem Felsstück zerschmettert oder im besten Falle wird er von schwerer Krankheit heimgesucht.

Dieser Stab, der — wie gesagt — dreikantig ist und also drei Seiten hat, enthält in der Mitte auf der einen Seite das Wort: Sastyar (Hilf), auf der andern: Amenge (uns) und auf der dritten Seite das Wort: Ana (Ana). Die Worte sind mit einem spitzen Instrument, etwa einer erhitzten Nadel, eingebrannt und zwar von einer sehr ungeschickten Hand, denn die Schrift läßt sich kaum entziffern. Diesen Stock verfertigte der Großvater der genannten südungarischen Zeltzigeunerfippe (gakkiya), als ihm zu Anfang dieses Jahrhunderts sechs Kinder im Laufe einer Woche an der Cholera starben. Er hatte nur noch ein Söhnlein und um dieses vom Tode zu retten, schnitzte er diesen Stock, gleichsam als Versöhnungsopfer für die Teschalyi-Königin Ana, die Mutter der Krankheitsdämonen. Das Söhnlein blieb am Leben, wuchs und gedieh; seit der Zeit gilt dieser Stab in der

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 9.

Familie für ein Abwehrmittel von Krankheiten und wird jedem Familienmitgliede im Krankheitsfalle zu Häupten in den Erdboden eingesteckt.

Außer Stöcken, Pfeifenrohren und dergleichen mehr verfertigen die ungarischen, namentlich die südungarischen Zeltzigeuner auch Spielwaaren; primitiv geschnitzte Tiere, Puppen, Karren und dergleichen, mit welchen Sachen sie hausierend das Land durchstreifen.

Die nordungarischen und siebenbürgischen Wandzigeuner beschäftigen sich weniger oder besser gesagt, höchst selten mit der Verfertigung von dergleichen Sachen, indessen schnitzen die nordungarischen Zeltzigeuner reißende Tiere, die sie ihren ansässigen Stammgenossen verkaufen. Diese Tiere gelten für ein Opfer für die reißenden Tiere, deren Anzahl in den Nordkarpathen eine große ist. Die geschnitzten Abbildungen oder Darstellungen heißen dapen (etwa: Gabe), und werden von den ansässigen nordungarischen Zigeunern beim ersten Schneefall in ein Gebüsch geworfen, im Glauben, dadurch sich und etwa auch ihren Viehstand vor den betreffenden reißenden Tieren, deren Gebilde sie eben in den Busch geworfen, geschützt zu haben. Hier haben wir zu bemerken, daß diese „Gaben“ stets Tiere weiblichen Geschlechtes mit stets auffallend hervortretenden Saugwarzen und Geschlechtsteilen sind. Warum keine Gebilde von männlichen Tieren

Digitized by Google

verfertigt werden, — darüber konnte mir kein Zigeuner Aufklärung geben. Es hieß stets: „Es ist so bei uns Brauch!“

Bei dem großen Vogelreichtum der Nordkarpatenabhänge beschäftigen sich die nordungarischen Wanderzigeuner im Herbste auch mit dem Fang von Drosseln, Krammetsvögeln u. dgl. m. Solche Vogelsteller pflegen dann im Herbste auch eine „Gabe“ zu schnitzen und sie ins Gebüsch zu werfen, um Glück beim Vogelfang zu haben.

Eine solche „Gabe“ eines Vogelstellers zeigt auf einem kleinen Gestell ein ausgehöltes, beckenartiges Holzstück, an dessen Rande roh geschnitzte Vögel (gewöhnlich vier) befestigt sind. Solche „Gaben“ werden von jedem zigeunerischen Vogelsteller — sobald er den Vogelfang beginnt — in ein Gesträuch geworfen, damit er „recht viele Vögel fange“.

Rohgeschnitzte Pferde- und Ochsenköpfe werden von den ungarischen Wanderzigeunern ebenfalls den anlässigen Stammgenossen verkauft, welche diese Gebilde am Christabend in Ermangelung eines wirklichen Pferde- oder Ochsenschädels in ihrer Hütte oder Stallung vergraben, damit das ganze Jahr hindurch „die Hexen sie nicht besuchen sollen“ (holyipa na

Fig. 10.

Fig. 11.

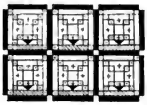


Fig. 12.

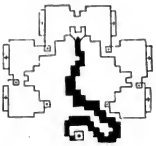


Fig. 13.

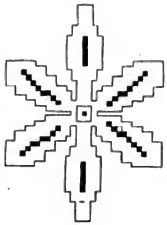


Fig. 14.

Fig. 15.

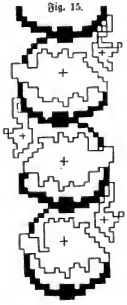


Fig. 16.

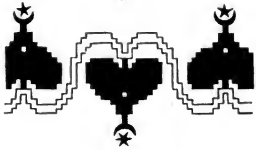


Fig. 17.

th'aven). — Wenn nun die Holzschnitzereien der ungarischen Zeltzigeuner auch keinen Anspruch auf einen höheren Kunstsinn, auf eine ausgebildete Kunstfertigkeit erheben können, so gilt dies in noch geringerem Maße von der Malerei. So wie sie auf Holz eingebrannten Figuren recht primitiv sind, so sind auch die mit Farben auf entbaarte, aber ungegerbte Tierfelle aufgetragenen Gestalten und Figuren recht primitiver Art.

Fig. 7 zeigt uns in verkleinertem Maße einen auf Hasenfell gemalten Krankheitsdämon (miseç = Böser); das Gesicht desselben ist mit hochroter Farbe gemalt; Augen, Augenbrauen, Nase und Mund durch schwarze Striche angegeben; die das Gesicht umgebenden „Stacheln“, womit eben der Dämon im Leibe des Menschen Schmerzen verursachte, sind mit ockergelber Farbe ausgemalt. Dies also bemalte Fell wird Kranken unter die Lagerstätte gelegt. Fig. 8 ist in natürlicher Größe ein Buchenholzstäbchen, auf dessen einer Seite der „oberste Teufel, der Teufelskönig“ (legha-reder lieng) abgemalt ist. Das Gesicht und die in der Zeichnung weißen Stellen des Leibes sind rot bemalt, die schwarzen Stellen aber mit einer erhitzten Nadel ins Holz eingebrannt. In der rechten Hand hält der Teufel eine „Kette“, in der linken eine dreizackige Gabel. Unter dem Haupte der Figur befindet sich ein Loch, durch welches ein

Digitized by Google

Lederriemen gezogen ist, womit man dies Täfelchen Irrsinnigen an den Leib zu binden pflegt, um den „Teufelshauch" (purdipen bengenkro) aus dem Körper des Geisteskranken zu treiben.

In den serbischen Gegenden Südungarns malen die ansässigen Zigeuner mit blauer Farbe solche Teufelsgestalten auf die äußere, gegen die Straße gekehrte Seite ihrer Hütten. Die Wand ist weiß übertüncht und unmittelbar über dem Erdboden bis zu einer Höhe von $^1/_2$ m ist ein Teil durch einen schwarzen Strich abgegrenzt; innerhalb dieses Striches befinden sich diese Teufelsgestalten. Im Herbste vorigen Jahres (1890) sah ich in Hadsag an der Fronseite einer Zigeunerhütte folgende Malerei, von der ich in Fig. 9 eine genaue, wenn auch verkleinerte Abbildung gebe.

Nach je einem Teufelsbild, folgt das Bild der Ana, der Kelchalni Königin, und ein Pferdekopf. Die einzelnen Gestalten sind durch die oben auch angedeuteten Striche voneinander abgetrennt. Nur die Konturen sind mit blauer Farbe ausgeführt. Diese Malerei, erklärte mir der Besitzer der Hütte, beschütze ihn, seine Familie und seinen Viehstand vor bösen Geistern und müsse jedes Jahr am Charfreitag erneuert werden....

Sowie die Handarbeiten der Zigeuner für den Volksforscher in vielfacher Beziehung von bedeutendem Werte sind, so stehen auch die Handarbeiten der ungarischen Zeltzigeunerinnen denen der Männer an Wert nicht nach, wenn auch dieselben in mancher Richtung primitiv zu nennen sind, so zeugen sie doch von Geschmack und Kunstsinn und können, trotz ihrer Fehler und Mängel, gar oft mit den feinen Handarbeiten der Salandame zu ihren Gunsten einen Vergleich aushalten.

Neben der Verfertigung von männlichen und weiblichen Kleidungsstücken, beschäftigen sich die Zeltzigeunerinnen Ungarns und Siebenbürgens auch mit dem Flechten von Schnüren aus Ziegenhaaren, Schafwolle, Lein oder Hanf, die sie den Bauern verkaufen, welche diese Schnüre auf ihre Beinkleider und Röcke als Zierrat nähen lassen. Auch in der Verfertigung dünner, weißer Schnüre besitzen die Zeltzigeunerinnen eine große Fertigkeit. Diese Schnüre, dem ungarischen Bauern unter dem Namen „Prém" bekannt, sind ein vom Landvolk sehr gesuchter Handelsartikel der Zeltzigeunerinnen in Ungarn und Siebenbürgen. Sie schlagen einen Stab in den Erdboden, befestigen am oberen Ende des Stabes die einzelnen Fäden, an deren Enden kleine Stäbchen (Klöppel) befestigt sind, und indem sie diese Stäbchen mit einer staunenswerten Geschicklichkeit hin und her werfen, verfertigen sie in kurzer Zeit, in zwei bis drei Stunden, 10 bis 15 m lange Schnüre.

Über die Erfindung der Nähkunst lautet eine unedierte Sage der südungarischen Wanderzigeuner in beinahe wörtlicher Übersetzung also:

„Vor vielen, vielen hundert Jahren waren die Menschen sehr glücklich. Sie gingen nackt herum, denn es war damals stets Sommer; es gab keine Kälte, keinen Schnee und Frost und keinen Wind. Selbst der Regen war stets warm. Als aber die Menschen den „großen Gott" (baro devla) beleidigt hatten, da kam Not und Elend über sie. Schnee und Frost, Kälte und Wind entstanden, und die armen nackten Menschen starben schaarenweise dahin, sowie die Mücken in großem Regen. Selbst die Teufel froren und kamen zu den Menschen, um sich Feuer zu holen. Aber die Menschen sprachen: „Wir geben euch kein Feuer, denn das hat uns der große Gott vom Himmel herabgeschickt!" Der Teufelsfolnig erwiderte: „Gebt uns nur einmal Feuer und dann werden wir schon sorgen, daß es uns nie erlischt. Wenn ihr uns Feuer gebt, so lehren wir euch zwei Künste, durch welche ihr euch vor der Kälte schützen könnt!" Und die Menschen willigten ein und gaben den Teufeln von ihrem Feuer. Da lehrten die Teufel die Menschen das Schmiedehandwerk und die Nähkunst. Nun verfertigten sich die Menschen Kleider, die sie vor der Kälte schützen. Weil aber die Nähkunst ein Teufelshandwerk ist, so wurden die Weiber mit der Zeit hoch und hochmütig und machen sich heute verzierte Kleider, damit sie auch den Teufeln gefallen sollen...."

Unter den Näharbeiten der ungarischen und siebenbürgischen Zeltzigeunerinnen sind besonders die Stickereien auf einfache Leinwand hervorzuheben, mit denen sie ihre hanfschigen Hemdärmel und Schürzen zieren. Von der Achsel bis zum Handgelenk läuft ein solcher gestickter, eigentlich mit Walle ausgenähter Streifen den Hemdärmel entlang. Weil nun alle Zigeunerinnen Ungarns zu einzelnen Näharbeiten stets vielerlei Farben gebrauchen, so liegt die Vermutung wohl nahe, daß die Handarbeiten seit Jahrhunderten eine angeerbte Kunst der Zigeunerinnen bilden.

Im folgenden will ich einige dieser Stickarbeiten, wenn auch in verkleinerter Form, mit allen ihren Fehlern und Mängeln in genauer Abbildung geben. Das weitverbreitetste Muster für Stickerei auf Hemdärmel ist Fig. 10, das bei den ungarischen Wanderzigeunerinnen unter dem Namen „Haus" (ker) bekannt ist. Die schwarzen Streifen der Figur sind mit dunkelgrüner, die weißen Stellen mit hochroter Walle, die kleinen Quadrate mit gelber Walle oder mit Gold- und Silberfäden ausgenäht. Solche Streifen nähen sich nur ältere, verheiratete Zigeunerinnen in die Hemdärmel, während erwachsene, heiratsfähige Mädchen Fig. 11 gebrauchen, die unter dem Namen „biribari" (emm: Allerlei) bekannt ist. Die schwarzen Streifen sind mit dunkelgrüner, die mit + bezeichneten Stellen mit hochroter und die mit ⩘ versehenen Streifen mit gelber Walle oder mit Gold- oder Silberfäden ausgenäht. Auf die mit einem Punkt (·) bezeichneten, winzig kleinen Quadrate werden glänzende Glasperlen genäht, gewöhnlich sogenannte Goldperlen, wenn nämlich zu den erwähnten (⩘) Streifen Silberfäden gebraucht werden; dagegen Silberperlen, wenn Goldfäden verwendet wurden. Die unbezeichneten, weißen Stellen bleiben unbenäht.

Auf den unteren Rand der Schürzen nähen sich ältere Frauen das Muster von Fig. 12, das „Schlange" (sap) heißt. Die mit + bezeichneten Stellen werden mit hochroter, die weißen Stellen mit gelber Walle ausgenäht und in die mit einem Punkt versehenen kleinen Quadrate glänzende Perlen angeheftet. In der Mitte befindet sich eine Schlange, deren Leib mit grüner Walle ausgenäht ist, und das Auge ist durch eine glänzende Perle angedeutet.

Das Muster von Fig. 13, „Stern" (cerhan) genannt, wenden die Maide bei Stickereien, sowohl auf Hemdärmel, als auch auf Schürzen an, ja selbst aus Schaffellen verfertigte, kurze, an den Leib anschließende Frauenpelze werden bisweilen mit solcher Stickerei versehen. Die weißen Stellen sind mit grüner oder gelber, die schwarzen Streifen darin mit hochroter Walle ausgenäht; das Quadrat in der Mitte bleibt weiß, das heißt wird nicht ausgenäht und enthält gewöhnlich eine Perle.

Neben diesen Stickereien auf Hemdärmel und Schürzen, tragen in manchen Gegenden Ungarns, besonders in serbischen Gegenden, die Zeltzigeunerinnen reich bestickte Gürtel. Fig. 14, „Kreuz" oder „Glück" (kruco, bacț) genannt — das Kreuz ist nämlich das Zeichen des Glückes —, ist das genaue Abbild einer Stickerei auf einem Gürtel, den schwangere Weiber um den Leib geschlungen zu tragen pflegen. Die schwarzen Kreuze sind mit grüner, die mit + bezeichneten Flächen mit roter und die weißen Stellen mit gelber Walle ausgenäht. An diesen Gürtel werden auch einige Bärenklauen und Kinderzähne oder auch nur Hasenpfoten angehängt sind, damit das betreffende Weib ein gesundes, starkes und flinkes, lebhaftes

Digitized by Google

Kind zur Welt bringe. Zu bemerken ist, daß die Leibgürtel der ungarischen und siebenbürgischen Zigeunerinnen gewöhnlich aus einem $1^1/_2$ bis 2 m langem, grobem Leinwandstreifen bestehen, selten aus weich gegerbtem Kalbsleder. Die Breite eines solchen Gürtels ist gewöhnlich $^1/_4$ m.

Fig. 15. „Burg“ (varos) genannt, wird auch auf Gürtel genäht. Die schwarzen Streifen sind mit hochroter Wolle, die mit einem + versehenen Flächen aber mit Goldfäden ausgenäht, in den mit einem Punkt (·) bezeichneten kleinen Quadraten ist eine Glasperle, gewöhnlich von grüner oder blauer Farbe, eingenäht. Gürtel mit solcher Stickerei, die sich ganz nett ausnimmt, kommen gar selten vor, und nur die Töchter der Wojwoden können sich solchen Luxus gönnen, nachdem die Goldfäden „gar teuer sind“ (may kuces hin), wie sich eine Zigeunerin ausdrückte.

Die sogenannten „Zauberfrauen“ (sovalyi) der Zeltzigeuner, auch „gute Frauen“ (laci romäi) genannt, die als Heilkünstlerinnen bei ihren Stammgenossen in großem Rufe stehen, besitzen Leinwandbeutel, die mit Stechapfelsamen gefüllt sind, welchem Samen im zigeunerischen Volksglauben eine geheime Zauberkraft zugeschrieben wird. Diese Beutel, mit denen die Zauberfrau den Körper des betreffenden Kranken bei ihrem ersten Besuch einreibt, um sich gleichsam in magischen Rapport mit dem Krankheitsdämon (misec = Böse) zu setzen, den sie eben aus dem Leibe des Leidenden zu vertreiben hat — diese Beutel sind auch mit Stickereien und zwar mit Streifen der Länge nach (von oben nach unten gehend) versehen. Fig. 16 zeigt die Abbildung einer solchen Stickerei. Diese Form wird auch (s. Fig. 12) „Schlange“ (sap) genannt, und soll eben Schlangen darstellen, deren Kopf (in der Figur schwarz) mit grüner, der Leib mit hochroter Wolle ausgenäht ist. Die Augen der Schlangenköpfe sind mit Silberfäden ausgenäht; der Halbmond, den die Schlange im Maule hält und der Stern aber auch gelber Wolle.

Fig. 17 ist die Abbildung einer Stickerei — der „Turm“ (toronis) genannt — gleichfalls auf einen Beutel aufgetragen, welchen die „Zauberfrau“ vor das Lager der Mutter und des neugeborenen Kindes in der Nacht zu legen pflegt, in welches die Urmen (Schicksalsgöttinnen), die eben nur von der Zauberfrau gesehen werden — erscheinen, um das zukünftige Schicksal des Kindes zu bestimmen. Die schwarzen Stellen sind mit grüner, die weißen mit roter Wolle und die mit einem Punkt (·) bezeichneten Flächen mit Silberfäden ausgenäht. In diese Beutel steckt die Mutter nach der Nacht, wo die Urmen ihr Kind besucht haben sollen, ein Gebäckstück für die „Zauberfrau“, die in dieser Nacht allein im Zelte oder in der Erdhöhle der betreffenden Frau verweilen darf und Zauberformeln herumtarmurmeln muß.

Aus obigem ersehen wir, daß, was die Farben der Stickereien anbelangt, so die grüne und rote Farbe vorherrscht, nebenbei die gelbe. Braun, schwarz, grau, blau u. s. w. wird nirgends angewendet. Sind nun die Handarbeiten der ungarischen Zeltzigeuner in mancher Beziehung recht primitiv, so kann man doch, schon bieser Arbeiten wegen, ihnen nicht allen Sinn für das Kunsthandwerk absprechen.

Jüdische Volksmärchen.

Von B. W. Segel. Lemberg.

I.

Ich habe diese Märchen aus dem Gedächtnis aufgeschrieben, insoweit ich mich derselben aus den Erzählungen meiner Mutter und meiner Schulkameraden, und der Zeit meiner Kindheit erinnern konnte. Aber den größeren Teil meiner Sammlung habe ich in der Weise gewonnen, daß ich mich mit Personen aus den verschiedensten Schichten der jüdischen Bevölkerung in Verbindung setzte, und mir von ihnen ihre Geschichten erzählen ließ. Ich wandte mich aber durchweg nur an solche Personen, bei denen ich den Mangel jedes andern Einflusses, als den der rein jüdischen Kultursphäre, voraussetzen genügenden Grund hatte; so besonders: „Melamdim“, Bibel- und Talmudlehrer, die kein Wort einer modernen Sprache verstehen, „Behelfer“, Ammen, Dienstmädchen, Zuhörende, Handwerker und wandernde Bettler. Nicht minder aber setzte ich mich mit Leuten einer höheren Bildungsstufe in Verbindung. Man darf aber dieses Wort durchaus nicht im modernen Sinne nehmen. Denn die „höhere Bildung“ dieser Leute besteht nur in einer ausgedehnteren Kenntnis des Talmud und der jüdischen Theologie, seltener der Kabala. Volkslieder besitzt nicht nur die Jugend dieser Schichten, auch ältere Frauen singen zuweilen gern, seltener ältere Männer. Eine lokale Gruppierung der jüdischen Märchen und Sagen, ist durchaus unstatthaft; ich habe sehr häufig eine und dieselbe Geschichte von Personen aus den verschiedensten Gegenden Galiziens und Rußlands gehört; freilich mit ganz unbedeutenden Variationen; eine Erscheinung, die bei dem regen Verkehr unter den Juden, die überwiegend vom Handel leben, bei der gemeinsamen Grundlage ihrer Kultur und ihrem gleichartigen Lose, nicht überraschen darf.

Einen großen Anstoß zur Bildung und Verbreitung der jüdischen Volksmärchen gab der, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Polen und Litauen unter den Juden auftretende Chasidismus. Diese mystifizierende Richtung des jüdischen Volksglaubens regte die Phantasie der Massen lebhaft an, und deren Häupter, die sogenannte „Zadikim“, wörtlich Gerechte, welche zugleich die Erneurer der „Kabbalah m'assith“ (praktische Kabbalah) wurden und viele Wunder thaten, wurden der Mittelpunkt ganzer Sagenkreise. Diese Wunder nun, wie sie einerseits für deren Hervorbringer die Quelle ganz beträchtlicher Einnahmen wurden, bildeten andrerseits einen sehr reichen Sagenstoff, welcher bei den Zusammenkünften der Anhänger, „Chassidim“ (Frommen) ausgesponnen wurde. Die Chasidim pilgern aus den weitesten Gegenden zu ihrem jeweiligen Zaddik, und bringen die „gesehenen“ oder vernommenen Wunderthaten nach allen Richtungen der Windrose. Diese und ähnliche Märchen und Sagen werden nun von den Juden bei gemütlichen Zusammenkünften, wie Hochzeiten, Beschneidungen, „Wachnächten“, das heißt die Nacht vor der Beschneidung, wo Männer zusammenkommen und bei der Wöchnerin „Wache“ halten, erzählt. Es fehlt auch nicht an zahlreichen Schnurren, Possen und anderu Produkten des Volkshumors, der da zum besten gegeben wird.

Aus meiner zahlreichen Sammlung, die vorläufig noch ungeordnet ist, und sich täglich vermehrt, greife ich die folgenden fünf Märchen heraus. Ich glaube damit ein bisläng fast ganz unbetretenes Gebiet zu eröffnen.

1. König David.

Es war in Krakau. Eines Abends versammelten sich die Juden auf offenem Platze, um den Neumond zu be-

Digitized by Google

grüßten [1]), und dabei riefen sie, wie es vorgeschrieben, dreimal: „David, König von Israël, lebe auf ewig!“ — Da ging der Kaiser vorüber, und hörte dieses Gebet. Er ließ sofort die Gemeindevorsteher zu sich rufen und erklärte ihnen: „Wenn Ihr mir beweisen könnet, daß Euer König David noch lebe, ist es gut; sonst aber laß ich Euch alle tödten“. Die Gemeindevorsteher baten um eine Frist von drei Monaten, welche ihnen gewährt wurde. In der Gemeinde herrschte große Trauer und Verzweiflung. Die Rabbinen verordneten Fastage und Gebete; man besuchte die Gräber der Verstorbenen [2]). Gesandte wurden nach allen Städten und Gemeinden der Welt ausgeschickt, man befragte alle großen Rabbinen um Rat, wie man sich aus dieser Klemme helfen könnte. Aber niemand konnte einen Rat ausfindig machen. Auf dem Rückwege hörten die verzweifelten Gesandten, daß in einem entlegenen kleinen Städtchen ein steinalter Greis lebe, ein zusammengeschrumpftes Männlein, das man in einer Wiege schaukle, weil er vor Alter sich nicht mehr bewegen könne. Aus Neugierde fuhren die Gesandten dorthin. Wie sie zu dem Greise kamen, fragte er sie, woher sie kämen. Darauf erzählten sie ihm alles. Das alte Männlein aber sagte: „Ich habe gehört erzählen von meinem Urgroßvater, es gebe in einem wilden Walde, nicht weit von hier, einen ausgedehnten Baum, und in diesem Baume liege ein goldener Schlüssel; dem Schlüssel gegenüber befinde sich eine Thür und der sie öffne, gelange durch diese Thür zu dem König David“. Die Gesandten gingen in den Wald. Sie gingen drei Tage Wald aus Wald ein, und kamen endlich zu dem bezeichneten Baume. Alles traf richtig zu, wie es der Greis erzählte. Sie fanden den Schlüssel, öffneten damit die Thüre, und kamen in ein Zimmer von lauter Gold. Dort saßen sie eine weitere Thür, und über derselben stand geschrieben, daß man durch dieselbe nur kommen kann, wenn man zuvor ganz Thillim (die Psalmen) gesagt hat. Und wie sie Thillim gesagt hatten, that sich vor ihnen die zweite Thür auf, und sie kamen in ein weiteres Gemach, welches noch viel prächtiger war als das erste. Dort bemerkten sie eine Thür, über welcher geschrieben stand, daß man durch dieselbe nur kommen kann, wenn man zuvor dreimal ganz Thillim gesagt hat. Die Leute setzten sich nieder und sagten ganz Thillim dreimal. Darauf öffnete sich die Thür, und sie traten in einen Saal dessen Glanz ihre Augen blendete. Aber da bemerkten sie eine weitere Thür, über welcher geschrieben stand, daß man sie nicht eher passieren kann, als bis man siebenmal ganz Thillim gesagt hat. Die Gesandten begannen das Vorgeschriebene zu thun. Das erste Mal ging es gut von Statten, aber als sie das zweite Mal die Psalmen zu sagen begannen, mußten sie aus Müdigkeit und Schläfe unterbrechen, und blieben schier ohnmächtig sitzen. Trinnen aber erbarmte man sich ihrer, und ein Mann mit grauen Locken und langem weißem Bart öffnete die Thür. Wie die Thür geöffnet wurde, blieben sie erstarrt, ein so großes und starkes Licht strömte ihnen von innen entgegen. Sie erblickten König David mit der Krone auf seinem Throne sitzend; in der einen Hand hielt er das Thillim'l (Psalmenbuch), in der andern die Harfe. Der alte Mann aber, welcher ihnen geöffnet hatte, sagte zu ihnen: „Geht heim; es wird schon alles gut werden“. Nach einigen Tagen hörte man in der Stadt erzählen, daß dem Kaiser in der Nacht König David erschienen sei. Er habe über ihm einen Riemen geschwungen, und zu ihm gesagt: „Du wolltest nicht glauben, daß ich lebe, nun, so mußt Du es fühlen. Und damit Du es nicht für einen Traum hältst, lasse ich Dir drei Zeichen am Leibe zurück. Und Du sollst die Aeltesten rufen lassen, und ihnen erklären, daß Du sie fortan in Ruhe lässest.“ — So geschah es, er rief die Juden und sagte ihnen, „daß sie ruhig schlafen können“.

[1]) Der Neumond wird durch besondere Gebete und Hymnen begrüßt.

[2]) In besonders wichtigen Fällen werden die Gräber der Verstorbenen besucht, und es wird an denselben gebetet.

A. Fourneaus Reise vom Ogowe zum Campo.

Nicht ohne eigene Schuld haben die Franzosen in dem Gebiete zwischen dem Kongo und dem Tchadsee neuerdings zwei größere Expeditionen verloren, auf deren Gelingen die weitgehendsten Hoffnungen gesetzt waren. Der noch jugendliche Forscher Paul Crampel ist, wie bereits im Globus gemeldet, auf dem Wege von Bangui in das unbekannte Innere nebst mehreren seiner Begleiter ums Leben gebracht. Gewissermaßen parallel mit dem Verunglücken sollte sich A. Fourneau am Sangha hinauf nach dem Sudan bewegen; aber auch er ist, schon hart am Ziele, in 7° nördl. Br. einem Angriffe der Eingeborenen zum Opfer gefallen, wie ausführlich auch bereits im „Globus“ (oben S. 267) auseinandergesetzt wurde.

Derselbe Fourneau hat kürzlich einen Bericht [1]) über seine Reise vom Ogowe zum Campo veröffentlicht, eine Reise, die noch insofern beachtenswert ist, als auch sie ein Parallelunternehmen darstellt, und zwar zu Paul Crampels etwas früherer Tour von Lastourville durch das Land der Batolos und Pahuins bis zur Coriscobai.

Gerade einen Monat nach Crampels glücklicher Rückkehr brach Fourneau im Mai 1889 von Libreville in Gabun nach Achuka auf, einem Posten im Okandalande und am linken Ufer des Ogowe gelegen. Die Anwerbung der Begleitmannschaften verursachte, wie gewöhnlich, viel Zeitverlust, so daß Fourneau erst im August mit einer bunt gemischten Karawane von Pahuins, Bangowos, Schalks, Ahumas, Balalos und Okandas den Ogowe überschreiten konnte. Sein Plan war, der Wasserscheide zwischen dem Iwindo und Ikoni, die durchweg nach Norden streicht, zu folgen. Beide Flüsse fallen nicht weit voneinander in das rechte Ufer des Ogowe, nur ist der Iwindo ansehnlicher als sein Nachbar, der jedoch trotz seines kürzeren Laufes eine große kommerzielle Bedeutung zu haben scheint. Alle Waren, die von N'Djole und Lambarene ins Innere gehen und umgekehrt, folgen dem Ikoni und seinen Tributären. — Bereits am 6. August, zwei Märsche vom Ogowe entfernt, betrat Fourneau den Urwald und sollte ihn nicht früher als kurz vor der Mündung des Campo wieder verlassen. Der 9. August brachte die Expedition zu einem Jägerlager am Feniasflusse. Allerwärts zeigten sich Wildgruben in Gestalt senkrechter Löcher von $2^1/_2$ bis 4 m Tiefe, oft mit spitzen Pfählen am Grunde. Den Tag über liegen die Männer mit Hund und Flinte der Jagd ob, während die Frauen in den fischreichen Waldbächen nach Beute haschen oder abends, nach Heimkunft der Männer, das Räuchern des Fleisches betreiben.

[1]) Bergt. Bulletin de la Société de Géographie de Paris 1891, p. 190—215 mit einer Übersichtskizze, der Itinerarsarte und zwei Profilen.

Digitized by Google

Von den Pahuins oder Beschki-Fans entwirft Fourneau ein abschreckendes Bild; sie sind rohe, lästige Gesellen, Fetischdiener der niedrigsten Sorte, dabei der Anthropophagie ergeben, was sie selbst keineswegs läugnen. Jeder Verwerbe, jede Industrie ist ihnen fremd; ein paar Blätter machen ihre ganze Bekleidung aus, wenn sie es nicht vorziehen, völlig nackt zu erscheinen. Natürlich ist Bielweiberei, merkwürdigerweise aber nicht die Sklaverei, an der Tagesordnung. Die Männer sind allgemein mit Flinten bewaffnet und tragen diese Schußwaffe auch jederzeit bei sich, da sie in ihrem status naturalis, ubi homo homini lupus, nicht ohne Grund in jedem andern Menschen einen Feind erblicken. Sie greifen einen Gegner oder einen Fremden niemals offen, sondern stets aus dem Hinterhalte an. Kein Versprechen wird gehalten; man kann sich bei ihnen auf nichts verlassen. Ihr ganzes Thun und Trachten geht dahin, durch die Jagd oder durch den Verkauf von Elfenbein und Kautschuk möglichst viele Weiber zu erwerben. Nur mit Mühe konnte Fourneau den Häuptling Bekalé in Suamejong zum Abschluß eines Vertrages bewegen, da der zukünftige Unterthan der Republik trotz eines langen Palavers gar nicht begriff, um was es sich eigentlich handle.

Am 13. August wanderte die Expedition über Asombe, N'Tjo-Abiane und Fobondjo auf ziemlich ansteigendem Gelände nach dem bedeutenden Dorfe Matene, das bereits 1100 m Seehöhe aufweist. Von dort ging es tagelang durch einen dichten, in trübes Halbdunkel gehüllten Urwald, wo die Gummilianne in erstaunlicher Menge wuchs, durch die Orte Kalesale und Hombare zum Berge Tembo (1200 m), von dem der Temboni gen Norden zum Muni eilt. Die Quellader stürzt in einer Reihe herrlicher Kaskaden den Abhang hinunter; das Gestein ist durchweg granitisch, selbst der Urwald ist erfüllt von einer Legion zerstreuter Granitblöcke. Im September stellten sich die ersteren Stärkeren Regen ein; die Flüsse, besonders der Temboni, stiegen und setzten die Ufergegion auf breite Strecken unter Wasser, so daß sich Fourneau zu einer schnellen Schwenkung nach Westen entschließen mußte. Am 14. erreichte man eine Stelle, wo sich der Temboni in eine Menge von Kanälen mit Klippen und Inseln dazwischen auflöst, ein buntes Gewirr, dessen Passage erhebliche Mühen verursachte. Drei Tage später standen die Reisenden am Kome, der sich von Norden her in den Temboni ergießt, und zwar rastete Fourneau am demselben Platze, den wenige Monate vorher Paul Crampel zur Lagerstatt erwählt hatte. Ohne Fährlichkeiten ward der Fluß überschritten, man betrat nun ein noch immer bergiges, aber gut bebautes Land. Bald kam auch der Lope (oder Loppe) in Sicht, ein fernerer Tributär des Temboni, und am letzten September der stattliche und wasserreiche M'Wila. Der Grund zeigte sich ungemein zerrissen, voll von Spalten und ish auftragenden Wänden und Felsen, über die in schäumenden Stürze ein Heer von Bächen und Flüssen zur Tiefe rastet.

Am 3. Oktober tauchte der letzte rechtsseitige Nebenarm des Temboni, der Mehum, vor den Wanderern auf; bei seiner Mündung, etliche Märsche südwärts, hat sich die Hauptader schon nach Südwesten gekehrt und behält diese Richtung von nun an längere Zeit bei. Der Name Temboni ändert sich bald in Itambouni, um später im Aktuarium dem bekannteren Titel Muni Platz zu machen. Den Rio Benito [1]) faßt A. Fourneau trotz andrer gegenteiliger Ansichten als einfachen Küstenfluß auf, und man wird zugeben, das ihm hierin die Erfahrungen Léon Guirauds mindestens nicht widersprechen [2]).

[1]) Über die Mündung ꝛc. dieses Flusses vergl. Annalen der Hydrographie 1884, S. 494.

[2]) Vergl. Petermanns geogr. Mitteilg. 1885, S. 227.

Das gesamte Operationsfeld des Reisenden hat übrigens lange Zeit ein Streitobjekt zwischen Deutschland, Spanien und Frankreich gebildet, und eben deshalb ist es auch, allerdings mehr im Bereich der Küste, des öfteren von politischen Expeditionen durchzogen worden. Der unvergeßliche Nachtigal hat hier gearbeitet und später noch Hugo Zöller [1]); von den spanischen Forschern sind vor andern Iradier, Montes de Oca und Dr. Osorio zu erwähnen, deren umfängliches Reisewerk eine Fülle geographischer, wie historischer Daten über das Ufersland vom Muni bis zum Campo enthält [2]). Letzteren Fluß haben die Spanier am weitesten verfolgt, bis 12° östl. L. von Greenwich, ohne jedoch seinen Ursprung zu entdecken. Diesen fand Fourneau als nicht fern von dem großen Dorfe Ebiamejon belegen, in einem zerrissenen, granitischen Hochlande, dessen Abhänge der Fluß in einer fortgesetzten Kette von Stürzen und Schnellen überwinden muß. — Der Marsch zog sich an dem allein passierbaren rechten Ufer entlang, an den Quellen des Bisterfall River vorbei, der bei Klein-Batanga auf deutschen Boden mündet, bis hinab zum französischen Posten am unteren Campo. — In 67 Tagen hatte die Expedition über 1000 km ohne Verlust an Menschenleben und ohne Gefechte mit den Eingebornen zurückgelegt; viel neues war erbracht, namentlich in bezug auf die Hydrographie der durchschrittenen Länder. Die geognostische Zusammensetzung des Bodens, durchweg granitisch oder basaltisch mit vereinzelten Kalkinseln, entspricht den früheren Vorstellungen [3]), ebenso die Tier- und Pflanzenwelt mit ihren Urwaldtieren und menschenähnlichen Affen. Bei den Eingebornen überrascht die erhebliche Zahl von Albinos beider Geschlechter, wie nicht minder die schreckliche Verbreitung des Aussatzes. „La lèpre cancéreuse règne aussi dans toute son horreur: nous avons vu des sujets atteints, êtres vivantes en complète putréfaction."

H. Seidel.

[1]) Mitteilungen der Deutsch-Afrikanischen Gesellschaft, Bd. IV, S. 409 ff.

[2]) Petermanns Mitteilungen 1888, S. 285 und a. a. O.

[3]) Die geologische Karte von Südafrika von Dr. O. Lenz Petermanns Mitteilungen 1882, Tal. I bezeichnet allerdings diese Region als Gneisgebiet und läßt den Granit erst ergebirgt tiefer binnenwärts auftreten.

Zur Hydrographie des Karstes.

Von Franz Kraus.

Färbungsversuche des Retawassers. Die Stadt Triest hat die Feistritz-Quellen käuflich zu dem Zwecke erworben, um dieses vortreffliche Trinkwasser nach der Stadt zu leiten. Infolge dieses Ankaufes entstand ein Wasserstreit zwischen der Gemeindevertretung und den Besitzern des Aurefina-Schöpfwerkes, weil letztere behaupteten, es werde ihnen das auf unterirdischem Wege zufließende Wasser, auf welches sie ein Recht besitzen, entzogen. Man entschloß sich daher die Identität des Wassers durch einen Färbungsversuch zu erproben. Das aus den Quellen zusammenfließende Wasser bildet den Feistritz- oder Reka-Fluß (slavisch: Bistrica). Nächst Ober-Urem verliert sich jedoch ein Teil des Flußwassers in Spalten, und diese Menge soll nach der Meinung der Ingenieure der mitbeteiligten Südbahngesellschaft den Aurefina-Quellen zufließen. Es wurde daher gegen die Ableitung dieses Wassers Verwahrung eingelegt, und die Gemeindevertretung von Triest schritt hierauf die Färbungsversuche mit 22 kg Fluorescein vor, welche Menge aber von der Regierung auf 10 kg herabgemindert wurde. Der Versuch fand am 12. Juni 1891 um $8^1/_2$ Uhr abends statt. Es wurden die 10 kg Farbstoff mit 6 kg Alpnatron auf-

Digitized by Google

gelöst und, mit Wasser verdünnt, in den Fluß geschüttet, der sofort eine stark grüne Färbung annahm. Vom nächsten Morgen um 6 Uhr an, bis am Abend desselben Tages um 6 Uhr, also durch 12 Stunden, beobachteten Kommissionen das Wasser in der Lindnerhöhle bei Trebich, an den Auresina-Quellen, und an jenen des Timave, ohne auch nur die mindeste Färbung nachweisen zu können.

An diesen mißlungenen Versuch knüpft der bekannte Höhlenforscher Müller aus Triest Betrachtungen in den Mitteilungen des Alpenvereins. Vor allem hält er die verwendete Menge für zu gering in Anbetracht der gewaltigen Wassermenge, welche in den sexartigen Windungen im unterirdischen Flußlaufe angenommen sind. Auch die Beobachtung selbst dürfte nicht ganz entsprechend ausgeführt worden sein, weshalb das Ergebnis als ein zweifelhaftes betrachtet werden muß, welches die Frage in keiner Weise zur Entscheidung bringt. Belangreich sind die gemachten Wahrnehmungen über das Fortschreiten der Färbung im Flußlaufe, worüber leider nur einzelne karge Daten veröffentlicht wurden. Leider hat die Kommission das Fortschreiten der Färbung im 6,7 km langen oberirdischen Flußlaufe nicht beobachten lassen. Das vom Alpenverein entsendete Mitglied zeigte jedoch, daß sich der See in der großen Doline von St. Canzian erst um $6^3/_4$ Uhr morgens färbte, und daß die Färbung den zweiten Wasserfall im nahen Rudolfsdome nicht vor 8 Uhr erreichte, also volle 12 Stunden für einen Weg brauchte, der etwa $^1/_5$ des Weges bis zu den Timave-Quellen beträgt. Nach dem Programme hätte die Beobachtung an den drei Stationen nur durch 12 Stunden erfolgen sollen. Infolge des telegraphisch angezeigten langsamen Vorschreitens, entschloß man sich aber, noch an zwei weiteren Tagen die Beobachtungen fortzusetzen. Ob dies fortwährend oder nur während der Tageszeit geschah, ist aus dem Berichte nicht zu ersehen. Dagegen hatte die Società alpina della Giulie in aufopferungsvoller Weise in der von ihr gepachteten Lindnerhöhle durch eine ganze Woche einen ununterbrochenen Dienst freiwillig errichtet, ohne eine Färbung feststellen zu können.

Die Färbungsversuche dürften auf Grund der gewonnenen Erfahrungen nunmehr wiederholt werden müssen, und es wird dann möglich werden, Schlüsse zu ziehen, die verläßlicher sind als jene, die aus dieser Probe sich ergeben. Aber auch jetzt schon ist es sehr wahrscheinlich geworden, daß mindestens der Wasserlauf in der Lindnerhöhle bei Trebich von der Reka unabhängig ist, wie es wiederholt betont, aber niemals geglaubt wurde, denn schon Lindner selbst hielt diesen Wasserlauf für einen Arm der Reka, und diese Ansicht ist auch heute noch maßgebend. Wie Hilfe geringer Räumungsarbeiten in der Lindnerhöhle ließe sich übrigens das dortige Wasserbecken leicht tiefer legen, wodurch ein Vordringen in die flußaufwärts gelegenen Räume möglich würde. Die Hydrographie des Karstes ist noch so unklar, daß jede Aufklärung erwünscht sein sollte. Kann man sich nicht zu Räumungsarbeiten in der Lindnerhöhle entschließen, so sollte wenigstens dort ein Färbungsversuch gemacht werden, der vielleicht eher einen Effekt an den Auresina-Quellen zeigen würde als jener des Rekawassers. Würde sich dadurch zeigen, daß die beiden Wässer identisch sind, so wären die erwähnten Räumungen jedenfalls nachträglich zu empfehlen, um das eigentliche Niederschlagsgebiet der Auresina-Quelle auffinden zu können.

Moderne Heiden im nördlichen Italien.

Nur wenig Leute wissen, wie außerordentlich der Aberglauben, einschließlich der Zauberei und des Hexenwesens, im nördlichen Italien verbreitet ist. Im ganzen übrigen Europa giebt es keine Gegend, in welcher alte Sitten und Überlieferungen sich in solchem Maße erhalten haben, als bei den Bauern in der bergigen Landschaft zwischen Forli und Ravenna. So urteilte C. G. Leland am 5. Oktober auf dem Internationalen Folklorekongreß und er führt dieses folgendermaßen weiter aus. Jene Gegend heißt die Romagna Toscana und die dort gerdete Sprache ist eine altertümliche Form des Bolognesischen. Es giebt dort Familien, in welchen Zauberei besonders kultiviert wird und in diesen findet man die Überlieferungen und die Namen alter Götter am getreuesten aufbewahrt. Man hält dort zehamal so viel vom Aberglauben als von der katholischen Religion. Befindet sich jemand in Not und Sorgen, so wendet er sich allerdings zuerst an die Heiligen, schließlich aber, und, wie er glaubt, mit mehr Erfolg, an Hexen und Geister. Die Grundlage des dortigen Kultus ist ein eigentümlicher Polytheismus, eine Verehrung der Folletti genannten Geister. Diese Geister tragen die nur wenig veränderten Namen etruskischer Götter oder der kleineren römischen Feldgötter. Da ist zuerst Tinia, der Folletto des Donners, Blitzes und Sturmes. Mit diesem Geist wird ein Tigna genanntes Kraut identifiziert; man benutzt es unter besonderen Zaubergesängen, um Tinia aus den Ernten, die er schädigt, herauszuholen. Belangreicher ist aber noch der toskanische Geist der Weinberge, Keller und des Weines. Dieses ist Faston, dessen Name nur wenig verändert ist aus Fastuus, dem altetruskischen Bacchus. Er wird als bezaubernd schön und gutmütige Possen spielend geschildert. Sammelt der Winzer seine Trauben, so kommt Faston unsichtbar und schüttet alles aus den Tragkörben aus; nimmt man dieses gemütlich hin, so bringt er das Zerstreute wieder an Ort und Stelle, wobei man sein lautes Gelächter hört. Zuweilen verliebt er sich und seine Bewerbungen sind immer von Erfolg. Da war ein Bauer, der eine sehr schöne Tochter hatte, und zu ihm kam Faston, als hübscher sterblicher Jüngling verkleidet, der nach dem Mädchen verlangte. Doch kurzer Hand wies man ihn ab. Was war die Folge? Drei Jahre lang trugen die Reben des Bauern keine Trauben und ging er in seinen Keller, so fand er eine Gesellschaft lustiger Teufelchen, aus deren Mund Feuer quoll und die folgendermaßen sangen: „Gieb Faston die Tochter dein oder du hast nie wieder Wein!“ Natürlich willigte er ein und das Mädchen verschwand, er aber hat nun Wein in Menge.

Als Gott der Kunstecke, Diebe, Boten und jetzt auch der Briefstauben gilt Teramo, das ist der altetruskische Turmus, der Stellvertreter Merkurs. Er hilft den Dieben; doch wollen diese Mord begehen, dann durchkreuzt er ihre Pläne. Maso oder Mas ist Mars, doch nicht der Kriegsgott, sondern sein etruskisches Prototyp, ein Naturgeist, Gott der Ernten und der Fruchtbarkeit. Zuletzt kommt Diana, die sich bis heutigen Tages in Italien als Königin der Hexen behauptet hat. Mittelalterliche italienische Schriftsteller geben übereinstimmend an, daß die italienischen Hexen nicht den Satan, sondern Diana und Herodias verehrten und die christliche Anschauung von der Hexerei, daß die Betreffenden einen Bund mit dem Teufel machten, war in Italien unbekannt. War die Hexe bei ihrer Arbeit und verlor dabei nur einen einzigen Tropfen Blut, so war alle ihre Macht dahin. In Florenz glaubt man, daß keine Hexe sterben kann, wenn sie nicht vorher ihre Zauberkraft abgeschüttet hat. Ohne daß es jemand merkt, kann die Hexenkraft auf ihn übergehen. Eine sterbende Hexe sagt z. B.: „Ich habe etwas zu vererben; willst Du es haben?“ Antwortet die Gefragte „ja“, so ist sie sofort in eine Hexe verwandelt und die andre kann sterben.

Von den 100 magischen Kurven, die der Hofarzt des Kaisers Honorius, Marcellus von Bordeaux, im vierten Jahrhundert unter alten Weibern und Bauern gesammelt hatte, konnte Leland noch die Hälfte als heute im Gebrauche nachweisen, ja

Digitized by Google

einige davon in noch vollkommenerer Gestalt, als Marcellus sie beschreibt. Bei all diesem Aberglauben findet man als durchlaufenden Faden, daß Unglück, Krankheit, Widerwärtigkeit verschiedenster Art durch Zauberei verursacht werde, und daß zur Heilung christliche Heilige oder heidnische Zauberer angerufen werden müssen, vorzüglich aber letztere. Beschwörungsformeln sind weit verbreitet und besonders belangreich sind die an den Tod gerichteten. Ist ein naher Verwandter schwer krank, so begiebt sich der ihm zunächst stehende zu einer Hexe, die er folgendermaßen anreden muß: Der Tod will meinen Freund mir nehmen, drum erkläre mir, was man thun oder was man sagen muß. Der Tod erscheint der Hexe nun im Traume und kündigt den Tag an, an dem der Kranke ihm angehören wird. Die Hexe nimmt an jenem Tage einen Kürbis, in den sie Augen und Nase macht und auf dem durch zwei Bohnenstehen die Hörner dargestellt sind. Nahe der Tod heran, so macht die Hexe das Zeichen der Hörner und wiederholt eine Anrufung.

Bücherschau.

J. Howard Gore, Geodesy. London. William Heinemann, 1891, IX, 218 S. 8°.

Das elegant ausgestattete Büchlein eines amerikanischen Gelehrten erscheint als der vierte Band von „Heinemann's Scientific Handbooks". Es ist, wie schon der geringe Umfang ersichtlich macht, nicht etwa ein Lehrbuch der Geodäsie in dem Sinne, in welchem man dieses Wort bei uns in Deutschland gewöhnlich gebraucht, sondern eine gedrängte Übersicht über die Bestimmungen zur schärferen Bestimmung der Erdgröße und Erdgestalt. Der Gang der Darstellung ist demgemäß der geschichtliche. Mit den abenteuerlichen Vorstellungen des Altertums und Mittelalters beginnend, deren Wesen er auch durch Zeichnung anschaulich zu machen sucht, erörtert der Verf., sodann die Erdmessungsmethoden der Griechen, Araber und der Geographen vor Snellius und geht dann zur Schilderung der Gradmessungen über, deren Anfangsstadien er sehr eingehend charakterisiert. Alle Grundmessungen werden registriert, mit besonderer Vorliebe natürlich die neueren amerikanischen, welche in einer Arbeit des Prof. Harkneß ihren vorläufigen Abschluß gefunden haben. Hiernach wäre die Erdabplattung $= \frac{1}{300,3}$ zu setzen, und auf den Meridianquadranten entfielen 10 001 816 m.

Als ein Mangel des Buches muß es freilich bezeichnet werden, daß es seinen Leser in dem Glauben läßt, die Gebe sei wirklich ganz genau ein Umdrehungsellipsoid. Die Lehre vom Geoid, die Anwendung der Potentialtheorie auf die höhere Geodäsie, das sind Dinge, von denen gar nicht die Rede ist, und damit steht es auch im Zusammenhange, daß von den so ungemein erfolgreichen Arbeiten der europäischen Gradmessungs-Kommission nur ganz vorübergehend Notiz genommen wird. Einem Schriftsteller der Alten Welt wäre eine solche Unterlassung freilich noch mehr zu verübeln, und ein solcher würde wohl schwerlich auch den folgenden Satz haben drucken lassen (S. 15): „Man weiß, daß die Chaldäer die ersten waren, welche die Größe des Erdumfanges zu ichätzen versuchten, allein man würde vergeblich die im Sanskrit, in der wissenschaftlichen Sprache Chaldäas geschriebenen Schriften nach einem Berichte über diese Schätzung, welcher vielmehr einzig bei Arabern und Griechen zu finden ist, durchsuchen". An diesem Satze ist leider kein einziges Wort richtig.

München. S. Günther.

Mercket, Fr., Jacob Henle, Ein deutsches Gelehrtenleben. Nach Aufzeichnungen und Erinnerungen erzählt. Mit einem Porträt in Holzschn. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn, 1891. 410 S.

Der Göttinger Atmann war zwar weder Geograph noch Ethnolog und auch seine anthropologischen Vorlesungen behandeln nicht die Anthropologie in dem Sinne, wie sie den Lesern des Globus geläufig ist. Trotzdem aber verdient das Buch eine einmonate Erwähnung an dieser Stelle, denn es schildert ein bedeutendes Menschenleben aus einer Kulturperiode, die, obschon kaum verflossen, schon der Vergangenheit angehört und die jüngere Generation fremdartig genug anmuten wird. Dabei ist es ungemein fesselnd geschrieben und kein Leser wird es bereuen, ihm ein paar Stunden gewidmet zu haben.

Kobell.

Aus allen Erdteilen.

— Über die künstliche Regenerzeugung des Generals Dyrenfurth in Texas durch Explosionen in hohen Luftschichten mittelst gaserfüllter Ballons, und die etwas verdächtig reklamehaft gefärbten Berichte von den Erfolgen dieser Experimente, bemerkt die „Science" (New York, 18. August): es sei eine schon von Plutarch aufgekommene Ansicht, daß die bei großen Schlachten häufig sich ereignenden Regengüsse mit diesen in Zusammenhang zu bringen seien. Edw. Powers habe für die Periode des Rebellionskrieges nachgewiesen, daß 158 Schlachtentage desselben zugleich auch Regentage gewesen seien. Doch beweise das für den angedeuteten Zusammenhang gar nichts, da Powers nicht auch angegeben habe, an welchen Schlachtentagen es nicht geregnet habe. In diesem Kriege haben aber nicht weniger als 2200 größere und kleinere Kämpfe stattgefunden. Zu gunsten der Auffassung, daß durch Lufterschütterung Regen erzeugt werde, spräche allerdings der Umstand, daß beim Bau der Central Pacific über die Sierra Nevada, wobei durch großartige Sprengungen gewaltige Lufterschütterungen erzeugt wurden, starke Regenströme in einer sonst so gut wie regenlosen Gegend niedergegangen seien. Zwei Versuche des Generals unter den bisher angestellten seien gar nicht beweisend, da sich für diese aus den Wetterkarten erkennen lasse, daß für Texas natürlicher Regen im Anzuge gewesen sei. — „Nature" (17. Sept. 1891) meint, es sei schon denkbar, daß durch Explosionen Regen herbeigeführt werden könne, insofern als durch diese ein Strom aufsteigender Luft erzeugt werde. Die warme Luft der tieferen Schichten könne aber für diese trocken sein, in höhere, kältere Regionen gelangt, aber Regen geben. Dringend wünschenswert sei es, daß die bisherigen vagen Angaben über den Zustand der Atmosphäre vor dem Experiment durch exakte ersetzt würden. Sr.

— Mit Dr. Jakob Eduard Polak, der im Alter von 71 Jahren am 8. Okt. 1891 zu Wien starb, ist einer der vorzüglichsten Kenner und Erforscher Persiens dahingegangen. Dr. Polak begab sich im Jahre 1851 nach Teheran, wo er eine Anstellung als Lehrer an der medizinischen Schule erhalten hatte und, nachdem er die Sprache vollständig bemeisterte, eine segensreiche Thätigkeit entfaltete. Er schrieb mehrere medizinische Leitfäden für seine Zöglinge in persischer Sprache und rückte trotz vielfacher gegen ihn gerichteten Ränke zum Leibarzt des Schahs vor, der ihm ein großes Vertrauen bewies. Polak besuchte einen sehr großen Teil Persiens und wurde während eines neunjährigen Aufenthaltes daselbst mit dem Lande und Volke genau vertraut. Im Jahre 1860 kehrte er nach Wien zurück und schrieb sein zweibändiges Werk „Persien, das Land und seine Bewohner" (Leipzig 1865), noch immer eine der besten und zuverlässigsten Quellen über die Perser, „deren Ruhm zwar in den Thaten der Vergangen-

Digitized by Google

heit liegt, die aber, noch nicht gealtert, berufen scheinen, in der Welt- und Kulturgeschichte der Zukunft eine nicht unwichtige Rolle zu spielen". Polak ist stets mit Persien und persischen Verhältnissen in enger Beziehung geblieben; er hat das Land auf besondere Einladung des Schahs nochmals besucht und alle jene, die später Persien besuchten, mit Rath und That unterstützt, wie er denn ein überaus gefälliger und dabei bescheidener Gelehrter war. Sowohl die Mittheilungen der Geographischen wie der Anthropologischen Gesellschaft in Wien enthalten wertvolle auf Persien und seine Alterthümer bezügliche Beiträge aus Polaks Feder.

— Die deutsche Grönlandexpedition unter Dr. von Drygalski (vergl. oben S. 15), welche als Vorbereitung für eine größere Expedition im nächsten Jahr unternommen wurde, ist am 18. September wieder in Kopenhagen gelandet und am 10. Oktober erstattete der Leiter darüber Bericht in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde. Am 3. Mai fuhren die Herren von Drygalski und Baschin (Meteorolog) von Kopenhagen ab und langten am 16. Juni in Jakobshavn in Westgrönland an, von wo sie den nach dem Ort benannten Gletscher, der durch die große Oscillation seines Randes bekannt ist, besuchten. In einem Umiak führen sie sodann nach Ritenbenk, das nahezu unterm 70. Grad nördlicher Breite auf einer Insel im Waigat-Fjord liegt, und von da um die Halbinsel Nugsuak herum in den Umanak-Fjord nach Umanak. Von dort, wenn von Jferaksk wurden Netzgnssvermessungsfahrten zum Festlande, und zwar zu dem Karajak-, Sermilik- und Jtivdliarfuk-Gletscher unternommen, welche Gelegenheit gaben, das Jnlandeis und die mit demselben in Zusammenhang stehenden Gletscher zu besichtigen, während ein Abstecher nach Kome auf Nugsuak das Beispiel eines kolalen, vom Binnenlandeis getrennten Gletschers bot. Der Karajak-Gletscher im Jnnern des gleichnamigen Fjords, der den innersten Winkel des Umanak-Fjords bildet, wurde für die Anlage der Beobachtungsstation in Aussicht genommen. Die Rückfahrt des Dampfers zwang die Reisenden, Umanak bereits am 29. Juli zu verlassen. Die Beobachtung der Gletscherbewegung ist am besten am Sermilikgletscher ausgeführt worden. Zu letzterem wurde am 7. Juli der Aufstieg über ein Plateau unternommen. Kein fließendes Wasser war zu sehen, nur Gießesen durch Wasserfälle miteinander verbunden. Von der Plateauhöhe aus war kein Zeichen der Bewegung zu verspüren. Am 13. Juli gelangte unser Reisender an den Gletscherrand. Hier führten ihn vorgenommene Messungen, für welche sechs Eisspitzen zu Haltpunkten genommen wurden, zu der Feststellung der Bewegung; er konnte in einzelnen Fällen eine Geschwindigkeit von 6 bis 7 m innerhalb 24 Stunden, bei der mittleren Eisspitze sogar die von 16 m beobachten. Durch das Verurohr gesehen, tritt die Bewegung mit ganz deutlicher Wahrnehmbarkeit hervor.

— Die ehemalige Verbindung zwischen Australien und Neuseeland. Wie neuere Entdeckungen in pottertiären Ablagerungen auf der Lord Howe-Jnsel auf eine ehemalige weitere Ausdehnung des australischen Kontinentes nach dieser Richtung schließen lassen, so sind die zu verschiedenen Zeiten gemachten Fossilfunde von Moa-artigen Tieren in Australien geeignet, die Vermutung von der ehemaligen Verbindung von Neuseeland und Australien nahe zu legen. Die ersten dieser Funde hierwon einer in Drift 50 m unter der Oberfläche) wurden von Owen einer neuen, zwischen Emu und Moa stehenden Gattung, Dromornis, zugewiesen. Vor einigen Jahren wurde abermals ein fossiler Vogelrest gefunden, welcher keine Übereinstimmung mit Casuar, Emu, Rhea oder Struthio zeigt, wohl aber vollständig dem Moa gleicht. Auffällig ist die Seltenheit dieser Überreste in Australien. Vielleicht erklärt sich dieselbe darnus, daß der Wohnort der Tiere hauptsächlich den von der Drift nicht erreichten Teilen des Kontinentes angehörte. Kr.

— Jndischer Ocean. Nach dem Berichte der indischen Meeresaufnahme für 1890 bis 1891 hat das Schiff „Investigator", Kapitän Hoskins, unter 9° 34′ nördl. Br. und 85° 43′ östl. Länge bei 1997 Faden die Grundproben gewonnen, welche bis jetzt die aus der größten Tiefe des Jndischen Ozeans erhaltenen sind. Wie der an Bord befindliche Naturforscher Alcock angiebt, traf man bei dieser Tiefe auf den Globigerinaschlamm und Stilchen Bimsstein. Gefunden wurden noch Kieselschwämme, Stacheln von Hyalonema, eine lachsfarbene Seeanemone mit roten Tentakeln, die brüsnartige Freyella benthophila, ein neuer Hyphalaster, ein Marsipaster, zwei Ophiuriden, drei Holothurien, eine große Amphipode, ein blinder Crangonid, drei großschwänzige Krebse, ein Scapellum, leere Anelidenröhren. („Nature".)

— Dr. Richard Nadwitz, Redakteur in Bochum, früher Oberlehrer in Nordhausen, bekannt durch seine Forschungen auf dem Gebiete thüringischer Volkskunde und Mythologie, starb am 18. September, 41 Jahr alt. Von seinen Arbeiten sind hier zu erwähnen: „Zur Volkskunde von Thüringen, insbesondere des Helmegaus", mit Karte, 1884 und im Verein mit R. Meyer „Der Helmegau" 1888. Beide in den Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle.

— Aberglauben in Rußland. Jn Samara kam vor einiger Zeit bei Gelegenheit eines gerichtlichen Prozesses ein merkwürdiger Aberglaube an das Tageslicht. Einige Kilometer von Samara wurde von den Wogen der Wolga ein Sarg mit einer weiblichen Leiche ans Ufer geworfen, am Halse der Leiche waren zwei Steine befestigt. Die Leiche wurde als die der Bäuerin Anna Baranowa erkannt, die, an den Folgen der Trunksucht erkrankt, gestorben war. Man ermittelte nun, daß vier Bauern des Dorfes Kuzmitsch (Kreis Stawropol, Gouvernement Saratow) auf Anordnung des Dorfältesten Barsenow den Sarg mit der Leiche ausgegraben und in die Wolga gelegt hatten. Es war damals im Frühjahr sehr trockenes Wetter und im Dorfe herrschte der Aberglaube, daß die Bestattung eines Säufers oder eines Gemordeten auf dem Dorfkirchhof die Ursache eines regenlosen Frühjahrs sei; die Bauern beschuldigten nun die Leiche der begrabenen Anna Baranowa, die Dürre des Frühjahrs verursacht zu haben. — Um diese Ursache zu beseitigen, holten vier Bauern den Sarg mit der Leiche aus dem Grabe und versenkten ihn in die Mitte des Stromes. Die angeklagten Bauern bekannten offen ihre That und die Veranlassung zu derselben. — Aus ihren Worten ging hervor, daß sie in ihrem Vorgehen nichts Tadelnswertes erblickten, im Gegenteil eine Heldenthat sahen und sie im Jnteresse des allgemeinen Wohls ausgeführt hatten, — sie hatten die drohende Folge der Trockenheit voraussegesehen und hofften durch ihr thätiges Eingreifen die Gefahr abzuwenden. — Die Verteidigung suchte nachzuweisen, daß die Angeklagten aus Unwissenheit so gehandelt hatten, in der sicheren Überzeugung, etwas Gutes zu thun, dennoch wurden die vier Bauern und ihr Ältester zu zwei bis vier Monat Gefängnishaft verurteilt. (Nowoje Wremä, 5494.)

— Eine Eisenbahn in Tongking von Phu-lang-Thuong nach Lang Son wurde am 21. Juni dem Verkehr übergeben.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27.

Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LX. Nr. 19.

Globus.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Zur Kenntnis der religiösen Anschauungen der Bataks.

Von C. M. Pleyte Wzn,

Konservator des ethnographischen Museums der Königl. Zoologischen Gesellschaft Natura artis magistra in Amsterdam.

I.

Obwohl über die Religion der Bataks auf Sumatra schon ziemlich viel geschrieben ist — wir nennen hier z. B. die treffliche Abhandlung von Prof. Dr. G. K. Niemann in Delft und die Stellen aus dem bekannten „Animisme" des vor kurzem in Leiden verstorbenen Prof. Dr. G. A. Wilken —, bleiben immer noch einige religiöse Anschauungen für eine mehr eingehende Besprechung übrig, die wir in den folgenden Zeilen liefern wollen.

Es sollen hier einige Gegenstände näher untersucht werden, welchen der Batak früher göttliche Verehrung gezollt hat, und einige andre, welche er sich noch heute als mit übernatürlicher Macht ausgerüstet denkt. Weil aber eine Beschreibung dieser nicht wohl möglich war, ohne einige seiner religiösen Anschauungen zu berühren, war es nötig, einzelne Hauptpunkte seiner Religion, insofern sie sich auf die zu besprechenden Gegenstände beziehen, mit in Betracht ziehen zu müssen. Hierdurch wurde unsre Abhandlung ein wenig ausführlicher, als wir beabsichtigt hatten, aber die Gegenstände, wovon die Rede sein wird, sind, wenigstens unsrer Meinung nach, von so großer Bedeutung für die Erklärung einiger religiöser Handlungen der Bataks, daß wir geglaubt, uns nicht auf eine einfache sachliche Beschreibung beschränken zu müssen, um so mehr nicht, weil die zu erwähnenden Gegenstände zum größten Teile Unica sind, welche nur im hiesigen Museum vorgefunden werden.

Die Gegenstände, die wir im weiteren Kreise bekannt zu machen und erklaren, sind:

I. Ein hölzernes Hühnerbild „Manuk-Manuk" aus Silindung.

II. Ein Kleid der Seele „Ulos ni tondi" von Pangaloan.

III. Einige Amulette „Pagar".

IV. Ein paar hölzerne Ahnenbilder „Debata idup".

V. Ein hölzernes Bild „Si Patulpak".

VI. Eine Zauberdolle „Mangayang-ayang".

VII. Eine Maske „Toping".

Diese sieben Gegenstände wurden unter andern Sachen vom Missionar Herrn van Asselt während seines Aufenthalts in den Batalländern gesammelt und später von Herrn Dr. jur. J. Sillem in Amsterdam, der sie von Herrn van Asselt gekauft, dem Ethnologischen Museum der Königlich Zoologischen Gesellschaft „Natura Artis Magistra" daselbst als Geschenk übergeben, wo sie bis jetzt eine Zierde der Bataker Sammlungen ausmachen.

I. Der Manuk-Manuk[1]), Fig. 1.

Nach Angabe von Herrn van Asselt wurde diesem Bilde von der Bevölkerung von Silindung längere Zeit als Hauptgott gehuldigt. Das Bild selber ist aus einer leichten, ziemlich weichen Holzart angefertigt. Kopf, Schwanz, Flügel und Beine sind lose am Rumpf befestigt, welcher massiv und mit einer Aushöhlung im Rücken versehen ist, die mittels einer Klappe verschlossen werden kann. In dieser Aushöhlung befindet sich der halb vertrocknete Kadaver eines Huhnes, das, nachdem ihm der Hals abgeschnitten und es verblutet war, in das hölzerne Bild verschlossen wurde, damit es seine Seele demselben überzeugen konnte. Das Abbild selbst stellt das Huhn in fliegender Stellung dar, wie aus der Haltung der ausgebreiteten Flügel hervorgeht. Letztere, wie das ganze Bild sind braunrot angestrichen, und mit schwarzen Linien und sonstigen Figuren, die wohl Federn andeuten sollen, mittelst eines groben Pinsels bemalt. Das Bild war mittels einer Schnur von Idjuk (Arengafasern) in der Wohnung des Radjas von Silindung aufgehängt. Hier hing es auch während der Zeit, daß Herr van Asselt die christliche Lehre in den Batalländern predigte. Zu Zeiten von Krieg, Hungersnot und Epidemieen, also lautet eine diesem Hühnerbildnis hinzugefügte Notiz, wurde der Manuk-Manuk zu Rate gezogen; auch wurden Reinigungseide vor dem Bilde geleistet. War z. B. jemand eines Verbrechens angeklagt, das beangen zu haben er leugnete, so wurde er vor das Bild geführt, welchem er zunächst ein

Digitized by Google

wenig Reis als Opfergabe darbringen mußte. Danach sprach er es an wie folgt: „Wenn ich schuldig bin, wessen ich angeklagt wurde, mögen meine Nachkommen von den Hühnern verzehrt worden, o Großvater Manuk-manuk! Wenn ich aber unschuldig bin, erbitte ich Euren Segen. Laßt mich durch Eure Macht reich werden und über meine Feinde herrschen." Warum die Batas das Hühnerbild verehrten, waren sie während Herrn von Afselts Aufenthalt unter ihnen sich nicht mehr bewußt. Er selber giebt denn auch keine nähere Auskunft darüber. Jedoch glauben wir dafür einen Grund gefunden zu haben, zum besseren Verständnis ist es aber nötig, zuerst auf die Schöpfungsgeschichte einzugehen, wie sie heutzutage unter den Batas von Silindung erzählt wird.

„Im Anbeginn", fängt diese Erzählung an," waren im Himmel ein Vater und eine Mutter. Der Vater hieß Umpang Guru Diatas, die Mutter Butara Diatas. Sie hatten drei Söhne: Tuan Banua Kolieng, dieser war der älteste, Tuan Samsah Hinei, dieser war der zweite, und Tuan Paduka Niadji, welcher der jüngste war. Eines Tages fragte der Vater seinen ältesten Sohn: „Was wünschest du?" Da antwortete er: „Ich wünsche Tawar" (die Heilung aller Krankheiten). Darauf fragte der Vater seinen zweiten Sohn: „Und was möchtest du haben?" Dieser erwiderte: „Puminakan boganding ton" (Büffelöl zu einem Zaubermittel, die Erhörung aller seiner Gebete, Unverwundbarkeit im Krieg). Schließlich fragte der Vater seinen Jüngsten nach seinem Begehr. Dieser bat um Rorgkabak kabak (die Macht, den Wind herbeizurufen).

Alle Wünsche wurden vom Vater gewährt. Nicht lange danach, fragte der Vater seinen ältesten Sohn wieder: „Wo willst du wohnen?" Die Antwort lautete: „Ich bin der älteste, also bleibe ich im Himmel." Nun fragte er den zweiten Sohn, wo er sich niederlassen wollte. Er wählte sich die Mitte, die Erde, um dort eine Stadt zu erbauen. Darauf hing der Vater seinen zweiten Sohn auf, damit er nicht herunterfallen konnte. Doch es kamen Winde aus dem Osten und dem Westen, so daß der Knabe heftig zu schwanken anfing. Dieser nahm darauf sein Öl, und rief seinen Vater zur Hilfe, welcher wehklagend ausrief: „Ach, mein Kind hat keine Stelle, um auszuruhen." Darauf ward er eine Handvoll Erde entlang dem Seile, an welchem der Knabe hing, die, unten angekommen, einen ganzen Topf füllte, so daß der Knabe sich darauf setzen konnte. Nun fragte der Vater seinen jüngsten Sohn: „Und du, wo willst du leben?" Dieser sagte: „Im Batang di toruh" (in der Unterwelt).

Kaum war dieser hier angelangt, als er, nach oben blickend, bemerkte, daß er seinen Vater nicht mehr sehen konnte, weil die Erde zwischen ihnen war. Er flehte deshalb seinen Vater an, die Erde zu zerstreuen. Die Winde wurden aufgeboten und zerstreuten die Erde.

Fig. 1. Manuk-Manuk.

Darüber weinte aber der zweite Sohn, so daß der Vater fragte: „Warum weinst du?" Und nach unten blickend sah er, daß die Erde verschwunden war. Jetzt sandte er wieder eine Hand voll Erde hinunter, welche alsbald eine Schüssel voll bildete. Nachdem sich dies siebenmal nacheinander wiederholt hatte, war die Erde so beschaffen, wie sie jetzt ist. Als nun der jüngste Sohn zum achten Male die Erde wieder zerstören wollte, wurde der zweite böse; er nahm ein Eisen und durchstach seinen Bruder mit soviel Kraft, daß es durch die Erde in die Unterwelt eindrang, so daß die Erde festsitzend. Darauf steckte er acht Querleisten durch den aufstehenden Stab, worauf er große Steine legte, die er mit Erde bedeckte (die verschiedenen Erdlagen) und als er damit fertig war, kamen Regen und Wind. Einige Zeit danach dachte er, ich will ein Haus erbauen, und er nannte es Selindung Buah. Zufällig kam auch ein Weib herbei, von wo sie kam, wußte er nicht, doch er machte sie zu seiner Frau.

Eines Tages, als er auf der Treppe seiner Wohnung saß, sich in der Sonne zu erwärmen, sah er, wie ein Huhn gestiegen kam und sich auf sein Haus niederseste. Seine Frau sah es auch; nahm eine eiserne Stange und schlug das Huhn tot. Dieses Huhn hieß Manuk Krebjan-Kridjan. Der Kopf des Huhnes wurde ein Götzenbild, der Schnabel eine Goldschmiedzange, der Kopf eine Goldwage, der Magen Gold und Silber (oben Gold, unten Silber), die Federn Bäume, Blätter und allerlei Pflanzen, der Schwanz Zuckerrohr, die Eingeweide Gewächse, weil das Huhn allerhand Futter gefressen hatte, seine Federn, die Flügel und Pfoten wurden heilsame Kräuter, das Fleisch Erde, das Blut Wasser. Damit war die Erde vollständig[1]".

Kehren wir jetzt zu unserm Hühnerbilde zurück. Im Zusammenhang mit der oben mitgeteilten Überlieferung scheint es uns, daß die Verehrung dieses Hühnerbildes nur als ein Überbleibsel der Verehrung des Manuk Krebjan Kridjan, der Erde, angesehen werden kann. Und dies wohl um so mehr, weil das Huhn, welches unter dem Namen Manuk Krebjan herangezogen kam, nach seinem Tode die Erde erst zur Erde machte. Erde, Wasser, Gold, Gewächse, kurz alles, was der Mensch zu seinem Unterhalt bedarf, wurde durch das Huhn geschaffen. Es entstand die bebaute Erde, mit Pflanzen und Gewächsen, mit nützlichen Mineralien und den Geräten zur Bearbeitung derselben. Die eben geschaffene Welt, öde und steinig, war plötzlich nach dem Tode des Huhnes zur menschlichen Ernährung tüchtig. Nach unserer aus der Sage abgeleiteten Ansicht ist der Manuk Krebjan-Kridjan nur eine Personifikation der Erde, die ehemalige Verehrung des Hühnerbildes, die Verehrung des Manuk Krebjan-Kridjan. Ziehen wir hierbei in Betracht, daß bei dem Bilde Reinigungseide

Digitized by Google

abgeleistet wurden, dann tritt dies noch um so deutlicher hervor. Wir wissen auch, daß es bei verschiedenen indonesischen Stämmen Sitte ist, bei einem feierlichen Eide die Erde anzurufen. Bei den Nebjangern und den Bewohnern der Lampongschen Distrikte, um uns auf Sumatra zu beschränken, wird noch heute bei der Erde geschworen. Sie wird zum Zeugen angerufen dadurch, daß sie ihre Hände darauf legen, daß der, welcher den Schwur leistet, nur die Wahrheit sagt[3]). Dasselbe geschah vor dem Manukhilde. Welchen Zweck, fragen wir also, konnte sonst das Schwören bei dem Mauk haben, wenn nicht dabei ursprünglich an eine Personifizierung der Erde gedacht wurde?

Um so mehr verdient diese Frage Aufmerksamkeit, weil, so weit unsre Kenntnis über die religiösen Anschauungen der Indonesier reicht, mehr und mehr deutlich wird, daß eine Verehrung der Erde beinahe bei allen Stämmen stattgefunden hat[4]).

II. Der Ulos-ni-tondi, Fig. 2.

Der zweite Gegenstand, über welchen wir einiges mitteilen möchten, ist ein länglich viereckiges, gestreiftes Seidentuch, am schmalen Rande abwechselnd mit roten, weißen und schwarzen Glasperlen benäht.

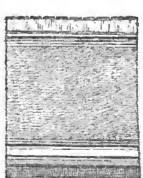


Fig. 2. Ulos-ni-tondi. „Kleid der Seele."

Die Bataks von Pangaloan, ein Stamm im Tobagebiet, haben diesem Kleide mehr als zwei Jahrhunderte lang göttliche Verehrung gezollt, weil es, ihrer Meinung nach, einer gar mächtigen Seele (tondi) zur Wohnung diente. Tondi, dies sei allererst bemerkt, ist der allgemeine Name für Seele, einerlei ob sie einem Menschen, einem Tiere, einer Pflanze oder einer Sache angehört. Der Begriff Tondi ist für alle Bataks derselbe; die Auffassung ihres Wesens läuft aber ein wenig auseinander.

Die menschliche Tondi, um hiermit zu beginnen, stellen die Bataks der nördlichen Teile des noch unabhängigen Gebietes wiefolgendermaßen vor. Dr. Hagen berichtet darüber folgendes: „Ich habe stets nur von drei Seelen gehört, von denen zwei beständig im Körper bleiben, während die dritte stets außerhalb des Körpers, aber trotzdem im innigsten Zusammenhange mit ihm verbleibt. Diese drei Seelen heißen: Tondi Siguliman oder Sipar Gongom, Tondi Siantahara und Tondi Sichorchor. Diese letztere ist die außerhalb des Körpers verweilende. Stirbt dieselbe, wo sie sich auch gerade befinden möge, so ist auch der Mensch noch in der nämlichen Stunde tot. Die zwei im Körper befindlichen Seelen werden frei, und steigen als Sumangot vom Niedergang der Sonne, vom Westen her, den Pfad empor zu Debatas Wohnung, wo sie ein paradiesisches Leben in ewigem Wohlergehen und Lustbarkeit genießen. Das ist das Leben des guten Menschen nach dem Tode. Ist der Mensch jedoch ein böser, und das Maß seiner Übelthaten gefüllt, so wird seine Tondi Sichorchor im Westen verbrannt, worauf auch der Mensch sofort tot niedersinkt. Die zwei andern Seelen können den Pfad, der zu Debata führt, nicht finden, sondern müssen ebenso wie die Seelen der Gemordeten und Gefallenen unstät auf Erden umherirren, fahren bald in den Körper reißender Tiere, bald in Baumstämme, bald in Felsen oder Wasser, sie führen ein sonstiges abscheuliches Dasein, niemandem zur Freude, allen zum Leid, da sie auch die Macht besitzen, den Menschen zu schaden. Die Seelen derjenigen, welche weder gut noch böse gelebt haben, wohnen auf Baumwipfeln ꝛc., aber nicht für immer und ewig, sondern nachdem Debata „siebenmal die Form, in welche die Seele gebannt, zerbrochen hat", können auch sie zu der ewigen Freude eingehen" [5]).

Die mehr südlich wohnenden Stämme, namentlich die, welche bei und im Stromgebiet der Pane- und Bilafflüsse ansässig sind, glauben an sieben Seelen, von denen eine ebenfalls im Himmel wohnt und den Namen Tondi si djungdjung führt. Von zweien konnte Herr Neumann, dessen Aufsatz diese Angabe entnommen ist, den Namen nicht erfahren, die andern dagegen heißen Tondi margomgom, Tondi andarali, Tondi palokpalok und Tondi anbaruhur. Diese sieben Seelen beherrschen den Menschen Wandel. Welchen Wirkungskreis jede besondere Seele zu erfüllen hat, weiß der Batak aber nicht. Sie glauben aber, wie ihre Brüder im Norden, an einen siebenfachen Tod. Weil auch bei ihnen die Vorstellung besteht, daß die Seele den Körper nach Belieben verlassen kann, sind sie immer darauf bedacht, bei Gelegenheiten, wobei man die Seele am meisten nötig hat, ihrem Entweichen zuvorzukommen. Bei Gastmahlen z. B. wird man die ganze Wohnung geschlossen finden, damit die Tondi gezwungen wird, an der Freude teilzunehmen und von allen Leckerbissen, welche aufgetragen werden, mitessen kann. Im Krankheitsfalle nimmt man Arzneien ein, damit die Tondi zu ihrer Genesung davon Gebrauch machen soll, ausgenommen, wenn man glaubt, daß sie den Körper verlassen hat. Ist dies der Fall, hat sie die Flucht ergriffen, was nur durch Einfluß von bösen Geistern der Fall sein kann, die sie verscheucht und ihre Stelle eingenommen haben, um den Menschen zu quälen, dann muß man bestrebt sein, diese mit allen Mitteln auszutreiben und die Tondi wieder zurückzurufen. Kommt sie aus eigenem Antriebe zurück, dann ist der Kranke bald wieder gesund, bleibt sie aber weg, dann muß er sterben[6]).

Das hier oben Ausgeführte gilt aber ausschließlich für die höher Stehenden, wie z. B. die Häuptlinge und Priester; das gemeine Volk weiß hiervon so gut wie nichts. Letzteres kennt nur eine Tondi, von der man glaubt, daß sie auf dem Haupte ihren Sitz habe[7]).

Alle Bataks aber, vornehme wie geringe, denken sich die Seele als eine Schutzfrau des Körpers. Bei gegenseitiger Berührung sagen sie u. a. „turkis do hamu, turkis do tondimu", d. h. „sei gesegnet und ich dabei, heil sei deiner Seele", während sie bei Verstuchungen einander zurufen: „tondimu alomu", „meine Seele sei Dein Feind"[8]).

Außer den Menschen erkannt, wie wir schon oben erwähnten, der Batak auch Tieren, Pflanzen und leblosen Gegenständen eine Seele zu. Unter den Tieren sind es besonders Tiger, Schlangen, Eidechsen ꝛc., welche als beseelt betrachtet werden, während unter den Pflanzen der Reis hier in Betracht kommt. Die Bataks von Sipirok z. B. opfern, sobald als der Reis in die Ähren zu schießen beginnt, der Tondi ni eme, der Seele des Reises, weil sie sonst fürchten müssen, leere Ähren zu ernten[9]).

Von dem Dogma endlich, das auch lebloseGegenstände eine Seele haben können, finden wir ein Beispiel in der Erzählung Si Djohana. Aus dieser geht hervor, daß ein Handwerker, ein Schmied, seine Werkzeuge und sein Eisen als Opfer spendet, damit seine Arbeit ohne Verzögerung verlaufen kann[10]). Ein andres Beispiel liefert die Verehrung der Ulos ni tondi. In Kriegszeiten oder wenn Epidemieen die Bevölkerung mit Untergang bedrohten, wurde es aus einem

Digitized by Google

Kasten, worin es aufbewahrt war, hervorgeholt und unter Darbringung von Opfern gebeten, den Krieg oder die Seuche abzuwenden. Das Opfer bestand aus Reis, manantí [11]).

[1]) v. d. Tuuf, Holl. Bataksch Woerdenboek, i. v. manuk.

[2]) Dr. Haan, Verslag eener reis in de Bataklanden. Verhandl. v. het. Bat. Gen. v. K. en W. Th. XXXVIII, S. 14 ff.

[3]) Wilken, Het Strafrecht by de Volken van het Maleische ras. S. 54.

[4]) Wilken, Het Animisme by de Volken van den Oost Indischen Archipel, Teil I, S. 149—158. Siehe auch unsere Notiz: Radja Teaël Indische Gids 1891.

[5]) Jagor, Beiträge zur Kenntniß der Battareligion. Tydschrift v. Ind. T. L. en Vk. Teil XXVIII, S. 514—515.

[6]) Neumann, Het Pane- en Bila-stroomgebied op het eiland Sumatra. Tydschrift v. het Kon. Ned. Aardrykskundig Genootschap, II. Serie, Th. III, Afrolling: Mehr ausgedehnte Aufsätze Nr. 2, S. 300 ff.

[7]) v. d. Tuul, Bataksch-Hollandsch Woerdenboek, i. v., tondi.

[8]) Neumann, o. c., S. 301; v. d. Tuut, o. c., i. v. tondi.

[9]) Neumann, Bydrage tot de Kennis van den Godsdienst der Bataks. Tydschrift v. Nederlandsch Indië, 1879, Teil I, S. 244.

[10]) Niemann, Mededeelingen omtrent de Literatuur der Bataks. Bydragen t. d. T. L. en Vk. van Ned. Indië, 3. volgreeks, Teil I, S. 118.

[11]) v. d. Tuuf, o. c., i. v. santi. Wilken, Het Animisme by de Volken van den Oost Indischen Archipel, Teil I, S. 33.

Die Ursachen der Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes.

Von Dr. A. Sauer.

Unter obigem Titel bringt das erste Heft des vierten Bandes, S. 1 bis 166, der Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde (herausgegeben von A. Kirchhoff) von Dr. F. Wahnschaffe eine recht vollständige zusammenfassende Darstellung über die Beziehungen der glazialen Ablagerungen der norddeutschen Tiefebene zur Oberflächengestaltung. Eine derartige Veröffentlichung von zuständiger Seite wird das größere geologische und geographische Publikum um so mehr mit Freude begrüßen können, als die in den letzten zwei Jahrzehnten schnell zu großer Entfaltung gelangte Diluvialgeologie sich schon so beträchtlich in Einzelheiten vertieft hat, daß es dem Fernstehenden nicht leicht wird, den Fortschritten dieses Teiles der Geologie zu folgen. Es dürfte darum auch den Lesern dieser Zeitschrift nicht unwillkommen sein, durch eine ausführlichere Besprechung das Wesentlichste des reichen Inhaltes obiger Abhandlung kennen zu lernen. Derselbe gliedert sich in folgende drei Hauptteile: a) Beziehungen zwischen dem Untergrunde des Quartär und der Oberfläche; b) Einfluß der Eiszeit auf die Oberflächengestaltung; c) Veränderungen der Oberfläche in der postglazialen Zeit.

Die nach Osten allmählich in das große russische Tiefland verlaufende norddeutsche Tiefebene, deren hinterindisch dreieckige Umrißformen durch die Streichrichtung der sie begrenzenden Mittelgebirge einerseits und durch den Verlauf der Küste andrerseits im wesentlichen bedingt ist, läßt sich etwa von Süd nach Nord in folgende Zonen zerlegen:

1. An den Rand der mitteldeutschen Gebirge schließt sich das subsudetische, sächsische und subhercynische Vorstufenland, ein wellig-hügliges Bergland und Hauptwerbreitungsgebiet des Löß.

2. Dann folgt durch eine mehr oder weniger breite, flache Senke getrennt, die Zone der südlichen Höhenrücken (die Trebnitzer Berge 311 m, Katzenberge, das Niederlausitzer Hügelland, der nach Süden steil abfallende, nach Norden sich allmählich verflachende Fläming, die Lüneburger Haide), ein durch die Thalzüge der nach Norden strömenden Gewässer vielfach durchschnittenes Gebiet, das durch reichliche Sandablagerungen ausgezeichnet ist, während Blocklehm als Oberflächenbildner sehr zurücktritt. (Die Sandablagerungen dieser Zone scheinen ganz allmählich in die Lößbildungen überzugehen, wenigstens im Bereiche Nordsachsens. D. Ref.)

3. Der mittlere Teil des norddeutschen Flachlandes, eine mannigfach zerschnittene Hochfläche darstellend, die von großen, breiten, in der Unterelbe sich vereinigenden, mit Thalsand, Moor und Schlick erfüllten Diluvialthälern durchzogen wird. Seen fehlen hier noch auf dem Plateau. Ganz allmählich steigt dieses nach Norden zu in:

4. den baltischen Höhenrücken an, jene charakteristische, auf der jütischen Halbinsel beginnende, parallel zur Küste umbiegende und in nordöstlicher Richtung durch Mecklenburg, die Uckermark, Pommern bis Danzig streichende Badewelle, welche hier im Turmberge mit 331 m ihren höchsten Punkt erreicht. In ihrem Bereiche waltet Geschiebemergel vor und ist der Reichtum an geschlossenen Einkentungen und Seen charakteristisch. Die preußische Seenplatte setzt etwas südlicher ein, besitzt aber dieselbe Streichrichtung.

5. Nach der Küste zu flache Sandebenen, Moorgebiete und horizontale Geschiebemergellandschaften, ähnlich gestaltetes Niederungsgebiet westlich der Aller: das Gebiet der unteren Weser, Hunte und Ems.

Vielfach und schon in sehr früher Zeit hat man die Oberflächengestaltung der norddeutschen Tiefebene, den Verlauf der Bodenerhebungen und Vertiefungen, die Richtung der Thäler u. s. w. mit den tektonischen Hauptlinien des die angrenzenden deutschen Mittelgebirge beherrschenden Aufbaues in Verbindung gebracht; besonders glaubte man folgende drei Richtungssysteme wesentlich beteiligt: das erzgebirgische (SSW bis NO), das herzynische (SO bis NW) und das rheinische (N bis S).

In manchen Fällen werden solcherlei Beziehungen wohl kaum geleugnet werden können, wenn man berücksichtigt, daß es E. Geinitz allein für Mecklenburg gelang, nicht weniger denn sieben SO bis NW streichende, nahe an die Oberfläche tretende Züge von Flötzgebirge festzustellen. Die auf Helgoland zu Tage tretenden Gebirgsglieder (Buntsandstein, Muschelkalk, Jura, Kreide) treffen in ihrer südöstlich verlängerten Streichrichtung genau auf die Muschelkalk- und Kreideschichten bei Lüneburg. In Ost- und Westpreußen ist Kreideformation 27 mal erbohrt worden. Bekannt ist die Muschelkalkklippe bei Rüdersdorf; die Tyasformation durchragt das Diluvium, ohne daß tektonische Beziehungen zwischen diesen Punkten sich auffinden ließen, bei Husum, Seegeberg.

Digitized by Google

Stade, Lüneburg, Sprenenberg. Die mutmaßlich großen Unebenheiten des älteren Gebirgsuntergrundes wurden jedenfalls beträchtlich durch die ſich auflagernden Schichten der Tertiärformation ausgeglichen, neue Niveaudifferenzen aber durch die vorwiegend in der jüngeren Tertiärzeit (Miozän) ſich energiſch kundgebenden Gebirgsſtörungen geſchaffen, die ſicher das Gebiet der norddeutſchen Tiefebene nicht unbeeinflußt gelaſſen haben, da dieſe Dislokationen ſich viel weiter

Rundhöcker aus Granit in der Spittelforſt bei Kamenz in Sachſen. Nach einer Photographie von Dr E. Weber.

erſtrecken, als man ſonſt glaubt und nach v. Könen z. B. ein Zug derartiger Störungen ſich kontinuierlich von Osnabrück über Koburg bis Linz verfolgen läßt.

Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß dieſe Bewegungen der Erdrinde bis in die Diluvialzeit ſich fortgeſetzt haben, wie z. B. aus Profilen an der Oſtſeeſteilküſte geſchloſſen werden muß,

Geröllzug von Neu Roſow bei Stettin. Nach einer Photographie von Dr. Lattermann.

wo Kreide und älteres Diluvium in ſehr deutlichen Verwerfungen aneinander grenzen. So ſieht auch A. Jentſch die Oberflächenformen Oſt- und Weſtpreußens im weſentlichen durch relativ jugendliche Gebirgsſtörungen bedingt. Doch muß, wie der Verfaſſer ſicher glaubt, der diluvialen Inlandeisbedeckung und deren Begleiterſcheinungen der bedeutendſte Einfluß auf die Oberflächengeſtaltung der norddeutſchen Tiefebene zugeſchrieben werden. Um die fremden Geſchiebe im ſogenannten Schwemmlande auf einheimiſchem Boden zu erklären, hielt L. v. Buch ein Herüberſchleudern der Blöcke

Digitized by Google

von skandinavischer Seite nicht für unmöglich, nahm Sefström eine gewaltige Rollstein-flut an und ließ Lyell die schwedischen Fremdlinge, auf Eisbergen verfrachtet, zu uns gelangen. Doch alle diese Anschauungen vermochten keine befriedigende Erklärung des Diluvialphänomens zu geben, erst der Inlandeistheorie gelang es, das Rätsel zu lösen. Nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft muß man annehmen, daß die in der Diluvialzeit die ganze norddeutsche Tiefebene und die angrenzenden Mittelgebirge noch bis in ihre Vorhöhen hinauf bedeckende Inlandeismasse eine große Mächtigkeit besessen haben muß, die in den nördlichen Teilen 1000 m erreicht, wenn nicht überschritten hat. Daß einer solchen auf nahezu horizontaler Unterlage fortschreitenden Eismasse soviel Bewegungsfähigkeit innewohnen konnte, um gelegentlich sogar bergan zu schieben, darf nicht mehr bezweifelt werden. Die Ursache war bereits vorhanden, als die gewaltige Eisdecke vorkroch, sie ausfüllte und überschritt. In vieler Hinsicht bietet Grönland, dessen ungeheure Landfläche gegenwärtig sicherlich bis zum 75 Grad nördl. Br. unter einer fast horizontal gelagerten Inlandeisdecke, begraben liegt, Analogien für die diluviale Vergletscherung. Zu den wichtigsten Zeugnissen dieser gewaltigen Gletscherinvasion gehören die charakteristischen Beurteilungen der damaligen Oberfläche: Glazialschrammen und -Schliffe auf anstehendem Fels, sowie Schichtenstörungen und Aufpressungen des Untergrundes. Abschleifungen von Felskuppen trifft man besonders häufig im südlichen Randgebiete, wo Felsklippen das Diluvium häufiger durchragen. Referent möchte hier ganz besonders darauf hinweisen, daß bereits im Jahre 1847 C. F. Naumann echte Glazialschliffe an den Porphyrkuppen der Hohburger Berge beobachtete [1]), 1875 entdeckte Torell solche an den Muschelkalkkuppen von Rüdersdorf. Letzere Beobachtung gab den bedeutungsvollen Anstoß, welcher dazu führte, die ehemalige Vergletscherung der skandinavischen Halbinsel sich über die ganze nördliche Tiefebene fortgesetzt zu denken. Glazialstreifen auf anstehendem Fels wurden im Bereiche der norddeutschen Tiefebene bisher beobachtet bei Osnabrück, Beyke (nordwestlich von Magdeburg), bei Magdeburg und Gommern, Rüdersdorf, Landsberg, Halle, Taucha, Borna, Bautzen (Kohlsturz Porphyr), Oschatz, Lützschena, Kamenz, Lommatzsch, Groß Schweidnitz, Streblen. Eine ausgeprägt glaziale Rundhöckerbildung zeichnet die Granitkuppen bei Kamenz aus. Umstehende Abbildung, nach einer von dem sächsischen Geologen Dr. E. Weber aufgenommenen Photographie hergestellt, läßt unschwer die charakteristische Form der roches moutonnées erkennen.

Weite Verbreitung besitzen Schichtenstauchungen im alten Gletscheruntergrunde; sie sind wohl verständlich, wenn man berücksichtigt, daß es nicht eine etwa mit unsern alpinen Gletschern vergleichbare, sondern Hunderte von Metern mächtige Eismasse war, die sich auf einem etwas ansteigenden, meist aus nachgiebigen Schichten bestehenden Untergrunde fortbewegte. So konnte z. B. eine tiefgreifende Aufpressung der Tertiärschichten in nach Süden umgelegte Falten im Grünberger Höhenzuge stattfinden, oder es konnten vollartige Aufstauchungen im Hintergrunde der mit Beginn der Eiszeit an der holsteinischen Küste schon vorhandenen Föhrden hervorgerufen werden, welche gegenwärtig die Eider zwingen, in die Nordsee zu münden. Das Produkt des diluvialen Einschubes ist die überaus bezeichnende, weit verbreitete, noch z. B. in Sachsen bis 20 m mächtige Grundmoräne, eine thonigsandige Trümmerablagerung, in welcher ohne Ordnung, nach Größe und Schwere das verschiedenste Gesteinsmaterial bei einander liegt; solches aus dem skandinavisch-baltischen Gebiete weitaus meist vor. Die größeren und kleineren Gesteinsbruchstücke (Geschiebe) sind fast immer gerundet, oft ausgezeichnet geschrammt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der diluvialen Inlandeismasse, ebenso wie gegenwärtig der grönländischen, eine sogenannte Oberflächenmoräne gefehlt hat. Die Frage, ob die diluviale Vereisung eine einmalige oder sich wiederholende war, muß gegenwärtig dahin beantwortet werden, daß die norddeutsche Tiefebene sicherlich der Schauplatz einer zweifachen Vereisung war, welche, wie die zwischen unterer und oberer Moräne liegenden Bildungen (Süßwasserschichten, Diatomenlager, Torflager, marine Schichten mit Cardium edule noch 82 km von der Ostseeküste landeinwärts) beweisen, durch eine längere Interglazialperiode getrennt war. Überdies fehlte es auch nicht an lokalen Oszillationen, die besonders am Südrande während der ersten Vergletscherung eintraten und sich in einer mehrfachen Wechsellagerung von Grundmoräne (Geschiebelehm) mit Flußschotter zu erkennen geben.

Der Einfluß der Ablagerungen des unteren Diluviums auf die Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes wird auch deshalb nicht so bedeutend, weil unmittelbar vor und nach dem unteren Geschiebemergel gleichzeitig geschichtete Bildungen abgelagert wurden, welche beide das ursprüngliche Relief veränderten und verhüllten. Über diesen Bildungen der ersten Vereisung, deren Oberflächenformen wieder durch die Fülle der Interglazialzeit vielfache Veränderungen erlitten, wurden die Ablagerungen der zweiten Vereisung ausgebreitet, die im mittleren und nördlichen Teile des norddeutschen Flachlandes unmittelbar die Oberflächenformen bedingen, während sie im Bereiche und südlich vom südlichen Höhenrücken, bis wohin die zweite Vergletscherung nicht reichte, fehlen. Der obere Geschiebemergel, die Grundmoräne der zweiten Vereisung, bildet ausgedehnte Flächen im östlichen Teile von Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Brandenburg, Pommern, Posen, Ost- und Westpreußen, scheint jedoch schon westlich der Elbe, wie Klockmann nachgewiesen hat, zu fehlen. Zwei verschiedene Oberflächenformen herrschen in ersterem Gebiete, ebene plateauartige Flächen, welche von nordöstlich gerichteten, wahrscheinlich durch diluviale Schmelzwässer hervorgerufenen Rinnen durchfurcht werden und vereinzelte oder zu Reihen angeordnete Pfuhle oder Sölle, die alten glazialen Strudellöchern, aufweisen (Gegend von Berlin, Posen—Gnesen—Jarotschin, Königsberg—Endtkuhnen, Küstengebiet von Vor- und Hinterpommern). Am südlichen Rande seines Gebietes geht der obere Geschiebemergel in Geschiebesand über; dieser überzieht öde, eintönige, wenig gegliederte Hochflächen (Lüneburger Haide und die südöstlich angrenzenden Gebiete der Altmark). Ob dieser Geschiebe führende Sand ein Auswaschungsprodukt des Geschiebelehmes durch Gletscherwässer darstellt, wie der Verfasser glaubt, oder ob er zum großen Teil als ein Auslaugungsrückstand dieses Geschiebelehmes zu betrachten ist, worauf die zahlreichen Kantengeschiebe im Sande hinweisen, wurde bisher anscheinend nicht näher geprüft. Die andre Art der Oberflächenbildung im jüngeren Geschiebemergel ist nach dem Verfasser im eigentlichsten Sinne als Grundmoränenlandschaft zu bezeichnen.

Auf geringe Entfernungen weist diese einen raschen Wechsel der Höhenunterschiede auf; zahllose Kuppchen und Bodenwellen wechseln schnell und in ganz unregelmäßiger Verteilung mit flachen Einsenkungen, die sich als meist mit Torf und Moor erfüllte rundliche Pfuhle und größere, mehr oder weniger unregelmäßig gestaltete Moore und Seen darstellen. Dieser inselige Charakter der Grundmoränenlandschaft ist vorwiegend dem baltischen Höhenrücken eigen; sie wurde noch dem Verfasser im großen und ganzen durch das vorrückende Inlandeis der letzten Glazialzeit ausgebildet, während sie

[1]) Hier, wie auch bei Halle, weisen die anstehenden Felsen neben Glazialstreifung auch Sandschliffe auf.

Digitized by Google

beim Rückzuge desselben, als ein Stillstand auf dem baltischen Höhenrücken eintrat und zur Bildung von Endmoränen Veranlassung gab, nur unwesentliche Veränderungen erlitt. Ganz besonders muß aber gerade auch in diesem Gebiete das Inlandeis, welches nach Ausbildung des Ostseebeckens gegen die Süd- und Westküste desselben heranflutete, infolge des Widerstandes, den die den Rand des Beckens bildenden älteren Schichten boten, eine zertrümmernde, abtragende und zusammenschiebende Wirkung ausgeübt haben. Auf Grund der geographischen Verteilung läßt sich ferner schwer die Vermutung unterdrücken, daß zwischen der Steinplatte und dem Ostseebecken Beziehungen vorhanden sind, welche sicher in der Eiszeit wurzeln. Eine weitere topographische Eigentümlichkeit im Bereiche des baltischen Landrückens sind weithin verfolgbare, in der Breite zwischen 100 bis 400 m schwankende Geschieberücken, dichte Anhäufungen von chaotisch aufeinander getürmten, mit Sand vermischten Geschieben, Aufragungen, welche bis zu 400 m über die Umgebung sich erheben und welche man gegenwärtig mit ziemlicher Sicherheit auf Endmoränen glaubt zurückführen zu können. Gut bekannt ist bereits die uckermärkische, von Eberswalde bis Fürstenwerder durchgehende Endmoräne. Das Vorland desselben stellt ein sandiges, von schmalen Wasserläufen und vertorften Rinnen durchgenetztes Terrain dar, welches seine Modellierung durch die dem Endmoränenrande entströmenden Schmelzwasser erhielt; von der Endmoräne einwärts gelangt man in die unruhige, vielgestaltige Landschaft der Grundmoräne. Endmoränen haben sicher noch eine größere Verbreitung, als man bisher übersehen kann; nachgewiesen wurden solche noch durch Berendt östlich von der Oder bei Schwiebus; eine große Entfaltung gewinnen sie nach Keilhack auf dem Höhenrücken Hinterpommerns, sie sind in Mecklenburg und Schleswig-Holstein gleichfalls vorhanden. Auch in Pommern bildet die der Endmoräne sich vorlagernde Hadelandlandschaft einen schroffen Gegensatz zur Moränenlandschaft. Ihre äußeren Erscheinungsformen auch der Entstehung nach, nicht aber in der inneren Struktur schließen sich den Endmoränen Bildungen an, die aus einzelnen oder in langer Linie angeordneten Hügeln, selbst aus langgezogenen Kämmen bestehen, in der Uckermark, Mecklenburg, Vorpommern und Ostpreußen verbreitet sind und als Durchragungszüge deswegen bezeichnet werden, weil sie vorwiegend aus fluvio-glazialen Ablagerungen bestehend beim Rückzuge oder während einer langen Periode des Stillstandes vor dem Gletscherende emporgepreßt wurden. Unsere weitere Abbildung auf S. 293 veranschaulicht nach einer Photographie von Lattermann einen derartigen endmoräne-artigen Durchragungszug.

Die diluviale Eisbedeckung hat naturgemäß auf die hydrographischen Verhältnisse einen sehr bestimmenden Einfluß aus. Schon längst wissen wir, daß der gegenwärtige Lauf der norddeutschen Hauptströme beträchtlich von der Richtung der diluvialen Stromthäler abweicht, doch erst in der Neuzeit war es möglich, diese Flußläufe im Detail zu verfolgen. Die Richtung der alten Urströme war hauptsächlich eine westliche bis nordwestliche; im Gebiete der Unterelbe fließen sie zusammen, um sich vereint in die Nordsee zu ergießen. Das nördlichste dieser Thäler, das alte Wechselthal, lenkte ab über Bromberg nach Küstrin, folgte Netze und Warthethal, der Finnowniederung nach der Elbe zu; das alte Oderthal ging die Bygara und Ner entlang, in das Warthethal, das Obrabruch zur heutigen Oder, von da durch die Spreeniederung über Berlin—Spandau—Nauen—Friesack und Ferbellin mit dem alten Weichselthale zusammentreffend. Ein südliches, altes Parallelthal, ist das Glogau—Barutherthal, welches bei Genthin in das alte Elbthal einmündet. Das letztere verläuft längs der schwarzen Elster bis Hoyerswerda, am Südrande des Fläming bis Aken, nordwestlich nach Magdeburg, zuletzt mehr nordöstlich. Die weitere westliche Fortsetzung des Urstromes führte wahrscheinlich die jetzige Ohre entlang, durch die Aller, zur Weser. Durch das System der großen diluvialen Hauptthäler hat das mittlere Gebiet des norddeutschen Flachlandes eine deutliche Gliederung erhalten. Die Thäler bildeten nach Berendt, der sich um Erforschung gerade dieser Erscheinungen sehr verdient gemacht hat, beim Rückzuge des Eises die großen Sammelrinnen, welche quer vor dem Eisrande entstanden und mit ihm sich allmählich nach Norden verlegten. Dadurch, daß die südlichen Hauptströme unter Benutzung toter nordsüdlicher Schmelzwasserrinnen nach dem parallelen, nördlich gelegenen Thale durchbrachen oder auch nur Versuche zu solchen Durchbrüchen machten, erhielten die zwischen den großen Thälern liegenden Diluvialhochflächen eine weitere sehr komplizierte Gliederung. Während das Eis auf den Hochflächen abschmolz und durch die Einwirkungen der Schmelzwässer die Geschiede führenden Sande als Rückstand der Moräne liegen blieben, sammelten sich die Wasser in den Rinnen und sonderten hier das mitgeführte Material, so daß man nach dem Plateau zu ansteigend immer gröber werdende Sedimente findet. Die ausgedehnten Thalsande, welche in völlig ebener und nur durch spätere Moorschüttungen unterbrochener Fläche die zum Teil $1^1/_2$ Meilen breiten Thäler erfüllen, geben denselben einen ganz besonders eintönigen Landschaftscharakter, so daß der Reisende, welcher das norddeutsche Flachland mit den Eisenbahnen durchquert, über die außerordentliche Einförmigkeit erstaunt ist. Der Grund hierfür liegt darin, daß die Hauptleisenbahnlinien die großen diluvialen Längsthäler und die sie verbindenden Durchbrüche benutzen. Gerade der Thalsand ist es, der so recht eigentümlich mit seinen geraden, tiefen Sandwegen in endlos scheinender Perspektive die Mark Brandenburg ihres Sandes halber in Verruf gebracht hat. Die große Friedrichstraße in Berlin verdankt ihre fast genau einen halbe Meile lange, vollkommen gerade und zugleich horizontale Linie in erster Reihe dem Thalsande, auf welchem sie in der Hauptsache erbaut ist.

Im Bereiche des an die norddeutsche Tiefebene angrenzenden Vorstufenlandes breitet sich der Löß aus, welcher hauptsächlich im südlichen und südwestlichen Randgebiete am besten bekannt ist, den fruchtbarsten Kulturboden liefert, und so auch die Fruchtbarkeit der gelegneten Magdeburger Börde bedingt, hier aber offenbar nicht ganz typisch entwickelt ist, da ihm die sonst in jedem typischen Lößgebiete häufigen Lößschnecken fehlen. Verfasser hält den Löß der Magdeburger Börde und damit auch den Löß im ganzen Bereiche der norddeutschen Tiefebene für fluviatil. Die Gegengründe des Referenten, welche für die äolische Entstehung des Löß sprechen, werden vom Verfasser nur fragmentar mitgeteilt. Auf einer unrichtigen Beobachtung beruht auch die Angabe, daß die den Hauptbestandteil des Löß ausmachenden Quarzkörnchen eckigscharfkantig seien. Sie sind in allen mitteldeutschen Lössen den Bördelöß eingerechnet, die Referent zu untersuchen Gelegenheit hatte, deutlich kantengerundet.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß Gebiete alter Vergletscherung reich an Seen sind. In der norddeutschen Tiefebene sind diese auch vorhanden, doch nicht überall; dicht gedrängt liegen sie nur auf dem baltischen Höhenrücken bei einander, westlich der Elbe fehlen sie überhaupt gänzlich. Über ihre Entstehung ist man sehr verschiedener Ansicht; Berendt hält sie für Teile von Schmelzwasserrinnen, Klockmann unterscheidet für Mecklenburg Falten- und Erosionsseen (also Rinnenseen), Jentzsch erinnert an die mächtigen untergazialen, von Ranfen bedeutenden Ströme und glaubt, daß auch diese Ursache der Seenbildung gewesen sein können, endlich denkt sich Geinitz viele Seen durch die Thätigkeit der herabstürzenden Schmelzwässer ausgekolkt. Verfasser dagegen

Digitized by Google

hält die Mehrzahl der Seen für einfache Wasseransammlungen im Bereiche der an flachen Einsenkungen reichen, mit schwer durchlässigem Untergrunde versehenen Grundmoränenlandschaft. Dafür sprechen Ergebnisse von Lothungen wie auch das ungestörte Herabgehen des oberen Geschiebemergels von der Höhe bis in das Niveau des Sees. Bei Joachimsthal finden wir eine seltene Art echter Staufeen, die durch die festgepackte Endmoräne erzeugt sind.

Eine kurze Besprechung der noch in die Gegenwart hereinreichenden Bildungen der alluvialen Schichtablätze, der Torfmoore, und jugendlichen Tünen bildet den Schluß der Arbeit.

Jüdische Volksmärchen.

Von B. W. Segel. Lemberg.

II.

2. Der Adler.

Es woren einmal zwei Freunde, die besuchten zusammen das Cheder[1]). Der eine, Abraham, lernte sehr gut, der andre aber, Yswel, der Hebamme Sohn, wollte gor nichts lernen. Aber was Elias, der Prophet, ihn im stillen Walde lehrte, davon wußte niemand, denn er war ein Baal-Haschem[2]), nur sollte er erst im 32. Lebensjahre weltbekannt werden. Dem Abraham begann man schon Partieen vorzuschlagen[3]), er heiratete; und sein Cheder-Genosse Yswel war indessen verschwunden. Wie aber das 32. Jahr erfüllt wurde, da wurde er berühmt, und die ganze Welt begann zu ihm zu wallfahren, und sein Name war heilig. Abraham hatte keine Kinder; wie sein Weib von dem berühmten Gottesmann vernahm, bat sie ihren Mann, er solle zu ihm fahren, und seine Fürsprache bei Gott erbitten, daß er ihr einen Sohn schenke. Der Mann that ihr zu lieb, fuhr dorthin, und als er ankam, erkannten sich die gewesenen Kollegen. — „Yswel, was machst du Gutes?“ „Was hört man?“ — Der Baal-Haschem antwortete: „Du wirst gewiß bei mir Sabbat halten“ (den Sonntag über bleiben). Jener sagte: „Nein, ich muß auf Sonntag nach Hause fahren.“ Er war aber ein sehr heiliger Mann, und er that ein Wunder, daß jener über Sonntag bleiben mußte. Der Heilige hat wegen der Anwesenheit des Gastes, sich anderst betragen als sonst; er betete, benschte[4]) und ging zu Bette, ganz wie gewöhnliche Menschen. Abraham sah, daß der große Baal-Haschem ganz den gemeinen Leuten gleiche, er verlor deshalb das Vertrauen zu seiner Wunderkraft, und trug ihm die Bitte gar nicht vor. Wie er noch Hause kam, fragte ihn seine Frau, was der Heilige geantwortet habe. „Gott wird schon helfen!“ war seine Antwort — sagte Abraham. Die Frau merkte jedoch, daß er ihr sehr kalt antwortete, sie drang deshalb in ihren Mann, daß er noch einmal hinfahre. Er mußte ihr willfahren, und so fuhr er nochmals zum Heiligen. Jetzt trug er schon dem Heiligen seine Bitte vor; dieser antwortete: „Einen Sohn wirst Du bekommen, aber zur Strafe für Dein Mißtrauen an Gottes Wundermacht wird Dein Sohn keinen Sinag (Ehehälfte[5]) haben. Abraham reiste nach Hause und erzählte es seiner Frau. Diese frente sich sehr und sagte: „Was soll ich mich jetzt bekümmern, was nach 20 Jahren geschehen wird! Ich bin froh, daß ich einen Sohn haben werde.“ Der Segen ging auch bald in Erfüllung. Des Abrahams Weib hatte, sobald ein Jahr vorüber war, einen Sohn. Dieser Sohn wuchs heran, und mit ihm wuchsen seine Vorzüge und Kenntnisse. Kurz, er konnte 70 Sprachen und allerlei Weisheiten. Wenn man ihm von einer Partie sprach, wollte er gar nicht darauf hören. Einmal kam ein Onkel dorthin und sagte ihm, er sollte mit ihm fahren; denn er war ein Kaufmann, und wollte ihn in eine große Stadt mitnehmen. Der Junge reiste mit, und sein Vater gab ihm mehrere Fuhren Getreide, damit er sie in jener großen Stadt, unter dem Auge des Onkels verkaufe; denn er sagte, es ist schon Zeit, daß du auch irgend ein Geschäft lernst, um später dein Auskommen zu haben. Wie sie in die Stadt kamen, verkaufte der Onkel seine Ware, und sagte zum Neffen: „Verkaufe auch Du Deine Ware, und dann wollen wir heimfahren.“ Dieser aber sagte: „Ihr könnt, lieber Onkel, glücklich reisen, ich werde noch hier bleiben, denn wann werde ich zum zweitenmal Gelegenheit haben eine so große und schöne Stadt zu sehen?“ Der Onkel reiste also heim, und der Junge blieb in der Stadt. Einmal stand er am offenen Fenster und sah einen Packenträger (Blöcherhausierer) vorüberziehen, den fragte er: „Wie viel könnt Ihr die Woche verdienen?“ „Zwei Gulden, und wenn Gott hilft auch drei Gulden“, sagte der Packenträger. Der Junge sagte: „Ich gebe Euch drei Gulden die Woche, und Ihr werdet mit mir herumgehen in der ganzen Stadt, und mir alles Merkwürdige zeigen.“ Denn allein fürchtete er sich zu gehen, um sich nicht zu verirren. Wie sie so alle Tage gingen, kamen sie einmal in eine schmale Gasse mit einer Reihe hoher Mauern an jeder Seite, so, daß es finster war. In der Höhe hing ein Kasten an zwei Ketten an den zwei Mauern befestigt. Da fragte der Junge: „Was bedeutet dieser Kasten?“ Antwortete der Packenträger: „Bei uns ist es Sitte, wenn ein Kaufmann stirbt, und Christen Geld schuldig bleibt, so muß man ihn in diesen Kasten hineinlegen; an der Seite desselben befindet sich eine Büchse, und jeder Jude, der vorübergeht, wirft zwiel hinein, als ein gut Herz will, und erst wenn in der Büchse die betreffende Summe gesammelt ist, kann man dem Leichnam ein jüdisch Grab bereiten.“ Der Fremde fragte, ob sein Führer nicht wisse, wieviel der Verstorbene schuldig gewesen sei; antwortete dieser, er könne die Gemeinderegierer fragen. Diese sagten, die Schuld betrage 2000 Gulden. Der Junge zahlte die Summe und ließ die Leiche ehrlich bestatten. Noch einigen Tage begannen die Regierer sich sehr darüber zu ärgern, daß sie sich von einem wild fremden Jungen eine so große Mizwoh (gottgefällige That) hatten wegschnappen lassen. War doch der Kaufmann ihr Freund und Genosse gewesen, und sie hatten nicht so viel Einsicht gehabt, das Geld selbst zu bezahlen, damit die arme Leiche zur Ruhe gelangte. Dann waren sie doch reiche Leute; und ließen sich von einem fremden Jungen beschämen! Sie ließen daher

[1]) Cheder = untere Schule für Bibel und Anfangsgründe des Thalmud.

[2]) Baal-Haschem, wörtlich: Mann von Namen; so nannten sich die ersten frommen und heiligen Wunderthäter, die im Anfange des vorigen Jahrhunderts auftauchten, und die Partei der Chassidim begründeten. Heutzutage nennen sie sich „Rebbe“, verdorben von Rabbi; mit letzterem Namen verbindet man den Begriff Thalmud-Gelehrter, was das Wundertun und den Mysticismus ausschließt.

[3]) Die Juden verheiraten ihre Kinder sehr früh. Die Eltern wählen für ihre Kinder mit Hilfe eigener Ehrvermittler.

[4]) benschen = das Gebet nach dem Mahle sprechen.

[5]) Sinag, heißt sowohl ein Gemahl als eine Gemahlin.

Digitized by Google

den Fremden rufen und forderten ihn auf, sein Geld zurückzunehmen. Aber dieser wollte nichts davon hören. Man schickte nun eine Bitte zum Kaiser, daß dieser dem Fremden befehlen solle, sein Geld zurückzunehmen. Aber der Kaiser willigte nicht ein, sondern ließ den Jungen zu sich kommen. Der Kaiser kannte auch 70 Sprachen, und saß auf einem Thron von 70 Stufen. Der Junge gefiel dem Kaiser sehr, und er ließ ihn niedrigen eine Stufe höher steigen, bis er endlich zum Kaiser gelangte. Dann führte ihn der Kaiser in allen Schatzkammern herum, und bot ihm an, er solle sich etwas von den Schätzen auswählen. Der Junge wollte aber gar kein Geschenk. Da ging der Kaiser mit ihm in den Lustgarten spazieren; dort sah er, wie ein Offizier umherging, und hinter ihm zwei sehr schöne Mädchen, die Hände in goldenen Ketten. Fragte er den Kaiser, was das bedeute; antwortete ihm der Kaiser, er habe einmal Krieg geführt mit einem andern Kaiser, und habe diese Mädchen gefangen; er halte sie hier im Spaziergarten, und schone sie sehr, nur müßten sie goldene Ketten tragen. Der Junge bat den Kaiser, er solle ihm die beiden Mädchen schenken; der Kaiser schenkte sie ihm, und er reiste mit ihnen heim. Auf dem Wege schrieb er nach Hause, daß man ihm entgegen reisen solle, denn er komme bald heim. Die Eltern waren über diese Nachricht sehr erfreut, reisten ihm entgegen, aber wie sie die beiden schönen Mädchen sahen, fragten sie: „Was bedeutet das“, er aber antwortete: „seid ruhig, es ist so recht.“ Nun ließ er die beiden Mädchen zum Judentum bekehren, und heiratete die eine, die andre heiratete sein Geschwisterkind.

Das Ehepaar lebte lange sehr glücklich und zufrieden. Das junge Weibchen aber bekam große Sehnsucht nach ihren Eltern. Einmal sagte sie zu ihrem Manne, er solle nach England fahren und zwei Schiffe Flachs mitnehmen, denn dort sei Flachs sehr teuer. Sie gab ihm ein Schnupftuch mit, welches mit goldenen Buchstaben bestickt war, die konnte niemand lesen als die kaiserliche Familie von England. Und sie sagte zu ihm: „Dieses Tüchelchen wird Dich von allen Nöten retten.“ Er ist gefahren, und wie er dort ankam, sagte man ihm: „Was hast Du in Deinen Schiffen.“ Er antwortete: „Flachs.“ Man ergriff ihn, und schleuderte ihn in eine tiefe Gruft, denn Flachs durfte man dort nicht einmal zeigen. Man gab ihm in die Gruft ein Stück Brot und ein Krügelchen Wasser, und wie dieser Vorrat zu Ende war, sollte er Hungers sterben. Da begann er jämmerlich zu weinen und zu klagen. Da ging eine arme alte Frau vorbei und hörte das Weinen, sie trat näher, und fragte, wer dort sei. Er bat sie sehr, sie solle ihn nicht vor Hunger sterben lassen, und band an eine Schnur, welche sie herunterließ, ein Goldstück. Die arme Frau brachte ihm dafür Nahrungsmittel; so machte sie es einige Zeit; und ging immer auf einem verborgenen Weg zu ihm, denn wer dorthin ging, war des Todes. Als der Gefangene kein Geld mehr hatte, gab er ihr seinen Tolub (Pelzmantel), und die arme Frau verkaufte den Mantel und brachte ihm dafür Brot. Jetzt hatte er nichts mehr, und begann sehr zu klagen über sein Unglück. Da erinnerte er sich des Tüchleins, welches ihm sein Weib gegeben hatte, und das ihn aus allen Nöten retten sollte. Er band es an die Schnur und die Alte zog es hinauf. Sie ging damit zu einem Goldschmied, um es zu verkaufen. Der Goldschmied aber sagte: „Ich muß es zuerst dem Kaiser zeigen lassen, ob er auch so eins hat.“ Er schickte es dem Kaiser, und wie es der Kaiser sah, ward er ohnmächtig; und wie es die Kaiserin sah, ward sie auch ohnmächtig. Man rief die Alte, und sagte zu ihr: „Wo hast Du das Tuch hergenommen?“ Die Alte sagte: „Wenn Ihr mir schwöret, mich nicht zu strafen, will ich Euch die Wahrheit sagen.“ Dieses geschah, und nun erzählte die Alte die ganze Geschichte. Man ließ nun den Gefangenen aus der Gruft ziehen, und er erzählte die ganze Wahrheit, daß sein Weib ihm dieses Tuch gegeben habe, wobei sie gesagt habe, es könne ihn aus jeder Not retten. Sagte der Kaiser: „Du bist also mein Schwiegersohn“, und er umhalste und küßte ihn, und weinte und freute sich, und die Kaiserin auch. Der Kaiser beschloß nach seiner Tochter zu schicken. Dort war aber ein Minister, der war in des Kaisers Tochter verliebt, aber niemand wußte darum, und er suchte sie schon 12 Jahre. Wie der Kaiser um seine Tochter schickte, wollte der Minister auch mitfahren. Er ist mitgefahren, und wie sie in die Heimat des Mannes kamen, verkasteten sie dort alle Sachen, setzten sich in ein Schiff und fuhren zum Kaiser. Unterwegs, auf dem Meere, machte der Minister den Eidam des Kaisers trunken und ließ das Brett im Abort ausschneiden, daß jener, wenn er hineinginge, ins Wasser falle. Es war auch wirklich so, er ging hinein und fiel ins Wasser. Die Frau saß und wartete und wartete. Es war schon eine Viertelstunde vergangen, schon eine Stunde, und er war noch nicht wieder da. Sie ging hinein und sah, daß das Brett ausgeschnitten und ihr Mann verschwunden war. Da begann sie sehr zu weinen, und wollte nicht aufhören, aber der Minister tröstete sie, und das Schiff schwamm indessen weiter, bis sie nach England in des Kaisers Palast kamen.

Der Mann war aber nicht ertrunken, sondern ein Fisch verschlang ihn, und spie ihn am Ufer wieder aus. Das Ufer war wüst und einsam. Er weinte sehr und sagte: „Gott gerechter, wozu hat mich der Fisch ausgespieen? Wäre es nicht besser für mich gewesen zu sterben, als hier allein ohne mein Weib zu sein? Und wer weiß, was mit meinem Weib geschehen ist?!“ Plötzlich sah er, wie ein großer Adler zu ihm herabflog; da begann er noch mehr zu weinen. Der Adler aber sagte: „Schah! still! Setze Dich auf meine Flügel, und ich werde Dich zu des Kaisers Palast tragen. Dort wirst Du einen Koch weinen sehen, denn die Tochter des Kaisers will nicht von seiner Küche essen.“ Der Kaiser aber hatte gelagt, wenn er bis zum dritten Tage nicht so gekocht haben wird, daß die Prinzessin davon essen kann, so soll er hingerichtet werden. Mehr Du Dich also als Koch, dann wird sie essen. Und der Adler trug ihn dorthin, und er fand alles bestätigt; der Koch weinte. Er sagte zu ihm: „Kaufe andres Gerät und ich will statt Deiner kochen, dann wird sie essen. Er bereitete alles zu, und schrieb auf ein Stückchen Papier: Kascher (rituell zubereitet), und die Prinzessin aß. Der Kaiser aber wurde aufgebracht, und sagte: „Du konntest kochen, wie es meine Tochter will, und hast sie doch so lange geplagt, dafür will ich Dich töten. Da antwortete der Koch: „Nein, Herr König, es ist ein andrer Küchenmeister da, der kocht, was Deine Tochter ißt.“ Der Kaiser ließ dem neuen Koch ein besonderes Zimmer einräumen. Einmal um Mitternacht ging die Prinzessin beim Mondschein spazieren, da hörte sie, wie jemand Chazot[1]) abhielt. Sie erkannte sofort die Stimme ihres Mannes, schrieb auf die Thür zu und pochte. Der Mann öffnete ihr, und sie sagte ihm: „Bisse, bis in zwei Wochen meine Hochzeit mit dem Minister sein soll. Auch ist ein chinesischer Prinz zur Hochzeit eingeladen, der aber nicht kommen wird. Nimm also dieses Geld und fahre nach Chinesen (China), kleide Dich wie der chinesische Prinz und kaufe ein sehr kostbares Geschenk, und komm dann auf die Hochzeit. Denn bei uns ist Sitte, wenn jemand auf der Hochzeit sich ein Vergehen zu schulden kommen läßt, so geht man zu dem, der das schönste Geschenk gebracht hat, und überläßt ihm das Urteil. Nach der Trauung wird doch mein Bräutigam mich zum Tanze auffordern, ich aber werde

[1]) Chazot, wörtlich Mitternacht, übertragen = mystische Gebete. Klagelieder und Psalmen über die Zerstörung und über den Messias.

Digitized by Google

ihn abweisen, und bald wird ein Gerede entstehen: Die Braut will mit dem Bräutigam nicht tanzen; man wird dann die Hochzeitsgeschenke aufsuchen, und da Deines das Schönste sein wird, so wird man das Urteil über mein Vergehen Dir überlassen, und Dich fragen, was soll mit der Braut geschehen, wenn sie mit dem Bräutigam nicht tanzen will? Du aber wirst wohl schon wissen, was Du zu urteilen hast."

Der vermeintliche Koch reiste nun nach Chinesen (China), kleidete sich wie der chinesische Prinz und kam zur Hochzeit. Nach der Trauung lud der Minister die Braut zum Tanze ein, aber diese stieß ihn mit dem Fuße von sich. Es entstand nun ein Murren unter den Gästen; die Braut wollte mit dem Bräutigam nicht tanzen! Man begann die Geschenke zu untersuchen, und fand, daß des chinesischen Prinzen Geschenk das Schönste sei. Man begab sich zu ihm, und fragte nach seinem Urteil. Dieser aber fragte dagegen: „Und was kommt demjenigen zu, der ein Brett ausschnitt, und ihrem Mann ins Wasser stürzte?" Darauf erblaßte der Minister, und sank zu Boden. Der Kaiser war über die Sache erstaunt, und erkundigte sich nach der ganzen Angelegenheit. Alles kam nun an den Tag, und die Prinzessin blieb bei ihrem ersten Manne. Der Minister aber wurde aufgehängt.

Einmal, um Mitternacht, hört das wieder vereinigte Paar, daß an das Fenster gepocht wurde; wie sie öffneten, kommt ein Adler hinein, und sagt mit schrecklicher Stimme: „Eins von Euch muß mit mir fort!" Da sagte die Frau: „Ich will mit ihm gehen"; aber auch der Mann rief: „Nein, ich will mit ihm gehen!" Da sagte der Adler: „Mein, bleibt beide zu Hause, ich wollte nur sehen, ob Ihr Euch wirklich lieb habt. Ich aber werde mich hier ausstrecken, und am Morgen werdet Ihr mich zu Grabe bringen. Ich bin nämlich die Seele, welche Du einst aus dem Kasten erlöst hast, und wie ich auf jener Welt gehört habe, daß Du keinen Sinnog hast, habe ich sehr vor Gott geklagt, warum soll ein so guter Mensch keinen Sinnog haben? Da haben sie Dir einen Sinnog beschieden. Als Du später ertrankst, ärgerte man mich und sagte: Sieh, wie Dein Schützling unglücklich ist. Da mußte ich mich in einen Fisch verwandeln, um Dich zu retten; und später mußte ich ein Adler werden, um Dich auf meinen Flügeln zu Deinem Sinnog (seiner Frau) zu bringen." Und der Adler streckte sich aus und verschied. Am zweiten Tage brachten sie ihn zur Ruhe.

Neue Straßen des Weltverkehrs.

Von Dr. J. Hoops.

Ein eigenartiger Gefühl beschleicht uns, wenn wir heute Behms vortreffliche Schrift über „Die modernen Verkehrsmittel" lesen, welche 1867, also vor einem Vierteljahrhundert, erschienen ist. Mit Bewunderung weist der Verfasser darin auf die unerhörten Fortschritte des Weltverkehrs hin; er macht darauf aufmerksam, von welch eminenter kulturgeschichtlicher Bedeutung das Jahr 1866 ist, weil „in ihm der Gürtel der Postdampferlinien um die Erde und die telegraphische Verbindung der Alten mit der Neuen Welt vollendet wurde"; und mit Freude verzeichnet er es als einen „Triumph unsers Jahrhunderts", daß man nun „in wenig mehr als einem Vierteljahr den Erdball mit Dampf umkreisen" könne.

Fast will uns diese Bescheidenheit ein übertriebenes Lächeln abringen. Also würden wir sagen, wenn wir heute zu den damaligen Zuständen zurückkehren sollten? Welche Riesenfortschritte hat die Technik der Verkehrsmittel seitdem wieder gemacht! Die Überfahrt von Southampton nach New-York, die damals 12 Tage beanspruchte, wird heute in der halben Zeit ausgeführt; die Strecke vom Kap der guten Hoffnung nach Southampton, zu der ein Dampfer damals durchschnittlich 34 Tage brauchte, hat das Packetboot „Scot" der Union Steam Ship Company (London) soeben in 14 Tagen 16 Stunden zurückgelegt; und die Dampferfahrt von England nach Indien, welche vor 25 Jahren um das Kap herum 68 Tage dauerte, ist seit der Eröffnung des Suezkanals (1869) auf ein Viertel dieser Zeit abgekürzt!

Die erste Pacific Linie, welche von den Ufern des Atlantischen Ozeans durch den amerikanischen Kontinent hindurch nach den Stillen Ozean führte, war damals noch im Bau begriffen. Heute umspannen bereits vier Linien die gewaltige Ländermasse, und die Fahrzeit, die zuerst 14 Tage betrug, ist neuerdings auf wenig mehr als drei Tage reduziert worden! 54 Tage dauerte damals die Fahrt von Jokohama nach Southampton: das neueste Experiment, das soeben die Canada Pacific Company angestellt hat, beweist, daß wir heute dieselbe Strecke in 22 Tagen durchmessen können. Und wenn Jules Verne's berühmte „Reise um die Welt in 80 Tagen" vor einem Vierteljahrhundert noch ein frommer Wunsch der Zukunft war, so hat man berechnet, daß ein Postlauf heute im günstigsten Falle die Erde in nicht mehr als 43 Tagen „umwirbeln" könnte; d. h. die Dauer einer Reise um die ganze Erde ist im Laufe von 25 Jahren um mehr als die Hälfte verringert.

Und damit ist das Endziel noch keineswegs erreicht. Noch harren verschiedene Projekte der Ausführung, durch welche der Weltverkehr wieder um ein Beträchtliches beschleunigt werden wird; und amerikanische Optimisten tragen sich bereits mit der Hoffnung, daß sie in nicht allzu ferner Zeit von irgend einem Punkte Amerikas ganz mit der Eisenbahn nach Petersburg, Berlin, Paris und London werden fahren können.

Auf diese neuen Verkehrswege und Projekte soll jetzt etwas näher eingegangen werden.

Die Kanada-Pacific-Bahn, deren Verdienst die oben erwähnte Abkürzung des Postverkehrs zwischen Japan und England auf 22 Tage ist, wurde am 28. Juni 1886 vollendet. Sie führt von Quebec über Montreal am linken Ufer des Lorenzstromes aufwärts, wendet sich bei der Station Brockville scharf nach Norden, schlängelt sich am nördlichen Ufer des Huron- und Oberen-Sees entlang und läuft dann gerade westlich über Winnipeg parallel mit der amerikanischen Grenze an den Fuß der Rocky Mountains, übersteigt dieselben in großen Bogen und mündet endlich zu Vancouver in Britisch-Kolumbia.

Die Gesellschaft hat sich aber nicht auf die Erbauung dieser Bahn beschränkt, sondern auch eine subventionierte Dampferlinie von Vancouver nach Japan eingerichtet. Auf dieser Linie hat sie in letzter Zeit drei Schnelldampfer eingestellt, die „Empress of India", „Empress of China" und „Empress of Japan", es sind dreimastige Dampfer, welche etwa die Größe der älteren Hamburger transatlantischen Dampfer und die Geschwindigkeit der neueren Bremer haben. Einer dieser Schnelldampfer, die „Empress of Japan", ist es, dem die Gesellschaft in Verbindung mit dem äußerst schnellen Postzuge ihrer Eisenbahn den jüngsten Triumph verdankt.

Digitized by Google

Die „Empress of Japan“ hatte Yokohama am 19. August gegen Mittag verlassen. Mit einer Geschwindigkeit von durchschnittlich 430 englischen Meilen am Tage oder 18 Knoten in der Stunde durchkreuzte sie den Stillen Ozean und langte am 29. August kurz vor Mittag in Vancouver Island an. Sie hatte die 4334 englische Meilen betragende Entfernung von Yokohama nach Victoria auf Vancouver in 4 Stunden 21 Minuten weniger als 10 Tagen gemacht.

In Vancouver war mittlerweile durch einen Betriebsdirektor der kanadischen Pacificbahn, der sich gerade dort befand, ein Extrazug eingestellt worden. Kurz nach 1 Uhr mittags, am 29. August, verließ derselbe Vancouver. Nur eine Lokomotive, einen Personen- und einen Postwagen stark, legte derselbe die 2892 englische Meilen bis Brockville am Lorenzstrom in 76 Stunden 55 Minuten zurück, d. h. mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von etwas über 36 Meilen die Stunde, einschließlich allen Aufenthaltes.

Inzwischen hatte man sich telegraphisch mit der New-Yorker Postdirektion und der Direktion der Vanderbiltschen New-Yorker Zentraleisenbahn in Verbindung gesetzt, die auch bereitwilligst ihre Mithilfe versprachen. Von Brockville wurde nun die Post per Dampffähre auf das andre Ufer des Lorenzstromes geschafft, wo bereits ein Extrazug der Vanderbiltschen Bahn ihrer wartete. In sieben Stunden zwei Minuten, d. h. mit einer Geschwindigkeit von über 51 Meilen die Stunde, durchmaß dieser die 360 Meilen bis New-York und kam gerade noch rechtzeitig an, um die Post dem englischen Inman-Dampfer „City of New York“ zu übergeben, der sie dann am 9. September in Liverpool landete.

Natürlich war dies eine Kraftleistung. Wenn auch 36 Meilen die Stunde im Vergleich zu den Schnelligkeiten auf englischen und andern Eisenbahnen nicht sehr viel ist, so ist es doch für die kanadische Pacificbahn, welche die Cordilleren zu übersteigen hat, eine ziemlich starke Leistung. Außerdem stehen der Post für gewöhnlich keine Extrazüge zur Verfügung, und daß die Anschlüsse überall so genau passen, wie in dem vorliegenden Falle, ist mehr als unwahrscheinlich. Wir werden deshalb diese Fahrt von Yokohama nach London in 22 Tagen nicht als Durchschnitts-, sondern als Minimalwert betrachten müssen, während wir die nunmehrige durchschnittliche Fahrzeit auf etwa 25 Tage festsetzen dürfen. Aber ein erreichtes Minimum ist mehr als ein bloßes Ideal; es zeigt, was in Fällen dringender Not geleistet werden kann. Jedenfalls wird die Angabe des englischen Postbandbuches, wonach die ungefähre Zeit der Postverbindung zwischen London und Yokohama auf 31 Tage über Vancouver und 43 Tage über Suez geschätzt wird, jetzt für die erste Linie verbessert werden müssen. Briefe nach Yokohama werden in Zukunft auf dem Wege über Vancouver in wenig mehr als der halben Zeit befördert werden, die sie über Suez gebrauchen, während Briefe nach Hongkong auf beiden Linien etwa gleich schnell ans Ziel gelangen.

Und neben dieser Bedeutung für die Postverbindungen hat die neue Linie auch einen hervorragenden **handelspolitischen** Wert. Durch die kanadische Pacificbahn ist das Dominion in den Interessenkreis des Stillen Ozeans gerückt; dem kanadischen Handel ist ein Ausgangsthor nach Westen geöffnet, während andererseits dem ostasiatischen und australischen Handel ein neuer Weg nach Nordamerika und von dort nach Europa gewiesen ist.

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gerade jetzt in dem an Britisch Columbia angrenzenden amerikanischen Staate Washington jene gewaltigen Steinkohlenlager entdeckt wurden (Globus LX, 208), was für den Betrieb der Eisenbahn wie der Dampfschiffahrt von gleicher Bedeutung ist. Auch kommt es der kanadischen Bahn zu gute, daß sie trotz ihrer nördlichern Lage **weniger unter Schneefall** zu leiden hat, als die südlicheren amerikanischen Pacificbahnen.

Aber von ungleich größerer Wichtigkeit als diese postalischen und handelspolitischen Vorzüge dieser neuen Route, ist für England der Nutzen, den sie in politischer und strategischer Hinsicht gewährt. Die englische Politik hat sich immer durch kluge, weitausschauende Voransberechnung und geschickte Benutzung aller wichtigen strategischen Punkte ausgezeichnet, welche als Stützen für eine Handels- und Kolonialpolitik in großem Stile dienen könnten. Seit sie sich der Reichtümer des alten Zauberlandes Indien bemächtigt und in Australien neue, blühende Reiche gegründet, ist das ganze Streben der Engländer darauf gerichtet gewesen, den Weg nach diesen Tochterstaaten militärisch zu schützen. Als der Suezkanal noch nicht existierte, dienten ihm St. Helena, das Kapland und Mauritius als solche Stützpunkte; aber schon zu Anfang dieses Jahrhunderts sahen sie die Möglichkeit eines Durchstiches der Landenge von Suez voraus: daher die Annexion von Gibraltar, von Malta und Aden, denen neuerdings Cypern folgte.

Aber so lange Ägypten und Arabien sich in fremden Händen befindet, bleibt auch dieser Seeweg nach den östlichen Kolonieen immer gefährdet. Das Streben der englischen Staatsmänner war deshalb darauf gerichtet, eine neue, völlig gesicherte Etappenstraße zu erlangen.

Eine solche bot nun der Überlandweg durch Nordamerika. Kürzer als die Suezroute für alle Plätze östlich von Hongkong, kürzer als die Route nach Kap für alle asiatischen und australischen Kolonieen, ist diese Straße zugleich die sicherste, weil sie durchweg durch britisches Gebiet führt. Sollten sich Schwierigkeiten in Ostasien oder Indien erheben, so ist England nunmehr militärisch unabhängig von allen Verwicklungen, die ihm etwa in der Suezstraße erwachsen könnten. In sieben Tagen können Mannschaften und Kriegsmaterial in schweren Lastzügen bequem von einem Weltmeer durch den amerikanischen Kontinent zum andern geschafft und in weiteren 10 bis 14 Tagen an die ostasiatische Küste geworfen werden. Darin liegt die große strategische Bedeutung der kanadischen Pacificbahn. Durch sie wird die militärische Etappenstraße, welche alle britischen Besitzungen miteinander verbindet, zu einer geschlossenen Kette, welche die ganze Welt von Ost nach West und von West nach Ost umspannt.

Das Bindeglied zwischen Kanada und dem Mutterlande aber ist **Neu Foundland**, von dem schon Lord Chatham sagte: „Lieber wollte ich Plymouth als New Foundland einer fremden Macht übergeben.“ Daher auch kürzlich noch der heftige Streit mit Frankreich wegen der Hoheitsrechte an der Küste dieser Insel.

Die strategischen Stützpunkte der Bahn und des „Dominion“ überhaupt bilden im Osten der Kriegshafen Halifax und weiterhin die „befestigten“ Bermuda-Inseln mit ihrer überaus günstigen geographischen Lage und ihren schützenden Korallenriffen. Im Westen bietet vor allem Esquimalt einen vorzüglichen Stützpunkt, in dessen Hafen die ganze englische Flotte bequem Platz fände. Die ungeheuer lange Binnengrenze gegen die Vereinigten Staaten zu schützen, ist für England ein Ding der Unmöglichkeit; es hat sich auf maritime Operationen zu beschränken; aber hier bieten die langen, ungeschützten Küsten und die reichen Handelsplätze der amerikanischen Republik einen vorzüglichen Angriffspunkt für die britischen Geschwader.

Übrigens ist für die nächste Zeit bereits eine Erweiterung der kanadischen Pacificbahn geplant. Der Seeweg zwischen Europa und Amerika läßt sich noch abkürzen; denn die großen amerikanischen Landungsplätze liegen bekanntlich längst nicht an dem östlichen Punkte des Festlandes. Es hat sich deshalb eine englische Gesellschaft gebildet, die sich Terminal City

Digitized by Google

Company nennt und den Zweck hat, eine neue Expedition für den transatlantischen Postverkehr zu gründen. Dieser Hafen soll den Namen Terminal City führen und man hat bereits einen ausnehmend günstigen Punkt dafür ausgesucht, der an der Canoestraße auf Neu-Schottland gelegen, vom Meere und vom Binnenlande aus vortrefflich zugänglich ist und einen ausgezeichneten Hafen besitzt. Die Regierung von Neu-Schottland hat der Gesellschaft acht Miles Kohlenlandes am Kap Breton bewilligt und den Bau einer neuen Eisenbahn von dem neuen Hafen nach Port Mulgrave unterstützt, und die Regierung der Vereinigten Staaten hat versprochen, daß die europäische Post über die neue Linie befördert werden soll, vorausgesetzt, daß die Entfernung zwischen Terminal City und dem gewählten englischen Hafen 600 Miles kürzer ist als von New-York. Die Eisenbahn ist bereits im Bau, und der erste Dampfer soll bald seine Probefahrt antreten.

Noch ist dieser Plan nicht ausgeführt, und schon wird von einem weiteren Projekt geredet: dem Bau einer Eisenbahn von Quebec nach der St. Charles-Bay an der Ostküste von Labrador. Dieser Punkt liegt Europa am nächsten, und von hier aus können die Postdampfer ihre Fahrten nach dem andern Ufer des Atlantischen Ozeans in vier Tagen machen.

Nächst der kanadischen Pacificbahn wird vor allem die große sibirische Bahn von Bedeutung für den Weltverkehr werden, sobald sie erst in ihrem ganzen Umfange vollendet ist. Dieselbe läuft vom Ural zunächst nach Irkutsk, wo sie sich in zwei Arme teilt. Der eine führt durch die Amurprovinz nach Wadiwostock und vielleicht auch nach Peking; die andre soll von Irkutsk aus nördlich nach Jakutsk und von da in nordöstlicher Richtung, teilweise längs des Ochotskischen Meeres nach der Beringstraße gehen.

Die erstere südlichere Linie wird für die Verbindung Europas mit Ostasien wichtig werden, die zweite für die Verbindung Ostasiens mit Nordamerika. Im Anschluß an die sibirische Bahn nach der Beringstraße wird nämlich weiterhin auf amerikanischer Seite eine Bahn durch Alaska, Britisch-Amerika nach Vancouver, Tacoma und Portland geplant, wo sie sich an die Canadian, die Northern und Southern Pacific Railway anschließt; und amerikanische Phantasten tragen sich bereits mit der Idee einer Überbrückung der Beringstraße, wodurch denn eine direkte Eisenbahnverbindung zwischen Europa, Asien und Amerika hergestellt wäre. Das sind natürlich noch schwindsüchtige Zukunftsträume, und wir dürfen verläufig froh sein, wenn die sibirische Bahn im Lauf der nächsten Jahre wirklich zur Vollendung gelangt. Bei dem bekannten Zustande der russischen Finanzen ist das noch eine sehr fragliche Sache.

An die sibirische Bahn reiht sich die sogenannte Central-Asiatische-Linie, welche von den französischen Ingenieuren Cottard und Lesseps geplant wird. Sie soll von Orenburg durch Westsibirien nach Taschkend, Turkestan, Samarkand, Kabul und Peschawär in Oberindien führen und hier Anschluß an das ostindische Eisenbahnnetz finden. Trotz der ungeheuren Wichtigkeit dieser Bahn sowohl in kommerzieller als auch in politischer Beziehung wird es bei dem gespannten Verhältnisse zwischen England und Rußland mit ihrer Ausführung vorläufig wohl noch weite Wege haben. Zudem wird Lesseps nach dem Scheitern des Panama-Kanal-Projektes kaum mehr imstande sein, diesen Plan selbst durchzuführen.

Besser dürften die Aussichten für eine andre Linie sein, die, weiter südlich durch die Türkei, Persien und Beludschistan verlaufend, ebenfalls Europa in direkte Verbindung mit Indien setzen soll. Sie wird von Konstantinopel bezw. Skutari zunächst durch Kleinasien nach Bagdad führen, von dort das Tigris-Thal abwärts sich längs des Persischen Golfes an das Arabische Meer ziehen und weiterhin durch Beludschistan nach Sukkar laufen, wo sie den Anschluß an das englisch-ostindische Bahnnetz erreicht. Diese Bahn ist thatsächlich schon in Angriff genommen; doch infolge des chronischen Geldmangels im türkischen Staatsschatz sind bisher nur 90 englische Meilen von Skutari nach Ada-Bazaar fertig gestellt. Wie schon bei so vielen früheren orientalischen Unternehmungen wird es wohl auch in diesem Falle deutschem oder englischem Kapital vorbehalten sein, diese hochwichtige Linie zu vollenden.

Professor Sievers' Landeskunde von Afrika.

Es sind jetzt 400 Jahre darüber verflossen, daß Columbus die Neue Welt fand und heute wohnen etwa 130 Millionen Menschen europäischen Ursprungs in Amerika, das nur als ein Ableger, ein frischer grüner Zweig des altweltlichen Baumes angesehen werden kann. Wenig mehr als ein Jahrhundert ist darüber hingegangen, seit die erste englische Strafkolonie in Australien errichtet wurde, jetzt hat dieser jüngste Erdteil auch über vier Millionen weiße Bewohner. Afrika aber hat weit längere Zeit gebraucht, um ganz in den Bann Europas gezogen zu werden und trotz dreitausendjähriger Berührung mit demselben an seinem Nordgestade, trotzdem seine Umschiffung fast so alt ist wie die Entdeckung Amerikas, ist doch erst unserm Jahrhundert, ja der letzten Hälfte desselben es vorbehalten geblieben, den schwarzen Kontinent an das alte Europa zu fesseln. Sieben Jahre erst sind verflossen, seitdem sozusagen der „Ausverkauf" Afrikas stattfand und der Erdteil unter die Völker Europas getheilt wurde. Wer mit einem Schlage übersehen will, wie allmählich das Kartenbild Afrikas sich entwickelt und ausgestaltet hat, der möge einen Blick auf die „älteren Versuche afrikanischer Kartographie" werfen, die Heinrich Kiepert 1874 in der Berliner Zeitschrift für Erdkunde veröffentlichte, eine Arbeit, die von Späteren öfter kopiert wurde. Überraschend ist dagegen, was wir aus einer neuen Karte Afrikas ablesen können, welche den Standpunkt unsrer heutigen Kenntnisse vertritt. Eine wenig übrigfassende politische Abgrenzung und Teilung des Besitzes unter die europäischen Mächte und eine kartographische Festlegung der Gebirge und Flüsse im Rohen, die laut verkündigt, daß die Zeit der großen Entdeckungen auch hier vorüber ist und der Ausbau im einzelnen beginnt. Man bedenke nur, daß erst 1877 Stanley den Congo hinabfuhr und daß heute schon 30 Dampfer auf ihm laufen. Handels- und Missionsstationen in großer Zahl sind tief im Innern errichtet worden und von verschiedenen Seiten wird die Fessel der Eisenschienen dem schwarzen Erdteil angelegt, um ihn fester denn je mit der Zivilisation zu verknüpfen. Zwar wird Afrika niemals eine Heimat des weißen Mannes werden, wie Amerika und Australien, wer aber glaubt, daß vorübergehende Widerstöße die Strömung hemmen werden, welche jetzt die europäischen Kulturvölker nach Afrika treibt, der versteht weder den Zug der Zeit noch die Kolonialgeschichte. Afrika mußte jetzt in Angriff genommen werden, die Lawine wälzt sich fort, unbekümmert um eine kurzsichtige Parlamentsrede.

In solcher Periode, wo wir am Abschlusse der großen afrikanischen Entdeckungen stehen und die Kulturgeschichte des Erdteils in eine neue Epoche tritt, ist es sicher am

Digitized by Google

Platze geweſen, ein zuſammenfaſſendes Bild derſelben zu entwerfen. Das Bedürfnis nach einer Geſamtdarſtellung

Kap Gardafui. Nach einer Photographie.

Brandung (Calema) an der Guineaküſte.

dieſes begriffen und Prof. Wilhelm Sievers in Gießen gewonnen, um dem Gedanken Ausführung zu verleihen.

iſt entſchieden vorhanden; vom buchhändleriſchen Standpunkte aus hat das Bibliographiſche Inſtitut in Leipzig

Prof. Sievers iſt den Fachleuten durch ſeine Reiſen in Südamerika, durch ſein Werk über „Venezuela“ (1888) und

Digitized by Google

die „Reise in der Sierra Nevada de Santa Marta“ (1887) als Geograph und Naturforscher längst wohlbekannt und hat mit Feuereifer sich der gestellten Aufgabe unterzogen. Das Werk führt den Titel: Afrika. „Eine allgemeine Landeskunde“ (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1891). Es umfaßt 468 Seiten, enthält 159 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck, sowie ein ausführliches Register. Die Ausstattung ist, gleich den großen Werken des Bibliographischen Instituts, wie Brehms Tierleben, Rankes Mensch, Kapels Völkerkunde u. s. w., durchweg eine vortreffliche und wenn auch eine Anzahl der Abbildungen aus den übrigen Werken der Verlagshandlung entnommen wurde, so ist doch die Mehrzahl neu nach guten Vorbildern gezeichnet, wovon wir hier zwei als Probe mitteilen: das Kap Gardafui, den östlichsten Punkt Afrikas und die gewaltige Brandung (Galema), welche an der Guineaküste in bekannter Weise auf Hunderte von Meilen hin die Landung erschwert.

Schwer würde es gewesen sein eine allgemeine Landeskunde Afrikas ganz aus den Quellen herauszuschreiben und bei der Vielseitigkeit der Kenntnisse, die zu einem solchen Unternehmen nötig wären, würde kaum die Kraft eines Einzelnen ausgereicht haben. Siewers hat sich daher mit Recht auf eine Reihe vortrefflicher zusammenfassender Vorarbeiten gestützt, welche die Entdeckungsgeschichte, die Klimatologie, Pflanzen- und Tiergeographie, sowie die Völkerkunde umfassen. Am meisten tritt sein Bestreben in den Abschnitten hervor, welche die Oberflächengestalt Afrikas behandeln und mag man auch im einzelnen zu kritischen Bemerkungen Anlaß haben, über die Auswahl des als typisch hingestellten verschiedener Ansicht sein, so läßt sich doch nicht der beherrschende Blick und die harmonische Gestaltung des Ganzen verkennen. Es ist namentlich die Ökonomie des Werkes zu loben, auf dessen Einzelheiten wir selbstverständlich hier nicht eingehen können. Dasselbe ist überall bis auf die neueste Zeit fortgeführt, enthält die nötigen statistischen Angaben und beschäftigt sich auf fast 100 Seiten mit den europäischen Kolonieen, so daß es hier auch praktischen Bedürfnissen gerecht wird. Für die große Zahl jener, die heute sich mit Afrika beschäftigen und mehr wissen wollen als in ihren geographischen Handbüchern steht, ist es ein verläßlicher Führer, der auf der Höhe der Wissenschaft steht und zwar der einzige seiner Art, da wir ähnliche zusammenfassende Arbeiten über Afrika in deutscher Sprache nicht besitzen. A.

Bücherschau.

Sir J. William Dawson, The Geology of Nova Scotia, New-Brunswick and Prince Edward Island; or Acadian Geology. Fourth edition. With a map, illustrations and two Supplements. London. Macmillan and Co. 1891.

Die Geologie dieses Gebietes ist im ganzen etwas mannigfaltiger als sonst im östlichen Kanada, doch immerhin noch ziemlich lückenhaft in der Entwickelung der Schichtenfolgen zu unterscheiden; von oben nach unten sind folgende Bildungen zu unterscheiden: An den Küsten der Fundy-Bay, die durch ihre Gezeiten mit einem Unterschied von 20 m zwischen Ebbe und Flut bekannt ist, trifft man ausgedehnte submarine Wälder, welche auf Absatz, anscheinend noch gegenwärtig fortschreitende Senkung hindeuten. Die nächst ältere Bildung ist das Diluvium. Dieses besteht aus Geschiebemergel, der oft direkt auf geschrammten Felsuntergrund auflagert, und aus geschichteten Ablagerungen mit marinen Molluskenüberresten. Dawson hält in der Diluvialzeit die Inlandeisbedeckung Nordamerikas nicht für eine gleichförmig-einheitliche, sondern glaubt dieselbe in eine Anzahl größerer Zentren gelegen zu sollen; so kam z. B. Neu-Schottland eine solche Lokalvergletscherung zu. Dabei ist zu beachten, daß die Verbreitung mitteldiluvialer Thone mit Leda pernula und andern marinen Fossilien auf eine zeitweise Senkung um nicht weniger als 200 m hinweist. Zwischen diesen und den nunmehr folgenden Ablagerungen ist eine gewaltige Lücke in der Schichtfolge, das ganze Tertiär, die Kreide- und Jurasormation fehlen; erst die Trias ist vertreten, aber auch nicht in marinen Ablagerungen. Fossilien sind spärlich, ein einziger Dinosaurier und wenige Pflanzen wurden bisher gefunden. Dann folgen zum Perm zu rechnende Komplexe von roten Sandsteinen mit Pflanzenresten. Ein großes Gebiet, sowohl in Neu-Braunschweig als auch auf Neu-Schottland, besonders im Cardonbildungen, in der unteren Abteilung mit Kalksteinen, in der oberen mit Kohlenflözen, ein. Die letzteren haben eine große kommerzielle Bedeutung erlangt (Südjoggins, Pictou, Richmond, Cap Breton), sind aber auch in paläontologischer Hinsicht berühmt geworden, nicht bloß ihres Pflanzenreichtums wegen, sondern durch das Vorkommen von eidechsenähnlichen Amphibien, welche in den meisten Fällen innerhalb von Stammhöhlungen aufrecht stehender Bäume sich fanden, wo sie offenbar Unterschlupf suchten. Auch größere schwimmende Amphibien sind vorhanden. Mollusken sind durch Landschnecken vertreten, eine Puppa, von der lebenden kaum zu unterscheiden, wurde ebenfalls in einem hohlen Stamme entdeckt. Noch vor kurzem konnte man diese für die ältesten Vertreter der Landschnecken halten. Jetzt aber, da es gelückt ist, Landschnecken auch im Devon von St. John (Acadia) nachzuweisen (Strophiten grandaevus), muß man das Erscheinen dieser Tiergruppe auf der Erde für noch viel älter halten, als bisher geschehen. Überdies führt dieses Devon auch zahlreiche Pflanzenreste. Dann sind Silur und Cambrium vertreten, unter diesen folgt die huronische Schichtengruppe mit mächtigen, wenig veränderten Eruptivmassen, die Basis aber oder alter bilden, dem Laurentian Kanadas entsprechend, Gneiße und andre kristallinische Schiefer. S.

Aus allen Erdteilen.

— Ersteigung des Mount Elias durch Professor Russell. Die Washingtoner Geographische Gesellschaft hat vereint mit dem Geological Survey in diesem Sommer eine Expedition zur genaueren Untersuchung und Besteigung des Mount Elias (Alaska) ausgesendet, über dessen Höhe schwankende Angaben vorlagen, von 13500 bis 15350 Fuß. Diese Expedition hat ihre Aufgabe gelöst und darüber vorläufigen Bericht erstattet. Russell drang durch die Icy-Bay und 64 km landeinwärts zum Fuße des Berges vor, wo ein Lager errichtet wurde, in dem man zwei Monate lang mit geologischen und meteorologischen Beobachtungen beschäftigt verblieb. Die Ersteigung des Mount St. Elias wurde bis zu 11500 Fuß (1420 m) durchgeführt, wobei man mit der Eisaxt Stufen schlug, bis schließlich seiner Pulverschnee die weitere Besteigung unmöglich machte. Bis zu 10000 Fuß verlief die am 3. Juni unternommene Besteigung ohne jegliche Schwierigkeit. Dann begannen die Gletscher. Der Berg selbst ist noch nahezu 500 Fuß höher als der höchste von Russell erreichte Punkt.

Nach der Besteigung kehrte die Expedition zur Küste zurück, um die 60 km tief ins Land eindringende Discontinuitäten-Bay zu vermessen, was am 17. September vollendet war. Unterdessen war der Zollkutter „Bear“ für den 12. September nach der Yakitat-Bay bestellt worden, wurde aber von dem im Innern des Landes arbeitenden Prof. Russell verfehlt, der dadurch vielen Beschwerlichkeiten aus-

Digitized by Google

gesetzt wurde. Er wurde schließlich von dem Dampfer „Pinta“ am 2. Oktober in der Yakitat-Bay aufgenommen und glücklich nach Sitka gebracht. Sechs Begleiter Russells sind an der Icy-Bay gestorben. Die Alaska-Indianer zeigten sich gastfrei und förderlich.

— Die Biber an der Elbe. Die Biber, einst über die nördlichen und mittleren Länder Europas mit verbreitet, sind schon vor 600 Jahren in Großbritannien ausgestorben. Im Lüneburgischen wurde der letzte 1841 geschossen und in den östlichen Strömen Rußlands ist er ausgerottet oder sehr selten geworden. Auch im Donaugebiet ist er verschwunden; vor mehr als 20 Jahren wurden die letzten Exemplare an der Salzach eine Beute der Wilddiebe und der letzte Biber an der oberen Moldau ging 1883 ein. Ein aus dem Ruhrgebiet stammender Biber wurde 1877 erlegt und damit schließt die Geschichte der Biber in Westdeutschland.

Diese Data hat Dr. H. Friedrich in Dessau zusammengestellt (Mitt. d. Ver. für Erdkunde zu Halle 1891) und im Anschlusse daran hat er die Elbe zwischen Wittenberg und Magdeburg mit Hilfe der Förster genau untersucht, und ist zu dem Ergebnisse gelangt, daß dort der Biber noch weit zahlreicher vorhanden ist, als man bisher annahm. In seiner mit einer Karte versehenen Abhandlung giebt Dr. Friedrich sehr schätzenswerte Nachrichten über das Leben und die Lebensbedingungen der Biber und führt die einzelnen Baue an der Elbe, ihren Altwassern und Nebenflüssen (Mulde, Saalemündung, Nuthe) an. Gegenwärtig beträgt der Biberbestand zwischen Wittenberg und Magdeburg mindestens 200 Stück, es ist in den letzten Jahren eine Vermehrung eingetreten, was dem Schutze, den sie genießen, zuzuschreiben ist. Der gefährlichste Feind des Bibers ist das Hochwasser, zumal wenn es mit Treibeis vereint ist und die Verwandlung der hoch und trocken liegenden Eisinseln in ertragsfähige Wiesen. Ein Ausrotten des Bibers auch an der Elbe ist wohl schwer zu verhindern.

— Pater Schynses Reise am Südwestufer des Victoria Nyansa, vom 29. Januar bis 9. März 1891, hat manches zur besseren Kenntnis dieses Sees und seiner erst von Stanley entdeckten südwestlichen Ausbuchtung beigetragen, wie Schynses Beschreibung und Karte 1:1250000 (Petermanns Mitteilungen 1891, Tafel 16) zeigen. Sein Ausgangspunkt war Bukumbi am Ostufer des südlichsten bis 3° südl. Br. reichenden Zipfels des Sees. Außer der von Stanley entdeckten Bucht von Bukuma fand Schynse östlich von derselben noch eine kleinere, die Bucht von Ngutula, die bis 2° 47′ südl. Br. reicht. Dem westlichen Seeufer folgend, marschierte der Pater direkt nach Norden, erreicht Bukoba, die Station Emin Paschas (1° 20′ südl. Br.) und drang noch sieben Tagereisen nördlich davon vor, wobei er den Kagera, den Grenzfluß zwischen dem deutschen und englischen Gebiete, überschritt und in Buzinga (0° 31′) seinen nördlichsten, bereits in Uganda gelegenen Punkt erreichte. Was die Bevölkerung am Südwestufer betrifft, so traf Schynse zuerst auf die Basindja, die früher ein, jetzt in kleine Stämme zerfallenes Reich bildeten. Unter ihnen wohnen, eingesprengt an den Ngulalubucht, die Balongo (Schmiede). Auf die Basindja folgen von 2° 10′ an die zum Kagera die Basiba. — Das Land bis zur Basibagrenze ist flach von Grauitrücken durchzogen, nur an der Ngulalubucht sind höhere Berge bis 600 m. Das Land der Basiba ist Bergland mit flachen, parallel zum See verlaufenden, unbewohnten Thälern, während die Höhen stark bevölkert sind. Die Höhen zum See fallen steil ab. Am Kagera endigt das Bergland an diesem Flusse ist noch Urwald, während das Land südlich davon abgeholzt ist. Das Land von Bukoba ist fruchtbar, gut bewässert, dicht bevölkert und die Einwohner züchten langhörniges Rindvieh ohne Buckel, während sonst in der Umgegend nur das Buckelrind gefunden wird.

— Eine wissenschaftliche Expedition zur Erforschung des größten Süßwassersees Afrikas, des Ukerewe oder Victoria Nyansa, ist in Leipzig ausgerüstet worden. An ihrer Spitze steht Dr. Hans Gruner, welcher sich bereits durch eine hydrographische Arbeit bekannt gemacht hat. Die Mittel zu der Expedition fließen aus verschiedenen Quellen, aus der Königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, von der Leipziger Karl Ritterstiftung und der Dr. Hans Meyerschen Stiftung für Erforschung Ostafrikas. Dazu kommt eine Unterstützung aus Reichsmitteln.

Gleichzeitig mit dieser Expedition wird die unter Ingenieur Hochstetter stehende (oben S. 240) thätig sein, neben der jedoch diejenige Gruners noch vollauf Beschäftigung finden wird, denn der See, dessen Größe ungefähr jener des Königreichs Bayern gleichkommt und der zur Hälfte im Süden von 1° südl. Br.) im deutschen Gebiete liegt, bietet außerordentlich zahlreiche Aufgaben für die Erforschung. Man kann bei seiner Größe Gezeiten, Spiegelschwankungen und Strömungen erwarten, abgesehen von den Erscheinungen, welche seine Tiefe bietet, deren Auslotung durch die Expedition anfangs nur an den Küsten erfolgen soll. Die Seetemperaturen sollen bestimmt und namentlich auch die Klimatologie der Seeregion gefördert werden. — Der See umfaßt nach der neuesten Messung 74365 qkm, wovon 38214 qkm in das englische und 36151 qkm in das deutsche Gebiet fallen.

— Joseph Thomson über den Bangwelo-See. Der Reisende Thomson ist im Oktober aus Ostafrika zurückgekehrt, nachdem er mit Herrn Grant (einem Sohn von Speke) Reisegefährten) das Plateau zwischen dem Niassa und Bangwelo-See durchkreuzt hatte, wobei die Häuptlinge zum Abschlusse von Verträgen mit der britischen südafrikanischen Gesellschaft veranlaßt wurden. Die bisherigen kartographischen Darstellungen des Bangwelo-Sees (die auf Livingstone und Grand beruhen), erklärt Thomson für unzeitgemäß; der See ist nach ihm nur ein Stauwasser bei Tschambesi, das eigentlichen Quellflusses des Congo, der im Bisie als Luapula wieder heraustritt. Selbst in der Regenzeit erreicht der See keine größere Tiefe als 7 m. Thomson lagerte in waldreicher Gegend, die auf den Karten als See dargestellt ist; doch ist dieser Wald zur Regenzeit überschwemmt. Er fand auch den Baum, in welchen Livingstones Begleiter den Bericht über den Tod des großen Reisenden eingeschnitten hatten und traf noch Eingeborne, die sich Livingstones erinnerten.

— Über die Bedeutung der tschechischen Sprache giebt die Times vom 6. Oktober 1891 ein Urteil ab, welches zwar nicht neu ist, aber den Vorzug hat, aus unparteiischem Lager zu stammen. Sie sagt: „Die Tschechen wünschen eifrig die Deutschen aus Böhmen zu vertreiben, oder, wenn dieses nicht geht, die Deutschen zu zwingen, das Tschechische zu sprechen und zu schreiben. Palacky, der böhmische Geschichtsschreiber, welcher ein Tscheche war, schrieb sein Werk in deutscher Sprache aus dem anerkannten Grunde, weil seine Muttersprache für litterarische Zwecke hinter dem Deutschen zurückstand. Jan Neruda, einer der volkstümlichen tschechischen Schriftsteller, der vor kurzem starb, schrieb gleich gut und schön in deutscher und tschechischer Sprache und wählte nur mit Bedacht die weniger bekannte Sprache als litterarisches Mittel. Seine hübschen Erzählungen würden nur eine sehr beschränkte Leserzahl gehabt haben, wären sie nicht auch deutsch erschienen.

Digitized by Google

Doch so absurd es auch erscheint, ein Buch in tschechischer Sprache zu schreiben, wo es nur einige hundert Leser haben kann, statt in deutscher, wo die Leser nach der Million zählen, so ist diese Absurdität doch den Tschechen nicht allein eigen. Es ist nicht lange her, daß die Macher welscher Bedichtwerden sich darüber beklagten, daß die parlamentarischen Blaubücher nicht ebenso in welscher wie in englischer Sprache gedruckt werden. Es giebt einen vielgelesenen lebenden Dichter, der ein Eingeborner von Wales ist: hätte er seine Verse in welscher Sprache veröffentlicht, so würde er einen Leser für jedes Tausend, das er jetzt hat, gehabt haben. Der Einwohner Böhmens, der nur eine auf einem sehr beschränkten Gebiete gültige Sprache versteht, ist ebenso zu bemitleiden, wie der Welsche, der sich auf seine alte Sprache beschränkt und es vermeidet, teilzunehmen an der weltverbreiteten englischen Sprache.

— Sarawak, der unabhängige, unter der englischen Dynastie Brooke stehende Staat an der Nordwestküste Borneos, erstreut sich, wie wir aus einem Berichte des englischen Konsuls in Brunei ersehen, einer gedeihlichen Entwickelung. Der Konsul besuchte zuerst Muka, den Hauptsitz der blühenden Sagoindustrie, alsdann Kutsching, die Hauptstadt, deren große Ordnung und Reinlichkeit gelobt wird; sie besitzt verschiedene Schulen, ein sehr gutes Krankenhaus und ein Museum. In Busch befinden sich ausgedehnte Antimonwerke und in Bakr in Obersarawak betreiben Chinesen in den dortigen Quarzriffen Goldbau mit vielem Erfolge. In Obersarawak hat die Regierung vielversprechende Musterpflanzungen von Pfeffer, Thee und Kaffee angelegt, während der Tabak nicht gut gedeiht. Die Bergwerke von Sadong führen Kohlen aus. Sibu, nahe der Mündung des großen Rejchangstromes, ist ein wichtiger Ausfuhrplatz, der Handel meist in den Händen der Chinesen; es erhält seine Bedeutung durch den Rejchang, der für 2 m tiefgehende Schiffe 250 km weit auswärts schiffbar ist. Die Zahl der Eingebornen, vorwiegend Dajaks, wird auf 70000 angegeben. Die Beamten sind meist Engländer, welche sich sehr gut stehen. Die Staatseinnahmen betrugen 1890 413112 Dollars, die Ausgaben etwa 50000 weniger. Abgaben werden von Opium, Arrak, Spiel- und Pfandhäusern erhoben. Der gesammte auswärtige Handel betrug 1890 rund 4½ Millionen Dollars. Hauptausfuhren sind Sago, Guttapercha, Pfeffer, Rotangrohr, Gambier; Haupteinfuhren Reis und Zeugstoffe.

— Die Familiennamen der Helgoländer hat Dr. G. Dierks an der Hand des Adreßbuches untersucht. Dasselbe zeigte im ganzen 552 Namen und zwar verteilt auf nur 134 verschiedene Familiennamen (bei 2000 Einwohnern). Es erscheint der Name Aemkens 22, Bary 11, Bade 11, Botzer 15, Decker 11, Franz 10, Friedericke 32, Haak 11, Hamckens 10, Hornemann 13, Kröper 11, Krüß 18, Lorenzen 12, Michels 11, Nickels 9, Ohlsen 11, Ohrichs 9, Ralfs 9, Reimers 11, Rickmers 28 mal. Diese 21 verschiedenen Namen verteilen sich auf 290 Familien, d. h. bei weitem die größere Hälfte der ganzen Bevölkerung, während die kleinere Hälfte, 262 Familien, 113 verschiedene Namen aufweist.

— Edgar A. Smith hat das Verhältnis der Mollusfenfauna von Suez zu der des Mittelmeeres noch einmal eingehend geprüft und kommt zu der Ansicht, daß von einer Verbindung des Roten Meeres mit dem Mittelmeere seit Beginn der Tertiärzeit keine Rede sein könne. Von den 15 Arten, welche der letzte Bearbeiter der Frage, A. H. Cooke, als gemeinsam anerkennt, sind drei sicher falsch bestimmt, vier weitere von den Mittelmeerarten, mit denen sie vereinigt wurden, zwar nahe verwandt, aber doch nicht identisch. Die übrigen acht Arten sind sämtlich solche, welche durchaus nicht auf das Rote Meer und das Mittelmeer beschränkt, sondern sehr weit meist über alle wärmeren Meere verbreitet sind. Sie können also gerade so gut aus dem Atlantischen Ozean in das Mittelmeer gelangt sein und beweisen durchaus nicht einen ehemaligen Zusammenhang.

— Die Juden in Holländisch-Guayana sind, wie Prof. Joest in einem Vortrage vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde auseinander, dort völlig die Herren des Landes und Surinam ist heute eine jüdische Kolonie. Der Gouverneur der Kolonie ist ein Holländer, aber die ganze Verwaltung der Kolonie liegt sonst in den Händen der Juden, welche die Plantagen besitzen und durch Neger und Kuli bearbeiten lassen. Die Kolonialtruppe (Schutterij) hat vom Kommandanten bis zum jüngsten Leutnant nur jüdische Offiziere und in dem Surinamer Parlament (Koloniale Staten) sitzen unter 15 Mitgliedern 13 Juden, die sämtlich der Opposition angehören. Diese Juden stammen nur zum geringsten Teile aus Deutschland, die meisten derselben sind Nachkommen portugiesisch-amerikanischer Juden, die im Jahre 1644 aus Brasilien ausgewiesen wurden und unter Führung eines gewissen Nassy nach Surinam kamen. In der Judenjavanne angesiedelt, wo sie sich besonderer Vorrechte erfreuten und eigene Gerichtsbarkeit hatten, entwickelten sie sich rasch und besaßen 1750 schon 115 Plantagen, auf denen 9000 Negersklaven arbeiteten. Sie waren wegen der Härte, mit der sie ihre Sklaven behandelten, wenig beliebt. Die Judenjavanne, in der noch die Ruinen der Synagoge stehen und wo alte, strenggläubige Juden sich noch begraben lassen, ist heute verödet. Dagegen ist Paramaribo, das seit 20 Jahren von den Holländern infolge der Aufhebung der Sklaverei verlassen wurde, eine vorherrschend jüdische Stadt geworden. Die Juden blieben in Surinam, kauften und parzellierten die Plantagen, die sie an Neger verpachteten und wurden durch Fleiß, Nüchternheit und Sparsamkeit Herren des Landes, wiewohl ihre Zahl nur 1400 beträgt. Sie haben den ganzen Handel, die Ausbeutung der Goldfelder, die wichtigsten Stellen in der Hand.

— Farbenblindheit bei Indianern. Vor dem Franklin-Institut in Philadelphia entwickelte Dr. L. Webster Fox seine Ansicht, daß die Farbenblindheit viel mehr unter den Kultur- als den Naturvölkern vorkomme. Er untersuchte in dieser Richtung 250 indianische Kinder, darunter 100 Knaben. Während er nun unter letzteren nicht einen einzigen Farbenblinden fand, zeigte er, daß unter 100 weißen Knaben aus verschiedenen Gegenden der Vereinigten Staaten wenigstens fünf farbenblind waren. Unter 250 Indianerknaben, die er bereits vor mehreren Jahren auf Farbenblindheit untersucht hatte, fand er zwei farbenblinde, auch ein niedriger Prozentsatz im Vergleiche mit den weißen Knaben. Die untersuchten Indianermädchen lieferten nicht ein farbenblindes. Es kann dieses nicht überraschen, da Farbenblindheit beim weiblichen Geschlechte weit geringer vertreten ist als beim männlichen. Auf 1000 weiße Mädchen finden sich nur zwei farbenblinde.

— Meerschaumlager in Neumexiko sind in beträchtlichem Umfange im nördlichen Teile des Staates am Sapellacreek, 37 km nördlich von Silver City, entdeckt worden. Amerikaner loben die Güte desselben, die dem des kleinasiatischen Meerschaumes gleich kommen soll.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LX. Nr. 20.

Globus.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Die Robbenjagd im Beringsmeer.

Seit einigen Jahren sieht sich England in einen Streit mit den Vereinigten Staaten verwickelt, der in jedem Frühjahre von neuem ausbricht und jedenfalls schon lange zu Flottendemonstrationen und Feindseligkeiten geführt hätte, wenn John Bull nicht gegenüber Bruder Jonathan einen ganz andern Grad von Gelnld und Selbstüberwindung an den Tag legte, wie gegen schwächere Nationen, mit denen er in Streit gerät. Es ist eine harmlose Robbe, um die sich zunächst die Zwistigkeiten drehen, die Pelzrobbe, Callorhinus ursinus; die Pelzrobbe giebt freilich nur den Vorwand ab für die Entscheidung der völkerrechtlich sehr wichtigen Frage, ob das Beringsmeer, also das Meer zwischen der Kette der Aleuten und der Beringsstraße, ein mare clausum, ein amerikanisches Privatmeer ist, oder ob es außerhalb der Küstengewässer den Schiffen aller Nationen ebenso offen stehen muß, wie jedes andre Meer. Amerika behauptet das erstere, England das letztere, aber während England zögert und den Klagen seiner nächst interessierten Bürger, der Bewohner von Victoria, das Ohr verschließt, haben die Amerikaner, angetrieben durch die einflußreiche Alaska-Kompanie, alsbald zugegriffen; ihre Zollkutter kreuzen, sobald die Saison beginnt, im Beringsmeer und erklären, jeden englischen Robbenjäger, den sie antreffen, nebst seiner Ladung für gute Beute. Die englische Regierung hat, wie schon gesagt, bis jetzt sich auf wirkungslose Proteste beschränkt, aber ihre Unterthanen sind nicht gesonnen, sich noch länger zu gedulden, und es wäre nicht unmöglich, daß sie der Gewalt Gewalt entgegensetzten und dadurch ernsthafte Verwickelungen herbeiführten.

Die von den Amerikanern gezeigte Thatkraft ist, wie schon gesagt, ausschließlich auf Rechnung der Alaska-Kompanie zu setzen, und diese hat ein so großes Interesse an der Absperrung des Beringsmeeres behufs Schonung der Pelzrobbe gewissermaßen zu einem Haustiere gemacht hat, das sich freilich den größten Teil des Jahres im freien Meere herumtreibt und keine Futterungskosten verursacht, aber zur bestimmten Zeit an einem bestimmten Platze erscheint, so daß die Kompanie sich eine durch das Gesetz bestimmte Anzahl auswählen kann, und diese schlachtet, und ihre Pelze in den Handel bringt. Dieses in der ganzen Welt wohl einzig dastehende Verhältnis wird dadurch bedingt, daß die Robben im ganzen weiten Beringsmeer nur zwei kleine Inseln gefunden haben, auf denen sie ihrem Fortpflanzungsgeschäft obliegen können, die Pribylow-Inseln, St. Paul und St. George. Einzeln findet man sie ja das ganze Jahr hindurch überall an der Küste von Alaska, südlich von 58° n. Br., ferner längs des Prince William Sound, an der Ostküste der Halbinsel Kenai, an Alaska und den Aleuten, im Frühjahr auch an der Fuca-Straße, an Vancouver und Queen Charlotte Islands, aber die Hauptmasse wandert im Mai nordwärts zwischen den Aleuten durch und sucht die beiden einsamen Inseln auf, wo die Schlächter ihrer warten. Warum sie so zäh an diesen Inseln festhalten, ist schwer zu erklären; ähnliche Fälle Festlegestude ohne stehendes Wasser und ohne Sand, den die Robben meiden, weil ihn der Wind ihnen in die weitgeöffneten Augen treibt, fänden sich wohl noch mehr am Gestade des Beringsmeeres, auch die klimatischen Verhältnisse würden dort nicht wesentlich anders sein; aber trotzdem ist es Thatsache, daß die sorgfältigsten und eingehendsten Nachforschungen sowohl der Russen, wie neuerdings der Amerikaner nie einen andern „breeding ground“ für die Robben haben auffinden können, als die „rookeries“ auf den Pribylow-Inseln. Wo die Tiere sich im Winter aufhalten, ist heute noch ein ungelöstes Rätsel. Die letzte 1873 ausgesandte Expedition des Schooners „John Bright“ hat südlich der Aleuten einige Bänke nachgewiesen, welche den Robben als Weidegründe zu dienen scheinen, aber dichtbesetzt sind durchaus nicht so ausgedehnt, daß sie die Hunderttausende von großen Tieren ernähren könnten, diese müssen entschieden viel weiter südlich in den Stillen Ozean hineingehen, für so ausgezeichnete Schwimmer keine allzu weite Reise.

Die Pelzrobbenjagd ist bereits von den Russen in ein vernünftiges System gebracht worden, das einen regelmäßigen Betrieb für alle Zeiten sichert; seine Vorteile sind so in die Augen fallend, daß sogar die Amerikaner sich entschlossen haben, eine Ausnahme von dem sonst überall befolgten Raubbausysteme zu machen und jährlich nur eine bestimmte Anzahl Robben zu töten. Als Pribylow 1783 die Inseln, die seinen Namen tragen, entdeckt hatte und die Kunde von dem Reichtum an Pelzrobben nach Sibirien brachte, wurden in einem Jahre

Digitized by Google

500 000, nach Weniaminow sogar 2 Millionen Tiere dort getötet; wenige Jahre fortgesetzt, würden diese Schlachtereien die Pelzrobbe so gut ausgerottet haben, wie die berühmte Stellersche Seekuh. Das sahen die Leiter der russisch-amerikanischen Gesellschaft zum Glück noch rechtzeitig ein; schon 1805 gab Rezenow strenge Verordnungen, die wunderbarerweise auch befolgt wurden, und als Alaska in die Hände der Amerikaner überging, war die Zahl der Robben schon wieder so groß geworden, daß auch die Massenschlächterei während des Interregnums sie nicht wesentlich vermindern konnte. Der Kongreß verpachtete die beiden Inseln an die Alaska-Kompanie unter der Bedingung, daß jährlich nur 100 000 Robben getötet werden dürften, und diese Vorschrift ist bis jetzt strengstens aufrecht erhalten worden, wenn schon die englischen Zeitungen behaupten, daß die Amerikaner es mit der Zahl nicht immer so genau nehmen.

Alljährlich im Mai beginnt es in den sonst so stillen Gewässern an den Pribylow-Inseln lebendig zu werden, riesige, unförmliche Kalasse erscheinen und entleeren dem Wasser. Es sind die alten Männchen, die „bulls". Jedes nimmt einen festen Standort möglichst dicht am Ufer und verteidigt diesen wütend gegen seine Nebenbuhler, bis der ganze Strand von den stärksten Männchen in Besitz genommen ist; schwächere Neuankömmlinge müssen sich durchschleichen und ihren Standpunkt weiter noch innen nehmen. Kein Männchen verläßt seinen Platz, auch nicht einmal um Nahrung zu sich zu nehmen, die Tiere zehren buchstäblich von ihrem eigenen Fette. Mitte Juni kommen die viel kleineren Weibchen und die jüngeren Tiere. Erstere werden von den Bullen sehr unsanft begrüßt, mit den Zähnen im Nacken gefaßt, in das Standquartier geschleppt und hier eifersüchtig behütet. Freilich kann es die größte Wachsamkeit nicht verhindern, daß die am weitesten landein lagernden Weibchen, während ihr „legitimer" Herr neue Ankömmlinge begrüßt, von den ins Innere getriebenen schwächeren Männchen weiter fortgeschleppt und ihrem Harem einverleibt werden. Die jungen, fünf- bis sechsjährigen Männchen können an Ehefreuden noch nicht denken; sie müssen sich zwischen den älteren durchschleichen und ihre Lagerstätte ganz im Innern der Insel nehmen. Die Weibchen kommen alle hochträchtig an und werfen kurz nach der Ankunft Junge, die sie bei sich behalten und sorglam behüten. Sie gehen während ihres Aufenthaltes, der etwa zwei Monate dauert, täglich ins Meer, um Nahrung zu suchen, bleiben aber immer nur kurze Zeit aus.

Nach dem oben erwähnten Gesetze dürfen Weibchen und Junge überhaupt nicht getötet werden; auch die alten Männchen werden geschont, da ihr Pelz, meist von unzähligen Narben zerrissen, wertlos ist. Das Schlachtvieh wird ausschließlich unter den sechs- bis siebenjährigen, noch unbeweibten Männchen, den „bachelors" ausgewählt. Die Aleuten, aus denen die Robbenschläger bestehen, drängen sich zwischen die innerste Reihe der Familienväter und die Junggesellen und sondern die letzteren in Herden von 2000 bis 3000 Stück; sie treiben dann eine dieser Scharen nach der andern ins Innere zum Schlachtplatz. Die unbeholfenen Tiere lassen sich gutwillig von wenigen Leuten treiben. Freilich darf man ihnen nicht mehr als fünf bis sechs Miles im Tage zumuten, da sonst der Pelz durch die Erhitzung leidet. Nachts umstellt man sie mit Wachen; werden sie unruhig, so genügt ein Pfiff, um sie einzuschüchtern. Sollte zufällig einmal ein wärmerer, heller Tag eintreten, so muß Rast gemacht werden, denn jede Erhitzung schadet dem Pelz. Ist der Schlachtplatz erreicht, so wird die Herde in kleine Trupps von 20 bis 30 Stück geteilt und das Schlachten beginnt. Vorher wird aber jedes einzelne Tier genau untersucht, ob sein Pelz auch von genügender Qualität und unbeschädigt ist; wenn nicht, wird es ungeschlachtet und kann sich den Weg zum Meere zurücksuchen. Die tauglich befundenen erhalten von den nur zu diesem Zwecke angestellten aleutischen Robbenschlägern einen Schlag mit der Keule vor den Kopf; ein zweiter Aleute sticht dem betäubten Tiere ein Messer ins Herz; dann folgen die Abbalger und unmittelbar hinter diesen Karren mit Maultieren bespannt, welche die Häute so rasch als möglich in die Magazine schaffen, dort werden sie einsalz eingesolzen und scharf zusammengepreßt und schließlich, je zwei und zwei zusammengebunden, verschifft. Die abgehäuteten Körper verfallen den Frauen der Ansiedler, welche den Speck für die Haushaltungen verwenden.

Für die Bezahlung der Arbeiter gilt noch das Akkordwesen, wie es die russischen Promyschelniks eingeführt haben. Es wird die Gesamtsumme des Arbeitslohnes nach der Zahl der eingelieferten Felle festgestellt und verteilt, wobei Kirche, Schule und Invaliden ihren bestimmten Anteil bekommen. Die aktiven Arbeiter sind in drei Klassen geteilt, deren Lohnhöhe verschieden ist. Auf St. Paul erhielt noch Petroff im Jahre 1879 ein Arbeiter erster Klasse 410 Dollars.

Die Alaska-Kompanie zieht aus ihrem Monopol natürlich einen sehr erheblichen Gewinn und ist nicht gesonnen, sich denselben von Konkurrenten schmälern zu lassen. Umgekehrt sehen natürlich die Bewohner von Viktoria und Vancouver nicht ein, warum sie die Pelzrobben an ihren Küsten und zwischen den Aleuten-Inseln nicht auch jagen sollen, und sie schicken in jedem Frühjahre eine Anzahl kleiner Schoner dazu aus. Bis 1866 überließen sie die eigentliche Jagd den Küsteneingeborenen und tauschten von diesen die erbeuteten Felle ein. In dem genannten Jahre gingen die ersten englischen Schiffe selbst auf die Jagd aus, und seitdem hat das Geschäft von Jahr zu Jahr an Umfang zugenommen. So lange die englischen Schoner südlich der Aleuten blieben, konnten die Amerikaner nichts gegen sie machen, aber seit 1878 begannen sie auch an den Aleuten selbst und nördlich derselben zu jagen, und seit 1883 suchten sie dort hauptsächlich ihre Beute. Die Engländer behaupten notirlich, daß sie nur im offenen Meere jagen und die Dreimeilenzone längs der Küste sorglam vermeiden; wo Räubereien in der Küstenzone vorgekommen sind, woren die Thäter keine Engländer, sondern Kalifornier oder gar Deutsche, Engländer sind für so etwas viel zu ehrlich; die Amerikaner dagegen bestreiten das Letztere entschieden, und werfen ersterem den Robbenjägern vor, daß sie die Robben ohne Unterschied von Alter und Geschlecht töten und nur in die Beringssee kommen, weil sie südlich davon die Robben schon fast ausgerottet haben. Die Alaska-Kompanie setzte ihren ganzen Einfluß ein und sparte die Dollars nicht, und 1886 fingen die amerikanischen Zollkutter an, die englischen Schoner anzuhalten und wegzunehmen, sobald sie im Beringsmeer betroffen wurden. Im Anfang scheinen die Beamten ziemlich auf eigene Faust gehandelt zu haben, denn eine Verfügung des Staatssekretärs Bayard hob das in Sitka gefällte Urteil gegen vier im Jahre 1886 weggenommene Schiffe auf, aber es gelang der Alaska-Kompanie, die Ausführung dieser Verfügung bis 1888 hinzuhalten und die Schiffseigentümer zu ruinieren. In den folgenden Jahren waren durchschnittlich 20 bis 25 englische Schiffe auf der Robbenjagd und mochten reiche Beute; die Zollkutter verhielten sich verschieden, aber die amerikanische Regierung erhob den Anspruch auf den Alleinbesitz des Beringsmeeres. Im Jahre 1889 kam es vor, daß die Mannschaft einiger genommener Schoner ihre Wächter überwältigte und mit diesen in Sitka ankam, freilich ohne Ausbeute. Im Jahre 1889 gingen 29 Schoner ins Beringsmeer und brachten für eine holbe Million Dollars Felle nach Viktoria, ohne belästigt worden zu sein, und im Jahre 1891 sind 49 Schiffe mit 1082 Leuten ausgelaufen. Vorsichtehalber beholten sie aber nicht ihre ganze

Digitized by Google

Jagdbeute an Bord, ſondern liefern von Zeit zu Zeit an beſtimmten Punkten ab, wo ſie ein Dampfer aus Viktoria in Empfang nimmt.

Die engliſchen Robbenjäger ſind kleine Schiffe von 60 bis 120 Tonnen mit 20 bis 30 Mann Beſatzung. Sie laufen gewöhnlich anfangs März aus und fahren den von Süden kommenden Robben entgegen. Die Robben ziehen einzeln oder höchſtens in ganz kleinen Trupps; ſie können auf dem offenen Meere nur bei gutem Wetter gejagt werden und die Jagd iſt nicht leicht, denn die Pelzrobbe iſt im Waſſer äußerſt gewandt und ſcheu und taucht beim geringſten Geräuſch unter; trifft ſie die Kugel nicht tödlich, ſo iſt ſie meiſtens verloren. Die Jagd erfolgt von kleinen Böten aus, und mancher Jäger geht in dem unruhigen Meere und bei dichtem Nebel zu Grunde. Die Schoner folgen den Robben, wie dieſe den ihnen zur Nahrung dienenden Fiſchen, und erreichen im Mai die Aleuten, wo ſie die Frühjahrsjagdbeute abliefern.

Die Geſamtjahresbeute der Engländer beläuft ſich in guten Jahren auf 25000 bis 30000 Felle, alſo nur auf ein Viertel der Schlachtungen auf den Pribylow-Inſeln; das allein beweiſt ſchon, daß die Klagen der Alaska-Kompanie über die engliſche Räuberei übertrieben ſind. Nimmt die Zahl der Robben in den Rookeries wirklich merklich ab, ſo werden wohl die Herren Amerikaner ſelbſt Schuld daran ſein und wohl thun, die Schlachtungen unter ſchärfere Aufſicht zu ſtellen. Die Küſtenindianer jagen die Robbe noch in der alten Weiſe; ſie ſuchen mit ihrem Kanoe dicht an die ſchlafend dahintreibenden Robben heranzukommen und harpunieren ſie. Die Zahl der von ihnen getöteten Tiere kommt gegenüber der Ausbeute der europäiſchen Schiffe nicht in Betracht.

Nach den neueſten Nachrichten hat die engliſche Regierung ſich entſchloſſen, vorläufig den amerikaniſchen Forderungen nachzugeben und ihre Unterthanen aus dem Beringsmeer zurückzuhalten. Eine Schonzeit iſt in Ausſicht genommen und eine Kommiſſion iſt von Viktoria nach den Pribylow-Inſeln abgegangen, um ſich von dem Stand der Rookeries zu überzeugen. Sie iſt freilich erſt dort angekommen, als die Robben wieder zum größeren Teile weg waren, aber den Kaufleuten in Viktoria kann jetzt doch vorgehalten werden, daß etwas für ihre gefährdeten Intereſſen geſchehen ſei, ohne daß der Hauptabnehmer Englands gekränkt worden iſt, und das iſt auch ſchon etwas wert.

Graufthal und Lichtenberg im Unterelſaß.

Von Bruno Stehle in Colmar.

Früh morgens verließen wir das reizend gelegene Städtchen Zabern, um das Graufthal und weiterhin die Feſte Lichtenberg zu beſuchen. Unſer Weg führte uns auf die bekannte Zaberner Steige, die Gebirgsſtraße, welche, den Kamm der Vogeſen durchquerend, das Elſaß mit Lothringen verbindet. Schon 1427 wurde die Kunſtſtraße an-

Lichtenberg im Unterelſaß. Nach einer Photographie.

gelegt und im Jahre 1616 weſentlich ausgebeſſert. Laſſen wir über das Werk ſelbſt unſern Altmeiſter Goethe ſprechen, der es mit folgenden Worten ſchildert:

„Von der aufgehenden Sonne beſchienen, erhob ſich vor uns die berühmte Zaberner Steige, ein Werk von unüberdenklicher Arbeit. Schlangenweiſe über die fürchterlichſten Felſen aufgemauert, führt eine Chauſſee, für drei Wagen nebeneinander breit genug, ſo leiſe bergauf, daß man es kaum empfindet. Die Härte und Glätte des Weges, die geplatteten Erhöhungen an beiden Seiten für die Fußgänger, die ſteinernen Rinnen zum Ableiten der Bergwaſſer, alles iſt ſo reinlich als künſtlich und dauerhaft hergerichtet, daß es einen genügenden Anblick gewährt."

Auf der Höhe der Zaberner Steige liegt links ein ſteiler Fels, Karlsſprung genannt. Er führt ſeinen Namen von einem lothringiſchen Herzoge, welcher in der Hitze des Jagens

Digitized by Google

mit seinem Pferde über den Fels hinabgesprungen und unverletzt im tiefen Abgrunde angekommen sein soll. Noch zeigt man aus Felsen die Spuren der Hufeisen des Pferdes.

Nach einer halben Stunde ist die Berghöhe und damit auch das lothringische Plateau erreicht; doch verfolgen wir nicht den Weg nach Pfalzburg, sondern wenden uns rechts hinunter in das elsässische Zinzelthal, nach dem Oberhof und dem Graufthal oder Graufel.

Unser Holzschnitt giebt uns ein getreues Bild von dem wundersamen Oertchen. Wunderſam, weil hier in der That noch Höhlenbewohner hausen. Auf dem linken Ufer der Zinzel erheben sich majestätisch gewaltige, senkrecht abstürzende Felskolosse, aus buntem Sandstein gebildet. Der die Thalsohle zunächst berührende Fuß des Felsens ist durch Auswaschung ausgehöhlt, und diese natürlichen Höhlen haben sich die genügsamen Bewohner in Wohnungen umgewandelt. Als wir aus einer dieser armseligen Hütten näherten, sahen wir einige halberwachsene Mädchen mit Strickarbeiten beschäftigt vor der Thüre sitzen. Gegen ein kleines Entgelt fütterten sie uns gern in ihr ärmliches Heim. Die Wohnung zeigt im Innern den natürlichen, nackten Stein; nach außen schließt sie eine Ziegelwand ab, in welcher ein paar kleine Fenster und die Thüre sich befinden. Einige Häuser haben sogar ein zweites Stockwerk; eine Sandsteinplatte, die der Verwitterung widerstand, bildet die Decke des Erdgeschosses und den Fußboden des obern Stockes. Das Dorf zählt ungefähr 250 Einwohner, arme Leute, die sich durch Waldarbeit, Fisch- und Froschfang, durch Stricken und Anferti-

Graufthal im Unterelsaß. Nach einer Photographie.

gung von Strohflechtereien (Strohhüte) und von Schwefelholzschachteln ihr kärgliches Brot verdienen.

Arm ist die ganze Gegend, und doch war der einsame Erdenwinkel schon in frühester Zeit besiedelt. Sigebald, Bischof von Metz, der von 707 bis 742 den Krummstab führte, stiftete hier ein Frauenkloster. Im Anfang des 12. Jahrhunderts war der Bau so gewachsen, daß er bis zu 100 Nonnen aufnehmen konnte. Während des Bauernkrieges wurde das Kloster hart mitgenommen, und es hat sich seit der Zeit nicht wieder erholt. 1523 kam der Ort an das kurfürstliche Haus von der Pfalz, und es mag nicht unerwähnt bleiben, daß es Güter der 1554 aufgehobenen Abtei Graufthal waren, welche vom Papst Clemens VIII. dem Pfalzgrafen im Tausche für die Güter gegeben wurden, mit denen dieser die Universität Heidelberg ausstattete.

Vom Graufthal führt der Weg über Neuweiler, Ingweiler nordwärts nach Lichtenberg, einer der kleinen Festungen, welche zur Franzosenzeit den Übergang über die Vogesen zu wehren hatten. Bis zum Jahre 1870 lag in der Feste eine kleine französische Besatzung. Nach der Schlacht bei Wörth wurde das Schloß einige Stunden von den Württembergern beschossen, bis es seine Thore öffnete. Kasernen, Türme, Brustwehren sind arg beschädigt, Lichtenberg ist eine Ruine. Trotzdem ist es noch immer ein herrlicher Blick, wenn man aus dem Waldesdunkel heraustritt und auf hochragender Bergeskuppe die aus rotem Sandstein erbauten Türme und Mauern des Schlosses, durch die Strahlen der goldenen Morgensonne beleuchtet, herniederglänzen sieht. Dann versteht man auch, warum der Berg gerade der lichte Berg oder Lichtenberg genannt wurde. Unsre Altvordern waren bei der Namengebung viel fein-

Digitized by Google

fühlender als unsre heutige Zeit mit ihrer „Amalienruh, Leopoldsblick“ u. a. Im Jahre 1862 schrieb Lehmann eine „Urkundliche Geschichte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg“, in welcher er die Festung, wie sie vor 30 Jahren noch stand, folgendermaßen beschreibt:

„Die ursprüngliche Burg ist noch größtenteils vorhanden, und sie ruht auf einem Felsen, der die Höhe eines Berges krönt, den man von Ingweiler aus in ungefähr anderthalb Stunden erreicht. So wie man auf der Höhe aus dem Walde tritt, wird man durch den Anblick derselben überrascht, und wir entdecken sogleich den Umfang der alten Burg mit dem breiten, dunkeln Hauptturme in der Mitte und um jene herum die neueren Terassen, Festungswerke und Wälle. Ehe wir dahin gelangen, kommen wir durch das vor derselben gelegene gleichnamige Dorfchen, und dann zieht sich rechts auf der Südseite der steile Pfad hinan zur Festung, in welcher gegenwärtig eine kleine französische Garnison liegt. Bei der zweiten Zugbrücke beginnt der alte hohe und gewölbte Eingang zur Burg, rechts in den Felsen gehauen und links mit mächtigen Quadern gemauert; und durch denselben erreichen wir aufsteigend den ehemaligen, jetzt mit neueren Verteidigungswerken flankierten Burghof. Eine breite Treppe führt ins Hauptgebäude, das sich an den festen Turm anlehnt, von dessen Höhe man eine weite Aussicht genießt; nach Westen hin auf die mächtigen Bogesen, gegen Südost in die Gegend um Hagenau und über den Rhein auf den Schwarzwald. Südlich schweift das Auge nach Straßburg mit seinem erhabenen Münsterturme, dessen Oberwögte die Herren von Lichtenberg waren, und endlich in der Nähe, ebenfalls nach Süden, auf Buchsweiler und dessen Umgebung hin, so daß also unsre Tynasten von diesem ihrem Sitze, gleichsam wie von einer Hochwacht aus, den größten Teil ihres ursprünglichen, schönen und mit allen Erzeugnissen des Bodens reichlich gesegneten Gebietes überschauen konnten. Unter der obersten oder höchsten Plattform des Turmes befindet sich das berüchtigte Gefängnis, die Hölle geheißen, das in den Zwisten der Lichtenberger Brüder eine so grausige sagenhafte Rolle spielt, und in welchem gegenwärtig die Pulvervorräte aufbewahrt werden. Neben demselben, in der Mitte eines freien Platzes, ist ein Brunnen, der nie versiegt, neben andern beträchtlichen Quellen, welche die Hauptveranlassung zur Erbauung der hohen Lichtenburg auf diesem Felsen gewesen sein sollen. Unten im Hofe steht man noch, neben neueren Gebäuden und Wohnungen, wie die alte Burg später, besonders im 16. Jahrhundert, erweitert und verändert wurde, kennzlich an Balkonen, Thürgestellen im Renaissancestil. Auch die alte kleine Kapelle ist an der Südseite des Hauptturmes noch unversehrt vorhanden.“

So weit Lehmann über den Bau der Burg. Was den Zwist der Lichtenberger Brüder betrifft, erzählt uns die Sage folgendes: Auf der Bergfeste Lichtenberg hausten zwei Brüder, die hegten schrecklichen Haß gegen einander. Der eine schwur, seinem Feind vor Durst, der andre, ihn Hungers sterben zu lassen. Nachdem sich jener des letzteren bemächtigt hatte, ließ er ihn in ein tiefes, unterirdisches Gemach werfen, wo man ihm täglich nur ein trockenes Stück Brot reichte. Der Unglückliche fristete sein elendes Leben dadurch, daß er die trockene Rinde mit der von den Wänden herabträufelnden Flüssigkeit netzte. Allein er wurde verraten und in eine den Sonnenstrahlen ausgesetzte Kammer gebracht, wo er bald darauf starb. Der unnatürliche Bruder stürzte sich mit dem Burgkaplan, der ebenfalls um den Mord wußte, vom Turm herab.

Tracht im Unterelsaß. Nach einer Photographie.

An der äußeren südlichen Mauerseite eines der Schloßtürme, wo sich das Pulvermagazin befand, zeigt man einen in Stein ausgehauenen Kopf, der angeblich den Berdurstenden darstellen soll. In einem unteren Gemache zeigt man drei Köpfe, von welchen immer einer schmächtiger ist als der andre, und welche den immer schmächtiger werdenden Gefangenen vorstellen sollen.

Wie Lehmann in seinem Werke mitteilt, giebt uns eine alte Chronik als Hauptveranlassung zu dem Bau der Burg folgende Sage an: „Als die Herren von Lichtenberg das Haus Lichtenberg bauen wollten, als sie an dem Gebirg einen gelegenen Platz ersucht, (sollen sie) durch einen Hirten gewiesen und ihnen geraten worden sein, ihr Wohnung auf den Lichtenberg zu einem Brunnen, so aus einem Felsen geronnen, zu bauen, dem sie gefolget, wie dann das Haus Lichtenberg, ob es wohl auf einem solchen hohen Berg liegt, daß man das untere Gebirg alles übersehen kann, so ist doch auf gemeltem Haus, welches ein besonder Miracl, kein Mangel an Wasser, sondern hat eine stattliche Brunnenquellen und Wassergruben.“

Im Oberelsaß ist die spezielle Landestracht verschwunden; nur im Münsterthal tragen die Frauen eine aus früheren Zeiten beibehaltene Kopfbedeckung, eine kleine schwarze Kappe. Ganz anders im Unterelsaß. Bei einer Wanderung durch dieses Gebiet fällt vor allem die treue Anhänglichkeit der weiblichen Bevölkerung an ihre alte Tracht auf. Das blendendweiße Hemd mit den weiten Aermeln, das kurze Mieder mit gesticktem Bortleder, das dunkelfarbige, geblümte seidene Brusttuch, der farbige Rock mit Bändern verziert, die reiche seidene Schürze sind die charakteristischen Teile der kleidsamen elsässischen Tracht. Vervollständigt wird dieselbe

Digitized by Google

durch die Kopfbedeckung, eine seidene Schleife oder Schlupf, bald aus schwarzem, bald aus farbigem breitem seidenen Band verfertigt. In manchen Gegenden tragen die Katholikinnen rote, die Protestantinnen grüne Röcke.

Es scheint dieses zähe Festhalten an der alten Tracht ein Erbteil aus früheren Zeiten zu sein; denn schon Moscherosch freut sich der Treue seiner Zeitgenossinnen, wenn er sagt: „Zu loben und hoch zu rühmen ist das Weibsvolk zu Straßburg. So nahe als sie den à la mode vor der Thüre haben, so wenig achten sie ihn. Sie bleiben bei ihrer uralten Tracht, in Schurz und Pelz, in Kapp und Bauernhut, in Übermieder und Leibchen; und sollte es den thörichten à la mode zu Tode verdrießen; in welcher Standhaftigkeit sie auch die Männer selbst übertreffen."

Zur Kenntnis der religiösen Anschauungen der Bataks.

Von C. M. Pleyte Wzn,

Konservator des ethnographischen Museums der Königl. Zoologischen Gesellschaft Natura artis magistra in Amsterdam.

II.

III. Die Pagar.

Pagar bezeichnet im allgemeinen Amulett, jedoch zu gleicher Zeit den Geist, der damit verbunden erachtet wird. Kein Batak, der nicht seinen Pagar hat, welchen er als Gottheit verehrt[1]). „Jedem Menschen", sagt Dr. Hagen, „begegnet mindestens einmal in seinem Leben ein Schutzgeist, Pagar, sei es in Form kleiner Steinchen, welche in einem Wasserstrudel umeinander wirbeln, oder in Form eines eigentümlich geformten Stückes Holz, einer Wurzel ꝛc. ꝛc. Erkennt nun der Mann dies, oder vermutet er einen Pagar darin, so bemächtigt er sich des Gegenstandes und bringt ihn zum Guru (Priester), um von ihm Gewißheit zu erhalten. Nun begiebt sich der Guru damit auf den heiligen Platz des Dorfes, nimmt eine gehörige Mahlzeit zu sich, und macht den Geist in den betreffenden Gegenstand hineinfahren unter mancherlei Zeremonien, wobei das Waschen mit Limonensaft die Hauptrolle spielt. Damit ist der Pagar fertig und der glückliche Finder nimmt ihn mit nach Hause, wo er ihm einen eigenen Platz, gewöhnlich zu Häupten der Lagerstatt des Hausherrn, anweist, und ihm allmonatlich einmal (am Vollmond) oder hier und da auch zweimal Reis und ein rotes Huhn opfert. Der Guru beobachtet dann, ob er Appetit hat oder das Essen verschmäht. Hier und da bekommt der Pagar auch außerordentlichen Hunger und teilt dies dem Guru mit, worauf derselbe dem Betreffenden sagt: Dein Pagar ist hungrig und verlangt dies und das als Opfer."

Der Pagar bleibt in der Familie erblich. — Wird dem Pagar sein Opfer nicht richtig, oder etwa gar nicht dargebracht, so rächt er sich durch Entsendung von Krankheit, Mißwuchs oder Tod in der Familie. Wird er aber gut gepflegt, so fährt er zu gewissen Zeiten in Familienglieder, teilweise auch in Fremde, zu diesem Zweck bezahlte Leute, meistens jedoch in die Hausfrau, welche dann unter Gontangsichlagen und Gesang der Umsitzenden in einen Zustand der Verzückung gerät (natürlich unter Assistenz des Guru), mit starrem Blick eine Zeitlang steif dasitzt, und schließlich angiebt, welche Opfer an schönen Kleidern (für die Frau) und Eßwaren (für sich selbst) der Geist verlangt. Verspricht oder erfüllt der Mann sofort diese Verlangen, so giebt der Pagar durch sein Medium Orakel von sich, indem er z. B. den Ausgang gewisser Geschäfte voraussagt oder angiebt, wo Geld vergraben sei, ob eine Epidemie naht oder feindlicher Einfall zu befürchten steht ꝛc. ꝛc.[2]).

Aber nicht nur Gegenstände, welche auf diese oben erwähnte Weise gefunden werden, können ein Pagar sein, man kann sich auch selber einen zurechtmachen. Solche trägt man dann bei sich in ausgehöhlten Büffel- oder Schweinezähnen, oder in Tigerkrallen, auch wohl in kleinen silbernen oder goldenen Köchern, die in die Falten des Haupttuches gesteckt werden[3]).

Bisweilen bedient man sich zum Aufbewahren des Pagars auch zinnerner Bildchen, Adji tejas (zinnerner König[4]), wie die Seite 312 (Fig. 3 und 4) abgebildeten. In diesen Bildchen, welche als Kunstprodukte einen sehr geringen Wert haben, wird der Pagar befestigt, entweder in der Nabelgegend oder auf dem Kopfe. Wird ersteres Mittel befolgt, dann wird der Nabel ausgebohrt, der Pagar in dies Loch gebracht und dies wieder verschlossen; wird er aber auf den Kopf gelegt, dann wird der Adji mit einem turbanartigen Kopfputz von Getah pertjah versehen, der den Pagar verbirgt. Andre wieder bewahren ihren Pagar in mit Getah pertjah umklebten Schachteln, die nicht selten die Form eines Tieres zeigen. Abbildung 5 stellt einen solchen Pagarbehälter vor in Form eines Karaban (Büffel-)kopfes, wobei die Hörner mittels Krokodilzähnen, die Augen (eins ist verloren gegangen) mittels Kaurischnecken und die Ohren mittels Glasperlen dargestellt sind, und einige kupferne Nägel die kranen Kopfhaare bilden. Der ganze Gegenstand ist an einer Kette befestigt, um ihn um den Hals befestigen zu können.

Beabsichtigt der Batak, den Pagar als Schutzgeist des Hauses zu benutzen, dann stellt er ihn in der Form eines Holzbildes dar, das einen Platz auf der Veranda des Hauses bekommt. Meistens giebt er diesen Bildern eine hockende Haltung und bewaffnet sie mit Schwert oder Keule, um ihnen ein drohendes Aussehen zu geben. Solch ein Bild heißt alsdann Porpagaran[5]), das ist Träger eines Abwehrmittels. Dergleichen Bilder werden auch am Eingange des Dorfes aufgestellt.

Die Verehrung der Pagar hängt gänzlich von Umständen ab. Im täglichen Leben werden sie sehr wenig gepflegt. Geht es aber zum Streite, dann wird ihnen reichlich geopfert, damit ihre Wirkung eine recht kräftige sein soll. Die Adji tejas haben dann sehr schwierige Pflichten zu erfüllen, denn sie müssen nicht nur ihren Träger unverletzbar machen, sondern ihn auch zum Sieg führen[6]).

IV. Die Debata idup. ᯀᯖᯒᯔᯒᯎ

Die Religion der Bataks ist, obwohl sie die Verehrung eines höchsten Wesens nicht ausschließt, der Hauptsache nach eine derjenigen, welche die neue Religionswissenschaft Animismus nennt. Die Verehrung der Geister, mehr speziell der Seelen des Verstorbenen, spielt deshalb auch in fast allen ihren religiösen Anschauungen eine Rolle.

Alle Geister, darunter auch die Seelen der Abgeschiedenen, werden von ihnen Debata (Geist) genannt. Mit diesen letzteren wollen wir uns jetzt beschäftigen. Bei der Beschreibung des Ulos ni tondi haben wir schon gesehen, daß die Seelen, welche im Körper ihren Sitz haben, nach dem Tode frei werden und als Geister zum Himmel emporsteigen und dann Sumangot heißen, welches Wort am besten mit „Individualität" zu übersetzen ist. Außer den Sumangot

Digitized by Google

kennt der Batak aber noch zwei andere Geisterarten, die Silaon und die Sombaon.

Von diesen drei Kategorieen wird die der Sumangot am höchsten geehrt, weil ihnen auch die Seelen der vor kurzem verstorbenen Verwandten angehören, während die Silaon, die Geister schon längst abgeschiedener Familienglieder, von denen man selbst den Namen nicht mehr kennt, nur mäßig beachtet werden. Die Sombaon endlich, die Seelen von ehemaligen Dorfshäuptern, alten Königen, Stiftern von Gemeinden und Vornehmen, werden mehr gefürchtet als geehrt, jedoch kommt der Batak nur gar selten mit ihnen in Berührung, weil sie sich nur auf Bergspitzen, besonders Vulkanen, aufhalten.

Junghuhn z. B. berichtet: „Ich selbst habe einen solchen Sumangot (lies Sombaon) auf dem Lubu Rabja (dem höchsten Berge der Batakländer) getroffen. Ich hatte anfangs viel Mühe, die Bataks zur Ersteigung dieses Berges zu bewegen, und überwand ihre Abneigung (unter, daß ich mich selbst für einen metamorphosirten Sumangot erklärte) nur dadurch, daß ich mich verpflichtete, voranzugehen. Darüber wurde erst eine feierliche Beratung im Soppo (Gemeindehaus) gehalten und beschlossen, daß man mir folgen wollte. Auf dem Gipfel wurde erst mit Benzoe geräuchert und eine feierliche Anrede an den Geist gehalten." Auch Dr. Hagen hatte bei seinen Bergzügen im Tobagebiet dieselbe Furcht der Bataks zu beseitigen. „Als ich somit den Vulkan Gunung Tipaiat besteigen wollte", erzählt er, „weigerten sich die Leute, mich zu begleiten, da sie sich zu sehr vor den dort beheimateten Sombaons fürchteten; nur wenn ich versprüche, oben ein weißes Huhn zu schlachten, wollten ein paar Beherzte folgen[7])."

Wieder von dem Sumangot noch von den Sombaon werden Bilder angefertigt. Dies geschieht nur für den Silaon, unter welcher Gestalt alsdann die Urahnen kollektiv gepflegt werden. Solche Ahnenbilder tragen den Namen Debata idup. Gewöhnlich, wie auf Fig. 6 und 7 (folgende Seite) hervorgeht, stellen sie ein paar Menschen vor in gerader Haltung, ein männliches und ein weibliches Individuum, die mit den Händen auf die Genitalien zeigen, um die Nachkommen daran zu erinnern, daß die Erhaltung des Geschlechts ihnen vor allen anfrechgt ist. Unfruchtbare Frauen opfern deshalb emsig den Debata idup, damit sie von ihnen Kindessegen erlangen. Die Debata idup haben ihren festen Platz in der Behausung. Meistens werden sie in die Nähe des Herdes, an den Dachrippen festgebunden, am Unterleibe bedeckt mit einer Matte, die nur in dem Augenblick, wenn man ihnen Opfer darbringt, entfernt wird[8]).

V. Si Patulpak, Fig. 8.

Si Patulpak begru, wie sein vollständiger Name lautet, ist eine hölzerne Menschenfigur, die am Eingange von jedem Dorfe vorgefunden wird, einmal als Ruhestätte für den Schutzgeist des Dorfes, andererseits als Medium, um sich mit ihm in Verkehr setzen zu können. Gewöhnlich haben diese Holzfiguren eine drohende, abwehrende Haltung, die mit Lanze oder Schwert ausgerüstet sind, um sich besser zur Wehr stellen zu können. Das hier dargestellte Bild ist ohne diese Waffen, dafür aber an der Unterseite mit einem nach vorn gerichteten Schweinefieser versehen, welcher mittels idjuh Tau daran befestigt ist, dem Überreste des letzten ihm dargebrachten Opfers.

In früheren Zeiten wurde bei diesen Bildern auch geschworen. Heutzutage findet dies aber nicht mehr statt. Sie dienen nur noch, um das Huta, Dorf, robu, d. i. unzugänglich für böse Einflüsse zu machen[9]).

VI. Der Mangayang-ayang[10]), Fig. 9.

Der jetzt zu besprechende Gegenstand ist eine flache, explinbrische, von Rotan geflochtene und mit einer netzförmig geknüpften Schnur umwickelte Schachtel, mit kegelförmigem Deckel. Drei Seile, die oben zusammengeknüpft sind, am Boden der Schachtel in regelmäßiger Entfernung befestigt, ermöglichen es, sie um ihre Achse drehen zu lassen. In der Schachtel befinden sich zwei braune, baumwollene Seilchen, beide an ihrem Ende mit einem aus Gold getrieben angefertigten Schlangenkopf versehen, während an den einen Draht noch eine Anzahl von Perlen aus demselben Stoffe angeflicht sind. Mit dieser Schachtel und den beiden Schlangen wird gewerbsmäßig durch einen Priester, der aus der Lage der Schlangen die Zukunft verkündigt. Nicht jeder Priester ist aber im Stande, diese Rombu siporhas (Wahrseile), wie sie genannt werden, zu benutzen. Er muß eine Datu pangarombu, d. h. ein gelehrter Datu (Priester) sein[11]). Um durch die Schachtel ein Orakel geben zu lassen, verfährt er folgendermaßen. Zuerst wickelt er die Rombu siporhas unter Gebetmurmeln rund um seine Finger, und legt sie dann nebeneinander in die Schachtel. Dann wird diese mit großer Sorgfalt geschlossen. Er faßt nun die zusammengeknüpften Enden der Seile, woran die Schachtel hängt, mit seiner Rechten und setzt die Dose mit seiner Linken in drehende Bewegung, bis die Seile ganz ineinander gedreht sind. Nun entfernt er seine linke Hand, so daß die Dose sich zurückzudrehen anfängt, und zählt bis sieben. Dann hält er die Dose schnell wieder fest und öffnet sie schnell unter Gebeten. Sieht er nun, daß die Köpfe der Schlangen gegen ihn zugewandt sind, so ist dieses ein sehr übles Zeichen, liegen sie aber in entgegengesetzter Richtung, dann steht dem, was unternommen werden soll, ein guter Erfolg bevor[12]).

Ebenfalls spielte der Rombu siporhas eine viel bedeutendere Rolle. In dem Bericht über eine Reise der beiden Baptisten-Missionare Burton und Ward, 1824 unternommen im Auftrage von Raffles nach dem Gebiete der Bataks, wird eine Weissagung mittels der Wahrseile als die „einzige religiöse Zeremonie" beschrieben. Damals wurde hierbei auch ein wenig verschieden von der heutigen Art verfahren. „Die einzige religiöse Zeremonie", so lesen wir, „wozu das ganze Dorf sich versammelt, ist diejenige, welche stattfindet am Abend, ehe die Feindlichkeiten anfangen sollen. Wenn der Datu den dazu bestimmten Tag bestimmt hat, wird eine temporäre Scheune mitten im Dorfe aufgerichtet, worin alle Dorfbewohner zusammentreffen. In der Mitte, auf dem Boden, breitet der Datu ein grünes Tuch, Ulos, aus, in dessen Mitte zwei Seile von zwei Fuß Länge mit Menschenköpfe darstellenden Wachsknöpfen versehen befestigt sind. Diese beiden Seile stellen die beiden miteinander Krieg führenden Parteien dar. An mehreren Stellen der Seile befinden sich Perlen, welche die verschiedenen Mitglieder der Gemeinde darstellen. Die ersten bedeuten die Häuptlinge, die zweiten die Krieger ꝛc. ꝛc.

Nachdem die Versammlung sich nun mit Trommeln, Musizieren und Tanzen unterhalten hat, nimmt der Datu die Rombu siporhas angesichts des ganzen Volkes auf und ruft den Zorn der Götter und der Ahnen auf die Feinde herab; er begehrt von beiden, daß sie durch die Rombu siporhas offenbaren sollen, ob es erlaubt sei, das ihrem Lande angethane Unrecht zu rächen. Darauf läßt er die Seile fallen, und zeigt dann aus ihrer Lage und andern Anzeichen, ob ein guter Erfolg zu erwarten sei. Ist dies der Fall, dann werden die Feindlichkeiten sogleich angefangen[13])."

VII. Der Toping, Fig. 10.

Dr. Hagen erwähnt in seinem schon mehrfach angeführten Aufsatz „Beiträge zur Kenntnis der Battareligion", dort, wo er die prunkvollen Leichenbegängnisse der Orang Tenior beschreibt, daß bei dem sogenannten Huda-huda- und Topingspiel zwei Masken in Verwendung kommen, deren eine einen

Digitized by Google

Rhinozerosvogel, deren andre aber ein menschliches Antlitz darstellt. In der Nabelgegend des einen Tänzers ist eine lange bewegliche Stange angebracht, an deren Spitze der Kopf eines Rhinozerosvogels (Buceros rhinoceroides) befestigt und mit zwei Schnüren versehen ist, welche der Spieler in der Hand hält, um damit die Stange und den Vogelkopf zu senken. Hinten hat sich der Spielende einen alten Lappen als Schwanz befestigt, so daß die ganze Figur in etwas an einen Rhinozerosvogel erinnert. Der andre, der Topingspieler, stülpt sich einfach einen Flaschenkürbis mit zwei Augenlöchern über den Kopf. Der Topingspieler heißt das Männchen, der andre das Weibchen [14]). Auch wurde Dr. Hagen, als er die Orang Tenio besuchte, gebeten, daß beim Topingspiel anstatt der Kürbisschale eine geschnitzte Holzmaske vorgebunden würde, der man so gut als möglich die Züge des Verstorbenen zu verleihen sucht. „Wenn", so

Fig. 3.

Fig. 5.

Fig. 9.

Fig. 8.

Fig. 4.

Fig. 6.

Fig. 7.

Fig. 10.

Fig. 3. Adji tejas. Zinnerner König. — Fig. 4. Adji tejas. Zinnerner König. — Fig. 5. Amulett in Gestalt eines Büffelkopfs. — Fig. 6. Debata idup (männlich). — Fig. 7. Debata idup (weiblich). — Fig. 8. Si patuljak begu. Dorfschutzgeist. — Fig. 9. Zauberbohe, Mangaxyang ayang, und dazu gehöriges Blitzbeil, rombu siporhas. — Fig. 10. Toping, Maske, mit dazu gehöriger Hand.

sagt er weiter, „die gewöhnlichen Feierlichkeiten beim Tode eines Radja vorüber sind, und der Sarg vor dem offenen Grabe angekommen ist, so bezeichnet der neue Radja zwei Sklaven, welche die Verkleidungen des Toping und der Kudahuda anlegen und vor dem Grabe noch einmal Possen treiben müssen. Plötzlich ergreift man sie und schneidet ihnen samt der Verkleidung den Hals ab. Die Leichen legt man zu unterst ins Grab, gegenüber am Kopf- und am Fußende, und stellt den Sarg darauf [15])."

Als Dr. Hagen später wieder einmal eine Reise durch diese Gegenden machte, erblickte er, als er in den Balé bale von Nangalaribu eintrat, an der Wand dieses Gebäudes einen kurzen Stock, worauf, mit Fäden umwickelt, der getrocknete Kopf eines Rhinozerosvogels steckte, welchen man ein Paar Vierbohren angeheftet hatte. Diese Kuda-kuda war schon vor langer Zeit beim Tode des vorigen Radja gebraucht worden. Auf seine Nachfrage gelang es auch, das Seitenstück hierzu, die Maske Toping, zu finden, welche als Wertstück im Radja-

Digitized by Google

hause aufbewahrt wurde. Sie war ein Geschenk des Radja von Bangaiarihu an den Radja von Nangaiarihu, sehr sauber aus Holz geschnitzt, mit Menschenhaaren versiert und deutlich mit alten, eingetrockneten Blutflecken bespritzt, was in mir den wohlbegründeten Verdacht erweckte, es sei das Blut der bei der Leichenfeier geschlachteten Sklaven [16]). Leider war dies hochinteressante Stück dem Radja nicht feil, obwohl Dr. Hagen ihm zuletzt den hohen Preis von 15 Dollars bot. Nachdem er es berechnet und gezeichnet hatte [17]), mußte er es zurückgeben, wonach sich die kleinen Buben ein Vergnügen daraus machten, die Maske aufzusetzen, Possen damit zu treiben und insbesondere die Weiber damit zu erschrecken, welche beim Anblick derselben schreiend auseinander stoben.

Wir könnten aus dieser Mitteilung schließen, daß der Toping nur als Tanzmaske verwendet wird, besonders bei den Begräbnissen der Radjas. Dies ist jedoch nicht der Fall. Die Maske, wovon Fig. 10 eine Abbildung gegeben wird, ebenfalls Toping genannt, ist ein bei den Bataks sehr viel gebrauchtes Mittel, um sich mit den Seelen ihrer Abgeschiedenen in Verbindung setzen zu können. Will man sich z. B. mit einem verstorbenen Verwandten unterhalten, dann bindet man einem Stammesgenossen eine Holzmaske vor und ein Paar hölzerne Hände an, in welchem Putze er alsdann im Dorfe erscheint, und durch seine Familie angeboten wird. Folgende Notiz, die wir von Herrn van Asselt mit der Maske empfingen, dürfte hier zur Bestätigung dieser Angabe einen Platz finden.

„Die Maske, wozu die beiden Hände gehören, und die mit natürlichen Haaren versiert ist, stellt einen Knaben vor, der durch einen frühzeitigen Tod seiner Familie entrissen wurde. Die Ehe blieb nach seinem Verscheiden kinderlos, deshalb wünschte die Mutter ihren Sohn zu sehen und zu sprechen, um von ihm Kinderlegen zu erhalten. Sie richtete nun, um ihren Sohn aufs beste empfangen zu können, mit ihren Verwandten eine große Mahlzeit an. Als alles in Ordnung gebracht war, wurde ein Knabe, im gleichen Alter, wie der Verstorbene, vor das Dorf geführt, wo man ihm die Maske anlegte und die Hände auf seine Hände band. Dann berichtete man der Mutter, daß ihr Sohn gekommen sei. Um ihn bald zu sehen, setzte sie sich auf die Treppe ihrer Wohnung, so daß sie den Eingang des Dorfes übersehen konnte. Auf ein gewisses Zeichen wurde nun der Knabe hineingeführt. Kaum hat die Mutter ihr angebliches Kind gesehen, als sie schon die Treppe hinunterreilt, um es zu begrüßen. Sie giebt dem Knaben die schönsten Titel, als: mein Sohn, meine Seele, mein König, mein Gott! Bei solch einer Begegnung ist es herzzerbrechend, die arme Frau zu sehen. Sie überdeckt die Maske mit Küssen und Thränen und freut sich laut über die Rückkehr ihres Kindes. Auf einmal übermeistert sie aber das Gefühl des Schmerzes. Sie hält ihm seine Undankbarkeit vor und seine geringe Liebe, da durch ihn ihre Herzensader durchgeschnitten sei und er sie zurückgelassen habe, wie ein vereinzeltes Blatt auf einem einsamen Baume, mit dem die Winde spielen, und der Schande zur Beute. Endlich aber tritt die Familie zwischen beide und verbindert die Frau, in dieser Weise fortzufahren. Sie geben ihr den Rat, lieber den Geist ihres Sohnes anzubeten und ihn um Segen zu bitten. Dieses giebt sie endlich zu, worauf eine Mahlzeit, zur Ehre der Seele des Kindes, die Zeremonie abschließt."

Neben den beiden Masken Toping und Kuda Kuda ist noch eine dritte bei den Bataks in Gebrauch, die Tongol Tongol heißt. Sie werden, nach v. d. Tuuk, bei Leichenfeiten benutzt und sind mit einer Vorrichtung versehen, um künstliche Thränen hervorzubringen. Im Innern der Maske befindet sich nämlich feuchtes Moos, auf welches der Träger drückt, damit aus den Augenhöhlen das Wasser gleich Thränen hervorquillt.

Hiermit sind wir am Ende unsrer Notiz angekommen. Möge sie ein Beitrag sein zur Vervollständigung der Kenntnis der Ethnologie des Batakschen Stammes.

[1]) Wilken, Animisme, S. 121.
[2]) Hagen, o. c., S. 526 ff.
[3]) Wilken, o. c., S. 122.
[4]) v. d. Tuuk, o. c., i. v. tejas.
[5]) v. d. Tuuk, o. c., i. v. pagar und Tafel I. nebst Erklärung derselben.
[6]) Niemann, o. c., S. 295.
[7]) Hagen, o. c., S. 528.
[8]) v. d. Tuuk, o. c., i. v. idup.
[9]) v. d. Tuuk, i. v., tulpak. Neumann, o. c., S. 301 ff.
[10]) v. d. Tuuk, o. c., i. v. ayang.
[11]) Wilken, Het Shamanisme by de Volken van den Oost Indischen Archipel, S. 56, Note 162.
[12]) Nach Mitteilung von Herrn van Asselt.
[13]) Burton und Ward, Verslag etc. Bydragen tot d. T. L. en VK. van Ned. Ind. (1856), S. 293 ff.
[14]) Hagen, o. c., S. 517.
[15]) Hagen, o. c., S. 519.
[16]) Hagen, Rapport über eine im Dezember 1883 unternommene wissenschaftliche Reise an den Toba-See. Tydschrift v. Ind. T. L. en VK., Teil XXXI, S. 350. v. d. Tuuk, i. v., toping.
[17]) Vergleiche die Abbildung o. c.

Jüdische Volksmärchen.

Von B. W. Segel. Lemberg.

III. (Schluß.)

3. Das Vögele.

War einmal ein sehr reicher Mann, der hatte keine Kinder. Aber er und sein Weib schnten sich sehr nach einem Kinde. Da fuhr er zum Rebbe [1]). Sagt der Rebbe, er werde einen Sohn bekommen, aber nur bis zum 13. Jahre [2]) werde derselbe leben, dann müsse er sterben. Der Mann war damit zufrieden, dachte aber, ich werberge es vor meiner Frau. Er kommt nach Hause, und ersählt, der Rebbe hat mir gewünscht (mich gesegnet), daß Du, mein Weib, einen Sohn haben wirst. Nach Jahresfrist genas die Frau eines Knaben. Das Weib war sehr erfreut, der Mann aber blieb traurig. Fragt sie ihn: „Warum freust Du Dich nicht?" antwortet der Mann: „Man muß den Dingen ihren Lauf lassen." Das Kind wurde groß, und es wuchs zu einem Gaón [3]) heran. Er war ein großer Lamdan [4]). Der Vater aber blieb traurig, denn er wußte, daß diese Herrlichkeit

[1]) Siehe Anm. [2]) zu „Der Adler".
[2]) Das 13. Lebensjahr ist bedeutungsvoll, weil in demselben der Knabe die Verantwortlichkeit für seine Sünden, die bis dahin auf dem Vater lasteten, selbst übernimmt. Eine Art Konfirmation bezeichnet diese Wendung; mitunter werden Hochzeit und Konfirmation an einem Tage begangen.
[3]) Gaón = Titel der großen Rabbinen.
[4]) Thalmudkenner.

Digitized by Google

nicht von langer Dauer sei. Indessen dachte er, ich werde ihn in ein kinderreiches Haus hinein verheiraten, vielleicht bleibt er mir doch leben. Der Knabe wurde verlobt, und bald kam der Hochzeitstag. Man machte zu demselben große Vorbereitungen, denn die Mutter wollte ihrem Sohne eine glänzende Hochzeit bereiten. Alles freute sich und war voller Hoffnung, der Vater allein blieb traurig. Es kam die Trauung; der Bräutigam stand schon unter dem Baldachin, und man ging die Braut abzuholen. Und als man mit der Braut zur Chuppah (Baldachin) kam, war der Bräutigam verschwunden. Die Mutter beginnt zu weinen und zu schreien: „Wo ist mein Sohn, mein einziger, mein goldener!“ Sie sagte: „Ich werde gehen, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und von Wald zu Wald, bis ich meinen Sohn gefunden habe.“

Zuerst aber ging sie zum Rebbe. Wie sie zum Rebbe kam, da sagte dieser: „Du sollst gehen, wohin Dich Deine Augen tragen; Du wirst kommen zu einem eisernen Berg, zu einem gläsernen Berg; und wenn Du die beiden Berge überstiegen haben wirst, dann findest Du Deinen Sohn.“ Die Mutter ging und ging; da traf sie den eisernen Berg; den überstieg sie; dann traf sie den gläsernen Berg, sie will hinauf, kann aber nicht, denn der Berg ist schlüpfrig. Sie setzt sich hin auf einen Stein, und beginnt bitter zu weinen. Da erbarmt sich Gott ihrer und schickt ihr einen Vogel, der trägt ein spitzes Beil in seinen Klauen. Sie ergreift das Beil, beginnt damit kleine Vertiefungen in den Glasberg zu hauen, die ihr als Stiegen dienen, und so kommt sie endlich auf die andre Seite des Berges. Dann geht sie weiter und geht und geht, bis sie endlich in der Nacht ein Licht schimmern sah. Sie ging weiter und bemerkte eine Hütte, aus welcher das Licht kam. In die Hütte trat sie, und aus Furcht vor Räubern, welche in derselben wohnen könnten, versteckte sie sich unter dem Bett. In der Nacht sah sie, wie ein Vogel geflogen kommt; an der Thür wirft er von sich die Federn, und es setzt sich ein prächtiger Jüngling an den Tisch, um zu lernen. Die Mutter erkennt in diesem ihren Sohn. Denkt sich die Mutter, wenn er weggehen will, trete ich auf ihn zu, und nehme ihn heim. Bis sie sich entschließt, ist der Jüngling wieder in einen Vogel verwandelt, und schon davongeflogen. Die Mutter beschließt nun, die zweite Nacht abzuwarten. Der Vogel kam wieder, that von sich die Federn, und machte sich ans Lernen. Da trat die Mutter leise an die Thür und schloß dieselbe. Nachdem er gelernt hatte und auf die Thür zuging, sagte die Mutter zu ihm: „Sohn, mein teurer, mein herziger, wenig habe ich um Dich Kummer gelitten! Komm doch mit mir heim!“ Sagt der Sohn: „Komm, ich nehme Dich auf meine Flügel, und trage Dich weit, weit fort; dann wirst Du noch weiter gehen, und wirst sehen einen großen Palast, und drinnen sitzt ein Mann und sammelt um sich die Vögel, und streut ihnen Futter. Darunter wirst Du ein blaues Vögele bemerken, mit weißen Streifen; das ergreife dann schnell, stecke es in deinen Busen, und mache Dich rasch davon.“

Dann nimmt er sie auf seine Flügel, und trägt sie weit, weit. Da sagt die Mutter: „Fühlst Du nicht, Kind, wie heiß es hier ist?!“ Sagte der Sohn: „Tief, tief unten ist die Hölle.“ Sie flogen weiter. Sagte die Mutter: „Fühlst Du nicht, Kind, wie schön es hier duftet.“ Antwortet der Sohn: „Da ist das Paradies, und es duftet so schön.“ Er ließ sie nieder und sie gingen weiter, weiter; kam sie in einen großen Palast, und sah wie einer saß und alle Vögel zusammenriefen, und ihnen Futter streute. Da erkannte sie ihr blaues Vögele mit den weißen Streifen; sie ergreift es schnell und läuft davon mit dem Vögele. Glücklich kommt sie nach Hause, da entreißt ihr plötzlich das Vögele, und sie fällt in Ohnmacht. Als sie aber wieder aus der Ohnmacht erwachte, da hörte sie die frohe Kunde, daß der Sohn schon unter der Chuppah stehe. Man hielt Hochzeit und es war große Freude.

4. Wie der Vater seine Tochter fand.

Es war einmal ein großer, gelehrter Rabbi, schrieb ein gelehrtes Buch, und von den Anfangsbuchstaben des Titels nannte man ihn kurz „Schach“[1]). Dieser Schach hatte eine einzige Tochter, ein Kind von sechs Jahren. Einmal kollten durch die Stadt die Tataren kommen. Die Tataren durften töten, wen sie wollten, und man konnte ihnen nichts thun. Der Schach fürchtete für das Leben seiner Tochter; seine Frau war schon längst tot. Da ging er in einen tiefen Wald, erbaute sich dort eine Hütte, und gedachte dort mit seiner Tochter zu bleiben, bis die Gefahr vorüber sei. Einmal ging der Rabbi in die Stadt, um Nahrungsmittel für Samstag einzukaufen, und ließ seine kleine Tochter allein in der Hütte zurück. Da fuhr ein Porik (Herr) vorbei, machte vor der Hütte Halt, trat in dieselbe, ergriff das Kind und trabte davon. Der Rabbi kehrte bald heim und findet seine Tochter nicht. Er durchsüberte den Wald, suchte in jedem Winkel, hinter jedem Busch, rief ihren Namen laut, daß es von Baum zu Baum wiederhallte, alles umsonst.

Sobald der Samstag vorüber war, sagt der Rabbi zu sich: „Ich werde gehen von Wald zu Wald, von Stadt zu Stadt, und von Dorf zu Dorf, und werde nicht ruhen, bis ich meine Tochter wieder habe.“ Er schnürte sein Bündel, legte einige Hemden hinein, nimmt Talith und Tephillin (Gebetmantel und Gebetriemen) und einige Seforin (Bücher) und macht sich auf den Weg. — Was war inzwischen aus der Tochter geworden?

Der Herr, welcher sie geraubt, hatte eine Tochter im gleichen Alter; er hielt nun das kleine Judenmädchen mit seiner Tochter in einem besonderen Zimmer; denn bei den großen Herren wohnen die Kinder in einem besonderen Zimmer; und er hielt sie gut, eben wie ein großer Herr. Später gedachte er sie schmadden (taufen) zu lassen. So oft man ihr zu essen gab, kam eine alte Frau, welche von niemandem als von dem Judenkinde gesehen werden konnte, und vertauschte ihr die Speisen mit andern, welche sie mit sich brachte. Denkt sich das Kind, das muß meine tote Mutter sein; denn sie wußte ganz gut, daß sie die Tochter des Schach war; die Mutter bringt mir Speisen, damit ich nicht Trefoth (unreinelle, verbotene Speisen) esse. So blieb sie am Hofe des Herrn bis zum zehnten Jahr. Wie sie 10 Jahre alt war, wollte sie der Herr in eine Kirche bringen, um sie schmadden zu lassen. Alles war schon vorbereitet, aber das Mädchen hatte keine Furcht. Da kam einmal um Mitternacht die Mutter zu ihr, weckte sie und sagte: „Komm mit mir.“ Sie nahm die Tochter auf die Schultern und trug sie weit, weit fort; dann ließ sie sie nieder, vor der Thür eines Hauses, und verschwand. Das Mädchen begann sehr zu weinen, und man hörte es drinnen. Sagt die Frau zu ihrem Manne: „Steh nur auf und sieh zu, wer da so laut weint.“ Der aber sagte: „Ich habe Furcht.“ Das Weib aber sagte: „Wenn ich nicht krank wäre, würde ich selber hinausgehen.“ Da ging der Mann und brachte das Mädchen hinein. Und es war ein sehr schönes Mädchen, ihr Gesicht war blaß und die Augen leuchteten. Man gab ihr Erfrischung, und brachte sie zu Bett. Am Morgen sagte die Wirtin zu ihr: „Kind, ich weiß nicht, wer Du bist, und woher Du bist, wer Dein Vater ist, und wer Deine Mutter ist, aber ein jüdisch Kind bist Du, bleibe bei mir, ich werde Dich

[1]) Es ist üblich, die Verfasser berühmter Werke mit dem Namen, der aus den Anfangsbuchstaben ihres Werkes gebildet ist, zu bezeichnen, unter diesem Namen sind sie häufig eher bekannt, als unter ihrem Eigennamen.

Digitized by Google

halten wie ein eigen Kind." Das Mädchen blieb bei der Wirtin. Diese war krank, und starb bald darauf. Vor dem Tode rief sie den Mann zum Lager und sagte ihm: „Du bist noch jung, heirate deshalb das fremde Mädchen; ich habe an ihr gut gehandelt, so wirst sie auch an meinen Kindern gut handeln." Nach Schlechtim (30 Trauertage) heiratete der Witwer das Mädchen.

Unterdessen zog deren Vater, der Schach, von Wald zu Wald, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und suchte überall seine Tochter. Er blieb in keiner Stadt länger als einen Tag, er hat nur immer gesucht und gesucht; er dachte, ich werde suchen, mein ganzes Leben werde ich suchen die Tochter, bis ich sterbe. Er ging und ging, bis er in die Stadt gekommen ist, wo seine Tochter wohnte. Er kam in das Haus seiner Tochter und fragte: „Werde ich Sabbath halten können?" Antwortete die Wirtin: „O, warum denn nicht?" Sagt der Rabbi: „Ich brauche ein besonderes Zimmer zum lernen und zum beten." Sagt sie: „Ja!" — Sie hört ihn lernen, sagt sie zu sich: „Ei, das kann nur mein Vater sein, die Stimme ist so ähnlich!" Sie hört ihn beten: „Psukt (genau) wie mein Vater! Er hielt Sabbath, seine Aufführung ist Punkt die meines Vaters!" Sonntag früh will der Gast fortgehen, lo lässt ihn die Wirtin nicht fort und sagt: „Bleib hier noch einige Tage. Ihr könnt bei mir noch sein sogar acht Tage, ich behalte Euch gern." Sagt er: „Ich darf nicht sitzen, ich muß weiter gehen." Sagt sie: „Was ist's?" Sagt er: „Was könnt Ihr mir helfen, selbst wenn ich es Euch erzähle; ich hatte eine einzige Tochter, die hat mau mir gestohlen; die suche ich nun schon 20 Jahre, und ich werde sie suchen, bis ich sterbe." „Mein süßer Vater", sagte sie, „mein Vater, herziger, bist Du der Schach?! Ich bin Deine Tochter!" Sie erzählte ihm, was ihr geschehen war, daß beim Herrn ihr die Mutter die Speisen zu verunsichern pflegte, damit sie nicht Treiaph esse, und wie sie dann gheiratet hat. Der alte Rabbi blieb nun bei seiner Tochter, und war sehr glücklich.

5. Eine Reise nach dem Messias.

Es waren einmal zwei Jünger, die lernten gemeinsam in der Jeschiba (höhere Thalmudschule). Sie waren gute Lerner (tüchtige Thalmudisten) und sehr fromm. In späteren Jahren begegneten sie sich in einer Stadt, und der Eine sagte zum Andern: „Weißt Du, laß uns Fasten und Buße thun, und zu Gott beten, damit der Messias komme, denn die Welt ist sehr verdorben, man hört nur von großen Abroth (Sünden, Verbrechen) und Krieg[2]). Sie begannen nun sich zu plagen, und zu peinigen, sie aßen nicht und tranken nicht, sondern beteten und lernten unaufhörlich, suchten die Einsamkeit auf, und sonderten sich von der Welt ab[2]), kurz, sie thaten Buße, um den Messias zu bringen. Sie wanderten von Ort zu Ort, gingen und gingen, bis sie einmal einem alten Jüdlein begegneten, das war Elias, der Prophet. Dieser sagte ihnen: „Geht nur weiter, dort findet Ihr ein Stübchen, in diesem Stübchen könnt ihr ausruhen." Sie gingen und gingen, bis sie zum Stübchen kamen. In das Stübchen traten sie ein, fanden aber niemand drinnen. Sie setzten sich lernen, da überwältigte sie die Müdigkeit und sie schliefen ein. Im Traume sahen sie zwei weiße Tauben, die im Stübchen umherflogen; die Tauben neigten sich zu ihrem Ohr, und sagten: „Rastet noch 40 Tage und 40 Nächte, und dann wandert weiter, bis Ihr zu einem sehr großen eisernen Thor gelangt. Das Thor hat sechs Schlösser, jedes Schloß sechs Schlüssel. Das Thor schließet auf, und tretet ein." Wie sie erwachten, fanden sie wirklich ein Buud von 36 Schlüsseln nur. Sie erhoben sich und gingen von dannen. Unterwegs begegnete ihnen nochmals Elias, der Prophet. Der gab ihnen einen Stab in die Hand und sagte: „Wie Ihr das Thor öffnet, werdet Ihr zu beiden Seiten zwei lange Reihen von Menschen sehen, die mit gekrümten Häuptern dastehen und lernen. Dann gehet weiter, und Ihr findet einen gläsernen Berg, den müßt Ihr übersteigen. Ihr wandert weiter und trefset ein kleines, ganz abseits gelegenes Stübchen; in das Stübchen tretet ein, Ihr findet dort den Jecer-ha-Ra (Geist des Bösen[3]). Da habt Ihr, nehmet, diese eiserne Kette, fesselt ihn, und bringt ihn her, ich erwarte Euch hier. Sabald das geschehen ist, ist die Welt gerettet, und der Messias kommt bald; aber hütet Euch, dem Jecer-ha-Rä unterwegs etwas Nahrung zu reichen, denn er reißt sich bald los, und Eure ganze saure Mühe ist vergebens."

Unsere jungen Leute wanderten und kamen an das Thor; sie erschraken, wie sie das ungeheuer weite Thor erblickten, und dachten, wer wird so ein Thor öffnen; sie gingen ans Werk, aber das Thor öffnete sich leicht, und sie traten ein. Ihnen krümte eine große Reihe entgegen, und zu beiden Seiten saßen zwei Reihen Menschen mit gekrümten Häuptern, und lernten; in der Luft herrschten balsamische Düfte, und von oben, ganz, ganz hoch oben, kam eine leise, sanfte Musik. Und die Helle war so stark, daß man glaubte, sie sassen zu können mit den Händen. Die Wanderer ergriffen auch eine Handvoll Licht, und thaten es in die Tasche. Sie gingen weiter, weiter, und kamen zum gläsernen Berg, sie wollten hinauf, es geht nicht! Da begannen sie zu beten, und Buße zu thun, und kamen endlich hinüber. Sie gingen durch Wüsteneien und Oden, und es war sehr finster, nur das bischen Licht, das sie von jenseits des Berges mitgenommen hatten, leuchtete ihnen, und ermöglichte ihnen den Weg. Die Finsternis war so groß, daß man sie mit Händen greifen konnte; sie ergriffen eine Handvoll Finsternis und steckten sie in die Tasche. Sie gingen weiter und kamen zum kleinen Stübchen. In das Stübchen traten sie, trafen dort den Jecer-ha-Rä, ergriffen ihn, schlugen ihn in Fesseln und schleppten ihn fort. Sie waren sehr erfreut, denn schon sollte der Messias kommen. Sie gaben dem Jecer-ha-Ra keine Nahrung und ließen ihn hungern. Da begann der geplagte Geist zu bitten und zu weinen: „Gebt mir wenigstens etwas, daß ich mein Leben erhalte!" „Nein, Du bekommst nichts, nicht ein Stückchen." Der Jecer-ha-Rä weinte und bat, und warf sich zur Erde, da erbarmte sich einer von den beiden Wanderern und reichte ihm eine Erquickung. Wie sich der böse Geist gelabt hatte, riß er sich los und lief davon. Die beiden waren verzweifelt, wir haben so viel und so lange geharowit (mühevoll gearbeitet), und am Ende ist nichts daraus geworden. Da hat sich der Eine schmadden (tonsen) lassen, und der Andre ist bald darauf gestorben.

[2]) Solche Asketen und Büßer waren einst eine sehr häufige Erscheinung unter den Juden.

[3]) Manche Büßer suchen die Einsamkeit auf Chiwid. Andre dagegen machten sich zur Aufgabe, unter die Leute zu gehen und sie von schlechten Thaten abzuhalten.

[3]) Im Menschen kämpfen zwei Geister, der Jecer-ha-Tov, der zum Guten, und der Jecer-ha-Ra, der zum Bösen neigt. Letzterer beiandert wird als ein böser Engel personifizirt, der auch den Menschen vor Gott verleumdet, und dann bei Gericht den Zeugen macht.

Land und Leute in Uhâha.

Die Landschaft Uhâha, welche jüngst durch den Verlust der Expedition Zelewskis eine traurige Berühmtheit erlangt hat, gehört zu den mindest erforschten Distrikten unsres ostafrikanischen Schutzgebietes. Zuverlässige Nachrichten gaben in neuerer Zeit zuerst die Briten Elton und Catterill auf ihrer Reise vom Nyassa nach Ugogo 1877, wobei sie das mächtige Kandi-Gebirge entdeckten und den westlichsten Ab-

Digitized by Google

schnitt des kühlen, herdenreichen Hochplateaus am obern Ruaha kreuzten [1]). Ihnen folgte im August 1879 der Geologe J. Thomson (To the Central African Lakes and back, Vol. I) und dann in den Märztagen 1883 der Franzose Victor Giraud, dessen Schilderungen von unserer Zeitschrift ziemlich ausführlich wiedergegeben sind (Globus 1888, Bd. LIII). Noch früher berührte Paul Reichard, der letzte Überlebende der deutschen Ostafrika-Expedition, im Sommer 1885 den nördlichen Abschnitt dieses Gebietes, und endlich kamen, gegen Ausgang desselben Jahres, die Sendlinge der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, Graf Joachim Pfeil und Leutnant Schlüter, zu den Wahehe am Ruaha und erwarben durch Vertrag vom 29. November 1885 die ganze Region für ihre Auftraggeber (Kolonial-Politische Korrespondenz 1886, Seite 30 und 38). Ein Auszug Schlüters, worin diese Reise nebst den gemachten Wahrnehmungen anschaulich beschrieben wird, erschien im Juni 1886 in der Kolon.-Polit. Korrespondenz (a. a. O., Bd. II, Seite 138 und 139). Dieser Auszug bildet, samt einem Vortrage, den der Afrikaforscher Paul Reichard am 16. Oktober cr. vor der deutschen Kolonial-Gesellschaft hielt, den Grundstock unserer Kenntniss Uhâhâ's [2]). Außerdem hat das amtliche Kolonial-Blatt in seinen Nummern vom 1. und 15. Oktober einige Nachrichten über das Land der Wahâhâ gebracht, auch eine, allerdings nur skizzenhafte Übersichtskarte dem Texte beigefügt.

Uhâhâ wird im Norden von Ugogo und Usagara, im Osten von Chutu und im Süden von Mahenge begrenzt; nur im Westen scheint eine bestimmtere Grenzlinie zu fehlen. Veranlasst durch seine Zugehörigkeit zum zentralafrikanischen Hochplateau, zeigt es bei der mittleren Erhebung von mehr als 1000 m ein beständig kühles, ja kaltes Klima, so daß man sich, stets umdrauscht von heftigen, mit Sand beladenen Winden, gar nicht in einem tropischen Lande glaubt. Der östliche Abschnitt allein ist gebirgig, sofern er noch in die südliche Fortsetzung der Usagara-Berge hineinragt; sonst stellt sich Uhâhâ als eine ausgedehnte, wellige, mit Laterit und wüsten Geröllmassen übertagerte Ebene dar, aus welcher ab und zu rundliche Gneisskuppen nur mäßig hervorschauen. Das hinlänglich bewässerte Gebirge trägt lichten Wald, über 1800 bis 2000 m gute Weidegräser. Galeriewaldungen kommen lediglich an den Flüssen vor, aber bei dem Wassermangel der Plateaugestiefte selten auf längere Strecken. Selbst der Ruaha, die Hauptader Uhâhâs, mit Quellen im nördlichen Nyassagebirge, führt nicht immer das ganze Jahr Wasser. Die Savanne bekleidet neben einer ertraglichen Grasdecke der Ode, vorherrschends aus Dornen gebildete, trüppelhafte Buschwald, durch den sich, wie verlorene Spuren des Lebens, breitgetretene Rhinozerospfade zwängen. Von größeren Tieren erscheint noch der Elefant, aber spärlich, — die Giraffe, das Gnu und das Zebra; Strauße zeigen sich wenig, öfter Gazellen und vielerlei Antilopen. Es tritt daher bei stärkeren Karawanen häufig empfindlicher Mangel an Nahrungsmitteln ein. Dazu denke man sich den ewigen Sandwind und die excessiven Gegensätze der Temperatur zwischen Tag und Nacht, den schwülen Sonnenbrand in geschützten Thälern, den rauhen Zug auf der freien Hochebene, die überraschende Abkühlung mit Ausbruch der Dunkelheit. Festanwiger ist aber weder den Krankheiten zu fürchten; ja Leutnant Schlüter glaubt, daß Miasmen überhaupt nicht vorkommen, da während des mehrwöchentlichen Aufenthaltes im Lande niemand von der Expedition einen Fieberanfall hatte und vorher leidende Personen hier gesundeten.

Die Bewohner Uhâhâs, die Wahâhâ, sind den Europäern noch recht unbekannt; auch die Daten über ihre Geschichte, wenn von einer solchen gesprochen werden darf, reichen kaum an 30 bis 40 Jahre zurück. Damals waren die Wahâhâ nach ihren Nachbarn tributpflichtig, befreiten sich aber unter der Führung kriegstüchtiger Häuptlinge von dem fremden Joch und erlangten allmählich selber Gewalt und Ansehen. Vor einem halben Jahrzehnt waren sie nahe daran, ganz Ugogo in ihre Hand zu bringen. Die Wahâhâ stehen nach Reichard — weniger nach Thomson — auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe, obschon sie äußerlich, die Häßlichkeit abgerechnet, durch ihre schlanke, kräftige Statur und körperliche Gewandtheit günstig auffallen. Ihr Skelett ist kolossartig leicht und elastisch; ihre harten Gesichtszüge deuten auf unbeugsamen Starrsinn und passen trefflich zu der rauhen Würde, die sie in Gang und Haltung offenbaren. Das Haar wird kurz oder in Puddellocken getragen; den Bart zwicken die Männer sorgfältig aus. Kleidung ist so gut wie gar nicht üblich; doch hüllen sich wenigstens die Weiber unterhalb der Arme in drei zusammengenähte Tuchentücher ein. Die ursprünglich gebrauchte Lederschürze hat Leutnant Schlüter (Kol.-Pol. Korr. II, S. 139) genauer beschrieben. Amulette fehlen und mit ihnen fast jeder Aberglaube. Die Frauen altern sehr schnell; schon die kleinen Kinder zeigen nichts von der Niedlichkeit und Hübsche, die andre Negerspröflinge so oft besitzen. Der Säugling bringt die erste Lebenszeit bis zum Gehen in einem Fell auf dem Rücken der Mutter zu, und er bleibt in diesem Futteral, auch wenn die Alte tanzt und Korn dampft.

Der Ackerbau der Wahâhâ beschränkt sich auf die Kultur von Sorghum, Mais, Kürbis, Gurken und einer für Europäer ungenießbaren Wassermelone. In der Ernte ist ganz Uhâhâ im Rausch; jung und alt schwelgt in Hirsebier, und zwar in einer Weise, daß Fremden der Kulturbau unter diesen trunkenen, schwarzgrauen, ewig tobenden und wüsten Gesellen aufs ärgste verleidet werden kann. Das scharfe Urteil Giraud's über die Wahâhâ wird sofort erklärlich, wenn wir sagen, daß er gerade zur Sorghumreife im Lande weilte. Für den Hönerbau halten sich die Wahâhâ an die Tembeserne; sie konstruieren meist recht solide und schmücken ihre Gebäude mit rohen Gemälden von Schlangen und Krokodilen. Die Feldarbeit liegt den Sklaven ob: die freien Männer betrachten nur die Viehzucht, Jagd und Krieg als ihrer würdige Beschäftigungen. Man erblickt im Lande nach Tausenden zählende Rinderherden, die jedoch ihren Eignern kaum Nutzen bringen. Die Butterbereitung liegt sehr im Argen; zum Genuß wählt man kranke oder durch Raubzug verwundete Stiere, andernfalls auch gelte Kühe, die nicht mehr kalben. Stark im Schwange ist die Hundezüchterei; die roten, langohrigen, mit Fuchsgesichten begabten Kläffer bilden eine beliebte Speise. Die Schwanzhäute dienen zur Befestigung des Speereisens mit dem Schaft. Der rauhe Charakter des Landes, die fortwährenden Fehdzüge, sowie der häufige Mangel an Nahrung haben die Wahâhâ ungemein abgehärtet und sie zur Ertragung von Hunger, Durst und Mühigkeit gewöhnt. Mit den wenigsten Rationen legen sie mehrere Tagereisen im Trabe zurück, und so erklärt sich auch ihr plötzliches Auftauchen und Verschwinden. Jeder Waffenfähige ist zur Heeresfolge verpflichtet und kann sich diesem Gesetz bei der diktatorischen Macht der Häuptlinge, namentlich in militaribus, keineswegs entziehen. Ihre Waffe sind Streitäxten, ihre Bogen und Pfeile und ihre großen Schilde wissen die Wahâhâ meisterhaft zu gebrauchen. Von Gewehren bevorzugen sie sehr richtig die Vorderlader, für welche sie leichter Munition beschaffen können, und dann sollen sie nach

[1]) Peterm. Mittlgn. 1878, S. 338 und 339 mit Tafel 19 und das Reisewerk: A. B. Cotterill and J. Fr. Elton, Travels and researches among the lakes a. mountains of Eastern a. Central Africa. London 1879.

[2]) Da die Aussprache des Namens = Uhâhâ, nicht Uhehe, lautet, nehmen wir keinen Anstand, das Wort phonetisch zu schreiben.

Digitized by Google

P. Reichard lieber mit Posten, gebackem Blei ꝛc., als mit Kugeln schießen, um die Zufallstreffer zu erhöhen. Im Angriff sind die Wabähä überaus stürmisch; die größte Gefahr liegt eben, wie schon berührt, in ihrem plötzlichen Erscheinen, und zwar meist auf einem für Europäer ungünstigen Gelände, wo an die Umsatzung der Streitkräfte zum offenen Kampfe nicht zu denken ist. Ein Marsch durch ihr Land erheischt die äußerste Vorsicht bei Tag und Nacht, vor allem einen streng gehandhabten Sicherheitsdienst, dem keine Bewegung im Terrain entgeht. Daraus ergiebt sich von selbst, ohne daß es wieder Worte bedarf, eine Kritik der Zelewskischen Expedition. H. Seidel.

Die zweite Durchquerung von Westflores[1]).

Wie bekannt, gelang es Albert Colfs im Jahre 1880, Westflores oder Manggarai von Süden nach Norden zu durchziehen. Bald nach seiner Rückkehr erlag er in Batavia einer Krankheit, womit die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reise zu Grabe gingen. Nur sein Tagebuch wurde später herausgegeben, das aber nur dürftige Auskunft über seine Erfahrungen enthält. Dieses Tagebuch war die erste Arbeit, welche seit 1843 über Westflores erschien, denn damals hatte der Makassarische Kaufmann Freyß seine Erlebnisse in Westflores veröffentlicht. Wiederum sollten zwölf Jahre vergehen, bevor wir neue Mitteilungen über Westflores erhielten, diesmal aber vollständigere. Herr J. W. Meerburg, Kontroleur von Bima (Sumbawa) trat im April 1891 eine Reise nach Manggarai an und zwar nach der Nordküste zu dem Zweck, von hieraus nach Süden vorzudringen. Zu Reo schiffte er sich aus und trat von dort den Zug nach Nanga Nawo an. Alsbald stellte sich heraus, daß ganz Manggarai ein Gebirgsland ist, mit Ausnahme der Südküste zwischen Nanga Boro und Nanga Ramo. Wohl trifft man im Inland hier und dort auf welliges Land, wie bei Potjo, Rea und Lika, welches durch Ausläufer der Berge gebildet ist. Der übrige Teil ist aber völlig mit hohen Berggipfeln bedeckt, die durch tiefe Schluchten geschieden, durch welche die Bergströme dann gen Süden hin eilen.

Die Bevölkerung dieser Gegend, ungefähr 4000 bis 5000 Köpfe, gehört zur malaiischen Rasse, sie ist sanftmütig und den Reisenden nicht feindlich gesinnt. Sklaverei und Pfandlingschaft sollen unbekannt sein. Der Boden ist gemeinschaftliches Eigentum, darf deswegen nicht verkauft oder verliehen werden. Steuern im eigentlichen Sinne des Wortes sind unbekannt. Nur werden von Zeit zu Zeit Matten den Häuptlingen (Dalu) und dem Sultan von Bima, zu dessen Reiche Westflores gehört, ebenso Gelbholz und Kamel. dargebracht. Die Sprache dal viel Übereinstimmung mit der Bimanesischen, die Verfügung ist die Malaiische. Animismus ist auch hier das Hauptdogma der Religion, welche aber die Verehrung eines höchsten Wesens, Mori Kraëng (Herr Fürst), nicht ausschließt. Taätuirung ist unbekannt. Die Heiratsform ist die patriarchale; Heiraten zwischen Vetter und Kousine sind vorgeschrieben, zwischen Onkel und Tante und Onkel und Kousine aber verboten; die Erbschaft geht in die männliche Linie über. Feste kennt man nur wenige. Die wichtigsten sind das Ernte- und Vermählungsfest. Totenfeste werden nicht abgehalten, der Tote wird liegend beerdigt. Als Recht gilt das Jus talionis. Die Lebensweise ist sehr einfach, die Kost hauptsächlich eine vegetabilische. Als Bekleidung dient eine kurze blaue Hose für die Männer, die Frauen tragen Sarongs. Das Hausgerät ist ebenso dürftig, während die Häuser selbst tegelförmig sind. Ackerbau, Viehzucht, Handel und Industrie sind ebenso wenig entwickelt wie die Musik, die Zeitrechnung und Medizin.

[1]) Tydschrift voor Indische Taal, Land- en Volkenkunde, T. XXXIV, 5. liv., p. 434—484.

Bücherschau.

Dr. J. J. von Tschudi, Kulturhistorische und sprachliche Beiträge zur Kenntnis des alten Peru. (Denkschriften der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Bd. 39.) Wien, Tempsky, 1891.

Im Jahre 1846 erschienen des Verfassers „Reiseskizzen aus Peru“, welche nicht nur durch ihre schöne Form, sondern auch durch die Gediegenheit ausstielen, mit welcher die geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Seiten des Landes beleuchtet wurden. Tschudi ist später wieder in Peru gewesen und hat abermals in seinem Werke „Reisen in Südamerika“ (Leipzig, 1866 ff.) neue wichtige Beiträge zur Kenntnis des alten Kulturlandes geliefert. Unumstößlich hat er mit beiden Sprachen und Geschichte sich beschäftigt, so daß er jetzt, 53 Jahre nachdem er den Boden der Inka zuerst betreten, uns mit hieher reifen Frucht seiner Studien beschenken konnte. Und diese Arbeit ist um so dankbarer und freudiger hinzunehmen, als gerade bezüglich peruanischer Kulturgeschichte sich ein nicht zu ersorder trauriger Dilettantismus breit macht, der im Wetterprophetenstil seinen Gipfel erklommen hat.

Als Quellen für seine Darstellung dienen dem Verf., neben der eigenen Anschauung und den Ausgrabungen, die ihre beste Leistung in den Arbeiten von Reiß und Stübel aufzuweisen haben, die beglaubten meist spanischen Werke des 16. bis 18. Jahrhunderts, die einer scharfen Kritik unterzogen werden und unter denen der bekannten, 1553 zuerst in Sevilla gedruckten Chronik des Cieza auf Leon die Krone zuerkannt wird. Volle Wahrheit und Klarheit über das altperuanische Reich vermögen die bisher eröffneten Quellen aber nicht zu geben, doch ist es tröstlich, zu vernehmen, daß später einmal auch den reichen, noch nicht veröffentlichten handschriftlichen Schätzen der spanischen Regierung noch Dokumente publiziert werden dürften, welche über manche zweifelhafte Punkte neues Licht verbreiten können.

Auf sicherer sprachlicher Grundlage vorgehend, nimmt Tschudi in der vorliegenden Akademieschrift einzelne kulturgeschichtlich wichtige Erörterungen in alphabetischer Reihenfolge durch, wobei das Stichwort in Klammern als Titel vorangestellt wird. Eine Charakteristik der Inka und ihres Volkes dient als Einleitung und über diese lautet das Urteil weniger günstig, als wir es seit Prescott und durch die Darstellungen populärerernder Schriftsteller gewöhnt sind. Als Staatsmänner standen die Inkas freilich hoch, aber von ihren menschlichen Eigenschaften ist wenig Günstiges zu berichten; sie waren nicht die in den landläufigen Geschichtswerken auftretenden Väter des Volkes, sondern weit mehr gefürchtet als geliebt, ihr tyrannisches Regierungssystem hatte traurige Zustände und sittliche Verwilderung des Volkes zur Folge. Wie weit die Tyrannei ging, erhellt man daraus, daß die Inkas die Indianer Bauhirne vom Kusko nach Quito über 2000 km weit schleppen ließen, ohne irgend einen andern Zweck, als um das Volk vom Mißtrauen abzuhalten! Weit höher als die Inkaperiode standen die Mexikaner, der Bergvieh, den Tschudi zieht, hält durchaus zu Gunsten der letzteren aus. Heute, nachdem die Spanier saß vier Jahrhunderte in Peru geherrscht, sind die christlichen Indianer noch viel verwilderter als zur Zeit der Inkas. „Der prähistorische Barbarismus der peruanischen Völker wor ein stegreiches Ringen der Kulturantänge; der inkaische Despotismus war die Glanzperiode dieser Nationen; der spanische Monarchismus hat sie verdummt, versumpft, entmenschicht, moralisch getötet; der auf diesen aufgepfropfte republikanische Nationalismus vollendete das Werk des Monarchismus. Das Schicksal der reinen indianischen Bevölkerung liegt klar vor uns; sie wird und muß mit mathematischer Gewißheit zu Grunde gehen, sei es um ein Jahrhundert früher oder später. Die Zukunft des Landes gehört den Mischrassen.“

Digitized by Google

Tschudi steht auf dem Standpunkte der originalen Kulturentwickelung der amerikanischen Völker und weist die meist durch Scheingründe gestützten Annahmen von Übertragung asiatischer Kultur nach America wiederholt zurück. Er zeigt uns die geographische Einteilung Tawantinsuyus, des Inkareiches, beiden heimischer Name als „alle vier Provinzen oder Stämme" bedeutet wird und führt die verschiedenen Sprachen und Nationen auf, die in demselben unter einem Zepter nach und nach vereinigt wurden.

Von hoher Bedeutung, und einen klaren Einblick gewährend, sind die unter verschiedenen Stichworten verteilten Nachrichten über die Religion der Inkapervaner, die mit vortrefflicher Kritik gesichtet, sich hier vor uns vielfach anders als bisher dargestellt erhalten. Mit Ausnahme von Viracochatscha, Pachakamach und Jati hatten die Peruaner nur sehr wenige hervorragende Gottheiten, die in eigenem Kult verehrt wurden, hädsthens ist Ratschil noch zu nennen. Daß dem Pachakamach Menschenopfer gebracht wurden, ist richtig. Die Opfergebräuche (carpha) finden eine ausführliche Schilderung und es ergeben sich da überraschende Ähnlichkeiten mit den Opfergewohnheiten monotheistischer Völker der Alten Welt. Und wie die Opfer, sind auch die Fasten (ayuni) in sehr ausgebildeter Weise vertreten gewesen. Von Salz, spanischen Priester, vom Beichtsal u. t. w. hatte man sich bei kleinen oder großen Fasten streng zu enthalten. Fügen wir hinzu, daß auch die Beichte (confiteor), wozu besondere Priester angestellt waren, samt der Absolution bekannt waren. Besondere Stätten an Flüssen, anstatt dem Beichtstuhl, waren dazu auserkoren; das Schuldbekenntnis und das Auftragen seitens des Priesters folgte erst nach vollendeter Beichte erhielt der Beichtende einige Schläge auf die Schulter, mußte dann ins Gras spucken, der Beichtiger warf ein Bündel Gras ins Wasser, bitend, daß das Gras mit den Sünden ins Meer gelange, damit sie dort für immer begraben seien. Solche Analogien mit abendländischen Religionsgebräuchen, deren wir noch viele antreffen, haben für den Kundigen nichts Überraschendes und dürfen nimmer auf Entlehnung gedeutet werden.

Die Religion des Inkareiches, wie sie die Spanier vorfanden, war nur eine Verschmelzung einer Anzahl von Religionen und Kulten ganz verschiedenen Volksstämme. Es entsprach dieses der mit eiserner Konsequenz durchgeführten Institution der Inka, skantlich, sprachlich und religiös alle abweichenden Besonderheiten und Verhältnisse der eroberten Länder auszugleichen. Von seiner der übernatürlichen Gottheiten wissen wir mit Bestimmtheit, unter welcher Körperlichen Form sie sich bisselbe dachten; zur Ehre Gottes wurde von den spanischen Eroberern alles zerschlagen und verbrannt, so daß hier eine empfindliche Lücke in unserm Wissen besteht; denn es ist buchaus nicht zu bezweifeln, daß die Inkapervaner für die meisten ihrer Götter konventionelle Formen hatten, aber ihre Trutung fehlt und und ihr vermögen wir zahlreiche Idole aus Stein, Thon, Silber, Gold nicht zu erklären.

Priester gab es in verschiedenen Klassen, und der hohe Priester war nach dem Inka die angesehenste Person im ganzen Reiche. Die eigentlichen Opfer- und Augurenpriester waren die Willa, daneben die Umu, was etwa mit Medizinmann, Zauberer, Wegenbohrer wiedergegeben werden kann, die Mojoch, aber Traumdeuter und die Wilsah oder Zauberer, Kurpfuscher niedrigster Sorte, hervorgegangen aus der faulenzenden Hefe des Volkes. Bielbeutig schien sich in die Religion der Inkapervaner das Wort Waka (Huaca meist geschrieben) ein, ein Wort, das Gerätlaß am besten erklärt hat; es bedeutet Gaben, der Sonne dargebracht, Figuren von Menschen, Tieren, Vögeln aus Metall und Holz, aber auch jede andre der Sonne gewachte, heilige Opfergabe. Man übersetzt das Wort auf die Gebäre und deren Inhalt, auf alles, was vor dem Altägtichen sich auszeichnet. Fein erläutert bei dieser Gelegenheit Tschudi, wie es dann komme, daß die peruanischen Bildner bei ihren technisch so vorzüglich hergestellten Figuren so sehr stets den Sinn für das Fratzenhafte und Häßliche bewährten? Er findet die Ursache im Wakakult, dem die Verehrung für alles Abweichende, Verzerrte zu Grunde lag und das Gefühl für das Schöne und Natürliche unterdrückte. „Da von Anfang an der religiöse Kult in einer Anbetung der Naturkräfte bestand und dieselbe stets einem sichtbaren Gegenstande galt, so wurde irgend ein Symbol von ihm zum Gegenstande der Anbetung gemacht, und es entstanden nach und nach die plastischen Darstellungen der Götter. Ob nun dieselben dem Original ähnlich sahen, vor gleichsältig, nur mußten dieselben schreckhaft aussehen. Die traditionelle Festhaltung an dieser Darstellungsweise der anthropomorphischen Götter hatte bei den peruanischen Plastikern jeden Trieb nach Vervollkommnung, jedes Streben, Schönes zu schaffen, gewaltsam verniedergehalten."

Unter den Tempeln ragte Koríkantscha, der Goldhof in Kusko, hervor, ein Gebäudekomplex, dessen überschwängliche Schilderungen bei den Chronisten Tschudi nicht ernsthaft. Wir haben keinen Begriff von solch maßenhafter Verwendung von Gold zu Bauzwecken, wie es bei diesem Tempel verwendet wurde. Aber „das Gold war zur Zeitgeist in Peru keine Handelsware, sein allgemeines Tauschmittel, es hielte im Verkehr des täglichen Lebens keine Rolle". Man liebte das Gold wegen seiner Farbe, seiner Verarbeitbarkeit, seines plastischen Effekts. So konnte es zum Belegen der Wände, zahlreicher Werkstücke, zu der Darstellung von Bernunbolzscheiben benutzt werden. Von der Architektur der Inka hat unser Berl. keine hohe Meinung, denn der Sonnentempel bei trotz der fein behauenen Steine des Sockels, trotz der geschickten Fugen und trotz der mit edlem Metall belegten Mauern, doch mit seinem dicken, unsichten Strohdache nichts weniger als einen imposanten Anblick. Tschudi labt, wie andre, die wundervolle Lage beabreleten, genau passenden, lasoßaten Steinbauten der Inka, leider aber geht er auf die technisch wichtige, noch ungelöste Frage nicht ein, wie und mit welchen Geräten diese behauen wurden. Hoffmann hat bekanntlich noch kurz vor seinem Tode die zurückgesunkene Ansicht ausgesprochen, daß die Inkapervaner im Besitze des Eisens gewesen wären und mit diesem ihre Bauten ausgeführt hätten.

Wir erfahren auch in bezug auf das materielle Leben der Inkapervaner manches Neue und Anstehende bei Tschudi. Es ist so viel von der Branntweinpest jetzt die Rede, welche die Europäer fremden Völkern bringen. Aber ohne im geringsten die moralische Verwerflichkeit des Branntweinhandels leugnen zu wollen, muß doch darauf hingewiesen werden, daß der Alkoholgenuß bei vielen Völkern nicht erst von Europäern gelehrt worden ist. Wer die Schilderungen der Arktaleuten durchliest, wird häufig darin Säufern und ganzen in Gelehrer berauschten Törinen begegnen. Auch Tiere sind in dieser Hinsicht die Inkapervaner zu sprechen. Unter Akha verstand man das Maisbier, welches die Spanier Tschitscha benannten, und das in Umnassen bei langen Festen getrunken wurde, „so daß sie", wie Betanzos sagt, „ebe Tod und wir Schlaf angedeckt waren, denn ihre größte Glückseligkeit ist, gut zu trinken". Auch die Herrscher waren unmäßig im Biertrinken und hatte die Akha einen größeren Alkoholgehalt gehabt, als er heute (1 bis 1½ Proz.), so hätten zwei Teiter die Inkapervaner an Alkoholismus zu Grunde gehen müssen. Die Trunksucht bal aber die Bevölkerung doch stetig und physisch im hohen Grade geschwächt. Man trank auch viel bei andern als bei religiösen Gelegenheiten. — Ein Hauptnahrungsmittel war die Kartoffel (papa), über die Tschudi ein sehr ausführliches Kapitel bringt. Die Spanier fanden sie von Cuzko bis Chile in zahlreichen Spielarten angebaut; die Heimat der wilden Art ist das Gebirge von 3000 m und darüber. Die Sprachen der verschiedenen Völker sind ungemein reich an Bezeichnungen für die wichtige Knollenfrucht, die Tschudi lateinisch aufführt; verbunnlich ist die Zahl dieser Wörter in Kynua. — Was den Tabal betrifft, welcher den Namen sairi führt, so wurde er nur geschnupft, nicht geraucht. — Um noch einige Bemerkungen über Erzeugnisse des Mineralreiches hier anzufügen, seien die Smaragde (mit dem allgemeinen Wort sinchi bezeichnet) und Perlen erwähnt. Man verstand, sie „mit primitivem Instrumenten" zu durchbohren, in Formen zu schneiden und schön zu polieren. Über das Wie? bleiben wir leider auch hier im Unklaren. Auch überraschend schön polierte Nephrite kannten die Inkapervaner, wenn auch im ganzen selten. „Für dieses Mineral scheint Benzuela der Hauptfundort gewesen zu sein, denn die aus demselben angefertigten Gegen, Beile, t. w. werden hauptsächlich im ehemaligen Kolumbien gefunden. Ten Geologen wäre vorzüglich die Durchforschung des Parimegebirges nach Nephrit zu empfehlen." Auch Klingsalten aus Nephrit kommen in Nachbarschaft vor und Tschudi glaubt sich stimmt an deren heimischen Ursprung. Daß der Berl. der Fauna peruana auch auf die Haustiere näher eingehen würde, war vorauszusehen, und so möge denn hier nur noch auf die Abschnitte über den Hund und das Lama verwiesen werden.

Zum Schlusse will ich hervorheben, daß diese inhalterreiche Schrift auch für die Freunde des Folklore vieles bringt. „Der Mann im Monde" ist bekanntlich von Oskar Peschel bearbeitet und als ein gemeinsames Besitztum der Menschheit erkannt worden (Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde II, 327); er erwähnt aber die Inkapervaner nicht und deshalb möge hier die betreffende Stelle nachgetragen werden. Der Fuchs (atoch) verliebte sich in den Mond und stieg in den Himmel, wo er dessen Scheibe durch sein Küssen und Umarmen so beschmierte, daß sie noch fortwährend schwarze Flecken zeigt. Der Komelenglaube der Peruaner deckt sich auch mit demjenigen andrer

Digitized by Google

Völker. Sie hießen tapia Koylus, Unglücksstern, und waren von schlimmer Vorbedeutung. Da hätten wir also abermals eine Analogie[1]), welche Schnellschließenden einen asiatischen Ursprung der Peruaner gewährleistet! R. Andree.

[1]) In China gilt der Komet für eine besondere Warnung des Thrones, und ein hervorragender Beamter hat das gefahrdrohende Ereignis dem Kaiser mitzuteilen (H. Giles, Chinesische Skizzen, 129). Der Komet, aus einem Teufel und einem gewöhnlichen Sterne zusammengesetzt, bringt der Menschheit Unglück nach dem Glauben der Nissier (v. Asbenberg, Malaiischer Archipel, 175). Todesfackeln ist der Komet für die Australier (Wilhelmi, Manners of the Austral. Natives., 32). Den Mexikanern brachte der „rauchende" Stern, entsalzlich-popoca, Seuchen, Dürre, Tod bei. Fürchten. Den gleichen Namen „rauchender Stern", yacatata tatatihaa, hatte er bei den Quatemi, und er war ihnen der Verkündiger von Unglück, desgleichen bei den Abiponern, wo er neyaa hieß (Dobrizhoffer II, 108). Als der Komet von 1858 am Himmel stand, fürchteten die Dinka sam weißen Nil, daß er Krankheiten und Tod bringen werde und brachten Kinderopfer dar (Mitteilungen, Die Dinkasprache, 56). Bei den Chaldäern wurde gelehrt, daß beim Erscheinen des Kometen die Stadt des Fürsten in Feindesband fallen werde (Neumann, Geheimwissenschaften Asiens, 442). „Im Jahre 989 erschien ein Komet, welcher Seuchen und schwere Verluste vorher verkündigte" (Thietmar v. Merseburg IV, 8). Gwëzda z přatou, Der Komet, bedeutet Krieg bei den Wenden (v. Schulenburg, Wendisches Volkstum, 167). Und so fort durch die Völker und Zeiten, denn die Römer z. B. hatten die gleiche Anschauung. Ist nun eine solche Anschauung bei einem Volke, oder in einem Gebiete entsprungen und dann gewandert und entlehnt worden? Die Antwort ist leicht.

Aus allen Erdteilen.

— Oskar Baumanns neue Reise nach Ostafrika. Herr Dr. Oskar Baumann schreibt uns vom Bord der „Maria Teresa", 24. Oktober: „Ich bin, wie Sie sehen, wieder unterwegs und zwar soll ich im Auftrage der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft eine Expedition ins deutsche Massaigebiet unternehmen. Es sind in demselben sehr wenig bekannte Landschaften vorhanden, die sich zwischen Kilimandscharo und Viktoria See einerseits, und der englischen Grenze und Ugogo andrerseits ausdehnen. Ich werde in Sansibar und an der Küste meine Mannschaft anwerben und hoffe Anfang Januar von Tanga aufbrechen zu können. Ich soll nicht nur die Möglichkeit und die Vorteile der verschiedenen Bahnprojekte nach dem Innern studieren, sondern auch, wenn möglich, eine direkte Karawanenstraße nach dem Viktoriasee erschließen. Meine Hauptaufgabe sehe ich auch diesmal wieder darin, das Gebiet kartographisch festzulegen, ich werde, da es ziemlich ausgedehnt ist, wohl ein reichliches Jahr zu streifen haben, um dieses Ziel zu erreichen."

— Der Vulkan Ollagua, an der Grenze Chiles und Boliviens, ungefähr auf 21° 20′ südl. Br. und 68° 10′ westl. L. gelegen, ist am 15. September 1888 von dem deutschen Ingenieur Hans Berger unter großen Beschwerden glücklich erstiegen worden. Seinem Berichte in „Petermanns Mitteilungen" 1891, S. 241, nebst Abbildung, entnehmen wir das Nachstehende. Nach Bergers trigonometrischer Messung ist der Ollagua 5855 m hoch die neue Karte Chiles von Opitz und Pokahowsky hat 5890 m), während der Krater in 5500 m Höhe liegt. Die den Vulkan umgebende Pampa liegt 3700 m über dem Meere, so daß der Ollagua sie noch um 2155 m überragt. Durch eine hohe, weiße Rauchsäule zeichnet sich der schön geformte Berg aus, der außer dem Hauptkrater noch erloschene Nebenkrater an seinen Abhängen besitzt. In einer Höhe von 4600 m liegen die Manchas de Auñre, reiche Schwefellager in den Rissen des Bodens, dicht besetzt mit Schwefelkristallen, die bereits früher, wahrscheinlich von bolivianischen Eingebornen benutzt worden waren. Bis hierhin kann man mit Maultieren gelangen und in dieser Region zieht sich auch, in sonst ganz vegetationsloser Gegend, ein $1/_2$ km breiter Vegetationsgürtel um den Vulkan herum, bestehend aus mannshohem, dürrem Gras, verkrüppelten Kiefern und Säulenkaktus. Von Tieren kommen hier eine den Boden unterwühlende Feldmaus (schullu) und das Viscacha, sowie einige Käfer und kleine Insekten vor.

Die Besteigung, wobei verschiedene Längsschluchten durchquert werden mußten, wurde infolge der Luftverdünnung und damit verbundener Atemnot sehr schwierig, aber mit großer Thatkraft durchgeführt. In 5360 m wurde ewiger Schnee und eine kleine Gletscherbildung gefunden, deren geringe Ausdehnung auf die Seltenheit der Niederschläge in jener Gegend zurückzuführen ist. Nach Überwindung des Schneefeldes hörte man das dumpf brausende, aus dem Krater stammende Geräusch, welches bei der Annäherung an denselben immer heftiger wurde. Der Krater, den Herr Berger photographierte, erwies sich als bestehend aus einer Gruppe zahlreicher Risse und Spalten in dem steil ansteigenden festigen Terrain, aus dem weiße Schwefeldämpfe mit großer Gewalt grünschwoll emporquollen. Alle Felsen des Kraters sind mit hellgelben Schwefelkristallen übergogen. Außer in Dampfform entströmt dem Krater auch Schwefel als dickflüssiger Brei, der in Pausen aus den Hauptspalten 50 bis 80 m weit am Abhange hinabfließt, bis er allmählich erstarrt. Lava konnte Berger nicht entdecken und nur Schwefeldämpfe, kein Rauch entströmten dem Krater.

— Die größte Tiefe im Mittelmeer ist nicht mehr, wie noch vor kurzem (oben S. 48) festgestellt wurde, der Abgrund Magnaghi im Jonischen Meere (4067 m), sondern liegt nach den im Sommer 1891 vorgenommenen Tiefemessungen des österreichischen Schiffes „Pola" zwischen Malta und Kandia unter 35° 44′ 20″ nördl. Br. und 21° 44′ 50″ östl. L. mit 4404 m.

— Die Landschaft Ogaden im Innern des Somallandes, nur unvollständig bisher bekannt, ist von dem italienischen Kapitän Baudi de Besme glücklich erreicht worden. Er brach im Februar von Berbera, in Begleitung des Kapitäns Gandeo auf, zog über eine wasserlose Hochebene nach Mümil in Ogaden und besuchte dort verschiedene Somalstämme. Von Galadurra (Galdoa) aus gelangten die Reisenden in die Landschaft Ime am oberen Webi, wo sie leider am weiteren Vordringen in das unbekannte Innere verhindert wurden. Den Rückweg nahmen sie über Harar, wo der dort gebietende Vertreter der Regus Menilek von Schoa, ihnen alle Aufnahmen und Sammlungen abnahm und sie auswies. Am 22. Juni erreichten die Italiener Aden wieder; die Ergebnisse ihrer wichtigen Reise sind jedoch durch den räuberischen Eingriff des abessinischen Statthalters verloren (Petermanns Mitteilungen).

— Tönender Sand in Kansas. Etwa 8 km nordwestlich von Piedmont in Kansas liegen die Flint Hills in einer trostlosen, wüsten, weit und breit unbewohnten Gegend, die aus einem langgestreckten Zuge Sanddünen bestehen. Die nächste Farm ist Jasper Newton und die Bewohner derselben hörten in der letzten Zeit, nachdem einige leichte Erdbebenstöße bemerkt worden waren, in der Gegend der Flint Hills nächtlicherweile eigenartige musikalische Töne, über deren Ursprung sie sich nicht klar wurden. Die Töne kamen,

Digitized by Google

schwollen an und nahmen langsam wieder ab, bis alles still war und begannen dann wieder von neuem. Am ehesten ließen sie sich mit der Musik einer Aeolsharfe vergleichen.

Mit Ausnahme von wenniger Zeit ließen die Töne sich in jeder Nacht hören. Um die Ursache zu erforschen, lagerten eine Anzahl junger Leute aus Jasper Newton in der Gegend, aus welcher die Töne zu kommen schienen; doch diese verschwanden stets, sobald man der mutmaßlichen Ursprungsstelle nahe trat. Offenbar stammten sie aus dem Sande und waren Folgen der Bewegung desselben. Diese Bewegung wurde auch durch angebrachte Zeichen festgestellt. „Der Sand", so sagt ein Bericht aus Piedmont vom 6. September, „arbeitete, als ob etwas unter ihm koche. Er bewegte sich in konzentrischen Kreisen und durch das Reiben der einzelnen Sandteilchen aneinander entstand die merkwürdige Musik. Der vom Regen genetzte Sand konnte dieselbe natürlich nicht hervorbringen."

Die Erscheinung von tönendem Sande ist durchaus nicht neu, und auffallend ist nur, daß er verhältnismäßig wenig beobachtet wird. Auf der Sinaihalbinsel ist bereits im Anfange unseres Jahrhunderts durch N. J. Seetzen am Dschebel Nakus (Glockenberg) tönender Sand nachgewiesen worden, der dort durch die Verwitterung des Sandsteins entsteht und von dem Brummen eines Brummkreisels bis zum starken Dröhnen übergeht. Seetzen hatte auch die richtige Erklärung gefunden, daß nämlich die Musik von dem in Bewegung befindlichen Sande herrühre, ohne Mitwirkung des Windes. Er verglich die bewegte Sandschicht mit einem Violinbogen, der über die rauhe Unterlage herabstreicht und in tönende Schwingungen versetzt wird. Noch näher begründete Ehrenberg, der 1823 den Dschebel Nakus besuchte, das Phänomen.

Endlich hat der Afrikareisende O. Lenz auf seiner Reise nach Timbuktu 1880 im Süden von Marokko tönenden Sand angetroffen. Südöstlich von Teudsi, etwa unter 26° nördl. Br., hörte er in den Sanddünen der Igjidrezion sekundenlange Töne wie von einer Trompete aus dem Innern der Sandberge hervorkommen, die in der totenstillen, menschenleeren Wüste einen unheimlichen Eindruck machten. Der reine, durch das hohe Klima ausgetrocknete, klanglähige Quarzsand befindet sich hier auf Rutschflächen und die Erscheinung, die sich bis zu donnerähnlichen Tönen steigern kann, wird durch die Störung der Ruhe hervorgebracht, in welcher sich die Quarzkörner befinden, hier durch die tief in den Sand eintretenden Kamele der Karawane.

— Altmexikanischer Federschild in Ambras. Die Überreste der berühmten altmexikanischen Federarbeiten, welche das Erstaunen der spanischen Eroberer hervorriefen, sind sehr gering. Am bekanntesten ist die durch Hochstetter beschriebene Staubarte geworden, welche sich jetzt im Wiener ethnographischen Museum befindet. Es ist das Verdienst der Frau Zelia Nuttall aus Cambridge in Massachusetts, welche schon wiederholt über diese Federarbeiten schrieb, jetzt noch eine solch altmexikanische Reliquie und zwar im Schloß Ambras bei Innsbruck entdeckt zu haben. Sie beschreibt (Verhandl. d. Berliner Anthropol. Ges. 1891, S. 455) das gut erhaltene Federmosaik, welches schon 1596 in dem alten Ambraser Inventar folgendermaßen geschildert ist: „Ein Rundel von roten Federn, darinnen ist gefrickt von grober Arbeit ein blauer Drache mit goldenem Blech besetzt." Es ist das schöne Stück ein kreisrunder Schild aus geflochtenen Rohrstäbchen, auf der Vorderseite mit Federmosaik belegt, ein Ungeheuer darstellend, dessen Konturen mit Streifen von Goldblech eingefaßt sind. Früher war der Schild mit kostbaren Quetzalfedern belegt, die bis auf geringe Reste verschwunden sind. Frau Nuttall verspricht eine eingehende Beschreibung dieses kostbarsten und historisch interessantesten altmexikanischen Federschildes, welcher noch existiert". Runde, altmexikanische Schilde in Federmosaik befinden sich auch im Stuttgarter Museum (abgebildet 1884 durch von Hochstetter). Daß die Indianer Guatemalas, speziell in Quehaltenango, noch heute schönen Federschmuck herstellen und dabei die goldglänzschimmernden, prachtvollen Schwanzfedern des Quetzal (Pharomacrurus mocinna) benutzen, berichtet Stoll in seinem Werke über Guatemala.

— Über die schlammigen, im ewigen Wechsel befindlichen Küsten von Guayana hat Prof. W. Joest in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde (4. Juli 1891) bemgereiche Mitteilungen gemacht. Die mächtigen Ströme führen dem Meere ungeheure Erdmassen zu, welche an der Küste weite Alluvialzonen bilden und weit in das Meer hinaus Mobderbanken mit seichtem Fahrwasser enthalten. Die Frage, ob die heute noch vom Meere bedeckte Küste Guayanas infolge der Erosionsthätigkeit der Flüsse sich unter dem durchschnittlichen Niveau des Ozeans in denselben Verhältnis hebt, wie der Saum des früheren Festlandes vor der Gewalt des Meeres zurückweicht, wagt Prof. Joest nicht zu entscheiden, er giebt aber für das Zurückweichen des Festlandes sogar an der Mündung eines großen Stromes und für die Erhebung des untermeerischen Bodens zwei kennzeichnende Beispiele aus Surinam.

An der Mündung des Nickeri in den Atlantischen Ozean bestand bis 1860 ein gleichnamiger Ort, der heute verschwunden ist. Wo früher blühende Plantagen, Fabriken, Gebäude, ein Kirchhof u. s. w. standen, schwimmen jetzt Bojen, welche den Schiffer vor der 2 bis 4 m tiefen Schlammbank unter dem Meere warnen. Die Bewohner, welche sich vor dem Meere zurückzogen, gründeten 1 km weiter stromaufwärts ein neues Heim, Nieuw Rotterdam, welches bis 1879 bestand, aber inzwischen auch wieder vom Meere verschlungen worden ist. Dr. Joest sah im vorhergehenden Jahre noch die Pfähle, auf denen vor 10 Jahren die Kirche, die Schule, ein Klub u. s. w. von Nickeri Nr. 2 gestanden haben, hinter denen sich aber heute noch weit ins Land hinein die trüben Fluten des Ozeans wälzen. Ohne den Mut zu verlieren, haben die Holländer zum drittenmale ihr Nieuw-Nickeri, diesmal am linken Ufer, 5 km stromaufwärts erbaut.

Anders ist die Ungestaltung der Küste zwischen 56° und 56° 30' westl. L. v. Gr., wo nicht das Meer das Land verschlingt, sondern eine etwa 50 km lange und bis 15 km breite unterseeische Sand- und Schlammbank von der Mündung des Coppename sich nach Westen zu bildet, und welche die Küste zu einer fast unnahbaren gemacht hat. In Port Coronie z. B. pflegten die Schiffe früher dicht an das Land anzulegen, jetzt müssen Menschen und Waren erst auf Brettern, wie auf Schlitten durch eine weite Schlammschicht transportiert werden; dann werden sie von Negern, die bis zu den Hüften im Kot waten, nach kleinen Booten, aus diesen in Schuyer und von diesen in die weit vom Lande ablegenden Dampfer gebracht.

— In seinen Beiträgen zur Kenntnis des Neogen in Griechenland (Zeitschrift der Deutschen Geolog. Gesellschaft 1891) kommt Dr. P. Oppenheim zu einem Schlusse, der für den Geographen von großem Interesse ist, nämlich, daß die heutige Binnenmollukenfauna Nordamerikas direkte Nachkommen der europäischen Pirwinmollusken darstellt, daß aber die Überwanderung nicht über eine Atlantis, sondern durch Asasien und über das Beringsmeer stattgefunden habe.

Ko.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27.

Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LX. **Globus.** Nr. 21.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Die Haupttypen der natürlichen Seehäfen.

Von Prof. Dr. O. Krümmel in Kiel.

I.

Seehäfen sind natürliche Einschnitte der Küsten, dazu geeignet, den Seeschiffen möglichst bequemes und sicheres Ankern zu gewähren, vorzugsweise zu dem Zwecke, daß sie in geschützter, ruhiger Lage Ladung einnehmen oder löschen können.

Erstes Erfordernis für diese Zwecke ist also Ankergrund, d. h. zunächst eine mäßige Wassertiefe, die jedenfalls über 10, aber nicht wohl mehr als 100 m betragen darf, da es sonst Schwierigkeiten haben würde, genügend lange und haltbare Ankerketten zu beschaffen; denn damit die Arme oder Haken des Ankers wirklich in den Boden einfassen und das Schiff festhalten, muß das Tau oder die Kette möglichst in spitzem Winkel hinabführen. Nicht minder wichtig ist, daß der Boden selbst das Eingreifen des Ankers begünstigt, also nicht aus hartem Fels oder aus lockerem, nachgiebigem Sand bestehen darf. Hinter Felsen haltende Anker gehen leicht verloren; auch besteht die Gefahr, daß die auf den scharfen Steinkanten aufliegende Kette oder das Tau bei längerem Aufenthalt sich durchscheuert und das Schiff dann plötzlich ins Treiben gerät. Damit in Zusammenhang steht die weitere Anforderung, daß der ganze Ankerplatz frei von Riffen oder Bänken sei, damit die Schiffe bequem auf ihm manövrieren und auf der Strömung hin und her schwaien können. Weicher, zäher Lehm ohne alle Steine, gilt also der beste Ankergrund.

Solche Bedingungen können nun freilich selbst in großer Entfernung vom Lande gegeben sein und dazu führen, daß in der That wenigstens Fischerfahrzeuge alsdann vor Anker gehen, um mit Hilfe der kleinen Beiboote Netze auszubringen oder Angelleinen an den Grund zu versenken. So kann man schon mitten in der Nordsee Fischerflotten und größere Fischdampfer zu Tuzenden in der wogenden See ankern sehen. Noch kühner sind vielleicht die kanadischen Fischer auf den Großen Bänken östlich von Neufundland, wo häufige Stürme und Nebel oder die Gefahr, mit den rücksichtslos darauf losfahrenden Schnelldampfern zu kollidieren, ihr Leben stetig bedrohen und den Fischereiberuf zu einem höchst mühseligen machen.

Allein die fast immer die Meeresoberfläche beherrschende Dünung gestaltet selbst den Verkehr zwischen dem Fischerschuner und seinem Beiboot äußerst schwierig, ein Übernehmen schwerer Lasten wäre auch hier ausgeschlossen.

Es ist also, neben der Gewährung eines guten Ankergrundes, die Abwesenheit einer erheblichen Wellenbewegung eine zweite wichtige Bedingung. Hohe Wellen entstehen aber nur auf großen Wasserflächen, so daß sich weiter von selbst ergiebt, daß irgendwie abgeschlossene, kleine, aber von der offenen See leicht erreichbare Wasserflächen das bequemste Ankern gestatten: seien es Küsteneinschnitte mit vorgelagerten Halbinseln oder auch eine Gruppierung von Inseln, wenn nur zwischen ihnen ein geschütztes Wasserbecken zugänglich bleibt. Solche Gebilde erhalten dann den Namen der natürlichen Seehäfen.

Der Schutz des Landes ist also, wie man sieht, ein mittelbarer. Was vermieden werden soll, ist nicht der starke oder stürmische Wind an sich (der geht auch über das Land hinweg mit kaum geminderter Kraft), sondern seine Wirkung auf die Wasseroberfläche, der Seegang oder die Dünung. Einen Tropensturm im Hafen vor Anker liegend abzuwettern, vermeidet der Seemann, wenn er irgend kann, er sucht lieber die freie See auf, wo die Aussichten, das Schiff ohne große Beschädigung zu erhalten, besser sind als im Hafen, da kein Anker stark genug ist, gegenüber dem kolossalen mechanischen Druck, den der Orkan auf den Schiffskörper ausübt, Stand zu halten. Darum kommen in solchen Orkanen viel häufiger Schiffe im Hafen zu Schaden als während der Fahrt selbst auf hoher See.

Freilich hat ein örtlich besonders ausgeprägtes Bedürfnis des Handels auch nicht eben selten dazu geführt, zu ankern und zu verkehren an gänzlich hafenloser Küste auf völlig ungeschütztem Ankergrund. Die meisten der sogenannten westafrikanischen „Häfen", welche die Dampfer berühren, so u. a. die Küstenplätze von Togoland (Lome, Bagida, Porto Seguro (sic!), Klein Popo) oder von Südkamerun (Malimba, Batanga) sind keine Häfen, sondern

offene Reeden[1]), und wenn daselbst in unsern Sommermonaten die aus den hohen südatlantischen Breiten herantollende Dünung heftiger auftritt, kann bisweilen der Dampfer auch nach tagelangem Warten weder Post noch Passagiere, geschweige denn Ladung austauschen und muß unverrichteter Sache weiter fahren. — Ein weiteres Beispiel liefert Batavia und in noch höherem Grade Madras, welches letztere, wie jede Karte zeigt, an ganz glatt verlaufendem Ufersaume liegt. Generationen hindurch haben hier die Seeschiffe eine Seemeile vom Strande entfernt in der offenen See ankern müssen, die Ladung wurde auf großen Leichterschiffen, den sogenannten Massulahbooten, befördert, welche 10 bis 12 m lang, 2 m breit, ohne Kiel mit flachem Boden gebaut waren und nicht genagelt, sondern nur mit Kokosbast gebunden sein durften, um die Zone der Roller und Brecher am Strande passieren zu können, ohne zerschlagen oder umgeworfen zu werden. In Tagen besonders aufgeregter See ist sogar der Verkehr ausschließlich auf primitive Floßboote angewiesen gewesen, die sogenannten Katamaran, die, aus zwei oder drei flach behauenen und zusammengebundenen Baumstämmen bestehend, wenigstens Passagiere und Gepäck, wenn auch übel durchnäßt, zwischen Land und Schiff befördern konnten. Erst seit dem Jahre 1875 ist durch gewaltige Molenbauten, die 1885 im wesentlichen vollendet wurden, ein künstlich geschützter Hafenraum hergestellt. Immerhin ist auch eine solche künstliche Nachhilfe nicht geeignet, auf die Dauer den An-

Rede von Cherbourg.

sprüchen zu genügen, wegen starker Versandungen, die im Innern eines so umgrenzten Beckens notwendig eintreten und schließlich auch den Eingang verbauen.

In vielen ähnlichen Fällen gelingt es auch überhaupt nur unvollkommen, den erwünschten Schutz wirklich zu erreichen. So haben die kolossalen Summen, welche durch zwei Jahrhunderte von den Franzosen für die Herstellung des Hafendammes von Cherbourg verwendet sind, es doch nicht zu Wege gebracht, die Rede wirklich zu einer geschützten zu machen: bei starken Westwinden schüttelt die Dünung auch die dort ankernden Kriegsfahrzeuge in höchst fataler Weise. Ein Vorschieben des westlichen Endes des Dammes aber ist, abgesehen von dem Kostenaufwand, aus mannigfachen Gründen nicht ratsam; einmal würde eine solche Verengung des Einganges den Schlickfall in der so abgeschlossenen Bucht verstärken und damit die Wassertiefen noch mehr vermindern, und zweitens würden beim Aus- und Einsegeln die Schiffe

[1]) Das Wort „Reede“, noch bei Olearius „Reide“ geschrieben, hat mit „bereit“ dieselbe Wurzel, bedeutet also eigentlich einen Ort, wo man das Schiff nach Hinnehmen der Ladung für die Seereise fertig macht, überhaupt die letzte Hand daran legt. Das setzt freilich immer voraus, daß das Schiff währenddem vor Anker gelegt werden kann.

allzu leicht in Gefahr kommen, durch den vorbei streichenden, sehr kräftigen Gezeitenstrom gegen die Molenköpfe getrieben zu werden (vergl. beistehendes Kärtchen).

Indes soll hier nicht von künstlichen Bauten, sondern von natürlichen Hafenbildungen gesprochen werden, als von einer speziellen Küstenform, welche Vielartigkeit und Selbstständigkeit genug besitzt, daß sich eine Reihe von Typen unterscheiden lassen.

Natürliche Hafenbecken können doch nur auf dreierlei Art entstanden gedacht werden: zunächst dadurch, daß die Natur durch irgend welche Aufschüttungen schützende Wälle vor der Küste einen Teil des Meeres absondert. Zweitens dadurch, daß Einbrüche des Meeres in das Festland erfolgen, und Teile des letzteren überschwemmt werden. Endlich drittens, indem mächtige Süßwasseradern aus dem Lande ins Meer treten und den Seeschiffen auch in ungelehrter Richtung den Zugang gewähren, wie das bei Flußmündungen der Fall ist.

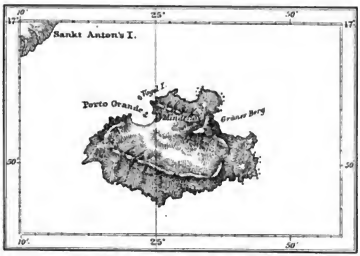
Als reine Typen würden wir also erhalten: Aufschüttungshäfen, Einbruchshäfen und Mündungshäfen. Allerdings sind Beispiele für die reinen Typen, wie wir sehen werden, verhältnismäßig selten, um so häufiger aber unter den berühmten Seehäfen Kombinationen aus zweien oder dreien.

Unter den Aufschüttungshäfen würden eine einfache, aber wenig leistungsfähige Form diejenigen liefern, welche im Schutz von Nehrungen, in Lagunen oder Haffen gelegen sind. Die vorgelegerte Nehrung schützt vortrefflich, aber läßt dieses leicht versanden, oder schließt sogar die Lagune vollständig von der See ab, sobald nicht das Lagunenwasser, durch gut gefüllte Flüsse gespeist, einen stetigen Abfluß wenigstens an einer Stelle der Nehrung offen zu halten vermag. Im letzteren Falle aber haben wir schon eine Kombination des dritten mit dem ersten Typus, wie z. B. in Memel oder in Pillau, oder auch bei Rio Grande do Sul am Ausgange der von drei größeren und einem Dutzend kleinerer Flüsse gespeisten Laguna de Patos; oder endlich bei der berühmtesten der Lagunenstädte, Venedig. Eine von Luxzen, gehogenem Sandwall abgelenkte Hafenbucht aufzufinden, welche irgendwie für den Welthandel Bedeutung hätte, dürfte kaum gelingen, denn in dem so geschützten Wasserraum werden die Tiefen für den Verkehr der Seeschiffe nicht ausreichend sein.

Energischere Aufschüttung bewerkstelligen die vulkanischen Kräfte. Eine breite, offene Bucht kann durch vorgelagerte Vulkaninseln gegen das Eindringen der ozeanischen Dünung vortrefflich geschützt werden, wie z. B. Auckland auf Neuseeland, dessen Hafenbucht freilich auch Angesichts von einem hier wirksamen Eindringen des Meeres ins Land zeigt, also auch zum zweiten Typus Verwandtschaft verrät

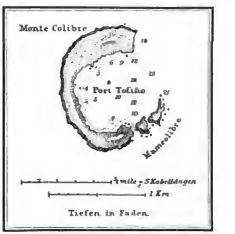
Digitized by Google

(vergl. die Karte im neuen Stielerschen Handatlas Nr. 74). Nicht reiner dürfte der Typus in der Fonseca-Bai an der Ostküste von Zentralamerika vertreten sein, wo von Südosten her der vulkanische Cosiguina einen mächtigen Vorsprung vor die Bai lagert, während von der andern Seite der imposantere Conchagua ebenfalls eine schützende Halbinsel bildet; doch bleibt trotzdem noch ein 15 Seemeilen breiter Eingang zwischen beiden Kegelbergen übrig, der dann von drei kleineren Vulkaninseln unterbrochen wird (vgl. Berghaus' Chart of the World). Auch hier könnte ein Einbruch des Meeres, verbunden mit einer Absenkung des Landes, vorangegangen sein, und die tiefe Bucht erst gebildet haben, so daß abermals eine Kombination mit dem zweiten Typus der Häfen nicht ganz ausgeschlossen wäre. Unzweifelhaft Hand in Hand stehen aber in umgekehrter Folge wirksam vulkanische Aufschüttung und Einbruch des Meeres in den zahlreichen Fällen, wo der Kraterwall einer Vulkaninsel seitlich geöffnet und so ein hufeisenförmig umbauter Hafen zustande kommt: ein bekanntes Beispiel ist Santorin, dessen alter Kraterwall in die halbmondförmige Hauptinsel Thera im Osten und die kleineren Inseln Therasia und Aspra sich geteilt hat. Nach Doelters sehr einleuchtender Meinung ist auch der sehr besuchte Hafen von Porto Grande auf der Kapverden-Insel St. Vincent (vgl. beistehendes Kärtchen) nichts anderes als ein nach Nordwesten geöffneter Krater, dessen Boden, zum Teil überschwemmt, den hier zur Auffüllung ihrer Kohlenvorräthe einlaufenden Dampfern ein bequemes Ankern gestattet, zumal die in einigen Seemeilen Abstand der Öffnung vorgelagerte große Insel St. Antonio auch weiteren Schutz gewährt. Noch berühmter ist der östliche oder alte Hafen der Stadt Aden, wo der Kraterrand nach Osten durchbrochen ist und, als stehen gebliebener Rest, die kleine Insel Sira beim Nordostmonsun nur unvollkommen Deckung gewährt. Infolge dessen hat der bei allen Winden geschützt liegende West- oder Marinehafen den Verkehr gegenwärtig fast vollständig an sich gezogen, zumal er auch erheblich geräumiger ist. — Ein andres Beispiel liefert Port Clarence oder Santa Isabel auf Fernando Póo, wo ein sichelförmiger Kraterwall, nach Nordwesten geöffnet, einen leidlich guten, kleinen Hafen liefert (beistehende Abbildung nach Dr. O. Baumanns Aufnahme).



Hafen Porto Grande der Insel St. Vincent.

Hafen von Sta Isabel auf Fernando Póo.



Tofiño Hafen der Columbretes Inseln.

Minder bekannt, aber noch typischer ist der Kraterhafen der Isla Colibre, einer dem kleinen vulkanischen Archipel der Columbretes (gegenüber der Provinz Valencia) im Mittelmeer angehörigen Insel [1]). Zur Zeit, als die Barbaresken noch das Mittelmeer unsicher machten, diente dieser kleine Hafen als vorzügliches Versteck und der hohe Kraterrand zum Ausguck auf vorbeikommende Segler, die dann unversehens überfallen wurden. Ähnliche Gestalten finden sich noch öfter, ohne daß sie indes zu Hafenzwecken wirklich benutzt würden; so Deception Insel, einer Insel der Südshetlandgruppe (vergl. Stieler, Bl. 7, c.), oder die Insel St. Paul im Indischen Ozean (vergl. Stieler, Bl. 7, m), welche nur für Boote zugänglich ist, oder die Ritter-Insel nahe der Küste von Kaiser-Wilhelms-Land in der Dampierstraße, die erst im März 1888 ihre Hufeisenform nach einer vulkanischen Explosion angenommen hat u. a. m.

[1]) Die Abbild. nach Smyth im Journ. R. Geogr. Soc. I, 1831, p. 58. Die Insel ist wahrscheinlich nach den zahlosen auf ihr gefundenen Schlangen (*culebra*, span.) benannt.

Digitized by Google

Ähnliche Ringinseln werden indes auch durch die stille, aber ergiebige Thätigkeit der Korallen erzeugt: fast sämtliche Atolle, namentlich alle größeren, haben in ihren Binnenlagunen vorzüglich geschützte, wenn auch oft nur in genügender enger Fahrstraße den großen Seeschiffen zugängliche Häfen. Jede Karte der deutschen Marschall-Inseln oder der Paumotengruppe wird Beispiele hierfür darbieten (vgl. im neuen Stieler Blatt 76, Mangarewa).

Aber auch in der Form der Strand- oder Wallriffe eine Küste umsäumend, liefern die Korallen gelegentlich sehr leistungsfähige Häfen: überall nämlich, wo ein Bach oder Fluß seine Mündung hat und das Seewasser oberflächlich anfüßt oder seine trübenden Sedimente an Regentagen noch weiter in die See hinausführt, fterben die Korallen ab und lassen im sonst zusammenhängenden Wallriff eine Lücke, die einen schmalen Zugang zu dem zwischen Küste und Riff gelegenen, in solchen Fällen aus der gleichen Ursache auch soß korallenfreien Binnenfahrwasser darbieten. Auch wo keine regelmäßigen Regenzeiten die Bäche füllen oder das Regenwasser die See nicht oberflächlich, sondern nur als Grundwasser erreicht, sind solche Hafeneinschnitte zu finden. So im Roten Meer, besonders reichlich und gefällig ausstreetend an der afrikanischen Seite. Viele Häfen der hohen Inseln in der Südsee gehören zu diesem, zu einer Kombination des ersten mit dem dritten Typus hinneigenden Bildungen: Honolulu, Apia und Papiti (Tahiti) mögen als bekannteve Beispiele genannt werden (vgl. wieder Stieler Bl. 76).

Ungleich häufiger und vielgestaltiger sind die Häfen vom zweiten Typus, die Einbruchshäfen. Während bei der vorigen Klasse wesentlich die anfbauenden Kräfte der See und ihrer Bewohner in Betracht kommen, sind es hier die zerstörenden. Die Brandung nagt an allen Küsten, man könnte sagen, an den steilen und festigen mit mehr Erfolg als an den flachen und sanft einfallenden. Dazu tritt dann die mächtige Wirkung der Gezeiten, welche in Küstennähe nicht nur an Höhe gewinnen, sondern auch an Kraft und Ausdehnung insbesondere des Gezeitenstromes, der zweimal in 24 Stunden in entgegengesetzter Richtung in die Buchten hinein- und wieder hinausspült: auf dem letzteren Wege als Ebbestrom sich mit Sedimenten beladend, welche der brandende Seegang während des Hochwassers dem Festen abgewonnen hat, um sie im tieferen Wasser dann abzusetzeiden. Hierbei mag, da diese Bedeutung der Brandung genugsam bekannt und gewürdigt ist, nur noch auf die nicht immer richtig verstandene Wirkung der Sturmfluten im Vorübergehen hingewiesen werden. Diese vernüßten flach gelegene Landgebiete nicht bloß durch Überschwemmung, sondern die an ihr Auftreten geknüpften dauernden Wirkungen beruhen auf dem eigentümlichen vertikalen Stromsystem, von dem sie notwendig begleitet sind. An der Oberfläche treibt der auf das Land gerichtete Wind das Wasser vor sich her auf die Küste, aber gleichzeitig strömt das so aufgestaute Wasser in der Tiefe wieder seewärts ab, hierbei den Boden tief aufwühlend, alles Lockere lösend, und alles Gelöste mit sich in die See hinaus tragend. Am mächtigsten wirken alle diese Kräfte dort, wo noch ein dritter Vorgang sie unterstützt: eine Senkung der Küste.

In allen diesen Fällen aber wird die erzielte Leistung sehr wesentlich abhängen von der Beschaffenheit der so angegriffenen Gesteine, also andere Formen schaffen an harten, widerstandsfähigen Küsten, als an weichen nachgiebigen.

An den harten Küsten, die aus anstehenden Gesteine bestehen, ist durch Verschiedenheit des inneren Baues die Widerstandsfähigkeit nicht überall die gleiche. An der Südwestküste Irlands, einer sogenannten Innerküste, laufen aus dem Innern des Landes parallele Falten nach Südwesten zur See aus, wo sie steil abbrechen. Hier sind nun die Mulden, aus wenig halbharem Kohlenkalk bestehend, stark ausgewaschen und tief ins Land hinein überschwemmt, während die Sättel, in denen der harte Old-red-Sandstein im Meeresniveau und darüber anstreift, sich als vorspringende Halbinseln gut gehalten, höchstens an ihren Spitzen in Inseln sich aufgelockert haben. Und Mittimeyer hat uns von der Bretagne berichtet, daß dort überall am innersten Ende der bisweilen reich verzweigten Haftenbuchten, die er nach den identisch gebildeten Trichterhäfen der spanischen Küste als Rias bezeichnet, allemal eine weiche Feldspatader im sonst sehr festen kristallinischen oder paläozoischen Gestein zu finden sei. Der ausgezeichnetste Ria-Hafen der Bretagne ist Brest. Fast alle Flußmündungen der Südküste von England und von Wales zeigen ebenso ganz verwandte Bildungen, hier und da vollständige überschwemmte Thalsysteme mit reicher Verzweigung landeinwärts, wie z. B. Pembroke. Aber auch Plymouth und Falmouth sind hierher zu rechnen, wie weiter im Norden auch Liverpool, das seine weltumfassende Handelsstellung vor der benachbarten Trichteröffnung des Dee Mver darum erringen konnte, weil der Mersey-Fluß gerade an seiner Mündung, also zwischen Liverpool und Birkenhead, eine besonders harte Gesteinsschicht durchbrechen mußte, die er, verhältnet mit dem Gezeitenstrom, nur in schmaler Gasse auszufurchen vermochte, während die weichbordigen Mündungsränder des Dee schnell ausgeweitet mit treibenden Sandbänken und Watten sich anfüllten. Freilich kämpft die Seeschiffahrt von Liverpool mit einer bei starken Westwinden und entsprechend hohem Seegang zeitweilig lästig zu passierenden Barre, die überall entsteht, wo die vom Ebbestrom hinausgeführten Sedimente von der entgegenkommenden Dünung gefüllt werden. Aber der starke Hub der Gezeiten bringt wenigstens beim Hochwasser auch die tiefgehenden Seedampfer darüber hinweg. Daß die Fahrrinne vor Liverpool sich so günstig tief erhält, ist dem binnenwärts sich schnell verbreiternden Mersey-Ästuar zu verdanken: die Flut, welche es füllen, die Ebbe, welche es entleeren muß, sorgen für kräftige Spülung des schmalen Zugangs, und die große Kraft der abströmenden Wassermasse zur Ebbzeit bewirkt, daß die Barre erst ziemlich weit im See hinaus zur Ablagerung kommt.

Ein besonders großartiges Beispiel eines überschwemmten Thalsystems liefert der wichtigste Hafen Australiens: Sydney. Freilich liegt auch hier am Eingange zu dem 20 eingelne Hafenbuchten vereinigenden Hauptbecken eine Barre, die auch bei Niedrigwasser noch 7 m Tiefe besitzt, wozu dann noch 1 bis 2 m Fluthöhe kommen können. (Leidlich gute Kartenbilder bei Stieler 72 und auf Berghaus' Wielkarte.)

Unter der sast unerschöpflichen Zahl verschiedener Gestaltungen dieser Einbruchshäfen mögen hier nur wenige herausgegriffen werden. Überschwemmte Thalgebilde, an deren gegenwärtiger Form meiner Meinung nach die Kräfte des Meeres wenig oder gar nicht beteiligt sind, liefern die Fjorde und Schären, unter Umständen bekanntlich ausgezeichnete Häfen stellend, wie Bergen, Christiania, Gothenburg, Stockholm, Boston in Amerika u. a. m. Die eigentlichen Fjorde aber sind der Regel nach in ihren innneren Buchten so tief, daß keine Kette lang genug wäre, dort dem Anker Halt zu gewähren: dies ist nur an denjenigen spärlichen und wenig grünnigen Stellen des Gestades der Fall, wo ein Gebirgsflüßchen oder ein Bach aus kurzem Thal heraus einen Schuttkegel oder ein kleines Delta in die tiefe wassergefüllte Schlucht hineingebaut hat. Die für den Welthandel wichtigsten Hafenplätze in der Westküste Norwegens liegen an den äußeren, von Schären umgrenzten Eingängen der

Digitized by Google

Fjorde; Trondheims Hafen, der scheinbar eine Ausnahme bilden würde, ist aber bekanntlich durch die Mündung des Nidflusses gegeben.

An Bruchrandküsten gewährt die Durchdringung von Längs- und Querbuchten dem Meere mannigfaltigen Zutritt ins feste Land. Wo eine Küstenkette teilweise abgesunken ist, finden sich im Schutz der erhaltenen Vorsprünge meist leidlich geschützte Häfen, zumal, wo die Windrichtung eine nicht allzu wechselnde bleibt, mit großer Regelmäßigkeit an der Leeseite. So liegen die Häfen der algeriner Küste, bei dem vorherrschenden Nordwestwind mit Vorliebe in der westlichen Ecke der flach eingeschnittenen Bucht Deckung findend. Im Monsungebiet, wo in einem Halbjahr der Wind entgegengesetzte Richtung besitzt wie im andern, kommt es gelegentlich zur Ausbildung von einander abkehrenden „Semeterhäfen", wie man sie wohl nennen könnte. Maltzan beschreibt uns ein solches Zwillingspaar von der südarabischen Küste in Bir Ali und Megdaha (14° nördl. Br., 48½° östl. Länge). „Beide Namen", sagt er, „bezeichnen kleine Städte und Hafenorte, der eine im Osten, der andre im Westen einer etwa acht Seemeilen weiten Bucht gelegen, jeder hinter einer schützenden Landzunge, aber nach der andern Seite offen, so daß sie nur zu einer Saison, und zwar Bir Ali im Sommer, wo die Westwinde vorherrschen, Megdaha im Winter, der Zeit der Ostwinde, Schutz gewähren. Aber zusammen ergänzen sie sich. Diese Hafenbeschaffenheit bestimmt alle Gewohnheiten des Volkes. Je nach der Saison wandern Sultan, Regierung, ja fast alle Einwohner von Bir Ali nach Megdaha und umgekehrt, so daß man sie zusammen als die Hauptstadt des Ländchens (der Wahidi) bezeichnen kann."

Im Kalkgebiet schaffen kleinere oder größere einstürzende Hohlräume oft sehr interessante Hafengebilde, wie die geräumige Bocche di Cattaro oder noch mehr der kleine, aber äußerst praktisch von der Natur konstruierte Hafen von Malta zeigen mögen: letzterer besitzt neben großen Wassertiefen doch ein halbes Dutzend tiefe geschützte, wie von natürlichen Kajen[1]) begrenzte Teilbecken, die den englischen Kriegsschiffen sehr bequemes Liegen gestatten. Ältere und größere Korallenriffinseln, die aus aufgehäuftem und dann verfestigtem Dünensand (sogenanntem äolischen Korallensandstein) bestehen, unterliegen, wie alle andern Kalkgebirte, gleichfalls solcher Hohlraumbildung, die aber hier unter dem Meeresniveau sich vollzieht und beim Einbrechen der Gewölbe alsbald leicht zugängliche oder vom Gezeitenstrom bald besser geöffnete Hafenbuchten liefern kann. In dieser Weise ist, wie J. Rein richtig beobachtet hat, der Hafen von St. Georges auf den Bermudas-Inseln entstanden, und andre Häfen im tropischen Korallengebiet erwecken ganz den Anschein ähnlicher Bildung, wie z. B. das unglückliche Finschhafen an der Küste von Kaiser-Wilhelms-Land, oder Massaua und Suakin im Roten Meer.

[1]) Das alle deutsche Wort, in dieser Form, neben „Kojung", von unsern Seeleuten noch immer gebraucht, ist leider den sogenannten gebildeten Deutschen nur in der französischen Gestalt *Quai* bekannt!

Die Australneger Queenslands.

Die Reisen des norwegischen Naturforschers Dr. Karl Lumholtz in der australischen Kolonie Queensland liegen zehn Jahre zurück, aber erst jetzt ist der Reisebericht desselben in verschiedenen Sprachen erschienen. Die deutsche Übersetzung[1]) würde auch ohne den Aufsehen erregenden Titel ihren Weg gemacht haben, da sie anziehend geschrieben ist und reichen, wissenschaftlichen Stoff birgt. Freilich, die Erdkunde geht so gut wie ganz leer aus, dagegen wird der Zoologe viel Wichtiges über das Tierleben Queenslands finden, denn Lumholtz reiste dort namentlich als zoologischer Sammler und fand manche neue Art. Als eine äußerst ergiebige Quelle wird aber das Buch stets für den Ethnographen von Bedeutung bleiben, denn auf seinen jahrelangen Streifzügen in der Tropenwildnis Queenslands ist Lumholtz nur von Eingebornen begleitet gewesen, deren Sprachen er erlernte und in deren Lebensgewohnheiten und Anschauungen er tief eindrang. Zwar können wir uns aus dem Werke keine Vorstellung von den zahlreichen Reisen des Naturforschers machen, da weder Entfernungen noch Richtungen angegeben sind, doch zeigt uns die Karte drei Routen; einmal unter dem Wendekreise von Rockhampton nach Westen bis 142° westl. L., dann eine kurze Route bei Port Mackay ins Innere und endlich das Hauptgebiet der Forschung im Norden am Herbert-River (18° südl. Br). Hier hat Lumholtz unter den Schwarzen, die er meist kurzweg „Neger" nennt, gleich einem der Übrigen gelebt, und nur gelegentlich ist er nach der Station Herbert Vale zurückgekehrt. Auf die dortigen Eingebornen beziehen sich auch die meisten Schilderungen des Werkes, die zerstreut in denselben enthalten sind und auf denen wir versuchen wollen ein Gesamtbild aufzubauen.

Während sonst die Eingebornen Australiens überall stark zusammengeschmolzen sind, lebten sie in den schwer durchdringlichen Wäldern am Herbert-Flusse, wo weder Gold noch Schätze zu finden sind, noch „in großer Anzahl". Auch dort sind sie in viele kleine Stämme zersplittert, welche gegenseitig ihre Stammesgrenzen achten. „Wehe dem Australneger, der sich in das Land eines fremden Stammes hineinwagt; er wird wie ein Stück Wild verfolgt und wie dieses getötet und verspeist." Der Hauptstamm

[1]) Dr. Karl Lumholtz, Unter Menschenfressern. Eine vierjährige Reise in Australien. Mit 107 Abbildungen, zwei Karten und dem Bildnisse des Verfassers. Hamburg. Verlagsanstalt 1891.

Digitized by Google

am Herbert, der wieder in viele Familienſtämme geteilt war, beſaß ein Areal von 40 Meilen Länge und 30 Meilen (wohl engliſche) Breite. Noch waren zur Zeit, als Lumholtz ſie beſuchte, die Eingebornen Queenslands nicht phyſiſch entartet. Am Diamentina-River fielen ſie ihm durch wohlgenährten, großen Körperbau auf. Einzelne Weiber dort waren ſogar „monſtrös groß“. Auch am Herbert ſah Lumholtz einen Schwarzen von 1,95 m. Die Lippen ſind rötlichblau, das Kinn ziemlich kurz und zurückgedrängt. Die Muskelentwickelung iſt im allgemeinen gering, beſonders dünn ſind Arm und Wade. Die Weiber ſind ſtets ſchiefbeinig, was man auch im geringen Grade bei den Männern findet. Die gewöhnlich ſehr großen Füße hinterlaſſen eine Spur, die ſeitwärts oder geradeaus geht. Sie ſind ſehr geſchickt mit den Zehen Spieße oder andre Gegenſtände von der Erde aufzunehmen, ohne ſich zu bücken. Obgleich der Auſtralneger dünngliedrig iſt, hat er doch große Gewalt über ſeinen Körper: man könnte ihn um den Anſtand und die Leichtigkeit beneiden, mit der er ſich bewegt, als ſei er der Herr der Schöpfung. Das Weib, das ſich wie eine Königin hält, hat ein weniger wildes Ausſehen als der Mann.“ Die Bemerkung von Lumholtz über die Art und Weiſe, wie die Eingebornen ſtehend ausruhen, nämlich indem ſie die Sohle des einen Fußes an die Innenſeite des Oberſchenkels des andern Beines anlehnen und dabei einbeinig ſtehend ſich auf den Speer ſtützen, erinnert uns an die Neger am Bélgſee Nil (Bari, Niam-Niam), wo dieſe Ruheſtellung auch von Harnier, Schweinfurth u. A. beobachtet und ab-

Mann aus Queensland.

Frau aus Queensland.

gebildet wurde. Schneeweißes Haar ſah unſer Beobachter oft an alten Leuten, aber nie fand er einen Albino (vergl. Globus, Bd. LIX, S. 32). Trotz der chokoladebraunen Farbe konnte man Gemütsbewegungen in der Geſichtsfarbe erkennen: ältere Leute wurden aſchgrau, jüngere erröteten. Die Neugebornen ſind bei der Geburt hellbraun, nehmen aber mit ein bis zwei Jahren die Farbe der Eltern an. Ihr Geruchſinn iſt im hohen Grade entwickelt; „ſie brauchen nur den Finger in die Erde zu ſtecken, um zu wiſſen, in welchem Lande ſie ſich befinden“. Ausgeprägt iſt ihre Gabe Spuren zu finden. Hervortretend und von Lumholtz ganz entſchieden betont iſt der beſondere Geruch, den die Schwarzen beſitzen und der Hunde und Pferde ſchon in der Ferne ſtutzig macht. Es finden ſich noch zahlreiche in anthropologiſcher Beziehung wichtige Mitteilungen in dem Werke, doch müſſen wir dieſes Thema hier verlaſſen und erwähnen nur, daß nach Lumholtz die Eingebornen Queenslands bereits mit Papuablut gemiſcht ſind (S. 288).

Über die geiſtigen Fähigkeiten und die Anlagen der Queenslänber urteilt der Verfaſſer nicht ungünſtig, wiewohl er, was den Charakter derſelben und ihre Zukunft betrifft, zu einem ſehr abſprechenden Urteil gelangt. Manche Erfindung und Fertigkeit muß unſer Staunen erregen. Dahin gehört das Auswäſſern giftiger Früchte durch die Weiber, um ſie genſund und eßbar zu machen, alſo ein Seitenſtück zu der bekannten Maniokbereitung. Auch das Zeichengeben oder, wenn man will, telegraphieren mit Hilfe von einer Anzahl Rauchſäulen, auch anderweitig in Auſtralien beobachtet, hat Lumholtz geſehen. Ebenſo hat er die merkwürdigen Botenſtöcke gefunden, welche als der Urauſang einer Art ſchriftlicher Mitteilung, als ſymboliſche Briefe aufgefaßt worden müſſen. Dieſe Message sticks, auf denen Figuren eingeritzt ſind, ſind

Digitized by Google

10 bis 15 cm lang und 2 bis 3 cm breit; einige sind flach, andre rund und oft mit verschiedener Farbe bemalt. „Der hier abgebildete Stock ist von Zentralqueensland. Die eine Seite stellt einen Zaun um ein Stück Land dar; im Zaun ist eine Öffnung angebracht und die Punkte stellen Gras und Schafe dar. Auf andern Botenstöcken sind wiederum ganz regelmäßige Muster eingeritzt, wie auf einer Stickerei und dies hat auf die Vermutung geführt, daß die Stöcke nur als Legitimationskarte für den Boten anzusehen sind“ [1]).

Botenstöcke aus Queensland.

Auch im Zeichnen üben sich die Queensländer. Lumholtz fand in einer Höhle Darstellungen von einem Mann, einer Frau und einem Kinde mit Kohle und roter Erdfarbe, allerdings roh, aber symmetrisch gemalt. Etwas überrascht hat uns die Bemerkung: „Ich zeigte den Schwarzen einmal eine Photographie, aber sie hatten keine Idee, was dieselbe vorgestellt oder wie sie sie halten sollten“ (S. 197). Dieses widerstreitet im allgemeinen der gut beglaubigten Thatsache, daß Naturvölker schnell Zeichnungen erkennen, doch finden sich Ausnahmen, wie denn Ellis ein dasselbe, wie Lumholtz von den australischen Buschmännis (Transact. Ethnol. Soc. New Series III, 227) und James Jamesson Ähnliches von den Negern am Aruwimi, einem Congozufluß, sagt (Jamesson, Forschungen im dunkelsten Afrika. Hamburg 1891, S. 267). Am Wichtigsten bezüglich der Kenntnisse scheint uns die Bestätigung der durch Miklucho Maclay bekannt gewordenen seltsamen Mitaoperationen. Gesehen hat Lumholtz die Operation nicht, „welche die Fortpflanzung verhüten soll,“ allein er erhielt ein Steinmesser vom Georginariver, mit welchem dieselbe ausgeführt wird und dieses gleicht ganz dem von M. Maclay abgebildeten (Zeitschrift für Ethnologie 1882, S. 26).

Unter den körperlichen Fertigkeiten hebt Lumholtz besonders das Klettern der Queensländer hervor. Es giebt da verschiedene Arten bei den Naturvölkern, die oft darauf angewiesen sind ihre Nahrung von hohen Bäumen zu holen, sei dieses nun Honig oder eine Frucht oder ein Tier. Die wenigsten klettern in der Weise wie wir Europäer, sondern bedienen sich der Seilschlingen in verschiedener Art. Am Herbert-River erkletterten mittels eines bis 6 m langen Seiles aus Rohrpalmen die Schwarzen die höchsten Gummibäume schnell und sicher. Wie bei allen Australiern fehlen Bogen und Pfeil am Herbert-River; diese Waffen treten dagegen an der Nordspitze, bei Kap Yorf auf und sind hier von Neuguinea eingeführt. Dagegen haben sie Speere (nie vergiftet), welche mit Hilfe des bekannten Wurfstockes geworfen werden.

Wiewohl Lumholtz und über die Heiraten, den Frauenraub und die Stammesbeziehungen der Queensländer manches berichtet, was auch sicher gut beobachtet ist, so fehlt doch die Erklärung dazu und es scheint uns, als ob er nicht in die mannigfachen Beziehungen der „Gruppenehen“, des „Totemismus“ und der „Exogamie“ eingedrungen ist, über welche wir jetzt durch australische Ethnologen eingehende Forschungen besitzen.

Der Tabak ist das hauptsächlichste Reizmittel der Queensländer, er ist für sie Geld und Lumholtz bestritt damit seine Ausgaben; er wird selbst von kleinen Kindern geraucht, die selbständig von der Mutter dazu angeleitet werden. Belangreich ist die Mitteilung, daß in Zentralqueensland ein narkotisches Blatt von Duboisia Hopwoodii von den Schwarzen gekaut wird. Es wird weithin in geflochtenen Säcken verhandelt und soll wie Opium oder Tabak wirken.

Den Aufsehen erregenden Titel „Unter Menschenfressern“ führt das Buch nach den anthropophagen Gewohnheiten der Queensländer. Die Thatsache steht fest, doch hat Herr Dr. Lumholtz sie nicht mit eigenen Augen beobachtet, wiewohl er genug Bestätigungen dafür sammelte. Ein gefallener Feind gilt als der größte Leckerbissen; am Herbert-River werden kleine Kriegszüge zur Erlangung des Talgoro (Menschenfleisch) unternommen, wobei außer der Freßsucht noch der Aberglaube seine Rolle spielt, denn durch das Verzehren desselben, namentlich der Nieren, glauben sie die Stärke des Verzehrten in sich aufzunehmen.

Über den Charakter und die Zukunft der Australneger urteilt unser Gewährsmann keineswegs günstig. Sie seien verräterisch und unzuverlässig — das ist ein durch das ganze Buch gehender Zug. Tatkraft sei ihnen unbekannt, dazu sind sie träge. Als einziger edler Zug wird hervorgehoben, daß sie ihre Kranken gut pflegen und nicht von ihnen weichen. Ohne Sympatie ist daher Lumholtz von den Schwarzen, unter denen er so lange gelebt, geschieden. Die Eingeborenen kennen keine Vergangenheit oder Zukunft und leben nur den flüchtigen Augenblicken der Gegenwart. Die Berührung mit der Zivilisation wirkt auf sie schädlich und vernichtend. Syphilis und Kindermord nehmen zu und die Frauen gebären nicht mehr, da sie sich der Prostitution hingeben. Wie die weißen Ansiedler über die Eingeborenen denken, erkennt man daraus, daß ein solcher Lumholtz anbot, einen Schwarzen zu erschießen, damit dieser den Schädel präparieren könne! Um die Summe der vernichtenden Einflüsse voll zu machen, haben eingewanderte Chinesen die Schwarzen mit dem Opium bekannt gemacht und so sind sie auch diesem Laster verfallen. Ein Glück für die Wissenschaft, daß Männer wie Lumholtz uns noch urkundliches Material über diese bald vom Erdboden verschwundenen Stämme gesammelt haben.

R. Andree.

[1]) Über diese australischen Botenstöcke giebt es schon eine kleine Litteratur. Vergl. Brough Smyth, The Aborigines of Victoria. Melbourne 1878, I, 354. — Verhandl. d. Berliner Anthropol. Gesellschaft 1880, S. 250 und 1882, S. 33. — Journ. of the Anthropological Institute XIII, p. 288 and XVIII, p. 314.

Rasse und Volk.

Von Dr. F. Guntram Schultheiß.

Glücklicherweise ist die Völkerkunde in allen ihren Zweigen für ihr rasches Fortschreiten nicht von der Festlegung von Definitionen und Grenzbestimmungen abhängig. Gleichwohl ist die Wichtigkeit der systematischen Übersichten und Klassifikationen nicht zu unterschätzen, insofern sie Klarheit und Ordnung in die Masse der Einzelheiten bringen können. Mit diesem Anspruch tritt auch Rahels Anthropogeographie (II. Bd.) uns entgegen: im gesamten IV. Abschnitt, der die

Digitized by Google

geographische Verbreitung von Völkermerkmalen darstellt, handelt es sich im wesentlichen um den Begriff von Volk und Rasse, um die Gewinnung solcher Merkmale, die eine geographische Klassifikation, eine Erfassung durch die Karte möglich machen sollen. Nach der Vorrede soll die geographische Methode innerhalb der Ethnographie den besten Weg zeigen, auf dem ins Innere der Erscheinungen vorzudringen ist.

Die körperlichen Unterschiede der Menschheit fallen zuerst ins Auge. In der Auseinanderfassung mit der Anthropologie knüpft der Geograph an Blumenbachs Einteilung an, die ja recht eigentlich geographisch war. Genügen die fünf Rassen, mit dem Kaukasier an der Spitze noch jetzt dem Geographen? Die Anthropologie ist ja nach Breite und Tiefe fortgeschritten.

Wie aus einem Gefühl der Enttäuschung heraus, klingt, was Ratzel über deren Ergebnisse sagt. Die anthropologischen Merkmale sind ihm nicht tiefgehend genug und zerschneiden nicht das Ganze der Menschheit (S. 579), sie sind unklar und gebrochen (S. 587); die Unterschiede liegen nicht in den inneren Eigenschaften, die den Gang des Lebens beeinflussen, sondern in Haut und Haar, also an der Oberfläche. Hier kommen nicht einmal Arten, nur Rassen zur Ausbildung (XXXVI). Der Schädel — in weiteren Grenzen veränderlicher (584) — scheint ihm weniger brauchbar zur Klassifikation (776). Die Hoffnung, in der Erde gefundene Knochen auf bestimmte Völker beziehen zu können, hat ebenso getäuscht, wie der Traum eines deutschen Schädels, selbst eines äthiopischen oder amerikanischen (579). So Ratzel. Es war übrigens kein Geringerer als Vollmann, der Dolichocephale im Pfahlhaunen kurzweg für Germanen hielt.

Was ist der Grund dieses Fiaskos? Es giebt keine reinen Rassen mehr, weil die Mischung entgegenwirkt. „Es ist wesentlich für die körperlichen Eigenschaften durch Mischung verändert zu werden“ (586). Anderwärts aber spricht sich Ratzel auch wieder für die Veränderlichkeit speziell des Schädels aus (oben, S. 585 und 681).

Den von Ratzel so stark hervorgehobenen Anteil der Mischung haben aber auch andre Ethnographen auf Karten schon in Rechnung gebracht und die „Zeit vor den großen Entdeckungen dargestellt. Keineswegs gedenkt Ratzel auf die Rassenkarte zu verzichten. Die tiefsten Unterschiede liegen ihm trotz der Nivellierung im Körperlichen (735). Wiederholt spricht er von den zwei oder drei ältesten Gruppen oder großen Rassen (586 und 737). Die beigegebene klassifikatorische Karte der Menschheit vermeidet den Ausdruck Rasse und unterscheidet durch die Schraffierung das pazifisch amerikanische, das nordwestatlantische, das indoafrikanische Gebiet, zeigt aber im letzten die Mittel- und Südafrikaner, die Australier und Ostneger als Unterabteilung zusammengenommen. Also drei oder vier Gruppen, die nur gegenüber Blumenbachs Benennung nach Erdteilen (S. 664) zu den Meeren in Beziehung gesetzt werden.

Sollen diese nun die ältesten zu erreichenden Rassen sein? Es scheint so! In einer Ausführung über die „Tiefe der Menschheit“ (S. 614) spricht sich Ratzel gegen die Theorien vom Eingreifen geologischer Katastrophen in die Verbreitung der Völker ein: gleich darauf sind Atlantis und Lemuria als wissenschaftliche Utopien bezeichnet (S. 619). Wahrscheinlicher seien immer die Hypothesen, die ein bestehendes Volk an ein andres bestehendes knüpften. So die negroiden Madagassen; wegen deren denn man an frühere Inselbrücken im Kanal von Mosambique gedacht hat, die sich aber aus einigen Tausend eingeführter Sklaven entwickeln konnten (S. 620).

So richtig dies ist, so kann man doch nur finden, daß Ratzel die Frage nach dem Verbreitungszentrum seiner ältesten Rassen recht eigentlich ins Wasser fallen läßt oder aus der Geographie hinausweist. Und doch liegt in dieser Frage ein ganz ausgesprochen geographisches Moment. Wie durchaus ungeographisch ist der Gedanke, daß die Arier in der Urzeit von Skandinavien aus auf das nordeurische Festland übergesetzt seien, wohl gar auf Eisbäumen und von da ihre Wanderungen angetreten hätten. Und warum? Nur weil man dafür den richtigen Gedanken einer geographischen Isolierung der Rassentheorie oder Zeiten durch die Hineintragung moderner Bedingungen von Abgelegenheit übertspannt! Es ist dieselbe Vorliebe für Extreme, wenn man — was historisch-psychologisch nicht angeht — in den Erinnerungen der asiatischen Arier an rauhere Vorsitze gleich das Gedächtnis an Skandinavien sucht.

Nun ist allerdings der Geograph nicht verpflichtet, da sein Blick doch zunächst auf die gegenwärtige Verbreitung der Völker sich richtet, auf die Frage der Bildung und Heimat der Rassen einzugehen, die für ihn das Gegebene sind. Doch wird er es kaum völlig umgehen, dazu Stellung zu nehmen. So auch zur Frage, ob ein oder mehrere Menschenarten. Ratzel stellt den Satz auf: „Die Einheit des Menschengeschlechtes hat die Arteinheit zur Grundlage“ (S. 585). Der Sinn ist etwas dunkel; der folgende: „Spätere Versuche, die Menschheit in engere Arten zu zerlegen, sind gescheitert,“ läßt nicht ersehen, ob das Scheitern endgültig ist. Wenigstens heißt es S. 586: die heutige Menschheit kann zeitlich in der Mitte zwischen einer Menschheit der Vergangenheit von größeren inneren Unterschieden, vielleicht Artunterschieden, und einer Menschheit der Zukunft von geringeren inneren Unterschieden gedacht werden.

Anderseits wird sich eher doch schon ergeben haben, daß die Anthropogeographie Ratzels und die anthropologische Forschung verschiedene Wege wandeln, auch da, wo sie beide das Wort Rasse gebrauchen. „Es paßt nicht auf den ganzen Inhalt, den wir ihm bei der heutigen Klassifikation der Menschheit zu geben haben,“ lesen wir S. 739: „es sinkt zu einem Sammelbegriff provisorischen Wertes herab.“ „Das erste Bemühen der Anthropologie sei auf die Bestimmung der Qualität der Verschiedenheiten und deren Größe gerichtet; nach der Herkunft zu forschen sei dem Ethnographen überlassen, der jeder Rassenverschiedenheit innerhalb einer Völkergruppe mit der Hoffnung entgegentritt, in ihr eine Wirkung nachweisbarer Berührung mit einer andern Völkergruppe oder geographischer oder sozialer Absonderung unter verschiedenen äußeren Einflüssen zu finden.“ So Ratzel 734. Diese Abgrenzung wird kaum allgemein gebilligt werden. Der Anthropologie fällt es zunächst zu, die Verbreitung des Menschen über die Erde und zwar als bloßen Naturwesens zu ermitteln; geologische Änderungen in Betracht zu ziehen, wird sie sich nicht scheuen. Ratzel schreibt denn auch der Geologie (oder Paläontologie) die Aufgabe zu, jene tieferen auseinander strebenden Wurzeln der Menschheit bloßzulegen (S. 615), das sind alle nicht nur etwaige niedrigere, tierähnlichere Übergangsstufen als sie vorläufig gefunden sind, sondern auch Belege der ursprünglichen Typen menschlicher Bildung; gleichviel ob man Arten oder Rassen erwartet. Wer an einen Schöpfungsmittelpunkt glauben will (S. 20), für den ist die Frage der Umbildung und Auszweigung a priori entschieden; die einzelnen Phasen zu belegen, Übergänge zwischen Lang- und Kurzköpfen herbeizubringen, nachdem diese schon in der Tertiärzeit nebeneinander stehen sollen, könnte nur aus einem Gebiet zu hoffen sein, wo die Mischung völlig unmöglich wäre. So lange man diese immer wieder heranzieht, um thatsächliche Verschiedenheiten des Typus zu erklären, und die Mischung selbst nicht nachweist, ist es ebenso ein Spiel mit Begriffen, als wenn man die Variabilität des menschlichen Organismus von innen heraus auf irgend eine frühere Epoche begreift. Aus diesem logischen Dilemma führt nur ein Ausweg: Die Frage nach den Bedingungen,

Digitized by Google

unter denen die Variabilität wirksam werden, zur Ausprägung einer neuen Abart oder Rasse führen kann. Es ist eine geographische Verwendung des Rassenbegriffs, wenn man ihn als übergeordnet zum Volksbegriff gebraucht. Ratzel übersieht dies keineswegs, er giebt zu, daß die 16 Tasmanier, die es 1860 noch gab, die eigentümliche Unterabteilung der australischen Rasse darstellten (S. 722), aber er will dann doch den Schluß aus wenigen Schädeln auf eine Rasse als Fehlschluß hinstellen, der richtig nur auf einen Clan oder eine Familie führe. Allerdings, aber in jeder Familie liegt der Keim einer Rasse; eine Frage der Lebensumstände, des Raumes, der Zeit ist es, wie weit sie sich verzweigt. Dauertage nimmt unbedenklich in der Definition der Art die Abstammung von einem Paare auf. Das muß wohl nicht immer der Fall sein — aber jedenfalls braucht die Rasse nicht von Anfang an Massenerscheinung zu sein, worauf jede Erklärung oder Zurückführung auf klimatische Einflüsse mehr oder weniger hinauslänft; etwas andres ist die Anpassung ans Klima. Aber die Frage nach der Zahl der Rassen verliert jede Bedeutung; es ist Sache der Erfahrung und Übereinkunft, zu bestimmen, welche Rassen sich ausgebreitet haben, welche sich rein zu erhalten vermochten, welche ausgestorben sind, welche sich näher stehen. Die körperliche Vererbung muß hierbei leiten; ob die Einteilung nach den konventionellen Grenzen der Lang-, Mittel- und Kurzköpfe das Wesen komplizierter Organismen, die Beziehungen des Wachstums und der Lebensverhältnisse richtig scheidet, kann der Laie nicht ansinnen. Vielleicht würde auch heute noch Blumenbach die gleichen Zweifel über die Wichtigkeit der Grade und Winkel auszusprechen wagen, wie 1795: quo major mihi consuetudo cum collectione mea craniorum, eo minus possibile mihi videtur varietates hasce gentilitias ad gradus et angulos generalis cujusdam regulae reducere. (De generis humani varietate nativa, 1795, p. 203.) So viel ist wenigstens sicher, daß die Einteilung der Menschheit in Rassen nur sehr bedingten Wert für die Erkenntnis des genealogischen Zusammenhanges der Völker hat, daß die Konstruktion der ursprünglichen oder relativ frühesten Rassenverteilung nach anthropologischen Gesichtspunkten ein Bild gewähren wird, das von geographischer Klassifikation stark abweicht, das weit mehr eine uralte Vergangenheit, als die lebendige Gegenwart spiegelt.

Dem Bedürfnis einer ins einzelne gehenden Klassifikation der Völker der Gegenwart entspricht nun unbestritten am meisten das Merkmal der Sprache. Dies erkennt natürlich auch Ratzel unumwunden an. „Ungleich der Anthropologie ist die Sprachwissenschaft bewährte Gehilfin der Ethnographie“ (593); er erinnert an den ihr verbanken Nachweis der indogermanischen, uralaltaischen und malaio-polynesischen Sprachenfamilie; er hebt den engen Zusammenhang der Sprache mit den geistigen Unterschieden der Volksart oder des Kulturstandes hervor. Aber im einzelnen stellt sich doch das Verhältnis zur Sprache etwas formell und äußerlich; Ratzel tritt nach seinen eigenen Worten nugern an alles heran, was mit den Sprachen sich berührt; er ist nicht der Meinung, daß die Ethnographie hier erst anfange (S 727). Es fragt sich nur, ob die Arbeitsteilung bis zur gegenseitigen Vernachlässigung führen darf. Die Übertragbarkeit einer Sprache von einem Volk auf das andere (S. 593) besagt an sich nicht soviel, wenn es sich nur um Klassifikation handelt; aber das ursprüngliche Verhältnis von Sprache und Rasse streift der nachfolgende Satz, dessen wörtliche Auführung erlaubt sei (S. 596). „In der Unmöglichkeit, sprachlich zu assimilieren, ohne Rassenmischung in irgend einem Grade zu vermeiden [? statt zu vollziehen?], liegt die Berechtigung, hinter Sprachübertragung auch Blutübertragung zu vermuten. Es ist aber durchaus nicht gelagt, daß die eine Übertragung ohne die andere undenkbar sei und besonders ist es ganz falsch, aus der Sprache einen Schluß auf die Rasse zu ziehen, wie wir ihn bei Oberland finden. „Große Mischungen haben die Polynesier, wie ihre Sprache ausweist, nicht erfahren.“* Millionen von Negern, welche englisch sprechen, haben keine Mischung erfahren?* So weit Ratzel. Der Sinn ist nicht so deutlich ausgedrückt, als die Bedeutung der Sache wünschen ließe. Die Polynesier, sollen wir wohl verstehen, können recht gut gemischter Rasse sein, ohne daß ihre Sprache die Spuren der Mischung zeigt. Die englisch sprechenden Neger sind unter Engländer oder Amerikaner gemischt, ohne daß man aus ihrer jetzigen Sprache auf ihre Rassen schließen darf. Nur ist hier freilich Mischung in sehr verschiedenem Sinne gebraucht. Das Englisch der Neger wird aber auch den Einfluß der früheren Sprache keineswegs immer so abgetreift haben, daß die Übertragung vertieft sein könnte, wie bei den Polynesiern.

Die Tragweite einer rein sprachlichen Klassifikation der Menschheit ist doch ganz wesentlich davon bedingt, wie sich Rasse und Sprache verhalten. Nach der allgemeinen Ethnographie von Friedr. Müller (1873) trifft allerdings die Einteilung der Rassen nach der Haarform und die der Völker in Sprachfamilien, indem Haar und Sprache viel konstanter als der Schädel sich zu vererben pflegen (daselbst S. 13), so reinlich und ohne Rückstand zusammen, wie es nur irgend ein System bieten kann. Dazu kommt noch die Beständigkeit der Rassenmerkmale, während die Mischung nicht in allen Fällen ein dauerndes Produkt liefert (S. 48). Aber auch in Peschels Völkerkunde erscheinen die Sprachfamilien analog den Rassen oder als Unterabteilungen. Unbestritten ist jedenfalls der Polygenismus der Sprachentwickelung, auch für solche, die wie Müller oder Peschel streng am Monogenismus des Menschen als Art festhalten. Konsequenterweise gilt für Müller die mittelländische Rasse als solche für sprachlos; erst ihre viel Unterabteilungen schufen sich selbständig die Sprache. Rasse und Sprache decken sich nicht (S. 33). Der entgegengesetzten Meinung, daß die Sprache ein Naturprodukt der Rasse und ihrer Gehirnorganisation sei, schlt es nicht an Anhängern, so Penka, oder Ehanon nach Topinard, Anthropologie, Deutsch von Neuhauß, 421). Beide Meinungen gehören ebenso der Spekulation an, als wenn Brinton (the language of palaeolithic man, Philadelphia 1888, bespr. Revue d'ethnographie VIII, 298) dem Menschen der alten Steinzeit eine Sprache ohne Flexion und ohne Fürwörter u. s. w. zuschreiben, oder andre nach den anatomischen Merkmalen der wenigen zu Gebote stehenden Schädel der sogenannten Kannstattrasse die Sprache ganz absprechen. Das ist freilich ganz haltlos, so lange die betreffenden Schädel und Reste nicht als zweifellos normal oder wenigstens zahlreich sich darstellen.

Aber je jünger die Anfänge der Sprache, desto wichtiger werden die Erfahrungen aus der Gegenwart oder kurzen Vergangenheit als Analogien. Was Hollrung (Globus, Bd. LIV, S. 340) von Neuguinea berichtet, daß auf einer Küstenausdehnung von 36 km 12 grundverschiedene Sprachen im Gebrauch seien, von denen manche nicht über 50 Anhänger zählen, was Ratzel selbst S. 739 nach Martius von Brasilien anführt, daß gelegentlich unter 20 Ruderern nur drei oder vier sich verständigen konnten, daß ist nicht, wie es da heißt, „eine auffallend rätselhafte Erscheinung“, sondern es ist der Naturzustand der Sprachbildung überall, wo eine dünne Bevölkerung in weiten Räumen zerstreut ist. Die Möglichkeit, die Vermandtschaft einer Reihe von Sprachen nachzuweisen, beruht nur in Ausnahmefällen auf dem Wortschatz wie bei den arischen oder den Wurzeln in den polynesischen Sprachen; sonst tritt die Erwägung des Sprachenbaues ein, ob ein oder mehrsilbig, ob Präfixe oder Suffixe,

Digitized by Google

oder Einverleibungen u. dergl. Solche Untersuchung kann freilich nur bei weitgediehener Arbeitsteilung Erfolge haben, oft mag der Wunsch eines Ergebnisses dessen wirklichen Belang übertreiben. Die so gefundenen Sprachtypen könnten vielleicht als Erbteil von Rassenwolage angesprochen werden; aber immer bleibt eine Vielheit von Sprachstämmen, auch bei anthropologisch nahen Völkern. Nur die völlige räumliche Isolierung der Sprachenherde macht dies erklärlich; denn unzweifelhaft sind die Sprachen, selbst wenn der Bau und die Anlage tiefere Ableitung haben sollte, nach ihrem thatsächlichen Gebrauchswert der Ausdruck der Lebensgemeinschaft im einzelnen, der Horden oder Familien und in weiterer Verbreitung der Völker. Je fester und dauernder die Grundzüge von Sprachen sich beweisen und in Dialekte und jüngere Sprachstufen übergehen, auf desto längere Dauer eines ursprünglichen Zusammenlebens muß geschlossen werden; desto mehr ist ein Urvolk anzunehmen, dessen Teilung oft mählich vor sich ging, ein sozialer Organismus, nicht eine Rasse, die von Naturschranken beherrscht und bestimmt ist. Die Malaio-Polynesier sind deshalb eine Analogie der Arier. Die dazu gerechneten Völker bilden wohl sprachlich eine Einheit, nur daß die Polynesier auf einer früheren Stufe der Sprache sich trennend im Wortschatz noch stärker unterscheiden, als Rassen aber sind beide nur ungenau zu bezeichnen, obgleich je eine anthropologisch faßbare Rasse in ihnen aufgegangen zu sein scheint, hier die blonden Dolichocephalen, dort die eigentlichen Malaien. Auch bei den Malaio-Polynesiern scheint der jüngere Ursprung der einheitlichen Sprachentwickelung gegenüber der Rassenbildung wahrscheinlich gemacht werden zu können. Ihre Urheimat sucht man in Tibet, von wo sie den hinterindischen Flüssen entlang die Richtung ihrer späteren weiten Verbreitung gefunden hätten (Topinard, 474). Der Kern der Sprachbildung, die sich nach Südosten und der Inselwelt verbreitete, liegt nun sehr wahrscheinlich auf den Sundainseln oder den Ausläufern des Festlandes (Peschel, Völkerkunde, 5. Aufl. 347), dort erwuchs das eigentlich malaische Urvolk. Die Rasse aber, der es zugehöre, vor auch landeinwärts verbreitet, die Aboriginer oder frühesten Einwohner Hinterindiens sollen noch jetzt große Ähnlichkeit mit den Malaien haben (Fr. Müller, Ethnographie, 314). Hätte die malaische Ursprache sich auch nach dieser Seite hin ausdehnen können, so würden wir dort dasselbe Verhältnis finden, wie es sich durch den späteren Ursprung der arischen Ursprache an dem geographisch wahrscheinlichsten Punkte der Verbreitung der blonden nordeuropäischen Rasse der Eiszeit ergiebt. Sprache und Rasse können für diesen Fall als exzentrische Kreise aufgefaßt werden; die Bevölkerungen von Nordeuschland und Skandinavien mögen anthropologisch den Ariern oder einem Teil derselben nahe gestanden sein, ohne an der arischen Ursprache teilzunehmen. Wenn die Wistula der Westfluß ist und die frühste Grenze der Germanen nach Westen bezeichnet, so sind die übrigen westlichen Bevölkerungsteile erst durch die Ausbreitung der Germanen germanisiert worden, aber anthropologisch ohne Spuren verschmolzen. Der Ausdruck arische Rasse aber enthält eine Anticipatio. Den Beweis dafür, daß die Ausbreitung des Germanischen über vorgermanische Horden in der Sprache sich zeigen müsse, wird man nicht im einzelnen führen wollen, wenn man die oben angeführte Analogie der Sprachverspätterung in andern Waldländern erwägt. Übrigens ist ein namhafter Teil des germanischen Sprachgesetzes nur germanisch und nicht gemeinarisch, nach Förstemann, Geschichte des deutschen Sprachstammes 1, 452 fg. 1178 Wörter gegenüber 1235 mit andern arischen Sprachen gemeinsam bewahrten. Über Art und Ursprung ihrer Bestandteile giebt aber die Sprache in andern Fällen vielleicht nur der eingehendsten Sprachforschung, vielleicht gar nicht Aufschluß. Wenn z. B. Wborton (vgl. Globus LIII, 223) von 2740 griechischen Wurzeln 1160 als nichtarisch erklärt, so ist damit noch gar nicht gesagt, daß sie auf ein vorderasiatisches Kulturvolk zurückgehen müßten, auch wenn in Mykenä und Tiryns Spuren seiner Kultureinflüsse, vielleicht seiner Kolonisation vorliegen.

Es sind hiermit schon die Grenzen berührt, innerhalb deren die Frage zu behandeln ist, mit welchem Rechte die Einteilung noch den Rassen sich in eine Unterabteilung nach Sprachgruppen fortsetzt. Natzel selbst läßt diese Bedenken freilich ganz beiseite; er setzt den körperlichen und sprachlichen Einteilungsgründen als die eigentlich ethnographischen Merkmale ganz andre entgegen. Es ist nach S. 579 die Gesamtheit des Kulturbesitzes, religiöse Vorstellungen, Einrichtungen des politischen und sozialen Lebens, Künste und Fertigkeiten, Waffen, Waffen und Geräte, Trachten, Tätowierungen und andre Verunstaltungen. Sie also sollen der Abgrenzung der geographischen Methode innerhalb der Ethnographie als Grundlage dienen, und zwar gegenüber der psychologischen. Es scheint ihm denn zunächst nur um eine Klassifikation zu thun zu sein. Die Verbreitung einer Waffe z. B. (lesen wir S. 597) ist leichter darzustellen, als die eines Volkes. Es ist im wesentlichen der Inhalt der ethnographischen Museen, um den es sich in der weiteren Ausführung handelt. Nicht daß er diese ethnographischen Merkmale überschätzt wissen wollte. Gerade weil sie nicht tief gehen, sind sie für die Völkerscheidung und Chorakterisierung so wichtig (S. 753), er verwahrt sich gegen den Schluß von ethnographischen Merkmalen auf Stammverwandtschaft (S. 607); die Ethnographie führt auf Kulturgemeinschaft (643). Wer sollte dieser wissenschaftlichen Thätigkeit, die man mit Recht eine Museumswissenschaft genannt hat, nicht eine solche Pflege wünschen, wie sie bei Natzels stannenswerter Kenntnis der Einzelheiten vorauszusetzen ist, oder wer wollte nicht gerne die Ergebnisse aufnehmen, die sie bringt? Naturgemäß sind diese einzeln oder Analogien. Der besseren Übersicht und größeren Menge ethnographischer Gegenstände wird die geographische Methode es verdanken, wenn sie darin mehr finden kann als bloße Beispiele für die Entwicklungsgeschichte menschlicher Künste, wohei sich (S. 747) Klemms Kulturgeschichte beruhigte. Für Natzel ist die Verbreitung der Ausdruck des Weges. Als Grundsatz gilt ihm, daß der Gegenstand mit seinem Träger wandert (634). Ein gutes Beispiel für die Tragweite dieser Auffassung findet sich S. 760: Da Völker mit großer Zähigkeit an ihrer eigenen Bewaffnungsweise festhielten, so verberge sich vielleicht unter da oder dort zwischen Speer- und Schildträgern zerstreuten Bogenträgern ein Rassenelement, das die Anthropologie noch nicht berücksichtigt hat.

Muß aber das Vorkommen des gleichen Gegenstandes durch Verbreitung von einem Punkt der Erfindung erklärt werden oder kann derselbe Gegenstand an verschiedenen Orten selbständig erfunden sein? Natzel ist die psychologische Auffassung innerhalb der Ethnographie. Als Völkergedanke, als geistige generatio aequivoca lenkt sie vom Studium der geographischen Verbreitung ab (S. 707), sie hat noch nie auf einen lichten Punkt geführt (S. 726). Mit diesen und ähnlichen Sätzen erklärt sich Natzel gegen diesen Standpunkt; er spricht S. 766 von den aus Zitaten geistlos zusammengekehrten Werken über Ethnographie [1]) und führt die weite Verbreitung von Sprachen gleichen Stammes als Analogie der zerstreuten Verbreitung ethnographischer Gegenstände an

[1]) Mage hierzu die Gegenbemerkung erlaubt sein, daß das Zurücktreten des Zitaten- und Belegwesens bei Natzel zwar den Eindruck einer originalen Leistung steigert, aber doch der Bezeichnung als Handbuch einigermaßen widerspricht. Noch mißlicher ist der Mangel eines Registers, der die vielen Einzelheiten erst zugbar machen würde.

Digitized by Google

(728). Die Fruchtbarkeit des geographischen Prinzips hat Ratzel für so vieles Einzelne erwiesen; aber was er selbst als Gemeinbesitz anführt (S. 693), genügt zur Rechtfertigung der so scharf angegriffenen Richtung, die, wenn wir sie richtig verstehen, das Hauptgewicht auf die wesentlich gleichartige Funktion des menschlichen Gehirnes legt. Einfluß, Entlehnung, Übergang wird dadurch wohl nicht ausgeschlossen sein sollen.

Man kann nicht finden, daß diese Unangreifbarkeit eines Axioms, wie man wohl sagen darf, auch dem geographischen Standpunkt Ratzels innewohne. Alle Ergebnisse seiner Kulturgeographie werden mit größter Mühe einem doch ziemlich unsichern Boden abgewonnen; mehr als die Möglichkeit der Sache scheint den Anbefangenen kaum zu erweisen, obgleich alles in dogmatischer Sicherheit auftritt. Das Wie der Übertragung, die Fäden des Zusammenhanges entziehen sich selbst der umfassendsten Kenntnis; Künste und Fertigkeiten sind wohl auch bei sogenannten Naturvölkern Sache individueller Begabung, aber sind alle solche Zufälle und Sprünge der Erfindungen auszuschließen? Man zieht es schließlich doch vor, allen Zweifeln, ob die geographische Methode, nach der Verbreitung der Geräte zu fragen, wirklich ins Innere der Erscheinungen führe, auszuweichen und sich lieber an das Einzelne zu halten, an den Menschen, das Volk, an seine Sprache, und von der Zukunft den Aufschluß zu erwarten, wo die Gegenwart die Antwort schuldig bleibt.

Wenn die Merkmale der Rassen unklar und schwankend sind, so kann uns doch die Anthropologie mit einiger Sicherheit sagen, welcher Typus, welche Anzahnahmen dem Volk, der Horde zukommen. Von diesem festen Punkt aus ist die Rasse eine Abstraktion der Individuen; man fühlt sich auf sicherem Boden, wenn z. B. Topinard kurzweg die Völkertypen vorführt. Es sind ihrer freilich viel mehr, als wenn man die Rassen als die höheren Einheiten vieler Völker aufzählt und nicht weiß, wohin man z. B. die Aino thun soll. Erscheinen dann auch die Völker als aus mehreren Rassen zusammengesetzt, so können doch die Verhältniszahlen einen Blick in ihren Aufbau gewähren. Für die Ethnographie gilt der Satz, den Bleicrodeim aussprach, ohne noch von der heutigen Anthropologie zu wissen: „Nicht auf der Einheit des Ursprungs, sondern der Entwicklung beruht das Leben und die Identität der Völker.“ Die so oft betonte Dauerhaftigkeit der Rassen gegenüber den leigenden und sinkenden Völkern sagt nichts anders, als daß jeder Typus die Fähigkeit besitzt, sich so lange und so oft zu wiederholen, als die Paarung mit dem gleichen, das Klima und die Möglichkeit der Ernährung gestattet; die Möglichkeit einer Mischung bedeutet noch keineswegs das Fallen aller Schranken. Selbst in Deutschland war noch vor kurzem, vielleicht noch jetzt meist, die Heirat aus einem Dorf ins andre sehr selten, und wenn konfessionelle oder territoriale Schranken bestanden, so gut wie unterlagt. Es ist nicht recht zu begreifen, wenn Ratzel die Neger in der Union als das große Fragezeichen hinter allen hochfliegenden Erwartungen von der Entwicklung eines neuen besseren Europa bezeichnet (S. 684). Auch ohne räumliche Trennung ist hier der Unterschied zwischen den Rassen zu groß, als daß man an die Entstehung eines Mischvolkes denken könnte, in dem einst Weiße und Neger so künstlich zu trennen wären, wie bei Deutschen oder Franzosen Lang- und Kurzköpfe. Anders mögen die Verhältnisse und Aussichten in Südamerika sein, aber man wird besser thun, wenn man es ablehnt, die Rassen als chemische Elemente zu betrachten. Man verläßt zu leicht den sicheren Boden der Induktion. Wenn der Name der Ethnographie ihre Aufgabe bezeichnet, so wird sie auch darauf angewiesen sein, von den empirisch gegebenen Völkern auszugehen, deren erstes Merkmal immerhin die Sprache ist, weil sie eben eine Schranke bildet. Insofern die Kulturvölker besser zu überlehen sind, wird es geraten sein, von ihnen auszugehen, nicht aber sie auszuschließen. Es erscheint als unnötig und irreführend, wenn Trolle seine Schrift über das italienische Volkstum und seine Abhängigkeit von den Naturbedingungen (Leipzig 1885) als einen anthropogeographischen Versuch bezeichnet. Es ist gerade das, was für jedes einzelne Volk als Grundlage zu wünschen wäre. Wenn von Naturvölkern aber Horden weniger Wissenswertes beizubringen ist, so entspricht das nur dem verschiedenen Wert. Es ist ja richtig, daß eine ethnographische Karte, die bloß die Sprachgrenzen darstellt, kein zutreffendes Bild der Völkerbeschaffenheit giebt, wie R. Andree (Ethnographische Karten, Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1885, S. 176 flg.) hervorhebt; aber mit dem Beisatz, daß sie eben zur Zeit noch das einzig mögliche sei. Er wünscht, daß die Elemente, welche allmählich zur Bildung eines Volkes beitragen, in Betracht gezogen würden — was aber leichter gesagt als gethan ist. Weit über diese Betonung des anthropologisch-historischen Mangels einer bloßen Sprachenkarte geht Ratzel, wenn er in der Eintragung der Arier Indiens auf der ethnographischen Karte Asiens von Vincenz von Haardt es bemängelt, daß hier der Gegensatz der Wüste Thar und des Fruchtlandes des Indus, der des Nomadismus und des ansässigen Lebens, des Islamö und des Brahmanismus, der rein arischen [?] und der turanischstuthjki gemischten Bevölkerung, der persischen und indischen Einflüsse nicht dargestellt ist (S. 738). Man muß doch dagegen sagen, daß bei all diesen Begriffen die Verbreitung im Raum, die allein auf der Karte dargestellt werden konnte, das Äußerliche ist?

Aber auch die anthropologisch-historische Sprachenkarte hat ihre Grenzen. Die anthropologische Forschung ergiebt für Südtirolen einen starken Anteil langköpfiger, dunkler Bevölkerung, für die man ohne weiteres an die Urbevölkerung appelliert. Nun stammten aber die Sklaven der römischen Latifundien überwiegend aus dem semitischen Vorderasien; sollte das nicht vorzugsweise haben? Andererseits war die Romanisierung Westeuropas möglich, ohne daß man an eine Einwirkung des römischen Typus — so weit es einen solchen überhaupt gab — zu glauben braucht. Die Einrichtungen und die Zeit erklären hier die Übertragung einer Kultursprache durch zahlreiche Medien. Von einer lateinischen Rasse heutzutage zu reden, statt von einer romanischen Völkergruppe, ist eine Irreführung. Über die Rasse kann hier nur die anthropologische Forschung Aufschluß geben, aber über die geistigen Kräfte der Volkseinheit ausschließlich die Kultur- und Staatengeschichte. Diese müßte man in England nach der Sprache allein eine römische oder französische Beimischung vermuten, während doch die Normannen nur sprachlich romanisiert waren. Solche Analogieen sind freilich geeignet, gegen die sprachliche Klassifikation von Naturvölkern noch mehr mißtrauisch zu machen, wenn sie die anthropologische mit einschließen sollen. Zu einer andern Erwägung giebt die verhältnismäßig rasche Germanisierung der linksrheinischen Gebiete durch die Franken Anlaß. Hier hatten sich immer wieder Germanen, einzeln und in Haufen, als Kriegsgefangene und Kolonen niedergelassen; selbst romanisiert könnten sie von den Germanen absorbiert worden sein, ohne anthropologische Spuren zu hinterlassen. Ebenso verhält es sich mit etwaigen Resten germanischer Stämme unter den Slaven in Ostdeutschland. Überwiegend hat man sich dagegen ausgesprochen, wie auch wieder Weinhold die Deutschen in Schlesien), weil allerdings der Nachweis mangelhaft ist. Aber was z. B. Müllenhoff (Deutsche Altertumskunde II, 373) als unhaltbar hinstellt, daß sie sich doch in der Sprache nicht hätten parallel den deutschen Stämmen entwickeln können, um dann später rasch und leicht in ihnen aufzugehen, das

Digitized by Google

wird gar niemand behaupten wollen. Es handelt sich dann eben um eine Negermanifestirung.

Es ist hier nicht möglich, mehr als die wichtigsten Beziehungen von Rasse, Sprache und Volk zu berühren, aber gerade so unbeleugnete Beispiele mögen dienlich sein, um an ihre Beschäftigkeit zu erinnern. Nagel setzt sie wegen der rein geographischen Methode ziemlich zurück. Aber so lange die Völkerkunde den Kreis der Probleme, wie ihn etwa Peschel umschrieben hat, auszufüllen den Anspruch erhebt, wird sie auch andere Richtungen und geringere Kräfte als die Beherrschung der Stilunterschiede der Bogen und die Erwittelung ihres Ursprungs übrig macht, von der Teilnahme nicht ausschließen, sei sie nun bloß entgegenkommend oder mitthätig.

Bücherschau.

Syed Ameer Ali, The Life and Teachings of Mohammed or the Spirit of Islam. London, W. H. Allen, 1891.

Alle die bedeutenden Arbeiten, die wir über Mohammed und den Islam besitzen, von Sprenger, Muir, Nöldeke, v. Kremer u. A., stehen auf dem Standpunkte des Abendländers, der christlichen Kultur und sind, bei allem Streben nach unparteiisch geschichtlicher Darstellung, keineswegs frei von dem Banne, in welchen unsere Erziehung und Anschauung die Persönlichkeit gezwungen haben. Was Mohammedaner über ihren Religionsstifter geschrieben haben, reicht nicht hinein in die weiten Gebiete europäischer Leser und überschreitet schon wegen der Sprache kaum die Fachkreise, die sich mit Arabisch beschäftigen. Jetzt kommt ein hoher indischer Beamter, Richter am höchsten Gerichtshofe von Bengalen, ein Muslim, der mit der ganzen Fülle unserer abendländischen Wissenschaft vertraut ist, und der zu den hervorragendsten und aufgeklärtesten Anhängern des Islam gehört, um für vieles eine Lanze zu brechen, ihn gegen Vorurteile der Christen zu verteidigen und denselben uns von seinem Standpunkte aus nahe zu bringen. Daß es dabei nicht ohne Vorwürfe gegen viele Ereignisse in der Geschichte des Christentums, die auch bei uns nicht überall Verteidiger finden, abgeht, mag nebenbei bemerkt werden und ist in einem teilweise apologetischen Werke auch natürlich.

Der gelehrte Richter vergleicht den Islam und das Christentum bezüglich des sittlichen, sozialen und politischen Fortschrittes, er stellt sie dem Glauben nach, als Kreise erhabener Ethik, als Leiter durchs Leben nebeneinander und behandelt deren humanitäre und zivilisierende Einflüsse. Nach ihm hat sich „der Islam Mohammeds mit seiner scharfen Disziplin und strengen Moralität als die einzige praktische Religion bewährt, welche niedrige Naturen vom Untergange in einem sinnlichen Materialismus zu erretten vermag.“ Vor allem und sehr oft nicht ohne Geschick und Erfolg freitet Ameer Ali gegen die im Abendlande verbreiteten Ansichten, daß Mohammed und seine frühesten Anhänger ihre Religion auf die Spitze des Schwertes stellten, daß der Islam unduldsam sei, daß er Sklaverei und Vielweiberei begünstige, das Weib in niedriger Stellung erhalte, ein rein sinnliches Paradies predige, daß er eine Religion des Fatalismus sei und politische wie moralische Verlumpung zur Folge habe. Es ist dieses mit allen unsern Vorstellungen im direkten Widerspruch, wie derselbe sich löst oder nicht löst, mag der Leser selbst beurteilen. Jedenfalls giebt der Verf. zu, daß es schwer für ihn ist, zwischen den erhabenen Lehren und der Moralität des ursprünglichen Islam und dem verknöcherten Formalismus, in welchem er heute verfallen ist, den verschwenden Ausgleich zu finden. Seine eigene „fortschrittliche“ Schule, zu der die tüchtigsten Köpfe gehören, ist ohne Einfluß auf die breiten Massen. „Ich habe versucht“, schreibt er, „in diesem Werke den philosophischen und ethischen Geist des Islam darzustellen, in der Hoffnung, daß es dazu beitrage, daß die Moslems in Indien ihre geistige und sittliche Wiedergeburt unter dem Schutze der großen europäischen Macht bewerkstelligen, welche nun ihre Geschicke lenkt. Für die Erfüllung nach Wahrheit im fernen Abendlande wird hoffentlich dieses Buch von einigem Nutzen sein.“

F. Cortsen.

Dr. G. Pfeffer, Versuch über die erdgeschichtliche Entwickelung der jetzigen Verbreitungsverhältnisse unserer Thierwelt. Hamburg, Friederichsen, 1891. 62 S. 8°.

Es ist eine nicht an Umfang, wohl aber an Inhalt bedeutende Arbeit, welche hier vorliegt; sie wendet sich auch nicht an die Fachkreise allein und entbehrt deshalb alles gelehrten Ballastes an Fußnotenverzeichnissen, Zitaten u. dgl. Der Autor hebt zunächst hervor, daß für die Verbreitung der Landtiere in erster Linie allerdings die topographischen Verhältnisse maßgebend sind, und zwar um so mehr, je unabhängiger eine Tierklasse von Salzwasser ist, daß aber für die Tiere des Meeres die klimatographischen Verhältnisse entschieden größere Bedeutung haben. Wir sehen deshalb die Meeresliere mehr zonenweise verteilt. Dabei tritt nun die merkwürdige Thatsache hervor, daß die am meisten voneinander entfernten Zonen, die arktische und die antarktische, eine auffallende Ähnlichkeit miteinander haben, die so weit geht, daß Gattungen und Familien identisch, die literessierenden Arten oft nur bei sorgsamer Vergleichung zu unterscheiden sind. Da ein direkter Verkehr zwischen beiden Zonen durch die zwischenliegenden Tropenmeere unmöglich gemacht wird und es unbenkbar ist, daß zwei aus verschiedenen Ursprung entsprungene Faunen in so viel getrennten Gebieten eine andre als divergente Entwicklung genommen haben sollten, bleibt nur eine Erklärung möglich: beide Faunen müssen aus einer gemeinsamen Wurzel stammen. Sämtliche Meere müssen in der vorliterischen Zeit eine und dieselbe Temperatur gehabt haben, also auch gleichmäßig warm gewesen sein. Als dann das Klima sich änderte, die Polarmeere sich abkühlten, wanderten die empfindlicheren und wärmebedürftigeren Tiere der Wendekreisen zu, die härteren blieben zurück, und zwar an beiden Polen ungefähr dieselben, und unter den gleichmäßigen Verhältnissen blieben sie bis in die Jetztzeit einander ähnlich.

Es bleibt zunächst die höhere Temperatur der Polarmeere zu erklären, Pfeffer verweist die Veränderungen in der Schiefe der Ekliptik, ebenso die der Erdachse, letztere ohne die neueren Forschungen der Photopalaontologen, insbesondere Rathorsts, sie einen Teil seiner Einwände entkräften, zu erwähnen; er lehnt auch die Erklärung durch kosmische Ursachen und durch die fortschreitende Abkühlung der Erde ab; es bleibt ihm somit nur die Annahme größerer Intensität der Sonnenwärme, verbunden mit feuchter, die Wärme besser leitender Atmosphäre und durch Kontinente nicht behinderten Abströmen der Tropengewässer nach höheren Breiten. Dafür hält aber jeder Beweis, und diese Ursachen würden auch wohl schwerlich genügt haben, eine völlige Gleichmäßigkeit in der Temperatur aller Meere hervorzurufen. Mir scheint, schon die lange Polarwinternacht, welche Pfeffer an dieser Stelle nicht in Rechnung zieht, müßte genügen, um eine teilweise nicht unerhebliche Abkühlung des Wassers an den Polen herbeizurufen. Kann kalt Wasser auch das kältere Wasser in die Tiefe und strömte nach den tieferen Stellen der Tropenmeere zurück. Somit kann, was Pfeffer konsequenter Weise in Abrede stellt, dennoch sowohl an den Polen wie im Tiefwasser eine eigene, von der Tropenfauna nicht unerheblich verschiedene Fauna existiert haben und der Satz: „Bis zur mitteriären Zeit gab es auf Erden keine zonenartigen Faunen, sondern nur eine einzige, über die ganze Erde verbreitete allgemeine Fauna“, erscheint nur darum denn doch nicht so ganz unanfechtbar, wie seinen Autor. Daß die einst über die ganze Erde verbreiteten, jetzt spezifisch arktischen oder antarktischen Gattungen in den Tropenmeeren leichter, erklärt Pfeffer dadurch, daß sie von den wärmebedürftigeren und den Bedingungen der Tropenmeere besser angepaßten Arten, insbesondere den Riffcorallen und den von diesen abhängigen, überwuchert und verdrängt wurden.

Mit der Scheidung der Klimate begann auch die Scheidung der Faunen, und zwar scheint dieser Vorgang in der frühen Tertiärzeit stattgefunden zu haben. Die Stammformen war nach Pfeffer, dem ich darin unbedingt beistimmen muß, im wesentlichen eine litorale; die pelagische Fauna ist nicht, wie Moseley will, die Stammmutter, die Küstenarten sind nicht selbst gewordene Hochtiere, sondern umgekehrt, die pelagischen Tiere sind, wenn nicht Larven der Küstentiere, so doch vielfach selbständig gewordene Embryonen, die trotz der Geschlechtsreife vielfach noch embryonale Züge tragen: sie sind dünn, muskelschwach, pigmentlos; ihre Chitin- und Knochenverhältnisse sind stimmerlich ausgebildet. Auch die Tiefseefauna ist nicht die Stammmutter der Faunen, sie ist vielmehr zum weitaus größten Teile nur die arktische resp. antarktische Litoralfauna, welche in die

Digitized by Google

Tiefe hinabsteigt, als das Wasser dort kalt und sauerstoffreicher wurde, und ihr durch die lange Konkurrenzung der herabsinkenden Tierleichen ausreichende Nahrung bot. (Eine Ausnahme bildet wahrscheinlich die Fauna des durch Bodenschwellung abgeschnittenen Aralseemeeres und wahrscheinlich auch die noch unerforschten des Roten und des Mittelländischen Meeres.)

Eine notwendige Folge der geschilderten Vorgänge ist die Circumpolarität der einzelnen Faunen. Tiefsee ist am schärfsten ausgeprägt vorhanden in der arktischen, etwas weniger scharf in der antarktischen, aber auch in der tropischen Zone, obschon hier die warmen Tiefenschichten und die westöstlichen Sonderstellungen eingenommen, besonders durchgreifend durch den Mangel der Kälteradien und allen Tiefen, was von ihnen abhängt. Viel weniger merklich ist sie in der borealen und in der südlichen gemäßigten, der notialen Zone, doch sind auch hier noch zahlreiche Züge, welche in diesem Sinne gedeutet werden müssen. Deutliche Spuren der alten Universalfauna finden wir aber auch in der Brackwasserfauna, die freilich heutzutage vorwiegend auf die Tropen beschränkt ist, und vor allem in der Süßwasserfauna, deren Gattungen selbst in einer sonst so gut lokalisierten Klasse, wie die Mollusken, fast ausnahmslos eine universelle Verbreitung haben. Gewöhnlich erklärt man diese auffallende Erscheinung durch Verschleppung, durch Veränderungen in Stromverschiedungen u. dgl. Pfeffer sieht in ihr die natürliche Folge der Entstehung aus der alten Universalfauna, aus der überall dieselben besonders geeigneten Gattungen in das Brackwasser und aus diesem in das Flußwasser einwanderten. Er nimmt sogar für die erst in der mittleren Tertiärzeit aufgetauchten Inseln Polynesiens nicht eine Einschleppung der Süßwasserfauna, sondern eine direkte Einwanderung aus dem umgebenden Meere an. So bedenkt für die Meeresinseln und die Binnenseen. Hier dürfte sich manche Einwendung erheben, denn marine Melanien giebt es nicht, und die weit verbreiteten Arten von Neritina sind auch nicht marin, wenn schon die marine Verwandte haben. Ihre Einwanderung aus dem Meere dürfte somit eine nachmalige Umwicklung schon vorhandener Formen, und das will mir nicht recht einleuchten. Dagegen hat Pfeffer entschieden recht, wenn er hervorhebt, daß die Süßwasser und manchen alten Tierstypus aufbewahrt hat, der aus dem Meerwasser ganz verschwunden ist oder nur noch in den höheren Breiten lebt, so die Ganoiden und Dipnoer unter den Fischen, die Arcaden und Mytiden unter den Muscheln und den Krebsen.

Die obigen kleinen Einwendungen können übrigens kaum in Betracht kommen gegenüber den großen Vorzügen der Pfefferschen Arbeit. Es ist nun Sache der Spezialisten, die Lehre von der vorteritären Universalfauna an den verschiedenen Tierklassen zu prüfen, eine Arbeit, die mehr als eine Forschergeneration erfordern wird.

Kobelt.

M. Brose, Repertorium der Deutsch-kolonialen Litteratur von 1884 bis 1890. Berlin, Georg Winckelmann, 1891.

Der Verf., Bibliothekar der Deutschen Kolonialgesellschaft, hat sich der ungemein dankenswerten Mühe unterzogen, in dem vorliegenden Repertorium die Hochflut unserer Kolonialliteratur möglichst vollständig zu vereinigen und nach bestimmten Kategorien zu ordnen. Vor allem war er bestrebt, die in Zeitschriften, sogen wir genauer: in deutschen Zeitschriften erschienenen einschlägigen Aufsätze in ihrer Gesamtheit zu registrieren — gewiß eine ebenso schwierige wie nützliche Arbeit. Des „historischen Interesses wegen ist auch die Litteratur über das Kolonialunternehmen des Großen Kurfürsten und das frühere deutsche Schutzgebiet Westafrikas berücksichtigt worden". — Das Repertorium gliedert sich in die Kapitel: Allgemeines, Togo, Kamerun, Südwestafrika, Ostafrika, Witu, Neu-Guinea und Bismarckarchipel, Marschallinseln. Jedes dieser Kapitel zerfällt wieder in die Unterabteilungen. 1) Abgrenzung, Amtliches, Gesetze, Rechtsverhältnisse, Verfügungen, Verordnungen, Verträge; 2) Reisen, Forschungen, Land, Flora, Landstraße, Reisen; 3) Handel, Schiffahrt, Statistik, Wirtschaftliches; 4) Geologie, Hydrographie, Hygiene, Klimatologie, Meteorologie; 5) Militär; 6) Anthropologie, Ethnographie, Sprachen; 7) Karten. — Man sieht, es ist kein irgend bedeutender Gegenstand außer acht gelassen worden, so daß jeder, der sich mit Arbeiten über koloniale Fragen beschäftigt, in Brose's Buch unbedingt die nötigen Litteraturnachweise findet. Der Verf. verspricht, alljährlich die erforderlichen Nachträge erscheinen zu lassen und bittet zu dem Zwecke um die Mithilfe der beteiligten Kreise. Das bestimmt uns, an dieser Stelle einige Wünsche bezüglich der letzten Kapitel, alle Neu-Guinea und die Bismarckinseln, laut werden zu lassen. Zunächst müssen neben Kaiser-Wilhelmsland die nördlich belegenden kleineren Inseln, wie Aroo-, Long-, Nich-, Dampier-, Vulkaninsel und ähnliche besonders genannt werden, da über sie bereits mehrfache Publikationen vorliegen. Denn kommen, natürlich unter eigener Übersicht, die Bismarckinseln zur Sprache, dann ebenso die Admiralitätsinseln, die Brose gar nicht (!) aufführt (vgl. Report of the scientific results of H. M. S. „Challenger". Narrative. Vol. I. part 2. p. 606—773. London 1885), und verwandte andre Cluster), und dann die, meist zu den vorigen gerechnete Purdy-Gruppe (vergl. „Globus", Bd. LIX, S. 393). Auch die Hunter-, Shoadstraße- und Hermitinseln suchen wir vergeblich. (Deutsche Admiralitätskarte Nr. 94 nebst Berichten in den „Annalen der Hydrographie" 1876, S. 217; 1883, S. 282, 516, 576; 1887, S. 269 u.) Daß die Salomonsinseln von Brose ohne weiteres unter Neu-Guinea subsumiert werden, ist geographisch unthunlich, trotz des Beschlusses der Landeshauptmannschaft vom 22. Juli 1887, wonach die Salomonsinseln dem Gerichtsbezirk Bismarckarchipel zugelegt wurden. Die Gruppe bedient ohne Frage ihre eigene Übersicht. Außerdem fehlen mit einer wenigen Ausnahme die Litteraturangaben über die lange Reihe der östlichen Atolle von Ontong-Java oder Lituinua bis zum Lycaxisl. (Vergl. „Globus" LIX, S. 247, „Das Atoll Nissan und seine Nachbarn.") Da das Repertorium bei Afrika mehrfach auf ältere Werke zurückgreift, z. B. S. 61, 62, 65 u., so wäre es überraschen, daß dies bei den Südseebestigungen nicht geschieht; wir vermissen vornehmlich Prof. Dr. R. Meinickes Hauptwerk: „Die Inseln des Stillen Ozeans", das bis heute seinen großen Wert behält, nicht zum mindesten durch seine reiche Litteratur. Dann vermissen wir S. 9, 10, 39, Wichtiges graphie von Neu-Guinea in den Supplementary Papers of the R. Geographical Soc., London 1884, 1, Nr. 2, im Berzeichnis mit weit über 1000 Nachweisungen (vergl. Petermanns Mitteil. 1884, S. 354.) Unmöglichkeit ist ferner die Litteratur über die Salomonsinseln; es fehlt Woodfords erster Aufsatz in den Proceed. Roy. Geogr. Soc. 1888, Wellington, The Salomon Islands in den Proceed. of the Queensland Branch of the Roy. Geogr. Soc. of Australia, Vol. III, 1887/88, Mager, Les îles Salomon in der Revue de Géographie, Februar 1888 und noch so manches andre; doch können wir hierauf nicht näher eingehen, werden aber in einer jetzt vorbereiteten Abhandlung über diese Inseln auch das betreffende Quellenmaterial publizieren.

Es bleibt zu erwarten, daß der Verf. im Interesse seiner so verdienstlichen Arbeit den hier ausgesprochenen Wünschen Rechnung trägt; jedenfalls sehen wir den Fortsetzungen seines Repertoriums mit Spannung entgegen. Dann wird auch das große Reisewerk der „Gazelle" noch Gebühr aufgenannt werden, und die englischen Seefarten finden wir hoffentlich gleichfalls.

Berlin. H. Seidel.

E. Richter, Geschichte der Schwankungen der Alpengletscher. (Separatabdruck o. d. Zeitschr. d. Deutsch. u. Öster. Alpenvereins 1891.)

Diese neueste Publikation des bekannten Alpenglacialisten in Graz bildet eine wichtige, ja notwendige Ergänzung der von Brückner für die Klimaschwankungen beigebrachten Beweise. Denn Brückner selbst hat die Gletscherschwankungen nur ihre Gleichzeitigkeit nicht näher behandelt, obwohl er durch die für die trefflichen Arbeiten Forels u. A. auf das Thema der Klimaschwankungen gebracht worden war. Er hat das damit begründet, daß die Veränderung und Ausdehnung der Gletscher leitlich ein zu wenig sicherer Anzeiger für die Änderungen der Wärme und des Niederschlages seien. Das ist aber nicht richtig, denn in dieser Hinsicht sind Gletscher nicht viel anders zu beurteilen als Seen, welche auch eine Verzögerung ihrer Hochstände gegenüber der feuchten Witterung, welche sie hervorruft, erleiden. Schon Sautier hat darauf hingewiesen, daß die Wirkung eines schlechten Jahres auf den Ausfluß der Gletscher sich bereits in zwei oder drei Jahren zu äußern beginne, später hat Forel aus der Gleichzeitigkeit des Vor- und Rückgehens der Gletscher geschlossen, daß es sich nicht um Jahrhunderte, sondern nur um Jahrzehnte umfassenderen Perioden habe handelt. Lang ist zu ähnlichen Resultaten gelangt und auch Heim findet, daß klimatische Perioden an den Gletschern mit Verzögerungen von nur fünf bis sechs Jahren sich äußern. Damit sind aber Klimaschwankungen und Gletscherschwankungen so nahe aneinander gerückt, daß der Parallelismus der Kurven noch leicht erkennbar bleibt. Fällt aber dieses Bedenken gegen die Verwertung der Gletscherschwankungen als Klimaanzeiger, so wird man zugeben müssen, daß dieselben an Bestimmtheit und Zuverlässigkeit sich alle andern Arten von Nachrichten (z. B. solche

Digitized by Google

über wechselnde Wasserstände, Regenmenge rc.), aus welcher auf Klimaveränderungen geschlossen wird, bei weitem übertreffen. Der Umstand, daß die geschichtlichen Überlieferungen, welche Schwankungen der Alpengletscher betreffen, durch häufige Wiederholung mehr und mehr an Ursprünglichkeit und Genauigkeit einbüßten und zum Teil ganz phantastische willkürliche Ausschmückungen erfuhren, bei die Ursache gewesen, daß es Brückner nicht gelang, Übereinstimmung zwischen den Gletscherschwankungen der letzten Jahrhunderte und den von ihm aufgefundenen Klimaperioden aufzufinden. Indem aber der Verf. auf die ursprüngliche Quelle der Nachrichten zurückgeht, den Originalbericht derselben wieder herstellt und besonders die zeichnischen chronikalischen Aufzeichnungen über Gletscherveränderungen in der Ostschweiz kritisch sichtet, findet er, daß dieselben auch im 17. und 18. Jahrhundert in ganz bestimmten Perioden und zwar in den ganzen Alpen gleichzeitig auftreten und mit den von Brückner ermittelten Klimaschwankungen vollkommen zusammenfallen oder in ihren Cyklus ergänzend sich einfügen. Die Gletscherstöße wiederholen sich in Perioden, deren Länge zwischen 20 bis 45 Jahren schwankt und im Mittel der drei letzten Jahrhunderte genau 35 Jahre betrug. Doch sind die Vorstöße nicht von gleicher Intensität und auch nach der Art ihres Verlaufes nicht ganz gleichmäßig. Von manchen Gletschern scheinen, wenigstens für die oberflächliche Beobachtung, einzelne Perioden ganz überspronnen zu werden, indem entweder ein Rückgang oder ein Vorstoß so schwach angedeutet wird, daß eine Haltstand- oder Schwankperiode von scheinbar doppelter Länge hervorgeht. Die Gletscherschwankungen stimmen im allgemeinen mit den von Brückner ermittelten Jahreszahlen der Klimaschwankungen der drei letzten Jahrhunderte überein; der Vorstoß macht sich bereits noch während der feuchtkühlen Zeit bemerkbar. Für die vielfach verbreitete Volksmeinung, daß im allgemeinen die Gletscher früher kleiner und die Pässe begehbarer gewesen seien, ließ sich bei kritischer Prüfung der Überlieferungen keinerlei Anhalt finden, sie dürfte wohl durch die Erinnerung an die regelmäßigen Gletscherschwankungen und die dadurch hervorgebrachten Veränderungen der Begsamkeit beeinflußt sein. Dr. A. Sauer.

Aus allen Erdteilen.

— Die Abgrenzung zwischen den französischen und englischen Besitzungen in Westafrika ist folgendermaßen durch die Grenzkommission bewirkt worden: Die Grenze geht zwischen den Flüssen Makacori und dem Großen Scarcie hindurch, ersteren an Frankreich, letzteren bei England belassend, dann weiter zwischen Bumah und Jam Bakka, wobei Talla englisch und der Tamisse französisch wird. Von hieraus steigt die Grenze zum 10. Grad nördl. Br. auf, das Land der Houblons in der französischen Zone und Sulima mit Falaba den Engländern belassend.

— Georg Rosen, bekannter Orientalist, geb. 21. September 1821 zu Detmold, starb am 4. November 1891 in seiner Vaterstadt. Nachdem er orientalische Sprachen studiert, bereiste er, unterstützt von der preußischen Regierung, im Verein mit Koch 1843 bis 1844 den Orient. Früchte seiner Reise waren die Abhandlung über „Die Sprache der Lasen“ (Lemgo 1844) und die „Osetische Grammatik“ (bas. 1846). Er war dann Konsul in Jerusalem und Belgrad, bis er 1875 in den Ruhestand trat. Außer seinen sprachlichen und geschichtlichen, den Orient betreffenden Arbeiten, lieferte er auch in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft Beiträge zur Topographie Jerusalems und die zur Kenntnis des Räuberwesens in der Türkei wichtige Schrift „Die Balkan-Haiduken“ (Leipzig 1878), in welcher sich zahlreiche Proben der bulgarischen Haidukenpoesie befinden.

— Die Nasenflöte. In dem Werke von Williams „Fiji and the Fijians“ sieht man (vol. I, p. 163) ein Mädchen abgebildet, welches die Nasenflöte spielt. Solche etwa 60 cm lange, aus Bambusrohr bestehende, mit eingebrannten Kreuzlinien und Sternen verzierte Instrumente finden sich jetzt genug in unsern Museen. Ganz ähnliche Nasenflöten sind auch von den benachbarten Tongainseln bekannt. Man spielt diese mit fünf Schallöchern versehenen Flöten, indem man die Öffnung an das eine Nasenloch setzt und hineinbläst, während das andre mit dem Daumen der einen Hand geschlossen wird.

Diese Inseln sind vielleicht noch einige andre in der Südsee, über die uns augenblicklich die Belege fehlen) galten als das hauptsächliche Verbreitungsgebiet der Nasenflöte, die aber auch von Borneo bekannt war. C. W. Pleyte Wzn hat jetzt nachgewiesen (De Indische Gids 1891, p. 1465), daß das Hauptverbreitungsgebiet der Nasenflöte jedoch im Malaiischen Archipel zu suchen ist. A. B. Meyer bildet sie (Publikationen aus dem Königl. Ethnogr. Museum in Dresden, 8. Teil, Tafel 14) von Nordluzon ab, Modigliani hat sie auf der Insel Nias bei Sumatra gefunden; unter den Instrumenten der Punans auf der Wasserscheide zwischen Mahakam und Kapuas in Borneo ist die Nasenflöte vertreten; bei den heidnischen Stämmen auf Celebes heißt sie Lotowe, und wird von verliebten Jünglingen bei Serenaden und von den Zauberpriestern bei Anrufung der Geister der Ahnen benutzt. Sehr verbreitet ist sie auf den Philippinen. Herr Pleyte hat nach dieser Zusammenstellung recht, wenn er sagt, die Nasenflöte sei viel mehr ein indonesisches als ein polynesisches Musikinstrument.

— Ostpreußische Lippowaner. Die amtliche Mohrunger Kreiszeitung vom 23. April schreibt: In einer Waldblöße der Johannisburger Forst liegen zwei ansehnliche Dörfer, welche sich von den ärmlichen Dörfern Masurens vorteilhaft unterscheiden. Die Bewohner, Filipponen oder Lippowaner, sind ihrer Abstammung nach Russen, ihrer Religion nach Raskolnifen (Leder, Abtrünnige) der griechisch-orthodoxen Kirche, und wahrscheinlich Ende vorigen Jahrhunderts aus Rußland verrieben und hier angesiedelt worden. Sie scheren weder Haupt- noch Barthaar, genießen nur gewisse Speisen und verschmähen Wein und Branntwein. Sie leben streng zurückgezogen und zeichnen sich vor den Masuren durch Fleiß und Ordnungsliebe aus, sind aber fanatisch, abergläubisch, bezgen Berachtung gegen das irdische Leben und neigen infolgedessen zum Selbstmord. Es sind schlanke, stattliche Leute im langen, blauen Rocke mit spitzen, grauen Mützen, welche gerne Proselyten machen. Ihre Religionsvorschriften sind meist geschrieben. Soweit der in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1891, S. 434 abgedruckte Bericht, dem wir hinzufügen, daß es auch in der Bukowina Lippowaner giebt. Diese, etwa 3000 Seelen, hat F. v. Goehlert 1863 in der Wiener Geographischen Gesellschaft geschildert. Sie sind von 1774 bis 1784 aus der Moldau und Bessarabien eingewandert und gründeten fünf Ortschaften in der Bukowina. Als Goehlert sie besuchte, hatten sie sich noch nicht zur Annahme bleibender Familiennamen bequemt, sie zerfielen in zwei Sekten (priesterliche und priesterlose) und gelten auch als ehrliche, tüchtige Leute. Nach Goehlert gehörten sie zu den Altgläubigen (Starowierzen).

— Der Kuckuck spielt auf Madagaskar eine ähnliche Rolle im Volksglauben, wie bei uns und andern Völkern. Es giebt dort 14 Arten, und wenn der blaue

Digitized by Google

Kuckuck ruft, wird der Tag trübe und naß nach der Ansicht der Howas. Am gewöhnlichsten ist der Kankafotra oder krankköpfige Kuckuck, der, wenn die warme Jahreszeit naht, in den höheren Regionen seinen Schrei Kau kau hören läßt, und dieses ist für die Malgaschen ein Zeichen, mit der Bestellung des Bodens für den Reisbau zu beginnen. Nach der Volksmeinung kündigt er auch den „Wechsel des Jahres“ an. Wie sein europäischer Vetter, legt er seine Eier in die Nester andrer Vögel und läßt sie von diesen ausbrüten und auffüttern. Kinderreime besitzen diese Schmarotzereigenschaft des Kuckucks, mit Anspielung darauf, daß er die Jungen eines Singvogels (Cisticola madagascariensis) gern aus dem Neste wirft, um für seine Eier Platz zu schaffen. Das Liedchen lautet:

Kao Kao Kukuk,
Tot ist der kleine Sänger,
Kao Kao Kukuk,
Ich begrub ihn schon gestern,
Kao Kao Kukuk,
Jetzt riecht er schon schlecht.
(Folk Lore. Sept. 1891.)

— **Vererbung des Zwergwuchses.** Von Herrn Dr. G. Buschan erhalten wir folgende Zuschrift: Gegenüber der Angabe in dem Artikel „Zur Kenntnis des Zwergwuchses“ (oben S. 145), daß von einer Vererbung dieser Anomalie keine Rede sein könne, gestatten Sie mir, zur Berichtigung auf einen Fall aufmerksam zu machen, der auf der diesjährigen Anthropologenversammlung zu Danzig vorgestellt wurde. Aus der Ehe zwischen einem männlichen Zwerge und einer normal gebauten Frau entsprossen eine Anzahl Kinder, von denen einer gleichfalls Zwergwuchs aufwies. Die andern Kinder waren von normaler Größe.

— **Cliffdweller Behausungen**, also altindianische Klippenwohnungen, sind von dem Geologen Clement L. Walker in bedeutender Anzahl in einer wüsten Gegend der Mogollonberge, an den oberen Zuflüssen des Rio Gila (Arizona), gefunden worden. Eines dieser Klippendörfer liegt auf hohem Felsen an dem Cañon eines Gilanebenflusses, war sehr gut erhalten und bestand aus 28 Gemächern. Man fand darin Stoffe aus Agavefaser, Beidengeflecht, Sandalen, Schnüre, Federarbeiten, Zwirntknäule, Menschen- und Tierknochen, Steingeräte, große Mengen Mais, Bohnen, Töpfe und die vollständige Mumie eines Kindes, die eng in eine Menge groben Stoffes aus Agavegewebe eingewickelt war.

— **Die Omorika-Fichte der Balkanhalbinsel** (Picea Omorica) ist in pflanzengeographischer Hinsicht eine der interessantesten Bäume Europas, und erst seit 1876 durch Pančić im südwestlichen Serbien bei Zaovina und Radoště entdeckt. Bestritten hat sie im verflossenen Jahre auch in Ostbosnien entdeckt und endlich ist sie bei Bellowa im Rhodopegebirge gefunden worden. Es sind mithin zwei sehr kleine Verbreitungsbezirke, auf denen dieser Baum vorkommt. Er zeigt graugrüne Benadelung, sehr geraden, dünnen, weit hinauf astlosen Stamm und schmale, pyramidale Kronen. Bei 100- bis 120jährigen Bäumen fand Wettstein eine Höhe von 32 bis 42 m, Stammdicke am Grunde 60 bis 70 cm; Länge vom Boden bis zum untersten noch lebenden Aste 14 bis 18 m. Die Omorika gehört einer Artenreihe an, die im östlichen Asien und westlichen Amerika heimisch ist (P. Ajanuensis und P. Glehnii), ist aber morphologisch mit unsrer gemeinen Fichte verwandt. Die ausführlichen Untersuchungen von R. v. Wettstein über diesen Baum (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften 1890, Bd. 99, S. 503) haben ergeben, daß derselbe einst eine größere Verbreitung besessen haben muß und nun im Aussterben begriffen ist; der Name Omorika ist noch weit auf der Balkanhalbinsel bekannt, die Pflanze ist wenig lebenskräftig und wird auch aus ihren jetzigen übrig gebliebenen beiden Verbreitungsbezirken verschwinden. In der Tertiärzeit war sie einst stark verbreitet; in der interglacialen Höttinger Breccie (Nordalpen) sind die Reste einer ihr ganz nahestehenden Fichte gefunden worden und ebenso im Bernstein. Picea Omorica gehört einem Typus an, der im Tertiär von Mitteleuropa bis Ostasien und der Nordwestküste Amerikas verbreitet war. Die bedeutenden klimatischen Veränderungen, welche am Ende der Tertiärzeit durch Vergletscherung eines großen Teiles von Europa einerseits, durch die Änderungen in der Gestaltung des Festlandes andrerseits und endlich durch das Auftreten des osteuropäischen Steppengebietes hervorgerufen wurde, bewirkten ein Aussterben des tertiären Typus in Nord- und Mitteleuropa, wie in Nord- und Mittelasien; als Reste derselben finden sich heute noch Picea Omorica im südöstlichen Europa, P. Ajanensis in Ostasien und P. Sitkaensis in Nordwestamerika.

— **Die Pferdeplage in Queensland.** Ein einigermaßen brauchbares Pferd kostet bei uns immer noch ein paar Hundert Mark und es hat beim Roßschlachter noch immer seinen Wert, wenn es zur Arbeit untüchtig geworden ist. In Queensland, Australien, sind die Pferde aber zu einer Plage geworden und eben jetzt ist ein Gesetz in Beratung, welches die Hengste hoch bestenert, damit der massenhaften Vermehrung Einhalt gethan werde. In Brisbane erzielen gewöhnliche Pferde aus dem Innern jetzt nur noch einen Preis von etwa 7 bis 8 Mark das Stück.

Einst freilich, als die Kolonieen sich zu entwickeln begannen, standen Pferde dort hoch im Preise. Man brauchte sie in den Goldsiedlern und in der Zuckerindustrie und wer Land besaß, begann Pferde zu züchten, die nach dem Innern gingen. Die Zuckerindustrie ist im Verfall, die Goldfelder sind stationär und da, wo man sonst Pferde einführte, züchtet man sie selbst massenhaft. Das ganze Land ist mit unverkäuflichen Pferden überfüllt, die nicht wie Schafe und Rindvieh gegessen werden. Eine große Leimfabrik, die zur Verwertung der Pferde erbaut wurde, machte bankerott, nachdem sie 50000 Stück verarbeitet hatte.

Das Pferd ist in seinem halbwilden Zustande im Innern geradezu zur Plage geworden und wird dort mit 40 bis 50 Mark das Dutzend verkauft. Im Innern von Neusüdwales hat man einfach durch Erschießen sich von der Plage befreit. Ein Barronfluß wurden innerhalb der letzten beiden Jahre 50000 bis 60000 Stück erschossen. Queensland hat seine Marsupialis Destruction Act, das zur Vernichtung der Kängurus erlassene Gesetz; aber die Haut dieser Tiere bringt in Brisbane noch immer 12 Mark das Stück, was bei Pferden nicht der Fall ist. Man stellte Berechnungen an, ob nicht die Verschiffung nach Kalifornien möglich sei, aber 30 Dollard Eingangszoll macht dies unmöglich.

— **Die Ethnographie des afrikanischen Othorns** ist von Prof. Ph. Paulitschke in einer wichtigen Abhandlung (Mitt. d. Wiener Geogr. Ges., Bd. 34, S. 468, 1891) klargestellt worden, wenigstens so weit dieses nach Maßgabe der bisherigen Forschungen möglich ist. Beigegeben ist eine Karte im großen Maßstabe von 1:4000000, auf welcher der Verbreitungsbezirk der Gallavölker vom nordöstlichen Abessinien bis nach Mombas hin, nebst deren zahlreichen Unterabteilungen ersichtlich ist, an welche sich dann nach Osten hin die Somal anschließen. „Die Semiten“ im Norden, also die Athiopier, sind von der Karte ausgeschlossen und mit Recht hebt Paulitschke hervor, daß der hamitische Typus hier vorherrsche, wiewohl eine semitische Sprache gilt. In dieser

Digitized by Google

Hinsicht erkennen wir Robert Hartmanns Untersuchungen (in seinen Nigritiern, I) immer noch als maßgebend an, welcher Semiten dem Körper nach nur in sehr verdünntem Maße in Abessinien annimmt. Getrennt von den Somal führt Paulitschke am Abfall der abessinischen Gebirge bis zum Meere die Damakl (Afar) an, deren zahlreiche Stämme er einsichreibt. Mischungen und eingesprengte, oder auf alter Lagerstätte verbliebene Volksreste sind neben den drei Hauptabteilungen durch besondere Farben bezeichnet. Von Belang sind die Nebenkärtchen, deren eines das Vordringen des Islam und die christliche Insel Abessiniens zeigt, ein andres die Verbreitung der hamitischen Physis, zum Teil in Inkongruenz mit der Sprache darstellt. Auf dem Kärtchen die Völkerablagerung vor 400 Jahren, wird das Vordringen der Somal und Zurückweichen der Galla und Äthiopier sofort sichtbar.

Die wichtige Abhandlung des Herrn Paulitschke ist leider durch ein Übermaß entbehrlicher Fremdwörter nicht zu ihrem Vorteil ausgezeichnet. A.

— **Aberglauben der Javanen.** Vor dem Landraad zu K., Residentie Surabaya, wurde nach dem „Surabayasch Handelsblad“ folgende Sache verhandelt, wobei 24 Zeugen, deren Erklärungen übereinstimmten, und zwei Angeklagte verhört wurden.

Die zwei Angeklagten hatten vorgegeben, in Beziehung zu stehen zu Njai Blorrong, einem weiblichen Geiste, welcher in einer Wasserleitung [1]) wohnte, und sowohl den Willen als die Macht hatte, Menschen, welche dieses verlangten, reich zu machen. Die Zeugen hatten diese Mitteilung geglaubt und sich zum ersten Angeklagten begeben. Nachdem sie einige Zeit in seiner Wohnung verblieben waren, wurden sie abends gegen zehn Uhr nach der Wasserleitung gebracht, wo sie, wie sie sagten, nichts sahen, aber wohl etwas hörten.

Eine Stimme, die aus der Wasserleitung kam, fragte: „Rono (dies) war der Name des ersten Angeklagten), was willst du von mir!“ Rono erwiderte: „Eure Kinder und Enkel sind hier zusammengekommen, um Reichtum von Ihnen, Njai Blorrong, zu erbitten.“

Njai Blorrong: „Es ist gut, aber sage ihnen, daß ich ihnen wohl Reichtum geben kann und es auch gern thun will; aber diejenigen, welche Reichtum von mir empfangen, können nur noch zwölf Jahre leben. Jedoch es giebt ein Mittel, um auch ein längeres Leben zu erlangen; sie müssen mir 20 oder 30 Gulden opfern.“ Dies geschah, das Geld wurde dem ersten Angeklagten übergeben, der es nun (nach seiner Aussage) der Njai Blorrong opferte, indem er es ins Wasser warf.

Nach Ablauf dieser Zeremonie gab der erste Angeklagte jedem ein silbernes Geldstück, wobei er bemerkte, daß dies ein Talisman sei von Njai Blorrong, den sie gut aufbewahren und beweihräuchern müßten, damit es sich vermehrte. Deshalb werde jeden Freitag Njai Blorrong zu ihnen auf Besuch kommen.

Um sie in passender Weise empfangen zu können, müßte eine Mahlzeit bereitet werden von Blobot (Reisbrei mit Zucker), Pisang, Rudjak (junge Kokosnuß mit Zucker), javanischer Zucker oder Ampo (eßbare Erde, welche gebacken wird). Blumen und Benzoe zum Räuchern dürften dabei nicht fehlen. Die Zeugen befolgten auch diese Anordnungen, aber Njai Blorrong erschien nicht; statt ihrer aber die Polizei, welche sich der Sache angenommen hatte. Njai Blorrong wurde aufgesucht und entdeckt in der Gestalt der zweiten Angeklagten, welche sich in der Wasserleitung versteckt hatte. Sie und ihre Handlanger wurden verhaftet und zu drei Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

[1]) Offene, ziemlich breite Kanäle, welche zur Bewässerung der Reisfelder dienen.

— **Neue rumänische geographische und ethnographische Litteratur.** Als Grundlage für Namenkunde und Ortsgeschichte der einzelnen Distrikte Rumäniens giebt die Geographische Gesellschaft in Bukarest sehr ausführliche Ortsverzeichnisse heraus, von denen bis jetzt diejenigen der Distrikte Arges von Lahovari, Jassy von Chirita, Romanati von Lascsteanu, Tutova von Condrea und Vasluiu von Chiriţa erschienen sind. Die topographische Sektion des rumänischen Generalstabes unter General Falcoianu, veröffentlicht eine aus 60 Blättern bestehende Karte der Dobrudscha in 1 : 50000, die auch in vier Blättern verfleinert (1 : 200000) erschienen ist. Oberst Bratianu behandelte in den Mitteilungen der Rumänischen Geographischen Gesellschaft (1888) die ältesten rumänischen und österreichischen Karten des Landes. Joanneku Gian schrieb in derselben Zeitschrift über die ältesten Karten Rumäniens. Die geologische Karte, welche die geologische Landesanstalt herausgiebt, ist unter Stefanescus Leitung bis Blatt 24 vorgeschritten. Nicht ohne Interesse ist die Reisebeschreibung Miklescus von Tobolsk nach China, die 1675 im Auftrage des russischen Zaren Alexis Michailowitsch ausgeführt und jetzt von der rumänischen Akademie veröffentlicht wurde.

Sehr rührig ist man in Rumänien auf dem Gebiete der Volkskunde. Mangiuca handelte über die Colinda, Weihnachtslieder und deren astronomische Bedeutung; Theodorescu gab eine reiche Sammlung dieser Colinden heraus (Bukarest 1885, 719 Seiten) und ebenso besitzt sich Prof. Sbiera in Czernowitz mit dieser mythologisch-christlichen Hymnen (Czernowitz 1888, Erzbischöfliche Druckerei, 109 Seiten), die an verschiedenen Festtagen von Haus zu Haus gesungen werden. Die rumänischen Volksexorsismen bilden einen besonderen Zweig der Volkspoesie, der wegen der altertümlichen Sprachformen und des darin enthaltenen Volksglaubens Beachtung verdiente. Einige sind eigentliche Zauberformeln (incantationes), andre haben nur den Zweck, die schlechten Wirkungen des Zaubers zu vernichten. Darum heißen die Exorzismen Descantece; sie sind in einer besonderen Sammlung auf Kosten der Akademie von Prof. Marianu herausgegeben worden. Demselben eifrigen Forscher verdanken wir eine gleichbindige Ornithologia porporona, ein Werk, welches alle auf die Vögel bezüglichen Legenden und Lieder bringt. Dunoda hat sich mit den Volksgebräuchen bei Begräbnissen befaßt und die Klagelieder gesammelt. Von Märchensammlungen aus neuer Zeit liegen zene Jepirescus, Sbieras und Neteganuks vor.

— **Eine archäologische Karte von Java.** Die Verhandlungen der Batavischen Gesellschaft für Künste und Wissenschaften (Teil 46) enthält eine Liste der vornehmsten Überbleibsel aus der Hindnzeit auf Java, nebst einer archäologischen Karte, welche die Lage der Fundorte von Tempelruinen, Statuen ꝛc. andeutet. Die Karte ist zweiteilig. Der erste Teil, drei Bogen, umfaßt Rest- und Mittelzone, der zweite, zwei Bogen, Ostjava mit einer Spezialkarte des Dieng-plateaus und Prambanan.

Beide Werke, Liste und Karte, wurden zusammengestellt von Herrn Dr. R. T. M. Verbeek, einem in der indonesischen Litteratur schon ausgezeichnet bekannten Ingenieur. Eine wahre Lücke wird hiermit ausgefüllt. Denn auf den meisten bisherigen Karten war es nicht möglich, die genaueren Stellen, wo Altertümer vorkamen, aufzusuchen. Wünschenswert ist es auch, daß für die andern Inseln des Malaiischen Archipels ähnliche Karten entworfen werden. P.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage von Dietrich Reimer (Hofer und Vohsen) in Berlin.

Digitized by Google

Bd. LX. Nr. 22.

Globus.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Die Nurhagen Sardiniens.

Von Dr. Ermling.

Die Abbildung des öfter erwähnten Nurhagens von Torralba stellt einen recht guten Durchschnittstypus dieser Baulichkeiten dar, die ich aber keineswegs mit dem noch immer geläufigen Ausdruck „rätselhaft“ belegen möchte; wenigstens nicht, was ihre Bestimmung betrifft, wenn auch die Erbauer uns für alle Zeiten unbekannt bleiben dürften. Der Vergleich hilft hier wenig und einzig und allein die Talayots [1]) auf den Balearen (Menorca), welche den Nurhagen sehr ähnlich sind, können hier herangezogen werden. Bei der geographischen Nachbarschaft Sardiniens und der Balearen ist es wohl zulässig, auf ein und dasselbe Volk zu schließen, welches dort die Nurhagen, hier die Talayots erbaute.

Wenn ich das Wort „rätselhaft“ bezüglich der Bestimmung dieser noch in sehr großer Anzahl vorhandenen prähistorischen Bauten ablehne, so geschieht das mit Rücksicht auf die nun schon vor fast 40 Jahren erschienene Arbeit des verstorbenen Kanonikus Spano, der am meisten um die Archäologie der Insel verdienten Manner, mit der ich die Frage nach der Bestimmung der Nurhagen für abgeschlossen erachte. Seine Schrift: Memoria sopra i Nuraggi di Sardegna (1. Auflage, Cagliari, 1854) ist immer noch das Beste und Vollständigste was wir über diese vorgeschichtlichen Bauten besitzen und von allen Spätern mehr oder minder stark benutzt worden.

Die Beschäftigung mit den Nurhagen und die falsche Deutung derselben begann bereits im 17. Jahrhundert, als der Jesuit Giacomo Pintus in einem 1644 zu Lyon veröffentlichten Werke sie für Gräber der alten Bewohner Sardiniens ausgab, die etwa nach Art der Pyramiden für hervorragende Könige, Helden u. dergl. errichtet wurden. Seitdem hat die Gräbertheorie fortgespukt, nur mit dem Unterschiede, daß bald Griechen, Tyrrhener, Tibermier, Karthager, Etrusker, Ägypter, sogar Kanonniter darin bestatter sein sollten. Man sieht, es fehlt nicht an Auswahl und der eine Autor hatte so gute Gründe wie der andre [1]).

Neuerdings hat Dr. Gillebert d'Hercourt, welcher Sardinien bereiste (Société d'Anthropologie de Paris, 20. April 1882), wieder eine Theorie hervorgeholt, welche übrigens nicht neu, sondern schon vor langer Zeit von einem Sardinier, Giampaolo Nurra, vertreten worden war. Nach ihm sind die Nurhagen von den Einwohnern erbaut worden, um im Falle unvorhergesehener Angriffe Zufluchtsstätten zu besitzen für sich und ihre Herden, namentlich aber um als Signaltürme, Semaphoren zu dienen, von denen man sich im Falle von Angriffen Zeichen telegraphischer Art geben konnte. Gegen Gillebert d'Hercourt kann aber derselbe Einwand gelten, den man bereits vor langer Zeit seinem Vorgänger Nurra machte, nämlich, daß die Nurhagen haufenweise bei einander stehen und zwar fast alle im Innern der Insel und nur sehr wenige am Meere, von wo aus man doch, im Falle eines feindlichen Einbruches, „telegraphiert“ haben müßte.

Dagegen haben andre sich Spanos Ansichten angeschlossen, so Freiherr von Maltzan in seiner bekannten „Reise auf der Insel Sardinien“ (Leipzig 1869).

Die Nurhagen waren nach Spano einfach Wohnstätten und Zufluchtsorte der ältesten Bewohner Sardiniens; sie folgten, dafür spricht ihr cyklopischer Bau, gleich auf die Zeit der Troglodyten, denn an alten Höhlenwohnungen ist auf Sardinien kein Mangel, namentlich im tertiären Kalkstein, der teils natürliche Grotten bot, teils leicht bearbeitet, beziehungsweise erweitert werden konnte. Das Bedürfnis des gemeinschaftlichen Wohnens führte die alten Sardinier

[1]) Über diese vergl. Globus, Bd. 59, S. 230. Der Herausgeber.

[1]) Man vergleiche hierzu folgende, jetzt allerdings überholte Schriften: Mimaut, La Sardaigne ancienne et moderne, Paris 1825. Petit Radel, Notice sur les Nuraghes, Paris 1826. Micali, Storia delli antichi popoli d'Italia, Florenz 1852. Valéry, Voyage en Sardaigne, Paris 1833. Bresciani, Costumi di Sardegna, Neapel 1850. Alle erkennen die Nurhagen für Gräber und ebenso La Marmora in seinem großen Werke.

Digitized by Google

zuſammen und ſo errichteten ſie die gruppenweiſe bei einander vorkommenden Nurhagen. Sie liegen faſt durchweg in den fruchtbarſten Gegenden, die Gruppen meiſt getrennt voneinander durch weite und gewöhnlich unfruchtbare Landſtriche. Spano hat einige Hundert Nurhagengruppen, gleichſam Nurhagenſtädte, nachgewieſen, deren wichtigſten die von Macomer, Torralba, Bonorva, Iglesias, Paulilatino ſind. Sie alle liegen in ſehr fruchtbaren Landſtrichen, nur die Gruppe von Nurra in einer unfruchtbaren Gegend.

Daß die Nurhagen nicht Gräber ſein konnten, ergiebt ſich vor allem daraus, daß in ihnen keine Skelette, keine Reſte von Leichenbrand gefunden wurden. Allerdings ſind in ſeltenen Fällen dieſelben zu Beſtattungen benutzt worden, aber dann ließ ſich mit Sicherheit nachweiſen, daß die Leiche einer weit ſpäteren Zeit angehört und lange nach der Erbauung des von den früheren Bewohnern verlaſſenen Nurhag dort beigeſetzt wurde. So z. B. in dem Nurhag von Iſelle bei Bono. Die Grabbeigaben, ein Eber aus Bronze, Ringe, deuteten auf eine ſpätere Epoche, etwa auf die karthagiſche Zeit und ſtanden in keiner Beziehung zu dem Bau ſelbſt. Neuerdings iſt durch Hirten in der Sabidda de sa bucche genannten Lokalität, inmitten von vier Nurhagen in der Nähe von Teti, ein Depotfund von Bronzegegenſtänden gemacht worden, die in das Muſeum des Herrn Gouin in Cagliari gelangten. Unter den Reſten eines dieſer Nurhagen zog ſich ein mit Aſphalt verſchloſſener Graben hin und darin fand man verſchiedene kleine Bildwerke, Schwerter, Lanzenſpitzen, Bronzebeile und einige

Nurhagen von Torralba (Sardinien). Nach einer Photographie.

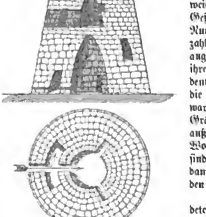
Kupfer- und Bleikuchen. Herr Gouin, ein Franzoſe, der ſchon lange auf Sardinien lebt, hat die Gegenſtände analyſieren laſſen und bei den kleinen Statuetten eine andre Zuſammenſetzung der Bronze als bei den Beilen gefunden. Die Statuetten beſtanden aus Kupfer 90,3, Zinn 7,4 und Eiſen 2,1. Die Beile aus Kupfer 87,4, Zinn 12,0, Blei 0,5 und Eiſenſpuren.

Gegen die Annahme, die Nurhagen ſeien Grabſtätten geweſen, ſpricht ferner: Sardinien iſt überreich an Gräbern aus der Steinzeit, die „Rieſengräber“ des Volkes, die meiſt mit einfachen Monolithen verſehen ſind oder nach Art des Cromlechs hergeſtellt wurden. Dieſes waren die Gräber der alten Sardinier, nicht die Nurhagen.

Sehen wir uns nun die Beſchaffenheit der Nurhagen näher an, wobei wir zunächſt die einfachſte Form derſelben betrachten wollen. Die Nurhagen ſind maſſive Gebäude von abgeſtumpfter Kegelform und ohne Mörtel oder andres Bindematerial aus gewaltigen Steinblöcken errichtet, die in regelmäßigen und horizontalen Schichten übereinander aufgetürmt ſind, ohne die Spuren von Bearbeitung zu zeigen. Das Innere beſteht aus ein, zwei, ſehr ſelten drei übereinander liegenden Kammern, ſo daß der Nurhagen ein bis drei Stockwerke zeigt oder zeigen kann. Die unterſte Kammer iſt gewöhnlich die höchſte und hat durchſchnittlich eine Breite von 5 m bei 7 m Höhe. Dieſe Kammern ſind von eiförmigem Durchſchnitt; la Marmora hat Recht, wenn er ſie mit einem der Länge nach durchſchnittenen Ei vergleicht. Oben endigen die Nurhagen in einer Terraſſe. Die Eingangsthür unten iſt ſtets äußerſt niedrig und ich habe beim Beſuche des Innern der Nurhagen mich, um hineinzugelangen, nicht nur ſtets tief bücken müſſen, ſondern ich war wiederholt gezwungen, geradezu hineinzukriechen. Ein ſpiralförmiger Korridor, der

Digitized by Google

anfangs wagrecht verläuft und in dem massiven Mauerwerk ausgespart ist, führt nach der ersten Kammer hinauf und dann weiter nach den oberen, falls solche vorhanden sind. Statt des einfachen Ganges findet man oft ebenso roh konstruierte Treppen. In jeder Kammer sieht man zwei, auch drei in das Mauerwerk eingelassene Nischen; als etwaige Schlafstätten können dieselben nicht gedient haben, denn sie sind zu klein, um den Körper eines Menschen aufnehmen zu können. Das Innere der Nurhagen ist düster, denn meist fällt das Licht nur von unten durch die niedrige Thür, oder von oben, von der Terrasse her, wo die Treppe endigt, ein; aber in die Kammeen selbst dringt dieses wenige Licht kaum und so ist man genötigt, beim Besuche des Innern Kerzen anzuzünden. Der beigegebene Grundriß und Durchschnitt des Nurhagens von Santinu bei Torralba macht die eben gegebene Beschreibung deutlicher.



Nurhagen im Grundriß und Durchschnitt.

Gewiß war das Wohnen in einem solchen Gebäude nicht angenehm. Fenster und Rauchfänge fehlen. Bei einzelnen Nurhagen hat man auch Cisternen entdeckt, durch welche die Frage, woher die Bewohner ihr Wasser nahmen, gelöst wird; dabei fand man die Bruchstücke sehr roher Thongefäße. Daß diese Wohntürme, wie man die Nurhagen auch nennen kann, gut zu Verteidigungszwecken dienten, liegt auf der Hand. Man brauchte bloß die kleine Thür zu verrammeln und war vor Verfolgung sicher. Die Größe der Nurhagen ist sehr verschieden und einzelne dienten für hundert und mehr Menschen zum Aufenthalt. Der von v. Maltzan besuchte Nurhag von Santa Barbara bei Macomer „besaß einen Saal im Erdgeschoß von so großartigen Verhältnissen, daß er gewiß hundert Menschen zu beherbergen vermochte“.

Wie schon bemerkt, liegen die Nurhagen selten vereinzelt, gewöhnlich aber in Gruppen zusammen, meist zu drei und fünf und sehr oft sind dieselben noch mit gemeinsamen, einfachen oder doppelten Umwallungen umgeben, von denen noch die Reste nachweisbar sind. Es hat viel Kraft und Geschicklichkeit dazu gehört, um diese Nurhagen zu errichten, deren Gesamtzahl auf Sardinien zu 3000 und mehr angegeben wird. Die Regelmäßigkeit ihrer Form, die Wölbung der Kammern denten darauf hin, daß die Erbauer über die ersten Kulturstufen bereits hinaus waren. In ihrer Nähe findet man stets Gräber, und wenn die alten Sardinier außer diesen Steinbauten noch andre Wohnstätten einfacher Art besaßen, so sind diese jetzt verschwunden; sie lagen dann wohl im Schutze der Nurhagen, die den Umwohnern Zuflucht gewährten.

Außer den einfachen, hier abgebildeten Nurhagen gab es aber auch zusammengesetzte, bei denen sich um ein höheres, dreistöckiges Hauptgebäude verschiedene kleinere mit ihren durch Gänge und Treppen verbundene Nurhagen mit nur einem Erdgeschosse gruppierten. Dahin gehört der jetzt zerstörte Nurhagen von Oreu, den so Marmora in den zwanziger Jahren noch sah und auch in seinem bekannten Werke abbildete.

Als Erbauer sind so ziemlich alle Mittelmeervölker der alten Zeit nacheinander mit rechten und schlechten Gründen aufgeführt worden. Wir wissen darüber nichts, und da ist es das Einfachste, die Nurhagen den „Urbewohnern“ Sardiniens zuzuschreiben.

Die „Gleichheit“ der Menschen im Lichte der Wissenschaft.

Von Friedrich v. Hellwald.

I.

Eine junge, richtiger gelagt jugendliche Wissenschaft ist die Gesellschaftslehre, wie das Fremdwort Soziologie vielleicht am passendsten zu übersetzen ist. Gallische Denker nennen sie mitunter auch Science politique. Ungeachtet ihrer Jugend, ruht doch dieser Wissenszweig schon auf festen Grundlagen und seine Forschungsergebnisse besitzen Anspruch auf die höchste Beachtung. Britische und französische Denker und Forscher, Herbert Spencer, Francis Galton, der Schweizer De Candolle, die Franzosen Dr. Charles Letourneau, De la Ponge u. A. sind die Schöpfer des neuen Wissenszweiges, von dem die deutsche Gelehrtenwelt vorerst bloß einige Kenntnis genommen hat. Sein Ziel ist kein geringeres als die allgemeinen Forschungen und Gesetze aufzudecken, wonach die Entwickelung der Menschheit sich bisher vollzogen hat und auch künftighin sich vollziehen wird. Die Soziologie ist demnach jene Wissenschaft, welche die Äußerungen des menschlichen Gesamtlebens ergründet und dessen Gesetzen nachspürt. Sie umfaßt also zunächst die Völkerkunde, das Studium der einzelnen Völker in bezug sowohl auf die physische Natur als auf die Sitten, und zwar im ganzen wie in den Einzelbestandteilen eines jeden von ihnen. Sie umfaßt ferner die Geschichte im modernen Sinne dieses Wortes mit all deren Hilfswissenschaften, wie Altertumskunde, Statistik u. s. w. Insbesondere umfaßt sie endlich das vergleichende Studium der Einrichtungen und Religionen mit Einschluß der Theologie und Gesetzgebungen der Gegenwart. In solcher Umgrenzung ist das Feld der Gesellschaftslehre schon unermeßlich, wollte ich es aber erschöpfen, so müßte ich es noch viel weiter ausdehnen. Natürlich gehört ihm ausnahmslos alles an, was die Entwickelung der Gesellschaften betrifft.

Nach dem Vorangeschnten wird es begreiflich, daß die Gesellschaftslehre erst entstehen konnte, nachdem die Bedingungen der Entwickelung, die Gesetze der Vererbung, des Atavismus, des Rückschlages und der Erzeugung, d. h. also, nachdem die von Darwin begründete Umbildungs- und Entwickelungslehre mit allem, was denun und dran hängt, bekannt geworden war. Aufs innigste ist die neue Disziplin auch verwachsen mit dem ebenso jugendlichen Aufblühen der Anthropologie, welche leither schon die reichsten Früchte getrieben hat. Die Anthropologie in ihrer heutigen Gestalt ist es, welche im Vereine mit den urgeschichtlichen Forschungen und den Lehren der Biologie die Grundlage zu unsrer

Digitized by Google

Kenntnis der mannigfaltigen Menschenrassen und Völker der Erde, sowie deren Vergangenheit bildet. Freilich muß mit manchem alten Wahne aufgeräumt werden, in erster Reihe mit den hergebrachten Anschauungen über die Verwandtschaft der europäischen Nationen. Hier hatte besonders die Entdeckung der nahen Verwandtschaft zwischen den Sprachen der meisten Europäer und jenen mancher Völker Asiens, insbesondere der Perser und Hindu, zur Annahme auch einer besonderen Rasse, der sogenannten Arier, geführt. Nun ist aber alles dies, wie schon der treffliche italienische Anthropologe Paolo Mantegazza bemerkte, nichts als ein geschichtlicher Roman, schön, poetisch, verführerisch, aber doch eben bloß ein Roman. Sprachverwandtschaft beweist nämlich nichts, gar nichts für Blutsverwandtschaft. Es giebt keine indogermanische Rasse, keine arischen Völker. Die Nationen, welche indogermanische Sprachen reden, sind, wie sich ergeben hat, sehr verschiedenartigen Ursprungs und untereinander kaum oder gar nicht verwandt. Nichts als bloße Sprachähnlichkeit herrscht zwischen Anglosachsen und Deutschen, zwischen Portugiesen und Franzosen. Wir kennen überhaupt kaum ein Volk von wirklich reiner Rasse oder das man dafür halten könnte. Im allgemeinen sind alle Völker, nicht bloß unseres Erdteiles, Zusammenballungen von Menschen mehr oder weniger homogener, oft aber auch sehr heterogener Rasse. Überall, in jedem Volke begegnet man den abweichendsten Körpertypen: wie Kurz- und Langköpfen, dunkelhaarigen und blonden mit allen erdenklichen Zwischenstufen. Von einer Einheitlichkeit des Typus, der Rasse, ist nirgends die Spur. Je nach dem Lebensraume gestaltet sich vielmehr das Gesicht der einzelnen Typen. So ist z. B. in Frankreich das blonde Element erdrückt worden. Sehr zahlreich noch in gallischer Zeit, hat es stetig abgenommen und sich nur noch in den Familien der Aristokratie, sowie in gewissen Bevölkerungskreisen erhalten. Sonst ist es heute fast ausgemerzt durch das Vorwiegen des dunklen kurzköpfigen Typus bei den Kreuzungen und Dank den Wirkungen des Lebensraumes, welcher eben die Kurzköpfigen begünstigt. Das gerade Gegenteil hat sich in England ereignet und die Kurzköpfe von ehemals sind dort beinahe verschwunden. Der unbewußte Kampf der Rassen erklärt fast die ganze Geschichte der beiden genannten Länder. Auf einem gewissen Schauplatze und unter andern Bedingungen ist dieser nämliche Wettkampf den Blonden günstig, und die militärische und wirtschaftliche Oberherrschaft ruht in den Händen der blonden Langköpfe Norddeutschlands, Englands sowie der Vereinigten Staaten.

Wie die Anthropologie in dem hier näher erörterten Falle, so haben nun die mit ihr enge verbundenen und verbündeten Wissenszweige die angeblichen Grundlagen der gesellschaftlichen Einrichtungen rasch hinweggespült und als tausendjährige Illusionen und Irrtümer, die nur vorgeblich auf gefunden Menschenverstand sich stützen, aufgezeigt. Und ebenso verschwinden die aprioristischen Prinzipien der Sozialwissenschaft vor dem ausdrücklichen Widerspruche der biologischen Forschungen und Entdeckungen. So ist eine auf das Gewissen allein sich aufbauende Moral unerträglich mit der nunmehr gewonnenen Erkenntnis, wonach die moralischen Ideen nachgewiesenermaßen durch anbauernden, fortgesetzten Zwang und Vererbung erworben werden. An dem Gewissen haben wir das Ergebnis der Kulturarbeit von Jahrtausenden zu achten, es ist aber nichts als eine besondere Form des Instinktes, und der Instinkt wiederum bloß eine vererbte Gewohnheit. Damit erklären sich sehr einfach die oft so widerspruchsvollen Gewissensvorschriften bei verschiedenen Rassen, deren Entwickelung eben inmitten verschiedener Lebensräume sich vollzog. Unsre gesamten Moral- und Rechtsbegriffe verdanken wir den Umständen, welche die Entwickelung unserer Voreltern bedingt haben, und selbst jene gesellschaftlichen Satzungen, welche öffentliche Meinung und Gesetz am strengsten billigen, haben an sich doch nur genau den Wert der Regeln in einem Kartenspiele.

Diese Sätze, Ergebnisse der vergleichenden Forschung, stehen in schroffstem Widerspruche zu einer Menge herkömmlicher, teils alter, teils jüngerer Meinungen, welche der Mehrzahl unserer Vorurteile in politischen und gesellschaftlichen Dingen zu Grunde liegen. Dazu gehört in erster Reihe die Lehre von der Gleichheit der Menschen. „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“, dies die drei großen Worte, mit welchen vor einem Jahrhundert die gewaltige französische Revolution sich als Befreierin der Gesellschaft von jahrtausendelangem Sklaventsche anpries, die Worte, welche seither als Evangelium durch die Welt rollen, die Worte, deren erstes unser Schiller in einem begeisterten Gedichte verherrlicht hat und von welchem er urteilt:

„Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt.“

Das Dogma von der Gleichheit der Menschen, womit gemeiniglich deren Gleichwertigkeit gemeint ist, zu bestreiten, dazu gehört immerhin nicht wenig Kühnheit, feststammerweise geschieht es aber, und zwar in nachdrücklichster Weise, eben in dem Lande selbst, welches diese Lehre geboren und am befestigten in die Welt geschleudert hat. Gewiß ist es überraschend, daß eben in Frankreich, im republikanischen Frankreich unsrer Tage, die neue Soziologenschule erstehen und erwachsen konnte, welche dagegen die vernichtendsten Gründe ins Treffen führt. Die Meinung, alle Menschen seien einander gleich, ist metaphysischen wie auch mystischen Ursprungs. Metaphysisch begegnet man ihr, wenn auch ein wenig verworren, schon in der antiken Philosophie; sie ist eine uralte Vorstellung, jedenfalls weit älter als das Christentum. Mit diesem aber hat sie sich mystisch in dem Grade ausgebildet, daß sie geradezu in der christlichen Lehre sich verkörpert. Danach sind alle Menschen Geschöpfe desselben Gottes, der sie aus dem nämlichen Erdenklotz geformt hat, alle Nachkommen desselben Paares, alle den gleichen göttlichen Vorschriften unterworfen, alle zum ewigen Leben berufen! Sklaven und Könige, Reiche und Bettler, sie werden dieselbe Hymne zu Ehren des Schöpfers anstimmen oder im nämlichen Kessel höllische Qualen erdulden. Dies das christliche Dogma. Weiter lehrte der Erlöser, daß alle Menschen gleich und Brüder seien; er hat sogar hinzugefügt, daß die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten sein werden. Endlich hat er auch gesagt, daß, wer des Schwertes sich bediene, durch das Schwert umkommen werde, und gründete seine erhabene Lehre ausschließlich auf die Milde. Die wissenschaftlich unzulänglich gebildeten Denker des verflossenen Jahrhunderts, welche die französische Revolution einleiteten und vorbereiteten, fanden nun für gut, den Heiland zwar zu entkrönen, zugleich aber, widerspruchsvoll genug, alle dem Christentum entnommenen, gesellschaftlichen und politischen Folgerungen anzunehmen und beizubehalten.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts berrichte nämlich eine ganz eigene Gemütsstimmung, die niemand treffender als unser Altmeister Oskar Peschel in wenigen Worten zusammengefaßt hat, das denkende Europa. Eine Art von Zivilisationsekel, sagt er, ein innerer Mißbehagen, ein Trübsinn, von dem man sich nicht Rechenschaft geben konnte, hatte sich der besten Köpfe in Deutschland, England und Frankreich bemächtigt und trieb sie hinaus aus der Wirklichkeit in eine Welt voll ungelandter Ideale. Diese eigentümliche Gemütskrankheit spiegelt sich ab in den Schriften J. J. Rousseaus, sie kam teilweise zum Vorschein in manchen politischen Regungen bei der Befreiung der Vereinigten Staaten Amerikas, sie wirkte fort in den blutigen Schwärme-

Digitized by Google

reien der französischen Revolution, sie hat Friedrich Schillers Gedichten ihren Stempel aufgedrückt, während Goethe durch seine „Leiden des jungen Werther“ diesen Sentimentalitätsschwindel abspinnreisen und den Krankheitsstoff auszuscheiden versucht. Unter dem Einflusse dieser ungesunden Stimmung haben die Theologen des achtzehnten Jahrhunderts nichts andres gethan, als alten Wein in neue Schläuche gegossen, als die alte, in der Religion beruhende Formel von der menschlichen Gleichheit einfach ins Weltliche übertragen. Damit meinten sie Wunder was geleistet zu haben. In den Massen, durch die langen Jahrhunderte christlicher Denkweise zur Genüge darauf vorbereitet, machten nun diese Theorien ihren Weg und zwar mit solchem Erfolge, daß das weltliche Gleichheitsdogma der Grundgedanke und Eckpfeiler der modernen Anschauung geworden ist. Unsre heutige, neuere Litteratur ist davon voll. Diese aprioristischen Lehren haben nun der Menschheit sehr viel Gutes und sehr viel Übles gethan. Hielten sie sich im Bereiche der Theorie, so wäre der Schaden wohl nicht groß. In Wirklichkeit aber fixten sie unsägliches Unheil, weil sie in jedem Lande sich in verderbliche Gesetze, nach außen hin in unnütze Gewitter, die Blei und Stahl hageln, umsetzen. So oft man ein aprioristisches Ideal zu verwirklichen versucht, kann man im Voraus sicher sein, auf das Unmöglichste zu stoßen. So hat denn bei uns die Gleichheitslehre die nämlichen tötlichen Folgen gehabt, wie in Asien der Buddhismus. Gleichheit, als Gleichwertigkeit aufgefaßt, ist ein Traum oder eine Lüge. Wahrheit allein ist die Ungleichheit, die natürliche und angeerbte Ungleichheit.

Im Grunde seines Herzens ist davon wohl auch jedermann überzeugt: denn es giebt kaum einen unter uns, welcher im Stillen sich nicht auch Höheren und Größeren ebenbürtig und einer ganzen Menge Mitmenschen überlegen erachtete. Dieser liebenswürdige Wahn, eigentlich nur eine innere Ahnung des Wahren, überhebt uns für einen Teil unsrer Behauptung schon des Beweises. In der Praxis beruft man sich eben auf die Gleichheit, hat man es mit einem geistig oder gesellschaftlich höheren zu thun, auf die Brüderlichkeit, falls man eines Dienstes bedarf. Aber immerhin, wir wollen die Sache einmal genauer betrachten.

Was heißt gleich und ungleich, wenn vom Menschen die Rede ist? Der Stoff, sa sagt man — woraus die Natur den Menschen formt — sei dieser Knecht oder Fürst — ist unbedingt derselbe. Unbedingt? Die Wahrheit ist: wir wissen es nicht, wir glauben es bloß. Wenigstens ist dieser Stoff bei den verschiedenen Individuen und Rassen auch sehr verschieden organisiert. Gleich sind wir, so heißt es weiter, insofern uns jeden unsre Mutter mit Schmerzen geboren hat. Auch dies ist jedoch bekanntlich bloß für den haben gesitteten Teil der Menschheit wahr und findet auf sehr viele Naturvölker keine Anwendung. Gleich sollen wir endlich sein insofern, als wir Hunger und Durst, Kälte und Hitze, Leid und Weh, Freude und Lust alle gleich empfinden. Die Völkerkunde belehrt uns indeß, daß von einer gleichen Empfindung keine Rede sei und die Menschen, je nach dem Ausbildungsgrade ihrer physischen und psychischen Organe, gegenüber Hunger und Durst, Hitze und Kälte, Lust und Schmerz sich ungemein verschieden verhalten. So kann man denn sagen: Gleich sind wir bloß darin, daß wir alle unter Dasein einem mächtigen Naturtriebe verbunden, daß wir alle, ob auf schmutziger Streu, ob in schwellenden Daunenbette gleich hilflos in die Welt gesetzt worden; endlich auch darin, daß wir alle eines Tages von dannen müssen, weil kein Kraut gewachsen ist gegen den heilsam geschäftigen, raumschaffenden Gärtner, den wir statt als den Befreier für der Übel Größtes zu betrachten gelehrt worden.

In allen andren Dingen sind wir aber bekanntlich durchaus ungleich und daran zweifelt auch niemand. Unter den Milliarden Menschen, welche war uns auf Erden gewandelt sind, und unter den Hunderten von Millionen, die sie heute bewohnen, gab und giebt es nicht zwei mit ganz gleichen Gesichtern, obgleich alle die nämlichen Bestandteile haben: Augen und Nase, Mund und Kinn. Dieselbe Verschiedenheit herrscht hinsichtlich des Körperbaues, der Hände, Füße, Finger, Nägel bis auf die Beschaffenheit des Zellengewebes und die Ausbildung des Nervensystems. So folgerichtig führt die Natur das Gesetz der Verschiedenheit in ihren Erzeugnissen durch, daß nicht ein Sandkorn — der Naturforscher sagt, nicht ein Atom — dem andern gleicht. Daraus folgt naturnotwendig, daß die den geistigen und moralischen Wert jedes einzelnen bestimmenden psychischen Eigenschaften, weil durchaus von der Beschaffenheit des physischen Organismus abhängig, der gleichen unbegrenzten Verschiedenheit unterliegen. So wenig es also zwei Gesichter giebt, die völlig gleich wären, ebenso wenig giebt es zwei Menschen, die gleich denken und fühlen, deren Geisteskräfte, Neigungen und Leidenschaften durchaus die nämlichen wären. Im Gegenteil ist die Ungleichheit unter den Menschen ungeheuer, weit größer als alles, was man sich vorstellen kann. Und daraus ergiebt sich wiederum mit zwingender Notwendigkeit die Verschiedenheit menschlicher Schicksale, das ist der Verhältnisse, in welchen die Menschen zu einander stehen.

Wahin wir auch blicken, nirgends nehmen wir Gleichheit, will sagen Gleichwertigkeit, wahr. Unter den Rassen existiert sie nicht. Keineswegs menschliche Laune, sondern die Natur schlägt durch die Macht der Vererbung zahlreiche Kasten und Stämme mit Inferiorität, und siefert sie der Knechtung durch die überlegenen Völker aus. Die Vererbung ist es, welche uns alle niederdrückt und zermalmt. Es giebt von Haus aus Stämme, worin einzelne Individuen eine Zeitlang auf eine gewisse Höhe gebracht werden können, die Gesammenge aber stets unzivilisierbar bleibt. Ja, nicht selten fallen die zur Gesittung erzogenen wieder in die ursprüngliche Wildheit zurück. Die Völkerkunde kennt zahlreiche Beispiele dieser Art. So brachte z. B. Charles Darwin einen Pescherän aus dem Feuerlande nach Europa, und dieser, Jemmy Button, der eine Zeitlang in vornehmen Gesellschaften gehätschelt wurde, trug in England stets Handschuhe und blankgeputzte Stiefel, erlernte auch das Englische. In seine Heimat zurückgeführt und mit seinen Verwandten vereinigt, ward er aber alsbald wieder der frühere, nackte, ungewaschene und ungekämmte Wilde. Ein talentvoller Botokudenknabe, der, sorgfältig erzogen, es zuletzt so weit brachte, daß er an einer medizinischen Fakultät in Brasilien das Doktordiplom sich erwarb, kann aber plötzlich verschwand, ward nach längerer Zeit unter einer Botokudenhorde in seinem ursprünglichen Naturzustande wiedergefunden. Dr. Max Buchner berichtet gleich Ergötzliches von dem in England erzogenen Sohne des bekannten König Bell in Kamerun. Leicht lassen diese Beispiele sich vermehren.

Sehen wir nach ganzen Völkern, Stämmen und Rassen, so bleiben z. B. die Australier von Generation zu Generation tief unter den Engländern, die Neger tief unter den Chinesen. Über die Kulturfähigkeit der Neger wird heute viel Tinte verschrieben und viel Papier verdorben. Gewiß, die Neger stehen noch lange nicht am tiefsten, und dennoch müßte ein Völkerkundiger erröten — falls er nicht selbst ein Schwarzer wäre — die Gleichheit ihrer Rasse mit der unsrigen zu behaupten. Ein verdienstvoller Neger — und es kann deren geben — mag in Übereinstimmung mit manchen Weißen sagen, die Ungleichheit liege nur in der Zeit, alle Rassen folgen der nämlichen Entwicklung und die Ueberbewahrer des Kongo würden auch einmal an die Reihe kommen. Ich be-

Digitized by Google

zweifle es, denn seit Jahrtausenden leben Schwarze Afrikas in steter, aber fruchtloser Berührung mit der Gesittung. Derbst und deutlich genug sprechen die Beispiele von Haiti, besonders seit Niedermetzelung der Mulatten, von Sierra Leone mit seinen freien Negern, den französischen Antillen, deren Neger zwar Bürger geworden, aber unzivilisierbar geblieben sind. Einzelne Individuen mögen sich zum Durchschnitte der Europäer aufschwingen, die Masse niemals. Giebt es doch in Europa selbst Völker, wie die Lappen, welche allen Gesittungsversuchen unzugänglich bleiben.

Gleichheit existiert ferner nicht unter den einzelnen Gesellschaftsstoffen und existiert auch nicht unter den Familien. Die Natur schafft verdammte, dem Verbrechen und Elend geweihte Familien, Familien von Entarteten, Nachtischen, Nervösen und Irrsinnigen. In andern dagegen blüht das Talent kraft eines Geburtsrechtes wie die Gesundheit, Stärke und Schönheit. Die Familien, in welchen diese Eigenschaften sich vereinigen, sind dann, was die Franzosen mit einem sehr glücklichen, leider treffend fast unübersetzbaren Ausdrucke die „Eugenen" nennen; ich möchte sagen, die Wohlgeerteten, Gutgeratenen, Gelungenen, der geistige und körperliche Adel der Menschheit, kurzum die Tüchtigsten. Daneben lebt eine Menge Normaler. Der eugenen Familien sind wenige, sie aber liefern in großer Proportion und fast regelmäßig die ausgezeichnetsten Geister. Ihnen entflammen fast immer hervorragende Männer, welche der Menschheit Bahn brechen und ihr als Leuchte auf dem Wege des Fortschrittes dienen. Dank ihrer Masse liefern auch die normalen Familien eine gute Anzahl ausgezeichneter Menschen, diese erscheinen jedoch vereinzelt inmitten zahlloser Mittelmäßigkeiten und Nullen.

Gleichheit existiert endlich auch nicht unter den Individuen. Ein Normaler mag scheinbar den nämlichen Wert besitzen wie ein Eugener; er kann eben so groß, so schön, so energisch, so intelligent wie dieser sein. Und dennoch keine Gleichheit. Die Eugener Nachkommen haben die größte Wahrscheinlichkeit für sich, dessen Eigenschaften zu erben, falls nicht etwa durch Mißheirat, wohlverstanden nicht im bürgerlichen, sondern im anthropologischen Sinne, das Blut gelitten hat. Die Kinder des Hochverdienten aus dem Kreise der Normalen stehen dagegen gewöhnlich zur Durchschnittshöhe zurück, welche der Engländer Francis Galton recht bezeichnend the level of mediocrity, das Niveau der Mittelmäßigkeit genannt hat.

Die Haupttypen der natürlichen Seehäfen.

Von Prof. Dr. O. Krümmel in Kiel.

II. (Schluß.)

Inselgeschützte Buchten geben eine sehr beliebte Abart der Einbruchshäfen. Das alte Alexandrien, mit der bekanntlich im Altertum noch nicht wie heute landfesten Insel Pharos, wie die vordem in der Glanzzeit der Phönizier als Inselstädten blühenden Städte Tyrus und Sidon, beide ebenfalls jetzt durch Anfandungen aufs Trockne gebracht, geben ebenso wie das aus dem peloponnesischen Kriege bekannte Pylos, durch die Insel Sphakteria geschützte Hafenbecken von Pylos-Navarino leicht verständliche Beispiele (vergl. die beistehenden Kärtchen), denen Hongkong, Bombay u. o. leicht beizufügen sind. Eine extreme Form dieses Typus könnte man im norwegischen Hafen Christiansund finden, wo sich vier Inseln um ein rundes Hafenbecken schützend legen, das nach vier verschiedenen Himmelsrichtungen gehende Ausgänge besitzt. Schon wo nur eine Insel die Hafenbucht deckt und an beiden Seiten leicht passierbare Ausgänge liefert, gewährt sie dem Segler den Vorzug, mit jedem Winde ein- und auslaufen zu können. Ein solcher Idealhafen mag dem homerischen Dichter vorgeschwebt haben, als er (Odyssee IV, 846 f.) die dem Telemach auflonenden Freier noch Asteris segeln läßt:

„Δοιαὶ δὲ πτυχαὶ λιμένος ἐὺς ἐνὶ ναιετάουσιν
ἀμφίδυμοι· τῇ τοίγε μέσον λοχόωντες ἔμιμνον."

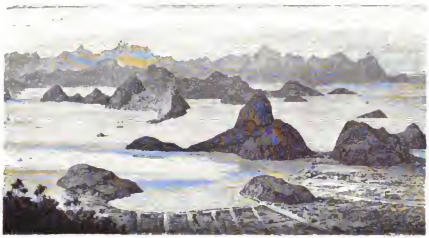
Das heutige Alexandria.

Dieses „zweifach zugängliche" Hafengebilde hat man aber bislang in der Nähe von Ithaka nirgends wiederfinden können. Ein Prachtexemplar mit wohren ἀμφίδυμοι haben die Engländer in der Hafenbucht nordwärts der Insel Wight, mit den von Schiffern wimmelnden Reeden von Spithead und Solent, und dem davon schließenden Riahafen von Southampton; ganz ähnlich ist das benachbarte Portsmouth mit Longston und Chichester (vergleiche Stieler, Blatt 37, 8).

Wo nur eine einfache Küstenkette irgendwie durchbrochen ist, kann durch Überschwemmung des dahinter gelegenen Landes eine weite Bucht als Hafen geschaffen werden. Das ist der Fall bei zweien der bedeutendsten amerikanischen Häfen, Rio de Janeiro und San Francisco (vgl. Stieler 95, und noch besser Berghaus' Chart of the World).

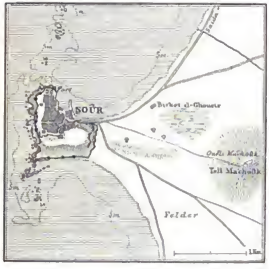
Digitized by Google

Die Küstenkette von St. Paulo (Serra do Mar) löst sich in ihrem weiteren Verlaufe nach NNO teilweise in Inseln auf, welche in der Ilha Grande und der schmalen Maramboia die Streichungsrichtung deutlich verraten, die dann noch östlicher in den kleinen Felseilanden Redondo und Raza ihre Fortsetzung findet. Gerade hier ist die Küstenkette am meisten zerstört und hier öffnet sich der gewundene Eingang zu der breiten Bucht von Rio de Janeiro (vergl. beistehendes Bild von Keller-Leuzinger, den Blick vom Corcovado auf den Hafen darstellend). Harte, archäische Schiefer bilden die Ränder der Bai, wie sie auch die Inseln zusammensetzen; selbst die große, im Norden der Bai gelegene,

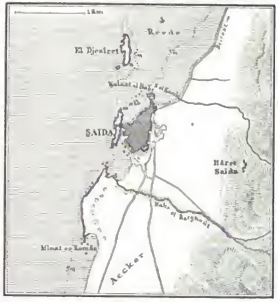


Eingang der Bai von Rio de Janeiro. (Vom Corcovado aus gesehen.) Nach Keller-Leuzinger.

ziemlich flach erscheinende Ilha do Governador besteht nach Hartt aus Gneis. Eine Küstensenkung und Hand in Hand damit gehende Zertrümmerung der Gebirgsketten, deren schroff abgebrochene Formen im Corcovado oder im Zuckerhut das Hafenbild von Rio zu einem so malerischen gestalten, sind hier als maßgebende Ursachen erkennbar, und die gegenwärtig wahrnehmbaren Anzeichen einer neuerlichen Hebung des Landes vermögen sich zunächst noch nicht gegen-



Das heutige Tyrus (Soûr).



Das heutige Sidon (Saida)

über einer so tief ausgeprägten Physiognomie geltend zu machen.

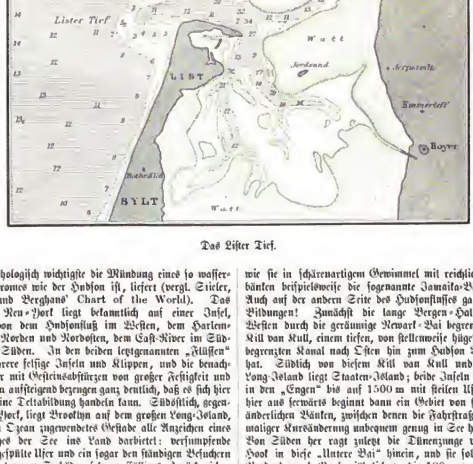
Auch das „Goldene Thor", der Zugang zu dem geräumigen Hafenbecken von San Francisco, ist ein Durchbruch in der kalifornischen Küstenkette: aber mutmaßlich ein früheres Querthal, die alte Mündung des Sakramentostusses. Das Festland muß sich hier gesenkt haben, wofür zweifache Anzeichen vorhanden sind, einmal die einige Seemeilen nördlich vom Golden Gate auf besseren Karten bemerkbaren Buchten der Bodega- und Tomales-Bai, wo die Küstenkette, wie versuchsweise, angeschnitten und das erste schmale Längsthal inundiert ist, und zweitens ebenso der versumpfte Süden der San Francisco-Bai und die mit Wasser imprägnierten Ränder der hieran sich nordöstlich anschließenden San Pablo- und Suisun-Bai, in welche letztere der Sakramento gegenwärtig mündet. Freilich liegt dem Goldenen

Digitized by Google

Thor eine Barre seewärts vor, welche die von der steigen Westdünung auch hier aus dem Ebbestrom ausgefällten Sedimente ansammelt; doch bildet sie kein wesentliches Hindernis für die Einfahrt.

Betrachtet man auf den Handkarten nunmehr die Bucht von Tokio und Jokohama, so sieht dieser Hafen sehr nahe verwandt aus mit den beiden eben behandelten amerikanischen Welthandelsplätzen. Die bergige Uraga-Halbinsel umgrenzt den relativ schmalen Zugang im Westen, das Bergland der Halbinselprovinzen Awa und Kadzusa im Osten. Aber Edmund Naumann erklärt die jüngsten geologischen Schichtale dieses Teiles der japanischen Hauptinsel in anderer Weise, so nämlich, daß seine frische Küstensenkung die Verbindung zwischen Uraga und Kadzusa unterbrochen, sondern im Gegenteil eine allgemeine Hebung des Landes in Verbindung mit großartigen Anschwemmungen des Tone- und Sumidogawa den Norden von Kadzusa, einer früheren Insel, mit der Hauptinsel Nippon vereinigt hat. In der Nähe der Tonemündung gelegene zahlreiche und große Strandseen mit Reliktenfauna sind ebenso als Reste einer ehemaligen Meeresstraße aufzufassen, wie die Bai von Jokohama. Ein hartnäckiger Kritiker könnte aber immer noch gegen Naumann einwenden, daß, wenn auch Nippon in dieser Weise gewachsen ist und dabei der vortrefflichste Hafen entstand, doch wenigstens in einer früheren Periode der geologischen Entwickelung die Insel Awa-Kadzusa einmal vom Hauptkörper Nippons abgelöst gewesen, mit dessen gegenüberliegenden Teilen sie durch ihre alten, zum Teil über kristallinischem Massengestein lagernden Schiefer, nahe Verwandtschaft verrät.

Maßgebend für seine gegenwärtige Form sind auch Senkungsvorgänge oder Bordringen des Meeres, wenn man das lieber will, für den schönen Hafen von Neu-York, der allerdings allerlei Komplikationen aufweist, deren kommerziell,



Das Lister Tief.

nicht morphologisch wichtigste die Mündung eines so wasserreichen Stromes wie der Hudson ist, liefert (vergl. Sieler, Pl. 85 und Berghaus' Chart of the World). Das eigentliche Neu-York liegt bekanntlich auf einer Insel, begrenzt von dem Hudsonfluß im Westen, dem Harlem-River im Norden und Norwesten, dem East-River im Südosten und Süden. In den beiden letztgenannten „Flüssen" liegen mehrere felsige Inseln und Klippen, und die benachbarten Ufer mit Gesteinsabstürzen von großer Festigkeit und bis zu 80 m aufsteigend bezeugen ganz deutlich, daß es sich hier nicht um eine Deltabildung handeln kann. Südöstlich, gegenüber Neu-York, liegt Brooklyn auf dem großen Long-Island, dessen dem Ozean zugewendetes Gestade alle Anzeichen eines Vormarsches der See ins Land darbietet: versumpfende Bäche, abgespülte Ufer und ein sogar den ständigen Besuchern der hier gelegenen Seebäder sehr auffälliges Zurückweichen der Strandlinie. Besonders merkwürdig ist eine ansichernde Auflösung des niedrigen Südrandes der ganzen Insel zu allerlei kleinen, von flachem Wasser umspülten Eilanden, wie sie in schärenartigem Gewimmel mit reichlichen Sandbänken beispielsweise die sogenannte Jamaika-Bai erfüllen. Auch auf der andern Seite des Hudsonflusses ganz ähnliche Bildungen! Zunächst die lange Bergen-Halbinsel, im Westen durch die gerännige Newark-Bai begrenzt, die im Kill von Kull, einem tiefen, von steilenweise hügeligen Ufern begrenzten Kanal nach Osten hin zum Hudson Verbindung hat. Südlich von diesem Kill van Kull und gegenüber Long-Island liegt Staaten-Island; beide Inseln nähern sich in den „Engen" bis auf 1500 m mit steilen Ufern. Von hier aus seewärts beginnt dann ein Gebiet von flachen veränderlichen Bänken, zwischen denen die Fahrstraße mit viermaliger Kursänderung umbequem genug in See hinausführt. Von Süden her ragt zuletzt die Dünenzunge von Sandy Hook in diese „Untere Bai" hinein, und sie soll an ihrem Nordende nach Bache jährlich an die 100 m wachsen, was auf einen sehr kräftigen Seeschlag und Küstenstrom hinweisen würde, wenn auch jene ziffernmäßige Angabe sich als etwas übertrieben herausstellen dürfte. An diesem inter-

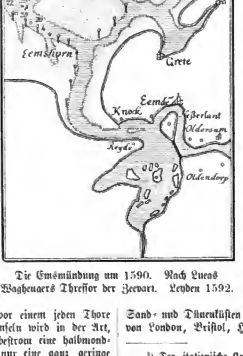
Digitized by Google

erfanten Hafengebilde sind also Vordringen des Meeres, Aufschwemmungen und eine Flußmündung gleichzeitig wirksam beteiligt. Freilich ist der Fluß hier an letzter Stelle zu nennen, wie denn auch Hendrick Hudson bis nach den Catskillbergen hinauf das Flußbett mit Salzwasser gefüllt und gezeitenbewegt gefunden hat, und erst dort nach der sehr bezeichnenden, wenn auch wenig wahrscheinlichen Sage gemerkt haben soll, daß er sich nicht in der vermuteten nordwestlichen Durchfahrt, sondern in einem Flusse befand. Die Stadt Catskill liegt aber 150 km oberhalb Neu-Yorks, d. h. weiter als Wesel oberhalb Rotterdam.

Einbruchshäfen an weichen Küsten sind selten recht brauchbar. Eine Ausnahme muß aber gleich von vornherein zugestanden werden für die schönen Föhrdehäfen der westlichen Ostsee, deren Entstehungsart im einzelnen freilich noch gar viel dunkles darbietet. Wenn auch H. Haas in seiner kleinen, scharfsinnigen Untersuchung über den eigentümlichen Lauf der oberen Eider es sehr plausibel gemacht hat, daß der Eisstrom der zweiten Eiszeit, die Kieler Föhrde hinauf dringend, bis zur gegenwärtigen Wasserscheide die Ablagerungen des unteren Tilluviums aufgestaut und gestaucht hat, so ist eine ähnliche Ausbildung wohl für die Eckernförder- und Apenrader-Bucht ebenso leicht zuzugeben wie schwierig verständlich für die verwickelte Form der Flensburger Föhrde. Haas' Andeutung, daß für den Eisstrom alte Thalfurchen dort wie hier den Weg vorgeschrieben haben, wird wohl in Zukunft einmal auf die richtige Fährte und zu einer befriedigenden Erklärung der Föhrden nicht nur, sondern auch der Boden im Bereich der dänischen Inseln und Rügens führen.

Die Emsmündung vor dem 13. Jahrhundert. Aus Menso Altings Notitia Germaniae Inferioris. Amstelaedami 1679.

Während hier die große Schwierigkeit besteht, die Erosionswirkung des Eises, sei es mit oder ohne Beihilfe des fließenden Wassers, lediglich aus schwachen und strittigen Indizien oder Analogieen zu rekonstruieren, sind wir über Art und Eingreifen der für die Küstenkonfiguration der flachen Nordseeküste maßgebenden Kräfte weniger in Zweifel. Es sind die Gezeitenströme, welche verschulden, daß sich hinter den durch Küstensenkung und Sturmfluten durchbrochenen Düneninseln nur unzugängliche Häfen befinden. Denn seewärts vor einem jeden Thore zwischen je zwei dieser friesischen Inseln wird in der Art, wie oben bereits dargelegt, vom Ebbestrom eine halbmondförmige Barre aufgebaut, welche nur eine ganz geringe Wassertiefe über sich läßt, so daß selbst flach gehende Küstenfahrer nur mit günstiger Gezeit sie passieren können. Nur wo ein Fluß für kräftigere Spülung sorgt, wie Ems, Weser und Elbe, oder wo ein größeres landeinwärts gelegenes Becken von der Flut aufzufüllen, von der Ebbe zu entleeren ist, bleibt die Zugangstiefe eine günstige. Letzteres ist in hervorragendem Maße bei der Jade der Fall[1]), und es war eine durchaus notwendige Maßregel, wenn in dem Gesetz über die Reichskriegshäfen alle Bestrebungen, aus den Watten des Jadebusens durch Eindeichungen Marschland zu gewinnen, ausdrücklich untersagt und demgemäß auch die begonnenen Anlandungswerke wieder entfernt wurden, da sonst die Oberfläche des Busens und damit das spülend wirksame Wasservolum vermindert worden wäre. Die Gefahr war hier um so dringender, als bei den ohnehin geringen Wassertiefen es eigentlich nur die große Fläche ist, die das erwünschte Wasserquantum aufzunehmen vermag. Würden die Watten rings um die Jade eingedeicht und landfest, so wäre ein schnelles Verschlicken der Reede von Wilhelmshafen unausbleiblich. — Minder brauchbar ist schon das Listertief, welches von den großen Wattenflächen zwischen Sylt und Röm einerseits, und der schleswigschen Küste andererseits her offen gehalten wird: hier reicht der Wasserdruck bei Ebbe und Flut doch nicht aus, die Barre ganz zu beseitigen, welche allerdings auch bei Niedrigwasser noch $5^1/_2$ m Tiefgang erlauben würde, wenn nicht alsdann bei den herrschenden Westwinden ein steiziger hoher Seegang gerade über dieser flachsten Stelle die einlaufenden Schiffe in die Gefahr brächten, beim „Durchstampfen" dennoch den Grund zu berühren. Immerhin gewährt eine Hafenanlage an irgend einer Stelle des Listertiefs unter den zahlreichen für die schleswigsche Küste aufgestellten Projekten die beste Aussicht auf technische Ausführbarkeit. Wenn sie nicht schon ins Leben gerufen ist, so liegt das nur an der Frage der Rentabilität einer jedenfalls kostspieligen Anlage, die gerade kein besonders handelsthätiges Hinterland aufzuschließen hat.



Die Emsmündung um 1590. Nach Lucas Waghenaers Thresor der Zeevart. Leyden 1592.

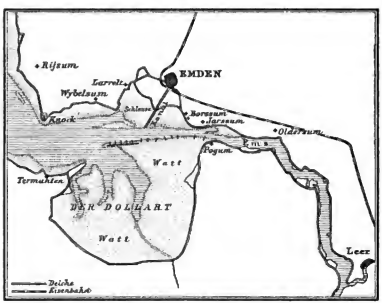
So kommt es, daß an den Flachküsten eigentlich ganz ausschließlich der dritte Hafentypus in Gestalt der Mündungshäfen dominiert. Diese sind aber keineswegs nur auf Schwemmland, Sand- und Düneküsten beschränkt, wie schon das Beispiel von London, Bristol, Havre, Oporto, Lissabon, Quebec

[1]) Der italienische Kriegshafen von Venedig oder richtiger von Malamocco bietet mannigfache Ähnlichkeiten dar.

Digitized by Google

und vielen andern mehr, sofort beweist, da jo natürlich auch an höheren Küsten mit hartem, anstehendem Gestein Flüsse münden.

Bei dieser Kategorie von Häfen kommt es wesentlich darauf an, daß die Wassermenge beim Austritt in das Meer sich nicht zersplittert und in Deltasäste auflöst, sondern zusammenbleibt und kräftig genug auftritt, um die Barre möglichst weit in See hinaus zu verschieben. Der deltabauende, stark zerfaserte Niger hat an seiner seiner Mündungen, auch nicht in Akassa, einen den größeren Seedampfern zugänglichen Hafen; bei andern ist nur dann die Mündung passierbar und der Unterlauf erreichbar, wenn durch künstliche Regulierung der Strom veranlaßt wird, sein Rinnsal stetig rein zu spülen. So in der Sulinamündung der Donau, und, seit Vollendung der Leitdämme am „Südpaß", auch die Mississippimündung. Das an letzterer gelegene Neu-Orleans litt vordem gewaltig unter der Launenhaftigkeit, mit welcher der Riesenstrom seine Bänke an den Mündungen verlegte, so daß beshalb im April 1874 die Bremer Lloyddampfer die regelmäßige Fahrt nach Neu-Orleans ganz eingestellt haben. Seit Anfang der achtziger Jahre ist aber in jenem „Paß" eine Wassertiefe von 7,3 m glücklich erreicht und seitdem nicht nur dauernd erhalten geblieben, sondern noch in langsamem Wachsen begriffen.



Die Emsmündung um 1890.

In tropischen und subtropischen Flüssen, deren Einzuggebiet eine ausgeprägte Trockenzeit besitzt, ist länger als ein halbes Jahr die spülende Kraft des Stromes nicht ausreichend, die Barre offen zu halten. Das giebt dann Anlaß, an irgend einem Nebenarm, der wesentlich vom Gezeitenstrom allein beherrscht wird, den Hauptsafen zu errichten, an welchen weiterhin auch die Flußschiffahrt anknüpfen kann. Das geschieht beispielsweise in Rangun für den Irawadi, in Saigon für den Mekong, in Kalkutta am Hugli für den Ganges-Megna. Es ist das aber nicht der Fall in Shanghai am Wusung für den Yang-tse, dessen Mündung und Unterlauf leicht auch größeren Seeschiffen zugänglich ist, eher schon für den Amazonenstrom in Pará. Shanghai ist lediglich durch die chinesische Handelspolitik, nicht durch die Gunst seiner keineswegs vortrefflichen Lage am engen Wusungflusse zu dem größten ostasiatischen Emporium geworden; da wäre Tschinkiang oder Nanking in jeder Weise noch günstiger gelegen zu nennen.

Beim Amazonenstrom sind in der That natürliche Hindernisse vorhanden, welche seine eigentliche Mündung dem Welthandel gegenwärtig noch verschließen. Wie jede bessere Karte zeigt, hat dieser größte Strom der Welt zwei Mündungsarme, die durch die Insel Caviana getrennt sind: den Kanal do Sul, der zwischen dieser Insel und Marajó nach Osten herausführt und noch in südlicher Breite mündet, und den Kanal do Norte, der in nordöstlicher Richtung verläuft und an seiner rechten Seite von einer niedrigen Inselreihe, an der linken vom Festlande eingefaßt ist. Der „Kanal des Südens" ist nun seewärts durch zahlreiche flache Bänke versperrt, so daß nur ein schwer aufzufindender Zugang[1]) von der offenen See aus in ihn hineinführt, während der Nordkanal noch weniger tief, wenn auch leichter anzusegeln ist, aber durch die berüchtigte Sprungwelle (Pororoca), der auch sehr stark gebaute, mit kräftigen Maschinen ausgerüstete Seedampfer nicht ohne Gefahr entgegengehen dürfen, zur Springzeit regelmäßig unzugänglich gemacht wird. Diese gewaltsame Form der Flutwelle verändert überdies auch stetig das Fahrwasser in nicht vorher zu sehender Weise. So kommt es, daß beide Hauptmündungen nicht für den großen Seeverkehr benutzt werden, sondern die Dampfer den Umweg durch den Rio Pará und die zum Teil gewundenen, aber unter kundiger Führung leicht passierbaren Wasseradern, welche südlich die Insel Marajó umgeben, über Breves zum eigentlichen Amazonas vorziehen, auf dem sie dann ohne Schwierigkeiten bis nach Manáos am Rio Negro, das ist 1400 km von der Mündung entfernt, hinauf gelangen können. Manáos steht auf diese Weise in regelmäßiger Dampferverbindung mit Liverpool und Rio. Unter günstigen Verhältnissen aber ist das Mündungsgebiet dem Seeverkehr so wenig günstig, daß die den Handel beherrschenden Hafenplätze ganz seitwärts vom Delta abrücken, wie Karatschi vom Indus, Alexandrien vom Nildelta, oder wie Barranquilla vom Magdalenenstrom.

Am besten funktionieren die Flußmündungen für den Seeverkehr, wo energische Gezeiten die Tiefe der Fahrrinne um den Betrag der gesamten Flutgröße überhöhen, so daß mit der steigenden Flut oder bei Hochwasser einkommende Seeschiffe die schwierigen Bänke ungefährdet überschreiten können. Das wären London, Bristol, Rotterdam, Amsterdam, Hamburg ohne die hohen Gezeiten! Und in Havre und Southampton tritt dann noch eine abnorme Ausbildung der Flutkurve höchst vorteilhaft hinzu: in beiden Orten dauert das Hochwasser nicht nur wenige Minuten, sondern 3½ die 4 Stunden an, so daß in Havre ein Dutzend großer Seedampfer während dieser Zeit höchsten Wasserstandes durch

[1]) Durch genügende Ausstattung mit Leuchtfeuern und Seezeichen wäre hier wohl nachzuhelfen, doch liegen nur ältere Aufnahmen (von 1868) dieses ganzen Teiles der Küste vor, welche gegenwärtig bei der großen Beweglichkeit des flachen Schlamm- und Sanddoldens kaum mehr zutreffend sein dürften.

Digitized by Google

die Schleusen gehen kann. Auch der Gezeitenstrom selbst befördert den Verkehr, wie jeder weiß, der in Hamburg auf dem hohen Ufer der Elbe stehend den mit dem Strom einherteilenden Leichterschiffen und Schuten oder den gegen ungünstigen Wind auftretenden Küsten- und Fischerfahrzeugen eine Weile zugesehen hat. Andrerseits aber wird man sich auch erinnern, daß in einem solchen Hafenbilde die Baggermaschine als ein regelmäßiger, wenn auch keineswegs malerischer Charakterzug aufzutreten pflegt, da die ewig und immer wieder sich verschiebenden Bänke und namentlich der Schlickfall nahe der Mündung stetiges Eingreifen des Menschen nötig machen. In den Mündungshäfen höherer Breiten, wie in denen der Ostsee oder im Nordwicer, stört im Winter und Frühling dann noch das Staueis und der Eisgang, während in waldreichen Gegenden, namentlich in den Tropen, treibende Baumstämme eine nicht unerhebliche Gefahr für die Seeschiffahrt, wie im Orinoco, Amazonas, Pará, Congo und in andern Flußmündungen abgeben.

Eine Hauptgefahr aber droht den Mündungshäfen durch die Verlegung des Flußlaufes selber, der gelegentlich wie der Hwangho in weiter Ferne sich eine neue Mündung suchen, oder doch durch eine keineswegs beträchtliche Verschiebung seines Bettes schon eine Mündungsstadt zu einer Binnenstadt, und so einen Großhandelsplatz zu einem kleinstädtischen Gemeinwesen degradieren kann. Wir haben in Deutschland ein solches tragisches Beispiel in der alten Stadt Emden. Im Mittelalter floß die Ems mit einem Bogen von kurzem Radius unmittelbar an der Stadt vorüber: die Seeschiffe konnten vor ihren Thoren ankern. (Vergl. vorstehendes Kärtchen aus Menso Altings Notitia Germaniae Inferioris, Amstelaedami 1697.) Als aber um das Jahr 1277 eine gewaltige Sturmflut den Dollart überschwemmte, da durchschnitt der hoch aufspritzte Fluß die Halbinsel Nesserland und machte diese zur Insel. Die Folge war, daß die Gezeitenströme das nunmehr gerade gelegte Flußbett bevorzugten und die seitwärts gelegene Stromschlinge, das Emdener Fahrwasser, mangelhaft spülten, so daß dort ein fataler Schlickfall die Wassertiefen rasch und stetig verminderte. Emden aber stand damals, im 15. und 16. Jahrhundert, unter den blühendsten und weitsin berühmten Hansastädten voran in erster Reihe, was es dem Vorzuge verdankte, daß die Schiffahrt auf der unteren Ems niemals durch Eis behindert wird; der Tuchhandel nach England und die nordische Fischerei auf Wale und Heringe beschäftigten über 600 große Seeschiffe, und an Unternehmungsgeist und Reichtum übertraf es unzweifelhaft das damalige Hamburg und Bremen. Der noch heute viel bewunderte Rathausbau entstammt dieser verlorenen goldenen Zeit. Als am Ende des 16. Jahrhunderts die Wassertiefen im alten Flußarm den keineswegs hohen Ansprüchen der damaligen Seeschiffahrt nicht mehr genügten, schritten die Emdener zu einer Radikalkur. Sie beschlossen, den alten Zustand vor jener verhängnisvollen Sturmflut von 1277 wieder herzustellen, die Ems einheitlich in das alte Bett zurückzuleiten, die Insel Nesserland wieder zur Halbinsel zu machen. So entstand in den Jahren 1583 bis 1590 das damals weithin berühmte „Neſſmer Höft", die 1000 m langer, von einer doppelten Reihe eichener Pfähle gestützter Damm, der den neuen, geraden Flußarm bei Pogum abschmitt und in der That seinen Zweck erreichte: Die Ems gehörte wieder ganz und ungeteilt den Emdenern. (Vergl. vorstehende Darstellung der Emsmündung aus dem Jahre 1590 nach Lucas Waghenaers Thre-oor dee Zeevaert, Leyden 1592.) Freilich kostete nicht nur der Bau selbst, sondern auch in der Folge seine Unterhaltung alljährlich Bedeutendes; um so verhängnisvoller aber war es für die Emdener, daß sie in den dynastischen Fehden und religiösen Zwistigkeiten, die sie mit den benachbarten Fürsten im Anfang des 17. Jahrhunderts auszukämpfen hatten, wiederholte Verluste erlitten, so daß die Mittel bald nur ungenügend, und zuletzt gar nicht mehr vorhanden waren, das Neſſmer Höft in Stand zu erhalten. Es verfiel rasch und seit dem Jahre 1632 wurde es ganz aufgegeben. Die Folge war, daß der Fluß abermals das geradeaus führende Bett aufsuchte und mehr und mehr vertiefte, während er das alte vor Emden befindliche bald mit seinem Schlick anfüllte. Heute liegt Emden dreiviertel Stunden von der Ems entfernt und ist nur durch einen kümmerlichen Schiffahrtskanal mit ihr verbunden. Nur der alte Deich von Borssum über Emden nach Larrelt mit seinem abhonderlich gekrümmten Zuge (vergl. das Kärtchen) verrät noch heute die ehemalige Ufergrenze der ungetreuen Ems, deren alte Bett kaum mehr in der nun Generationen hindurch verstrichen Marsch wieder zu erkennen ist. In den siemonhundert seitdem gelegenen Jahren Leer und Papenburg verlehren größere Seeschiffe als in Emden. Der durchschnittliche Tonnenraum der in diesen drei Emshäfen verkehrenden Seeschiffe nämlich hat in den letzten Jahren betragen: in Emden 50, in Papenburg 80, in Leer 100 Registertons. Heute ist Emden eine Kleinstadt, während Bremen und Hamburg Welthandelsplätze ersten Ranges geworden sind [1]).

Ein ähnliches Schicksal bestürzte in diesem Jahrhundert einmal vorübergehend noch ein andrer deutscher Hafenplatz, ein ehedem gleichfalls wichtiges Glied der Hansa, dessen Handel nicht minder an die Mündung eines großen Flusses gebunden ist: Danzig. Bis zum 1. Februar 1840 mündete bekanntlich die Weichsel an Danzig vorüberfließend bei Neufahrwasser. An jenem Tage aber war, nachdem eine Eisstopfung unterhalb der Stadt den Fluß gesperrt hatte und ein Bruch der Deiche jede Minute befürchtet wurde, der Strom durch die schmale, über 30 m hohe Düne bei Neufähr hindurchgebrochen. Ein dichter, die ganze Niederung überlagernder Nebel hob sich erst am Abend des 1. Februar und zeigte den in Spannung harrenden Danzigern neben der Sicherheit der unmittelbaren Rettung eine schwere Bedrohung für die Zukunft in Gestalt der neuen Mündung, die, wie sie fürchteten, ihnen nun die Weichsel gänzlich entziehen würde. Bei näherer Überlegung aber erwies sich die so veränderte Situation eigentlich nur vorteilhaft. Die Stadt und der Hafen hatten fortan wenig oder gar nicht von den treibenden Sänden und dem gefürchteten Eisgang des Stromes zu leiden, andrerseits blieben auch mercklich Schlickablagerungen in diesem nunmehr toten Arm des Flusses aus; und wenn die Barre vor Neufahrwasser jetzt minder gut gespült ist, so kann doch im ganzen Schutz der Halbinsel Hela den größten Teil des Jahres hindurch ein Dampfbagger dort arbeiten und das Hindernis nicht übermäßig anwachsen lassen. Seitdem namentlich die neue Mündung an der Trennungsstelle kurz oberhalb Neufähr durch eine Schleuse gegen das alte Bett abgeschlossen ist, sind die Danziger vor Überraschungen durch die Weichsel leidlich geschützt. Hochwasser und Eisgang müssen jetzt den kürzesten Weg durch die neue Mündung bei Neufähr in die Ostsee einschlagen.

Wenn nun auch sämtliche Mündungshäfen mehr oder weniger durch die Launenhaftigkeit der Flußläufe stetigen kleinen Plagen und gelegentlich tragischen Katastrophen ausgesetzt sind, so haben sie doch vor den Häfen der andern Typen einen sehr gewichtigen Vorteil voraus: die Lage an

[1]) Ohne mit den Technikern rechten zu wollen, kann ich doch den Gedanken nicht unterdrücken, daß die Lage des jetzigen Emdener Schiffahrtskanals, fast rechtwinkelig gegen die Hauptbahn der Flutwelle, schlechterdings gewählt ist; eine dem alten Emsbeich mehr folgende, dem tiefen Wasser beim Knock zuströmende Fahrrinne würde zwar länger werden, aber der Flutwelle entgegen sich öffnen und auch den größten Seeschiffen den Zugang ermöglichen. Der gegenwärtige Zustand ist und bleibt hoffnungslos.

Digitized by Google

einer ins Binnenland oft tief hineinführenden Wasserstraße. Was wäre Hamburg ohne den Handel auf der oberen Elbe, Bremen ohne die Seine, Buenos Aires ohne den Laplata, New-Orleans ohne den Mississippi! Aber diese kommerziellen Gesichtspunkte hier weiter zu verfolgen liegt nicht in dem Rahmen unserer Aufgabe, die nur einen Streifzug durch dieses wohl begrenzte und an interessanten Thatsachen reiche Gebiet der Morphologie der Erdoberfläche beabsichtigen konnte. Denn eine erschöpfende Darstellung des Problems durfte nicht wohl an dieser Stelle gegeben werden, da es leicht wäre, über jeden der drei Hafentypen ein ganzes Buch zu schreiben.

Die Pflanzenwelt von Britisch-Beludschistan.

Von Dr. Edmund Goeze.

Über dieses Thema fanden wir in der letzten Nummer des „Linnean Society's Journal" (Botany, vol. XXVIII) eine sehr eingehende und interessante Arbeit[1]), die wenigstens im Auszuge weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient.

Während die im Jahre 1879 an England abgetretenen Distrikte von Sibi und Pishin zuerst als „Assigned Districts of Southern Afghanistan" bezeichnet wurden, nennt man jetzt das ganze zur „Baluchistan Agency" gehörige Land Britisch-Beludschistan, von welchem nur die Bolan- und Quetta-Thäler, für deren Okkupation auch eine Abgabe an den Khan von Kelat gezahlt wird, zum eigentlichen Beludschistan gehören. In diesem Lande nun hielt sich der Hauptverfasser dieser Schrift von 1885 bis 1888 auf und legte in einem etwa 7000 englische Quadratmeilen umfassenden Gebiete botanische Sammlungen an. Andre waren zu gleichen Zwecken früher schon hier thätig gewesen, so Griffith, als er 1839 die militärische Expedition nach Afghanistan begleitete; Dr. Aitchison, welcher 1884 bis 1885 der „Afghan-Delimination-Kommission" beigegeben war, und Dr. Stocks, der 1850 bis 1851 von Sind aus mehrere Ausflüge nach dort unternahm. Herrn Lace war es aber vorbehalten, die Flora dieser Region gründlich zu erforschen und über die dortigen Vegetationsverhältnisse sich genauer zu unterrichten.

Wir haben es hier mit zwei durch eine Wasserscheide getrennten Gebieten zu thun, von welchen das bei weitem kleinere, nach Westen gelegene, von dem Pishin-Lora (Lora ist die lokale Bezeichnung für Fluß) bewässert wird. Das nach Osten sich hinziehende Gebiet wird durch kalkhaltige Hügelreihen und Bergketten in viele Thäler zerlegt und mündet die dort auftretenden Gewässer in den Nari-Fluß, dessen Wassermassen zur künstlichen Bewässerung des Landes ausgebeutet werden, um dann in der Wüste zu verlaufen. Sibi liegt am nördlichen Ende des „Pat", d. h. der Wüste, etwas darüber hinaus zeigen sich die ersten Hügel, machen sich bald 10 000 Fuß hohe Bergketten bemerkbar, zwischen welchen hochgelegene Thäler eingebettet sind. Viele Flußbetten, eine Menge von Wasserlösungen durchziehen das Land, westlich sind solche aber ausgetrocknet oder in Reine Bäche verwandelt, die freilich nach anhaltendem, heftigem Regen zu reißenden Strömen ausarten können. Kreidefelsen wollen vor, die höchsten und ausgedehntesten Höhenzüge sind aus buntem Kalkstein, gelegentlich aus Konglomerat gebildet, im Khwaja-Amran-Höhenzuge dagegen findet sich Schieferthon. Die niedrigeren Hügelreihen werden durch Sandstein und Mergel gekennzeichnet und sind jene bei Khattan, wo Petroleumanellen auftreten, reich an Fossilien. Auch noch anderswo stößt man auf Petroleum, das insbesondere für Eisenbahnarbeiten beim Khojak-Tunnel gebraucht wird, häufig haben aber die Bohrungen wegen der vielen heißen Mineralquellen wieder eingestellt werden müssen. Verschiedenartige Salze sind namentlich dem Pishin-Distrikt eigen, und nach dem Winterregen oder wenn das Land künstlich bewässert wurde, efflorescieren einige auf der Oberfläche. Hier und da findet sich auch Steinkohle in kleinen Lagern und wird bei Khost und bei Gandak gewonnen.

Das Klima von Beludschistan zeichnet sich durch seine Extreme, die plötzlichen Temperaturwechsel aus, ist bei einer Höhe von 3000 Fuß und darüber wesentlich strenger als am Himalaya unter gleichen Höhenverhältnissen. Es dürfte dies wohl zum größten Teil auf die spärliche Pflanzenwelt, die kahlen Hügel und den fast absoluten Mangel an Wäldern zurückgeführt werden. Der Regenfall kann hier, als in der trockenen Zone, nur ein geringer sein, so schwankte derselbe in Quetta von 1878 bis 1888 zwischen acht und neun Zoll, in Pishin war das Quantum ein noch viel kleineres und fällt in Sibi bisweilen nicht einmal ein Zoll Regen im Jahre. Die braunen, dürren Hügel und Ebenen bieten nur im Frühlinge, vom März bis zum Mai, ein frisderes Bild dar, wo die schön gefärbten, wenn auch nur kleinen Blumen unzähliger Pflanzen zur Entwicklung gelangen, gelbe und purpurne Schattierungen in den Vordergrund treten. Ganz besonders reich ist die Familie der Kreuzblütler vertreten, auch Tragantsträucher zeichnen sich durch Artenumfange aus. Höchst charakteristisch sind die vielen stacheligen Gewächse, unter welchen die Korbblütler und Akeragulaceen den ersten Platz einnehmen; selbst angebaute Pflanzen, beispielsweise die gemeine Aprikose, werden stachelig, sobald sie längere Zeit von Dürre zu leiden haben. Die zahlreichen Gräser gehören der Mehrzahl nach zu den einjährigen Arten, welche bei zunehmender Wärme bald verdorren; gute Futtergräser zählen zu den Seltenheiten und ist Andropogon laniger die einzige Art, welche weite Flächen überzieht. In der Nachbarschaft von Sibi zeigt die Pflanzenwuchs manche Übereinstimmung mit dem der Punjab-Ebene und Sinds, hier wie da bilden Prosopis spicigera, Salvadora oleoides, Capparis aphylla auf unbebauten Boden ziemlich dichte Jungles. In den niedrig gelegenen Gegenden machen vorzugsweise Tamarix gallica und T. articulata, denen sich neuerdings eine Pappel, Populus euphratica, zugesellt hat. Ein hübscher Strauch mit fleischiger, scharlachroter Frucht ist Zizyphus nummularia, ein andrer, Calotropis procera, liefert in seinem Holze ein vorzügliches Material für die Schwertscheiden der Eingebornen. Durch massenhafteste Auftreten, hohen Wuchs und reiche Belaubung fällt hier auch Alhagi Camelorum ins Auge und Cassia obovata, von welcher die Sennesblätter des Handels gewonnen werden, gehört zu den gemeinen Kräutern. Aus der Reihe der Salzpflanzen sei auf Haloxylum recurvum hingewiesen, weil sie zur Gewinnung von Soda verwertet wird, während andre Vertreter der Salsolaceen ein treffliches Futter für Kamele abgeben. In Panicum antidotale, dem „Gun" der Eingebornen, lernen wir das wichtigste Futtergras kennen, in Zizyphus Spina-Christi dagegen den einzigen, um die

[1]) A Sketch of the Vegetation of British Baluchistan with Description of New Species. — By J. H. Lace, Deputy Conservator of Forests in India, assisted by W. B. Hemsley, Principal Assistant at the Herbarium, Royal Gardens, Kew.

Digitized by Google

Dörfer herum angepflanzten Baum. — Schlägt man die Hurnai-Eisenbahn-Straße ein, erscheinen die äußeren Hügel fast jeden Pflanzenwuchses entblößt und in den zu beiden Seiten des Nari-Flusses gelegenen Thälern machen sich ebenfalls nur vereinzelte Bäume und Sträucher von dürftigem Aussehen bemerkbar. Zwischen Spintangi und Sunerai wird der Kreuchbaum, Vitex Agnus Castus, beobachtet, mit einer hohen Aristida und Saccharum ciliare zu den charakteristischsten Pflanzenformen der steinigen, trockenen Wasserläufe gehörend. Ein für die Kamele überaus giftiger Oleanderstrauch, Nerium odorum, hat dagegen an den Ufern fließender Gewässer bis zu 6000 Fuß sein Heim aufgeschlagen, und eine mächtige Schlingpflanze, Periploca aphylla, überzieht das umherliegende Geröll in voller Dichtigkeit, liefert den Kamelen Futter, in ihrem Holze den Bewohnern ein mäßiges, aber dennoch höchst willkommenes Brennmaterial. Der Ölbaum, sowie der weiße Maulbeerbaum werden bei Hurnai angepflanzt. Hier singt auch eine Zwergpalme, Nannorrhops Ritchiana, an, Dickichte zu bilden, die bei Sibi zu noch viele Morgen Land für sich allein okkupieren. Alljährlich werden ungeheure Quantitäten ihrer Blätter geschnitten, um Matten, Taue u. s. w. daraus anzufertigen. Selten nur wird hier die Dattelpalme angetroffen. Sobald das 4000 Fuß hoch gelegene Plateau von Shahrag erreicht ist, macht sich ein Wechsel im Klima fühlbar, — die Sommer sind sehr heiß, im Winter fällt aber gelegentlich Schnee, und viele Pflanzen erreichen dort ihre Nordgrenze. Bei 5200 Fuß lenkt die Eisenbahn, nachdem der zwei Meilen lange Chappar-Paß hinter einem liegt, in das Mängi-Thal ein, wo unter manchen andern Pflanzen vereinzelte Büsche unserer gemeinen Brombeere und des Kapperstrauches, Capparis spinosa, sichtbar werden. — Etwa fünf Meilen in nordöstlicher Richtung von Hurnai führt die Militärstraße durch eine der so häufigen Engpässe nach dem Bori-Thal, welches eine wenigstens für Beludschistan überaus artenreiche Pflanzenwelt beherbergt, was wohl in erster Linie dem ergiebigeren Regenfall zuzuschreiben ist, wenn auch über die Regenmenge selbst keine zuverlässigen Berichte vorliegen. Die steilen, den Paß einsäumenden Hügel sind mit Oelbäumen dicht besetzt, auch eine strauchige Form des Mandelbaumes ist ziemlich häufig und insofern bemerkenswert, weil sie Blüten und Blätter zu gleicher Zeit entwickelt. Zeitig im Frühling gehört Prunus eburnea zu den am meisten ins Auge fallenden Sträuchern, dessen fleischrote Blüten mit den silberglänzenden Zweigen prächtig kontrastieren. Unter den Kräutern sei auf Euphorbia oxyodon hingewiesen, deren Milchsaft zum Gewinnen der Milch Verwendung findet. — Nachdem die Torkhäm- und Diklata-Pässe hinter einem liegen, führt die Straße allmählich bis zu 700 Fuß hinan, dann geht es abwärts ins Smalan-Sindhwie-Thal, wo die Myrte in seltener Kraft und Üppigkeit prangt. Dichte, fast 15 Fuß hohe Myrtengebüsche breiten sich über verhältnismäßig weite Flächen aus, sind aber hier und da, wo sie der Kultur Platz machen sollten, bedenklich gelichtet worden. — Das sich direkt nach Nord und Süd hinziehende Quetta-Thal ist bei einer Länge von 15 Meilen in seiner südlichen Hälfte etwa vier Meilen, am nördlichen Ende fast noch einmal so breit und wird gegen Osten hin von Murdär, im Norden vom Takatu-, im Westen vom Chiltan-Höhenzuge begrenzt. Nur am Fuße des letztgenannten wachsen Pistazien in ziemlicher Menge, sonst sind die das Thal einschließenden Hügel alles Baumwuchses beraubt, da es den dortigen Bewohnern an genügendem Brennmaterial fehlt. Dagegen zaubern Kräuter auch den Ordnungen der Cruciferen, Leguminosen, Compositen, Boragineen und Liliaceen einen bunten Frühlingsschmuck hervor. Zahlreiche Obstgärten hat man in der Nähe der Dörfer angelegt, häufig sind dieselben von hohen Lehmmauern eingeschlossen und außerdem noch durch einen Gürtel von Pappeln oder Maulbeerbäumen umringt, um den Aprikosen-, Mandel-, Pfirsich-, Birne und Äpfelbäumen gegen die heftigen Winde Schutz zu bieten. Granatäpfel und Feigen bilden in diesen Gärten das Unterholz, und wird die Weinrebe entweder in tiefen Gräben gezogen oder ihr zum Emporklettern an hohen Bäumen volle Freiheit gelassen. Eine einheimische Frucht von recht feinem Geschmack ist die „Sinjit", Elaeagnus angustifolia, welche aber im Lande selbst sehr geschätzt wird, auch machen die Blätter dieses Baumes im Herbste ein gutes Schaf- und Ziegenfutter aus. Das Klima der Quetta- und Peshin-Thäler eignet sich vorzüglich für den Obstbau, dessenungeachtet wird nur der Aprikosenbaum in größerer Zahl angepflanzt und dienen seine kleinen getrockneten Früchte zum Winterbedarf, auch führt man sie nach Indien aus. Bessere Fruchtsorten wurden neuerdings von England eingeführt, auch haben die dortigen englischen Behörden es sich angelegen sein lassen, die Landstraßen und die freien Plätze in den Ortschaften mit Pappeln, Platanen und Weiden zu bepflanzen. Ein gefällig wachsender Strauch aus der Familie der Korbblütler, Othonnopsis intermedia, der „Gunga" der Eingebornen, trägt wesentlich zur Physiognomie dieses Thales bei, leider wird er wegen seiner sehr giftigen Eigenschaften den Kamelen oft verderblich, doch dient er als Volksmedizin und wird aus seiner Asche ein mit Baumwolle vermengter Zunder angefertigt. — Der Takatu-Höhenzug, dessen höchste Spitze 11 400 Fuß mißt, trennt das Quetta-Thal vom Kalat-Lora- oder Gwäl-Thale, wo der Pflanzenwuchs schon manchen Wechsel zeigt. Im eigentlichen Thale treten namentlich Artemisien und Alhagi Camelorum hervor, letztere das bekannte Kamelfutter liefernd, welches von den Bewohnern im Herbste abgeschnitten und eingekammelt wird, indem sie das dornige Buschwerk zu Haufen tragen, dann zu kleinen Stücken zerschlagen, etwas worfeln und dann für den Winter aufspeichern. Weiter nach Gwäl hin finden sich viele Morgen Land mit Ephedra pachyclada überzogen, stellenweise wird dieser Strauch aber von Schafen und Ziegen derart abgeweidet, daß er nur eine Höhe von etlichen Zoll aufweist. Ein anderer, sehr charakteristischer Strauch hat seinen Standort zwischen Ulgai und Gwäl; von steifem, dornigem Habitus, erreicht Stocksia brahuica eine Höhe von 6 bis 12 Fuß, belaubt sich nur spärlich und entwickelt im April bis Mai einen Reichtum gelber Blumen. Seine erbsengroße Frucht wird in einem aufgeblasenen Sack von glänzend roter Farbe eingeschlossen. — Da es sich hier nur um einen Auszug der Lacelchen Schrift handelt, muß selbstverständlich davon abgesehen werden, in die Vegetationsbilder der hier vorgeführten Länderstriche weiter einzudringen. — Das Peshin-Thal, welches von Osten nach Westen eine durchschnittliche Länge von 36 Meilen und eine Breite von 15 Meilen aufweist, wird von Wasserläufen durchzogen, die von senkrechten, oft 50 bis 80 Fuß hohen Ufern eingeschlossen sind, aber, außer bei Überschwemmungen, nur wenig Wasser enthalten. Zwischen diesen Wasserläufen liegen weite Ebenen, die aber zum großen Teil aus Mangel an Wasser unbebaut sind. Zwei neuerdings fertig gestellte Irrigationssysteme haben jedoch mehrere Tausend Morgen Land unter Kultur gebracht, welche früher nur gelegentlich nach ergiebigem Regenfall verwertet werden konnten. Der größere Teil des Thales wird aber immer auf diesem Grunde oder auch wegen der im Boden auftretenden Salze im unfruchtbaren Zustande verbleiben. Viele dieser Ebenen sind meilenweit mit Büschen von Artemisia und Haloxylon Griffithii bedeckt, deren Buryesträuche als Feuerungsmaterial ausgebeutet werden, im Sommer dagegen werden die laublosen Zweige der Haloxylon vom weidenden Vieh abgenagt. Der Rauch des Artemisienholzes soll den Augen sehr schädlich sein, aus dem Holz der letztgenannten Art wird eine gute

Digitized by Google

Holzkohle gewonnen. Im westlichen Teile des Thales finden sich Tausende von Morgen mit Tamarix gallica bestockt; jedes zweite oder dritte Jahr schlagen die Bewohner diese halb strauch- halb baumartige Vegetation herunter, sei es, um sie zur Feuerung zu benutzen, oder auch Matten daraus anzufertigen, mit welchen die Häuser gedeckt werden. Die jungen Triebe einer Seggenart, welche sich vorzugsweise auf torfigen Plätzen angesiedelt hat, werden von Ziegen und Schafen gern gefressen, später im Jahre fällt diese Carex physodes durch ihre großen aufgeblasenen, braunen Früchte sehr ins Auge. Der im Westen des Pehin-Thals gelegene Khwája Amránbóhenzung wird fast ausschließlich aus Thonschiefer zusammengesetzt. Bäume, wie Pistacia mutica var. cabulica, ziehen sich zu beiden Seiten desselben hin und Prunus eburnea, Caraganen, Cotoneaster ꝛc. bilden ein ziemlich dichtes Unterholz, zwischen welchem buntfarbige Tulpen und mancherlei Kräuter es sich wohl sein lassen. — Die mit Wachholder besetzten, zwischen 7000 bis 10000 Fuß liegenden Vorhöhe begreifen die Gegend um Ziarat herum, den Pil-Höhenzug und jenen in der Nähe von Quetta. Hier tritt Juniperus macrocarpa, der „Obusht“ oder „Appura“ fast als Alleinherrscher auf, wenn es ihm auch durch das erbarmungslose Abschlagen seiner Zweige nur selten gestattet wird, eigentliche Baumhöhe zu erreichen. Diese Zweige müssen als Viehfutter dienen und scheinen Wachholderbeeren einen besonderen Leckerbissen auszumachen. Die niedrigen Sträucher sind in vielen Arten, in unzähligen Exemplaren vertreten, dazwischen treten schöne Liliengewächse auf, die im Frühlinge diesen Gegenden einen besonderen Reiz verleihen. Auch an Gräsern herrscht kein Mangel und mehrere derselben besitzen einen hohen Futterwert, namentlich eine Agropyrumart, von den Eingebornen „Wíja“ genannt, und mehrere Pennisetum- und Stipa-Arten. Ein andres Gras, Melica Jacquemontii, soll dagegen giftige Wirkungen hervorrufen, und werden Kamele, wenn sie von der „Lawanai butaey“ gefressen haben, von einer Lähmung ergriffen, die nicht selten tödlich endigt. Heilkräftige Eigenschaften werden einer Salbeipflanze, der Salvia Hydrangea, zugeschrieben, die sich überdies durch ihre großen, magentafarbigen Blumen empfiehlt. — In der Nähe von Ziarat, etwa 60 Meilen in östlicher Richtung von Quetta, Posen wir endlich auf eigentliche Wälder, die über 200 Quadratmeilen einnehmen und in welchen der Juniperus macroposda obenan steht; Bäume von 20 Fuß im Durchmesser und 70 Fuß Höhe gehören nicht zu den Seltenheiten. Das Holz ist leicht, besitzt wenig Stärke und verbrennt rasch; zu Bauzwecken, namentlich zu Sparren wird es vielfach benutzt. Die ungekehrt dicke Rinde dient zum Dachdecken und auch den Beeren, welche auch gegen Hautkrankheiten empfohlen werden, wird ein — „Doshab“ genanntes Getränk bereitet. Der Baum zeigt ein sehr langsames Wachsthum und wenn er sich auch durch Samen fortpflanzt, gehen die meisten der Sämlinge infolge ungünstiger klimatischer Bedingungen wieder ein. Der Wachsthumsmodus dieses Wachholder ist ein recht eigentümlicher; gewöhnlich vom Boden ab verzweigt, nehmen die unteren, mit Blattabfallen oft dicht bedeckten Zweige an ihren Spitzen eine Richtung nach aufwärts an, und gewinnt es dadurch den Anschein, als ob der alte Baum von einer Menge junger umgeben wäre. In den phantastischen Gestalten treten uns die Stämme häufig entgegen, ihre knorrigen, ineinander verschlungenen Äste sind nach allen Richtungen hin gebrebt, und nehmen sie, nachdem die Hauptäste mehrere Fuß vom Boden abgehauen sind, eine kandelaberartige Form an. Auf dürren, steinigen Hügeln, in trockenen Bachläufen zwischen 4000 bis 7500 Fuß, so beispielsweise bei Gwái, bei Dózan im Bolan-Passe, am Fuße der Ubistáltin- und Maschakat-Höhenzüge u. s. w. ist Pistacia mutica var. cabulica sehr gewöhnlich, wächst geselllig beisammen oder tritt in Zwischenräumen mehr zerstreut auf, bildet aber nie eigentliche Wälder. Der Baum erlangt eine Höhe von 20 bis 25 Fuß, mißt 6 bis 10 Fuß im Umfang und bildet eine weite, runde Krone. Das sehr harte, dunkle, feingeäderte Holz liefert das beste Brennholz des Landes. Jedes dritte Jahr ist der Fruchtertrag dieser Pistazie ein außerordentlich ergiebiger und werden die — „Schnee“ genannten Früchte vom Volke ungemein geschätzt. Der gemeine Ölbaum, welcher sich über noch weitere Flächen ausdehnt als dies bei der Pistazia der Fall ist, wächst ebenfalls geselllig beisammen und herrliche Haine finden sich von ihm namentlich im Zhob-Thale. In einem eigentümlichen Gemisch von Arten tritt uns der Baumwuchs zwischen dem Wámpasse und Hurnai bei einer Meereshöhe von 3500 Fuß entgegen, bildet dort unburchdringliche Jungles, aus welchen Dalbergia Sissoo zumeist sichtbar wird und setzt sich das Unterholz aus mannigfaltigen Sträuchern zusammen. — Nach diesen kurzen Bemerkungen über die Wälder, gehen wir jetzt zu dem Abschnitt der in diesem Lande vorwaltenden Kulturen über. Dazu bieselben seit der englischen Okkupation bedeutend zugenommen, auch mannigfaltiger geworden sind, unterliegt keinem Zweifel, dessenungeachtet läßt sich die Thatsache nicht ableugnen, daß alle Anbauversuche infolge der spärlichen Wasserzufuhr beschränkte bleiben müssen, in vielen Gegenden ist es überdies Sitte, das Land ein oder zwei Jahre brach liegen zu lassen. Weizen, Gerste und einige Hirsearten, namentlich Panicum miliaceum, machen die wichtigsten Getreidearten aus, von Hurnai bis Durgai wird auch ziemlich viel Reis angebaut, in den höhergelegenen Thälern trifft man aber fast nur Gerste an, deren Ertrag ganz und gar vom Regenfall abhängig ist. Bei Quetta herum gedeibt Mais vortrefflich und wird eine sehr zwergige Form dieses Korns, welche einen wesentlichen Bestand der Volksnahrung ausmacht, noch zwischen 5000 und 9000 Fuß angetroffen. Wo die Felder gut bewässert und reichlich gedüngt werden, gewinnt man von der Luzerne äußerst ergiebige Ernten; hier und da kommt auch der Anbau der Baumwollenstaude in Betracht und gelegentlich zeigen sich einige, mit ölhaltigen Samen bestellte Flächen. Zu Färbezwecken schenkt man der Krapp-Pflanze in etlichen Lokalitäten Beachtung. Viele Varietäten von Melonen, Wassermelonen und andren Früchten mehr lassen in Quantität und Qualität saft nichts zu wünschen übrig. Eins der wichtigsten Desiderate für Belubschistan bleibt das Futter, da Gräser im größeren Teile des Landes nur spärlich angetroffen werden, das Vieh hauptsächlich auf das Stroh der Cerealien angewiesen ist. Um hierin Wandel zu schaffen, wurde kürzlich eine Futterfarm auf einem Terrain angelegt, welches mit einem der Irrigationssysteme im Pehin-Thale in direkter Verbindung steht, doch infolge der klimatischen Bedingungen dürfte diese Anlage erst mit der Zeit nutzbringend werden.

Unter den einheimischen, zur Nahrung benutzten Pflanzen sei, soweit solche nicht bereits erwähnt worden, auf folgende hingewiesen: Die jungen Blätter von Kremurus aurantiacus, Lepidium Draba und Chenopodium Botrys dienen als Gemüse, auch die Zwiebeln einiger Tulpenarten und einer Schwertlilie, Iris Stocksii, werden gegessen, desgleichen die frischen Wurzelstöcke von Trogopogon graeile und Scorzonera mollis. Oliven werden hauptsächlich als Medikament verspeist, dagegen machen die Früchte respektive Samen von Prunus eburnea, Berberis vulgaris, Berchemia lineata, Sageretia Brandrethiana und jene von Astragalus purpurescens, „Palez“ genannt, ein eigentliches Nahrungsmittel aus. In gewissen Jahren wird eine Art von Manna auf Cotoneaster nummularia gesammelt, dessen Früchte, wie die von Salvadora oleoides gegessen werden. Auf den höheren Bergländschaften wird Kümmelsamen in großen Massen eingesammelt.

Digitized by Google

Die Zahl der medizinisch wichtigen Pflanzen ist eine ziemlich große, so werden beispielsweise gegen Fieber Salvia Hydrangea, S. spinosa, Thymus Serpyllum, Iphiena persica und Peganum Harmala empfohlen, Tanacetum gracile und Euphorbia Heyneana gelten als kräftige Abführmittel und gegen rheumatische Affektionen wird ein Aufguß von Othonopsis intermedia und Rhanya stricta verordnet. Auch für die Veterinärheilkunde liefert die Pflanzenwelt Heilschätzung wirksame Mittel; wenn wir damit abschließen, dürfte auch hier dem Verfasser, Herrn Luce, für seine eingehenden Untersuchungen der dortigen Vegetationsverhältnisse ein Anerkennungstribut gezollt werden.

Der unterseeische Vulkanherd von Pantellaria.

Mitteilung von G. E. Fritzsche in Rom.

Im Jahre 1831 erhob sich unerwartet eine vulkanische Insel aus dem Meere zwischen Sizilien und Pantellaria, welche von den Neapolitanern, zu Ehren des bourbonischen Königs Ferdinand, „Ferdinandea“ benannt wurde. Jedoch so unvermutet wie die Insel entstanden war, so unversehens verschwand sie auch wieder nach wenigen Monaten. Zu Ende des Jahres 1881 wurde Pantellaria von einem Erdbeben erschüttert, und eine neue Insel wurde auf der Meeresoberfläche sichtbar, einige Tage hindurch konnte ein Rauch- und Aschenregen beobachtet werden, doch wieder nach wenigen Wochen war auch diese Insel verschwunden. Die Herbstmonate dieses Jahres haben uns mit den Anzeichen einer vermehrten vulkanischen Thätigkeit in Sizilien wieder und zum drittenmal in diesem Jahrhundert die merkwürdige Insel aus dem Meeresgrunde heraufgezaubert, doch auch diesmal nur für kurze Zeit.

Am 18. Oktober 1891 erhob sich die Meeresfläche fast genau 3 km westlich von Stadt und Insel Pantellaria zu hohen Wasserbergen, Rauchsäulen brachen sich Luft und es bildete sich in Nord-Süd-Erstreckung eine schwimmende Ascheninsel von beinahe Kilometerlänge, durchwühlt von Steinausbrüchen und Rauchblasen. Der rührige Direktor des Italienischen Meteorologischen Zentralbureaus, Prof. P. Tacchini in Rom, beordete sofort den Prof. Riccò, Vorsteher des meteorologischen Observatoriums in Catania, sich auf einem bereitwilligst vom Marine-Ministerium zur Verfügung gestellten Torpedoboote nach Pantellaria einzuschiffen. Derselbe gelangte rechtzeitig auf den Schauplatz des unterirdischen Vulkanausbruches, und von den aus den Wassern emporgeschleuderten Auswurfsbomben, die zum Teil in der Luft zerplatzten, ist sogar ein Matrose der Besatzung noch gefährlich verwundet worden. Prof. Riccò hat vom Schiffe aus mehrere Photographieen bei merkwürdigen Phänomens aufnehmen können, welche dem Berichte desselben beigegeben werden sollen, der in kürzester Zeit in den Annalen des Meteorologischen Zentralbüreaus erscheinen wird, im Verein mit den Nachrichten über die Erdscheuerscheinungen, welche diese Eruption begleiteten. Inzwischen verdanken wir der Liebenswürdigkeit des Prof. Tacchini die Mitteilung, daß nach Aufhören der vulkanischen Thätigkeit auf dem Meeresgrunde auch die Ausbruchserscheinungen bereits ihr Ende erreicht haben, und nur noch eine große Anzahl schwimmender Auswurfsmassen sichtbar ist. Die Tiefemessungen ergaben, daß der unterseeische Krater mehrere Hundert Meter unter dem Meeresspiegel gelegen ist. Die Insel Pantellaria hat sich auf der der Eruption zugewandten Seite sichtlich gehoben, sowie schon eine analoge Hebung auch bereits im vorigen Jahre beobachtet worden ist.

Aus allen Erdteilen.

— Die Konfessionen und die Ausländer in Berlin. Vor kurzem sind die „einstweiligen Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dezember 1890 in der Stadt Berlin“ erschienen, denen wir die nachstehenden wichtigen Zahlen entnehmen:

Berlin zählt 1 356 648 Evangelische, 135 031 Katholiken und 79 296 Juden, wobei zu beachten ist, daß gegenüber der durchschnittlichen Bevölkerungszunahme Berlins um 20 Proz. die Zunahme nach Konfessionen sich folgendermaßen verteilt: Bei den Evangelischen um 18,4 Proz., bei den Katholiken um 36,1 Proz., bei den Juden um 23,2 Proz. Es kommen auf 1000 Einwohner 859 Evangelische, 86 Katholiken und 50 Juden. Im Vergleich zu 1880 giebt das auf 1000 Einwohner 2 Juden und 15 Katholiken mehr als vor 10 Jahren. Die Katholiken wohnen am dichtesten in der Gegend der katholischen Hedwigskirche, die Juden in sämtlichen Stadtgegenden, in denen der Handel überwiegt (Spandauer Viertel [östlicher Teil], westlicher Teil des Stralauer Viertels und Alt-Berlin), am seltensten sind sie in den östlichen Arbeitervierteln.

Für die Mischehen innerhalb der Hauptkonfessionsgruppen ergeben sich folgende Zahlen: Evangelisch-römisch-katholisch 26 083, evangelisch-jüdisch 1175, römisch katholisch-jüdisch 118. 42 Personen haben an, sie seien Atheisten. Die Zahl der geborenen Berliner betrug 306 308 männliche und 336 325 weibliche Personen, gegenüber 453 315 männlichen und 482 846 weiblichen außerhalb Gebornen.

Ausländer giebt es in Berlin 17 865, darunter 7295 Österreicher, 920 Ungarn, 2416 Russen, 1462 Nordamerikaner, 1173 Engländer, 397 Franzosen. Etwas anders gestaltet sich das Verhältnis der Fremden, wenn man die Sprache zum Maßstab nimmt. Danach reden 526 niederdeutsch, 1067 dänisch, 551 schwedisch, 2251 englisch, 1084 französisch, 589 italienisch. Der größte Teil der Fremdsprachigen aber gehört der slawischen Sprachgruppe an, im ganzen 18 245 Personen, von denen 15 857 polnisch reden. Der Konfession nach verteilen sich die Fremdsprachigen hauptsächlich auf die Nichtevangelischen; 15 707, also fast $^9/_{10}$ sind Katholiken, 2576 Juden, deren Anteil am größten unter denen mit angeblich rumänischer Muttersprache ist (62 Proz.), dann unter denen mit angeblich russischer (48,5 Proz.) oder magyarischer (40 Proz.) oder türkischer (30 Proz.) Muttersprache.

— Über die Gletscher des Kaukasus bringen die Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde folgende Mitteilung nach den Forschungen des Russen Dinnik. Ihrem allgemeinen Charakter nach nehmen die Gebirge des Kaukasus die Mitte zwischen den Gebirgen Zentralasiens und Zentraleuropas ein, wobei die östliche Hälfte des Kaukasus mehr an Asien, die westliche mehr an Europa erinnert. Der Hauptkamm des Gebirges erstreckt sich in einer Ausdehnung von 1500 km, von welchen nur 300 km mit ewigem Schnee bedeckt sind. Die ersten Gletscher im Westen liegen auf dem Oschtengipfel. Zwischen ihm und den Quellen des Maruch finden sich nur wenige und kleine Gletscher. Der Gletscher von Maruch ist der erste große im Westen. Die größten Gletscher finden sich auch auf dem Hauptkamme, zwischen dem Elbrus und dem Abai-Choch einschließlich. Im Osten vom Abai-Choch und bis zum Kaspischen Meere giebt es auf

Digitized by Google

dem Hauptkamme fast keine Gletscher. Die größten Gletscher des Hauptkammes gruppieren sich nicht um den Elbrus und Kasbek, sondern in den Gebirgslandschaften von Bisiug, Balkarien und Digorien. Auf dem Südabhange liegen die großen Gletscher (wenig erforscht) in Swanetien, diejenigen mittlerer Größe jedoch an den Quellflüssen des Rion. Die Grenzlinie des ewigen Schnees liegt im Kaukasus etwa 1500 m hoch. Nur ein Gletscher, der Karagom, geht bis unter 1800 m herab, nicht weniger als fünf bis unter 2100 m. Tiefer als die andern gehen die in Digorien, dann in Swanetien, Ossetien und im Bezirk Naltschik. Der größte Gletscher des Kaukasus ist der von Bisiugi; er ist 18 km lang; dann folgen der Dychsy und der Karagom.

Nach dem Umfange und der Größe der Gletscher steht der Kaukasus hinter dem Himalaja, Karakorum und den Alpen zurück; er übertrifft aber die übrigen Gebirge Europas und Asiens. Die Oberflächengröße des bedeutendsten Kaukasusgletschers steht kaum derjenigen des größten Alpengletschers nach.

Zu Ende der vierziger Jahre sind die Kaukasusgletscher größer geworden, während in den sechziger Jahren der umgekehrte Prozeß stattfand, der sich bis in die achtziger Jahre fortsetzte. Die Gletscher der Eiszeit haben im Kaukasus sehr viele Spuren zurückgelassen. Sie haben bis zu etwa 600 m über dem Meeresspiegel hinabgereicht und sind bis in die Ebenen gedrungen, haben sich aber hier nicht ausgebreitet.

— Zur Kennzeichnung der Deutschen. Fr. Pecht schreibt in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (9. Nov.) folgende zutreffende Ansicht über unser Volk: „Das Kleinliche Wesen, das nun einmal ein ebenso unverlierbarer Charakterzug ist als die in allzu großer Genußsenftigkeit wurzelnde Neigung zur Pedanterie, und eine gewisse Vorliebe für das Häßliche wie auch Harte und Eckige, welche derselben Quelle entspringt, stoßen den Fremden immer bei uns ab. Wenigstens bis er merkt, daß jene Kleinlichkeit mit der Wärme und Tiefe des deutschen Gemüts eng zusammenhängt, wie die Pedanterie mit jener angeborenen Ehrlichkeit, in der wir auch heute noch allen Nationen der Welt überlegen sind, wie in der Gerechtigkeit. Nicht minder stört aber auch eine gewisse, mit unserer einstigen Armut zusammenhängende Genügsamkeit, die wie Knauserei aussieht." Vieles ist da besser geworden, zumal seit wir ein einiges und wohlhabendes Volk geworden sind. Wer oft in der Fremde reist, kann aber noch immer bemerken, wie der Deutsche äußerlich in seinem Auftreten nicht immer den vorteilhaftesten Eindruck macht. Der Württemberger Paulus hat das einmal in bezug auf die Deutschen in den Museen Italiens in folgende Verse gefaßt:

Wer mit stillverzücktem Ahnen
Vor den Bildern sich bescheidet,
Ist vom Stamme der Germanen
Und ist meistens schlecht gekleidet.

— Ein semitisches Museum ist in Verbindung mit der Harvard Universität in Massachusetts errichtet worden. Ein reicher New Yorker Jude spendete 10 000 Dollars für die ersten Anfänge des Museums, welches alles in sich vereinigen soll, was Bezug auf Kultur und Religion der Semiten hat. Professor Lyon bereiste Europa und kaufte hier jüdische Altertümer, beträchtliche Manuskripte, babylonische, assyrische und phönikische Inschriften und Kunstwerke in Originalen oder Abgüssen zusammen. Die Eröffnung fand am 13. Mai dieses Jahres statt und der Präsident Elliot meinte in seiner Einweihungsrede folgendes: „Die Universität ist entzückt bei dem Gedanken, daß durch das Judentum die Kultivierung, Verfeinerung, Eindrucksfähigkeit überall hin verpflanzt wird, wo immer eine Nation Gelegenheit hat, Juden zu ihren Mitbürgern zu zählen." Die Allgemeine Zeitung des Judentums, der wir dieses entnehmen, berichtet auch darüber, daß das Museum sehr reich an Photographieen, syrischen, arabischen und hebräischen Manuskripten ist und eine schöne Sammlung von alten Grabsteinen aus Kairo mit kufischen Inschriften besitzt.

— Der Völkergedanke im Ornament. Wenn Schmecker und Liebhaber auf dem Gebiete der Völkerkunde darüber in Staunen geraten, daß an zwei weit voneinander getrennten Orten bei ganz verschiedenen Völkern genau dasselbe Ornament, dieselbe Zeichnung auftaucht, so sind sie auch rasch mit der Folgerung bei der Hand, daß die beiden Völker einander nahe verwandt seien und aus der „Urheimat" jenes Ornament mitgebracht haben. Oder die billige Entlehnungstheorie wird aufgestellt, und nicht zum wenigsten den Amerikanern gegenüber, die ihre Verzierungen und vieles andre der Alten Welt entlehnt haben sollen. Wie? Wann? Auf welchem Wege? — das macht jenen ethnographischen Schmeckern wenig Sorge.

Es ist nun erfreulich, zu sehen, wie ein Mann, der zugleich Künstler, mit seiner Kenntnis der Ornamente vertraut und Völkerkundiger ist, nämlich Prof. Alois Raimund Hein, in einer vorzüglichen Schrift: „Mäander, Kreuze, Hakenkreuze und urmotivische Wirbelornamente in Amerika" (Wien, Hölder, 1891), eingehend an der Hand zahlreicher Beispiele und Abbildungen zeigt, daß es bei dem Vorkommen der genannten Ornamente in Amerika sich nirgends um Entlehnung handelt, sondern, daß sie selbständig aus dem Geiste des Volkes heraus in der Neuen Welt entstanden sind nach dem Gesetze des Völkergedankens, der dort wie in der Alten Welt gleich thätig ist. „Der Mäander, das Zinnenband, das Zickzackband und die verschieden gestalteten Kreuz- und Hakenkreusformen gehören zu den häufigsten Erscheinungen der prähistorischen Ornamentik und man kann das Auftreten eben derselben Typen in der Verzierungskunst der Naturvölker unmöglich als ein Spiel des Zufalls betrachten. Der primitive Detor ruht überall, wo die auf das Ästhetische gerichteten Bestrebungen sich aus elementaren Anfängen zu entwickeln beginnen, auf verwandten Voraussetzungen. Gleicherweise wie das Verlangen nach Schmuck und künstlerischer Betätigung sich schon mit den ersten Regungen der Kultur im Leben der Völker als eine unabweisliche Naturnotwendigkeit äußert, wird auch die Übereinstimmung in den frühesten Schöpfungen, welche dem Kunsttriebe ihre Entstehung verdanken, auf die Organisation des menschlichen Geistes zurückgeführt werden müssen."

— Mounduudsgrabungen in Ohio und Indiana, die Prof. Putnam ausführte, haben eine solche Menge von Feuersteingeräten zu Tage gefördert, wie sie ähnlich noch niemals vorgekommen sind. Man könnte da von einem vorkolumbischen Zeughause reden. In einem Mound bei Anderson Station in Indiana sind allein 7232 Speerspitzen und Messer aus Feuerstein ausgegraben worden. Sie lagen einen Fuß dick übereinander auf einem Raum von etwa 30 Fuß Länge.

— Die Höhe des Montblanc wird neuerdings in italienischen alpinen Schriften zu nur 4807 m angegeben. Die Franzosen behalten jedoch die älteren Cote von 4810 m bei. Erstere Zahl ist wahrscheinlich die von den italienischen Mappeurs berechnete Cote.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27.

Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LX. Nr. 23.

Globus.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Über einige Hochzeitsbräuche.

Von Dr. Alb. Herm. Post.

Je tiefer der Mensch in die Schöpfungen des Volksgeistes eindringt, desto gewaltiger wirken sie auf ihn zurück. Mit unheimlicher Sicherheit treten überall die Marksteine des Menschenthums hervor, umrankt von einer tropischen Fülle seltsamster Schlingpflanzen, welche das Auge stets aufs neue durch ihren ungemessenen Formen- und Farbenreichthum bezaubern. Der gewaltige Rahmen des Allgemeinmenschlichen zeigt uns überall die durch die Natur gezogenen Grenzen unseres Lebens und Wesens, und innerhalb desselben sehen wir eine überschwängliche Bethätigung eigenartiger Volks- und Stammesbildung, welche bis zur Originalität des einzelnen Individuums hinabsteigt. Dies Bild ist überall dasselbe, wohin wir im Völkerleben auch unsre Blicke richten. Es tritt aufs klarste auch hervor im Gebiet der Hochzeitsbräuche.

Die Hochzeitsbräuche, soweit sie charakteristische Formen annehmen und nicht in bloßen Schmausereien und Festlichkeiten bestehen, symbolisieren das ehrliche Leben in seiner Entstehung und in seinem Bestande, und es hat der Volksgeist in dieser Beziehung alle harten und alle zarten Seiten dieses Verhältnisses in üppigster Fülle zur Darstellung gebracht.

Das umfangreichste und über die ganze Erde noch heute verbreitete Gebiet der Hochzeitsbräuche stellen die Raubzeremonien dar, welche die auf bestimmten Kulturstufen bei allen Völkern der Erde vorkommende Entstehung der Ehe durch Raub der Braut seitens des Freiers symbolisieren. Bald sind es mehr oder minder ernstliche Scheingefechte, welche zwischen den Geschlechtern der Braut und des Bräutigams ausgefochten werden, bald widersetzt sich die Braut dem Bräutigam und er muß ihr Widerstreben durch Gewalt brechen: er muß sie mit den Armen oder auf dem Rücken fortschleppen, und kann er ihr Widerstreben nicht brechen, so verliert er wohl sein Anrecht auf sie. Oder die Braut entflieht vor ihm zu Pferde oder zu Schiff und er muß sie einholen. Sie versteckt sich vor ihm im Walde: findet er sie nicht, so muß er von der Werbung abstehen. Oder es wird dem Bräutigam bei der Hochzeit der Zugang durch die Verwandten der Braut oder andre Personen versperrt, so daß er sich denselben oft durch Geschenke erkaufen muß. Oder es werden ihm auf dem Wege zur Braut allerhand Hindernisse bereitet, die er beseitigen muß. Diese Bräuche sind so allgemein verbreitet und bekannt, daß hierauf ebenso wenig eingegangen zu werden braucht, wie auf die bekannte Symbolik der Kaufehe.

Es giebt aber auch sonst noch eine Menge symbolischer Hochzeitsgebräuche, welche allgemeinere Völkergedanken widerspiegeln.

Viele Hochzeitsgebräuche symbolisieren die häusliche Gemeinschaft der Ehegatten. Namentlich ist es ein ganz universeller Brauch, daß die Ehegatten aus einer Schüssel essen und aus einem Gefäße trinken. Er erstreckt sich von Madagaskar bis über alle Inseln des malaiischen Archipels [1], von Neuguinea [2] bis zu den Fidschi-Inseln. Er findet sich in Indien [3] so gut wie in Thüringen und im Erzgebirge [4] und bei Indianervölkern [5]. Wie bei den Tagbanuas auf der Insel Palawan (Philippinen) sich die Brautleute bei der Hochzeit gegenseitig eine aus Reis hergestellte Kugel in den Mund stopfen [6], so wird bei den Tamulen auf Ceylon Reis unter den Brautleuten geteilt [7], und wie die Brautleute bei den Chinesen aus einem Glase oder Becher trinken [8], so trinken sie in Japan neunmal abwechselnd aus der Saketschale [9], so trinken sie auf den Manahiti-Inseln aus einer Kokosnuß [10] und bei den Samojeden verspeisen sie gemeinsam einige Fleischstücke [11].

Andre Hochzeitsbräuche symbolisieren die Vereinigung der Ehegatten. So ist es sehr gebräuchlich, daß die Kleider der Brautleute zusammengebunden, -geknotet, -geflecht oder -genäht werden. So namentlich im indischen Völkergebiete [12]. Oft wird auch ein Kleidungsstück über beide geworfen. So bei vielen Völkern des malaiischen Archipels, z. B. bei den Niasern, den Batak auf Sumatra, in Palembang, bei den Dajaks, den Makassaren und Buginesen, aber auch im indischen Völkergebiete, z. B. bei den Bhillalas und in Deccan, bei den Ehewsuren im Kaukasus und bei den Finnen und Esthen [13]. Oft werden auch die Brautleute mit einem Faden umwunden oder es werden ihnen Schnüre und Zweige um die Handknöchel gewunden [14].

Digitized by Google

Häufig werden als Symbol der Vereinigung die Hände der Brautleute zusammengelegt, wie bei der dextrarum junctio der Römer, Griechen und Inder, welche sich bei vielen Stämmen Indiens noch heute findet [11]), aber auch ebenso bei den Papuas von Neuguinea [16]), den Orang Benua von Malakka, den Niasern und Timoresen und auf Tahiti [17]). Es werden auch die kleinen Finger eingehakt, z. B. bei indischen Stämmen [18]), oder bei den Endenesen von Flores [19]), oder es werden die kleinen Finger mit einem Faden verknüpft, wie bei den Kandiern auf Ceylon [20]).

Auch die Symbolik des Ringaustausches, welcher sich bei den Germanen und Slawen, aber auch in Ost im Himalaja [21]) und in Gurgaon im Pendschab [22]) findet, scheint hierher zu gehören. In Dekkan greifen beide Teile in einen Reisnapf und holen einen Ring herauf [23]).

Sehr viel derber ist das Zusammenstoßen der Köpfe der Brautleute, wie es sich auf Nias, im Babar-Archipel, bei den Dajaks, den Orang-Lom [24]) und in Sindh in der Provinz Bombay [25]) findet.

Auch die zur Herstellung einer künstlichen Verwandtschaft vielfach verwandte Blutmischung findet sich als Hochzeitszeremonie. Bei indischen Stämmen ritzen sich die Brautleute blutig, und bestreichen sich mit dem Blute oder statt dessen mit Rötel [26]) und auch bei den Papuas von Neuguinea ritzen sich dieselben gegenseitig an der Stirn [27]).

Andre Hochzeitsbräuche symbolisieren die geschlechtliche Seite der Ehe. Dahin gehört namentlich das symbolische Beilager, bei welchem die Brautleute sich bekleidet vor den Hochzeitsgästen auf das hochzeitliche Lager legen, wie es sich beispielsweise bei den Germanen, den Südslawen, den Bucharen, den Jakuten findet [28]). Andre Bräuche geben dem Wunsche nach Fruchtbarkeit der Ehe Ausdruck [29]). Es wird z. B. bei den Niasern, den Indern, Finnen und Esthen der Braut ein Kind oder ein Knabe auf den Schoß gesetzt, damit sie fruchtbar werde oder Knaben gebäre [30]). Demselben Wunsche wird Ausdruck gegeben und zugleich die Einwirkung böser Geister abgehalten dadurch, daß die Brautleute mit Korn bestreut werden, wie bei den Juden und vielerwärts noch heutzutage in Deutschland, Frankreich, Siebenbürgen, England, Schottland, Sizilien, Korsika, Polen und Rußland, oder mit Reis, wie vielfach auf Sumatra, z. B. in den Nanandsitrikten, in Kikim, bei den Menangkabaujchen Malaien, den Karo-Karo, bei Dajakkümmen auf Borneo, auf Ambon und den Uliasen, bei den Makassaren und Bugineſen, den Sundanesen [31]), dann wieder bei indischen Stämmen in Dekkan [32]) und in der Provinz Bombay [33]).

Andre Hochzeitsbräuche symbolisieren den Übergang der Braut in die Familie und in die Mundschaft des Mannes. Sie finden sich nur bei vaterrechtlicher Familienorganisation, bei welcher die Frau durch die Heirat aus ihrer Familie austritt und in die Hausgenossenschaft ihres Mannes übergeht. Die alten geschlechterrechtlichen Hausgenossenschaften sind nicht bloß wirtschaftliche und rechtliche Gemeinschaften, sondern namentlich auch religiöse, durch einen gemeinsamen Ahnenkult zusammengehaltene. Die Frau wird daher in die Sakralgemeinschaft des Hauses des Mannes aufgenommen. Es wird das heilige Herdfeuer angezündet, welches sie mit ihrem Ehemanne umwandelt, mit den berühmten sieben Schritten (saptapadi) des indischen Rechtes, welche überall in Indien, auch bei den Urvölkern, in unzähligen Formen variiert werden [34]), aber auch noch heutzutage bei den Osseten und Tschawen im Kaukasus, bei denen bei dieser Gelegenheit auch die Ehegatten zusammen Brot und Honig essen, welche die Mutter des Mannes anbietet [35]), wie sie ebenso bei den alten Griechen und Römern gemeinsam den Opferkuchen verzehrten [36]). Gänzlich universell ist die feierliche Überführung der Braut in das Haus des Bräutigams. Sie findet sich nicht bloß im griechischen, römischen und indischen Rechte [37]), sondern auch bei vielen Völkern Afrikas [38]), bei den Turkestanen [39]) und in China [40]).

Der Übergang des mundschaftlichen Rechtes auf den Ehemann findet ebenfalls einen oft sehr energischen Ausdruck. Bei den Peuthje und den Somali versetzt der Bräutigam der Braut symbolisch Schläge; bei den Barea, Kunama und Bogos schreitet er über die am Boden liegende Braut weg [41]). Bei den polyandrisch lebenden Todas in Indien wird der Braut in das Haus ihrer künftigen Ehemänner gebracht, wo sie sich niederbeugt, damit ihr jene der Reihe nach zuerst den rechten und dann den linken Fuß auf ihren Kopf setzen [42]). In Deutschland [43]) und bei den Esthen tritt der Bräutigam die Braut auf den Fuß; ebenso bei den Mundas und Uraons in Bengalen [44]) und nach Leo Africanus auch bei den Marokkanern [45]). Bei den Redjangern auf Sumatra deutet der Bräutigam mit seinem großen Zeh denjenigen der Braut zum Zeichen der Besitznahme, und in Lampong legt er sein linkes Knie über die beiden Knie der Braut [46]).

Ein andrer seltsamer Gedanke ist der, daß der Mann nicht heiraten darf, ehe er nicht einen Menschen umgebracht, einen Kopf geschnellt hat [47]). Zum Teil handelt es sich dabei um Schädelverehrung [48]), zum Teil um eine Opferidee, indem man den Geistern ein andres Leben opfert, um das eigene zu erhalten. Aus demselben Gedanken opfert man bei Hochzeiten auch einen Teil des eigenen Körpers, namentlich das Haar oder einen Finger [49]). Auch das Zahnausbrechen, später das Zahnabfeilen als Hochzeitsbrauch [50]) gehört in diesen Ideenkreis. Das Haarabschneiden findet sich beispielsweise als Hochzeitsbrauch bei den Javanern [51]), das Ausbrechen von Zähnen auf Lugano [52]), das Zahnabfeilen bei den Notinesen, im Riouw-Lingga-Archipel, auf Bali, in Bengkulen und Padang, auf den Aru-Inseln, in der Luang-Dermata-Gruppe, auf Leti, Moa und Lakor [53]). Es ist möglich, daß in diese Gruppe von Vorstellungen auch die Tötung eines Jagdtieres vor der Hochzeit gehört. Die Kanjukuns von Alaska glauben, daß derjenige kein Kind bekommt, der nicht vorher ein Rotwild getötet hat, und bei den Betschuanen und Kaffern muß derjenige, welcher heiraten will, vorab ein Rhinozeros getötet haben [54]). Unsern modernen Anschauungen liegt es allerdings näher, in einer Waffenthat eines Mannes einen Beweis von Mut und ein Zeichen erreichter Männlichkeit zu erblicken und scheint auch dieser Gedanke hier und dort in der That vorzukommen. Er lehnt sich dann an die Standhaftigkeitsproben an, mit denen vielfach die volle Mannesreife und damit auch die Heiratsfähigkeit sich verknüpft.

Dies werden so ziemlich diejenigen Hochzeitsbräuche sein, welche eine universellere Bedeutung haben.

Zum Schlusse möge hier noch eine ganz seltsame Gruppe von Hochzeitsbräuchen erwähnt werden, welche anscheinend lediglich Indien zum Vaterlande haben, und welche uns durch die vortrefflichen Arbeiten Kohlers über die indischen Gewohnheitsrechte bekannt geworden sind. Es sind dies die symbolischen Verheiratungen mit Bäumen, Pflanzen, Tieren oder leblosen Gegenständen. Es finden diese Ehen da statt, wo eine einzugehende Ehe nach strenger Sitte als unerlaubt gilt. Es entsteht dann aus einer solchen Ehe Unglück und dieses Unglück wird auf den Gegenstand, mit welchem die Scheinehe eingegangen wird, abgeleitet. Bei manchen Völkern ist es Sitte, daß die jüngere Tochter nicht vor der älteren heiraten darf. Will daher in Südindien die zweite Tochter heiraten, ehe die erste geheiratet hat, so hat letztere einen Baumzweig zu heiraten. Eine andre Anschauung geht dahin, daß die individuelle Ehe etwas Sittenwidriges sei; daher geht bei den Kurmis in Manbhum der wirklichen Ehe eine

Digitized by Google

Ehe mit einem Baume voran [33]). Anderswo verstößt eine mehrmalige Wiederverheiratung gegen die Sitte. Daher muß in Kamaon, wer eine dritte Frau heiratet, vorab eine Scheinehe mit einer Arkapflanze vornehmen [34]) und bei den Namoehis in Puna heiratet die Frau, die in eine vierte Ehe treten will, zuerst einen Hahn [37]). Tanzmädchen, welche sich der Prostitution ergeben wollen, verheiraten sich mit einem Gotte oder mit einem Mädchen, das als Mann verkleidet ist (Shes-Ehe [38]) oder mit einem Bambus [39]). In Kamaon im Himalaja vermählt sich derjenige, der sich aus irgend einem Grunde nicht verheiraten kann, mit einem irdenen Gefäße, so daß der Hals des Knaben oder des Mädchens mit dem Hals des Gefäßes zusammengebunden wird [40]). Wahrscheinlich liegt hier die Anschauung zu Grunde, daß jeder unbedingt verheiratet werden muß. Bei den Kadva Kambis in Baroda, bei denen nur alle 10 bis 12 Jahre geheiratet werden kann und nur Wittwenehen immer möglich sind, heiratet ein Mädchen, welches zu der betreffenden Zeit keinen Mann bekommt, einen Blumenstrauß. Stellt derselbe, so ist sie Wittwe [41])

[1]) Wilken, plechtigheden en gebruiken bij verlovingen en huwelijken bij de volken van den indischen Arch. 1889, p. 88. 94—105.
[2]) Kohler in der Zeitschr. f. vergl. Rsw. VII, S. 372.
[3]) Bidar, Bengalen, Kohler a. a. O. VIII, S. 91, IX, S. 329, 330.
[4]) Wuttke, Deutscher Volksaberglaube, S. 560.
[5]) S. meine Studien zur Entwicklungsgesch. d. Familienrechts, S. 235.
[6]) Blumentritt, Globus, Bd. 59, S. 168.
[7]) Kohler, Rechtsvergl. Studien, S. 217.
[8]) Tooslitz, the social life of the Chinese I, p. 85—87.
[9]) Weiwert in den Mitt. der Deutsch. Gesellsch. für Natur- u. Völkerkunde Ostasiens in Tokio, Heft 43, Bd. V, 1890, S. 98.
[10]) Turner, Samoa, p. 276.
[11]) p. Stenin im Globus, Bd. 60, S. 172.
[12]) Kohler in der Zeitschr. f. vergl. Rsw. III, S. 347, VII, S. 234; VIII, S. 91, 113; IX, S. 329; X, S. 110.
[13]) Wilken, l. c., p. 106, 107; Kohler in der Zeitschr. f. vergl. Rsw. VIII, S. 87, 113.
[14]) Indische Stämme, Kohler a. a. O. X, S. 110.
[15]) Ceremonie Hattomela bei den Zainas, Kohler a. a. O. VIII, S. 103; Pamariahana bei vielen Stämmen in Bombay, Kohler a. a. O. X, S. 107.
[16]) Kohler a. a. O. VII, S. 372.
[17]) Wilken, l. c., p. 108.
[18]) Kohler in der Zeitschr. f. vergl. Rsw. III, S. 347; IX, S. 329.
[19]) Wilken, l. c., p. 109.
[20]) Kohler, Rechtsvergl. Studien, S. 231.
[21]) S. meine Studien zur Entwickelungsgesch. des Familienrechts, S. 236.
[22]) Kohler in der Zeitschr. f. vergl. Rsw. VII, S. 282.
[23]) Kohler a. a. O. VIII, S. 113.
[24]) Wilken, l. c., p. 110, 111.
[25]) Kohler a. a. O. X, S. 109.
[26]) Kohler in der Zeitschr. f. vergl. Rsw. IX, S. 330.
[27]) Kohler a. a. O. VII, S. 372.
[28]) S. meine Schriften: Anfänge der Staats- u. Rechtsl., S. 45. Bausteine I, S. 128. Studien zur Entwickelungsgesch. des Familienrechts, S. 236.
[29]) Makassaren, Batak; Wilken, l. c., p. 115.
[30]) Wilken, l. c., p. 114.
[31]) Wilken, l. c., p. 115—118.
[32]) Kohler in der Zeitschr. f. vergl. Rsw. VIII, S. 113.
[33]) Kohler a. a. O. X, S. 105 ff.
[34]) Kohler, Zeitschr. f. vergl. Rsw. VIII, S. 91; Pendschab bei. VII, S. 234; Jainas bei. VIII, S. 103; Dekkan bei. VIII, S. 113; Bengalen bei. IX, S. 328; Bombay bei. X, S. 108, 109.
[35]) Kovalevsky, tableau des orig. et de l'évolution de la famille et de la propriété. Skrifter utgivna af Lorénska stiftelsen Nr. 2, Stockholm 1890, p. 43.
[36]) Fustel de Coulanges, la cité antique 1880, p. 45, 46.
[37]) S. meine Grundlagen des Rechts., S. 239, 241.
[38]) S. meine Afrik. Jurispr. I, S. 388; Grundlagen, S. 240.
[39]) S. meine Grundlagen, S. 240.
[40]) Kohler in der Zeitschr. f. vergl. Rsw. VI, S. 366.
[41]) S. meine Afrik. Jurispr. I, S. 391.
[42]) Müller, Allg. Ethnographie 1873, S. 422.
[43]) Weinhold, Deutsche Frauen im Mittelalter I, S. 372.
[44]) Kohler in der Zeitschr. für vergl. Rsw. IX, S. 331.
[45]) Bäckel, Deutsche Volkslieder aus Oberhessen Einl., S. XLVI.
[46]) Wilken, l. c. p. 113.
[47]) Vergl. darüber meine Schriften: Anfänge der Staats- und Rechtsl., S. 73; Grundlagen, S. 258 u. 1.; Studien z. Entwickl. des Familienrechts, S. 252; Wilken, l. c., p. 128, 129.
[48]) Wilken, Iets over de schedelvereering by de volk. v. d. Ind. Arch. Bijdr. tot de T. L. en Volkenkunde v. Nederl. Indië, 5 Volgr. IV, p. 88 sq.
[49]) Wilken, Über das Haaropfer und einige andre Bräuche bei den Völkern Indonesiens, S. 68—71.
[50]) Wilken, Iets over de mutilatie der tanden bij de volken v. den Ind. Arch. Bijdr. tot de T. L. en Volk. v. Nederl. Indië, 5 Volgr. III, p. 486 sq.
[51]) Wilken, plechtigh. en gebr., p. 130.
[52]) Wilken, l. c., p. 134.
[53]) Wilken, l. c., p. 133, 134.
[54]) Westermarck, the history of human marriage 1889, p. 24, 25.
[55]) Kohler in der Zeitschr. f. vergl. Rsw. IX, S. 331.
[56]) Kohler, Zeitschr. f. vergl. Rsw. IX, S. 331, 332.
[57]) Kohler a. a. O. X, S. 120.
[58]) Kohler a. a. O. X, S. 120, 121.
[59]) Kohler a. a. O. IX, S. 331 (Bagra in Bengalen).
[60]) Kohler a. a. O. IX, S. 331.
[61]) Kohler a. a. O. X, S. 120.

Handel und Wandel in Nam-dinh (Tongking).

Die Lebensader Tonglings, der Songka oder der Rote Fluß, teilt sich bald nach seinem Eintritt in die Ebene unterhalb der Stadt Sontay in zwei größere Arme, die, immer südöstlich gerichtet, fast parallel nebeneinander herlaufen. Der nördliche und bei weitem stärkere behält bis zur Mündung den alten Namen bei, während der kleinere südliche als Lach-bay in den Karten verzeichnet ist. An ihm liegt Nin-binh und das christliche Kese, berühmt durch seine prächtige Kathedrale, die den Ort schon von ferne als den Hauptposten der katholischen Mission in Tongking kenntlich macht. Der monumentale Bau erhebt sich von einer Anhöhe über die niedrigen Strohhütten des benachbarten Dorfes wie über die ungleich größeren Häuser der Station. Man blickt erstaunt zu dem stattlichen Werke empor, das der Bischof von Tongking, Monseigneur Puginier, ganz allein nach selbsterdachten Plänen mit seinen annamitischen Christen aus einem festen, marmorartigen Kalkstein aufgeführt hat [1]). Ringsumher grünen ausgedehnte Reisfelder, sämtlich Eigentum des bekehrten Landvolkes, dessen Weiler und Gehöfte zahlreich in der fruchtbaren Ackerfläche zerstreut liegen.

An das songkinesische Delta fällt bei Day-Cau noch der tiefe und kräftige Thai-binh, der sich, je weiter thalab, gleich dem Roten Flusse selbst, in eine Menge von Seitenarmen und Kanälen auflöst, die wieder mit den Ästelungen des

[1]) Vergl. Dr. Harquard, Trente mois au Tonkin in Tour du Monde 1890, T. I, p. 116.

Digitized by Google

Songka in vielfältiger Verbindung ſtehen. Wo die natürlichen Waſſerwege nicht hinreichen, hat die arbeitſame Bevölkerung längſt für künſtliche Aushilfe geſorgt, ſo z. B. in dem 55 km langen „Stromſchnellenkanal“ [1]), der von der Hauptſtadt Hanoi direkt zum Thai-binh durchgelegt iſt. Eine ähnliche Schöpfung begegnet uns für das untere Delta in dem Bambuskanal zwiſchen Hong-yen, Phu-ninh-giang und dem wichtigen Haiphong. Aus dem Songka zum Lach-bay laufen die Kanäle von Phuly und von Nam-dinh, der erſtere nördlich, der andre ſüdlich, um die Erzeugniſſe der blühenden Provinz Ninh-binh möglichſt ſchnell nach den großen Handelsſtädten fortleiten zu können.

Der Kanal von Nam-dinh iſt für Kanonenboote und Seebarken ſchiffbar. Der Ort, deſſen Namen er trägt, ſteht auf dem weſtlichen, d. h. dem Lande zugekehrten Ufer und nur wenige Kilometer vom Roten Fluſſe entfernt. Die Häuſer ſcharen ſich um eine Hauptſtraße, die am Kanal entlang zieht und gelegentlich von ſchmalen Quergaſſen unter rechtem Winkel geſchnitten wird. Dem Fremden repräſentiert ſich Nam-dinh beim erſten Anblick recht einladend. Die Gebäude ſind meiſt in Backſtein aufgemauert und mit Ziegeln gedeckt; den Kanal beleben Hunderte von Fahrzeugen aller Art, von der ſchweren Dſchunke bis hinab zum flinken, leichten annamitiſchen Sampan oder den eigentümlichen Rohrſchiffchen, die uns in Ermangelung der Fährboote binnen kürzeſter Friſt von einem Ufer zum andern befördern. Alle ſind mit Wimpeln und bunten Flaggen geſchmückt, während die Inſaſſen, alſo die Eigner und Führer,

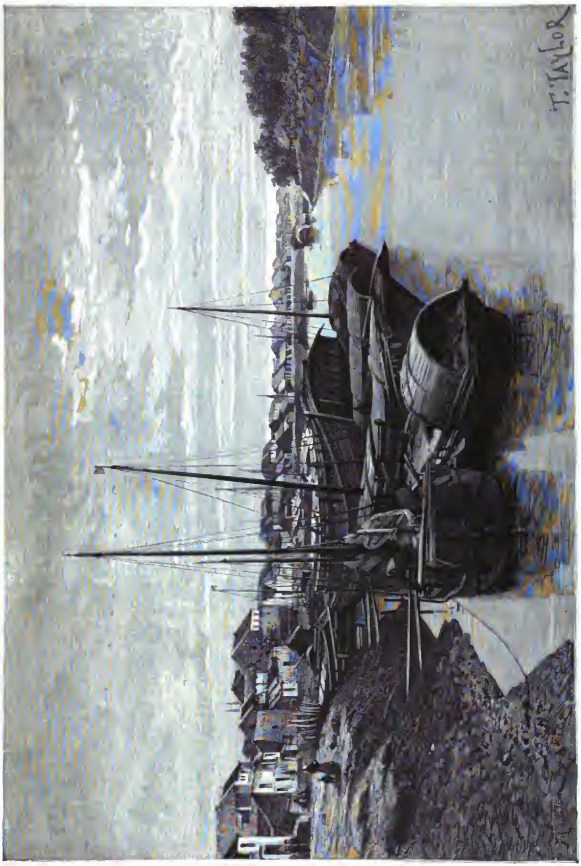
Die katholiſche Kathedrale in Keſo (Tongking). Nach einer Photographie.

deſto weniger auf Kleidung ſehen und oft halbnackt vor jedermanns Augen auf ihrem Schiffe umherlungern oder ſchlafen. Aus den Quais drängt ſich eine geſchäftige Menge; denn Nam-dinh, das allein ſchon 40 000 Einwohner zählt, treibt mit Annam und dem ſüdlichen China einen beträchtlichen Handel in Reis und Seidenzeugen. Das Geſchäft liegt hier, wie in Hanoi und Haiphong, ausſchließlich in chineſiſchen Händen. Das Heer ſonnverbrannter Kulis, die wir am Kanal trotz der drückenden Hitze ſo emſig arbeiten ſehen, ſteht im Dienſte der „Hummiſchen“. Zierlich gezopfte Kommis mit Schirm und Fächer, mit ſeidenen Röcken, geſtickten Hoſen und leichten Babuſchen überwachen die Kulis und geben Acht, daß die Reisſäcke und Baumwollenballen ja recht praktiſch und ſicher in die Dſchunken verſtaut werden.

Die wenigen europäiſchen Kaufleute, falls ſolche wirklich am Orte ſind, ſchienen verwundert dem regen Treiben zu; ſie ſind trotz aller Bemühungen nicht imſtande, mit den geriebenen Chineſen in Konkurrieren; er kommt ihnen überall zuvor. Anfänglich erzielten zwar die weißen Händler in Tongking recht gute Erfolge; aber, ſiehe da, bald wurden neben ihren Magazinen chineſiſche Läden eröffnet, in denen man ſcheinbar dieſelben Waren zu fabelhaft billigen Preiſen haben konnte, alles natürlich entweder gefälſcht oder ſchlecht. Die franzöſiſchen Häuſer, einer derartigen Konkurrenz nicht gewärtig, ſahen ſich in kurzem gezwungen, ihre Hallen zu ſchließen, und damit kam nun auch für Tongking die Chineſenfrage in Fluß. Die Klagen der Geſchädigten reigerten ſich, je länger, deſto mehr; es fehlte ſelbſt nicht an Beſchwerden über die Regierung, daß ſie die Chineſen durch Zulaſſung bei den Subniſſionen unterſtütze. In weiten

[1]) Vergl. die Karte im „Globus“, Bd. LVII, S. 261.

Digitized by Google



Ansicht von Nam-dinh (Tongking). Nach einer Photographie.

Digitized by Google

Kreisen verlangte man geradezu eine Austreibung der Zopfträger oder mindestens eine Sperre, wie sie in Australien üblich ist.

Aber nicht bloß Europäer fühlen die chinesische Konkurrenz; das schlimmste ist, daß der Kleinhandel Tongkings ganz in die Gewalt der Fremden geraten ist, und diese deuten die Eingebornen rücksichtslos aus. Das Geld, das der genügsame, immer fleißige, aber ebenso unsittliche und betrügerische Chinese zusammenscharrt, bleibt nicht im Lande, sondern wandert mit ihm, wenn er sich reich genug glaubt, nach der alten Heimat fort. Dabei brüsten sich die Zopfigen den Annamiten gegenüber gern als die bevorzugte Rasse, nennen sich stolz die „älteren Brüder“ jener und betonen es immer wieder, daß die südlichen Völker ihre Sitten und Gebräuche, ihre Bildung, Wissenschaft und Tracht aus China entlehnt haben. In der That ist der „Himmlische“ geistig, geschäftlich und körperlich seinen Nachbarn auf der Halbinsel viel überlegen, und deshalb erweisen ihm diese eine für den Europäer kaum verständliche Hochachtung. Die französische Regierung hat lange gezögert, ehe sie sich entschloß, ihre annamitischen Tirailleure gegen die Chinesen ins Feuer zu schicken; man besorgte nicht umsonst, daß die Truppe vor dem fast abergläubisch gefürchteten Feinde verzagen würde und erprobte es zunächst mit kleineren Abteilungen, und erst, als diese sich bewährt, wurden stärkere Massen auf den tonkinesischen Kriegsschauplatz geführt.

Chinesische Handlungsgebilden in Nam-dinh. Nach einer Photographie.

Die französische Regierung hat mit den chinesischen Kaufleuten einen schwierigen Stand; sie muß ihnen wohl oder übel manches zu gute halten, wie sie nämlich die vielgewandten Herren nur zu oft braucht, hauptsächlich, wenn es sich um die Beschaffung von Lebensmitteln für militärische Unternehmungen handelt. Die Proviantierung ist in Tongking von jeher sehr beschwerlich gewesen, da das Land kein Getreide, keinen Wein, kein nach unsern Begriffen schlachtbares Rindvieh und gar keine Schafe erzeugt. Sämtliche Versuche, die Schafzucht einzuführen, sind bis jetzt fehlgeschlagen, wahrscheinlich, weil das feuchte Klima und der ewig nasse Boden den Tieren nicht zusagt. Europäische Zufuhren können bei der gewaltigen Entfernung niemals diesen Mangel ersetzen; vornehmlich bleibt der Bedarf an frischem Fleisch und Gemüse völlig ungedeckt.

Dem in der Fremde üblichen Brauche entsprechend, bilden die Chinesen in Tongking mehrere Gilden oder Verbindungen, die einem gemeinsamen Vorsteher gehorchen. Mit ihren Landsleuten umher, ganz gleich in welcher Gegend sie wohnen, unterhalten sie die genauesten Beziehungen, wissen sich über alles zu informieren und demgemäß ihre Geschäfte zu regeln.

Nam-dinh besitzt wie jede tongkinesische Stadt, eine umfangreiche Citadelle, früher ein tüchtiges Werk von mehreren Kilometern Seitenlänge, jetzt aber wüst und verfallen, so daß für die hier einquartierten französischen Truppen besondere Bambushütten aufgeschlagen werden mußten. In der königlichen Pagode residiert der General mit seinem Stabe, weniger vor allerlei Ungeziefer, als vor den boshaften Luftgeistern geschützt! Denn die Vormauer der Pagode wird gerade in der Front von einem wandschiermorigen Aufsatze überhöht, der mit allerlei Gemälden und Skulpturen geschmückt ist. Da die tückischen Kobolde stets nur in gerader Linie sich bewegen dürfen, so ist es ihnen nicht möglich, durch die Thüren und Fenster eines derart verwahrten Gebäudes einzudringen, und die Menschen haben keinerlei Teufelsstreiche zu befürchten. Sonst muß man sich vor diesen Unholden wohl in acht nehmen; denn sie können dem harmlosen Wanderer mancherlei Schaden zufügen; vor allem trachten sie danach, das Gleichgewicht zwischen „Warm und Kalt“ im Körper zu stören, worauf allein die Gesundheit beruht. Die annamitische Heilkunde stützt sich hauptsächlich auf die Lehre von diesen beiden Prinzipien, dem kalten und dem warmen, und die Aufgabe des Arztes ist es, bei Krankheiten für die Wiederherstellung des Gleichgewichtes Sorge zu tragen. Dazu dient in erster Linie eine angemessene Diät, weil manche Speisen nur das warme, andre wieder das kalte Prinzip verstärken. So behauptete ein einheimischer Arzt-alay gegen den Oberstabsarzt Dr. Hocquard, die Ursache der häufigen Krankheitsfälle bei den Franzosen sei einzig ihre verkehrte Ernährung; sie äßen zuviel Rindfleisch und „erhitzten“ sich damit über die Maßen.

Die annamitischen Ärzte schöpfen ihre Weisheit aus chinesischen Quellen, zunächst aus dem Buche Y-hoc, worin die Arten und Erkennungszeichen der Krankheiten, sowie die Verschiedenheit der Temperamente behandelt sind; dann aus dem berühmten Ban-thao oder der großen Pflanzentafel, die in allen Ländern des äußersten Ostens das höchste Ansehen genießt. Das Werk enthält eine Fülle von Rezepten und giebt Nachricht von den Wirkungen und der Präparation der Arzneispflanzen.

Digitized by Google

Die Mehrzahl der gebräuchlichen Medikamente kommt gleich fertig aus China; nur die annamitischen Hausmittel greifen mit Vorliebe zu Landesprodukten. Aber, ganz wie bei uns, stehen diese Altweiberrezepte bei den nach chinesischem Muster gebildeten Ärzten in schlechtem Ruf; man lacht über sie und hält sich streng an die teuren importierten Drogen. Natürlich ist der Verbrauch an solchen und demgemäß ihre Einfuhr aus dem himmlischen Reiche sehr stark. Alljährlich werden mehrere hunderttausend Francs an die bezopften Importeure gezahlt. Der Apotheker oder Drogist, fast durchweg ein Chinese, ist in jedem Orte eine angesehene Person. Die Fächer seines Ladens füllen dickbauchige Gefäße der verschiedensten Art und Größe, alle sorgfältig etikettiert und vollgestopft mit wundersichen Pillen, Pomaden und Salben. Auch gefährliche Gifte werden frei an jedermann verkauft, und sicher giebt es auch hier jene sonderbaren Mittel, von denen Professor Blumentritt erzählt[1]). Eins derselben ist imstande, den Menschen beinahe sofort aufzublähen, während ein andres die Schwellung ebenso rasch wieder hebt. Im Hintergrunde des Ladens steht der Altar des „Schutzheiligen der Medizin“, bei Lebzeiten ein chinesischer Hippokrates, der sich durch seine Kuren, wie durch sein ärztliches Wissen und seine Entdeckungen die

Drogen-Handlung in Nam-dinh. Nach einer Photographie.

Dankbarkeit der Nachwelt errungen hat. Pharmaceuten und Ärzte feiern sein Andenken zu gewissen Tagen des Jahres durch Gebete und Opfer und verehren in ihm den Vater der chinesischen Heilkunst.

Neben den reichen Apotheken haben oft die annamitischen Spezereihändler ihren bescheidenen Stand. Unser Bild zeigt einen solchen mit seinem ganzen buntscheckigen Kehricht. Die getrockneten Blätter sind in Bündel gerollt, die Wurzeln in dünne Scheiben geschnitten, die Mineralien, die Körner, die Früchte stehen in geräumigen Rohrkörben bis auf die Straße hinaus zum Verkauf. Annam und Tongking erzeugen eine Menge drogistisch verwertbarer Pflanzen, die ölreichen Erdnüsse, den Betel, den Indigo, Cunao, Kardamomen, Tabak, Zuckerrohr, Sesam, Rizinus, Gummigutt, Kautschuk, Pfeffer, Zimmet, Mohn (Opium) und Sternanis. In den Bergwäldern gedeiht ein Heer der nützlichsten Bäume, teils berühmt wegen ihres prachtvollen Holzes, teils wegen ihres harzreichen Saftes oder ihrer ätherischen Öle[2]).

Vielleicht interessiert es, wenn wir von den beiden wichtigsten Farbkräutern Indochinas, vom Indigo und vom Cunao zum Schluß noch einige Worte sagen. Der erstere wird hauptsächlich in Kambodscha und in Tongking gezogen, allerdings nirgends in bedeutender Menge, auch ist der erzeugte Farbstoff meist so ungenügend zubereitet, daß er sich für den Export nach dem Auslande nicht eignet. Die Annamiten bedienen sich dieses Indigos zum Färben ihrer selbstgewebten oder aus Borderindien oder Europa eingeführten Baumwollenzeuge. In Kambodscha sind bereits

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. LVII, S. 99, Die Chinesen Manilas.

[2]) De Lanessan, L'Indo-Chine française, Paris 1889, Cap. IV, état de l'agriculture dans l'Indo-Chine française, p. 265—306.

Digitized by Google

Anläufe zur Verbesserung der Indigokultur gemacht, jedoch ohne rechten Erfolg, und obendrein ist Indigo gegen früher sehr im Preise gesunken. — Ungleich stärker wird der unscheinbare Cunao angepflanzt, ein Knollengewächs, das besonders in den Wäldern der Provinzen Nghe-anh und Than-hoa zu Hause ist und den zur Werktagskleidung üblichen geringeren Stoffen ihre unschöne braune Färbung verleiht. Je nachdem die eine oder die andre Seite der

Junge Kohlenhändler in Nam-dinh. Nach einer Photographie.

Gewänder während des Färbens dem Sonnenlichte ausgesetzt wird, bringt man eine hellere oder dunklere Tönung hervor. Auf dem röthlichen Lehmboden der Reisfelder oder an den schokoladebraunen Flüssen sind die Annamiten in ihren vom Regen verwaschenen, von der Sonne verbrannten, weiten Röcken kaum von dem gleichfarbigen Gelände zu unterscheiden [1]).

H. Seidel.

[1]) A. J. Gouin, Le costume annamite, im Bulletin de la Société de Géographie de Paris 1891. Heft 2, Seite 245 und 246.

Die „Gleichheit“ der Menschen im Lichte der Wissenschaft.

Von Friedrich v. Hellwald.

II. (Schluß.)

Wenn von Überlegenheit unter Menschen gesprochen wird, so kann der Maßstab dafür wohl nur in den Geisteskräften und in der Gesittung gesucht werden. Eine genaue Betrachtung lehrt nun, daß alle Menschen oder alle Gruppen von Menschen sich mehr oder weniger einem der vier großen Geistestypen einreihen oder anglichern lassen, die ich sogleich kennzeichnen will.

Der erste dieser Typen ist jener der Geistesfürsten, der Entdecker neuer Wahrheiten, der Erfinder, der Pioniere, welche der Menschheit durch das Gebiet des Unbekannten hindurch neue Bahnen eröffnen und sie auf diesen mit sich fortreißen. Kühn und unruhig, mit zum mindesten mittlerem Verstande begabt, fühlt ein Mensch dieses Schlages sich nicht heimisch auf den ausgetretenen Pfaden, worin die Alltäglichkeit sich gefällt und auf denen er bloß aus Notwendigkeit verweilt. Er sieht neue Forschungen, Gedanken und Erfindungen, und hängt ihnen auch sofort mit Eifer an. Induktiv findet er deren praktische Seite heraus, bemüht er sich, dieselben zu verwirklichen und wenn er kann, bringt er sein Leben mit beständigen Neuschöpfungen zu. Alles, was da neu ist, nicht in der Form, sondern im Wesen, alles was das Antlitz der Zivilisation verändert und einen plötzlichen Ruck nach vorwärts verursacht, verdanken wir solchen forschenden Geistern, und die gesamte Entwickelung der Gesellschaft ist ihr Werk. Diese Menschen sind selten, meist zwingen die Umstände sie mit untergeordneten Dingen sich zu befassen, und die geringe Anzahl derer, welche durchdringen, ist weit entfernt, die ganze Summe von Diensten zu leisten, die sie leisten könnte. Diese Unternehmenden sind übrigens keineswegs alle sogenannte Genies, aber die Menschen von wahrem Genie zeigen insgesamt, und zwar im höchsten Grade den geschilderten Typus.

Der zweite ist jener der verständigen und geistreichen Leute ohne eigenen Schaffenstrieb, welche die Gedanken und Erfindungen der ersteren vernehmen, beschreiben, bearbeiten und vervollkommnen. Menschen dieser Art gelangen, indem sie den Dingen neue Gestaltungen verleihen, zu Ergebnissen, welche mitunter über deren Wert täuschen, und oft muß man genau zusehen, um zu bemerken, daß sie bloß ausgearbeitet haben, ohne das Material zu schaffen. Der erste und dieser zweite Typus ergänzen sich. Erstere treten mit ihren Entdeckungen gewöhnlich zu ungelegener Zeit hervor, die anderen können also bloß auf Grund der fremden Entdeckungen arbeiten.

Der dritte Typus umfaßt wenig, mittelmäßig oder auch sehr begabte Menschen, welche indes ein gemeinsamer Charakter-

Digitized by Google

zug vereinigt. Galton nennt ihn treffend den „Herdengeist“. Leuten dieser Denkweise ist jede nicht landläufige Idee, jede neue Erfindung, jede neue Wahrheit ein Gegenstand des Mißtrauens oder des Spottes. Dringt aber der neue Gedanke, die Erfindung durch, so ergreifen sie hartnäckig deren Verteidigung gegen die Förderer weiterer Fortschritte. Sind solche Menschen verständig, so zeigen sie sich mehr denn alle anderen der Belehrung zugänglich. Ohne eigene Gedanken und unfähig, solche zu ergeugen, eignen sie sich desto leichter jene andrer an. Alles, was man sie lehrt, prägt sich ihrem Geiste mit Leichtigkeit und auch so tief ein, daß es bald unmöglich wird, etwas daran zu ändern. Nicht nur sind sie unfähig, die erworbenen Ideen zu verarbeiten und daraus scheinbar neue Verbindungen zu gestalten, sondern jede Neuerung, welche man ihnen vorschlägt, verursacht ihnen ein moralisches Unbehagen. In der festen Überzeugung, daß sie im Besitze der offiziellen Wahrheit sind und das letzte Wort der Vollkommenheit darstellen, setzen sie jeglichem Fortschritte den Widerstand entgegen, welcher unter allen der gefährlichste ist: die Unthätigkeit der Massen. In den Köpfen dieses Schlages wächst die Trägheit mit abnehmendem Verstande, so daß bei den untersten und zahlreichsten Individuen unbedingte Gleichgültigkeit an Stelle des hartnäckigen aber bedachten Widerstandes tritt.

Der vierte Geistestypus, zugleich der niedrigste von allen, ist endlich unfähig, nicht bloß zu gruppieren und zu schaffen, zu entdecken und zu kombinieren, sondern sogar durch Erziehung das bescheidenste Maß von Gesittung zu erwerben.

Es liegt auf der Hand, daß die Menschen, wie sie leben, nicht alle genau in diese vier Kategorien untergebracht werden können. Diese Typen stellen vielmehr gewissermaßen bloß die Mittelpunkte von Gruppierungen dar, von welchen jeder einzelne mehr oder weniger entfernt steht. So wenig wie in der übrigen Natur giebt es unter den Menschen scharfe Grenzen, abgeschlossene Gruppen. Übergänge sind überall mannigfach vorhanden. Man errät jedoch, daß was die Übertragernheit einer Rasse oder eines Volkes bedingt, eben im Besitze einer mehr oder weniger großen Verhältniszahl von Menschen der ersten und zweiten Kategorie beruht. Die anderen Typen kommen erst in zweiter Reihe in Betracht, denn die geistige Physiognomie eines Volkes verkörpert sich bloß in einer geringen Anzahl von Individuen.

Ein Beispiel soll dies veranschaulichen. Ich wähle zuerst England. Dort wird unser erster Typus etwa durch ein paar hundert Köpfe vertreten sein, worunter einige von anerkanntem Genie, viele von unbestrittenem Talent und auch viele, deren wirklicher Wert keine Gelegenheit gefunden hat, sich geltend zu machen. Der zweite Typus wird gewiß mehrere Hunderttausende umfassen, die nach Millionen zählende Masse dem dritten Typus angehören und der vierte endlich eine oder auch ein paar Millionen begreifen. Wir werden demnach sagen: Die Bevölkerung Englands steht sehr hoch. Damit ist offenbar nicht ausgedrückt, daß jeder Brite ein überlegener Mensch sei, im Vergleiche zu irgend welchem Deutschen, Franzosen, Chinesen oder Brasilianer. Nein! Jeder Engländer, wie hoch immer auch sein Wert sein möge, wird gewiß leichtlich seinesgleichen oder sogar einen höheren auf einem andern Punkte der Erde treffen. Ferner ist damit auch nicht gemeint, daß die Mehrzahl der Engländer überlegene Menschen sind und Mittelmäßigkeit oder schlimmer bei ihnen die Ausnahme bilde. In der Wirklichkeit sind der Tüchtigen, der Eugenen, eine verschwindende Minderheit in dem großen Meere der Massen, aber ihre Zahl ist immer noch beträchtlicher als durchschnittlich bei andern Völkern und — was schwer ins Gewicht fällt — zugleich schon mit den unteren Schichten durch eine impofante und dichte Gruppe andrer verbunden, welche sie verstehen und ihnen nachahmen, während die Massen selbst, vom Beispiele angespornt, in die offene Bahn geschleudert werden. In einem Eisenbahnzuge besitzt bloß die Lokomotive eigene Bewegung. Hinter ihr folgt eine lange Reihe an sich träger Wagen, welche durch ihr Gewicht, ihre Reibung zum Teil die Kraft der Maschine abnutzen und deren Lauf verlangsamen. Nichtsdestoweniger wollen die trägen Wagen eben so rasch wie die Lokomotive. Der ihnen mitgeteilten Bewegung herauhe, würden sie sofort stehen bleiben. Stände jedoch die Lokomotive plötzlich still, so würde die von den Wagen erworbene Kraft sie noch einen Augenblick vorwärtsschieben. Dies das Bild eines überlegenen Volkes: die Lokomotive muß die Wagen ziehen können, und je kräftiger die Maschine, desto leichter, desto schneller rollt der Zug.

Betrachten wir nun einmal im Vergleiche dazu ein andres Land, z. B. Mexiko. Dort glänzt unser erster Typus durch völlige Abwesenheit, der zweite ist viel weniger vertreten als in England, der vierte, unterste, umfaßt aber ein Drittel oder ein Viertel der Gesamtbevölkerung. Wir werden daher dem Volke Mexikos nur geringe Tüchtigkeit beimessen. Bei einem Negervolke, das man zu zivilisieren versucht hat, bei den Schwarzen Haytis, ist die zweite unserer Kategorieen gar kaum vertreten, und die vierte strebt die dritte zu übersitzeln. Sein Wert ist also noch geringer als jener der Mexikaner. Wenden wir uns endlich zur ganz tief stehenden Gruppe der Feuerländer, Australier, Buschmänner und ähnlicher Stämme, so gehört fast deren Gesamtheit zum vierten Typus und die daraus hervorgehenden Menschen können höchstens auf ein bescheidenes Plätzchen innerhalb unsrer dritten Kategorie Anspruch erheben. Darunter giebt es nichts mehr, außer die Tierheit.

Die eingangs erwähnten anthropologischen Forschungen haben nun sowohl für die Vergangenheit als auch noch für die Gegenwart die ausgedehnte Verbreitung eines Schlages blonder, d. h. hellhäutiger, langköpfiger Menschen ergeben, welche den Kurzköpfen und Brünetten sich als überlegen erwiesen. Fast alle großen Männer der Geschichte waren von diesem Schlage, sogar dann, wenn sie Völkern von ganz andern Körpertypus entsprossen. Allem Anscheine nach bildeten die blonden Langköpfe die leitenden Klassen in Ägypten, namentlich auch in Chaldäa, dann in Assyrien. Für Persien und Indien ist die Sache fast sicher, während ihre Rolle in der hellenisch-römischen Zivilisation keinem Zweifel unterliegt. Und sogar in unsern Tagen steht die Abstufung der Kulturnationen in ziemlich genauem Verhältnisse zu der Menge blonder, langköpfiger Elemente, welche an der Zusammensetzung ihrer leitenden Klasse beteiligt ist. Ich habe nun nichts dagegen, wenn man anthropologisch diese blonden Langköpfe als eine besondere Rasse, und zwar als die vornehmste, auffassen und wegen ihres Vorherrschens in unserm Erdteile die europäische nennen will, möchte es aber, weil sinnverwirrend, vermeiden, auf sie den Namen Arier zu übertragen, wie eine Reihe von Forschern thut.

Nächst ihr darf man wohl als die tüchtigste die semitische Rasse bezeichnen, insbesondere den Zweig der europäischen Juden, welche eine gelungene Kreuzung mit den blonden Langköpfen darzustellen scheinen. Ihnen folgen die Mittelländer und namentlich deren Vettern und Nachbarn, die alten Kuschiten, die Begründer der babylonisch-assyrischen Gesittung. Damit ist aber die Liste der aktiven, der thätigen Rassen geschlossen; den ganzen Rest der übrigen Menschheit darf man kühnlich unter die passiven Rassen verweisen.

Durch sehr langwierige und mühevolle statistische Untersuchungen über Herkunft und Geburtsort der großen Männer Europas in den letzten Jahrhunderten ward nun ermittelt, daß dieselben auf einem Raume sich zusammendrängen, dessen

Digitized by Google

Achse eine von Edinburgh in Schottland ausgehende und in der Schweiz endende ideale Linie wäre. Minder deutlich läßt sich eine andre Achse erkennen, welche etwas unterhalb der Seinemündung beginnt und in gebrochener Linie nach dem Baltischen Meere läuft, indem sie bei Paris die erste Achse schneidet. Die Verbreitung des Genies in Europa stellt sich auf der Landkarte wie ein etwas verschwommener Rhombus dar und anscheinend deshalben trifft man hier und da über ganz Europa, mit Ausnahme von Rußland und der Balkanhalbinsel, mehr oder weniger vereinzelte Flecke zerstreut. Solche Nebenzentren des Geistes weisen unter andern Ober- und Mittelitalien, das Rhônetbal, Süddeutschland und Österreich auf.

Vergleicht man eine solche Karte der Verbreitung geistiger Kraft mit einer, welche die Verbreitung der blonden Langköpfe darstellt, so bemerkt man mit Überraschung, daß beide einander nahezu decken. Ähnliche Karten hat man für die Verbreitung der Geister zweiten Ranges hergestellt, und diese, welche naturgemäß weit dichter und ausgedehnt ist, fällt nicht mehr mit der Tüchtigkeit des blonden, langköpfigen Elementes, sondern mit jener der allgemeinen, typisch verschiedenen Bevölkerung Europas zusammen. Auf diesem mühevollen Wege ist man auch dahin gelangt, annähernd die verhältnismäßige Tüchtigkeit von Rassen, Völkern und Stämmen durch Ziffern zu bestimmen. In einer Menschengruppe, deren Gesamtsumme im Laufe zweier Jahrhunderte 100 Millionen Köpfe betrug, hat man z. B. 100 Geister ersten und 10000 solcher zweiten Ranges ermittelt. Die Tüchtigkeit dieses Volkes läßt sich also obgekürzt durch die Ziffern 1 und 100 ausdrücken. Bei einem andern findet man die Zahlen 7 und 40, und es ist klar, daß, obgleich ärmer an Köpfen zweiten Ranges, dieses Volk dem vorigen überlegen ist.

Aus diesen Untersuchungen springt zunächst der ungeheure Wert der Menschen hervor. Eine Nation wäre buchstäblich enthauptet, wenn ein paar Hundert ihrer Geistesspitzen auf einmal umkämen, während der Verlust einiger Millionen aus den unteren Berufskreisen bloß einen wirtschaftlichen Notstand für eine gewisse Zeitdauer nach sich zöge. Unter allen hervorragenden, großen Männern stehen nun als Förderer jeglichen, auch des materiellen Fortschrittes, jene der Wissenschaft, die Gelehrten, oben an. Die gesamte Entwickelung des Handels, der Industrie, der Heilkunde ist das Ergebnis ihrer Forschungen und Entdeckungen, und ohne sie hätten wir vor den Chinesen nichts voraus. Es ist nun von Interesse nachzuspüren, welchen Gesellschaftsklassen die Gelehrtenwelt zunächst entstammt. Einen Anhaltspunkt gewähren dafür die sorgfältigen, umfangreichen Untersuchungen, welche zu diesem Behufe Alphonse De Candolle betreffs der auswärtigen, also nichtfranzösischen Mitglieder der Pariser Akademie der Wissenschaften für die Zeit des 18. und 19. Jahrhunderts angestellt hat. In diesen Männern darf man wohl mit Fug und Recht die höchsten Geistesspitzen erkennen, welche das nichtfranzösische Europa im Laufe von etwa sieben Vierteljahrhunderten hervorgebracht hat. Nach De Candolles Untersuchungen entstiegen nun davon 41 Proz. auf den Adel, 52 Proz. auf den Mittelstand und bloß 7 Proz. auf die unteren Schichten. Weitere Ermittelungen lehrten, daß man auf den Adel etwa 1 Proz., die Mittelklasse auf 9 Proz., die niederen Volksschichten aber auf 90 Proz. der Gesamtmenge von Menschen verhältnismäßig dürfe, welche seit 200 Jahren in Europa außerhalb Frankreichs lebten. Es hat also der Adel $45^1/_2$ Proz. und der Mittelstand 5,7 mal mehr, die untere Klasse aber 13 mal weniger an Gelehrten geliefert als sie hätte sollen, wenn kein Unterschied im Werte der Menschen, wenn Gleichheit unter ihnen bestünde. Seit dem vorigen Jahrhundert hat sich nun die Kopfzahl der höchsten Stände um ein Drittel oder die Hälfte vermindert, jene der Mittelklasse aber verdrei- oder vervierfacht und auch die der untersten Klasse leicht vermehrt. Der Beitrag der Mittelstände, welcher im vorigen Jahrhundert 23 Proz. betrug, hat sich im gegenwärtigen indes bloß auf 47 Proz. gehoben, ist also bloß um ein Viertel ihrer Produktionskraft gestiegen. Man darf demnach das heutige Bürgertum in geistiger Hinsicht um reichlich zwei Drittel unter jenes des 18. Jahrhunderts stellen. Die Ursachen dieser Erscheinung führen im letzten Grunde wieder auf anthropologische Phänomene zurück. Die Kurzköpfe nehmen immer mehr überhand und ihnen gehören die Massen an. Wo der Adel sich thunlichst rein erhalten hat, sind aber in ihm die blonden Langköpfe noch am reichlichsten vertreten: so in Frankreich und sogar in Rußland, wo die von den slawinowischen Eroberern entstammenden, regierenden Klassen über ein kurzköpfiges Volk herrschen. In hohem Grade trifft dies in Deutschland und England zu, und damit erklärt sich auch, wie das politische und wirtschaftliche Übergewicht eben bei diesen beiden Nationen ruht, in welchen die blonden Langköpfe die meiste Verbreitung besitzen.

Wie man sieht, stellen die Ergebnisse der soziologischen Forschungen die landläufigen Meinungen geradezu auf den Kopf. Sie lehren nicht bloß die Hinfälligkeit der behaupteten Gleichheit der Menschen, sondern daß vielmehr eben die Ungleichheit die treibende Ursache alles Fortschrittes, aller Entwickelung ist. Sie predigen die Reinerhaltung des Blutes und die Verderblichkeit der gemeinsäglich gepriesenen Mischung der Rassen und verklagen auf Grund der Erfahrung, daß jede Kreuzung mit geistig und körperlich Unebenbürtigen, mögen diese sonst den höchsten oder niedrigsten Ständen angehören, nicht nur keine „Auffrischung" des Blutes, sondern einfach Besudelung ist. Kein Fachmann bezweifelt heute mehr, daß strenge Inzucht, die man bislang als unheilvoll zu schildern liebte, kraft der Macht der Vererbung zur schärfsten Ausprägung des Typus mit allen seinen geistigen und seelischen Eigenschaften führe, somit das einzige Mittel ist, die Eugenen, die Tüchtigen zu erhalten. Kreuzungen dagegen zerstören die Typen. Verhehlen wir es uns nicht länger: die Natur selbst ist die ärgste Kritikastrin.

Damit fällt auch helles Licht auf den Wert der Demokratie, welche auf Gleichheit fußt und Kreuzungen erstrebt und begünstigt. Proudhon hat die treffend eine Tochter des Neides genannt. Vielleicht ist sie auch dessen Mutter. Nebenbei bemerkt, hat es eine Demokratie im wahren, strengen Sinne des Wortes niemals gegeben, noch wird oder kann es je eine solche geben. Das ganze Altertum, auf das man so gern hindeutet, hat davon kein Beispiel aufzuweisen, wie schon aus dem Herrichen der Slawerei in den antiken Staaten hervorgeht. Die Demokratie, wie wir sie geschichtlich bis auf die neueste Zeit kennen, war und ist nichts anders als eine Oligarchie der ersten besten anstatt einer Oligarchie der besten, d. h. mehr oder weniger Auserlesenen. Doch sind dies Ausblicke, die ich nur gestreift haben will. Die Lehren der Soziologie sind freilich, ich kann es nicht leugnen, hart, unbeugsam, unerbittlich. Was thuts jedoch, wenn sie nur wahr sind! Die Zeit der blendenden, sentimentalen Irrtümer, wozu auch die Gleichheitslehre zählt, sind vorüber. Dogmen sterben, die Wissenschaft allein ist unsterblich.

Digitized by Google

Ein Besuch bei den Ojibwa im nördlichen Minnesota.

Von Dr. Walter J. Hoffman. Washington.

Im Verfolg meiner seit 1871 begonnenen ethnologischen Forschungen besuchte ich kürzlich wieder den Staat Minnesota, um meine Untersuchungen über die pikturographische Schrift fortzusetzen, und um die geheime Stammesgesellschaft genauer zu studieren, die unter dem Namen „Grand Medicine“ oder Me-dé-wi-win bei den Ojibwa-Nationen bekannt ist. Diese Organisation ist von Reisenden häufig erwähnt worden, doch kein einziger derselben konnte uns eine genaue Kenntnis des geheimen Wirkens der Medizinmänner oder Schamanen (Me-dé in Ojibwa) oder die Art, wie sie zu dieser Stellung gelangen, vermitteln.

Als die Ojibwa-Nation noch näher mit ihrem Hauptstamme, dem Algonquin, verbunden war, wohnte sie in dem Lande am Saulte St. Marie zwischen dem Michigan- und Huronsee im nördlichen Michigan. Sie begannen nach Westen zu wandern und endlich erreichte der Stamm die südwestliche Spitze des oberen Sees, die als la Pointe bekannt ist. Hier war ein dicht mit Fichten bewaldetes Land, jenseit dessen die Sioux oder Dakota, die alten Feinde der Ojibwa, wohnten.

Bei la Pointe entwickelte sich der Stamm gedeihlich und der heilige Orden der Me-dé-wi-win erreichte seinen höchsten Glanz. Der Me-dé oder Schamane wurde hier in allen Künsten unterrichtet, welche Gesundheit und langes Leben verleihen können, oder welche die Jagd erfolgreich machen und Sieg in der Schlacht verleihen.

Es ist in der Geschichte der Ojibwa während ihres Aufenthaltes in la Pointe ein unaufgeklärter Punkt, welche schließlich ihren Fortgang von dort verursachte. Die Überlieferung bereichtet, daß auf einer Insel bei la Pointe die Anthropophagie in sehr ausgedehnter Weise betrieben wurde. Aber die Geister der Toten kehrten zurück und quälten die Indianer so unausgesetzt, daß ihres Bleibens dort nicht mehr war. Infolgedessen unternahmen sie Ausflüge in die westlich gelegenen Landschaften bis zum Mississippi hin, besiegten und vertrieben die dort ansässigen Dakota, deren Land jetzt im Besitze der Ojibwa ist.

Die Landansprüche der Indianer sind jetzt bedeutend eingeschränkt worden, denn sie sind jetzt nur im Besitze von einigen Reservationen, welche die Regierung ihnen zugestanden hat. Diese Reservationen sind so gelegen, daß die Indianer sowohl im Besitze von Prärie als auch von Wald sich befinden.

Es ist ein geographischer Charakterzug Minnesotas, daß es in zwei durchaus voneinander verschiedene Hälften geschieden ist: der Osten ist ganz mit Wald bedeckt, während im Westen die Prärie vorherrscht. Der Waldgürtel verläuft in einer scharf begrenzten Linie nordwärts über drei Viertel des Staates hin, wendet sich dann nordwestlich nach Pembina am Red-River zum 49. Breitengrade, welcher die Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und den britischen Besitzungen bildet. Der Westen dagegen besteht, wie bemerkt, aus Prärieland, das sich bis zu den Felsengebirgen ausdehnt. Im östlichen Teile verteilen sich die Bäume je nach der Bodenerhebung. Es ist eine leicht wellenförmige Region, in welcher jede tiefe Stelle entweder einen See oder Sumpf enthält, um den der Zuckerahorn (Acer Saccharinum L. Maple), Tamarak (Larix americanum), verschiedene Eichen, Eschen u. s. w. gedeihen. Auf den Höhen der Hügel und Kämme stehen Kiefern (Pinus strobus, P. mitis). Nach Norden ist der Zuckerahorn in diesem gewaltigen Walde sehr häufig und diese Stellen werden jährlich von den Indianern aufgesucht, um Zucker zu gewinnen, der an Händler verkauft wird, die ihn weiter nach den großen Städten bringen.

Im Zusammenhange mit dem wellenförmigen Charakter des Landes findet man viele Einsenkungen in den Boden: schöne Thäler mit romantischer Landschaft und reinen Seen, in denen Fische verschiedener Art sehr häufig sind und den Umwohnern zur Nahrung dienen. Von Säugetieren leben hier das Elen (Moose), Rennticr, der Hirsch und Bär, doch nicht häufig, während es von kleineren Getier wimmelt und ebenso von jagdbaren Vögeln und dem Geschlechte Tetrao. Im Herbste stellen sich wilde Gänse und Enten zu tausenden ein.

Abgesehen von dem Ahornzucker sammeln die Indianer große Menge der Schlangenwurzel (Aristolochia serpentaria L.) und die Früchte der Huckleberren (Gaylussacia resinosa J. und G.). Die Familien begeben sich in die Lichtungen, wo diese vorkommen und lassen die Kinder im Lager, während alle Erwachsenen, versehen mit Körben aus Weidengeflecht oder Birkenrinde, den Beeren suchen nachgehen. Die Ernte wird in Tonnen voll frischen Wassers entleert und so zur Niederlassung gebracht, wo sie auf diese Weise sich eine Woche lang frisch erhält.

Die Ojibwa sind, seit die französischen Reisenden zuerst in die Gegend an den Seen vordrangen (1609 und 1670), im allgemeinen gut bekannt gewesen. Aber abgesehen hiervon lebt am Red-Lake noch eine Abteilung Ojibwa, die nach ihren Angaben hier seit 300 Jahren ansässig ist und sich noch vollständig ihren primitiven Zustand bewahrt hat und noch Töpfe und Steinwaffen fabriziert. Dieser Stamm zählt noch 460 Seelen und wiewohl er freundlich gegen die Weißen gesinnt ist, hält er sich doch von ihnen ganz fern. Sie haben sich gegen die Erbauung einer Kirche gewehrt und drohen jedes Gebäude zu zerstören, das bei ihnen erbaut werden sollte. Infolgedessen leben sie ganz vereinsamt.

Red-Lake besteht aus zwei Abteilungen klaren süßen Wassers, jede 20 bis 25 Miles lang und verbunden durch eine enge Straße. Der untere (südliche) See schickt seine Wasser zum Red-Lake-River, welcher einen Zufluß des Red-River bildet, den er nach einem Laufe von 70 Miles erreicht. Die Niederlassung liegt im Osten an der die Seen verbindenden Straße. Im Sommer fischen die Indianer, wobei sie sich der Boote bedienen, die aus Birkenrinde hergestellt werden. Diese sehr leichten Boote sind nur für einen Menschen berechnet und messen 2 bis 3 m in der Länge; doch giebt es auch größere von 5 bis 6 m Länge, in denen größere Mengen von Gegenständen verfrachtet werden. Die Bogagems des Nordwestens, gewöhnlich Söhne europäischer Väter und indianischer Mütter, verstehen außerordentlich gut, darin Waren zu transportieren. Viele Indianer sprechen französisch, doch ist es so mit Ojibwawörtern gemischt und in den Lauten verderbt, daß man es anfangs nur sehr schwer versteht.

Die Regierung des Stammes führt ein Häuptling, dem ein ausführender Rat von Unterhäuptlingen zur Seite steht. Der Me-dé oder Schamane ist eine sehr einflußreiche Person, der vor der Ausführung irgend einer Unternehmung gehört wird, um sich über den Erfolg derselben zu vergewissern. Tritt Türre ein, so muß er „Regen machen“; er versorgt

Digitized by Google

die Jäger und Fischer mit Erfolg bringenden Fetischen und vermittelt Liebesgeschichten.

Der „Joffakeb“ oder „Böse Medizinmann“ versteht es, Unglück oder Tod über die Feinde zu bringen, und kann allerlei Taschenspielereien ausführen, um die, deren Treue wankend ist, festzumachen.

Wenn ein Mo-dä oder Joffakeb in seinen Voraussagen oder bei seinem Exorcismus Erfolg hatte, so wird dadurch seine Stellung natürlich noch eine einflußreichere. Ein Beispiel von Eintreffen durch Zufall kann uns zeigen, wie ein Joffakeb von der White Earth Agency zu hohem Ansehen gelangte. Ein Indianer daselbst hatte einen Feind, dessen Tod er herbeiwünschte und der in einem entfernten Lager lebte. Ihn zu töten fürchtete er sich aber wegen der gesetzlichen Folgen. Er suchte daher die Hilfe eines Joffakeb nach und nachdem er diesem eine bestimmte Summe gezahlt, zeichnete der Joffakeb die Gestalt eines Mannes auf ein Stück Birkenrinde, malte einen roten Fleck auf die Brust der Figur und durchbohrte diesen mit einer Nadel, zum Zeichen, daß das Herz des Feindes durchbohrt sei und dieser infolge dessen sterben müsse. Der Joffakeb fastete nun drei Tage lang und stimmte seine Zaubergesänge an, um den Erfolg sicher zu machen, damit der Feind innerhalb von vier Monaten sterbe.

Diese Zeremonie wurde im Herbste ausgeführt und der Mann, dessen Verderben man herbeiführen wollte, starb im nachfolgenden Frühjahr infolge einer Krankheit, die er sich durch Erkältung im vorangegangenen Winter zugezogen hatte. Natürlich versicherte der Joffakeb, daß er diesen Todesfall vorausgesagt habe und da niemand imstande war, diese Behauptung zu widerlegen, so sicherte ihm sein Erfolg einen weit größeren Ruf, als er vorher besessen hatte.

Den Ursprung und die Einrichtung der Mo-dä-win oder „Großen Medizin“ will ich in einem andern Artikel erläutern.

Biddulphs Reise durch die Persische Salzwüste.

C. E. Biddulph verließ am 7. April Teheran in Begleitung des Kapitäns Vaughan, um die ungenügend bekannten, auf den Karten als Sumpflandschaft bezeichneten Strecken zwischen Teheran und Kaschan zu durchreisen, im welche der Schar Rud und andere Gewässer sich ergießen. So kurz die Reise war und so nahe das Gebiet bei der Hauptstadt Persiens liegt, hat dieselbe doch zu einer starken Veränderung der Karte geführt. Biddulph berichtete darüber in den Proceedings der Londoner Geogr. Gesellschaft (Nov. 1891) und bringt eine Kartenskizze, die wir verkleinert hier wiedergeben.

Sowohl in bezug auf die Lage als die Natur des angeblichen Sumpfes fanden die Reisenden die bisherigen Karten ungenau und an seiner Stelle teilweise Hochland mit zerstreuten Dörfern. Der „Sumpf“ selbst liegt nicht im Norden, sondern im Süden von Sia-Kuh und zerfällt in zwei verschiedene, durch trockenes Land getrennte Teile. Der größere Teil, Darya-i-Namak oder Salzsee genannt, erstreckt sich, soweit das Auge reicht, im Süden des Sia-Kuh-Gebirges; der zweite, wesentlich kleinere, eine Neubildung, liegt nordwestlich vom vorigen. Seine Grenzen sind, bei jetzigem Stande, meist scharf umschrieben und nur im Osten sumpfig. Sein Wasser ist völlig klar und ohne Anzeichen von starkem Salzgehalt.

Ein Blick auf die beigegebene Karte zeigt sofort die Lage der beiden Seen zu einander. Drei Flüsse kreuzen den Weg zwischen Teheran und Kum und verlieren sich nach Osten zu in der Wüste. Es sind dieses der Kumfluß, der Karatschai, die sich in ihrem Unterlauf vereinigen und wahrscheinlich den neuen See bilden, drittens der Schar Rud und ein vierter, bei Hasanabad vorbeifließender Fluß. Die beiden letzteren fließen in den Salzsee Darya-i-Namak. Letzterer ist, wie man vom Sia-Kuh aus bemerken kann, zum großen Teil mit einer dicken, Jahrhunderte alten Salzkruste bedeckt.

Die Salzablagerungen der persischen Wüste, wie sie der Darya-i-Namak zeigt und diejenigen, die anderweitig unter dem Namen Kavir bekannt sind, erscheinen durchaus verschieden. Was auf den meisten Karten als große persische Salzwüste angeführt wird, ist keineswegs durchweg mit Salz geschwängerter Boden! es ist auch viel salzloser dabei, dem nur wegen Wassermangel der Pflanzenwuchs fehlt. Und selbst jetzt trägt er nach der Schneeschmelze in den höheren Bergen einen dürftigen Grasteppich, auf welchem Herden weiden.

Die unter dem örtlichen Namen Kavir bekannten Salzauswitterungen überziehen nur Teile der Wüste und nicht bloß die niedrigen Stellen, denn sie sind nicht Reste von verdunsteten Salzgewässern, sondern stammen aus dem Boden selbst. Solche Salzauswitterungen von Papierstärke sind auch in Sind, Beludschistan und im Pandschab häufig. Der Darya-i-Namak dagegen bildet eine ausgedehnte Mulde mit einer Salzkruste, die an verschiedenen Stellen mehrere Fuß stark ist und zu ihrer Bildung eine lange Zeit gebrauchte.

Die Reise wurde am 8. April angetreten und führte bis Mirza-Jafir durch kultiviertes Land; dabei wurden die Ruinen der altpersischen Stadt Veramin besucht, die von orthodoxen

Digitized by Google

Mohammedanern zerstört worden ist, doch steht noch ein schöner, mit Inschriften bedeckter Thurm aus der Zeit der Feueranbeter, der indessen auch dem Untergange geweiht ist, da man an seinem Fusse die schönen, inschriftreichen Ziegel auszubrechen beginnt. Im nächsten Orte, Kalobuland, wurden Kamele, Maultiere und Vorräte gekauft und nun begann der Ritt durch die Wüste, die nur noch einmal durch die Oase Karim Kaneh unterbrochen wurde.

Es traten nun Gebirge auf; im ersten derselben bot die Quelle Ghul Ghasm den Reisenden noch einmal frisches Wasser. Diese Bergzüge bestehen aus einer eigenthümlichen Mergelbildung von hübn blauer oder grüner Farbe, die ihren Grund in einer sehr geringen Beimengung von Kupfersalzen hat. Bis zum Fusse des Sia-Kuh folgte man eine 32 km breite wüste Ebene. Beim Durchzuge durch dieses Gebirge traf man auf Wasserströmme der Ilyats und verschiedene Karawanserais, jetzt in Ruinen, die der grosse Schah Abbas angelegt hatte; auch eine Quelle, Hauz Mohammed, war vorhanden. Das Gebirge Sia-Kuh hat nach Biddulph eine Höhe von 1500 m über der Ebene und die letztere liegt selbst 900 bis 1200 m über dem Meere, so daß es sich hier also um ein sehr ansehnliches Gebirge handelt. Es kommen in demselben Steinböcke vor.

Vom Gebirge aus hat man einen prachtvollen Blick über den im Süden vorgelagerten Darya-i-Namak, der wie ein ungeheurer gefrorener See erschien. Die Salzkruste glänzte in der Sonne wie ein Spiegel. Die Ilyat-Nomaden, die hier als Führer dienten, erzählten allerlei Wundergeschichten von den Gefahren beim Überschreiten des Salzsees. Nur ein einziger Pfad führe hinüber, rechts und links von demselben ginge jeder zu Grunde, der den Versuch machte, den Darya-i-Namak zu überschreiten. Die Übergangsstelle lag 24 km vom Gebirge entfernt: ehe man zum See kam, war ein sumpfiger Thonboden zu durchschreiten, in dem die Gerippe von Lastthieren auf die mit dem Passieren verbundenen Gefahren hindeuteten.

Am Rande war das Salz noch weich und mit Erde vermischt; je weiter man aber vordrang, desto fester und stärker wurde es, so daß es das Ansehen von starkem Eis annahm. Doch war die Oberfläche nicht so eben, wie bei einem ruhig zugefrorenen See, sondern glich mehr der Oberfläche von geschmolzenem und wieder gefrorenem Eis. Auch war die Salzfläche in zahllose vieleckige Blöcke gespalten. So stark aber war diese Salzkruste, daß sie keinerlei Schwankung beim Übergange der vielen Kamele und Maultiere zeigte und der Versuch, sie zu durchbrechen, mißlang; für die Geräte der Reisenden war das Salz zu hart und nur kleine Stücke von rein weißer Farbe konnten mitgenommen werden. Nach Aussage der Maultiertreiber war das Salz etwa 3 m dick und lag über einem stehenden Wasser oder einem Sumpfe. Biddulph nimmt an, daß das Salz im Laufe der Jahrhunderte von den Bergen in die Niederung als Auflösung herabgeschwemmt wurde, wo durch die Sommerhitze das Wasser verdampfte und die Salzkruste zurückblieb.

Die Salzkruste, welche etwa 30 km breit war, wurde in acht Stunden überschritten. Am jenseitigen Rande sanken die Pferde bis zum Bauche in die dort geschmolzenem Schnee gleichende Masse ein und man war froh, als man wieder festen Boden unter den Füßen fühlte. In der kleinen Oase Marvisjad, wo einige Bäume Schatten spendeten, erholten sich die Reisenden einen Tag lang.

Am 19. April wurde wieder aufgebrochen und zunächst am Brunnen Chah Taghi gerastet; dann folgte eine 20 bis 25 km breite hügelige Sandwüste, nach deren Durchschreitung die Stadt Kaschan erreicht wurde. Von hier aus gingen die Reisenden nach Jezdahan. Nach einem Monat kehrten sie nach Kaschan zurück, um den westlichen Rand des Darya-i-Namak zu erforschen. Allein diese Absicht zerschlug sich, da die Maultiertreiber fürchteten, daß dabei ihre Tiere zu Grunde gehen würden. Biddulph folgte nun der Straße nach Kum in nördlicher Richtung durch kultiviertes Land. Bei Muhurakabad begann wieder Wüste, die bis in die Nähe von Kum anhielt. Am westlichen Rande des Neuen Sees entlang, der vom Darya-i-Namak getrennt und verschieden ist, kehrten die Reisenden nach Teheran zurück.

Pjewtsows Reise im Kwen Lun 1889 bis 1891.

In einer außerordentlichen Sitzung der Russischen Geographischen Gesellschaft am 14. Oktober berichtete General Pjewtsow über seine Reisen im Norden Tibets. Nachdem er die Hauptkette des Thian-Schan durch den Bedel-Paß überschritten hatte, wandte er sich durch die enge Schlucht der Kara-tekeKette weiter südlich; dieselbe war nur 10 bis 12 m weit und mit 200 m hohen Felswänden eingefaßt. Das erste kalchgarische Dorf war Kalpyn, von wo sich die Reisenden nach Jarkand begaben; von hier zogen sie auf der großen Chotan-Landstraße in die nördlichen Ausläufer des Kwen Lun. In Dschtahon blieben sie in einer Höhe von 3000 m etwa 40 Tage, während der Geolog der Expedition, Bogdanowitsch, einen Ausflug in die Gegend zwischen dem Jarkand-Flusse und dem Tyznan machte. Am 13. September 1889 verließen sie die Hochlande und kamen nach dreiwöchentlicher Reise in der Oase Chotan an, deren 120 000 Einwohner als sehr gewerbsthätig geschildert werden. Von hier aus zogen sie östlich nach Kerija, dann nach Nija, wo sie das überflüssige Gepäck zurückließen und nach dem Kwen Lun aufbrachen, um einen guten Paß nach Tibet aufzufinden. Nicht weit vom Kloster Minbschinlimchanim wurde an den Quellen des Tillan-Dabschi ein solcher entdeckt. Den Winter brachte man in Nija zu. Die Arbeit wurde am 7. Mai 1890 wieder aufgenommen und zunächst nach Dore Kara-jai gereist. Von hier ging Roborowsky durch den vorher entdeckten Sarek-tau-Paß und erreichte die Quellen des Kerija-Flusses auf dem Plateau von Tibet. Sie liegen in 5000 m Höhe in einer vollständigen Wüstenei. Mangel an Pferdefutter zwang Roborowsky zur Rückkehr nach Kara-jai; auch ein zweiter Versuch zum weiteren Vordringen nach Süden mißlang. Gleichzeitig überschritt Koslow das Grenzgebirge, indem er dem Bastan-tigrak-Flusse 160 km weit aufwärts folgte. Er kam am Daschtul-See vorbei und ging dem Flusse nach, der von Osten her in den See fließt, inmitten einer 4300 m hohen Wüste. Aber auch er mußte nach Kara-jai zurückkehren. — Den nächsten Versuch unternahmen alle drei Reisenden gemeinschaftlich, begleitet von vier Russen und wenigen Eingeborenen. Sie gingen den Aksu-Fluß aufwärts und befanden sich bald auf einer 4500 m hohen Hochebene, die fast ganz ohne Pflanzenwuchs war und in der Anfang Juli fürchterliche Schneestürme tobten. Außer einigen Antilopen und einer Lerche sah man keine Tiere. Da auch hier kein Futter für die Pferde vorhanden war, so mußte auch diese Expedition umkehren.

Man brach nun nach Tschertschen auf und vereinigte sich in Aitschan wieder mit Bogdanowitsch, der unterdessen die Geologie der beiden Pässe Sarek-tau und Aksu studiert hatte. Nach einem kurzen Aufenthalte in Mandalyk, wo gute Weidegründe zur baldigen Erholung der Pferde bestimmen, kreuzte die Expedition abermals durch den Muzkil-Paß (4700 m) den Kwen Lun, worauf dieselbe sich teilte. Roborowsky zog nach Südost, Pjewtsow, dem kleinen Flusse Ulukin folgend, nach Süden. Letzterer erwies sich als die Quelle des Tschertschen. Sie erreichten hier ein ungeheures, 6000 m hohes Kalkgebirge, das durch ein weites, nach Südwest ziehendes Thal vom Kwen Lun geschieden ist. Bei einem kleinen See,

Digitized by Google

Damil Kul, am Fuße dieses Gebirges, erreichte das Vordringen der Expedition sein Ende. Von den in einer Schlucht des Gebirges mit Gobwochsen beschäftigten Eingeborenen erfuhren sie, daß dieses Gebirge Akka-Tai heiße, und daß seine Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt seien. Die Rückreise wurde über den Lobnor, Karaschar und Urumtschi durch bekannte Gegenden angetreten. Am 15. Januar 1891 erreichte Pirenssow den russischen Grenzposten am Saisan (Nature). Ist es nun auch dem Nachfolger Prschewalskis nicht gelungen, nach Tibet einzudringen, so hat seine Expedition doch viel zur Kenntnis des mittleren Kwen Lun beigetragen.

Die Mündung der Gironde und ihre Änderungen.

Der frühere Hafenkommandant von Bordeaux, Schiffslieutnant **Hautreux**, giebt im Bulletin der Handelsgeographischen Gesellschaft in Bordeaux (Juni und Juli 1891) eine wertvolle Studie über die Gironde. Die Angelegenheit hat eine um so größere Bedeutung, als das Gedeihen der Handelsstadt Bordeaux von der Stromtiefe der Gironde abhängig ist. Das Ästuarium der Gironde, wie alle größeren Ästuarien zeitweise vom Meereswasser durchbrochen, erleidet viele Veränderungen, welche teils in Verschlammung teils in Vergrößerungen oder Vertiefungen der Tiefen bestehen. Hierzu kommen noch massenhafte Alluvionen, welche von der Garonne und der Dordogne abwärts getragen werden. Die Mündungen einiger Flüsse wie Scheldt, Clyde oder Mersey, bilden mehr golfähnliche Öffnungen, in deren oberen Teile nur Wasserläufe von schwachen Volumen münden. Anders ist dies bei der unteren Garonne und der Gironde. Die Reibung zwischen dem abwärts strömenden Flußwasser und dem täglich zweimal wieder zurückdrängenden Meerwasser ist hier eine weit stärkere. Auch die Massen von Schlamm und Sand sind bedeutend, welche vom Wasser flußaufwärts oder meerwärts bewegt werden. Flußlotsen, welche früher für die kleineren Segelschiffe ausreichend waren, sind für große Dampfer unzulänglich. Und gerade in einer Zeit, in der wir tiefere Fahrwässer nötig haben, wird unverständige Abholzung getrieben und dadurch bei größerer Abschwemmung die Beständigkeit der Flußbetten aufgehoben.

Hautreux belegt seine Arbeit mit acht Karten, deren älteste von 1590 stammt, die übrigen von 1677, 1708, 1751, 1798, 1812, 1875 und 1890. Die Sammlung umfaßt also drei Jahrhunderte. Besonders lehrreich ist die Karte vom Jahre 1708, auf der über der schwarzen Originaldarstellung in roter Farbe die heutige Flußstraße gegeben ist, wodurch ein Vergleich des heutigen Flußlaufes mit dem alten ermöglicht wird. Sieht man von Einzelheiten ab, so sind aus dieser Vergleichung zwei große Thatsachen zu erkennen. Die Sandbänke, welche sich meerwärts verlängerten und im ganzen Ästuarium zerstreut waren, scheinen sich jetzt zu einer festeren Masse zusammen zu gliedern. Von 1812 bis 1890 kann man das fortschreitende Anwachsen dieser Verlängerung an der weitesten und gefährlichsten dieser Bänke, „la Mauvaise“, beobachten, welche sich an die Pointe de Graves und das Riff von Cordouan anlehnt, und sich langsam vorschiebt bis zur Pointe de la Coubre, auf diese Art den ganzen Golf der Gironde ausfüllend.

Flußaufwärts ist die Bildung einer großen Anzahl von Inseln in der Mitte des Flusses nachzuweisen und zwar in der Verlängerung der Landspitze, welche die Garonne von der Dordogne trennt. Noch hier sind die Schwesterflüsse stärker als die aufsteigende Meerflut und suchen durch Ablagerung von Schwemmmaterial ihren Zusammenfluß nordwestlicher vorzuschieben, um jeder für sich ein besonders Bett zu bilden. Wenn man den Lauf der unteren Garonne zwischen der Gironde und Bordeaux verfolgt, so bemerkt man, daß durch vielfache Uferbauten die Flußbreite schmaler geworden ist, so daß sie an gewissen Punkten schwerlich mehr erreicht, als die Hälfte der Flußbreite im Jahre 1812. Dieselbe Wassermasse ist also gezwungen, heute in einem viel schmaleren Kanale abzuströmen, wodurch eine allmälige Vertiefung des Flußbettes zu erhoffen war. Die Hoffnung hat sich aber nicht erfüllt. Mit der verminderten Breite hat die Vertiefung nicht Schritt gehalten, denn die Abschwemmungen der Flüsse verlängern sich meerwärts.

Der Ingenieur **Labat**, der diese Frage ebenfalls eingehend studierte, fand, daß die aufsteigende Meerflut den Grund des Flußbettes wie eine Pflugschar angreift, aber nur so lange, als der abwärts fließende Strom an der Oberfläche schnellere Bewegung hat als auf dem Grunde seines Bettes. Daraus erklärt sich für die Gironde, und im besonderen auch für die untere Garonne, daß die Schlammwirbel, welche in dem Moment des Aufsteigens der Flut sich erheben und stromaufwärts richten, von dem sechs Stunden später wieder meerwärts dringenden Flußwasser zurückgeführt werden. Die verengte Garonne widersetzt sich also dem Eindringen des Meerwassers und begünstigt die Ablagerung von Alluvionen. Je weiter das Meer flußaufwärts drängt, umsomehr sucht es einen wirklichen Golf zu bilden. Nimmt diese Thätigkeit aber ab bis zum völligen Verschwinden, so werden die Anschwemmungen des Flusses im Golfe bleiben und ihn allmählich ausfüllen. An Stelle der tiefen Mündung wird der Fluß in einem Delta endigen. Ohne Zweifel wird die Gironde nicht zu einer Camargue werden. Man muß aber bei einer Vertiefung des Flußbettes danach streben, die Abströmung des Flußwassers zu erleichtern.

Bücherschau.

Dr. Sigmund Günther, Prof. a. d. techn. Hochschule in München. **Lehrbuch der physikalischen Geographie.** Mit 169 in den Text gedruckten Holzschnitten und 3 Tafeln in Farbendruck. Stuttgart. Ferdinand Enke, 1891.

Vorliegendes Lehrbuch ist in erster Linie für Studierende bestimmt; es soll ein Kompendium sein und in kürzerer Form den Inhalt des vor einigen Jahren von demselben Verf. veröffentlichten zweibändigen Handbuches der physikalischen Erdkunde wiedergeben.

Wir leben in einer Zeit allgemein regeren Interesses für die geographischen Forschungen. Das gilt namentlich für die physikalische Erdkunde, welche gerade in den letzten Jahrzehnten wesentliche Bereicherungen ihres Inhaltes erfahren hat. Somit darf nicht bezweifelt werden, daß ein wirkliches Bedürfnis nach einer zusammenfassenden Darstellung auf diesem Gebiete vorliegt, zumal wir außer dem im Jahre 1884 erschienenen Buche von Supan keine andre Zusammenfassung dieser Art besitzen. Allerdings fällt ein nicht unbeträchtlicher Teil, wenn nicht die Hauptmasse der in der physikalischen Erdkunde behandelten Materie in das Gebiet der allgemeinen Geologie, so die Geotektonik, die Bewegungen der Erdrinde, Niveauschwankungen des Meeres, vulkanische Erscheinungen, Erdbeben, zerstörende und aufbauende Thätigkeit der Gewässer und des Windes, Glazialerscheinungen u. s. w. und wird daher mit dieser erledigt, allein andre wichtige Teile der Physik der Erde, wie die meteorologischen und magnetischen Erscheinungen, Ozeanographie u. s. w. sind leider herkömmlicherweise von dem Betrachtungskreis der allgemeinen Geologie ausgeschlossen. Indem nun die physikalische Erdkunde diese Lücke ergänzt und den geologischen Teil mit dem rein physikalischen Teile zu einem harmonischen Ganzen verbindet, leistet sie auch vielen Geologen willkommene Dienste. Darum haben auch diese ein Interesse an dem Zustandekommen eines guten Lehrbuches der physikalischen Erdkunde. Ju wie weit es nun dem Verf. gelungen ist, ein solches zu liefern, mag in aller Kürze folgende Besprechung lehren.

Digitized by Google

Der sehr reiche Inhalt des Buches wird durch 169 Holzschnitte und 3 Tafeln Abbildungen illustriert; diese wie auch die sonstige Ausstattung des Buches sind gut. Das gleiche gilt für die Anordnung des Stoffes. Derselbe gliedert sich in 17 Kapitel, nämlich folgende: 1. Kosmophysikalische Einleitung. — 2. Gestalt und Größe der Erde; Gravitationserscheinungen. — 3. Erdelementar und Erdmineral. — 4. Geognosie und Stratigraphie. — 5. Bau und Entstehung der Gebirge. — 6. Hebungen und Senkungen. — 7. Vulkanische Erscheinungen. — 8. Erdbeben. — 9. Das magnetische und elektrische Verhalten der Erde. — 10. Die Atmosphäre und ihre in ihr sich vollziehenden Bewegungen. — 11. Klimatologie. — 12. Das Meer im Ruhezustande (ozeanische Statik). — 13. Das Meer im bewegten Zustande (ozeanische Dynamik). — 14. Die Gewässer des Festlandes. — 15. Schnee und Gletschereis. — 16. Die zerstörenden Kräfte an der Erdoberfläche. — 17. Allgemeine und spezielle Morphologie der Erdoberfläche.

Daß der Verf. danach strebte, seinem Gegenstand entwickelungsgeschichtlich durchzukosten, sowie jeweils immer auf die Lücken in unserer Kenntnis desselben hinwies und die wichtigeren Erfahrungssätze in prägnante Form gekleidet durch Gursivschrift hervorhob, kommt der Übersicht des Buches ungemein zu statten. Von der gewiß richtigen Ansicht ausgehend, daß die Geologie die wichtigste Grundlage der physikalischen Erdkunde bildet, hat der Verf. den üblichen Lehrstoff der letzteren überdies noch um ein Kapitel (4): „Geognosie und Stratigraphie" vermehrt. Es mag gewagt erscheinen, den Inhalt einer so umfangreichen Wissenschaft, wie die Geologie mit samt der Petrographie darstellt, auf 33 Druckseiten einzuzwängen, und Verf. bezeichnet es selbst richtig als eine Art „Schnellbleicher", diesen dem angehenden Geographen an Stelle einer ihm leider gewöhnlich mangelnden „tüchtigen, mineralogisch-geologischen Propädeutik" zu bieten, allein in geschickter Form ausgeführt, wie es immer ein Erfolg, der dankbar anzuerkennen wort. Einen solchen gedrängten Überblick einer Wissenschaft zu geben, ist aber keine leichte Sache; sie verlangt große Erfahrung und vollkommenste Beherrschung des Gegenstandes. Beides war aber von vornherein vom Verf. nicht zu erwarten; und so ist denn auch dieses Kapitel als vollständig mißglückt zu bezeichnen. Leider enthält es viele irrige Anschauungen und fundamentale Irrtümer, welche dazu angethan sind, geradezu den Wert des ganzen Buches in Frage zu stellen. Auch in den übrigen Teilen des Buches finden sich manchertei schlimme Dinge. Gleich im ersten Kapitel bei Besprechung der Meteoriten S. 4 heißt es: man trifft in den Meteoriten vielfach diejenigen Mineralien an, welche beim Aufbaue unserer Erdgebirge eine hervorragende Rolle spielen, wie Quarz, Augit . . (Gerade das Fehlen von Quarz ist aber für die Meteoriten charakteristisch) — Ueberdies ist es, S. 63, Steinsalz einen felsbildenden Stoff im eminentesten Sinne zu nennen. — Auf gar nicht chemischer Anschauung beruht folgender Satz auf S. 66: bringt man Basen mit mit erhitzten Säuren in Berührung, so scheidet sich die ihm beigemengte Kohlensäure ab. — Auf eigentümlicher geologischer Vorstellung beruht das auf S. 67 über Ganggesteine Gesagte, welche spindelförmige Hohlräume ausfüllen sollen. — Die Sedimentgesteine zerfallen nach Verf. in zwei wesentlich verschiedene Gruppen, je nachdem für sie Schieferung oder Schichtung bestimmend ist. — Besonders aber folgender Satz möchte ungeheuerlichsten gedrehen sein: „Wenn Schichtung und Schieferung einen von Null erheblich abweichenden Winkel bilden, so spricht man von diskordanter Parallelstruktur. Ein Beispiel hierfür bildet der Buntsandstein von Rebra" (S. 69). — Von Kantlechnen aber Goden kann keine Rede sein, da man unter letzteren Blotenzüge versteht (S. 70). — Beachtenswert ist auch das S. 70 über Mandelsteinstruktur Gesagte: „Durch Blotenzüge charakterisirt, ist diese gut zu verfolgen an den bekannten Schlacken, Steinbrocken, welche kleine Mengen Erz in sich entheiten und diese durch den Prozeß der Ausschmelzung verloren haben. Die Hohlräume sind alsdann deutlich erkennbar. — Im Kapitel über Terrainformen heißt es S. 411: „Ein in manche Hinsicht den Lehmpyramiden ähnliches Denudationsgebilde sind die sogenannten Aar in Schweden und Finnland (hier Kapaskwi genannt)"! Foltisch versteht man unter Aar Heide, langgezogene, Rücken bildende, fluvio-glaziale Verölablagerungen, und unter Kapaskwi einen für Finnland überaus charakteristischen Hoenblendegranit. Über die Entstehung der Erdbäle heißt es S. 467: Gipslager wurden ausgelaugt und der im Liegenden befindliche Tolamit blieb nach. — Die Salzwasserseen werden vollkommen ausgetrübt, teils durch Abfuhr, teils durch Verdunstung (S. 326). Noch mancherlei wäre zu beanstanden, doch dürften diese Beispiele genügen, um unser Endurteil über das Buch als hinreichend begründet erscheinen zu lassen. Es lautet dahin, daß vorliegendes Lehrbuch von den Grübereen mit Vorsicht zu benutzen, einem Anfänger aber keineswegs in die Hand zu geben ist.

Dr. A. Sauer.

Aus allen Erdteilen.

— Sind die Winter im Norden wärmer geworden? Der berühmte russische Geograph und Meteorologe Professor A. Woeikof hat im Septemberhefte der meteorologischen Zeitschrift einen wichtigen Beitrag zu der oben erwähnten interessanten klimatologischen Zeit- und Streitfrage geliefert, dem wir folgende Ergebnisse entnehmen. Nach den Untersuchungen von Glaisher sind in England die Winter mild geworden, in Nord- und Zentralrußland ist allgemein die Volksmeinung verbreitet, daß auch hier die Winter mild geworden sind, in der Krim, dem Kaukasus und Turkestan dingegen wird über kalten Winter geklagt. Um über die Frage einiges Licht zu gewinnen, hat Woeikof die lange Reihe der Temperaturbeobachtungen in St. Petersburg (1744 bis 1890) hesüglich der sehr kalten Tage untersucht, die Reihe ist zwar keineswegs homogen, auch weist sie Lücken auf, indessen ist sie zum Studium der vorliegenden Frage hinreichend. Die Beobachtungen zeigen, daß die Zahl der sehr kalten Tage im großen und ganzen recht erheblich abgenommen hat, daß niedrige Temperaturen in der Periode (1828 bis 1890) seltener sind, daß sie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts im Vergleich gegen das vorige Jahrhundert und den Anfang des 19. Jahrhunderts noch seltener wurden (um fast 50 Proz.). Warme Perioden von sechs bis 18 Jahren alternierten mit kalten, die kältesten fielen auf die beiden letzten Dekaden des 18. und die zwei ersten Dekaden des 19. Jahrhunderts. Auch während der kalten Periode 1867 bis 1877 war die Zahl der kalten Tage viel kleiner als in den früheren kalten Perioden. Auch die Erdverhältnisse des Hudsonflusses in Albany, Vereinigte Staaten (unter 42° 39′ nördl. Br.), bestätigen die Vermutung, die Winter seien in niedrigen mittleren Breiten strenger geworden, wie Woeikof aus den ihm zur Verfügung gestellten Daten des Herrn Daniel Draper, Direktor des Zentral Part Observatory, New-York, über das Gefrieren des Hudsonflusses nachgewiesen hat. Während außerhalb hoher Gebirge die Isäße unter gleicher Breite nur in der turanischen Ebene und in Ossasien gefrieren, gefriert der große Hudsonfluß länger als drei Monate. Gs.

— Über die Beziehungen zwischen den Höhen der Vulkane und ihrer Entstehung hat Daubrée, der bekannte französische Gelehrte und Verfasser der Experimentalgeologie, beachtenswerte Ansichten ausgesprochen. Innerhalb gewisser Gebiete besitzen die höchsten vulkanischen Erhebungen nahezu gleiche Höhe. Die überhaupt höchsten Vulkankegel mit 6000 bis 7000 m Höhe sind in der Kordillere von Peru und Bolivia vereinigt. Weiter nördlich, in der Republik Ecuador, drängen sich 16 Vulkanriesen zusammen mit einer Höhe von 5300 bis 5900 m. Im Nordamerika finden wir an der pazifischen Seite im Kaskadengebirge die Gruppe des Pik Hood (3421 m), Mt. St. Helen (4000 m), Rainier (3766 m), Baker (3383 m). Eine andre Gruppe bilden der Mt. Hooker (4784 m), Brown (4876 m) und in Britisch-Kolumbia der Fair Weather mit 4482 m, der

Digitized by Google

Elias berg mit 4568 m. In der Alten Welt fallen die zusammengehörigen Vulkanberge: der Savalan 4814 m, der Kasbek 5043 m, der Elburs 5647, Ararat 5157 m, Demawend 5665 m durch sich überaus hohen Höhen auf. Die Vulkanberge Javas hatten Höhen zwischen 3000 bis 3600 m inne. Vier Vulkane Sumatras erheben sich zwischen 930 bis 717 m. Die beiden großen Vulkane der Sandwich-Inseln auf Hawai sind nahezu gleich hoch, der Mauna Loa steigt zu 4463 m, der Mauna Kea zu 4303 m Höhe auf. Auf Island ist der Skaptar Jökul 1947 m, der Hekla 1634 m, der Beerenberg auf Jan Mayen 2139 m hoch. Im böhmischen Mittelgebirge liegen die höchsten Gipfel um 700 m herum. In Frankreich ist der Mt. Dore 1886 m, das Nachbarmassiv, der Mt. Cantal, fast gleich hoch, nämlich 1858 m; der 30 km davon entfernte Mezenc 1754 m. Nicht das verschiedene Niveau der Austritte der Eruptivmassen in einem Gebiet darf verwundern, da seitliche Spaltenbildungen für Austritt der Gase, Berstopfungen der Kamäle und ähnliche Zufälligkeiten die verschiedensten Abweichungen herbeiführen können, vielmehr das immer nahezu übereinstimmende Niveau der höchsten Kegel. Diese letzteren verkörpern gewissermaßen die Maximalleistung des Druckes in den unterirdischen Vulkanherden. Indem sich nun Daubrée dieselben gesondert denkt, können die Effekte natürlich sehr verschieden groß sein. Die aufeinander folgenden Eruptionen erhöhen den Vulkankegel mehr und mehr, aber nur so lange, als der unterirdische Druck stark genug ist, um die Lavamasse an der Spitze zum Ausfluß zu bringen. Reicht der Druck dazu nicht mehr aus, so wird naturgemäß der Kegel aufhören, sich zu erhöhen. Der gleiche Fall wird eintreten für benachbarte Kegel, die unter gleichen Bedingungen von demselben unterirdischen Herde gespeist werden. (Compten rendus, Sitz. vom 21. Juni 1891.)

— „Linnea", ein botanischer Garten im Hochgebirge. Im Jahrbuche des Schweizer Alpenklub (Jahrgang XXVI) berichtet A. de Claparède über den neuen, rein wissenschaftlichen Zwecken dienenden Alpengarten der vom Comité international du jardin botanique alpin de la Linnea à Bourg St. Pierre verwaltet wird, dessen Sitz sich in Genf befindet. Dieses Komitee ist nicht zu verwechseln mit der schon seit 1883 bestehenden Association pour la protection des plantes, deren Gärten in Genf sowohl wissenschaftlichen als Handelszwecken dienen. Die Beobachtung, daß viele Pflanzen wegen Mangel der entsprechenden Lebensbedingungen entarten, hat zu Versuchen geführt die in den letzten Jahren nächst dem Weißhornhotel (über 2000 m), in Sion (512 m), in Zermatt (1620 m) und am Großen St. Bernhard (2472 m) angestellt wurden. Auf Anregung der Association pour la protection des plantes und unter Mitwirkung ausländischer Vereine wurde im Jahre 1889 zu Bourg St. Pierre in einer Höhenlage von 1693 m ein rein wissenschaftlichen Zwecken dienender alpiner botanischer Garten angelegt. Die Kultur der europäischen (insbesondere der schweizer) Hochgebirgspflanzen und event. auch der außereuropäischen, sowie alle hierauf bezüglichen wissenschaftlichen Studien und Beobachtungen sind die Zwecke, welche verfolgt werden sollen. Als Direktor wirkt H. Correvon, welcher gleichzeitig auch Präsident der Association ist. Der Garten ist in Terrassen angelegt, von denen jede die Pflanzen eines bestimmten Gebietes enthält, so z. B. der Zentralalpen, der Pyrenäen, der Tiroler Alpen, der Karpaten, des Kaukasus ꝛc.

— Ertrag des Fremdenverkehrs in Tirol. Ähnlich wie es für die Schweiz geschehen ist, wurde von dem Tiroler Landesverbande für Fremdenwesen eine Ertragsstatistik des Fremdenverkehrs aufgestellt, die natürlich keine vollständige Genauigkeit, sondern nur annähernde Ergebnisse liefern konnte. Zusammengestellt wurde dieselbe auf Grund von Fragebogen, die an 200 Gemeinden von Deutsch-Tirol verschickt worden waren. Dieselben beziehen sich auf die reisenden Fremden, sowie auf das Erträgnis für Lokalaufenthalt und Bergführerwesen. Danach ergiebt sich für das Jahr 1890 ein Erträgnis aus dem Fremdenverkehr für Deutsch-Tirol von 7 015 000 Gulden, wovon 1 329 000 auf Innsbruck; 1 340 000 auf Bozen mit Gries; 2 137 000 auf Meran mit Ober- und Unter-Mais entfielen. Für Welsch-Tirol steht eine ähnliche Statistik in Aussicht; bekannt ist, daß 1890 die Ertragsziffer des Kurortes Arco 810 000 Gulden betrug.

— Die Grabmessung des Eratosthenes und die neueste Berechnung des griechischen Stadiums waren der Gegenstand einer Mitteilung des Herrn Dr. Oberhummer an die Geographische Gesellschaft zu München im November. Redner erläuterte zunächst das von Eratosthenes für seine Berechnung des Erdumfanges angewandte Verfahren und besprach sodann kurz die bisherigen Versuche zur Bestimmung der Länge des Stadiums. Dieselben sind jetzt in eine neue Phase getreten, nachdem kürzlich Dr. Dörpfeld in Athen auf Grund seiner an altgriechischen Bauten gewonnenen Neuberechnung des äginäisch-attischen Fußes zu 0,328 m zur Aufstellung eines gemeingriechischen Stadiums zu 500 Fuß = 164 m gelangt ist. Hiernach würde der von Eratosthenes bei seiner Erdmessung begangene Fehler, welcher bisher gewöhnlich auf 13 bis 14 Proz. veranschlagt wurde, sich auf $2^1/_2$ bis 3 Proz. vermindern, eine Genauigkeit, welche allerdings weniger auf die Schärfe des Verfahrens als auf die gegenseitige Ausgleichung mehrerer Fehlerquellen zurückzuführen ist.

— Die Kupferwerke in Französisch-Congo werden in einem amtlichen Berichte von Destrain als äußerst ergiebig und zukunftsreich geschildert. Sie liegen im Quellgebiet der Lubima-Niadi, angefähr zwei Tagereisen südlich von Stefyhanieville. Ihr Name ist M'Boko Songho. Das Präfix M'Boko bedeutet Leben, Songho in der Fiotesprache Kupfer. Der Bergbau auf Malachit, denn in dieser Form kommt das Kupfer dort vor, ist natürlich ein arger Raubbau und wird von etwa 350 Negern in der ursprünglichsten Art betrieben. In einer Ausdehnung von 200 Fuß Länge, 100 Fuß Breite und 30 Fuß Tiefe graben die Arbeiter mit einfachen Stöcken aus hartem Holz kleine Löcher von 3 Fuß Durchmesser und doppelt so tief in die Erde, wo sie gewöhnlich auf die Malachitlager treffen. Der Malachit wird am Boden zerschlagen und in kleinen Körben an die Oberfläche gebracht. Diese Löcher oder kleinen Schachte sind rund und liegen dicht bei einander und die zwischen ihnen stehen gebliebene Erde wird später auch abgetragen, so daß man schließlich weiter in die Tiefe vordringt.

Die Verhüttung findet in kleinen Öfen mit dem allgemein üblichen Gebläse statt. In den Berg- und Hüttenleuten gesellt sich noch der Köhler, der in den Wäldern die Kohlen brennt und zur Hütte bringt. Der Malachit wird pulverisiert und mit Holzkohlen geschichtet in einen Tiegel gebracht, der im Ofen steht und dem Gebläse ausgesetzt ist, das tüchtig (durch Düsen) auf die Holzkohlen im Ofen gerichtet ist. Ist das Metall reduziert und geschmolzen, dann wird der Tiegel mit zwei als Zange dienenden Bambusröhren herausgenommen und das Kupfer in Sandformen ausgegossen. Die ganze Gegend ist dort sehr kupferreich und in der Lubima findet man häufig Malachitknollen im Gerölle.

Herausgeber: Dr. F. Andree in Heidelberg, Bergheimerstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LX. **Globus.** Nr. 24.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Die „Moros" der Philippinen.

Versuch einer Kritik von Prof. Ferd. Blumentritt.

Als die Spanier den Archipel der Philippinen entdeckten und in Besitz nahmen, fanden sie heidnische und mohammedanische Eingeborne vor, erstere benannten sie nach amerikanischen Reminiscenzen „Indier", letztere, in Erinnerung der spanischen Mauren, „Moros", beide Namen haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten, wenn auch in der Gegenwart unter „Indier" (indio) schlechtweg nur mehr der zivilisierte und christliche „Indier" verstanden wird. Da in den vergangenen Jahrhunderten die Völkerkunde im wissenschaftlichen Sinne des Wortes nicht existierte, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß man die philippinischen „Moros" nicht nur als Glaubensgenossen, sondern als Blutsverwandte der spanischen Mauren annahm und hinstellte. Viel schlimmer ist es (wenn auch bei der geringen Vorliebe der modernen Spanier für gründliche ethnographische Studien uns sehr erklärlich), wenn am Schlusse des 19. Jahrhunderts die Ansicht von der arabisch-maurischen Abkunft der philippinischen Moros selbst in den Kreisen spanischer Philippinisten weiter gehegt und gepredigt wird — höchst vereinzelte ehrenwerte Ausnahmen abgerechnet. Es ist aber hier nicht der Ort, über diese ethnographische „Ketzerei" der Spanier sich mehr zu verbreiten, denn die Leser dieser Zeitschrift brauchen erst nicht über die malaiische Abkunft der philippinischen Moros unterrichtet zu werden.

Wichtiger ist es, daß man auch in ethnographisch unterrichteten Kreisen des Auslandes die Moros der Philippinen als einen einzigen Volksstamm ansieht, was auf die einfachste Weise sich dadurch erklären läßt, daß die Sitten und Bräuche der verschiedenen Morostämme durch den Einfluß des Islam ein gemeinsames, einheitliches Gepräge aufgedrückt erhielten, die Moros also, wenn auch nicht ihrem physischen Habitus nach, so doch in den andern Beziehungen als ein einheitliches Ganzes sich repräsentieren. Hierzu tritt noch der Umstand, daß das Joloano (spr. Holoáno), d. h. das Sulu-Idiom nicht nur im eigenen Sprachgebiete, sondern (ähnlich dem Französischen im nichtgallischen Europa) in den Ländern der philippinischen Moros allgemein gesprochen wird, besonders im Verkehr mit Fremden, wodurch leicht geglaubt werden kann, daß alle „Moros" einen einzigen Sprachstamm bildeten. Nicht minder verbreitet ist das Maguindanao-Idiom, das von vielen mit dem Sulu-Idiom verwechselt wurde.

Es werden freilich den Moros verschiedene Namen gegeben, aber man hielt sie zumeist für Namen, welche mehr einen lokalen oder sozialen, als ethnographischen Charakter besäßen, was aber in den meisten Fällen nicht stattfindet, wie wir dies gleich im einzelnen nachweisen wollen, zuvor aber sei es uns gestattet, sämtliche Namen, welche den Moros gegeben werden, in alphabetischer Reihenfolge anzugeben.

Diese Namen sind folgende [1]: 1. Burneyes (spricht: Burnejés) †; 2. Calibaganes; 3. Camucones oder Camoconesí; 4. Guimbas oder Guimbajanes, Guimbahanes, Guinbajanes (spricht: Gimbas, Gimbahanes u. s. w.); 5. Ilianes (Ilanes) oder Illanun, Ilanum; 6. Jacanes (spricht: Hakanes); 7. Joloanos (spricht: Holoanos), es ist dies der spanische Name für die Sulus; 8. Lanaos; 9. Lanun; 10. Laut; 11. Lutangas; 12. Lutayas oder Lutayos, Lutaos; 13. Maguindanaos (spricht: Maginbánaus); 14. Malanaos; 15. Mardicas †; 16. Mindanaos; 17. a) Moros, b) Moro-Islames; 18. Moro-Malayos; 19. Orang-Islam; 20. Orang Laut; 21. Quimpanos; 22. Sámales oder Moros-Sámales oder Sámales-Laut; 23. Samecacas, 24. Sanguiles (spricht: Sangiles); 25. Tirones †; 26. Yacanes (spricht: Jakanes).

Von diesen Bezeichnungen können wir sofort Nr. 21 ausscheiden, denn es ist eine durch einen Druckfehler entstandene und durch leichtfertige Nachschreiber vervielfältigte Verunstaltung des Namens der Guimbas (Nr. 4). Ebenso sind zu streichen die Nrn. 17 b, 18 und 19, denn Moros-Islames ist eine Art Tautologie, Moro-Malayos ist der spanischen Unkenntnis der Völkerkunde zu danken, nach welcher nur die Moros als Malaien angesehen werden und was

[1] Die mit einem † versehenen Namen sind heute nicht mehr gebräuchlich.

Digitized by Google

Orang-Islam anbelangt, so ist dies nur eine malaiische Bezeichnung, gleichbedeutend mit Muselmann. Überdies ist Nr. 9 nur eine andre Schreibung für Nr. 7; ferner ist Nr. 8 die abgekürzte Form für Nr. 14; wie Nr. 16 für Nr. 13. Endlich ist Nr. 6 eine falsche Schreibweise für Nr. 26.

Von allen diesen Namen ist der verbreitetste: Moros, er dient als Sammelname für alle philippinischen Malaien mohammedanischer Religion und verdient vollkommen, in dieser Bedeutung in der ethnographischen Litteratur und Nomenklatur beibehalten zu werden, zumal in der deutschen, da wir doch die spanischen „Moros“ in unserer Sprache „Mauren“ nennen.

Von den übrigen Namen sind es folgende, welche mehr die Heimat als die Stammeszugehörigkeit kennzeichnen: 1. Burneyes, mit diesem Namen bezeichnete man früher die Mohammedaner der Insel Borneo, welches im älteren Spanisch Burney hieß. — 2. Camucones, so nannte man jene Piraten, welche die zwischen Borneo und Tawitawi gelegenen Eilande und Inselgruppen bewohnten. Wir können heute nicht mehr entscheiden, ob diese Camucones der alten Chronisten zu den Sulunaren gehörten oder zu einem andern Stamme. — 3. Ebenso scheint mit der höchsten Wahrscheinlichkeit der Name Illanos mehr eine Landsmannschaft als einen eigenen Stamm zu bedeuten, denn nach den Angaben der Jesuitenkatten bilden die Illanos, welche das sogenannte Territorio Illano der Insel Mindanao bewohnen, mit ihren südlichen Nachbaren, den Maguindanaos, einen einzigen Stamm. — 4. Lanaos oder Malanaos ist der Name jener Illanos, welche die Ufer des Sees Lanao (Malánao oder Dánao) bewohnen. Es scheint, daß auch der Name Illanos, wie dies schon aus der Nebenform Lanun hervorgeht, von dem Namen dieses Sees herzuleiten ist. — 5. Lutangas ist der Name jener Calibuganes (von diesen wird weiter unten die Rede sein), welche die Insel Olutanga und die derselben gegenüberliegenden Gestadelandschaften der Insel Mindanao bewohnen. — 6. Orang-Sulu will soviel heißen als Sulu-Mensch, da aber auf Sulu nicht allein eigentliche Sulunaren (Joloanos), sondern auch andre Stämme wie Guimbas, Sámales-Laut u. s. w. wohnen, so kann der Name Orang-Sulu nicht als Völkername, sondern nur im landsmannschaftlichen Sinne aufgefaßt werden. Es ist ein Name, der gänzlich aus der philippinischen Völkerliste zu streichen ist. — 7. Unter Tirones verstanden die philippinischen Mönchschronisten jene Piraten, welche aus dem Landstriche Tiron (Tedon, Tibong) von Borneo und den vorgelagerten Eilanden kamen.

Schwer ist es zu entscheiden, ob Sanguiles (besser: Moros Sanguiles) auch nur einen „landsmannschaftlichen“ Sinn besitzt. Die Sangui-Moros, welche die Südküste von Mindanao bewohnen und vom Vulkane Sanguini den Namen erhalten haben, unterscheiden sich zwar durch mildere Sitten und lare Beobachtung der Koranvorschriften von den Maguindanaos, aber dies begründet nicht, ihnen eine ab gesonderte Stellung von diesen zuzuweisen, denn wie wir weiter unten sehen werden, existiert durch die Sklaverei zwischen der Moros kein einheitlicher Typus auch innerhalb eines und desselben Sprachstammes. Bei der großen Variabilität des physischen Habitus und der Sitten innerhalb eines Stammes ist nur das sprachliche Moment das einzige maßgebende, und leider gerade hierüber ist bezüglich der Sanguiles nichts bekannt. Wir wissen über ihre Sprache gar nichts, obwohl die Vermuthung gerechtfertigt erscheint, daß sie kein eigenes Idiom besitzen.

Positiv erwiesen als eigene, selbständige Sprachstämme sind jene der Sulunaer (Joloanos), der Basanes, der Maguindanaos und der Sámales-Laut, denn die jetzt im Sulu-Archipel und auf Mindanao thätigen Jesuitenmissionare bemerken ausdrücklich, daß die Sprachen der hier erwähnten vier Morosstämme voneinander ganz verschieden wären. Das Sulu-Idiom (el Joloano) bildet die Muttersprache der Mehrzahl der Bewohner der Inseln Sulu, Tawitawi und Cagayan-Sulu und einer nicht unansehnlichen Zahl der Moros der Insel Palawan (und wahrscheinlich auch der Insel Balábak). Außerdem ist, wie schon erwähnt, die Kenntnis des Sulu-Idioms auch unter den übrigen Morosstämmen sehr verbreitet, weil Sulu das religiöse Zentrum der mohammedanisch-philippinischen Welt ist, dort liegt das Grab eines ihrer größten Heiligen, zu dem zahlreiche Pilger wallen, von Sulu, das mit Mekka in Verkehr steht, kommen die meisten Panditas (Priester) der Moros von Mindanao.

Das Patan-Idiom ist die Muttersprache jener Moros, welche das Binnenland der Insel Basilan bewohnen. Zu diesen Basanes gehören auch die Moros, welche östlich von Zamboanga ihre Sitze haben. Auf der Insel Sulu finden sich auch Basanes vor.

Das Maguindanao-Idiom bildet die Muttersprache der Moros, welche den Unterlauf des Rio Grande de Mindanao bewohnen, und der Illanos, obwohl letzteres nicht über alle Zweifel erhaben ist. Zu diesen Maguindanaos gehören noch die am Meerbusen von Davao und auf den Sarangani-Inseln seßhaften Moros.

Das Sámal-Idiom (das wir sehr wohl von einem zweiten philippinischen Sámal-Idiom, jenem der heidnischen Bewohner der im Golfe von Davao gelegenen Insel Sámal unterscheiden müssen) ist die Muttersprache der Moros-Sámales oder Sámales-Laut, welche die zwischen Sulu und Basilan gelegenen Inselgruppen, dann die Küstengegenden von Basilan bewohnen. Auch auf Sulu und Tawitawi sind sie in beträchtlicher Anzahl vorhanden.

Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß jene Moros, welche die Westküste der Halbinsel Sibuguey (Mindanao) zwischen Dapitan und Zamboanga bewohnen, zu den Sámales-Laut zu zählen sind.

Zu diesen vier Sprachstämmen wäre als fünfter Sprachstamm jener der Guimbas hinzuzufügen, doch bereitet der Umstand uns eine Schwierigkeit, daß die Guimbas uns oft im Zusammenhange mit den rätselhaften Samecaes genannt werden. Man sagt, daß die Guimbas die ursprüngliche Bevölkerung der Insel Sulu gebildet hätten, welche, besiegt von den einwanderuden Moros, sich in das Innere der Insel zurückgezogen hätten. Ähnliches wird bezüglich der Insel Basilan von den Samecaes erzählt. Der P. José Fernandez Cuevos aber identifiziert Guimbas und Samecaes, womit die Nachricht bei Moya übereinstimmt, nach welcher die Guimbas die Urbewohner von Sulu und Basilan wären. Sie können wir heute gar nicht entscheiden, ob Guimbas und Samecaes zwei verschiedene Namen eines und desselben Stammes waren oder nicht. Hierbei darf nicht unerwähnt bleiben, daß mit über die Religion der Samecaes gar nichts positives bekannt ist, weshalb es eigentlich von mir sehr gewagt ist, ihren Namen in die Morosliste einzufügen.

Die Calibuganes kann man nur ihrer Religion nach unter die Moros rangieren, denn sie sprechen das Idiom der Subanos, wie sie denn nichts andres als mit Morosblut versetzte Abkömmlinge von Subanos sind, welche den Islam angenommen haben.

Was den Namen Mardicas anbelangt, so gab man ihn den von den Molukken und Celebes (Mangkassar) stammenden Sklaven (17. Jahrh.). Dieser Name ist heute verschollen.

Interessanter ist der Name Orang-Laut oder Laut schlechtweg. Er wird in den Philippinen nicht nur jenen unter diesem Namen bekannten „Marinen“, „Zigeunern“ der malaiischen Inselwelt, gegeben, ohne Rücksicht auf die Stammes-

Digitized by Google

art, sondern speziell auch den Badjchu, welche von Celebes her die Häfen der Moros besuchen, aber im Lande selbst nicht seßhaft sind. Mitunter scheint man auch die Sámale-Laut mit den Orang-Laut zu identifizieren.

Viel Schwierigkeiten bereitet der Name Lutayas oder Lutaos. In den alten Chroniken entspricht dies Wort bald dem „Orang-Laut", bald dem „Illanos". Die modernen Autoren erwähnen die Lutaos nicht mehr und wir sind daher nicht in der Lage, zu bestimmen, zu welchen der Moros-Sprachstämme diese zu zählen wären. Jedenfalls dürfte ihr Name von Laut abzuleiten sein. Da die Lutaos besonders in der Geschichte Zamboangas häufig genannt werden, so könnten sie sehr gut für Sámales-Laut angesehen werden.

Mit Ausnahme der Guimbos (Sameacos) sind alle Moroölstämme Mischrassen. Ihre Vorfahren kamen von zwei Seiten her in den Archipel, der eine Strom von den Molukken, der andre von Borneo her, beide Ströme kamen auf der Insel Sulu zusammen. Schon diese ersten Einwanderer vermengten sich mit den ursprünglichen Landesbewohnern. Da Piraterie und Sklavenraubzüge die Hauptbeschäftigung der Moros chic in die Gegenwart) bildeten, und die Zahl der Sklaven die überwiegende Hauptmasse der Bevölkerung bildete, so ist in den Adern des heutigen Moros nur ein verschwindend geringer Bruchteil des Blutes der ersten Eroberer vorhanden. Wenn immer von arabischer Blutmischung die Rede ist und selbst ernste spanische Autoren sie als arabisches Halbblut ansehen, so muß dem gegenüber betont werden, daß die Zahl der Araber, welche in die hier in Frage kommenden Gebiete einwanderten, eine verschwindend geringe war; die Spanier haben 50 mal mehr arabisches Blut. Schon die Sprache der Moros beweist die Geringfügigkeit des arabischen Elementes, nur im religiösen Sprachschatz finden sich arabische Worte, die übrige copia verborum ist malaiischen oder Sanskrit-Ursprunges. Über die Mischungsverhältnisse kann folgendes mitgeteilt werden: Die Moros der Insel Palawan sind mit Tagbanua- und Bisaya-Blut versetzt, die Sulunaer und Sámales-Laut mit Bisaya-, Bicol- und tagalischem Blut, die Illanos mit tagalischem, Bicol-, Bisaya-, Subanon-, Bukidnon- und Manobo-Blut, die Maguindanaos mit Bisaya-, tagalischem, Bicol-, Tiruray-, Manobo- und Kiá-Blut, die Moros Sanguiles mit Bilan- und Tagabeli-Blut, die Moros des WB. von Davao endlich mit Tagucalo-, Atá-, Guianga-, Bagobo- und Manbaya-Blut.

Das Resultat unsrer Studie ist folgendes:

Mit voller Sicherheit ist anzunehmen, daß die philippinischen Moros in mindestens fünf Sprachstämme oder Nationen zerfallen, als: 1. Sulunaer; 2. Sámales-Laut; 3. Nacanes; 4. Maguindanaos; 5. Guimbas. Es ist überaus wahrscheinlich, daß die Illanos zu den Maguindanaos zu zählen sind und nicht unwahrscheinlich ist es, daß zu den letzteren auch die Moros Sanguiles gehören. Zu welchem dieser Sprachstämme die Moros von Balabac und Palawan gehören, ist unsicher; wenn sie nicht Borneaner sind, so gehören sie zu den Sulunaern. Die Calibuganes und Lutangas sind aber zu den Subanos zu weisen, gehören also streng genommen nicht in die Moroölste.

Jede der fünf genannten Nationen besitzt eine eigene Sprache, die Kreuzungen mit fremden Stämmen bewirkten aber, daß (insbesondere bei den Maguindanaos) ein einheitlicher Rassentypus bei jedem dieser Stämme nicht vorhanden ist.

Also: 1. zum mindesten fünf Stämme, fünf Sprachen, 2. eine einheitliche Kultur auf Grundlage des Islam, aber 3. große Verschiedenheit im Habitus, abhängig von lokalen „Faktoren der Kreuzung" und unabhängig von der Nationalität oder Sprache.

Die basaltische Nordküste Irlands.

Am Lough Foyle, der bei Londonderry tief ins Land einschneidet, ändert sich die Beschaffenheit der Irischen Küste und des dieselbe bildenden Gesteines. An Stelle der stark ausgefurchten, zerrissenen Küstenlinie treten nach Osten geradlinige Strecken, und das archäische Gestein des Nordwestens wird durch wundervolle Basaltbildungen des Nordostens ersetzt. Dieselben erreichen ihre großartigste Ausbildung in der Giants Causeway, dem Riesendamme an der Nordspitze der Grafschaft Antrim, deren Name Land der Höhlen bedeutet. Man erreicht diese Gegenden am besten mit der Eisenbahn von Belfast nach Coleraine und der von dort nach der Nordküste führenden Fortsetzung Coleraine Port Rush.

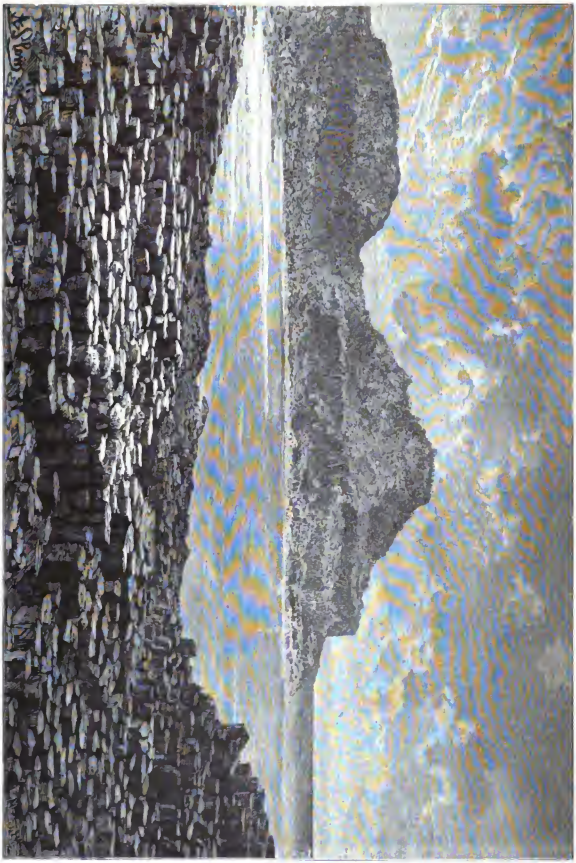
Die stark vulkanische Grafschaft Antrim ist als eine Fortsetzung der gegenüberliegenden Schottischen Küste und ihrer Eruptivgesteine zu betrachten, welche sich von Port Rush bis Belfast erstrecken. Die Nordostküste ist, wie die Nordküste, ebenfalls im Gegensatz zu der Nordwest- und Westküste recht arm an Einschnitten: nur die Red-Bai springt hier gegen den 480 m hohen Trostan ein und gegen den großen Busen von Belfast, den Belfast Lough, hier befindet sich die durch den Larne Lough von dem Festlande abgetrennte Magee-Halbinsel. Höhen von 200 bis 400 m bilden die Oberfläche der Grafschaft, deren höchste Punkte der erwähnte Trostan und der Knocklepd bei Ballycastle sind. Gegen den vom Lough Neagh, dem größten Binnensee Irlands, in nördlicher Richtung nach Coleraine fließenden Bann-River senkt sich das Land und wird hier von der Eisenbahn Belfast-Coleraine durchzogen, während an der Küste nur bis Larne am Larne Lough Schienenstränge reichen. Die Wasserscheide liegt meist nahe der Küste, und von ihr stammen die Wasser in westlicher Richtung zum River-Bann ab.

Dieses ebene bis hügelige Land wird von alten kristallinischen Schiefern eingenommen, dann folgen darüber Buntsandstein und Kreide, und endlich über dieser eine basaltische Decke, welche bis an die Küste herantritt und hier die großartigen Erscheinungen zeigt, welchen dieser Küstenstrich vorwiegend gewidmet sein soll.

Schon Portrush, der Endpunkt der Eisenbahn, steht auf wilden zerklüfteten Basaltfelsen, hat aber sandigen Strand und Dünenreihen dahinter und ist daher als Badeort beliebt. Gleich östlich von Portrush kann man die Ueberlagerung der Kreide durch den Basalt gut erkennen. „Ueber den blendendweißen, senkrechten Wänden der Kreide", sagt von Lasaulx (Aus Irland, S. 143), „lagert die mächtige kohlschwarze Decke des Basaltes. Wie die Oberfläche der Kreideschichten bald höher aufwärts steigt, bald abwärts im Bogen einsinkt, so folgt allen Wellen der Oberfläche genau die Unterfläche des Basaltes." Die Kreidekliffen sind bis zu 30 m hoch, vom Meere stark zerzagt und besitzen aus weißer Schreibkreide, welche von dem Basalt vielfach durch einen Feuersteinelvm getrennt sind, welcher der Erosion der Wasser auf der Oberfläche der Kreidefelsen vor Ueberdeckung durch den Basalt ihre Entstehung verdankt.

Der Basalt erscheint in Antrim in Form einer großen Anzahl von Strömen und Decken, welche übereinander gefloffen sind und sich in ihrer petrographischen Zusammensetzung voneinander unterscheiden. Die Ausbruchsstellen dieser

Digitized by Google



Der Riesendamm (Nordküste Irlands). Nach einer Photographie.

Digitized by Google

Die „Schornsteine“ (Nordküste Irlands). Nach einer Photographie.

Digitized by Google

Baſaltmaſſen ſind nur zum Teil bekannt und die alten Ausbruchskegel ſind faſt völlig vernichtet, nur ihre durch Eroſion und Denudation bis zu den Grundfeſten abgetragenen Reſte ragen noch auf. Der Baſalt ſetzt in Antrim die höchſten Gipfel, wie den Troſtan, Tinaldbill, Benbrudagh und Hiewenaue, zuſammen, nur die Umgebung von Benmore Head und Ballycaſtle beſteht aus alten, kriſtalliniſchen Schiefern, devoniſchen roten Sandſtein (Old red) und Kohlengebirge. Den Eindruck eines Plateaus von Baſalt machen eigentlich nur die ſteilen Ränder der Decke, welche nach der Küſte abbrechen, während das Binnenland ſchon zu ſehr denudiert iſt, als daß der Deckencharakter auch in den Oberflächenformen hervortrete.

Baſaltſäulen am Rieſendamm. Nach einer Photographie.

Im ganzen iſt eine Dreiteilung des Baſaltplateaus zu machen, in welchem drei durch tiefe Einſchnitte getrennte Teile vorhanden ſind, indem nach Lokalität drei Linien von Ausbruchspunkten in nordſüdlicher Richtung nebeneinander lagen, welche auch jetzt noch in drei nordſüdlich ſich erſtreckenden Kegelbergzügen erkennbar ſind.

Um Portruſh öſtlich wandernd, paſſiert man das völlig iſoliert auf gewaltigen Kreideſeſſen liegende, durch eine Brücke mit dem Feſtlande verbundene fahle und öde Schloß Dunluce Caſtle und eine Unzahl von Höhlen in dem Kreidegebiet, welche Antrim den Namen verſchafft haben, und gelangt nun nach einer Wanderung von etwas mehr als 3 km nach dem berühmten Baſaltgebiet der Giants Cauſeway. Hier tritt der Baſalt an das Meer ſelbſt hinab, wohl infolge einer ſtarken Verwerfung, welche die Kreideſchichten ſamt der darüber liegenden Baſaltdecke zum Sinken brachte.

Die Giants Cauſeway, iriſch die Treppenſtufe der Piraten, jetzt der Damm der Rieſen, wird aus aufrecht ſtehenden Baſaltſäulen gebildet, welche ſich in drei Halbkreiſen der Küſte entlang ziehen. Dieſe beſitzt demnach drei Ausbuchtungen, zwiſchen welchen zwei Vorſprünge ſich ins Meer erſtrecken; einer dieſer iſt eben der Rieſendamm. Die Buchten ſteigen in Form von Amphitheatern auf. Die Bai von Portnaſtam wird durch die Klippen der Stoocairns von Port Gunmoy getrennt, dieſes durch den Rieſendamm von Port Natter und dahinter folgt nochmals das Roveran Valley Head, welches Port Natter von Port Na Spain ſcheidet, das von dem Untergange mehrerer Schiffe der ſpaniſchen Armada an dieſer klippenreichen Küſte den Namen hat.

Baſaltſäulen am Rieſendamm. Nach einer Photographie.

Der Giants Cauſeway erſcheint Lokalität mehr als ein Baſaltpflaſter, denn als ein Damm; aus demſelben heraus ragen dagegen drei wirkliche Dämme, welche ſelbſt bei hoher Flut aus dem Waſſer hervortauchen, der kleine, der mittlere und der große Cauſeway; die Länge des größten unter ihnen beträgt bis gegen 200 m, die der andern kaum 100 m. Beſonders anziehend ſind aber die Säulenformen, welche ſich hier zeigen, und die in den hier beigegebenen Abbildungen gut erkennbar ſind. Sie ſind faſt ausſchließlich ſechsſeitig, ſelten ſiebenſeitig, fünfſeitig, aber auch ſogar drei-, vier-, acht- und neunſeitig. Dieſe Säulen ſind nun durch das zwiſchen ſie zu Zeiten einſtrömende Meer in großartiger Weiſe herausgebildet, indem das leichter lösbare Bindematerial zwiſchen den einzelnen Säulen weggewaſchen wurde, die ſtarken Widerſtand leiſtenden Säulen ſelbſt aber ſtehen blieben. Im ganzen ſind es etwa 40 000, meiſt von ganz dichtem Baſalt gebildet,

Digitized by Google

während accessorische Mineralien von schönster Form und Größe besonders bei Port Natter auftreten.

Der Giants Causeway steigt, wie bemerkt, amphitheatralisch vom Meere gegen das Innere auf und besteht dann auch aus verschiedenen Basaltströmen, welche in der horizontalen Richtung gestossen sind, so daß sich eben die Säulen in vertikaler Richtung bilden konnten. Er besteht aus vier übereinander liegenden Strömen, dem untersten Basalt, welcher unmittelbar auf dem Grünsand der Kreide ruht, dem darüber lagernden unteren Säulenbasalt, dem massigen und dem oberen Säulenbasalt, auf welchem nach oben zu noch der boleritische Mandelstein folgt.

Im Westen des Giant Causeway erhebt sich das Amphitheater von Port Natter mit scharf abgegrenzten Stufen der eben erwähnten Reihenfolge und der Riesenorgel, im Osten die sogenannten Schornsteine, von denen wir hier ebenfalls eine Abbildung geben. Fünf gewaltige Stufen bilden das Rowcan Valley Head, welches den Riesendamm von dem Port Na Spain trennt.

Eine ausgezeichnete Straße führt von den Küstenplätzen in der Nähe des Riesendammes nach Belfast; sie hält sich fortgesetzt nahe der Küste und bietet eine Fülle von Naturschönheiten, während ein älterer Saumpfad 200 m höher über die Felsen führt, in welche die neue Straße eingesprengt ist. Einige kleine Dörfer liegen zwischen den Vertiefungen der hügeligen Landschaft, von zerstörten Schlössern überragt, vornehmlich entzückt das Auge der Blick auf das Meer, welches einzelne Teile der Küste zu Inseln isoliert hat; auf einer solchen isolierten Klippe steht das durch eine schwanke Brücke mit dem Festlande verbundene Schloß Carrick-a-Rede, selbst aus Basalt gebaut.

Östlich von Ballycastle beginnt der Basalt auf eine kurze Strecke durch die ermahnten älteren Schiefer und Sandsteine abgelöst zu werden, welche den nordöstlichsten Vorsprung Irlands, Kap Bennore Head, bilden. Vom Lande aus zeigt dasselbe sanft ansteigende Wiesenflächen, während es zum Meere fast lotrecht hinabstürzt. Höhlen durchziehen die Felsen des Vorgebirges, vor welchem sich im Norden die Insel Rathlin zeigt, während im Nordosten die Küste Schottlands aufsteigt. Es ist die ebenfalls mit Eruptivgesteinen durchsetzte Halbinsel Cantire, welche hier ihren Arm nach Irland hinübererstreckt.

Die ganze Strecke der irischen Küste von Ballycastle bis Cushendall ist voll von Naturmerkwürdigkeiten. Felsenthore, fremdartige Grotten, tiefe Thäler durchfurchen hier das Hügelland, letztere durchfließen von neun Bächen, welche aus dem Innern desselben zur Küste herabeilen. Teilweise sind es wilde Schluchten, in welche die Wildbäche tosend herabstürzen, wie die Glenceriff Schlucht, welche zwei Wasserfälle besitzt.

Die Rote Bucht, Red-Bai, führt ihren Namen mit Recht, indem hier der rote Sandstein unmittelbar an die Küste tritt, dicht durchzogen mit Höhlen; über die Straße selbst führt ein freilich künstlich ausgehauener Thorbogen. In dieser Gegend, der Heimat Ossians, wird auch das Grab des Sängers gezeigt.

Der Farbenreichthum der Nordostküste Irlands wird in hohem Maße gerühmt.

Am Fuße des Felsen aus blendendweißer Kreide, darüber liegt schwarzer Basalt und auch roter Sandstein kommt vor. Das Kolorit des Meeres, ein durchsichtiges, glänzendes Blau, spannt sich über diese Farbennuancierung. Oft liegt auch ein violetter Schimmer über der Küste. Dazu kommt die Blumenpracht der Wiesen und Gärten. Nordirland, auch Westirland, sind die Länder der Fuchsien, und zahlloser andrer Blumen. Rosen zeigen sich hier auf den Hügeln, während Bäume überall ziemlich spärlich und an den Flußläufen zusammengedrängt sind. Auch die Behausungen der Bewohner tragen zur Erhöhung des Farbenreichthums bei; sie sind weiß angestrichen, die Thüren und Fenster bald grün, bald lebhaft rot, dann wieder kobaltblau, braunrot, die Mauern überwuchert von Fuchsien, Rosen und Winden.

Noch zwischen Carrickfergus und Belfast tritt der Basalt, mit tiefen Höhlen ausgestattet, nahe an die Küste heran und bildet das Nordufer des Lough Belfast; am bekanntesten ist hier der Cave Hill.

Hier endet derselbe und damit begrenzen auch wir diesen Aufsatz, welcher den Zweck hatte, auf die eigenartigen Bildungen der Irischen Küsten aufmerksam zu machen.

Mitteilungen über die Insel Samos.

Von L. Bürchner.

Unter den asiatischen Sporaden, von denen manche, wie z. B. Leros, in der jüngsten Zeit einen ungeahnten Aufschwung nahm, ist vielleicht keine der Aufmerksamkeit der Geographen so wert, wie das verhältnismäßig kleine (nur zirka 468,3 qkm große) Samos.

Es ist bekannt, daß diese Insel seit dem 10. Dezember 1832 an das türkische Reich nur durch ein ganz loses Band der Abhängigkeit geknüpft ist. Der Großsultan ist Souverän, erhält den jährlichen Haradsch von 400000 Grusch und ernennt den christlichen Statthalter (bisher stets griechischer Abkunft). Gegenwärtig ist es der vom Berliner Vertrag her bekannte Alexandros Karatheodoris Paschá, der seit sieben Jahren die Insel verwaltet und schon vieles für sie gethan hat. Auf dem Boden der Insel dürfen sich vertragsmäßig keine türkische Truppen aufhalten. Zwei Kompagnien bilden die Besatzung des im Hafen von Vathy vor Anker liegenden kleinen türkischen Kriegsschiffes. Wenn man Griechen, die von andern türkischen Inseln des Archipelagos kommen, nach den Zuständen von Samos fragt, heben sie als Grund des Wohlbefindens der Samier namentlich die gute Gerichtsordnung und die Verwaltung ausschließlich durch Griechen hervor.

In ethnographischer Beziehung bietet die gegenwärtige Bevölkerung dadurch Interesse, daß sie, obwohl durchaus griechisch, verhältnismäßig sehr gemischt ist. Nachdem nämlich im Mittelalter die Insel infolge der Gewaltthätigkeiten der Seeräuber fast völlig unbewohnt war, wurde sie um das Ende des 15. Jahrhunderts auf Veranlassung des Kilidsch Ali Paschá, eines türkischen Kapudán Paschás (= Admirals), bevölkert und Kolonisten durch Gewährung von zeitweiliger Steuerfreiheit aus allen Teilen der Levante angezogen. Da kamen Griechen von den Küsten Kleinasiens, Griechen und Albanesen aus dem griechischen Festland, von der Peloponnes. Manche Ortschaftsnamen erinnern noch an die Namen der Stammdörfer in der früheren Heimat der Besiedler. In den Freiheitskämpfen der Griechen thaten sich die Samier durch Unerschrockenheit hervor. Keinem türkischen Flottenführer gelang eine nachhaltige Landung.

Gegenwärtig sind die Behörden auf der Insel auf das eifrigste bemüht, den Wohlstand zu fördern. Man opfert

Digitized by Google

große Summen für Hafenbauten, für Anlegung von Straßen, Errichtung gemeinnütziger Bauten und Anstalten. 1888 ging man daran, eine neue Stadt, die den Namen *Ἡραιον* bekam, zu gründen. Ja, in jüngster Zeit tauchte ernstlich das Projekt auf, durch die Insel unter Vermeidung allzu gebirgiger Strecken eine Eisenbahn zu führen. Durch Telephon und Telegraph sind alle wichtigeren Plätze schon seit einiger Zeit verbunden.

Über alle die volkswirtschaftlichen, wie nicht minder die historischen Verhältnisse geben die von dem langjährigen und verdienten Staatssekretär der Insel Epaminondas, J. Stamatiádis, in ununterbrochener Folge herausgegebenen, sorgfältig gearbeiteten *ἐτησρίδες*, die Staatskalender des Fürstentums Samos, den genauesten Aufschluß. Besonders interessant sind für den Statistiker die Zahlen, welche auf die Bevölkerungsbewegung, die Ein- und Ausfuhr sich beziehen. Aus verschiedenen bekannten Gründen sind die Zahlen, welche aus andern Teilen des türkischen Reiches über diese Verhältnisse bekannt werden, ziemlich unzuverlässig. Für Samos aber liegen in den genannten Jahrbüchern zuverlässige und ausführliche Statistiken vor, deren Resultate den Geographen des Westens bekannt zu werden verdienen. Wir dürfen sicher annehmen, daß die Zahlen über Geburten, Heiraten und Todesfälle, über die Handels- und Verkehrsverhältnisse von H. Stamatiádis aufs gewissenhafteste registriert werden. Nur durch seine Arbeiten war *Zur Helle von Samos* in den Stand gesetzt, in den „Mitteilungen der Kaiserl. und Königl. Geographischen Gesellschaft in Wien" 1878 gerade über Samos zuverlässige Notizen zu bringen, während er über die Verhältnisse der Inseln des Vilajets der Inseln des Weißen Meeres nur beschränkte und höchst ungenaue Angaben bringen konnte. Es sollen nun nach den Staatskalendern des H. Stamatiadis einige kurze statistische Reihen mitgeteilt werden.

Bevölkerung.

1702 betrug die Zahl der Bevölkerung zirka 12000 Individuen, 1828: 27125 Bewohner, davon 13775 männlich, 13350 weiblich. Über 15000 Samier sind gegenwärtig im Ausland verstreut; in den Vereinigten Staaten von Nordamerika leben allein 300 auf Samos geborene Griechen.

a) Bevölkerungszahl:

Jahr	Häuser	Familien	Seelen	Männer	Weiber	Kinder	davon männl.	davon weibl.
1887	9886	9804	43117	9259	9993	23865	12437	11428
1890	10845	10509	46361	10038	10326	25937	12970	12967

Das Zunehmen der Individuen weiblichen Geschlechts, das z. B. sich in der Rubrik der weiblichen Kinder besonders zeigt, deutet auf Kulturfortschritt hin.

Jahr	Gebo-renen	männ-lich	weib-lich	Ver-storben	Todes-fälle	männ-lich	weib-lich	Knaben	Mädchen
1887	1608	841	767	330	740	149	181	219	191
1890	1631	849	782	317	703	163	205	178	157

Die meisten Heiraten fallen in die Monate Januar und Februar; demgemäß fallen die meisten Geburten in die letzten Monate des Jahres oder den Anfang des nächsten.

Jahr	Monat und Zahl der meisten Geburten	Monat und Zahl der meisten Heiraten	Monat und Zahl der meisten Todesfälle	Preise über 100 3.	Preise über 110 3.	Greifsmass über 100 3.	Greifsmass über 110 3.
1887	Nov.: 186	Jan.: 54	Dez.: 90	1	—	5	—
1890	Dez.: 186	Jan.: 64	Juli: 88	2	—	2	—

Die jüngsten Bräutigame sind durchschnittlich (aber selten) 15 Jahre, die jüngsten Bräute durchschnittlich 14 Jahre alt (ausnahmsweise jünger, z. B. 10 Jahre). — Schon älteren Reisenden ist es aufgefallen, daß es auf Samos unverhältnismäßig viele Leute giebt, welche über 100 Jahre alt werden. Meistens sind es nun freilich Weiber, welche z. B. 120 Jahre erreichen. Von den Männern obliegen eben so manche gefährlichen und nicht selten lebensabkürzenden Berufsarten, z. B. der Schwammtaucherei. Die meisten Samier aber sind Ackerbauer und darum treffen auf diese Berufsklasse die meisten Toten eines Jahres.

Eine ziemlich genaue Übersicht über Handel und Wandel der Samier, ihre Kulturstufe, ihre Industrie, die Eigenart des Bodens der Insel und die Lebensmittelpreise gewährt uns eine statistische Zusammenstellung der Ein- und Ausfuhr, wobei ich nur das wichtigste anführe.

Jahr	Mehl in Okes	Steine u. Holz-leisten in Piast.	Unbearb. Häute in Piast.	Zucker Okes	Zucker Preis in Piast.	Vorrätiges Schlachtvieh Stück	Vorrätiges Schlachtvieh Wert in Piast.
1887	733868	25612	1201249	43396	104094	13892	1133482
1890	556390	19429	860000	94386	236647	17011	1069665

Die Ока hat 1040 g, der Piaster gilt etwa 18 Pfennig, das Kantarion hat 56 kg, eine Last 100 kg.

Das Mehl und der Zucker kommen aus der Türkei, aus Rußland und Österreich-Ungarn, die Häute aus Ägypten und Bulgarien, die Steinkohlen aus England.

Jahr	Zigarettentabak Okes	Zigarettentabak Piaster	Kaffee Okes	Kaffee Piaster	Gerste in Kile	Faden-gemüse in Piast.	Bambolj in Okes	Bambolj in Piast.
1887	107978	819870	11625	127654	13587	628019	424691	
1890	134596	1041985	33270	252535	15139	614050	499666	

Der Zigarettentabak wird aus der Türkei und von Griechenland, der Kaffee ebendaher und aus Österreich bezogen.

Jahr	Reis in Okes	Hülsenfrüchte in Okes	Gesalz. Fische in Okes	Weizen in Kile	Syrit in Okes	Tumbeli in Okes	Käse in Okes
1887	57940	183033	82721	125378	17193	13066	31259
1890	96976	168547	86381	179170	32401	17615	35366

Der Reis kommt aus der Türkei, aus Italien und Österreich-Ungarn, der Syrit aus Österreich-Ungarn, Frankreich und Rußland, der Tumbeli (Blätterabak zum Rauchen aus der Wasserpfeife) aus der Türkei, der Käse aus der Türkei und von Griechenland. An der ganzen Einfuhr ist Deutschland nur bei den Artikeln: „Kleiderstoffe", zusammen mit der Türkei (1891 um 59475 Piaster), „bearbeitetes Eisen",

Digitized by Google

zusammen mit der Türkei und Griechenland (1891 um 14 207 Piaster) und „verschiedene Glaswaren“, zusammen mit der Türkei und Österreich-Ungarn (1891 um 31050 Piaster) beteiligt ist. Bei allen bisher Zahlen für Einfuhrartikel muß berücksichtigt werden, daß die Waren, welche aus türkischen Häfen kommen, hier nicht einbegriffen sind.

b) Ausfuhr:

Jahr	Ziegenhäute in Piastern	Mandeln in Oken	Antimon in Tonnen	Bearbeitete Häute in Piastern	Öl von Oliven in Oken	Zwetschen in Kantarien
1887	27 547	3 125	8 (= 7300 P.)	1 339 756	29 110	9 815
1890	32 483	243	—	1 054 849	106 506	6 707

Die Ziegenhäute, Mandeln, die Töpferwaren und Zwiebeln gehen nach der Türkei, das Antimon wurde nach England gebracht.

Jahr	Alkoholfreie Weine: Anzahl der Flaschen	Rotweine: Oken	Rotweine: Piaster	Mostalweine: Oken	Mostalweine: Piaster	Rezigatweine: Oken	Rezigatweine: Piaster
1887	419 670	7 635 684	302 45	784 6	495 055	84	7 194
1890	382 470	2 345 321	93 67	627 7	814 012	2 061	177 385

Die Wein- und Weinbeerenausfuhr bildet den Hauptausfuhrartikel von Samos. Besonders berühmt ist der *oivoyaudyaros* (hochgrich. *εὐθοσμίας*). Dieser Artikel war durch Verbindung der Steuern auf vins de liqueur von einer ernsten Krisis bedroht, die von der Insel wohl abgewendet wird. Auf der Gartenbauausstellung in Köln wurde auch den samischen Weinen der erste Preis in einer silbernen Medaille mit zuerkannt. Die Rezinatweine — der weiße Wein wird mit Pinienharz versetzt — werden, wie es scheint, jetzt immer eifriger hergestellt, nachdem das Absatzgebiet für die Muskatweine sich verringert hat. Sie werden nur auf türkisches Gebiet ausgeführt.

Jahr	Mengen in Oken	Beerenbeeren, roh: Kantar.	Beerenbeeren, roh: Piaster	Rosinen: Kantar.	Rosinen: Piaster	Sultaninen: Kantar.	Sultaninen: Piaster
1887	126 728	18 427	2 983 157	287	29 100	25	3 338
1890	115 982	37 707	7 881	71	4 267	—	—

c) Gegenüberstellung der Werte für Ein- und Ausfuhr:

1881	Einfuhr:	17 649 103 Piaster,	Ausfuhr:	15 893 645
1882	„	14 072 403	„	12 607 979
1883	„	15 684 128	„	13 938 656
1884	„	15 548 643	„	13 160 074
1885	„	12 431 887	„	10 256 201
1886	„	17 548 643	„	14 885 019
1887	„	17 530 689	„	19 167 160
1888	„	17 401 151	„	11 859 212
1889	„	20 407 963	„	12 846 931
1890	„	20 722 279	„	17 134 413

Hier sind bei den Zahlen für die Einfuhr auch die Werte der Waren, welche aus türkischen Häfen kommen und in Samos von Zoll befreit sind, sowie die Werte für die Feldfrüchte, welche die samischen Erntearbeiter von den Ackerbauern der gegenüberliegenden kleinasiatischen Gebiete zum Lohn erhalten, veranschlagt.

Der „weite Westen“ von Neu-Süd-Wales.

Von Dr. A. Vollmer.

Dem Australier ist der weite Westen seines Kontinents resp. seiner Kolonie meist ebenso sehr eine terra incognita, wie es der weite Westen Amerikas dem Yankee war vor dem Bau der großen transkontinentalen Eisenbahnen. Erst in neuester Zeit haben allerlei Umstände, wie der Vorschlag eines Eisenbahnbaues von Nyngan nach Broken Hill und nach der südaustralischen Grenze, die Forschritte der Kaninchenplage und ein Besuch des Landministers von Neu-Südwales im Hinterlande wieder die Aufmerksamkeit auf jene gewaltigen Länderstrecken gerichtet, wo einzelne Besitzer Land inne haben, das sich an Größe mit deutschen Fürstentümern messen kann, wo Millionen Acker reichen, chokoladefarbigen Bodens des Aufsuchens und der Kultur warten, durch deren Mitte der zweitgrößte Fluß Australiens, der Darling oder Barwan fließt, und durch das der Weg führt zum größten und reichsten Silberdistrikt der Welt, nach Broken Hill. — Ein Bericht erstatter des „Sydney Morning Herald“, der diesen für die Zukunft so wertvollen Besitz bereiste, gab in diesem Jahre eine sehr anziehende Beschreibung des Landes, seiner Vorzüge und seiner großen Schattenseiten, dem das Folgende entnommen ist.

Der beste Ausgangspunkt zum Besuche des weiten Westens ist Nyngan an der nach Bourke und Darling führenden westlichen Eisenbahnlinie. Als Nyngan noch Endpunkt, die Linie nach Bourke noch unvollendet war, war es ein Mittelpunkt des Handels, wohin von allen Stationen innerhalb eines Radius von 100 Meilen die Wagen kamen, und Händler und Gastwirte gedeuten noch mit Bedauern über ihre gegenwärtige Lage der Zeit, wo Viehzüchter, Treiber, Fuhrleute tagelang in der Stadt oder ihrer Umgebung sich aufhalten und wie Fürsten ihr Geld ausgaben pflegten. Denn jetzt ist alles verändert. Fuhrleute kommen nicht viel mehr hin, Viehzüchter und Treiber bleiben meist nur wenige Stunden oder Minuten bis zum abfahrenden Zuge.

Dies Aufblühen und die Fortschritte Nyngans sind des anliegenden Landes wird erst gesichert sein mit der Lösung der Wasserfrage, wenn das reiche Land umher durch hinreichende Bewässerung einer stetigen Bevölkerung von Bauern und Landwirten ergiebige Heimstätten bieten wird; bis dahin besteht Nyngans Bedeutung in der Thatsache, daß es als Umsteigestation und Umladepunkt nach Cobar und dem Westen dient.

Sobald der Reisende die Eisenbahnlinie verläßt, findet er sich auf dem Wege nach Broken Hill via Cobar und Wilcannia, in einem Lande und einem Klima, die völlig verschieden sind von dem auf der Ostseite des Wellingtondistrikts gewohnten. Die Luft ist klar und trocken, die Oberfläche des Landes meist flach, der Boden ein reicher chokoladefarbiger Lehm, die meisten Bäume und Sträucher verschieden von den in den alten Ansiedelungsdistrikten. — In günstigen Jahren soll sich das Land zwischen Nyngan und Cobar gut für landwirtschaftliche Zwecke eignen. Zu Hollé Farm auf Hermitage Plains wächst der Weizen 4½ Fuß hoch und giebt im Durchschnitt 27 Bushels (1 Bushel = 35,2 Liter)

Digitized by Google

pro Acker. — In der Umgegend von Cobar blühten in den Gärten sagar Erdbeeren und nahebei Luzernefelder, die den besten Farmen von Hunter Ehre machen würden. Doch beziehen sich alle diese Thatsachen nur auf Jahre mit reichem Regenfall. Wie sehr dieser im weiten Westen obwechselt, zeigen folgende offizielle Angaben:

Die Regenmenge betrug:	1887	1888
Cobar	19,14 Zoll	9,08 Zoll
Paddington-Station	24,0 „	7,0 „
Redgedwo-Station	25 „	4,2 „
Kew-Station	27,77 „	4,29 „
Wilcannia	21,90 „	3,22 „

Im Jahre 1888, dem Jahre der größten, sonst kaum erlebten Dürre, war es unmöglich, Landbau zu betreiben ohne Hilfe künstlicher Bewässerung, und diese konnten sich nur die leisten, die glücklich genug waren, ihre Niederschlagungen in der Nähe ständigen Wassers zu haben. In den Zeiten der Dürre wird der Distrikt fast so graslos wie eine makadamisierte Landstraße. Die Oberfläche des lehmigen Bodens verwandelt sich in roten Staub, der sich bei jedem darüber hinstreichenden Windzuge erhebt; die ganze Gegend sieht verdirbt aus. Zum Glück für die Viehzeigentümer zwischen Nyngan und Cobar giebt es viele Sträucher, mit denen sie ihre Schafe füttern können, wenn sie kein Gras haben. So sind die Viehverluste durch Dürre hier verhältnismäßig gering im Vergleiche zu andern Plätzen. Die Landwirte behaupten, daß der Landbau sich doch bezahlt mache, da drei von vier aufgebieten Ernten sicher reifen und die Preise, die sie in guten Jahren erzielen, sie reichlich für die während der trockenen Jahre erlittenen Verluste entschädigen. Dennoch ist der Landbau eine gewagte Sache in diesen Gegenden, was durch die Thatsache bewiesen wird, daß das besäßigte Land selten 20 Acres überschreitet und die meisten Ernten zu Viehfutter verwandt werden.

Budds Gap ist eine Art Thor durch die einzige Bodenerhebung zwischen Cobor und Nyngan, und den ebenen Charakter der Straße kann man daran ermessen, daß trotz dieses Hindernisses die Hauptstegung für die neue Eisenbahn zwischen Cobar und Nyngan nur 1:100 beträgt. Vor kurzem entdeckte man bei Budds Gap Kupfer on einer Stelle, die den hochtönenden Namen „Neu Burra-Burra“ erhielt. — Nahe jenem Thor ist Florido-Station und die Grenzlinie zwischen den zentralen und westlichen Distrikten läuft nur zwei Meilen davon entfernt auf der Seite nach Nyngan zu. Die Stadt Cobar liegt zirka 12 Meilen von Budds Gap. Es ist eine gut gebaute Stadt und rühmte sich früher einer Bevölkerung von nahe 4000 Seelen. Doch entzog die zeitweise Schließung der „Great Cobar Kupfermine“ vielen Menschen ihre Beschäftigung, und diese haben seitdem andere Plätze aufgesucht, so daß die Bevölkerung auf zirka 1500 gesunken ist. Cobor ist ein reicher Zentrolpunkt für Bergwerke. Die oben genannte Mine sondte in ihrer Glanzzeit jährlich 3200 Tonö Kupfer nach Sydney. Doch scheint der Kostenpunkt, die hohe Fracht zu und von dem Bergwerke der Hauptgrund gewesen zu sein, weshalb die Great Cobar ihre Operationen einstellte; nun, da die Eisenbahn von Nyngan bis dicht an das Bergwerk heran nahezu vollendet ist, denkt man an Wiedereröffnung desselben, und mit der Rückkehr der Bergleute und ihrer Familien wird auch die Stadt wieder aufblühen, wo man inzwischen mit der Ausbeutung einer Reihe von Gebrüffen in einem hügeligen Gelände nahe der Stadt den Niedergang derselben zu bekämpfen suchte. — Außerdem beziehen die umwohnenden Landbesitzer ihre Vorräte von Cobor und senden ihre Wolle hin, so daß immerhin das Geschäft lebhaft ist. Den Wert des umliegenden Graslandes kennzeichnet die Thatsache, daß im Jahre 1891 2 Blod Landes von je 64 000 Acres für 5000 Pfd. Sterl. verkauft, kurz darauf für 10 000 Pfd. Sterl. wieder verkauft wurden.

In gewöhnlichen Jahren eignet sich der Cobardistrikt gut zum Weidelond. Die für das Vieh genießboren Sträucher, wie Mulgo, Emubusch, Berrigon, Leaporbbaum, sind reichlich vorhanden. Baumwolle und Salzbusch nicht so viel wie früher, da ihr Anbau nicht systematisch betrieben wird und sie sehr durch die Kaninchen leiden. Auch Krähenfuß blüht an vielen Stellen. Durch Ausroden hat das Land viel gewonnen. In vier Jahren, 1884 bis 1888, wuchs der Viehstand des Cobordistrikts um 704 114 Schafe, 8173 Rinder, 371 Pferde. Die Kaninchenplage hemmt das Anwachsen des Viehstandes und gegen sie suchen sich die Viehzüchter durch Trotzmeche und andere Mittel zu schützen; erst wenn dieser Feind übermunden ist, werden die Pachtungen in jenen Gegenden größeren Wert gewinnen. Der ondre Feind des Viehzüchters, die regenlose Trockenheit, trifft besonders die Gegend zwischen Cobar und dem Darlingflusse; durch diese sollen starben im Jahre 1888 auf einer Station allein 50 000, auf einer andern 60 000, auf einer dritten 19 000 Schafe, obgleichen von dem unter günstigen Umständen zu rechnenden Zuwachs. — In der Nähe von Cobar schützt man sich gegen den Wassermangel durch Teiche und Dämme. — Im Jahre 1885 goh es 47 Regentage, 1886 48, 1887 66, 1888 aber nur 24. — Die mittlere Regenmenge betrug für diese vier Jahre 15,64.

Zwischen Cobor und Wilcannia giebt es keine durchgehende Poststraße und der Reisende muß auf eine posfende Gelegenheit warten. Die Post befördert nur ein Drittel der Entfernung und so giebt es nur wenige Gasthäuser unterwegs. Erreicht der Reisende des Abends keins, ist er auf die Gastfreundschaft der oft meilenweit landeinwärts wohnenden Viehzüchter oder auf Schutzhäuser zc. angewiesen. — Hinter Cobar berührt die Straße die Schafstationen (runs) Merryulo und Bulgoo. Im Frühling eines günstigen Jahres gleicht das ganze Land einem prächtigen Park. Das Gras steht fast drei Fuß hoch, fein branzegrün und mit schönen Blumen vermischt; die Bäume und Sträucher sehen hell und frisch aus. Stundenlang dehnt sich die holperige Straße aus und die einzige Abwechslung in diesem Grasozean bietet ein Emu, ein Känguruh, ein Trutkahn oder das überall gegenwärtige Kaninchen. Am Horizont sieht man einige kleine Erhebungen, wie die Bulloo Ranges, sonst meilenweit baofelbe Koche Land. Endlich, 28 Meilen von Cobor, wird die Straße besser, bald zeigt sich ein Haus und angebautes Land und der Wagen hält vor dem Doubte Gates-Hotel auf der Bulloo-Station. 16 Meilen weiter erreicht er das Sandy Creek-Hotel, die gewöhnliche Übernachtungsstation. Die Häuser sind aus Cypressenstichten gebaut, die längs der ganzen Straße sich finden, und deren Holz der weißen Ameise widersteht. Hier ist auch die Grenzlinie des Handels. Bis zum Double Gates-Hotel senden die Stationen ihre Wolle nach Sydney via Cobar, die oben genannten handeln mit Melbourne mittels der Dampfer zwischen Echuca und Hay. — Kammerzielt und finanziell macht sich hier der Einfluß Victorias geltend, wenige Meilen weiter der Adelaides, da die Grasiers ihre Wolle nach Wilcannia senden und mit der Hauptstadt Südaustraliens Handel treiben.

Außer den oben genannten Tieren sieht man nur noch die unter dem Namen der „Zwölf Apostel“ bekannten, kleinen, niedlichen Vögel, die meist zu zwölf zusammen sind, da die Henne meist 10 Eier legt, die Jungen noch der Brutzeit bei den Alten bleiben. — Kibitze, Strandpfeifer, wilde Enten, Neunlötter sind zahlreich in den kleinen Seen und Pfützen. Aber die Spuren, „bunnys“, des Kaninchens bemerkt man allüberall on den drei bis vier Fuß hoch angefressenen Rinde der Leoparbbäume und andrer Sträucher. Aber kein schwarzer

Digitized by Google

Eingeborner ist zu sehen zwischen Nyngan und Wilcannia und nur in den Ansiedelungen sieht man als Reliquien der Rasse Bumerangs, Speere, Womeras, nur die wohlklingenden Namen, die sie einst dem jetzt von ihren Besiegern bewohnten Gebieten gaben, sind ein Zeugniß ihres einstigen Daseins. — Bei windigem Wetter bietet sich oft ein seltsames Schauspiel auf den westlichen Ebenen. In der Entfernung glaubt der Reisende eine Zahl Büffel umherspringen und mit dem Winde gehen zu sehen. Beim Näherkommen entdeckt er jedoch, daß die Büffel nichts andres als große Haufen trockenen Reisigs und Gras sind, die der Wind sammelt und meilenweit umherrollt, sogenannte „Rolly Polys“, die in Banden von 20 bis 30 Stück gleichzeitig umhergewirbelt werden. Der Weg von Cobar nach Wilcannia führt durch die Paddington-Station, eine der größten Pachtungen in jenen Gegenden, die in guter Zeit über 100000 Schafe zählt. Hier erkennt man deutlich die Schwierigkeiten, die große Herdenbesitzer in diesen Landestheile zu gewärtigen haben. Die Kaninchen sind zahlreich und verheerend und während der letzten Dürre starben gleich 30000 Schafe auf den Stationen. Sind die Flüsse beschreibar, wird die Wolle von Paddington auf Wagen nach Hay verfandt, 180 Meilen weit, was 7 Pfd. Sterl. 10 Schill. auf die Tonne kosten macht. Von Hay bringt der Dampfer die Wolle nach Echuca und weiter nach Melbourne für 3½ Pfd. Sterl. pro Tonne. Auf dieser Station befinden sich Hütten und Maschinen zum Reinigen der Wolle. Das Land ist wellenförmiger als das auf Cobar zu und weniger von Buschwerk gesäubert. — Bei starkem Regenfalle wächst Weizen gut, und in einem Garten beim Thurmungun-Hotel, wenige Meilen hinter Paddington, zog man Kohl, Lattich, Zwiebeln, Rüben, Rhabarber, Kartoffeln, Erbsen, Kürbisse, Wassermelonen, Gurken ꝛc., blühten Pfirsiche, Aprikosen, Äpfel, Maulbeeren, Quitten, Feigen, Trauben. Beim Belaradoon-Hotel erreichte der Weizen eine Höhe von 4 Fuß 9 Zoll, ergab der Acker 2 Tons Heu, so daß der Reichthum des Bodens jegliches Wachsthum zu gestatten scheint, wenn das nöthige Wasser da ist. Die Teiche und Dämme müssen bei der Tiefe des Bodens oft 12 Fuß tief ausgehegt werden, ehe fester Stein gefunden wird.

Über Nekarboo und Fotham Nuns erreicht der Reisende die Kew-Station, eine der größten und bestangelegtesten des Westens. Der Eigenthümer hat sein Pachtgut in einen schönen Besitz umgewandelt, mit den Kaninchen einen erbarmungslosen Krieg geführt, 315000 getödtet, oft 24000 in einem Monat, sie ausgeräuchert, Tausende von Pfunden für Drahtnetze ausgegeben, die Teiche mit Drahtnetzen zur Sommerzeit umzäunt, so daß die Kaninchen zwar zum Wasser hinein, aber nicht herauskommen konnten, Kohlen in ihre Löcher mit Maschinen hineingestoßen und die Kohlen angezündet; auch die Dürre kam ihm zu Hilfe und dezimierte die Kaninchen der Kew-Station. Salzbusch, Baumwollenstrauch, Krähenfuß, Mulga, Rosenholz, Punty, Wilga, Kurrajong, Ballarbäume, diese ebaren Pflanzenarten ließ er in der Dürre schneiden und erhielt so seine Schafe. — Die nächste Station, Cultowa Nun, liegt am Poupoolee-See, der in nassen Jahren recht umfangreich, in andern beinahe trocken ist. — Der Salzbusch macht sich mehr geltend und der Charakter des Landes wird grauer, ärmlicher. Bei der Murtee-Station kommt man über den Tallywalla, einem Nebenarm des Darling, sumpfige Gegend und 16 Meilen weiter erreicht man den Darling an einer Biegung des Flusses. — Noch einige Meilen längs dem Flußufer südwärts und die malerische Stadt Wilcannia ist mittels einer Fähre erreicht.

Wilcannia steht auf dem Westufer des Darlings und ist der Mittelpunkt des Handels für Bavoo, Mount Browne, und den südwestlichen Teil von Queensland. — 583 Meilen nordwestlich von Sydney ist es auch der Kreuzungspunkt für das Vieh aus Queensland und dem Hinterlande für die Märkte Melbournes, ferner Hauptsahen am Darling, und daß sein Handel nicht unbedeutend ist, beweist die Thatsache, daß in dem einen Jahre 1887 218 Schiffe mit 36170 Tons einliefen, 222 mit 26552 Tons ausliefen, der Wert der Einfuhr 283387 Pfd. Sterl., der der Ausfuhr 1098543 Pfd. Sterl. betrug nach den Angaben des Wilcannia-Zollamtes. Größtenteils aus Quadersteinen erbaut, dehnt sich die Stadt eine Meile weit längs dem Flusse aus. Die Straßen sind mit Pfefferbäumen bepflanzt, Hotels zählt man mehr als ein Dutzend, außerdem drei Banken, Brauerei, Seilerwerkstätten, Seife- und Wollfabriken, und wenn auch die Stadt durch das Emporkommen von Broken Hill und durch die letzte Dürre, der eine Million Schafe erlagen, stark gelitten hat, prophezeit man ihr doch eine glänzende Zukunft, daß sie einst dem Darling das sein werde, was S. Louis dem Mississippi. Da sie aber einstweilen nur 1200 Einwohner hat, wird dies wohl noch etwas dauern. — Kommerziell steht die Stadt ganz unter dem Einflusse von Adelaide, das auch den Handel beherrscht. — Mit Neu-Südwales sind die einzigen Beziehungen, abgesehen von der Regierung, zwei Posten nach Bourke und Bouligal. Der Darling, die große Verkehrsader in diesem Teile der Kolonie, ohne den kein Ansiedler hätte Fuß fassen können, hat auf der Strecke von Wentworth nach Wallgett eine Länge von 1129 Meilen, und ist ganz schiffbar, obschon seit Vollendung der Bahn nach Bourke die Dampfer vom Murray selten über Bourke hinausfahren. Von Wentworth den Murray abwärts bis Goolwa, von wo die Wolle nach Port Victor verschifft wird, beträgt die Entfernung 617 Meilen, so daß die Dampfer früher den Verkehr über eine Entfernung von 1746 Meilen zu besorgen hatten; seitdem aber die südaustralischen Eisenbahnen bis nach Morgan, dem alten North Web Bend, ausgedehnt sind, 388 Meilen von Wentworth, wird viel Wolle ꝛc. hier umgeladen. Die Schiffahrt auf dem Darling ist etwas gefährlich wegen der Felsen, besonders bei Murtee, Mara Island, Curronyalpa und Tourales; einige dieser Felsen sind vier Meilen lang und oft müssen die Dampfer bei niedrigem Wasserstande monatelang hierbei liegen bleiben. Der Darling hat einen sehr gewundenen Lauf, der oft einer 8 ähnelt; infolge von starken Zuflüssen im Quellgebiete und der Nebenflüsse fand im Juni und Juli 1886 ein starkes Anschwellen statt. Am 6. Juni fing der Fluß in Bourke an zu steigen, am 17. Juni in Wilcannia, am 3. Juli nachts erreichte die Hochflut erst Wentworth, also 28 Tage nach ihrem Erscheinen in Bourke. Da die Entfernung von Bourke bis Wilcannia 391 Meilen, von da bis Wentworth 505 Meilen, zusammen also 896 Meilen beträgt, durchlief das Hochwasser demnach 32 Meilen den Tag, oder 1½ Meilen die Stunde; im Sommer brauchte es 5 bis 6 Tage mehr wegen der stärkeren Verdunstung ꝛc. Wilcannia ist Entrepot für kleinere Ortschaften, besonders Mount Brown, Menindie, Milparinka, Tibooburra, Wanaaring ꝛc. Das erste ist ein Goldfeld, 160 Meilen entfernt nach Nordwesten, mit einer zerstreuten Bevölkerung von 800 Personen. Menindie mit ungefähr 100 Einwohnern liegt 188 Meilen flußaufwärts Wentworth zu, während die Entfernung zu Lande nur etwa 90 Meilen beträgt, und rivalisiert mit Wilcannia hinsichtlich des Handels mit Broken Hill und der Silbergegend, der es näher liegt. Ausgedehnte Seen westlich von Menindie werden später wohl noch zu Berieselungen und Wasserversorgung benutzt werden. Trauben, Orangen, Nektarinen, Pfirsiche, Birnen gedeihen gut in Menindie und auch Landbau wird nahebei betrieben.

Hinter Wilcannia hört die Zivilisation wieder auf. Auf der 120 Meilen langen Strecke bis Broken Hill bemerkt man nur vier Häuser. Der Weg windet sich durch die Stationen Outer Retaille, Winteroga, Gentyon, Topar,

Digitized by Google

Mount Gipps. Es ist der richtige „wilde Westen", die Wüste des Innern. Beim Hoteleplatze „Caulkers Wells" glaubt man sich in die arabische Wüste oder in die Sahara versetzt. — Zwei andre Rubeplätze tragen die merkwürdigen Namen „Browns Folly", da ein Regierungsteich an verkehrter Stelle angelegt ist, und „Burkes Cayes", die Stelle, wo die unglückliche Expedition von Burke und Wills im Jahre 1860 bis 1861, von der drei Mitglieder, Burke, Wills, Gray, nach glücklicher Durchquerung des Kontinentes bis zum Carpentaria-Golf auf der Rückkehr im Juni 1861 bei Cooopers Creek vor Entbehrungen starben, und King am Leben blieb, gelagert hatte. — Salzbusch bildet die Hauptnahrung der Schafe, doch auch hier ist der Boden bei günstigem Regenfall ein guter. Der Boden ist meist flach, nur einige Erhebungen finden sich bei Glenlyon und Sandsteinberge bei Burkes Cawes. Der Wagen verrinkt oft in die tiefen Geleise, die Reisenden müssen nachhelfen und zu Fuße folgen.

Ein schnell fließender Strom, der Yancowinna, bildet den Reisenden oft 24 bis 48 Stunden auf. — Nach weiteren sechs Stunden ist der „Gorge" bei Stevens Creek erreicht, 17 Meilen von Broken Hill und daher ein Lieblingsplatz für Ausflüge von diesem neuen Eldorado aus, wohin die junge Welt Broken Hills zu Fest- und Feiertagen auf Drags und Buggies mit wolbepackten Trogkörben führt. — Die am westlichen Horizonte auftauchenden Barrier Ranges verkünden die Nähe des Silberlandes, die Häuser werden zahlreicher, Schornsteine und andre Zeichen der Mineinindustrie zeigen sich, die Kutsche rasselt auf fosterer Straße zum Postgebäude von Round Hill, einer Vorstadt von Willnama, dem offiziellen Namen von Broken Hill, jetzt der zweitgrößten Stadt von Neu-Südwales mit ungefähr 26000 Einwohnern, während die sogenannte Barrier, die die Stadt, Silverton, Pinnacles, Acacia Dam, Purnamoota, Apollyon Valley, Corona, Round Hill 2c. umfaßt, im ganzen 32000 Einwohner zählt. — Über Entstehung und jetzige Einrichtung der Stadt, die mit ihren schönen Straßen, stattlichen Hotels und Läden, Theater, Rollschuhbahn, Versammlungshallen, elektrischen Licht, hölzernen Kirchen ganz das Ansehen einer Großstadt hat, ist schon berichtet worden, so daß wir uns kurz fassen können. — Nach den Mitteilungen des „Barrier Mines Directory" belief sich die Produktion der Hauptmine „Peoprietary Mine" bis zum 30. November 1890 auf 20769306 Unzen Silber, 83412 Tons Blei, im Gesamtwerte von 3782963 Pfd. Sterl. Die Besucher zahlen fünf Schilling Eintrittsgeld, welches dem Hospital zufließt, da 5000 Bergleute im Broken Hill beschäftigt werden. — In dem 15 Meilen südwestlich von Broken Hill gelegenen Silverton, wo nur die Umbeumwerke Mine noch von Bedeutung ist und dessen Einwohnerzahl von 3000 auf 1500 zurückgegangen ist, hat die Heilsarmee ihre Thätigkeit entfaltet und viele Gesellschaften und Klubs haben sich sowohl hier wie in Broken Hill gebildet, und der Trade Unionismus, die Gewerkvereine, stehen in hoher Blüte, da Maurer, Pflasterer, Treiber, Feuerleute, Schmelzer, Dienstboten, Trammwaylente u. s. w. sämtlich ihren Verein haben. — Das vorteilhafteste Unternehmen nach der Peoprietary Mine an der „Barrier" ist die Silverton Tramway Company. Außer der großen Fracht aller Art verkehren täglich etwa 900 Passagiere auf den Trammays. Unter diesen Umständen überrascht es nicht, daß die Kompany 50 Proz. Dividende bezahlt; der Trammay, eine Schmalspurbahn, ist 35 Meilen lang, verbindet Broken Hill mit Cockburn an der südaustralischen Grenze und steht so mit dem südaustralischen Eisenbahnnetze in Verbindung. Auch zu den Marmorbrüchen und Eisensteingruben von Tarrawingee ist ein 40 Meilen langer Tramway in fünf Monaten erbaut.

Die Frage, die sich jedem Besucher aufdrängt, ist natürlich die, wie lange die Herrlichkeit an der Barrier dauern wird? Landige Leute sind der Ansicht, daß die Mineinindustrie daselbst noch in ihren Anfängen sich befindet, daß sich noch viele andre und größere „Proprietary"-Minen in jenen weiten Landstrecken entwickeln ließen, daß der Distrikt noch 40 Jahre blühen, die Bevölkerung in fünf Jahren auf 50000 steigen wird, da außer Silber auch Asbest, Gold, Eisen, Zink, Marmor gewonnen werden, die bis jetzt bekannten Silbergruben noch lange nicht ausgebeutet sind. — Das Wahrscheinliche ist, daß es dieser Gegend ähnlich so ergehen wird, wie so vielen australischen Ortschaften. — Dem unruhigen Minenleben wird eine ruhigere Zeit folgen, in der die Zurückgebliebenen sich auch nach andern Beschäftigungen umsehen. — Ackerbau ist so lange ausgeschlossen, als nicht durch Bohrungen artesische Brunnen hergestellt sind. Der an sich gute Boden bedarf nur des Wassers zu jeglichem Wachstum, denn acht Zoll Regen, davon drei bis vier Zoll einmal und dann monatelang keiner, im Jahresdurchschnitt ist zu wenig. — Herdenbetrieb ist aus demselben Grunde schwierig, obschon Salz- und Blaubusch reichlich vorhanden ist und es nur einer regelmäßigen Futterversorgung in trockenen Jahren bedarf. Wenn daher in kürzerer oder längerer Zeit man gezwungen sein wird, dort im weitesten Westen von Neu-Südwales wieder in der Schafzucht einen Ersatz zu suchen für den augenblicklich so ungeheuren Reichtum an Mineralien, so sind doch gerade durch diesen in den letzten sechs bis sieben Jahren Straßen und Eisenbahnen geschaffen, die höchstwahrscheinlich auch später bleiben werden, und Willnama oder Broken Hill wird auch fernerhin ein Mittelpunkt des Handels für die Barrier und die dortigen Distrikte sein, wenn das Toben der Maschinen aufgehört und der Bergmann gleich dem Araber sein Zelt zusammengefaltet und sich ebenso ruhig davon gemacht haben sollte.

Sir Thomas Elders australische Expedition.

Von der auf Kosten Sir Th. Elders ausgerüsteten Expedition (oben S. 31) zur Erforschung des unbekannten Mittelaustrahens vom 15. bis 30. Grade südl. Br., das zwischen den früheren Expeditionen von Forrest, Giles, Warburton und Gosse liegt, und zur Auffindung der Spuren des seit 1848 verschollenen Ludwig Leichhardt, trafen am 14. Oktober Nachrichten in Perth und Adelaide ein. Der aus früheren Reisen wohlbekannte Führer Lindsay telegraphierte von der an der Südlinie Westaustraliens (33° 50' südl. Br., 120° 55' östl. L.) gelegenen Esperance-Bay, einer Station des Überlandtelegraphen zwischen Süd- und Westaustralien an den Präsidenten der Geograph. Gesellschaft in Südaustralien, Sir Sam. Davenport, folgendes: „Ich habe die Ehre zu berichten, daß wir am 2. Juni Fil Bittie erreichten; wir wurden durch Regen aufgehalten und verloren Kamele. Wir zogen in westlicher Richtung bis zur Bergkette, fanden gutes Wasser, untersuchten die Gegend südlich von Tietkins Spur („1875", richtiger wohl 1889?), kehrten zurück und marschierten weiter gen Westen. Der Feldmesser Wells machte einen Abstecher nach SW. bis 28° 15', fand aber kein Wasser. — Wir zogen bis 130° L., 27° 15' Br. und fanden viele gute Hügel- und Felslöcher. — Wells machte einen neuen Abstecher nach SW. bis 28° 20' und fand zwei gute Felslöcher. Er stieß wieder zu uns bei Skirmills Hills, Blyth Ranges, die nur wenige vereinzelte Granitdvorsprünge sind. Die Eingeborenen waren wenig zahlreich und freundlich. Das Land wurde jetzt schrecklich trocken; es war sehr schwierig, Futter und Wasser für die Kamele zu finden, denn Müllers Barker-Quelle war trocken. — H. Heed untersuchte die Gegend bei Block B., doch fand sich keine Spur von Gibson, der bei Giles Expedition verloren ging. Ich durchsuchte westlich die Warburton Ranges nach Wasser,

Digitized by Google

aber ohne Erfolg. Wells fand 120 Meilen südwestlich von Mount Squires ein Felsenloch, das 300 Gall. Wasser enthielt; auf demselben Hügel fand ich ein schönes Felsloch, das zwei Monate vorher durch Regen angefüllt war. Die Eingebornen waren zahlreich; es war unmöglich, mit ihnen in Verkehr zu treten. Es wurde entschieden, daß die Alexandrinquelle trocken sein müsse; ich schickte nach Wasser 25 Meilen südwestlich, füllte alle Gefäße und tränkte die Kamele. Wir brachen Sonntag 30. August auf, einige Kamele waren leidend. Am 1. September erhielten sie je drei Gallonen, am 4. und 20. drei Gallonen aus einem Felsloche. Die Eingebornen griffen Wells an; es gelang uns, ohne zu den Feuerwaffen zu greifen, in freundschaftliche Beziehungen zu ihnen zu treten, indem wir ihnen verschiedene Geschenke machten. Am 7. September erreichten wir Wells Felsenloch, wo eine Schar Eingeborner lagerte, fanden nur 90 Gallonen Wasser, 30 Kamele erhielten je drei Gallonen. Spinifex handhägel und mit Mulga bedeckte Sandsteinberge zogen sich bis nach der Queen-Victoria-Quelle, die wir am 23. Sept. erreichten, nachdem ein Kamel drei Meilen davon an Durst starb. Die Quelle war trocken, wir gruben 15 Fuß tief im Thonbett, erhielten nur 60 Gallonen, die mit 40 aus den Füßern an die Kamele verteilt wurden. Wir zogen gen SW., 25. September, kreuzten einen von Newmann beschriebenen (Salz) Wasserlauf, wandten uns südlich nach Fraser Range. Alles Land litt unter anhaltender Dürre, Futter war spärlich und ärmlich, nur dichter Busch und Spinifex, prächtige Mallenwälder. Am 3. Oktober erreichten wir die Station, vollendeten so eine Reise von 550 Meilen in 34 Tagen, wobei jedes Kamel nur acht Gallonen Wasser gehabt hatte. Alle Kamele kamen wohlbehalten an, nur schrecklich ermüdet und abgetrieben, mit blutenden Füßen und lahm vom Gestrüpp. Müssen mindestens drei Wochen Ruhe haben. Die Absicht war, von Viktoria Springs nach Norden bis 27° 30′ zu marschieren, dann gen NW. auf Forrests Spuren, dies ist aber jetzt unmöglich wegen der Dürre. Wir können nicht darauf rechnen, anderweitig zufällig Wasser zu finden und mit den Kamelen sobald eine neue trockene Reise zu unternehmen. Wir schlagen vor, durch Hampton Plains zu ziehen, und — finden wir kein Wasser — westwärts. Findet sich Wasser, werden wir quer über Giles Spur, Mullaring und Forrests Spur am Mount Ida nach Hopes, via Cruickshanks Station, ziehen. Von Windmill Spring wollen wir in südöstlicher Richtung bis 28° Br. marschieren, so die Unterstützung von Black A. verstanden. Wir ließen ein Kamel krank zurück in Altbillie, eins starb in Barrow Range. Gesamtverlust drei. Der Gesundheitszustand der Gesellschaft ist vortrefflich. Ich schicke Gwynne nach Adelaide mit Photos und Proben. Hoffe Weihnachten Hopes zu erreichen. Kam hierher zu Pferde, kehre Sonntag — in vier Tagen — zum Lager zurück."

Die aus den Herren Lindsay, Leech, Geometer Wells, Medizinar Dr. Elliot, Geolog Streich, Naturforscher Helms, H. Ramsay und zwei Begleitern bestehende Expedition hat also ihre Mission infolge des schrecklichen Wassermangels nur teilweise ausführen können.

Sprachverschiebungen in der Schweiz.

Gelegentlich eines Besuches in Bern hatte Friedrich von Hellwald die richtige Bemerkung gemacht, daß in dieser deutschredenden Stadt gegen früher die französische Sprache auffallend zugenommen habe. Von schweizerischer Seite ist diese Bemerkung aufgegriffen worden und in der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 12. Sept. 1891 hat ein sachkundiger Mitarbeiter über die betreffenden statistischen Verhältnisse sich wie folgt ausgelassen. Stellt man die Ergebnisse der letzten Zählung, die in der Schweiz — im Jahre 1888 — stattgefunden hat, jenen der ihr zunächst vorangegangenen von 1880 gegenüber, so ergiebt sich, wenn auch nicht ein Vorrücken des welschen Elementes überhaupt, so doch ein solches speziell des französischen, und dieses dann ganz deutlich. Von 1880 bis 1888 ist nämlich die deutschsprechende Bevölkerung in der Schweiz ihrer Verhältniszahl nach gleich geblieben. 1880 wie 1888 waren 71,3 Prozent der Schweizerbevölkerung deutsch. Dagegen ist die Ausdehnung des italienischen und romanischen Sprachgebietes auffallend zurückgegangen: jenes des italienischen von 5,8 und 5,3, das des romanischen von 1,4 auf 1,3 Prozent, und in diese Lücke ist nun das französische Bevölkerung eingerückt, die 1880 mit 21,4, 1888 mit 21,8 Prozent in der Gesamtbevölkerung vertreten war.

Gern würden wir diesen Daten für die Gesamtschweiz solche für unsre größten Städte anreihen. Leider giebt aber darüber die bisher veröffentlichte Statistik keine Auskunft. Spezielle Ziffern teilt sie nur für die Kantone mit. Da erfährt man denn aber im besondern für den Kanton Bern, daß von 1880 auf 1888 die deutsche Bevölkerung dort unverkennlich zurückgegangen ist — deutschredende Berner gab es 1880: 452039, 1888: 451927 — die französischredende dagegen von 78640 auf 85535 gestiegen ist. Die Bevölkerungs-Vermehrung in diesem stärkstbevölkerten Kanton der Schweiz gehört also ganz den Französischredenden; denn daß es 1888 auch um 240 mehr Italiener im Bernischen gab als 1880, will ja nichts sagen. Zugewachsen sind, wenn man von diesen Italienern absieht, während des abgelaufenen Jahrzehnts nur die Französischsprechenden. Um 7000 ist ihre Zahl angewachsen. Klar ist aber, daß von diesen 7000 Plus ein Teil, und wahrscheinlich der größere, aus Familien deutscher Nationalität herwortrug. Diese junge Mannschaft hat, statt deutsch zu bleiben, das Französische zur Muttersprache angenommen.

Bern steht mit dieser Entwicklung übrigens nicht vereinzelt da. Geht man über die Berner Grenze ins Neuenburgische hinein, dann findet man noch weit bezeichnendere Ziffern als die vorgenannten. Denn hier ist allerdings von 1880 auf 1888 die deutschredende Bevölkerung von 24489 auf 22782 zurückgegangen; die französischsprechende Bevölkerung dagegen ist von 77525 auf 84367 gestiegen. Nirgends sonst ist in den deutsch-französischen Kantonen die Verschiebung eine so starke gewesen wie hier. Man zählte:

	Deutschsprechende		Französischsprechende	
	1880	1888	1880	1888
In Freiburg . . .	35705	37325	79016	81808
„ Waadt . . .	21692	25011	212161	219615
„ Wallis . . .	31963	32290	67214	68676
„ Genf	11500	12795	86414	89763

Hier ist also überall eine gewisse Vermehrung auch des deutschen Elementes festzustellen, in der Waadt sogar in auffallendem Umfang. Immerhin wächst aber, das spricht die Gesamtziffer für die Schweiz aus, die Beteiligung der Französischsprechenden an der Gesamtbevölkerung gegenwärtig rascher als jene der deutschen.

Wollen wir nun dem bereits Gesagten noch ein paar weitere Bemerkungen anfügen, so wäre vielleicht darauf aufmerksam zu machen, daß die französische Kolonie auch im Kanton Zürich im stärkeren Anwachsen begriffen ist als sonstwo auf deutschem Sprachgebiet. 1880 hatte der Kanton Zürich 1471, 1888 bereits 2024 Französischredende. In Baselstadt hat sich die Zahl der Französischredenden in viel geringerem Maße, nämlich von 1901 auf 2045 vermehrt. Zürich und Baselstadt haben von deutschen Kantonen heute die zahlreichsten französischredenden Kolonieen. Weit mehr als Französischredende auf deutschem Sprachgebiete trifft man bekanntlich Deutschredende auf französischem Boden an.

Digitized by Google

Was die Italienischredenden betrifft, so ist ihre Zahl im Tessin, wie die Bevölkerung dieses Kantons überhaupt, zurückgegangen: von 129409 auf 124903, während gleichzeitig die Zahl der Deutschsprechenden hier von 1054 auf 1942 und die der Französischredenden von 212 auf 241 gestiegen ist. In Graubünden stehen gegenwärtig 13957 Italienischredende neben 37057 Romanen und 44272 Deutschredenden. Hier vermehren sich die Italienischredenden verhältnismäßig am stärksten, die Zahl der Romanen geht zurück. 1880 zählte man ihrer nach 37794 gegen die 37077 von heute.

Von den Ursachen in der Sprachverschiebung erwähnt der Verfasser des oben stehenden Artikels der „Neuen Zürcher Zeitung" nur eine, und zwar eine für die Deutschen wenig erfreuliche, nämlich den Übergang deutschsprechender Schweizer zur französischen Sprache. Viel einflußreicher aber als diese eine Ursache für die Sprachverschiebung ist in der Schweiz eine andere: Die Einwanderung herüber und hinüber infolge der gesteigerten und erleichterten Verkehrsverhältnisse und der Industrie. Hier zeigt sich nun ein starker Zug der deutschredenden Schweizer in die französischredenden Kantone und die Zahl der ersteren ist weit bedeutender in den französischen Kantonen als umgekehrt. Von 2092520 deutschen Schweizern wohnten 94760 oder 4,5 Prozent im Jahre 1888 in der Französischen Schweiz und die Zahl der Deutschen in derselben ist in der letzten Zeit ganz gewaltig gewachsen, zumal in den Städten Genf, Lausanne, Vevey, Neuchatel, La Chaux des Fonds, le Locle sowie im Schweizer Jura. Wir verweisen in dieser Beziehung auf die von einer Karte begleitete statistische Abhandlung von Dr. Zemmrich: „Das deutsche Element in der Bevölkerung der Französischen Schweiz" (Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Wien, Mai 1891).

Zurückweichen des angelsächsischen Elementes in Nordamerika.

Von Dr. J. Höfer.

Je mächtiger die nordamerikanische Republik in die Welthändel eingreift, desto nachdrücklicher weisen die Engländer darauf hin, daß es das sogenannte angelsächsische Element sei, welches der Kultur diese ungeheuren Gebiete erschlossen und der Neuen Welt den Stempel seines Geistes aufgedrückt habe. Matthew Arnold, Goldwin Smith, Edward Fillman, James Anthony Froude und all die andern englischen Chauvinisten verbreiten diese Idee aufs eifrigste; und in Amerika selbst, in Kanada wie in den Vereinigten Staaten, findet diese Auffassung Anhänger, — aber freilich auch ebenso viele Gegner.

In Kanada weisen die Regierungsbeamten bei jeder Gelegenheit auf die enge Verwandtschaft zwischen den Angelsachsen des Mutter- und Tochterstaates hin. Und doch ist es Thatsache, daß eben diese Politiker selbst fast sämtlich aus keltischen oder französischen Familien stammen; schon die Namen beweisen dies. Fast ein Drittel der Bevölkerung ist französisch, ein Drittel sind Engländer und der Rest vertritt sich auf Irländer, Deutsche und andere Nationalitäten. Es ist also falsch, daß in Kanada die Majorität der Bevölkerung angelsächsisch ist.

Allerdings wird in den Vereinigten Staaten wie in Kanada die englische Sprache fast allgemein gesprochen, aber sie wird von den eingebürgerten Deutsch-, Irisch- und Französisch-Amerikanern ebenso aber fast so gut wie von den Anglo-Amerikanern gesprochen. Zudem sprechen auch sechs bis sieben Millionen Neger und Farbige englisch, von denen niemand behauptet, daß sie Angelsachsen seien. Wenn auch zur Zeit, als England die Oberherrschaft über den nicht spanischen Teil Nordamerikas gewann, das angelsächsische Element bei weitem vorwog, so ist dasselbe seitdem doch durch und durch mit so vielen Hunderttausenden von Deutschen, Iren, Spaniern und Franzosen durchsetzt worden, daß es sich wohl einmal der Mühe lohnt zu untersuchen, wie groß denn heute der angelsächsische Teil der Bevölkerung thatsächlich ist.

Bei der ersten Volkszählung in den Vereinigten Staaten, im Jahre 1790, belief sich die weiße Bevölkerung auf 3172006. Nehmen wir an, von diesen drei Millionen seien rund zwei Millionen angelsächsischen Ursprungs gewesen (jedenfalls eine hohe Schätzung); nehmen wir ferner an, diese zwei Millionen hätten keinen Zuwachs von außen erhalten, so fragt es sich: In welcher Zahl würden dieselben z. B. bis zum Jahre 1890 angewachsen sein? Angesichts der gewaltigen Einwanderung läßt sich diese Frage natürlich nicht direkt mit statistisch genau beantworten; wir müssen deshalb zu einem Analogieschluß unsre Zuflucht nehmen.

Es giebt ein Element in den Vereinigten Staaten, welches keinen nennenswerten Zuwachs durch Einwanderung erhalten hat, und das ist das afrikanische. Im Jahre 1790 betrug die Zahl der Neger, Sklaven und Freien 757208 und im Jahre 1880 6580793, was einen Zuwachs von 770 Prozent in 90 oder 855 Prozent in 100 Jahren bedeutet. Wenn sich nun jene zwei Millionen Angelsachsen in demselben Maße vermehrten, so würde ihre Zahl 1880 auf 15400000 und 1890 auf 17100000 angewachsen sein. Thatsächlich hat sich aber die schwarze Bevölkerung außer in der allerneuesten Zeit verhältnismäßig stärker vermehrt, als die mittelländische Rasse.

Es fragt sich nun weiter: in welchem Maße ist das angelsächsische Element durch Einwanderung aus dem Mutterlande verstärkt worden? Die genauen statistischen Aufzeichnungen beginnen erst mit dem Jahre 1820. Für den Zeitraum von 1789 bis 1820 wird die Gesamteinwanderung in die Vereinigten Staaten auf 250000 geschätzt, wovon die Angelsachsen aus naheliegenden politischen Gründen nur einen sehr geringen Prozentsatz bildeten. Von 1820 bis 1889 sind 15199179, also rund 15 Millionen Menschen eingewandert. Von diesen 15 Millionen kamen: 4462000 aus Deutschland, 3455000 aus Irland, 2739000 aus Großbritannien, 913000 aus Schweden und Norwegen, 398000 aus Österreich-Ungarn, 289000 aus China u. s. w. Unter den 2739000 Einwanderern aus Großbritannien sind die keltischen Schotten einbegriffen; aber weil wir nach einem Bruchteil zwei 250000 Einwanderer in den Jahren 1789 bis 1820, sowie einen Teil der Einwanderung aus Kanada berücksichtigen müssen, so wollen wir die Zahl der von 1789 bis 1889 eingewanderten Angelsachsen auf 2800000 ansetzen.

Wenn wir nun die natürliche Vermehrung dieser 2800000 eingewanderten Angelsachsen berechnen, dürfen wir nicht vergessen, daß mehr als eine Million von ihnen erst in dem Jahrzehnt 1879 bis 1889 eingewandert ist. Eine natürliche Vermehrung um vier Millionen dürfte deshalb schon eine sehr hohe Schätzung sein.

Fügen wir diese 6800000 aber rund sieben Millionen zu den oben gefundenen 17 Millionen, den Nachkommen der ursprünglichen Angelsachsen, hinzu, so erhalten wir für den heutigen Tag 24 Millionen Angelsachsen als günstigste Schätzung. Da die Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten nach der neuesten Zählung von 1890 rund 63 Millionen beträgt, so würde das angelsächsische Element mithin etwa $^{2}/_{5}$ oder 38 Prozent, d. h. wenig mehr als ein Drittel der Gesamtbevölkerung ausmachen.

Aus alledem geht hervor, daß nicht England, sondern ganz Europa die eigentliche Mutter der Bevölkerung Amerikas

Digitized by Google

ist. Doch darf man auf der andern Seite nicht vergessen, daß bei aller Verschiedenheit die amerikanische Litteratur, das Staatswesen und öffentliche Leben doch im wesentlichen ein angelsächsisches Gepräge trägt. Die Angelsachsen haben es, obwohl in anthropologischer Beziehung thatsächlich in der Minderheit, verstanden, den übrigen Nationalitäten nicht nur ihre Sprache, sondern auch ihre Sitten und Einrichtungen aufzudrängen, wozu vor allem wohl die Einfachheit der englischen Sprache mitgewirkt hat.

Bier und Hopfen in der Völkerkunde.

In der Sitzung des Münchener Anthropologischen Vereins vom 30. Oktober 1891 hielt Prof. Dr. Braungart (von der Brauerschule Weihenstephan in Freising) einen Vortrag über Herkunft und Verbreitung des Hopfens: Er sprach ausführlich über die von slawischen Schriftstellern verfochtene Behauptung, daß der Hopfenanbau von den Slawen aus sich verbreitet habe, wofür besonders die reiche Entfaltung einer Wurzel chmel angeführt wird, deren Ableitungen im Russischen, Tschechischen, Polnischen Wörter für Bier, Zechen, Rausch, Trunkenbold bilden. Besonders interessant waren Mitteilungen über die Ossetен und ihre einheimische Brauerei nach Angaben und Ermittelungen eines in Tiflis ansässigen deutschen Bierbrauers, der selbst, ebenso wie seine Söhne, in Freising ihre fachmännische Ausbildung gesucht hatten. Die Ähnlichkeit ihres Verfahrens mit dem unsrigen vor der Einführung der Maschinen war dem Fachmann zugleich mit andern Übereinstimmungen in Haushau, Sitten und öffentlichen Einrichtungen der Beweis, daß die heutigen Ossetен im nächsten Zusammenhang mit den Germanen stehen mußten, daß bei ihnen, am Südabhang des Kaukasus, die Verwendung des Hopfens erfunden worden sei und mit ihren Nachbarn, den Goten, während der Völkerwanderung sich verbreitet habe. Anderes sei übergangen. In der angeregten Debatte führte Professor Kuhn aus, daß allerdings die Ossetен unzweifelhaft Reste der Alanen seien, deren Splitter mit Goten und Vandalen nach Westeuropa gelangt seien; doch seien sie den Iraniern zuzuzählen. Trotzdem spräche für den slawischen Ursprung des Hopfenzusatzes manches. Der Name humulus für Hopfen trete doch erst lange nach der Völkerwanderung auf, franz. houblon, deutsch Hopfen gehe darauf zurück. Ihm sei es auch unzweifelhaft, daß das deutsche Wort Bier, dem slavisch pivo entspricht, ein Lehnwort sei, weil sonst beim p ein germanisches f entgegensetzen sollte, nach der Analogie andrer Gemeinwörter. Es scheine, daß der germanische Name olus (engl. ale, nordisch öl), auch litauisch, den ungehopften Gerstentrank bedeute, Bier das jüngere, gehopfte Getränk. Die frühe und weite Verbreitung eines hierähnlichen Getränkes, das vielleicht dem jetzigen Weißbier entspräche, in Ägypten, wo Petusium dadurch berühmt war, in Persien, in Thracien und Illyrien (zython), in Gallien (cervisia) und Spanien, und Germanien habe also mit dem Hopfen nichts zu thun. Genauere Nachweise über das Auftauchen des Wortes humulus seien zu wünschen, aber die Meinung slawischer Schriftsteller, wie Hanuschorf und Miller, sei nicht von vornherein zu verwerfen. Die Frage nach der Heimat der Hopfenpflanze wurde dabei nicht berührt, aber doch von andrer Seite betont, daß ein babylonischer Name des Hopfens noch nicht sich ergeben habe. Sch.

Bücherschau.

C. Opitz und Dr. H. Polakowsky: Mapa de la Republica de Chile. 1:2500000. Edicion corregida 1891. Editor Hugo Kuny, Santiago (Frankfurt a. M., Karl Zugels Verlag).

Gegen die erste 1888 erfolgte Ausgabe zeigt die Karte jetzt ein überall berichtigtes Bild und ist nach den besten Quellen wieder auf den neuesten Standpunkt gebracht worden. Die Veröffentlichungen der chilenischen Marine haben hier eine vollständige Benutzung erfahren. Völlig anders zeigt sich auf der neuen Karte der Archipel südlich des Golfes de la Pena, ebenso die Inseln am Kap Hoorn nach den Aufnahmen des französischen Schiffes „Romanche". In Feuerland brachte neues die Expedition Popper und die Ergebnisse der Reisen von Serrano, ferner die Aufnahmen der Kapitäne Latarer, King, Fitzroy und Mayne, sowie die Bertrandsche Kolonisationssammlung. Im Norden Chiles sind im Salpeterdistrikte mehrere Korrekturen vorgenommen. Für die argentinischen Teile der Karte wurden die Arbeiten von Seestrang und der neue Atlas von Bradebusch ebenfalls benutzt. Es mag nach ernähnt werden, daß auch Provinzgrenzen und Ortsnamen berichtigt und ergänzt sind.

In der Nebenkarte wurden nach die Aufnahmen der Gingedornen zwischen Rio Gualchut und Rio Cautin eingetragen. Weniger befriedigend ist dagegen die Behandlung der Verkehrswege, denn abgesehen von den eigentlichen Landstraßen vermißt man die Einzeichnung von verschiedenen Eisenbahnlinien, die teils lange fertig gestellt, teils im Bau begriffen sind, z. B. die 1889 eröffnete Linie von Tocopilla nach Toco, die Linie von Caleto Buena, Unvollständig und teilweise unrichtig ist der Ferro Carril de Antofagasta. Auch die Linie Los Andes-Mendoza ist mangelhaft. Trotz dieser kleinen Ausstellungen ist die Karte in ihrer neuen Ausgabe als ein vortreffliches Hilfsmittel zum Studium der chilenischen Landeskunde, sowie für Kaufleute durchaus zu empfehlen.

A. Scobel.

Aus allen Erdteilen.

— Ryders Expedition nach der grönländischen Ostküste. Am 7. Juni 1891 verließ die Expedition, deren Abgang, Ausrüstung und Pläne „Globus", Bd. LX, S. 13 ausführlich gemeldet wurden, Dänemark. Über den ferneren Verlauf melden Petermanns Mitteilungen: Ein erster Versuch, am 20. und 21. Juni die Eisschranke unter 71° und 68° westl. Br. zu durchbrechen, scheiterte an deren Dichtigkeit. Seit dem 29. Juni sind keine Nachrichten nach Dänemark gelangt, das Expeditionsschiff des Dampfwales Hekla, Kapitän Knudsen, ist nicht zurückgekehrt. Nach Mitteilungen eines Robbenjägers ist jedoch anzunehmen, daß Ende Juli der Expedition der Durchbruch durch die Eismassen gelungen ist und die Ostküste unter 71½° N. erreicht wurde, so daß noch zwei Monate zur Aufnahme der Küste verwendet werden konnten. Wohl durch die Eisverhältnisse gezwungen, hat Leutnant Ryder das für diesen Fall mit Lebensmitteln, Kohlen u. s. w. versehene Expeditionsschiff zurückbehalten. Ausgeschlossen ist natürlich auch nicht die Gefahr, daß das Schiff die Ostküste gar nicht erreicht hat, sondern im Packeise eingeschlossen nach Süden treibt.

— Das Erdbeben von Gifu in Japan. Nach dieser am meisten betroffenen Stadt kann man wohl das große Erdbeben bezeichnen, welches Ende Oktober Japan heimsuchte und sich über 31 Provinzen des Reiches erstreckte. Seinen Mittelpunkt hatte dasselbe im Distrikte Mino, der

Digitized by Google

Hauptinsel, wo es die größten Zerstörungen anrichtete; aber auch in den Nachbarprovinzen Etzoi und Dwari waren die Verwüstungen kaum minder groß. In diesen drei Provinzen rechnet man 43000 zerstörte Häuser und 3400 durch das Erdbeben getötete Menschen. Der erste, am 25. Oktober zu Gisu (östlich von dem großen Biwaloe) gespürte Stoß war mit einem mächtigen unterirdischen Getöse begleitet; die Erde wurde dort gespalten und aus den bis meterbreiten Rissen drangen vielfach Schlamm und vulkanische Asche an die Oberfläche. Gisu selbst wurde in einen Trümmerhaufen verwandelt, desgleichen das benachbarte Kana. Schon nach den ersten Stößen konnte man bemerken, daß der Boden sich gesenkt hatte; in Gisu selbst brach Feuer aus, welches die zerstörte Stadt völlig vernichtete. In Gobo stürzte ein Tempel ein, welcher 50 Besucher erschlug; in Nagaroa brach eine christliche Kirche während des Gottesdienstes zusammen, wobei auch Menschen ums Leben kamen. In Nagoja, südlich von Gisu, nach dem Meere zu, verloren 800 Menschen das Leben und hier zählte man vom 25. bis 30. Oktober nicht weniger als 368 bestimmte Erdstöße. Die Gewalt derselben ist teilweise so groß gewesen, daß die Schienen der Eisenbahnen gebogen und eiserne Brücken zerstört wurden; gemauerte Flußufer stürzten ein und die Fluten ergossen sich über die Felder. Am Fuße der Hakusanberge bei Gisu bildete sich ein See von über 500 m Länge und 50 m Breite. Aus den tiefen und breiten Spalten, die sich hier bildeten, strömte Wasser hervor, während die Brunnen und Quellen sich trübten und ungenießbar wurden. Große Erdsenkungen kamen auch im Distrikte Mortoyn vor, und am heiligen Berge Fusiyama bildete sich nahe dem Gipfel eine ungeheure Spalte.

— Chinesische Hetzlitteratur gegen die Weißen. In den gegenwärtigen Unruhen in China, die auf Vertreibung der fremden „rothaarigen Teufel“ abzielen, spielen Schmähschriften, die das Volk gegen die Europäer aufstehen, eine große Rolle. Im Laufe des Sommers waren zu Nanking, der wichtigsten Stadt am Yangtsekiang, 17000 chinesische Studenten aus verschiedenen Teilen des Reiches versammelt, um dort ihre Staatsprüfungen abzulegen. Unter ihnen verbreiteten öffentlich die Hetzschriften verbreitet, welche teils bloß gedruckt, teils mit Abbildungen versehen waren und die man selbst an der Prüfungshalle anschlug. Der Inhalt ist teilweise sehr schmutziger Art und läßt sich nicht ganz wiedergeben. Eine derselben lautet folgendermaßen:

„Die römisch-katholische Religion hat ihren Ursprung von Jesus, wird von allen westlichen Völkern geübt und von ihnen andern Völkern gelehrt. Der Gründer derselben wurde von bösen Menschen am Kreuze getötet. Das Haupt ist der Papst. Wenn die Mitglieder heiraten, so gebrauchen sie keinen Vermittler und machen zwischen Alt und Jung keinen Unterschied. Mann und Frau kommen nach Belieben zusammen, doch müssen sie erst dem Bischof ihren Gehorsam beweisen und zu Schang Ti (Gott) beten. Die Braut muß stets zuerst bei ihrem Beichtvater schlafen. ... Zwei Weiber darf man nicht nehmen, weil Schang Ti zuerst einen Mann und ein Weib schuf. Stirbt ein Mann, so heiratet sein Sohn die Mutter, die ihn geboren. Stirbt ein Sohn, so kann der Vater dessen Witwe heiraten, ja selbst seine eigene Tochter. Alle nahen Verwandten, selbst Geschwister, heiraten einander. Zhang Shan-tsi war ein Botschafter am Hun Hof; ein Mann Namens Liu lehrte ihn, daß, wenn er kleine Kinder raube und er ihnen die Herzen und Augen ausrisse, er 50 Tacks (240 Mark) für ein Sortiment derselben verdienen könne. Ein fremder Teufel vergiftete im Kanton nachts die Brunnen. Alles erkrankte und konnte nur von den fremden Ärzten geheilt werden. Viele starben. Als der Präfect die Ursache fand, wurden 30 verhaftet und getötet. Wenn diese fremden Teufel ihre Kirchen öffnen, geben sie den Weibern erst eine Pille ein, die dazu dient, dieselben zu hintergehen .... ist das geschehen, dann stimmt der Priester seine Gesänge an. In Tientsin entführte man regelmäßig junge Mädchen, um ihnen Augen und Herz auszureißen. Aber die Einwohner merkten dieses, zerstörten die Häuser der Fremden und fanden darin ganze Haufen von Leichen der geraubten Kinder. Seid vorsichtig, daß uns nicht dieselben widerfahren! Vereinigt Hände und Herzen, um das Übel zu vertagen, ehe es mit überwindet.“

— Ungleiche Vermehrung der Nationalitäten in Österreich. Die Volkszählung von 1890 hat in der westlichen Hälfte der österreich-ungarischen Monarchie eine geringere Vermehrung ergeben als in der östlichen; 7,9 Proz. im sogenannten Cisleithanien, 10,82 Proz. in Transleithanien. Aber auch in den einzelnen Kronländern ist die Zunahme sehr ungleich und daraus ergiebt sich eine Verschiebung des Anteils der Nationalitäten, die für den Politiker wie für den Geographen von Belang ist. Voran steht Niederösterreich mit 13,8 Proz. Zunahme seit 1880, wegen der Anziehungskraft von Wien eine Ausnahme; dann folgt die Bukowina mit 13,1 Proz., Galizien 10,4 Proz., Schlesien 6,5 Proz., Mähren 5,5 Proz., Böhmen 5 Proz.; die Alpenländer 3,2 bis 3,6 Proz., Tirol aber nur 0,9 Proz. Ein Aufsatz des Statistikers v. Reinöhl in der Wiener Deutschen Zeitung (4. November 1891) berechnet nun die verschiedene Zunahme der Nationalitäten seit 1880: Die Polen stehen voran mit 15 Proz. (1880 14,86 Proz., 1890 15,87 Proz. der Gesamtbevölkerung), Serbokroaten 14 Proz., Ruthenen 11 Proz., Deutsche 5,66 Proz. (36,75 Proz. 1880, gefallen auf 36,04 Proz.), Tschechen 5,65 Proz. (von 23,77 Proz. gefallen auf 23,32 Proz.), Slowenen 3,18 Proz. (von 5,23 auf 5,01 Proz.).

Italiener nicht ganz 1 Proz.; sie haben in Dalmatien von 37000 im Jahre 1880 abgenommen auf 16000. Ebenso zählen die Deutschen in Galizien um 96736 weniger als 1880, in Görz um 464, in Krain um 1000 (28000 statt 29000). Diese Verschiebungen spiegeln nur die wechselnden Einflüsse der Politik, während die stärkere Zunahme der dünnbevölkerten Nordkarpathenländer, die langsame der Alpenländer sich anders erklärt. Heimatsberechtigt im Aufenthaltsort waren 1869 noch 79 Proz., 1880 79 Proz., 1890 nur 64 Proz.; dies giebt die Aussicht auf fortschreitende Mischungen. In Niederösterreich wohnten 1890 93481 Tschechen statt 61257 im Jahre 1880.

— Über die Art der Verbreitung und das Vorkommen der böhmischen Granaten (Pyropen) erfahren wir aus den Verhandlungen der Kaiserl. Königl. Reichsanstalt vom 30. September 1891 durch F. Kaser folgendes: Diese bekanntesten von allen Edelsteinen Böhmens finden sich in Diluvialschottern mit Elephas primigenius und Rhinoceros tichorhinus über ein Gebiet von etwa 70 qkm im böhmischen Mittelgebirge zwischen Chabalik, Chrastian, Semtsch, Schellawitz u. s. w. verbreitet. Reichlich ist diesen Schottern kretacesisches Material der turanen Teplitzer und senonen Priesener Schichten, häufig in Form wohlerhaltener Versteinerungen, beigemischt. Die 1 bis 2 m mächtigen Pyropführenden Schotter sind meist von diluvialem Lößlehm überlagert. Das Abbaugebiet zählt 142 Eigentümer von Granatfeldern und 362 bei der Gewinnung beschäftigte Arbeiter. Der jährliche Bruttoertrag beläuft sich auf 80000 fl. Kleine Körner mit 500 auf 1 Lot werden am häufigsten gefunden, größere Pyropen sind schon seltener. Sr.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

28 Oct '57 [illegible]

REC'D LD

OCT 14 1957

JUN 23 1970 62

MAY CIR. JUL 1 '70

LD 21A-50m-8,'57
(C8481s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

535547

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google